Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Deutsch-Ost-Afrika

wissenschaftliche Forschungsresultate über Land und Leute unseres ostafrikanischen Schutzgebietes und der angrenzenden Länder

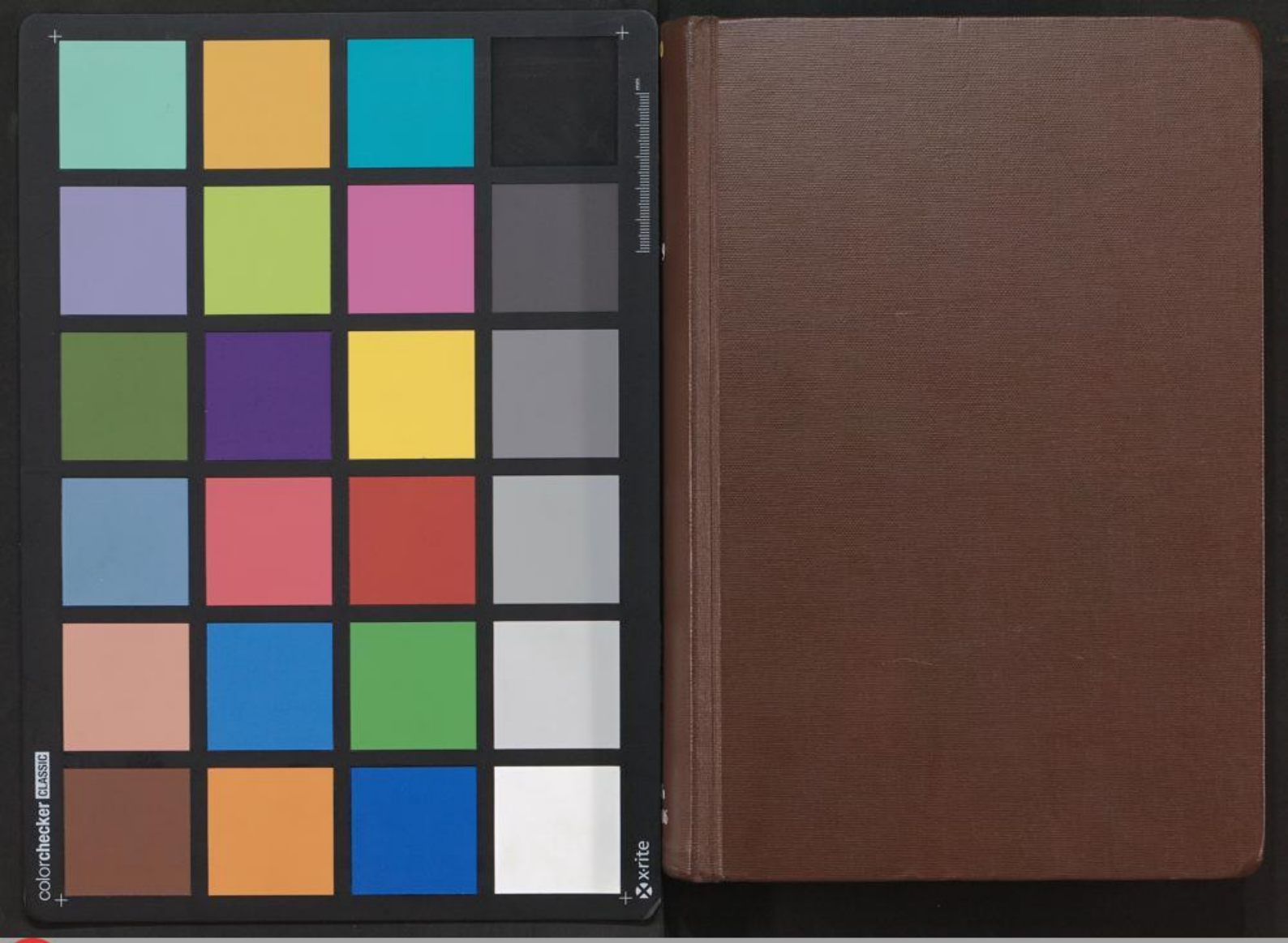
Das Deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet : Land und Leute; nebst Bemerkungen über die Schire-Länder

Fülleborn, Friedrich

Berlin, 1906

urn:nbn:de:gbv:46:1-10948

Visual Library



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

4°

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Das
Deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet,
Land und Leute,
nebst Bemerkungen über die Schire-Länder.

Mit Benutzung von Ergebnissen der Njassa- und Kingagebirgs-Expedition der Hermann und Elise geb. Heckmann Wentzel-Stiftung verfasst

von

Dr. Friedrich Fülleborn.

Mit über 200 Textbildern und einem Atlas, enthaltend 119 Lichtdrucktafeln und 2 Karten.

BERLIN 1906
DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

4° Ur 1106 - 9

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

FRAU E. WENTZEL-HECKMANN,

Dame des Wilhelm-Ordens,
des Luisen-Ordens, der Roten Kreuz-Medaille
und Ehrenmitglied der
Königlichen Akademie der Wissenschaften

ehrerbietigst gewidmet vom

Verfasser.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorwort.

Während der Jahre 1897—1900 hatte ich Gelegenheit, einen grossen Teil des südlichen Deutsch-Ostafrika kennen zu lernen: als Arzt der Kaiserlichen Schutztruppe beteiligte ich mich an den Expeditionen gegen die Wangoni und Wahehe und durchstreifte dann, mit den zoologischen Forschungen der »Njassa- und Kinga-Gebirgs-Expedition der Hermann und Elise geb. Heckmann-Wentzel-Stiftung« betraut, die deutschen Njassa-Länder.

Die rein fachwissenschaftlichen Ergebnisse dieser meiner Reisen sind an anderer Stelle veröffentlicht: über das zoologische Material, soweit es bereits bearbeitet ist, haben Enderlein, Grünberg, Hilgendorf, Karsch, Kolbe, v. Linstow, v. Martens, Matschie, Pappenheim, Reichenow und Tornier, über das botanische Plankton Schmiedle und O. Müller berichtet; die Ergebnisse meiner physisch-anthropologischen Untersuchungen habe ich selbst veröffentlicht.

In jenen »Beiträgen zur physischen Anthropologie der Nord-Nyassa-länder«, die ich als eine Ergänzung des vorliegenden Buches betrachte,*) hatte ich den Typenaufnahmen und Messungstabellen ausser anatomischen und physiologischen Bemerkungen nur einige knappe Notizen über die Herkunft und den Wohnsitz der einzelnen Stämme hinzugefügt. Bedurften die letzterwähnten Punkte schon im Interesse der physischen Anthropologie einer Erweiterung, so wurde ihre ausführliche Behandlung vollends eine unabweisbare Notwendigkeit, als ich zur Bearbeitung des ethnologischen Materials schritt: noch augenfälliger als die somatischen Eigenschaften werden ja die Seele und der Kulturbesitz eines Volkes beeinflusst durch seine Geschichte und die Eigenart der Scholle, auf der es gelandet ist.

*) Beiträge zur physischen Anthropologie der Nord-Nyassa-Länder, anthropologische Ergebnisse der Nyassa- und Kingagebirgs-Expedition der Hermann und Elise geb. Heckmann-Wentzel-Stiftung. Mit Unterstützung der Stiftung herausgegeben von Dr. Friedrich Fülleborn. Mit 64 Lichtdrucktafeln, 1 Farbenskala, 2 Autotypien und 10 Tabellen. Berlin 1902, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Die allgemeiner interessierenden Ergebnisse, sowie einige Abbildungen jener Arbeit sind zur Abrundung des vorliegenden Buches in dieses übernommen worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In dem vorliegenden Buche habe ich daher die Ethnologie in den weiteren Rahmen einer allgemeinen Beschreibung von »Land und Leuten« eingefügt, und ich hoffe, dass das Werk in dieser Form dazu beitragen wird, auch in grösseren Kreisen das Verständnis für unsere ostafrikanische Kolonie zu vertiefen; bisher fehlte es ja an einer die vorhandene Literatur zusammenfassenden Darstellung des deutschen Njassa- und Ruwuma-Gebietes.

Eine »Monographie« ist freilich auch meine Arbeit durchaus nicht und hätte eine solche bei meinen geringen Spezialkenntnissen auch garnicht werden können: ich war nur bestrebt, die bisherigen Veröffentlichungen über das deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet mit meinen eigenen Erfahrungen zu einer das wesentlichste berücksichtigenden Darstellung zu verschmelzen.

Geographie, Geologie, Fauna und Flora sind daher nur kurz behandelt, und wegen der mehr den Fachmann interessierenden Einzelheiten sei auf die angeführte Spezialliteratur verwiesen; die Ethnologie und die Geschichte der einzelnen Stämme sind eingehender besprochen, wennschon ich nur Bausteine herbeitragen konnte und es Berufeneren überlassen muss, allgemeinere Schlussfolgerungen aus dem Tatsachenmaterial abzuleiten.

Die wirtschaftlichen Fragen durften in diesem Buche nicht übergangen werden; ich habe mich jedoch durchaus objektiv referierend verhalten, da ich von Landwirtschaft, Plantagenbau usw. zu wenig verstehe, um bei diesen so einschneidenden Dingen mitreden zu können.*)

Was die über das deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet veröffentlichte Gesamtliteratur anbelangt, so gibt es — wie aus den am Schlusse der einzelnen Abschnitte angefügten umfangreichen Literaturverzeichnissen hervorgeht — darüber bereits eine grosse Anzahl von Publikationen, unter denen besonders das klassische Werk W. Bornhardts, »Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas«,**) und die treffliche Arbeit von A. Merensky über die Konde-Leute***) hervorzuheben sind. Die meisten Veröffentlichungen sind jedoch in deutschen und englischen Zeitschriften verstreut. In erster Linie kamen natürlich die fachwissenschaftlichen Blätter mit den Originalberichten der Reisenden in Betracht; aber auch die wenig gelesenen Mitteilungen der Missionsgesellschaften lieferten speziell für die Ethnologie eine ganz überraschend reiche Ausbeute: freilich oft unter

---

*) Uebrigens sind die bisherigen Kenntnisse über den wirtschaftlichen Wert der deutsch-ostafrikanischen Südbezirke durch in jüngster Zeit von fachmännischer Seite an Ort und Stelle ausgeführte Untersuchungen (Kolonialwirtschaftliches Komitee, die wirtschaftliche Erkundung einer ostafrikanischen Südbahn von Paul Fuchs) sehr wesentlich erweitert und teilweise modifiziert worden. Leider erschien diese wichtige Veröffentlichung erst nach fast vollendeter Drucklegung meines Buches, so dass sie nur noch bei der Korrektur des letzten Abschnittes berücksichtigt werden konnte.

**) W. Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1900. Dietrich Reimer.

***) A. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika. Berlin 1894. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Titeln, die derartiges durchaus nicht vermuten liessen, so dass alle aus den betreffenden Gegenden überhaupt publizierten Missionsberichte, Briefe usw. auf einschlägige Notizen durchgesehen werden mussten. Sicherlich wird mir auch noch viel Material entgangen sein, doch hoffe ich wenigstens das wichtigste berücksichtigt zu haben.*)

Sehr wesentlich erleichterte es mir meine persönliche Kenntnis von Land und Leuten, die oft recht widerspruchsvollen Literaturangaben zur Darstellung eines Gesamtbildes zu verwerten; wäre es doch ohne diese eigenen Erfahrungen vielfach schier unmöglich gewesen, aus den zahlreichen, meist nur teilweise sich deckenden, ja oft einander diametral entgegengesetzten Berichten ein annähernd richtiges Bild zu gewinnen, während es so leichter war, Irrtümer der Autoren als solche zu erkennen. Bei einer späteren Nachprüfung — zu der hoffentlich diese Arbeit beitragen wird — werden sich allerdings wohl noch manche der hier wiedergegebenen Angaben als inkorrekt erweisen: ganz abgesehen davon, dass die Darstellung naturgemäss jetzt noch keine erschöpfende sein kann. Denn wie viele Lücken sind noch auszufüllen, bevor wir ein auch nur einigermassen vollständiges Bild von den Bewohnern des deutschen Njassa- und Ruwuma-Gebietes haben werden! Aber Eile, dringendste Eile ist geboten; rapide verschwinden ja die Eigentümlichkeiten der Eingeborenen vor der alles nivellierenden europäischen Kultur; jetzt vor Toresschluss hat darum jede, selbst die anspruchsloseste Notiz ihren Wert.

Dem von andrer Seite mitgeteilten konnte auch ich nach eigenen Erfahrungen mancherlei berichtigend und ergänzend hinzufügen, wennschon mir betrüblicherweise die Anzahl derjenigen Beobachtungen, die ich für noch unpubliziert hielt, immer mehr zusammenschmolz, je weiter ich in die Literatur eindrang. Wenn ich anderseits meinen Aufenthalt in Afrika nicht dazu benutzt habe, mancher interessanten Frage die gebührende Beachtung zuzuwenden, so bitte ich zu berücksichtigen, dass ich nicht als unabhängiger Forschungsreisender, sondern als Arzt in der Kolonie tätig war, und zwar vielfach während kriegerischer Expeditionen und unter andern für wissenschaftliche Arbeiten wenig günstigen Bedingungen. Nur im letzten Jahre, in dem ich, wie oben angedeutet, vom Kaiserlichen Gouvernement mit der Erforschung der Fauna des Njassa-Gebietes beauftragt war, genoss ich, soweit ich nicht von ärztlichen Pflichten in Anspruch genommen wurde, eine grössere Bewegungsfreiheit, doch musste naturgemäss meine zoologische Spezialaufgabe den andern Forschungen gegenüber in erster Linie berücksichtigt werden.

*) Ganz vortreffliche Dienste leisteten mir bei dem Zusammentragen des Materials die alljährlich von Hauptmann Brose herausgegebenen Verzeichnisse der deutschen Kolonialliteratur. Diese Zusammenstellungen, in denen eine Unsumme von Arbeit steckt, werden für jeden, der sich mit der Kolonialliteratur zu befassen hat, von unschätzbarem Werte sein; sie bilden gleichzeitig einen fortlaufenden Katalog für die Bibliothek der Deutschen Kolonialgesellschaft und ermöglichen so die durch weitgehendstes Entgegenkommen geförderte Ausnutzung jener reichhaltigen Büchersammlung. Auch ich bin dieser Bibliothek zu grossem Danke verpflichtet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was die Anordnung des Stoffes anbelangt, so habe ich ihn in zehn Kapitel eingeteilt: das erste und letzte schildern meine Reise zum Njassa bezw. von dort zurück durch englisches und portugiesisches Gebiet zur Küste, im zweiten bis achten werden Land und Leute der einzelnen Distrikte des deutschen Njassa- und Ruwuma-Gebietes besprochen, und Kapitel IX ist eigens der Jagd und dem Fischfang der Eingeborenen gewidmet, da dieses Thema in sich abgeschlossen ist und überdies für die Einschaltung in einen andern Abschnitt zu umfangreich gewesen wäre.

Die Form der Reisebeschreibung habe ich nur für die Kapitel I und X gewählt, die ein mehr subjektives Gepräge tragen; zumal Kapitel I ist hauptsächlich eine leichte Plauderei über persönliche Reise-Eindrücke. Für die übrigen Kapitel habe ich dagegen eine systematische Darstellung bevorzugt, die sich zwar nicht so amüsant liest wie eine in mehr belletristischer Form gehaltene abwechselungsreiche Reiseschilderung, dafür aber zur schnellen Orientierung und zur Verarbeitung der Literatur entschieden geeigneter ist. Um jedoch allzu häufige Wiederholungen zu vermeiden, sind in die fortlaufende Darstellung der den einzelnen Landschaften gewidmeten Kapitel auch Ausführungen über ethnographische und andere Themata eingeflochten, die sich zusammenfassend auf den ganzen Süden von Deutsch-Ostafrika — soweit er mir bekannt ist — beziehen; im Inhaltsverzeichnisse auf Seite XIII sind diese »Zusammenfassungen« besonders hervorgehoben.*)

Dank dem Entgegenkommen der Verlagsanstalt war es möglich, nicht nur den Text mit zahlreichen Abbildungen zu versehen, sondern ihm auch einen Bilder-Atlas mit 119 Lichtdrucktafeln beizufügen. Die Herstellung der nach meinen photographischen Aufnahmen gefertigten Lichtdrucktafeln bereitete recht erhebliche technische Schwierigkeiten, und ich erkenne dankbar an, dass die damit betraute Firma W. Neumann & Co., Berlin, mit grösster Bereitwilligkeit meinen Wünschen nachzukommen suchte; wenn trotz der darauf verwandten Mühe nicht alle Tafeln gleich gut ausgefallen sind und der Detail-Reichtum und die Zartheit photographischer Abzüge oft nicht erreicht wurde, so liegt dies eben an der Eigenart des so launischen Lichtdruckprozesses.

*) Zur besseren Uebersichtlichkeit ist der Inhalt der einzelnen Absätze durch kurze Marginalien angedeutet. Um die Auffindung der Zitate zu erleichtern, ist den fett gedruckten Nummern, die sich auf die, einem jeden Kapitel angefügten Literatur-Verzeichnisse beziehen, auch die Seitenzahl, unter der das Zitat in dem betreffenden Buche zu finden ist, in kleinem Drucke beigefügt. Wenn dieselbe Notiz von zwei Autoren gebracht wird, so ist in der Regel nur derjenige zitiert, der die Beobachtung zuerst erwähnt, oder der, welcher am ausführlichsten darüber berichtet; ebenso habe ich in den wissenschaftlichen Kapiteln meine eigenen Erfahrungen nur dann als solche hervorgehoben, wenn sie mit denen anderer Autoren nicht übereinstimmten, oder wenn eine besondere Bestätigung angezeigt erschien. Ein Tb. unter Beifügung einer Nummer bezieht sich auf die Lichtdrucktafeln, die diesem Bande als besonderer Atlas beigefügt sind, ein Fig. auf die Textfiguren.

Bei der Schreibweise der geographischen Namen habe ich die neue amtliche Orthographie als Richtschnur genommen. Einige Verstösse dagegen bitte ich entschuldigen zu wollen; so habe ich z. B. in Zitaten mir nicht bekannter Namen oft die Schreibweise der betreffenden Autoren beibehalten müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Um den Bilder-Atlas auch ohne Textband verständlich zu machen, sind die Abbildungen mit ausführlicheren Unterschriften versehen. Um anderseits die photographischen Landschaftsaufnahmen in Beziehung zur Karte zu setzen und so eine gegenseitige Ergänzung zu ermöglichen, wurden den ersteren Zahlenvermerke (Krt. No. x) beigefügt, die, mit Rotdruck in die betreffenden Kartenbeilagen eingetragen, den Standpunkt der aufnehmenden Kamera geographisch orientieren.

Die auf den Tafeln abgebildeten ethnographischen Gegenstände sind grösstenteils von mir gesammelte und in den Besitz des Kgl. Museums für Völkerkunde zu Berlin übergegangene Stücke, doch hatte die Direktion die Freundlichkeit, mir ausser der photographischen Aufnahme und Veröffentlichung der durch mich zusammengebrachten Kollektionen auch die von Gegenständen zu gestatten, welche von andern Sammlern stammten; bei solchen Stücken ist ausser der stets beigefügten Nummer des Museums-Katalogs auch noch der Name des Sammlers vermerkt.

Die in den Textband gedruckten Abbildungen sind teilweise ebenfalls nach meinen Photographien gefertigt, und die übrigen sind mit Benutzung flüchtiger Tagebuchskizzen unter meiner Kontrolle von Zeichnern ausgeführt resp. nach von mir gesammelten Stücken gezeichnet; ich bin für die darauf verwendete Mühe der Freundlichkeit von Frl. Helene Ziegenhagen und ferner Herrn Dr. Ankermann, Herrn Kunstmaler Frohse und den Herren Sulzer und Eckers zu grossem Danke verpflichtet, ebenso auch für die Ueberlassung von bereits in meinen früheren Publikationen benutzten Klischees der Direktion des Kgl. Museums für Völkerkunde zu Berlin und der Berliner anthropologischen Gesellschaft.

Betreffs der dem Werke beigelegten Karten ist zu bemerken, dass die grosse Uebersichtskarte (Karte No. I) wegen der sehr erheblichen Kosten einer Neuzeichnung mit denselben Steinen gedruckt ist, die bei dem neuen »Grossen deutschen Kolonial-Atlas« der Verlagsanstalt benutzt sind; aus diesem Grunde stimmen Text und Karte nicht immer genau miteinander überein.*) Die Karte des »Konde-Landes und seiner Umgebung« (Karte II) ist jedoch speziell für diese Arbeit nach den allerneuesten Aufnahmen und unter Zugrundelegung der noch unpublizierten »Sektion Neu-Langenburg, F 3, der Karte von Deutsch-Ostafrika, Massstab 1 : 300 000« im kartographischen Institute des Verlages angefertigt worden.

Ich darf an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen, dass es meine Schuld gewesen ist, wenn das bereits seit fünf Jahren vom Verlage angekündigte Werk erst jetzt erscheinen kann; aber obschon ich die gesamte Musse, die mir meine Lehrtätigkeit am Hamburger Institute für Schiffs- und Tropen-

*) Wo die der Arbeit beigefügten Karten nicht ausreichen, sei auf die vortrefflichen Blätter der »Grossen Karte von Deutsch-Ostafrika, Massstab 1 : 300 000«, Berlin, Dietrich Reimer, hingewiesen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

krankheiten übrig liess, diesem mir recht lieb gewordenen Schmerzenskinde zuwandte, war es mir doch nicht möglich, die Aufgabe eher zu bewältigen, zumal die immer von neuem zuströmende Literatur zu fortwährenden Umarbeitungen der Manuskripte und Korrekturen zwang. Dem Verleger dieser Arbeit, Herrn Konsul Vohsen, gebührt mein aufrichtigster Dank; immer wieder musste ich für die Ausgestaltung des Werkes mit neuen, recht kostspieligen Wünschen kommen, und immer wieder fand ich ein nicht nur platonisches Verständnis für meine Intentionen, sondern ausser einem willigen Ohr auch eine fördernde Hand!

Dank sei auch allen übrigen, die draussen in Afrika und später daheim diese Arbeit mit Rat und Tat förderten: An erster Stelle meinen hochverehrten Lehrern, Herrn Geheimen Medizinalrat Professor Dr. Waldeyer und Herrn Professor Dr. v. Luschan, sowie dem damaligen Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Sr. Exzellenz Herrn Generalleutnant v. Liebert, und seinem derzeitigen Stellvertreter, Herrn Geheimen Regierungsrat Dr. Stuhlmann, ferner der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, dem Kuratorium der Hermann und Elise geb. Heckmann-Wentzel-Stiftung und dem Kuratorium der Gräfin-Bose-Stiftung.

Dank allen den Freunden und Kameraden, die mir in Afrika beim Zusammentragen des Materials behilflich waren, und denen, die mir später, diese Arbeit berichtigend und ergänzend, ihre Erfahrungen mitteilten! Ganz besonders unter ihnen bin ich Herrn Dr. Kohlschütter und ferner auch den Herren Bezirksamtmann Zache, Stabsarzt Dr. Stierling, Stabsarzt Dr. Diesing, den Herren Moisel und Sprigade, sowie noch manchem andern verpflichtet. Meinen allerherzlichsten Dank auch an dieser Stelle meinem lieben Jugendfreunde Dr. Paul Ziegenhagen, der mir die böse Arbeit des Index-Zusammenstellens abgenommen hat.

Noch einmal möchte ich betonen, wie sehr ich in meinen hier veröffentlichten Untersuchungen durch die Njassa- und Kinga-Gebirgs-Expedition der Hermann und Elise geb. Heckmann-Wentzel-Stiftung gefördert wurde. In so mancher schaffensfroher Stunde habe ich in Dankbarkeit der hochherzigen Begründerin jener Stiftung gedacht und so ist es mir eine ganz besondere Freude, dass ich dieses Werk Frau Wentzel-Heckmann ehrerbietigst widmen darf.

Hamburg, Januar 1906.

Der Verfasser.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Inhaltsverzeichnis des Textbandes.

Seite

Kapitel I. Meine Reise zum Njassa-See . . . . . 1—32

Kapitel II. Das deutsche Ruwuma-Gebiet. (Lindi-Hinterland) 33—124

Zusammenfassungen*) über:

Seite

Künstliche Körperverunstaltungen . . . . . 71—79
Hütten-Einrichtung usw. . . . . 91—97
Ackerbau der Eingeborenen . . . . . 100—107
Nahrung der Eingeborenen . . . . . 109—117

Kapitel III. Ungoni . . . . . 125—187

(Bemerkungen über das Gebiet zwischen Ungoni und dem Uhehe-Ubena-Plateau Seite 174—185.)

Zusammenfassungen über:

Seite

Rauchen und Schnupfen . . . . . 153—158
Metall-Gewinnung und -Verarbeitung . . . . . 166—174

Kapitel IV. Uhehe, Ubena und Ussangu . . . . . 188—267

Zusammenfassungen über:

Seite

Negermedizin . . . . . 219—222
Musik und Musikinstrumente . . . . . 230—242
Malerei . . . . . 243—246

Kapitel V. Das Konde-Land . . . . . 268—393

Zusammenfassungen über:

Seite

Wartung und Erziehung der Negerkinder, Kinderspielzeug usw. 354—357
Viehzucht . . . . . 363—370

Kapitel VI. Der Njassa und die deutschen Njassa-Gestade . 394—424

Zusammenfassungen über:

Seite

Entstehung von Stammesnamen 408
Töpferei . . . . . 413—417

*) Die »Zusammenfassungen« beziehen sich auf den ganzen Süden von Deutsch-Ostafrika oder korrekter auf alle in diesem Buche besprochenen Landschaften des Njassa- und Ruwuma-Gebietes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Kapitel VII. Das Livingstone-Gebirge . . . . . 425—467

Kapitel VIII. Das Gebiet zwischen Konde-Land und Rukwa-See 468—517

Kapitel IX. Jagd und Fischfang der Eingeborenen im südlichen Deutsch-Ostafrika . . . . . 518—532

Kapitel X. Meine Rückreise auf dem Wasserwege Njassa-Schire-Sambesi zur Küste des Indischen Ozeans . . 533—560

Index.

Druckfehler-Verzeichnis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erläuterungen.

Die in den Text gedruckten Zahlen [z. B. [1])] beziehen sich auf die unter der betreffenden Seite angeführten Literaturhinweise; die letzteren verweisen durch eine fett gedruckte Zahl [z. B. **50**] auf die gleiche Nummer des dem Schlusse eines jeden Abschnittes beigefügten Literaturverzeichnisses, durch ein S. mit zugehöriger klein gedruckter Zahl [z. B. S. 442] auf die Seitenzahl der zitierten Arbeit.

Also beispielsweise: Auf Seite 33 dieses Bandes verweist die in den Text gedruckte Zahl [1]) auf **50**, S. 442, d. h. also auf No. **50** des zum Abschnitte »Das deutsche Ruwuma-Gebiet« gehörigen und auf Seite 121—124 gedruckten Literaturverzeichnisses, mithin auf »W. Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie von Deutsch-Ostafrika, Berlin 1901, D. Reimer«, und zwar auf Seite 442 der zitierten Arbeit.

Ein in den Text gesetztes Tb. mit zugefügter Zahlenangabe bezieht sich auf die Tafeln des zum Werke gehörigen Bilderatlas.

Beispielsweise: Tb. 3d bezieht sich auf Abbildung d der Tafel 3 des Bilderatlasses; Tb. 29 No. 31 bezieht sich auf Abbildung No. 31 der Tafel 29 des Bilderatlasses.

Ein Fig. mit zugefügter Zahlenangabe bezieht sich auf die in diesem Bande in den Text gedruckten Abbildungen.

Beispielsweise: Fig. 57 bezieht sich auf die Textfigur 57 auf Seite 93.

Abkürzungen von in den Literaturverzeichnissen zitierten Zeitschriften.

Berl. Missber. = Missionsberichte der Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden zu Berlin, Berlin, Verlag des Missionshauses.

Ber. ü. Land- und Forstwirt. i. D. O. A. = Berichte über Land- und Forstwirtschaft in Deutsch-Ostafrika, Heidelberg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

D. K. B. = Deutsches Kolonial-Blatt, Berlin.
D. K. Z. = Deutsche Kolonial-Zeitung, Berlin.
D. O. A. Z. = Deutsch-Ostafrikanische Zeitung, Daressalam.
Geogr. Journ. = The Geographical Journal, London.
»Gott will es!« = »Gott will es!« Illustrierte Zeitschrift des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, M.-Gladbach.
M. a. d. Sch. = Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin.
Miss.-Freund = Der Missionsfreund, ein illustriertes Missionsblatt für das Volk, Berlin.
Missionsbl. d. St. Benedikt-Gen. = Missionsblätter, Illustrierte Zeitschrift für das katholische Volk, Organ der St. Benedikt-Genossenschaft für ausländische Mission zu St. Ottilien.
Mitt. a. d. Sem. f. orient. Sprachen = Mitteilungen aus dem Seminar für orientalische Sprachen, Berlin.
Mssbl. d. Brdgm. = Missionsblatt der Brüdergemeinde, Herrnhut.
P. M. = Petermanns Mitteilungen, Gotha.
P. R. G. S. = Proceedings of the Royal Geographical Society, London.
Suppl. Pap. R. G. S. = Supplementary Papers of the Royal Geographical Society, London.
Sct. Geogr. Mag. = The Scottish Geographical Magazine, Edinburgh.
Zeitschr. f. Ethnol. = Zeitschrift für Ethnologie, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verzeichnis der Textbilder.

		Seite
Fig.	1. Photographischer Arbeitskasten, als Trägerlast verpackt	25
»	2. Photographischer Arbeitskasten aufgeklappt, von der Seite, mit herabgelassenem Seitenvorhang	26
»	3. Photographischer Arbeitskasten mit hochgeschlagenem Seitenvorhang, sonst fertig zum Entwickeln	28
»	4. Photographischer Arbeitskasten von vorn, fertig zum Abwägen der Chemikalien	29
»	5. Hinterseite des photographischen Arbeitskastens, geöffnet, mit verpacktem Inhalt	30
»	6. Hinterseite des photographischen Arbeitskastens mit dem ausgepackten Inhalt des hinteren Faches	31
»	7—18. Zahndeformationen	76
»	19, 20. Tätowiertes Mhjaoweib vom oberen Ruwuma	77
»	21. Daua ya bunduki, »Flintenzauber« der Jäger	78
»	22. Tätowierter Mdonde-Mann	80
»	23. Chikorombue-Zeichen der Wamuera usw.	81
»	24. Muera-Mann	81
»	25. Makonde-Weib mit Tätowierung und Pelele-Loch in der Oberlippe	81
»	26. Mhjao-Mann aus dem Melanje-Distrikt (Britisch-Zentralafrika) mit den »Konde« an den Schläfen, »Daua ya bunduki« an den Armen und reich tätowiertem Körper	82
»	27—31. Chitopole-Zeichen der Makua	82
»	32. Bei den Wahjao beliebtes Zeichen	83
»	33—46. Zeichen der Wahjao	83
»	47. Haus vom oberen Ruwuma	87
»	48. Die Türplatte wird zwischen die Hauswand und zwei im Innern befindliche Pfähle geklemmt	88
»	49—56. Grundrisse und Aufrisse atypischer Häuser vom oberen Ruwuma	88—90
»	56 a. Verschluss des als Hühnerstall dienenden Bastzylinders durch einen Holzpflock	90
»	57. Bettstelle aus einem Makúa-Dorfe am Ssengwa-Berge	93
»	58. »Eckbrett« in einer Wassafua-Hütte	94
»	59. Vorrichtung mit drei Mahlsteinen. Das fertige Mehl fällt in die Vertiefung	96
»	60. Mörser zum Stampfen des Getreides	97
»	61. Feldhütte zum Verscheuchen der Flusspferde. Oberer Ruwuma	104
»	62. Vogelscheuche aus Ubena. Daneben ein in Fell gekleideter Mbena mit dem Buschmesser	105
»	63. Als Speicher dienender Bastzylinder mit Deckel; unter dem Dache aufgestellt. Oberer Ruwuma	108
»	64. Lager im Walde	118
»	65. Atypische Speer-Schäftung durch ein um den Schaft gelegtes Grasgeflecht	144
»	66. Wangoni-Dorf. Links im Vordergrunde ein eingefriedigter Grabhügel	148
»	67. Anlage des Residenz-Dorfes des Sultans Mlamiro	159

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Fig. 68. Schematischer Durchschnitt durch eine typische Wangoni-Hütte des Schabruma-Gebietes 160
» 69. Dach-Kappe eines Wangoni-Hauses 160
» 70. Eisen-Schmelzofen aus Ungoni 168
» 71. Durchschnitt durch einen Eisen-Schmelzofen aus Ungoni mit der darunter vergrabenen Zauber-Medizin 169
» 72. Schematischer Durchschnitt durch den auf Tb. 34 c abgebildeten Eisen-Schmelzofen der Wamakua am Ssengwa-Berge 171
» 73. Vorrichtung zum Drahtziehen bei den Wakinga 172
» 74. Der Sultan Kiwanga 179
» 75. Schema der Innenräume eines »Scheunenhauses« im nördlichen Schabruma-Gebiet . 181
» 76. Schema der Innenräume eines »Scheunenhauses« der Wamawemba im Osten des Livingstone-Gebirges 181
» 77. Durch die Hüttenwand geleitetes Bambusrohr, das als »Pissoir« dient 182
» 78. Pissoir-Einrichtung aus einer Hütte in Ussafua 182
» 79. Abtritt-Grube nach Suaheli-Art aus Utengule unterm Beja 182
» 80. Grundriss eines Hauses von Ifinga im Saggamaganga-Gebiet 182
» 81—83. Seiten-, Hinter-Ansicht und Schema der Innen-Räume eines Wandamba-Pfahlbaues aus der Ulanga-Ebene 184
» 84. Mkissi-Weib mit Framboesia tropica-Ausschlag im Gesicht und auf dem Körper . . 220
» 85. Mkissi-Mann mit ringförmigem Framboesia tropica-Ausschlag an der Wange . . . 220
» 86. »Aeolsharfen«-ähnliche Vorrichtung (Ungoni) 237
» 87. Zwei Flöte blasende Wantali 238
» 88. Wand-Zeichnungen von einer Temben-Wand in Idunda (Ubena) 239
» 89, 90. Menschliche Figuren, die mir ein Mbungu-Mann auf Wunsch in mein Tagebuch zeichnete 239
» 91, 92. Wandzeichnungen aus Ungoni, angeblich von einem Njassa-Mann gefertigt . . 240
» 93. Wandzeichnungen einer Tembe aus Alt-Iringa 241
» 94, 95. Antilope und Vogel. (Von einer Hauswand am Ruwuma, schwarz auf rotem Grunde) 241
» 96, 97. Antilope und Warzenschwein. (Von einer Hauswand in Ungoni, weisse Vollzeichnung auf lehmgelbem Grunde) 241
» 98. Tier (von einer Hauswand in Ungoni) 242
» 99. Rind (von einem Mbungu-Mann in mein Tagebuch gezeichnet) 242
» 100. Vierfüssiges Tier, angeblich Eidechse (von einer Hauswand am Ruwuma) 242
» 101—103. Leopard, Frosch und Krokodil (von dem Resonanz-Kürbis eines Wahehe-Musik-Instrumentes) 242
» 104. Schlangenornament (aus dem Versammlungsraum der Königsburg in Gawiro) . . . 243
» 105. Schlangenornament (Temben-Wand in Uhehe) 243
» 106—108. Schildkröte und schildförmige Zeichnungen 243
» 109—111. Stilisierte Vögel aus Uhehe 243
» 112. Stilisierte Eidechse (von einer Wangoni-Kalabasse) 244
» 113. Stilisiertes, angeblich eidechsenartiges Tier (Tembenwand in Uhehe) 244
» 114. Ende des Saitenträgers eines Musikinstrumentes aus Ubena, vielleicht eine menschliche Figur darstellend 244
» 115. Spazierstockgriff aus Ukinga, vielleicht einen Tierkopf darstellend 244
» 116, 117. Schilde; Ungoni 244
» 118. Feldhacke (auf einer Wangoni-Kalabasse eingebrannt) 244
» 119, 120. Bemalte Tembenwände aus Uhehe 245
» 121—123. Wandzeichnungen, die mir von den Eingeborenen nicht gedeutet worden sind, 121 vom Ruwuma; 122 aus Ukinga; 123 aus Ungoni 245
» 124. Eingemauerte Töpfe zum Salzsieden resp. Bierbrauen (Ubena) 253
» 125. Häuptlingstembe innerhalb der Tembenstadt Ussuka in Ubena 255
» 126. Schema einer im Zickzack aus- und einspringenden Tembenwand 255
» 127. Schematischer Durchschnitt durch eine gewöhnliche Wahehe-Tembe 256

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Fig. 128. Relief-Verzierung an einer Temben-Tür von Utengule unterm Beja 257
» 129. Tembe mit gefensterter Vorhalle aus der Königsburg zu Utengule unterm Beja . . 260
» 130. Feuerstelle mit Vorrichtung zum Aufsetzen mehrerer Kochtöpfe 262
» 131. Tongefäss von der Form einer gewöhnlichen zweibauchigen Kalabasse (Utengule unterm Beja) 263
» 132. Die flache Küste des Konde-Unterlandes bei Mwaja. Im Wasser badende Eingeborene 272
» 133. Dorfbild aus dem Konde-Unterland. Kühe räuchern sich am Feuer 273
» 134. Kolobus-Affe von den Abhängen des Rungwe 283
» 135. Der Wanjakjussa-Sultan Muankenja 291
» 136. Ein Konde-Mann (Mbundugulu aus der Kassiabona-Gegend) 299
» 137. Der Lorelei-Felsen am Hafen von Alt-Langenburg 319
» 138. Wakissi-Kinder beim Kreisel-Spiel 357
» 139. Rinderstall aus der Konde-Ebene 372
» 140. Schematischer Durchschnitt durch eine Konde-Rundhütte 377
» 141. Farbige Lehmreliefs an den Türpfeilern einer Konde-Hütte und mit farbigen Mustern bemalte Türplatte 379
» 142. Im Bau begriffene Hütte aus dem Konde-Oberland 380
» 143. Lagerstelle aus dem Konde-Lande 381
» 144. Weibertracht im Konde-Land 385
» 145. Tätowiertes Mtali-Weib 386
» 146. Tätowiertes Mkukwe-Weib 386
» 147. Rasiermesser 387
» 148—160. Haartrachten von Konde-Leuten 388
» 161—166. Haartrachten von Wangoni 389
» 167—170. Haartrachten von Wabena 389
» 171. Haartracht eines Mkukwe-Mannes 389
» 172. Pombe-Kübel in Mbamba 412
» 173. Tonteller, wie ihn die Wakissi-Weiber bei der Herstellung von Töpfen als Untersatz benutzen 415
» 174. Topfbrennofen der Wakissi 416
» 175. Schematischer Durchschnitt durch eine Wampoto-Hütte von Mbamba 419
» 176. Tätowierung eines Mkissi-Mannes 421
» 177. Wakissi-Grab 422
» 178. Astgabel-Leiter zum Passieren der Zäune 449
» 179. Befestigungsart des zur Aufnahme des Saftes bestimmten Bambusgefässes an der angeschnittenen Bambusstaude 450
» 180. Eine Pendeltür 452
» 181. Kinga-Hütte auf planiertem Boden; im Hintergrunde angebaute Abhänge 453
» 182. Grundriss einer tonnenförmigen Rasenhütte der Wabuanji 455
» 183. Links ein Kinga-Jüngling mit langen Haarsträhnen; rechts eine Kinga-Frau . . . 460
» 184. Mkinga-Jüngling mit Lehmklösschen im Haar und typischer Zahndeformation . . 462
» 185. Schema der Umfriedigung eines Unjika-Dorfes 500
» 186. Das Tor einer Pallisadenbefestigung in Unjika 500
» 187. Eingang zu einer Dorfbefestigung in Unjika 500
» 188, 189. Schema eines Wassafua-Hauses mit Querwand und »Bodenraum« 502
» 190. Geschnitztes Türpfostenbrett aus Urambia 503
» 191. Lehmkegel zum Festklemmen der Koch-Töpfe; der grosse Kegel ist oben ausgehöhlt um kleinere Gegenstände, die trocknen sollen, aufzunehmen (Unjika) 504
» 192. Holz-Mulde zum Getreidestampfen (Unjika) 505
» 193. Geschnitzte Nackenstütze, in Urambia erworben, aber angeblich dort nicht gefertigt 506
» 194. Speicher aus Urambia, Unjika usw. 507
» 195. Tauben-Haus aus Ussafua 510
» 196. Ussafua-Weib mit Ring in der Oberlippe und Pflock im Ohr 514
» 197. Tätowierter Mniamanga-Mann 514

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Fig. 198. Rattenfalle vom oberen Ruwuma 522
» 199. Der Auflösungsmechanismus in der Fig. 198 abgebildeten Rattenfalle vom oberen Ruwuma 522
» 200. Rattenfalle aus Urambia 523
» 201. »Schlagbaumfalle« von vorne (Urambia) 524
» 202. Armbrustartige Rattenfalle (Makua) 525
» 203. Durchschnitt durch die den Köderstab (oben) und den spiessenden Pfeil (unten) aufnehmende Höhlung der auf Fig. 202 abgebildeten armbrustartigen Rattenfalle . 525
» 204. Vorrichtung, um Maiskolben gegen Rattenfrass zu schützen 527
» 205. Kleines Stellnetz, im Süden von Deutsch-Ostafrika häufig angewandt 530
» 206. Tätowierung eines Weibes vom Südende des Njassa (aus Kipeta) 547
» 207. Gesichtstätowierung eines Manganja-Weibes 547
» 208. Nach dem Tode des Besitzers eingerissenes Haus aus Mpimbi's Dorf am oberen Schire 548
» 209. Schlaf-Haus für junge Leute aus einem Dorfe bei Port Herald 550
» 210. Auf Pfählen errichtete Hütte aus einem Dorfe bei Port Herald 551

Karten-Skizzen im Text:

Schema der tektonischen Brüche in dem Gebiet zwischen Njassa und Tanganjika auf Grund des vorhandenen Materials nach Rücksprache mit Dr. Kohlschütter entworfen 268
Skizze des British-Central-Africa-Protectorate 536

Das Verzeichnis der Abbildungen und Karten des Atlas ist diesem beigefügt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

KAPITEL I.

Meine Reise zum Njassa-See.

(Hierzu Atlas Tb. 1—14.)

Ausfahrt von Neapel.

Am letzten Tage des Jahres 1896 war es, als der Dampfer, welcher mich als Arzt der Kaiserlichen Schutztruppe in meinen neuen Wirkungskreis nach Ostafrika führen sollte, Neapel verliess. Der Zufall hatte es gefügt, dass auch der neu ernannte Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Herr Oberst Liebert, denselben Dampfer benutzte.

Tanga.

Nach ohne Zwischenfall verlaufener Fahrt, mit deren Schilderung ich den Leser nicht ermüden will, landeten wir am 18. Januar 1897 in dem Hafen von Tanga. Der Donner der Salutschüsse begrüsste den neuen Gouverneur und bei dem ersten Schritte ans Land umgellte uns das zwar nichts weniger als melodiöse, aber desto stimmungsvollere Begrüssungsgeheul der versammelten Suaheliweiber; zu Ehren des neuen Oberhauptes prangten Stadt und Regierungsgebäude im Schmuck der Palmenwedel.

Tanga ist ein hübsches, freundliches Städtchen; es ist recht weitläufig gebaut, und die an breiten, luftigen Strassenzügen gelegenen, weiss getünchten Europäerhäuser und die anspruchslosen Negerhütten lugen freundlich aus dem Grün von Palmen und umfangreichen Park-Anlagen hervor.

Eine besondere Bedeutung hat Tanga durch die im Hinterlande liegenden Kaffee-Plantagen. Es ist auch der Ausgangspunkt der Usambara-Bahn, und wir benutzten natürlich gern die sich bietende Gelegenheit, um eine Strecke auf dieser, bisher ja leider einzigen Eisenbahn Deutsch-Ostafrikas zu fahren. Hoffentlich wird sie recht bald recht zahlreiche Nachfolgerinnen in unserer Kolonie haben!

Daressalam.

Bereits am folgenden Morgen verliessen wir Tanga und gelangten noch an demselben Tage nach Daressalam, unserm vorläufigen Bestimmungsorte.

Wohl jedem, der diese Stadt zum ersten Male besucht, ergeht es gleich mir. Man ist ungemein überrascht, ein wie grossartiges Bild sich dem Beschauer entrollt, wenn man durch den schmalen Zugang zu dem prächtigen »Hafen des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Friedens«*) einfährt und unvermittelt die vordem dem Auge verborgene Stadt erblickt. In weitem Halbkreis zieht sich längs der Küste die lange Reihe blendend weisser Bauten zwischen Palmen und Parkanlagen hin: ebenso malerisch wie imposant, durchaus würdig der Residenz einer grossen Kolonie.

Mein Aufenthalt in Dar-es-Salam sollte nur von kurzer Dauer sein; schon nach 10 Tagen, in denen ich in die Obliegenheiten meines neuen Dienstes eingeweiht wurde, verliess ich auf einem der kleinen Gouvernementsdampfer Daressalam, um mich nach Lindi, der mir bestimmten Garnison, zu verfügen.

Kilwa. Nur flüchtig besuchten wir Kilwa-Kiwindje, den zwar nicht schönen, aber wichtigen Handelsplatz. Weit draussen auf der Reede musste der kleine Dampfer ankern, denn Kilwa-Kiwindje hat im Gegensatz zu dem altberühmten, jetzt verfallenen Kilwa-Kisiwani einen recht schlechten Hafen; die arabischen Sklavenhändler freilich konnten hier, für die Kontrolle europäischer Kriegschiffe schwer erreichbar, ihr schmachvolles Gewerbe seiner Zeit ungestörter betreiben, und so trat das moderne Kilwa an die Stelle des alten.

Mikindani. Bevor ich dauernd in Lindi blieb, führte mich gleich am Tage nach meiner Ankunft eine Dienstreise nach dem schön gelegenen, aber ungesunden Kionga. Mikindani; ich hatte dabei auch Gelegenheit, den südlichsten Punkt unserer ostafrikanischen Besitzungen, das jenseits der Ruwuma-Mündung gelegene, nur aus wenigen armseligen Negerhütten bestehende und schlecht zugängliche Fiebernest Kionga kennen zu lernen, das erst 1894 aus portugiesischem in deutschen Besitz überging.

Lindi. Lindi ist ein freundliches, am linken Ufer des Lukuledi-Flusses recht hübsch gelegenes Städtchen. Von jeher war es einer der Haupthäfen der ostafrikanischen Küste, und es hat eine Jahrhunderte lange Geschichte hinter sich, von der noch einige Trümmer einer alten portugiesischen Befestigung zeugen. Die Stadt wird rings von Hügeln umgeben, die unmittelbar am gegenüberliegenden Flussufer bis 125 m aufsteigen.**)

Der an sich unbedeutende Fluss erweitert sich schon eine beträchtliche Strecke von der Stadt aufwärts zu einer gegen 1 km breiten Mündungsbucht, dem »Lindi-Kriek«, der tief genug ist, um nicht nur den arabischen Dhaus, sondern auch Küstendampfern die Einfahrt bis vor die Stadt zu ermöglichen und so einen trefflichen Binnenhafen bildet. Da sich bei der Nähe des Ozeans Ebbe und Flut stark geltend machen, so gibt es an den von Mangroven bestandenen Ufern ausgedehnte, mit den Gezeiten überschwemmte und trocken-

*) So lautet die Uebersetzung des arabischen Dar-es-Salam.

**) Die Geologie von Lindi ist ausführlich in dem grossen Werke Bornhardts »Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas Berlin, Dietrich Reimer 1900» (Band VII des grossen Ostafrika-Werkes des Reimerschen Verlages), auf Seite 16—21 abgehandelt. Im folgenden werde ich noch oft Gelegenheit haben, mich auf jenes hervorragende Werk zu berufen, für welches der Verfasser von der Berliner geographischen Gesellschaft mit der goldenen Nachtigall-Medaille ausgezeichnet wurde. Die exakte und plastische Darstellung Bornhardts werden vor allem auch diejenigen bewundern, welche die von ihm geschilderten Gebiete aus eigener Anschauung kennen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fallende Strecken. Trotzdem nun nach der früheren allgemeinen Ansicht derartige Orte ganz besonders fieberreich sein sollten, gilt Lindi mit Recht als ein relativ gesunder Ort.

Lindi war im Jahre 1897 der Sitz eines Bezirksnebenamtes und Garnison für eine Kompanie der Schutztruppe; seit 1899 ist es mit dem Bezirke Mikindani vereinigt und Bezirksamtssitz geworden.

Nach unsern europäischen Begriffen machte Lindi seiner Zeit, trotz der abendlichen Laternenbeleuchtung, um die es mancher deutsche Ort beneiden könnte, und trotz seiner sauberen Strassen, mehr den Eindruck eines grossen Dorfes als den einer Stadt. Es kommt dies auch daher, weil die einstöckigen Hütten der Eingeborenen ein nach Art unserer Bauernhäuser gedecktes Dach aus Palmenblättern tragen; die Wände der Häuser sind nach Suaheli-Art aus mit Lehm verputztem Flechtwerk hergestellt und besitzen keine Fenster, so dass es in den Innenräumen bis auf das spärliche, durch die Türe einfallende Licht ganz dunkel ist. Alle Häuser haben eine geräumige, vom überhängenden Dache beschattete Veranda, deren Boden durch eine Lage festgestampften Lehms gegen den Untergrund erhöht ist. An die einzelnen Hütten schliesst sich ein kleiner, mit sauberem Rohrzaun umfriedigter Hofraum. Häuser.

Ausser diesen typischen Suahelihütten gibt es allerdings, besonders in der »Inderstrasse«, der Haupt- und Handelsstrasse der Stadt, auch eine Anzahl Steinhäuser, zu denen der bei Lindi anstehende Korallenkalk ein bequemes Baumaterial liefert.

Vor der Stadt liegen die »Schamben« (Anpflanzungen) der Eingeborenen. Das Land um Lindi ist, wenigstens stellenweise, recht fruchtbar und bringt vor allem Sorghum (die Mohrenhirse, Mtama auf Suaheli), die Hauptnahrung der Bevölkerung hervor. Schamben.

Die Kokospalmen waren seinerzeit noch relativ wenig zahlreich vorhanden, doch wurde Palmenkultur auf das eifrigste gefördert: einerseits, weil die an der Küste stellenweise trefflich gedeihende Kokospalme wirtschaftlich von hoher Bedeutung ist, anderseits, um die Eingeborenen durch einen wertvollen Besitz an die Scholle zu fesseln und sie davon abzuhalten, sich ihrer Gewohnheit gemäss alle paar Jahre durch die Waldbestände vernichtende Rodungen ein neues, ergiebiges Ackerland an Stelle des durch unrationelle Bodenkultur erschöpften zu verschaffen.

Der Handel von Lindi ist ziemlich bedeutend und hat sich aus den weiter unten ausgeführten Gründen besonders in den letzten Jahren sehr erfreulich gehoben. Handel.

Wichtigere Ausfuhrartikel sind Sesam, Erdnüsse, Sorghum, Gummi, Wachs, Kopal, Elfenbein, das ebenholzartige Grenadillholz, Tabak und Granaten.

Unter den Firmen Lindis nimmt die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft den ersten Platz ein; ausser ihr waren im Jahre 1899 noch 59 indische, 14 arabische und 4 Suaheli- etc. Firmen im Handelsregister des Bezirksamtes eingetragen. Ferner ist jetzt die Handels- und Pflanzungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesellschaft m. b. H. Koblenz (frühere Parrotsche Plantage) bei Lindi tätig, die früher Liberia-Kaffee, jetzt vor allem Agaven und daneben Manihot Glazovii und Kapok (Baumwolle) pflanzt, und endlich wären eine Anzahl Kokos-Plantagen, unter ihnen die kleine v. Quastsche bei Mikindani, zu erwähnen.

1902 betrugen die Zolleinnahmen insgesamt gegen 80,000 Rp., wovon gegen 30,000 auf den Export kamen[1]).

In den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts war Sorghum das Haupterzeugnis des Bezirks, und Lindi galt als die Kornkammer der Kolonie, die nicht nur andere Teile der Deutsch-ostafrikanischen Küste versorgte, sondern auch beträchtliche Mengen ins Ausland verschiffte: so exportierte allein die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft in dem guten Ernte-Jahre 1899 laut Jahresbericht des Kaiserlichen Gouvernements 6,000,000 Lbs. Sorghum, und die ganze Ueberproduktion daran betrug damals fast eine halbe Million Mark an Wert[2]). Aber 1900 trat eine bis dahin hier unbekannte Sorghum-Krankheit (Asali- oder Mafuta- (Mehl-) Krankheit von den Eingeborenen genannt) auf und gleichzeitig vernichteten Dürre und Heuschrecken die Ernten, so dass an Stelle des sonstigen Ueberflusses die bitterste Not im Bezirk herrschte (siehe Kpt. II). Auch das nächste Jahr brachte eine schlechte Sorghum-Ernte und die Sorghum-Ausfuhr ging ganz zurück: dafür entwickelte sich aber in so viel stärkerem Masse die vom Bezirksamt auf das eifrigste geförderte Sesam- und Erdnusskultur, die bis vor kurzem eine ganz geringe Rolle gespielt hatte. Im Berichtsjahre 1900/01 konnten bereits ca. $^1/_2$ Million Lbs. Erdnüsse im Werte von ca. 20,000 Rp. und fast 1 Million Lbs. Sesam im Werte von mehr als 60,000 Rp. exportiert werden, und eine sehr erhebliche Zunahme der Prodnktion ist in Zukunft sicher zu erwarten[3]). Der Export von Oelfrüchten spielt schon seit jeher im benachbarten Portugiesischen Gebiete eine grosse Rolle und das Bezirksamt ist um so mehr darauf bedacht, den Anbau des wertvollen Exportartikels mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu fördern, als ein erheblicher Teil des sonstigen Lindiexportes, d. h. das meiste an Gummi, Elfenbein und Tabak nicht aus deutschem, sondern aus portugiesischem Gebiet stammt und diese Quellen, wie Ewerbeck[4]) betont, jederzeit durch eine anscheinend bald zu erwartende Sperrung der portugiesischen Grenze, versiegen können. In Zukunft wird anscheinend auch der Anbau von Baumwolle und Kautschuk (Manihot-Glazovii) für den Süden von Deutsch-Ostafrika Bedeutung gewinnen. Ueber die Produkte des Lindihinterlandes siehe auch Kpt. II.

Noch 1899 hatte Lindi nach amtlicher Zählung nur gegen 2400 Einwohner, während diese Ziffer 1901 bereits auf 4500 gestiegen war.

Ramasan. Fast die ganze bunte Gesellschaft, welche die Stadt bevölkert, lernte ich bald nach meiner Ankunft am Ramasan-Feste, das am Ende der grossen mohammedanischen Fastenzeit beim Wiedererscheinen des sehnlichst erwarteten Mondes gefeiert wird, ganz vortrefflich kennen, denn alle Mohammedaner besseren Standes erschienen an diesem Tage in der »Boma«, dem Regierungsgebäude, zu feierlichem Empfange: zuerst kamen die Araber, dann die mohammedanischen Inder und die vornehmeren Suaheli, und den Schluss bildeten unsere schwarzen Unteroffiziere. Alle wurden mit kübelweise hergestelltem Himbeerwasser und Kakes bewirtet, und ausserdem wurden Zigaretten gereicht; die vornehmen Maskat-Araber rauchen freilich nicht, wenigstens tun sie dies nicht öffentlich.

Araber. Die Maskat-Araber, die Crême der Bevölkerung und vor der europäischen Okkupation die Herren des Landes, sind zum Teil recht stattliche Gestalten. In ihren gold- und silberdurchwirkten Prunkmänteln, die sie bei festlichen Gelegenheiten tragen, die herrlichen, mit Silberfiligran geschmückten Dolche, wahre Prachtstücke des Kunstgewerbes, im Gürtel, machen sie einen recht vornehmen Eindruck, und ihrem vorteilhaften Aeussern entspricht

[1]) **17**, Anl. S. 123; [2]) **12**, S. 103; [3]) **12**, S. 106 u. 107; **17**, S. 66 u. 67; [4]) **12**, S. 101.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch die ruhige Vornehmheit ihrer Alluren, so dass man unwillkürlich nicht umhin kann, sie auch als Gentlemen (was sie allerdings durchaus nicht immer sein sollen) zu behandeln.

Trotz ihres äusseren Prunkes soll es den Arabern, welche sich früher zum grossen Teil mehr schlecht als recht vom Sklavenhandel ernährten, gegenwärtig recht übel gehen, und viele von ihnen, die nicht gerade grosse Landbesitzer sind, stecken bei den Indern, den Wucherern des Landes, tief in Schulden.

Suaheli.

Auch unsere Küstenneger, allgemein Suaheli genannt, machen einen recht guten Eindruck; es sind recht intelligente, muntere und respektvolle*) Leute. Sie sind durchweg Mohammedaner, da die Neger für diese Religion, auch ohne dass dafür besondere Propaganda gemacht wird, sehr empfänglich sind: es gehört für den zivilisierteren Neger sozusagen zum guten Ton, Moslim zu sein. Allerdings beschränkt sich bei ihnen der Mohammedanismus meist nur auf das Innehalten der Speisevorschriften, das Herunterleiern von Koran-Versen und andere Aeusserlichkeiten; das unbequeme Verbot, keine alkoholischen Getränke zu geniessen, wird schon von den wenigsten genau genommen, von den strengen Moralgesetzen des Koran ganz zu schweigen.

Ihrer Abstammung nach sind die Lindi-Neger ein Gemisch von den im Hinterlande lebenden Stämmen, die dort mit ihren abscheulichen Lippenringen und Tätowierungen so aussehen, wie man sich in der Kinderstube recht eigentlich die »Wilden« vorstellt, während unsere Küsten-Neger einen recht zivilisierten, sehr oft sogar stutzerhaften Eindruck machen.

Das bei der Arbeit abgelegte Obergewand, welches einen um die Lenden geschlungenen Schurz und ein leichtes Baumwollen-Unterhemde bedeckt, besteht aus einem bis zu den Knöcheln reichenden, langärmligen Hemde; es ist, wie die übrigen Bekleidungstücke der Suaheli, aus europäischem Stoffe hergestellt. Eine über dem Obergewande getragene europäische Weste gilt als besonderer Schmuck. Den kahl rasierten Kopf bedeckt eine sehr sauber gestickte weisse Mütze. Die Füsse sind meist unbeschuht, zuweilen trägt man auf der Strasse auch Sandalen nach arabischer Art, deren Ablegen im Hause jedoch die

*) Wenn man übrigens die frechen, unverschämten Patrone auf der Berliner Kolonial-Ausstellung vom Jahre 1896 sah, unter denen sich auch eine ganze Anzahl von Suaheli aus Lindi befand, so bekam man eine ganz falsche Vorstellung von den Leuten. Aber die Neger waren daran schliesslich selbst weniger Schuld als das Publikum, welches sie in so unglaublicherweise verdarb; sie mussten schliesslich ihren natürlichen Respekt vor den Europäern und beschämender Weise zumal auch vor den Europäerinnen verlieren. Doch dies lag nur an unrichtiger Behandlung der Leute, und es wäre ganz falsch, zu glauben, dass es von Natur unverschämte, widerspenstige Gesellen sind, die man nur mit der äussersten Strenge im Zaume halten könne. Im Gegenteil, man kann ihnen ruhig mit einer Art von väterlichem Wohlwollen entgegentreten, was die Neger sehr wohl zu schätzen wissen und im allgemeinen auch nicht missbrauchen: oft nennen Träger usw. den Europäer, dem sie unterstellt sind, sehr bezeichnend für das Verhältnis, in dem sie sich zu ihm fühlen, ihren Baba (d. h. Vater). Allerdings muss der Neger anderseits wissen, dass man die Macht hat, ihn zu strafen, und dass man davon bei Ungehorsam und Lässigkeit unerbittlich Gebrauch macht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gute Sitte fordert. Ein Gigerlstöckchen endlich vervollständigt den Anzug des Suaheli-Stutzers.

Bei Suaheli, welche etwas auf sich halten, wie dies z. B. von der Dienerschaft der Europäer erwartet wird, ist der Anzug in der Regel in tadelloser Ordnung und wird peinlich sauber gehalten; auch baden sich die Küsten-Neger und Negerinnen sehr häufig, und Seife ist ihnen ein Bedarfs-, kein Luxusartikel mehr.

Die Tracht der Frauen ist recht kleidsam und besteht aus zwei bunt gemusterten Baumwolltüchern europäischen Fabrikats, von denen das eine den Körper von dem oberen Teile der Brust bis zur Mitte der Unterschenkel einhüllt, das andere um die Schultern oder über den Kopf geworfen wird. Ein kleiner Pflock, nach Inder-Sitte im linken Nasenflügel getragen, und eine Reihe kleiner Zylinder aus Palmenmark oder zusammengerolltem bunten Papier, welche in Durchbohrungen der Ohrmuschel gesteckt werden, wirken merkwürdigerweise durchaus nicht entstellend; Schmuck aus europäischen Perlen,*) oder auch silberne Knöchelspangen indischer Arbeit und dergleichen kommen hinzu, und eine überaus sorgsam behandelte Frisur vollendet die Toilette der schwarzen Schönen. Während die Männer, wie erwähnt, den Kopf kahl rasieren, wird von den Frauen das Kopthaar in eine grosse Anzahl von Scheiteln, die ähnlich wie die Fächer einer Apfelsine über den Kopf hinwegziehen, abgeteilt und dann in kleine Zöpfchen verflochten.**)

Sklaven.

Unter der Negerbevölkerung der Küstenplätze befindet sich eine ziemlich erhebliche Anzahl von Sklaven, deren Los aber durchaus nicht derartig ist, wie man es nach den Schilderungen von «Onkel Toms Hütte» mit diesem Begriffe zu verbinden geneigt ist; im Gegenteil, es geht ihnen im allgemeinen ganz vortrefflich, was auch nur im Interesse ihrer Herren liegt, deren Hauptreichtum sie oft bilden; denn werden sie von ihrem Besitzer grausam behandelt, oder sorgt derselbe nicht für sie, so erhalten sie auf ihren Wunsch vom Gouvernement Freibriefe. Das Sklavenhalten ist den Europäern und Indern verboten und nur den Negern und Arabern gestattet. Wollte man die Sklaverei, die ja auch fraglos wirtschaftliche Schäden mit sich bringt, unvermittelt abschaffen, so würde man viele dieser Leute total ruinieren und überdies einer grossen Anzahl der Unfreien einen sehr zweifelhaften Dienst erweisen, da ja der Herr für seine Sklaven, auch die alten, arbeitsunfähigen, zu sorgen hat.

*) Nie fehlt eine Perlenschnur, die auf dem blossen Körper, also von dem Gewande bedeckt, um die Lenden getragen wird.

**) Allen denen, die sich für das Leben und Treiben der Suaheli interessieren, kann das stilvollendete, ebenso amüsante wie belehrende Buch des leider zu früh verstorbenen, vorzüglichen Suaheli-Kenners Oscar Baumann („Afrikanische Skizzen", Berlin, Dietrich Reimer, 1900) auf das beste empfohlen werden. An der Hand von pikanten kleinen Erzählungen weiht uns der Autor in das Denken und Fühlen unserer schwarzen Landsleute viel besser ein, als es eine trockene Beschreibung vermag.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leue,[1]) der gewiss in diesem Punkte Erfahrungen hat, sagt in einer ausführlichen Abhandlung über die Sklaverei in Deutsch-Ostafrika:

»Tatsächlich geniesst der Sklavenhalter in Deutsch-Ostafrika seinem Sklaven gegenüber weniger Vorrechte, als in Deutschland eine Herrschaft ihren Dienstboten gegenüber; Rechte hat er eigentlich gar nicht, dafür desto mehr Pflichten. Seitens des Sklaven aber ist die Sklaverei, so sonderbar es auch klingen mag, sozusagen eine freiwillige. Dies resultiert aus dem Umstand, dass der Schwarze sich im Zustande der Knechtschaft wohler fühlt, als in der Freiheit. Braucht er doch für sich nicht zu denken und zu sorgen. — — — Dem Diener erscheint es gar nicht wünschenswert, frei zu sein, da er hierdurch des Rückhaltes, den er an seinem Besitzer zu haben glaubt, ermangelt.«

Ebenso spricht sich auch v. Behr[2]) über die Haussklaverei in Deutsch-Ostafrika aus.

Recht bezeichnend für die gute Lage so mancher »Sklaven« ist es auch, dass ein Mann, der uns in angesehener Vertrauensstellung auf einer Expedition begleitete und der sich von seinem hohen Gehalt zwei freie Jungen als Diener hielt, wie wir ganz gelegentlich zu unserm Staunen erfuhren, ein Unfreier war.

Die Ausfuhr von Sklaven wird aufs strengste bestraft und hat auch fast, wenn auch nicht ganz, aufgehört. In Portugiesisch-Ostafrika scheinen allerdings auch in dieser Beziehung noch eigenartige Zustände zu herrschen, denn noch 1902(!) gab es an jenen Küsten Befestigungen von Sklavenhändlern, wo viele Hunderte von gefesselten Sklaven zum Export nach Maskat bereit gehalten wurden, und ein portugiesisches Kanonenboot musste sich anfangs sogar vor dem Feuer der auf das modernste bewaffneten Banditen zurückziehen.[3]) Die verheerenden Sklavenjagden und die unmenschlichen Grausamkeiten der Sklaventransporte,*) deren Gräuel Livingstone so ergreifend schildert, haben selbstverständlich im deutschen Gebiete längst aufgehört, wenn man es auch trotz strenger Verbote nicht ganz verhindern kann, dass aus abgelegenen Gegenden noch immer in unauffälliger Weise (natürlich ungefesselt) Sklaven zur Küste geführt werden.[4])

Die in den Küstenstädten zahlreich vertretenen Inder, ein sich der übrigen Bevölkerung nicht assimilierendes Element und englische Untertanen, haben fast überall das Detailgeschäft in Händen und sollen zum Teil recht schlimme Wucherer sein. Einige von ihnen sind zu grossem Wohlstande gelangt und einflussreiche Grosskaufleute, so z. B. der vor einigen Jahren verstorbene Seba Hadschi, welcher neben andern wohltätigen Stiftungen auch die Mittel für ein Inder.

*) Die Sklavengabeln, mit denen man früher die Sklaven auf dem Transporte zu fesseln pflegte, sind übrigens, in verständiger Weise angelegt, durchaus kein so grausames Zwangsmittel, als man zu glauben geneigt ist. Die Gabel ist im Gegenteil für den Gefangenen bedeutend bequemer, als z. B. eine dauernde Fesselung der Hände, da sie demselben eine relativ grosse Bewegungsfreiheit, vor allem auch den freien Gebrauch der Arme lässt. Anderseits hindert sie mit Sicherheit ein Entweichen. Die Sklavengabel besteht aus einem etwa mannslangen, an der Spitze gegabelten, dünnen Baumstamm. In die Gabelöffnung kommt der Hals des zu Fesselnden und wird hier von einem Eisenstabe festgehalten, den man durch beide Gabelast-Enden hindurchgetrieben hat. Wenn ein voranschreitender Mann den Stiel der Gabel auf die Schulter nimmt, so kann der Gefesselte marschieren, während sonst eine Fortbewegung durch das vorn herabhängende lange Holz verhindert wird.

[1]) **5**; [2]) **1**, S. 74; [3]) **10**; [4]) **15**, S. 58; **14**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach ihm benanntes Hospital für die nicht europäische Bevölkerung von Daressalam hergab.

Andere Inder sind als ungemein geschickte und intelligente Handwerker geschätzt, deren Fertigkeit ich selbst mehrfach zu bewundern Gelegenheit hatte.

Ihrer Religion nach sind sie z. T. Buddhisten, z. T. Mohammedaner; die ersteren gehören der Kaste der Banyanen an und unterscheiden sich auch durch die Tracht von ihren mohammedanischen Landsleuten; sie haben sehr strenge Speisevorschriften, die sie gewissenhaft innehalten: ein solcher Unglücksmensch würgte z. B. sein Chinin einmal trocken herunter, weil er das ihm zum Nachtrinken im Hospital gereichte Wasser aus religiösen Gründen nicht trinken durfte.

Die römisch-katholischen Goanesen, aus der portugiesischen vorderindischen Kolonie, die eine ähnliche Rolle wie die Inder spielen, oft aber auch als Unterbeamte von der Regierung im Zolldienst etc. beschäftigt werden, kamen s. Z. für Lindi wenig in Betracht.

Askaris.

Ein besonderes Element der Bevölkerung in den Garnisonstädten bilden die Askaris, unsere schwarzen Soldaten (Tb. 5). Der Kern der Truppe besteht aus sudanesischen, von Aegypten her eingeführten Söldnern, die ein ganz vorzügliches und zuverlässiges Soldaten-Material abgeben: ihr Wohl und Wehe ist ja auf das engste an das der Europäer geknüpft, unter deren Führung sie das Land einst unterwarfen. Leider nehmen die altgedienten Veteranen von Jahr zu Jahr ab, und wie ich von Jahresberichten 1902/03 [1]) entnehme, scheint der neuerdings erfolgte Zuzug aus Aegypten nicht durchweg vollwertig zu sein. Man komplettiert die Schutztruppe daher grösstenteils durch einheimische Neger; die an stramme Kriegszucht gewöhnten Wahehe werden vielleicht ein tüchtiges Soldaten-Material liefern [2]).

Da die Soldaten, wie bereits oben erwähnt, Söldner sind, also solange sie körperlich dazu fähig, gleich unsern Landsknechten im Mittelalter, unter der Fahne bleiben, so sind die meisten von ihnen Familienväter, was den Nachteil hat, dass bei einem Garnisonswechsel der ganze Tross von Weibern und Kindern mitziehen muss. Da sie pekuniär relativ sehr gut gestellt sind, können sie sich auch »Boys« halten, und ich staunte zum ersten Male nicht wenig, als am Ende einer militärischen Uebung nach dem »Wegtreten« — unsere Kommandos sind alle deutsch, und die Soldaten exerzieren ganz vorzüglich danach — sich eine Schar Negerjungen auf die Askaris stürzte, um ihren Herren die Flinten abzunehmen und nach Hause zu bringen.

Ausser den Gemeinen giebt es auch schwarze Gefreite (Ombascha), Unteroffiziere (Schauisch), Sergeanten (Betschauisch), Feldwebel (Solt) und sogar einige wenige schwarze Offiziere (Effendi).

Die europäischen Offiziere und Unteroffiziere der Schutztruppe sind aber selbstverständlich stets die Vorgesetzten, auch der farbigen Chargen.

---

[1]) **16**, Anl. S. 119; [2]) **11**, Anl. S. 93.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die schwarzen Soldaten haben ein sehr ausgeprägtes Standesbewusstsein, und der beste Beweis für ihre Tüchtigkeit ist wohl die Tatsache, dass es mit einer Truppe, die nur wenig stärker ist als ein friedensstarkes deutsches Infanterie-Regiment,*) gelungen ist, nicht nur der Deutschen Flagge Anerkennung zu verschaffen, sondern auch die Ordnung aufrecht zu erhalten: und dies in einem Lande, fast doppelt so gross als das Deutsche Reich, das unter seinen mehr als 6 Millionen Einwohnern recht kriegerische Stämme zählt.

Da die Soldaten, die ja zum grössten Teile schon viele Jahre bei der Truppe sind, die militärischen Exerzitien genügend beherrschen, so lässt man sie nicht täglich exerzieren, sondern verwendet sie unter der Leitung von europäischen Offizieren und Unteroffizieren zu Stationsbauten, Brückenbauten, Wege-Anlagen und dergleichen: einen sehr grossen Teil der Kulturarbeiten, besonders im Innern des Landes, verdankt man so ausschliesslich der Tätigkeit der Schutztruppe; man staunt oft, wie vortreffliche Anlagen unter der Leitung von Offizieren entstehen, welche naturgemäss von Hause aus zu derartigen Arbeiten keinerlei technische Vorkenntnisse mitbringen konnten.

Auch die ganze Verwaltung ruht im Innern fast ausschliesslich in den Händen von Offizieren, an deren Vielseitigkeit somit nicht geringe Anforderungen gestellt werden.

Leben in Lindi.

Was die Europäer in Lindi und unser tägliches Leben anbelangt, so sei es mir gestattet, darüber hier einige Stellen aus einem meiner zur Heimat gesandten Briefe wiederzugeben: »Ich wohne zusammen mit den Offizieren und Beamten des Gouvernements in dem festungsartigen Regierungsgebäude, der »Boma«, die sehr hübsch am Ufer des Lukuledi gelegen ist. Die gemeinsame Offizier- und Oberbeamten-Messe ist sehr geräumig und hat eine schattige, nach dem Flusse zu gelegene Veranda. Mein Wohnzimmer, gleich den übrigen Europäer-Wohnungen im ersten Stocke gelegen, um der frischen Seebrise möglichst zugänglich zu sein, ist mittelgross. Die Fenster besitzen zwar keine Glasscheiben, haben aber, was wichtiger ist, gute Jalousie-Läden gegen die Sonne; die Einrichtung ist militärisch einfach, aber sauber und zweckmässig. Wir haben auch eine gute Brausevorrichtung in der Boma, was sehr erfreulich ist.

Klima.

Uebrigens ist es aber gar nicht so übermässig warm bei uns in Afrika, wie man es sich meist in Europa vorstellt, und ich muss gestehen, dass mir die Hitze in Berlin oft viel unangenehmer gewesen ist als hier, wo man sich eben besser dagegen zu schützen weiss, und wo die ganze Lebensführung daraufhin zugeschnitten ist. Allerdings befinden wir uns bereits in der Regenzeit, die naturgemäss Abkühlung bringt. Täglich sehen wir Blitze in der Ferne, und ab und zu entläd sich auch ein Gewitter über uns. Regenschauer gibt es fast alle Tage: dieselben kommen plötzlich und sind sehr intensiv, verschwinden aber auch wieder schnell, und dann ist es der allerschönste Sonnenschein, und so hat die Regenzeit hier durchaus nicht das Trübselige, wie es aus andern Tropenländern, z. B. von der Kamerun-Küste, geschildert wird.

Ausser den Angehörigen des Gouvernements befinden sich noch zwei Herren der Deutsch-Ost-Afrikanischen Gesellschaft in Lindi, welche ein hübsches, nahe der Boma gelegenes, modernes Tropenhaus bewohnen, in dem sich auch die Geschäftsräumlichkeiten der Faktorei befinden. Ein europäischer Kaffeepflanzer wohnt auf seiner Plantage am andern Ufer des Flusses und kommt ab und zu nach Lindi hinüber.

Unser tägliches Leben spielt sich, wenn nicht ein Dampfer Briefe oder Gäste bringt, ziemlich einförmig, nach meinem Geschmack jedoch durchaus nicht langweilig ab.

*) Am 1. April 1897 waren es einschliesslich der 445 Mann starken Polizeitruppe 2193 Mann, am 1. April 1898, 2078 Mann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Um die frischen Morgenstunden möglichst auszunutzen, erhebt man sich ziemlich frühzeitig, nimmt sein Brausebad (was man event. noch mehrfach am Tage wiederholt), und nach Einnahme eines frugalen Frühstücks geht jeder seiner Beschäftigung nach. Der eine besorgt die Zoll- und Verwaltungsgeschäfte und schlichtet die Prozesse der Eingeborenen, die sich mit ihren Angelegenheiten an das Bezirksamt wenden,*) der andere führt die Kompanie zum Exerzieren, oder beaufsichtigt deren Bauarbeiten usw., und ich selbst halte Poliklinik für die Eingeborenen ab, die sich jeden Morgen einfinden, um ihre Wunden behandeln zu lassen oder sich Medizin zu holen

Poliklinik.

Diese Poliklinik hat, abgesehen von Humanitätsgründen, auch politische Bedeutung, weil sie das Vertrauen der Eingeborenen zu den Europäern hebt und ihnen vor Augen führt, dass wir ihnen helfen wollen und können. Medikamente und Verbandstoffe werden de facto unentgeltlich abgegeben, und nur pro forma wird von den einzelnen ein Betrag von etwa 5 Pfg., der bei den Wohlhabenden entsprechend gesteigert wird, erhoben, während Unbemittelte selbstverständlich unentgeltlich behandelt werden. Man geht bei der Erhebung der geringen Gebühr, die natürlich bei weitem die dem Gouvernement erwachsenden Kosten nicht deckt, von dem richtigen Grundsatz aus, dass, wie ja für jeden Menschen, so erst recht für den ungebildeten Neger, dasjenige, was man unentgeltlich haben kann, an Wertschätzung verliert.

Da mich meine medizinische Tätigkeit nur wenige Stunden am Tage beschäftigt, falls mich nicht schwere Erkrankungen und Operationen in Anspruch nehmen, so habe ich reichlich Zeit, mich naturwissenschaftlich zu beschäftigen. Allerdings sind die mir seiner Zeit von der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes zu diesen Untersuchungen bewilligten wissenschaftlichen Instrumente, photographischen Apparate usw. durch ein Versehen bei der Spedition derselben noch nicht in meinen Besitz gelangt, so dass ich auch leider keine photographischen Aufnahmen machen kann, zu denen sich die interessantesten Sujets in Hülle und Fülle bieten. Ich muss mich daher darauf beschränken, die Fauna von Lindi zu untersuchen und eingeborene Burschen im Fangen von Insekten, Ausbalgen von Vögeln usw. anzulernen. Natürlich muss dieser Unterricht auf Suaheli erfolgen,

Sprache.

denn deutsch sprechen unsere Leute nicht, und ich finde es auch viel zweckmässiger, dass wir die Landessprache erlernen, als etwa auf die wenigen Leute angewiesen zu sein, denen man etwas Deutsch beigebracht hat.**)

Recht-sprechung.

*) Den Bezirksamtmännern stehen an der Küste des arabischen Rechtes kundige Leute zur Seite. Ganz besonders schwierig ist naturgemäss eine weise Rechtsprechung bei den noch ganz unzivilisierten Negern des Innern. Als Anhalt gelten die deutschen Gesetze, doch ist dem Richter der allerweiteste Spielraum gelassen, und den muss er auch haben; denn wollte man hier strikte nach dem Buchstaben unserer Gesetze oder eines besonderen »Eingeborenen-Rechtes für die Kolonien« verfahren, so würden die Eingeborenen in den allermeisten Fällen das Urteil für himmelschreiende Ungerechtigkeit, oder den Richter für toll halten. Die Rechtsbegriffe sind ja eben etwas relatives und weichen bei den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten ungemein von einander ab: man denke nur einmal an unser eigenes »Mittelalter«. Der Richter muss daher mit feinem Takt einerseits den Landessitten Rechnung tragen und anderseits versuchen, die Eingeborenen allmählich zu unsern Rechtsanschauungen zu erziehen. Natürlich muss man sich zu diesem Zwecke über die Sitten der Eingeborenen informieren und in ihr eigenartiges Denken und Fühlen einzudringen suchen, und man darf sich nicht für zu gut halten, sich mit den »Wilden« überhaupt weiter abzugeben. Als Strafmittel tritt an die Stelle von Gefängnis und Zuchthaus Zwangsarbeit (bei der die Gefangenen mit einem Halseisen an einander gefesselt sind), während für kleinere Vergehen auf Geldbusse oder Peitschenhiebe erkannt wird. Die Maximalzahl der Hiebe ist vom Gouvernement festgesetzt, und Weiber dürfen überhaupt nicht geschlagen werden.

Schulen.

**) Seit einer Reihe von Jahren werden in konfessionslosen Gouvernementsschulen Eingeborene (auch Araber und Inder) unterrichtet, Suaheli in lateinischen Lettern zu lesen und zu schreiben. Ausserdem wird Deutsch, Rechnen, Anschauungsunterricht, Geographie, Geschichte, Naturkunde, Zeichnen, Gesang, Musik und Turnen (in Bagamojo, der vielen Inder wegen, auch Gujerati, die Verkehrssprache der Inder) gelehrt. In Daressalam und Tanga bestehen ferner je eine Handwerkerschule. Auch die Missionen lassen sich seit langem den Unterricht der Eingeborenen angelegen sein: leider lernen die Missionszöglinge im Innern aber nicht immer auch Suaheli lesen und schreiben, sondern statt dessen nur ihren jeweiligen Dialekt, was ihnen praktisch sehr wenig nützt, während Suaheli,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und das Suaheli ist sehr leicht zu erlernen, und selbst wenn man auf dem Berliner orientalischen Seminar keine Vorstudien gemacht hat, die mir allerdings sehr zu statten kommen, kann man in kurzer Zeit das nötigste wissen, um sich wenigstens mit seinem Boy zu verständigen. Freilich sind diese Jungen durch langjährigen Umgang mit Europäern daran gewöhnt, selbst das schlechteste Suaheli zu verstehen und die Wünsche ihrer Herren zu erraten; etwas anderes ist es, wenn man politische oder juristische Verhandlungen in der Landessprache führen soll.

Verpflegung.

Ausser meinem Dienste liegen mir aber noch andere Pflichten ob. Ich bin nämlich Messvorstand und habe als solcher für das leibliche Wohl unserer allerdings kleinen Tischgesellschaft zu sorgen; denn da Unteroffiziere und Unterbeamte eine eigene Messe bilden, so besteht unsere Tafelrunde, die sich um 12 und 6 Uhr zu den Mahlzeiten versammelt, nur aus Oberleutnant Engelhardt, Leutnant Albinus, Bezirksnebenamtmann und Zollvorsteher Ewerbeck und mir. Da nun der Koch vom Kochen keine Ahnung hat und wir ausser Hühnern fast ausschliesslich auf Ziegen- und Schaffleisch angewiesen sind, so ist es manchmal keine Kleinigkeit, Abwechslung in das Menu zu bringen. Es gibt zwar auch einige Rinder in der Stadt, doch werden diese nur als Milchvieh gehalten, und nur selten wird ein Ochse geschlachtet. Das schlimmste ist aber, dass das Fleisch der Hitze wegen viel zu frisch verbraucht werden muss und daher oft ganz elend zähe ist; und Ziegenfleisch ist ja schon an und für sich keine Delikatesse. Trotzdem der Fluss an Fischen durchaus nicht arm ist, gibt es angeblich nur selten gute Fische zu kaufen: ich vermute, der Koch holt sie lieber für sich selbst vom Markte, als für uns. Aber wir haben uns jetzt Fischkörbe zugelegt und fischen selbst.

Ausser Fischen (von denen ich eine ganz tadellos schmeckende kleinere Haifischart besonders rühmend hervorheben möchte), bekamen wir manchmal auch Langusten, denen leider die schönen Hummerscheren fehlen, und zur Zeit der Springebbe, wenn die Austernbänke vom Wasser freifallen, gibt es auch allerdings kleine, aber dafür sehr wohlschmeckende Austern.

Mit unserm Gemüse ist es schlecht bestellt, denn unser erst neu angelegter Garten liefert zur Zeit nur sehr wenig. Die Beete haben nämlich ausser unter Insektenfrass von einem ganz merkwürdigen Schädling zu leiden: grosse Taschenkrebse, die vom Fluss her in den Garten gelangt sind, fressen des Nachts die jungen Pflanzen ab; wenigstens schwört unser Lazarettgehilfe, welchem die Besorgung des Gartens obliegt, darauf, und sucht seine Schösslinge dadurch gegen die Krabbeltiere zu schützen, dass er diesen allabendlich eine Opfergabe in Gestalt eines Grasbüschels in ihre Gänge steckt, womit sie ihren Appetit nach Grünzeug befriedigen sollen. Kartoffeln beziehen wir aus Daressalam, wohin sie vom Ausland eingeführt werden. Mit Früchten steht es, abgesehen von Bananen und einigen der so überaus wohlschmeckenden Mustaphelen, in dieser Jahreszeit ebenfalls knapp, während allerdings zu andern Zeiten Orangen, die trefflichen Mango-Früchte und Ananas in Menge vorhanden sind. Kokosnüsse haben wir freilich auch jetzt, aber damit ist, wenigstens bei meinen gegenwärtigen Küchenkenntnissen, wenig anzufangen. (Die »Milch« kalt gestellter Kokosnüsse ist, zumal mit Weisswein vermischt, übrigens ein recht wohlschmeckendes Getränk.) Palmkohl, d. h. der oberste Trieb, das »Herz« der Kokospalme, gibt zwar als Salat und auch gekocht ein sehr gutes Gericht; aber das kostet jedesmal einen wertvollen Baum, und man erhält es daher nur, wenn aus irgend einem Grunde Palmen doch gefällt werden müssen.

Unter solchen Umständen ist man natürlich zum Teil auf Konserven angewiesen, jedoch muss man angebrochene Büchsen und dergl. sehr sorgsam aufheben, da sie sonst unweigerlich von den Ratten heimgesucht werden; denn von Ratten wimmelt es, wenn sie auch zum Glück aus meiner Stube, wo mein braver Dackel sich auf's eifrigste auf die Jagd macht, verschwunden sind.

Ich habe die Genugtuung, dass meine Kameraden mit meiner Küchenführung zufrieden sind, und vielleicht bringe ich es mit der Zeit noch zu einigen Kenntnissen in dieser Branche, die ja auch

---

die Lingua franca von Ostafrika, fast überall wenigstens von diesem oder jenem verstanden wird. Die Schulen, die treffliche Resultate aufweisen können, haben vor allem den Zweck, ein brauchbares Unterbeamten-Material für das Gouvernement heranzuziehen, kommen aber natürlich auch den Privatleuten zu gute. Wie ausgezeichnete Dienste ausgebildete Eingeborene leisten können, lernte ich in Britisch-Ostafrika kennen, wo sogar die Gouvernementsdruckerei fast ganz von schwarzem Personal bedient wird; auch in der Druckerei zu Tanga sind Eingeborene zur Zufriedenheit tätig.[1])

[1]) **16**, Anl. S. 15.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

insofern in mein Fach schlägt, als mir als Arzt das leibliche Wohl anvertraut ist, zu dem eine gute Küche ja so wesentlich beiträgt.

Aber nach dieser kulinarischen Abschweifung zurück zum Gang unseres täglichen Lebens. Nach Tisch wird während der heissesten Nachmittagstunden allgemein Siesta gehalten und darauf noch einige Stunden gearbeitet.

Die Zeit von 5 Uhr bis nach Sonnenuntergang ist die schönste des ganzen Tages, und jeder benutzt die erfrischende Abendkühle zum Spazierengehen oder zu geselligem Beisammensein. Oft fahren wir dann über den Fluss zum andern Ufer hinüber, um in einem von einer Quelle gespeisten Schwimmbassin ein erfrischendes Bad zu nehmen. Dies schöne, ausgemauerte Bad, ursprünglich eine arabische Anlage, ist einer der vielen Vorzüge, des als Station mit Recht allgemein beliebten Lindi. Täglich besuche ich auch unsern kleinen zoologischen Garten, in dem sich, ausser einer Anzahl Affen, einige Antilopen, Raubvögel, ein Stachelschwein usw. befinden. Vor allem die Affen machen uns sehr vielen Spass: es ist ganz merkwürdig, welchen feinen Unterschied sie gleich unsern Hunden zwischen Europäern und Eingeborenen machen. Gegen uns benehmen sie sich (wenigstens die seit längerer Zeit eingefangenen) recht manierlich und devot, und auf den Ruf »Saläm« legen sie grüssend die Hand an ihre nicht vorhandene Kopfbedeckung, wie wir es ihnen beigebracht haben: auf die Farbigen jedoch gehen sie, wütend die Zähne fletschend, los und suchen zu beissen; besonders wenig Respekt aber sollen die Affen vor den eingeborenen Weibern haben und sich von ihnen gar nicht stören lassen, ja sogar feindlich werden, wenn die Herde beim Plündern der Felder überrascht wird.

Bad.

Zoologischer Garten.

Auch Graupapageien halten sich einige Europäer; da die Jakos aber nur an den westlichsten Grenzen unserer Kolonie vorkommen, sind dieselben hier an der Küste teurer als in Europa.

Jagd gibt es leider in der näheren Umgebung von Lindi gar nicht, dagegen auffälligerweise Raubtiere in grosser Anzahl; als wir eine Falle aufgestellt hatten, fingen wir fast Nacht für Nacht eine Hyäne und einmal auch einen Leoparden.

In dem benachbarten Mikindani, »der Löwenstadt«, gibt es aber noch ganz bedeutend mehr Raubwild als hier, und binnen eines Monats sollen daselbst einmal 16 Löwen geschossen sein. Ich hebe dies besonders hervor, da ich vielfach in Europa äussern hörte, dass die afrikanischen Löwen wohl hauptsächlich in den »Fliegenden Blättern« ihr Dasein fristeten.

Mit der Jagd ist es also, wie gesagt, bei Lindi nichts, doch entschädigen wir uns dafür an Sonntagen, oder wenn wir sonst mehr Zeit haben, durch längere Spaziergänge. So besuchte ich neulich mit Ewerbeck sehr hübsche, auf dem rechten Lukuledi-Ufer gelegene Höhlen, die dort in dem schrattenreichen Korallenkalke ausgewittert sind. Allerdings war das nicht ganz so einfach wie in Europa, wo man mit einer Schar von andern Touristen bequem auf breitem Wege schreitet und lauscht, wenn uns der trinkgelddurstige Cicerone die Schönheit der Natur erklärt. Uns musste erst das Buschmesser den Pfad durch engverschlungenes Lianendickicht bahnen, bis wir nach mühevoller Wanderung an unser Ziel gelangten, an Seilen glitten wir in unzugängliche Höhlen hinab, und unten konnte uns eventuell ein aufgescheuchter Leopard einen wenig freundlichen Empfang bereiten. Aber gerade in derartigem liegt ja der Reiz solcher Touren!

Höhlen.

Ich würde jedoch undankbar sein, wollte ich nicht auch einer andern Unterhaltung gedenken, die uns manche frohe Stunde bereitete: ich meine die bei Sonnenuntergang und nach vollbrachtem Tagewerk stattfindende gemütliche Zusammenkunft zu einem Glase Whisky-Soda bei dem »Griechen«. Der Grieche, bei dem wir uns in Lindi treffen, ist nun eigentlich gar kein Grieche, sondern ein Armenier, da es aber (von Daressalam und Tanga abgesehen) fast durchweg Griechen sind, die auf den Stationen in ihrem Universal-Laden auch Getränke ausschenken, so sind »Grieche« und »Kneipwirt« für uns Synonyma geworden.

Getränke.

Man trinkt hier, wie ich schon erwähnt, meistens Whisky resp. Kognak mit Soda, da das warme, stark eingebraute Exportbier der Tropen ein zweifelhafter und dabei recht teurer Genuss ist.*)

Die Getränke der Eingeborenen, das meist aus Mohrenhirse bereitete Bier, die »Pombe«, und den durch Anbohren der Palmen gewonnenen Palmenwein »Tembo«, trinken wir Europäer, wenn

*) Gegenwärtig wird in Daressalam zur grossen Freude aller Europäer ein gutes, leichtes Bier und sogar »Berliner Weissbier« gebraut. Eine Sodawasser- und Eisfabrik ist dort schon lange in Betrieb, da an der Küste auch aus hygienischen Gründen von Europäern statt gewöhnlichen Wassers nur Sodawasser getrunken wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir besseres haben, gewöhnlich nicht, obgleich dieselben eigentlich ganz wohlschmeckend sind. Von dem »Trinken« der »Afrikaner« hat man in Deutschland oft aber eine recht falsche Vorstellung, wie man uns ja überhaupt einen wenig soliden Lebenswandel zutraut. In Wirklichkeit wird, soweit meine persönlichen Erfahrungen reichen, in unserer Kolonie im allgemeinen wohl nicht erheblich mehr getrunken als von jungen Leuten in Deutschland auch, und viele befleissigen sich sogar der äussersten Mässigkeit.

Wenn wir freilich Gäste bei uns sehen, so brechen auch wir gern eine Flasche Sekt auf, und da ein jeder Fremde in Afrika nach schöner, landesüblicher Sitte freundlich aufgenommen wird, zumal wir an einsamen Plätzen nur selten die Freude haben, Gäste bei uns zu sehen, so kann es einem Fremden, wenn er die Küste entlang fährt, wohl passieren, dass er alle Tage mit Sekt empfangen wird: es wäre aber ein ganz falscher Schluss, zu glauben, dass wir alle Tage so hoch leben.*)

Nachdem man nun entweder beim Griechen seinen Abendschoppen genommen, oder sonst wie die in den Tropen ja leider allzu kurz bemessene Zeit der Dämmerung verbracht hat, begibt man sich zur Abendmahlzeit, um nach dem Essen noch einige Stunden lesend und plaudernd beisammen zu bleiben, und zieht sich dann unter sein Moskitonetz zurück.«

Abmarsch von Lindi.

In Lindi verblieb ich nur zwei Monate. Im März besuchte der Gouverneur, Herr Oberst Liebert, Lindi auf einer Inspektionsreise, und bei dieser Gelegenheit erhielt die Kompanie den Befehl, sich sobald als möglich zu einer Expedition gegen die räuberischen Wangoni bereit zu machen, einem Sulu-Stamme, der schon seit Jahrzehnten das Hinterland von Lindi beunruhigte, und in dessen Gebiet vor kurzem wieder Leute einer Handelskarawane unter Missachtung eines Geleitbriefes des deutschen Gouvernements niedergemacht waren. Gleichzeitig erhielt ich den mir hochwillkommenen Befehl, mich nach Beendigung dieser Expedition nach Langenburg am Njassa als Arzt des dortigen Bezirksamtes zu begeben.

Wissenschaftliche Ausrüstung.

So sehr ich mich natürlich darauf freute, auf diese Weise kaum bekannte und in zoologischer und ethnologischer Beziehung noch unerforschte Gebiete kennen zu lernen, so wurde meine Freude doch dadurch stark gedämpft, dass meine wissenschaftliche Ausrüstung im Werte von einigen Tausend Mark (ein erheblicher Teil bestand aus Instrumenten, zu deren Anschaffung die Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes die Mittel bewilligt hatte) noch nicht in meinen Händen war und ich, der ganzen Sachlage nach, im günstigsten Falle erst in einigen

*) Dass mancher mehr trinkt, als ihm, zumal im Tropenklima, zuträglich ist und sich mit der verantwortungsvollen Stellung, die hier fast jeder Europäer hat, verträgt, kommt vor: aber nicht nur in Afrika. Wer das gewohnheitsgemäss tut, gehört vor allem nicht in die Tropen. Man darf aber auch anderseits nicht vergessen, dass die Europäer in den Kolonien meist aus jungen, unverheirateten Leuten bestehen, und dass bei dem Mangel an Familien-Umgang und geistiger Anregung die einzige Erholung in dem gegelligen Verkehr mit Kameraden besteht, wobei dann zuweilen mehr als nötig getrunken wird. Auch haben wir, zumal auf den Stationen im Innern des Landes, nicht das leichte Bier, an das wir Deutsche von Hause aus gewöhnt sind, sondern sind der Transportkosten wegen meist auf Whisky und Kognak angewiesen, und bei diesen starken Getränken versagt ja viel eher der Kopf als der Magen. Ein mässiger Alkoholgenuss dürfte auch nach dem Urteil eines der erfahrensten deutschen Tropenärzte, Professor Dr. Friedrich Plehn, nicht schädlich sein, wenn auch selbstverständlich absolute Abstinenz das erstrebenswerteste ist:[1]) denn so manches Fieber schliesst sich an einen Exzess an!

[1]) 9. S. 180 u. 235—238.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Monaten darauf rechnen konnte. Zum Glück erklärte sich Herr Ewerbeck freundlichst dazu bereit, die Verpackung der Sachen in Trägerlasten zu übernehmen, wodurch mir wenigstens die Garantie gegeben war, dass die kostbaren Instrumente nicht infolge mangelhafter Verpackung auf der Reise leiden würden. Ich nehme die Gelegenheit wahr, Herrn Bezirksamtmann Ewerbeck auch an dieser Stelle meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen.

So musste ich denn, als die Expedition am 11. April aufbrach, mich mit einer wissenschaftlichen Ausrüstung begnügen, die nur aus ein paar Schmetterlingsnetzen, Präparaten, Gläsern usw. bestand; nicht einmal eine Schrotflinte besass ich. Auch meine photographische Ausrüstung war nicht eingetroffen, und hätte Herr Hauptmann Engelhardt nicht die grosse Freundlichkeit gehabt, mir seine Kamera einstweilen zu überlassen, ich hätte bis Mitte Mai, wo ich endlich meine eigenen Apparate — zum Glück in heilem Zustand — erhielt, überhaupt keine Aufnahmen machen können.

In meiner Not hatte ich übrigens versucht, mir von einem indischen Handwerker anthropologische Zirkel anfertigen zu lassen, und wenn er natürlich auch keine Präzisions-Instrumente lieferte, so war ich doch erstaunt, wie geschickt ein Tastezirkel geschmiedet, und aus Holz ein Schiebezirkel hergestellt war. Auch einen Vorderlader, wie sie an die Eingeborenen verkauft werden (die Abgabe von Hinterladern an die Neger ist auf das strengste durch Gouvernementsbefehl verboten), suchte ich während dieser trostlosen Zeit als Schrotflinte zu benutzen, doch machte ich damit sehr wenig erfreuliche Erfahrungen. Erstens dauerte das Laden des Mordinstruments, das einem Modelle ehrwürdigsten Alters angehörte, recht lange, und wollte man schiessen, so explodierte oft genug zuerst nur das Zündhütchen — und verbrannte einem wohl auch als Zugabe noch die Finger — der Schuss aber krachte erst eine geraume Zeit später: der Vogel hatte dann natürlich bereits längst das Weite gesucht. Dass die Donnerbüchse auch einen recht kräftigen Rückstoss hatte, sei nur so nebenbei erwähnt.

Schrotpatronen.

Vielleicht zu Nutzen und Frommen des einen oder andern sei an dieser Stelle erwähnt, wie ich mir zu helfen suchte, als später die Schrotpatronen für meine Jagdflinte zu Ende gegangen waren. Für das Militärgewehr Modell 71, das unsere Askaris führen, war reichlich Munition vorhanden. Davon kaufte ich mir, entfernte die Kugel aus der Patronenhülse und hämmerte das Blei zu dünnen Platten aus. Mit einer kleinen Beisszange, wie ich sie unter anderm Handwerkszeug auf jeder Expedition stets mit mir führe, wurde die Platte in kleine viereckige Stückchen geschnitten. Die Bleistückchen liess ich alsdann von einem Jungen in einer alten Konservenbüchse ein Weilchen tüchtig schütteln; sie wurden dadurch rundlich und gaben einen recht brauchbaren Schrot, mit dem alte ausgeschossene Hülsen wieder gefüllt werden konnten; das Pulver lieferten die Militärpatronen. Bei weitem die meisten Vögel meiner Sammlung sind mit solchem Schrote eigenen Fabrikats geschossen.

In Massassi und am Ruwuma.

Was den äusseren Verlauf unserer Expedition anbelangt, so marschierten wir von Lindi über die damals neu angelegte Benediktiner-Mission Niangao zuerst nach Massassi. Hier trennte sich die Kompanie in vier Abteilungen; denn wir hatten in der relativ dünn bevölkerten Ruwuma-Gegend Verpflegungsschwierigkeiten für unsere aus ca. 100 Mann Soldaten und etwa 200 Trägern bestehende Karawane zu erwarten, zumal wir kurz vor der Sorghum-Ernte standen, die alten Vorräte mithin meist aufgezehrt waren. Auch ich erhielt die Führung einer solchen Abteilung mit dem Befehl, nach dem Sengwa-Berge in der Madjedje-Gegend zu marschieren, daselbst möglichst viel Proviant zusammen zu bringen und mich dann an einem bestimmten Tage in dem Dorfe des Häupt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lings Undi am mittleren Ruwuma mit dem Gros wieder zu vereinigen. Die Zeit des Stillsitzens in dem herrlichen Berglande am Sengwa benützte ich, da es dienstlich nur wenig zu tun gab, um einige interessante Gipfel zu besteigen und um ethnologisch zu sammeln. Als ich nach Erledigung meines Auftrages im Dorfe des Undi eintraf, fand ich meine wissenschaftliche Ausrüstung vor und konnte nun systematisch mit zoologischen und ethnologischen Untersuchungen beginnen.

So lange ich unter dem Befehl von Hauptmann Engelhardt stand, hatte ich mich auch gemäss den Intentionen des Gouvernements der Förderung meiner Arbeiten von seiten meines Vorgesetzten zu erfreuen.

Im Dorfe des Undi verweilte die Kompanie längere Zeit, um sich alsdann den Ruwuma aufwärts zum Dorfe des Mtira (an der Sassawara-Mündung) zu begeben, von wo aus der Marsch nach Ungoni durch eine etwa 150 km lange, nur von der Arabersiedelung Hunbutti unterbrochene Einöde angetreten wurde. In Ungoni.

Da die Wangoni friedlich gestimmt waren (zumal nachdem wir ihnen in aller Freundschdft die Wirkung der Hinterlader und unseres Maximgeschützes demonstriert hatten [Tb. 5, b]), gelang es, sie ohne Kampf zur Herausgabe einer grossen Anzahl geraubter Sklaven und zur Auslieferung desjenigen Mannes zu bewegen, welcher den letzten Karawanen-Ueberfall verschuldet hatte; freilich mussten die Wangoni-Sultane erst eine Zeit lang gefangen gesetzt werden, um sie gefügiger zu machen. (Vergleiche Kpt. III.)

Nach der ursprünglichen Bestimmung des Gouvernements hätte ich jetzt nun eigentlich nach Langenburg marschieren sollen, als ganz unerwartet der Befehl eintraf, die Kompanie habe sich in Eilmärschen zur Unterstützung der in Uhehe operierenden Truppen nach dorthin zu begeben, und ich hätte die Kompanie auf diesem Zuge zu begleiten. Abmarsch nach Uhehe

Wir brachen daher — es war unterdessen Mitte August geworden — unverzüglich nach Uhehe auf; zum Schutze unseres befestigten Lagers bei Songea blieb ein Feldwebel mit wenigen Soldaten zurück (Tb. 4, b).

Es ging nordwärts durch das Gebiet des Wangoni-Sultans Schabruma dann durch schöne aber menschenarme Gebirgsländer nach Ifinga, der Residenz des damals vor kurzem verstorbenen Saggamaganga, wir überschritten den Ruhudjefluss und stiegen an dessen linkem Ufer die steilen, reichbewaldeten Randgebirge nach dem Lupembe-Hochland hinauf und nach im ganzen 16tägigem Marsche erreichten wir in der Landschaft Ubena das festungsartige Lager von Idunda (Tb. 4, a u. Tb. 6, b).

Von Idunda aus, das während des Krieges zum Schutze der mit uns verbündeten Wabena und Wassangu angelegt war, operierte damals eine andere Kompanie unter Leutnant Passavant gegen die Wahehe, und unsere Truppe hatte sich an diesen Unternehmungen zu beteiligen. In Ubena.

Ueber zwei Wochen blieben wir dort und genossen die Gastfreundschaft der Herren Lts. Passavant und Braun, die das wenige, was sie hatten, in kamerad-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaftlichster Weise mit uns teilten: waren wir selbst doch schon längst total abgebrannt. Herrn Leutnant Braun, der mit ebensoviel Geschick wie Hingabe die Eigenarten der Bevölkerung studierte, verdanke ich auch manche wertvolle Auskunft und so manches schöne Sammlungsstück.

Von Idunda marschierten wir dann weiter über Kihuwere und die alte Hehe-Residenz Rungembe nach der eben von Hanptmann Prince angelegten Station Iringa, dem Hauptplatz des neuen Bezirks Uhehe (Tb. 7, d u. Tb. 6, b).

In Uhehe. Wie wohl tat es hier nach dem langen unstäten Lagerleben, wieder einmal in dem Heim einer deutschen Hausfrau, der Frau Hauptmann Prince, verweilen zu dürfen! Aber wie schwer musste es für diese mutige Frau sein, als einzige Europäerin, trotz Krankheit und Gefahren an der Seite ihres Gemahls auszuharren.

Nach einem in angenehmer Geselligkeit verbrachten Monate in Iringa, wo ich in Dr. Stierling einen gleichgesinnten Kollegen und liebenswürdigen Kameraden gefunden, verliess ich die gastliche Stätte, um mich mit einem kleinen Kommando nach Kalinga zu begeben, wohin Hauptmann Prince die ihm zur Verfügung stehenden Truppen und die eingeborenen Hilfsvölker zusammengezogen hatte.

Ich selbst erhielt die Weisung, mit einer kleinen Besatzung zum Schutze der dort geplanten Niederlassung der Kiwanga-Leute in Kalinga zu bleiben, während das Gros sich wieder an die undankbare Aufgabe machte, den Hehe-Sultan Kwawa, die Seele des ganzen Aufstandes, endlich zu fangen.

Da die Wahehe sich nicht zu offenem Gefecht zu stellen wagten, musste ein langwieriger Guerillakrieg gegen sie geführt werden, bei dem es galt, durch stete Beunruhigung und Verfolgung die Unterwerfung der ihrem angestammten Herrscher treu ergebenen Bevölkerung zu erzwingen und anderseits die bereits Unterworfenen vor der blutigen Rache der übrigen durch kleine, über das ganze Land verstreute Posten zu schützen. (Siehe Kpt. IV).

Rückkehr nach Ungoni. Nach zwei Wochen wurde ich in Kalinga abgelöst und ich stiess zu dem von Leutnant Albinus befehligten Reste unserer Kompanie, der sich nach Erledigung unserer Aufgabe zur Rückkehr nach Ungoni anschickte; Oberleutnant Engelhardt war uns bereits seit geraumer Zeit dahin vorausgeeilt.

In wenigen Stunden das rauhe Klima der wilden Utschungwe-Berge mit der erstickenden Schwüle der Niederung vertauschend, kletterten wir die schroffe Wand des Hehe-Plateaus nach Perondo in die Ulanga-Ebene hinab, passierten dann auf Einbäumen die trüben Fluten des Stromes und etwas östlich von der Route, auf der wir seiner Zeit nach Uhehe gezogen waren, gelangten wir durch die am Pitu-Fluss gelegenen Bergländer nach Ungoni.

Dort war unterdessen Hauptmann von Kleist, der Chef des neuen Bezirks »Songea« eingetroffen.

Aufbruch nach Langenburg. Nach einigen Tagen der Rast brach ich mit meinen ethnographischen, anthropologischen und zoologischen Schätzen — es war eine ganz stattliche Anzahl von Lasten, denn überall hatte ich, soweit es die ungünstigen Kriegszeiten gestatteten, gesammelt — nach Langenburg auf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach 5 tägigem Marsch erblickte ich bei Wiedhafen zum ersten Male den Njassa. Da lag sie vor mir, die weite glitzernde Fläche, malerisch umrahmt von herrlichen Bergen, ein unvergessliches Bild. Jetzt war ich wirklich im »Herzen Afrikas«! Welch freudiges Bewusstsein, dass es mir vergönnt war, mit eigenen Augen zu schauen, um was ich andere so oft beneidet! Gar schnell ging es den letzten Abhang hinab, bis die klaren Wellen meinen Fuss umspülten, bis ich das Wasser des Sees gekostet hatte. Am Njassa.

Nach der Nebenstation Wiedhafen hatte mir die Mission Berlin I auf Bitten des Kais. Bezirksamtmanns von Langenburg den kleinen Dampfer »Paulus« entgegengesandt, eine Freundlichkeit, von der ich freilich keinen Gebrauch machte, da zufällig zu gleicher Zeit mit dem Paulus der schnellere Regierungsdampfer »Herrmann von Wissmann« in Wiedhafen eintraf. Wir liefen am Westufer des Sees das britische Karonga und den deutschen Grenzort Songwe an, dann wandte sich der Dampfer wieder gegen die starrenden Felsmauern des Livingstone-Gebirges, und nach kurzer, herrlicher Fahrt erreichten wir am 21. Dezember 1898 Langenburg, das vorläufige Ziel meiner Wanderschaft (Tb. 9–12). Dampferfahrt von Wiedhafen aus. Ankunft in Langenburg.

Bevor ich in der Schilderung meiner weiteren Erlebnisse fortfahre, sei der bisherigen Aufzählung von Namen und Daten einiges darüber hinzugefügt, wie man in Afrika zu reisen pflegt.

Wie ja allgemein bekannt, sind die sogenannten »grossen Karawanenstrassen« im Innern Afrikas nicht etwa Wege wie unsere Landstrassen, sondern nur schmale Fusspfade, und das Prädikat gross bezieht sich nur auf die Bedeutung der Route: im Gänsemarsch muss man, einer hinter dem andern, einhermarschieren, und die oft viele hundert Köpfe starke Karawane ist zu einer kilometerlangen Schlange auseinandergezogen. Das Reisen im Innern. Wege.

Jedes Hindernis, sei es auch nur ein gestürzter Baum, wird sorgsam umgangen, da der Neger nicht einsieht, warum er es für seine Nachfolger aus dem Wege schaffen soll, und so zieht sich der Weg in fortwährenden Windungen von Dorf zu Dorf, von Wasserplatz zu Wasserplatz.

In den letzten Jahren haben sich diese Verhältnisse aber geändert, denn überall legt das Gouvernement jetzt zwischen den einzelnen Stationen wirkliche Strassen an, auf denen stellenweise auch bereits (soweit es die Tsetse-Plage gestattet) Ochsen- und Maultierwagen verkehren, und man plant auch die Heraussendung von Automobilen. Denn soll eine solche Strasse die darauf verwandte Mühe und die Kosten lohnen, so muss sie derartig angelegt sein, dass wenigstens zur trockenen Jahreszeit ein Wagenverkehr möglich ist; zum mindesten müssen die Wasserläufe überbrückt oder doch durch Furten oder »Driften« passierbar gemacht werden, allzu steile Steigungen eventuell durch Serpentinen gemildert, und vor allem der unglaublich schnell nachwuchernde Busch muss regelmässig entfernt werden. Geschieht letzteres nicht, so ist überhaupt gar nichts gewonnen: dann finden wir schon nach ein, zwei Jahren wieder den schmalen Negerpfad, nur mit dem Unterschied, dass er jetzt durch eine strauchbedeckte Lichtung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zieht, falls man es nicht vorgezogen hat, lieber neben dem Wege zu laufen, wo man wenigstens den Schatten geniesst.*)

Rasthäuser. Man hatte zu meiner Zeit auch damit begonnen, allenthalben an den neuen Wegen Rasthäuser anzulegen, in der Absicht, so das Mitführen von Zelten zu ersparen: nur dürfen dies nicht bloss primitive, strohgedeckte Lehmhütten sein, denn solche sind, wie man jetzt weiss, der Lieblingsaufenthalt der fieberübertragenden Mücken, die gerade hier, wie selten sonst, Gelegenheit finden, sich an Malaria-Kranken zu infizieren und die Krankheitskeime dann auf andere Passanten zu übertragen;**) denn dann ist das Kampieren im eigenen Zelt bei weitem vorzuziehen, zumal wenn man es nicht in einem Dorfe aufschlägt.

Als wir freilich den Ruwuma entlang und durch Uhehe und Ungoni zogen, da gab es, wenn nicht in nächster Nähe der Stationen, noch keine geraden Strassen, keine »Barra-Barra«, wenn auch die Eingeborenen auf unsere Weisung das Gras und die Bäume im Verlauf der Negerpfade für kurze Strecken einige Meter breit entfernt hatten.

Brücken. Durch reissende Bäche geht aber auch der Neger nicht gerne, und so fanden wir öfter Brücken vor. Meist ist dann freilich bloss ein einzelner Stamm von einem zum andern Ufer gelegt, und der bestiefelte Europäer passiert nur mit einiger Gefahr da hinüber. Dass man es aber auch versteht, recht gute Brücken zu bauen, ***) davon überzeugt wohl die Abbildung auf Tafel 2: diese Brücke war gegen 40 m lang und äusserst geschickt in die über den Fluss hängenden Aeste eines Uferbaumes eingebaut. Sie hat sich unauslöschlich meinem Gedächtnis eingeprägt, denn ich war einmal gezwungen, des Nachts beim Scheine einer Kerze mein einziges Reittier hinüber zu führen, und alle Augenblicke drohte das Tier durch die untergelegten Matten und Decken zwischen die Bambusstangen des Brückenbodens hindurchzutreten und die Beine zu brechen.

Fluss-Passage. Für gewöhnlich muss man aber die Wasserläufe durchwaten, und das ist bei grösseren Flüssen, die recht oft von Krokodilen wimmeln, durchaus nicht angenehm. Zum Glück sind die Krokodile recht furchtsam, abgegebene Schüsse verscheuchen sie, und selten greifen sie Menschen an, die in grösserer Anzahl zugleich das Wasser durchschreiten. Doch so mancher Eingeborene ist schon zwischen den furchtbaren Zähnen der gepanzerten Ungetüme verendet, und darum staunte ich oft über den fabelhaften Leichtsinn, mit dem z. B. die Kondeleute, vielleicht im Vertrauen auf Zaubermedizinen, trotz der zahllosen nahen Krokodile an ihren Fischkörben zu hantieren wagten.

*) Vergleiche auch Moores [1]) Bemerkungen über die »berühmte« Stevenson-Route, die Ausführungen von Graf Götzen über den Wegebau in Deutsch-Ostafrika [2]) und die von Zache über die Njassa-Tanganyika-Strasse. [3])

**) Vergleiche auch F. Plehn. [4])

***) Hängebrücken aus Lianen sah ich selbst zufällig nie, doch werden sie von Bornhardt [5]) und von Merensky [6]) aus Untali und dem Kondeland erwähnt.

[1]) **8**, S. 63; [2]) **18**; [3]) **19**; [4]) **9**, S. 252; [5]) **6**, S. 102 u. 103; [6]) **2**, Titelbild.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An den Ufern tiefer Flüsse findet man jedoch in der Regel Einbäume, in denen man Lasten und Leute übersetzen lassen kann. Einbäume sind aber recht kippelige Fahrzeuge, die nicht mit Unrecht in manchen Teilen Deutschlands »Seelenverkäufer« genannt werden, und überdies sollen sich die Flusspferde zuweilen das Vergnügen machen, die schwanken Kanus umzuwerfen; man ist immer herzlich froh, wenn alles glücklich am andern Ufer ist, besonders die Reittiere, die hinter dem Einbaum das Wasser durchschwimmen müssen.

Bergpfade.

Der Mangel an guten Wegen macht sich natürlich besonders im Gebirge recht fühlbar, und es kommt gar nicht selten vor, dass die Lasten auf den beschwerlichen Pfaden den Trägern entgleiten und die Abhänge hinunterrollen. Immerhin geschieht dergleichen nicht so oft, als man bei den stellenweise geradezu halsbrecherischen Passagen annehmen sollte, denn die Träger klettern trotz ihrer Lasten mit wunderbarem Geschick.

Träger.

In Deutsch-Ostafrika beträgt die gewöhnliche Trägerlast 60 lbs. (ca. 27 kg), wozu noch eventuell der persönliche Proviant für einige Tage und das allerdings meist nur aus einer Schlafmatte, einer Kalabasse zum Wasserschöpfen, einem Messer und dgl. bestehende Privatgepäck des Mannes kommt. Mit dieser Last marschiert der Träger täglich ca. 6—8 Stunden à 4 km durchschnittlich; im Notfalle können die Leute, besonders die berühmten Wanjamwesi-Träger aber auch ganz erheblich mehr leisten.

Wenn man ermüdet nach längerem heissen Marsche im Lager anlangt und sich vorstellt, dass die Träger dieselbe Strecke mit einem halben Zentner auf dem Kopfe zurückgelegt haben, so kommt einem die Leistung derselben sehr bedeutend vor. Die Leute sind jedoch, wenn es sich um geübte Träger handelt, von einem solchen Marsche durchaus nicht angegriffen; die Uebung macht eben auch hier den Meister, und unsere Soldaten in Europa legen ja auch im heissesten Sommer und Summa summarum ebenso bepackt, wie die ja fast nackten Träger, oft bedeutend längere Strecken zurück.

Gute Träger zu besitzen, ist bei Expeditionen in Afrika einer der allerwichtigsten Punkte. Nichts ist unangenehmer und ärgerlicher, als wenn Lasten, die man schnell benutzen will, mit stundenlanger Verspätung im Lager ankommen, oder wenn es sich des Morgens beim Antreten der Leute herausstellt, dass ein Teil im Dunkel der Nacht bis auf die zurückgelassene Trägermarke spurlos verschwunden ist. Man sitzt da häufig, ähnlich wie weilend Marius auf den Trümmern Karthagos, trauernd und ratlos auf seinen Lasten, bis es einem nach endlosen Verhandlungen geglückt ist, sich neue Träger zu verschaffen. Dergleichen Schwierigkeiten hat man für gewöhnlich allerdings nur beim Beginn einer Reise, und sind die Leute einmal eingewöhnt, und liegt die Heimat erst einige Tagemärsche hinter ihnen, so geht meist alles glatt von statten. Auch sind die Träger durchaus nicht mürrische Gesellen, sondern munter und freundlich, und nach des Tages Last und Mühe versammeln sie sich gern zum Tanz beim Klange der Goma (Trommel). Ihren Marsch begleiten sie oft mit

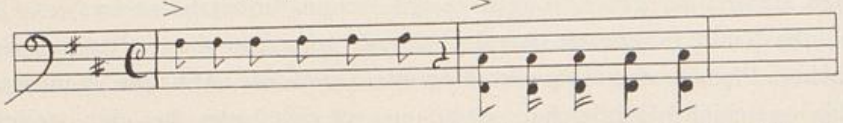
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

recht melodischem Gesang, dessen Text sich meist auf ein Erlebnis während der Expedition bezieht.

Träger-Gesänge.

Ein Bekannter teilte mir neulich einen für die Entstehung solcher Gesänge recht charakteristischen Fall mit: Ein Europäer hatte auf dem Marsche versehentlich statt nach einer Antilope nach einem grossen Stein geschossen, wie das bei dem hohen Grase ja leicht geschehen kann, und die Leute dann aufgefordert, sich das Wild herbeizuholen. Bald konnte er dann auf dem Marsche folgenden Gesang vernehmen*):

Der Herr schiesst Steine, das Fleisch ist bereit.
Bá- na pi- ga máu- e, nyá- ma ta- yá- ri.



Europäer-Spitznamen.

Aus solchen Anlässen entstehen auch zuweilen die Spitznamen der Europäer. In andern Fällen wird man nach einer häufig gebrauchten Redensart (Hapana bas, das gibt's nicht, damit basta) oder nach einer charakteristischen Eigenschaft (Mardadi, das Gigerl; Bana msuri, der gute Herr; Kasi moto, der Fleissige) oder nach einem auffälligen Kleidungstück (Kofia baya, der mit dem schlechten Hut) usw. benannt. Fast jeder besitzt einen solchen, oft recht bezeichnenden Spitznamen, unter dem er dann den Eingeborenen ausschliesslich bekannt ist.

Die Träger und Soldaten werden an dem Rest eines Marschtages im Lager für gewöhnlich nicht weiter beschäftigt. Ihre einzige Arbeit besteht darin, die Zelte aufzuschlagen, in Kriegszeiten eventuell ein leichtes Verhau um das Lager herzustellen, Holz für die Lagerfeuer herbeizuschaffen, Wasser zu holen und sich ihr Essen zu kochen; hierbei helfen den Soldaten ihre »Boys«, soweit man deren Mitnahme gestattet hat.

Verproviantierung.

Recht grosse Schwierigkeiten macht unter Umständen die Verproviantierung der Leute, und es kostet manchmal viel Geduld, bis man nach endlosen Verhandlungen mit dem Dorfhäuptling das Nötige zusammengebracht hat.

Natürlich erhalten die Eingeborenen für die gelieferten Nahrungsmittel Bezahlung, und auch wenn die Häuptlinge pro forma dem Europäer Gastgeschenke machen, rechnen sie auf entsprechenden Entgelt. Die Bezahlung geschieht im Innern gewöhnlich mit Kaliko oder bunten Tüchern; kleine Objekte, wie Eier usw., tauscht man wohl auch gegen Salz und Perlen ein. Von den Perlen muss man aber ganz bestimmte Arten mitführen, da in verschiedenen Gegenden verschiedene Farben und Formen Mode sind. Oefter sah ich die schwarzen Schönen erst prüfend die Perlen gegen den braunen Arm halten, um sich zu überzeugen, wie die Farbe zur Haut »stehe«; denn dafür haben die Neger sehr wohl Verständnis.

Das Mitschleppen vieler Tauschlasten ist natürlich recht unbequem und könnte in Fortfall kommen, wenn die ganze Bevölkerung erst an die Bezahlung mit klingender Münze gewöhnt wäre, wie dies vom Kaiserlichen Gouvernement erfolgreich angestrebt wird,**) und sich jetzt auch im Innern immer mehr verbreitet.

*) Da ich selbst des Notenschreibens unkundig bin, hat dies Herr Giemsa für mich besorgt.

**) So bequem wie unser deutsches Geld, ist die in Ostafrika übliche Rupie-Währung freilich auch nicht, denn alles wird in Silber und Kupfer gezahlt, wenn man es bei grösseren Summen nicht vorzieht, Zahlungsanweisungen für die Gouvernementskassen, bei denen man Guthaben hat, auszustellen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Will man den Proviant nicht Tag für Tag selbst im Ganzen für die Karawane einkaufen, so gibt man, was bequemer ist, jedem Manne eine bestimmte Menge Stoff resp. Geld, »das Poscho«, wofür er dann selbst für seinen Reise-Unterhalt zu sorgen hat. Das kommt aber teurer, und man muss dann auch ganz besonders darauf achten, dass die Träger und Soldaten nicht stehlen oder gewaltsam requirieren, anstatt zu bezahlen, wofür besonders die »Boys« der Askaris eine ausgesprochene Neigung besitzen.

In Gegenden, wo die Eingeborenen mit den Europäern vertrauter geworden sind, lassen sie sich freilich dergleichen nicht gefallen, sondern kommen schon von selbst ins Lager und beschweren sich sogar über die geringste Kleinigkeit, und haben tatsächlich Uebergriffe stattgefunden, so tritt die Peitsche in ihr Recht; allerdings war ich nur selten gezwungen, meine Leute aus diesem oder andern Gründen schlagen zu lassen.

Unterbringung der Leute.

Für gewöhnlich kampieren die Träger unter freiem Himmel, während für unsere farbigen Soldaten neuerdings Militärzelte eingeführt sind. Kälte und Nässe stört die Leute auffallend wenig in ihrer Nachtruhe: ganz zusammengekauert legen sie sich neben das Lagerfeuer, breiten ihr Stückchen Kaliko und ihre dünne Decke — wenn sie eine solche haben — über Kopf und Körper und schlafen dann wie in Abrahams Schoss. Selbst im Hochgebirge von Ukinga, wo es des Nachts fror, schnarchten meine an solche Temperaturen doch gewiss nicht gewöhnten Küsten-Jungen ruhig im Freien, während ich im Zelte, trotz warmer Kleidung und wollener Decken mit den Zähnen klappernd, vor Kälte nicht einschlafen konnte.

Reist man mit einer kleinen Karawane, so mietet man den Leuten, wenn angängig, wohl auch einige Eingeborenen-Hütten für die Nacht, bei grosser Expedition ist dergleichen aber natürlich ausgeschlossen. Ist Material vorhanden, so bauen sich die Leute zum Schutze gegen Regen und Wind dann manchmal aus Gras und Zweigen laubenartige Häuschen, oder improvisieren auch wohl aus ein paar Bananenblättern kleine Zelte, und wer genügend Kaliko hat, nimmt diesen dazu (Tb. 5, b; Tb. 1, d u. Fig. 64).

Provisorische Bauten.

Wenn man längere Zeit in einem Lager verweilt, lassen sich auch die Europäer gerne als »Tagesraum« Schutzdächer bauen, unter denen es kühler und luftiger ist, als im engen Zelt. Mit dem Seitengewehr der Askaris, dem Universalinstrumente auf Expeditionen, sind schnell ein paar Bäume gefällt, sie werden in die Erde gegraben, mit Bast werden ein paar Stangen als Dachgerüst heraufgebunden, und Grasstroh bildet die Eindeckung; in weniger als einer Stunde kann das Ganze fertig sein. (Tb. 1, c; Tb. 3, d.).

Mit denselben einfachen Mitteln baut man auch Schuppen für die Lasten und provisorische Wohnhäuser für die Europäer. (Tb. 3, a; Tb. 4, b; Tb. 6.).

Soll der Bau etwas mehr Bestand haben, so wird die Wand nicht aus Stroh, sondern nach Art der Suahelihäuser aus Pfählen und Flechtwerk hergestellt und mit Lehm verschmiert. (Tb. 6, d; Tb. 7. a u. b.). Auf definitiven Stationen begnügt man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stations-Gebäude. sich freilich auch im Innern nicht mit so primitiven Häusern, sondern man baut reguläre Häuser aus Steinen oder Ziegeln und ersetzt, wenn möglich, das Strohdach durch Wellblech oder Dachziegel. (Tb. 7, c; Tb. 9, a; Tb. 8.)

Den Luxus in Europa konstruierter transportabler Tropenhäuser, wie eines in Iringa steht, kann man sich der hohen Transportkosten wegen im Innern freilich nur selten leisten. (Tb. 7, d.)

Wie ein gewöhnlicher Reisetag auf unserer Wangoni-Expedition verlief, schildert der folgende Brief:

Ein Reisetag. »Des Morgens gegen 1/2 6 Uhr wird Reveille geblasen, und schlaftrunken erscheint der Boy, um uns zu wecken, das Waschwasser bereit zu setzen und uns beim Ankleiden behilflich zu sein. Da ja die Sonne in den Tropen erst gegen 6 Uhr aufgeht, so ist es um diese Zeit noch ziemlich dämmerig, man muss zuweilen beim Ankleiden sogar das Licht anstecken. Das in der Nacht stark abgekühlte Waschwasser ermuntert uns aber schnell, und während die vor Frost klappernden Träger die Lasten schnüren und das Zelt von den Soldaten abgebrochen wird, trinken wir eine aus ein paar Kaffeebohnen hergestellte miserable Brühe; denn der Kaffee geht zu Ende und wir müssen sparen. Kondensierte Milch muss die frische meist ersetzen.*)

Da unser Mehl ausgegangen ist, so gibt es kein Brot, und wir müssen uns mit etwas kaltem Reis und einer kalten Hühnerkeule begnügen. Aber der warme Kaffee tut einem trotz seiner zweifelhaften Qualität recht gut, denn es ist morgens sehr frisch, und bis der Junge kommt, um uns den Mantel abzunehmen und ihn in den »wasserdichten Reisesack« zu stecken, behält man ihn gerne an. Ungefähr um 1/2 7 Uhr, d. h. wenn es keine Trägerschwierigkeiten gegeben hat, der Führer nicht davon gelaufen, oder sonst nicht irgend ein anderes unvermutetes Hindernis eingetreten ist, bricht die Karawane auf. Voran marschiert eine Abteilung Soldaten, dann kommt — alles im Gänsemarsch — die schier endlose Reihe der Träger und am Schlusse wieder Askaris, mit dem die Nachhut beaufsichtigenden Europäer, der dafür zu sorgen hat, dass keine Lasten zurückbleiben. Den andern Europäern ist, wenn nicht kriegerische Zeiten eine feste Marschordnung bedingen, freigestellt, an welchem Teile des Zuges sie sich aufhalten wollen; natürlich wählt man meistens die Spitze. Da das über mannshohe Gras vom Tau trieft, so wird man gründlich nass, wenn die Sonne aber höher kommt, trocknet man schnell, und von 10 Uhr ab spürt man es gründlich, dass man sich zwischen den Wendekreisen befindet und benutzt gerne sein Reittier. Da Pferde sich in Ostafrika schlecht halten, so reiten wir meist auf Maultieren. Die Grösse dieser Maultiere variiert sehr stark: von solchen, die kaum die Grösse eines tüchtigen Esels haben, bis zur Grösse eines mittleren Pferdes. Ausser Maultieren benutzt man auch Reitesel; die besten davon, die schneeweissen Maskat-Esel, geben an Güte einem Maultier durchaus nichts nach, aber selbst die einheimischen sogenannten Schensi-Esel, die ganz bedeutend billiger kommen als die teueren Maskat-Esel, sind zuweilen recht brauchbare Reittiere, was freilich ganz von ihrem individuellen Temperament abhängt.

Marsch-ordnung.

Reittiere.

Vegetation. Von der Gegend, welche wir so durchstreifen, macht Ihr Euch zu Hause aber sicher eine ganz falsche Vorstellung, denn mit »Afrika« verbinden sich ja unwillkürlich die Begriffe Wüste, oder Urwalddickicht und Palmenhaine. Nun, weder das eine, noch das andere trifft für das Hinterland von Lindi zu, es ist weder Wüste, noch zeichnet es sich durch »tropische« Ueppigkeit aus, und zumeist könnte man sich in eine deutsche, mit lichtem Laubwald bestandene Gegend versetzt glauben. Freilich gibt es auch Ausnahmen, wie die schier undurchdringlichen Lianendickichte des Muera-Plateaus, und fremdartig muten uns anderwärts die ungeschlachten Riesenstämme der kahlen Baobabs an, die Nilpferde des Baumgeschlechts. (Tb. 18, b.) Ein ungewohnter Anblick sind auch die, riesigen Leuchtern gleichenden, Kandelaber-Euphorbien, die merkwürdigen »Leberwurstbäume«, (Tb. 22, c) und die gleich meterhohen Zuckerhüten gar seltsam aus der Erde wachsenden Termiten-Bauten. (Tb. 22, d.) Aber die Kokospalmen, welche der Küste das typische »tropische« Gepräge geben, haben schon wenige Kilometer landeinwärts aufgehört, und nur ganz vereinzelt vertreten schlanke Fächerpalmen ihre Stelle im Landschaftsbilde. (Tb. 23, b.)

*) Johnston[1]) empfiehlt angelegentlichst, milchende Ziegen auf Expeditionen mitzuführen.

[1]) 3, S. 432.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Doch, wie gesagt, im grossen Ganzen trägt das Vegetationsbild keine so auffallenden Züge und gleicht dem unserer gemässigten Breiten, höchstens, dass das lange Gras uns ungewohnt ist.

Steppenbrand.

Stellenweise ist das Gras übrigens schon abgebrannt, denn sowie es trocken genug ist, wird es von den Eingeborenen, meist absichtlich, angezündet, um das Marschieren zu erleichtern, oder um das Wild durch das an der Wurzel frisch ausschlagende Grün anzulocken. Solch ein »Steppenbrand« ist nun aber, wenigstens hier am Ruwuma, durchaus nicht die furchtbare, grossartige Naturerscheinung, die wir aus dem »Lederstrumpf« von den amerikanischen Prärie-Bränden kennen: kaum, dass man Notiz davon nimmt, und unbesorgt durchschreitet man die schmale, brennende und qualmende Zone, wenn auch in etwas beschleunigtem Tempo; recht hübsch sieht es übrigens aus, wenn des Abends die lange Feuerlinie an den Abhängen der Berge hinaufklimmt.*)

Aber weiter in der Schilderung unseres Reisetages! Ist man nach längerem oder kürzerem Marsche, eventuell nach Einschaltung einer kurzen Frühstückspause, zum Platze, wo man zu lagern gedenkt, gelangt, so sucht man sich eine passende Stelle für sein Zelt und erwartet die Ankunft der Lasten, vor allem sehnsüchtig die Kochlast.

Die Lagerplätze sind häufig jahraus, jahrein für alle Karawanen dieselben, denn man hat sich nach dem Vorhandensein von Trinkwasser und Verpflegung zu richten; oft allerdings ist man gezwungen, viele Tage lang durch menschenleere Einöde zu marschieren und muss dann den nötigen Proviant mit sich führen.

Wasserversorgung.

Die Ansprüche, die man an das Wasser stellt, richten sich ganz nach den Gegenden, in denen man sich befindet: hat man sich doch manchmal auch schon mit einem trüben, von Fröschen anmutig belebten Tümpel zu begnügen, und wenn man sich auch nur ungern in dem Wasser, das wie Kaffee, wie Milch oder wie Milch-Kaffee aussieht, wäscht, trinken muss man es eben, auch wenn unsere Pfütze kurz vorher des Weges ziehenden Negern als Badeplatz gedient haben mag. Dann kocht man solches Wasser mit etwas Tee ab: den Schmutz sieht man so weniger, der schlechte Geschmack wird verdeckt und, was die Hauptsache ist, das Wasser ist durch das Kochen ungefährlich geworden — denn vor der Dysenterie habe ich allen Respekt.

Da man aber dem Wasser nicht ansehen kann, ob es Krankheitskeime enthält, so trinke ich prinzipiell nur abgekochtes Wasser, es sei denn, eine Verunreinigung der Wasserstelle durch Menschen ist absolut ausgeschlossen; blosses Filtrieren bleibt ja immer eine unsichere Massregel, und ist das Wasser so lehmig, dass ein Filtrieren erwünscht wäre, so verstopfen sich auch sehr bald die Poren der Filterkerzen.**)

Zelte.

Sind die Träger im Lager angekommen, so werden von den Soldaten die Zelte aufgeschlagen und die Lasten, soweit sie das persönliche Gepäck enthalten, zwischen dem eigentlichen Zelt und dessen Ueberdache untergestellt. Unsere Zelte sind nämlich sogenannte Doppelzelte, d. h. sie bestehen aus einem gewöhnlichen Zelte, über welchem in der Entfernung von etwa 1 Fuss Abstand noch ein zweites Zelt-Tuch befestigt ist, wodurch sowohl Regen wie Sonnenhitze besser abgehalten werden. (Tb. 1.). Ein wasserdichter Plan unter dem Zelte ist eine sehr angenehme Vervollständigung desselben, zumal wenn der Boden durch Regen aufgeweicht ist; auch erschwert diese Decke das Eindringen unliebsamer Gäste, wie giftiger Tausendfüsse, Skorpionen und Schlangen.***) Die Einrichtung

*) Bornhardt[1]) meint, dass nur in Gebieten mit besonders üppigem Gras- und Krautwuchs der ausgedörrte Wald durch die Grasbrände erheblicher geschädigt werde, dass dagegen das Abbrennen des gewöhnlichen Grases kaum einen schädlichen Einfluss auf die Bäume habe. Die Grasbrände haben aber auch ihr gutes, denn sie vernichten unzähliges Ungeziefer, und nach einem Grasbrande sieht man regelmässig Vögel die verkohlte Fläche nach den angebratenen Heuschrecken usw. absuchen.

**) Die anscheinend so vielversprechende Methode, das Wasser durch Brom-Zusatz zu desinfizieren und das Brom alsdann durch Hinzufügen von Alkalien zu binden, scheint sich nach neueren Untersuchungen leider nicht zu bewähren.

Gifttiere.

***) Trotzdem Skolopenderen und Skorpione sehr vielfach vorkommen, hört man nur wenig von Verletzungen der Eingeborenen, was um so merkwürdiger ist, als dieselben fast immer barfuss gehen; freilich vermeidet man es nach Möglichkeit, den ausgetretenen Pfad, wo derartiges Getier dem scharfäugigen Neger nicht leicht entgeht, zu verlassen. Auch Schlangenbisse hatte ich nur in wenigen Fällen zu behandeln, was völlig mit den Beobachtungen von F. Plehn[2]) übereinstimmt. Nach

[1]) **6**, S. 41; [2]) **9**, S. 151.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zelteinrichtung. eines solchen Zeltes ist natürlich sehr einfach und besteht eigentlich nur aus dem schmalen, mit Moskitonetz versehenen Feldbett, an den Zelt-Wänden eingenähten Taschen und an den Pfählen befestigten Haken zum Aufhängen der Kleider, Gewehre usw. Man gewöhnt sich aber ungemein schnell an das Zeltleben und empfindet bald dessen Unbequemlichkeiten fast gar nicht mehr. Ihr werdet Euch wundern, dass ich bei der Zelteinrichtung weder von Tischen noch von Stühlen gesprochen habe. Natürlich besitzen wir diese unentbehrlichen Gegenstände auch, und zwar gehört zu jeder Ausrüstung ein zusammenklappbarer Tisch, ein kleiner Feldstuhl und last not least der »lange Stuhl«, ein sogenannter Triumphstuhl, auf dem man sich bequem ausstrecken kann. Tisch und Stühle werden jedoch in der Regel nicht ins Zelt gestellt, sondern unter einen schattigen Baum, oder kommen in eine »Barasa«, eine schnell improvisierte, grasgedeckte, offene Laube, es sei denn, dass uns die Abendkälte oder schlechtes Wetter ins Zelt verbannen.

Kochkiste. Uebrigens gehört zu der Ausrüstung, wie sie das Gouvernement liefert, auch noch eine »Kochkiste«, wo die notwendigsten Kochgeräte zusammen mit emaillierten Tellern, Bechern usw. untergebracht werden. Auch die für die Laterne gelieferten Kerzen und Streichhölzer, ferner Butter, Pfeffer, Salz, Zwiebeln und was der Koch sonst noch braucht, ruhen da neben angebrochenen Konservenbüchsen, Speiseresten und Seife in friedlichem Chaos bei einander. Wenn man aber auch noch einen »Frühstückskorb« mitbekommen hat, so kann man wenigstens das Essgerät und die Speisen von dem übrigen trennen.

Die Sauberkeit in solcher Kochkiste lässt naturgemäss meist recht zu wünschen übrig, und wenn man sich den Appetit nicht verderben will, so denke man an das Schillersche Wort: »Und der Mensch versuche die Götter nicht« usw., denn beim Schauen und dem eigentlich so nötigen Revidieren kann es einem wirklich grauen. Dasselbe gilt überhaupt von dem ganzen Kochen auf der Expedition, und ich weiss, mit welchem Entsetzen ich zum ersten Male Zeuge davon war, wie in üblicher Weise auf dem Deckel der Kochkiste, an derselben Stätte, auf der soeben der müde Träger — und zwar nicht sein Haupt — geruht hatte, Hackefleisch bereitet wurde: er hätte den Deckel ja doch vorher abgewaschen, suchte mich der Koch zu beschwichtigen.

Und man kann dem Koch wegen der Unsauberkeit gar nicht einmal viel Vorwürfe machen, denn die Kochkisten-Einrichtung ist wirklich gar zu primitiv, und wenn ich wieder nach Afrika gehe, so werde ich mir ganz sicher selbst eine Küchen-Einrichtung zusammenstellen, die in einer ordentlich gefächerten Kiste liegt, und zu der vor allem auch ein Hackbrett gehören muss.

Kochen. Da wir einmal beim Kochen sind, so will ich auch gleich von unserm Reisemenu während der letzten Zeit sprechen. Seit mehreren Wochen gab es von Fleisch nur Hühner, nichts als Hühner, bald gekocht, bald gebraten, bald gehackt, bald als Kotelett frisiert. Ihr müsst Euch jedoch unter Huhn nicht etwa etwas Aehnliches wie eine Brüsseler Poularde vorstellen. Mit diesem schätzbaren Tier haben unsere mageren Bratenvögel nur zoologische, gar keine kulinarische Verwandtschaft. Selbst die Eier unserer afrikanischen Hühner besitzen nicht die Grösse, die man in Europa zu erwarten berechtigt ist;*) man ist freilich froh, wenn überhaupt welche aufzutreiben sind. Seitdem wir in Massassi zum letzten Male eine zähe Ziege genossen hatten, gab es nur zweimal Abwechslung: einmal, als mir Albinus mit einem niedlichen Gedicht die Keule eines Wildschweines ins Lager sandte, und ein andermal, als Engelhardt einen jungen Wasserbock — einen ganz delikaten Flusspferdfleisch. Braten — erlegt hatte. Flusspferde, die im Ruwuma sehr häufig sind, wurden freilich mehrfach geschossen, und das Fleisch ganz junger Tiere soll auch recht wohlschmeckend sein: nachdem ich aber einmal ein »Flusspferd-Filet« gekostet hatte, verzichtete ich gerne auf ferneren Leviathan-Braten und überliess ihn neidlos unsern Trägern.

Spuckschlangen. diesem Autor sind es vor allem die Puffotter und die Brillenschlange, welche von Giftschlangen in Afrika verbreitet sind. Die Beobachtungen Plehns über das Giftspucken der Brillenschlangen kann ich bestätigen, da mein Teckel, als er, mit den Gefahren seiner neuen Tropenheimat noch nicht vertraut, in allzu grossem Schneid eine Brillenschlange attackiert hatte, eine Ladung Gift in die Augen erhielt, was eine mehrere Tage anhaltende Augenentzündung zur Folge hatte. Ueber eine sehr merkwürdige Schlange, Namens Congo, die so gefürchtet sei, dass man aus Angst eventuell die Wohnsitze aufgäbe, berichtet nach Angaben von Eingeborenen Berg.[1])

*) Siehe Abschnitt V, über die Haustiere der Eingeborenen.

---

[1]) 4, S. 140.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unsere Küstenleute dürfen nun zwar aus religiösen Gründen Flusspferdfleisch eigentlich nicht essen, alle nehmen jedoch die Sache nicht so genau, und war ein Flusspferd erlegt, so ging es im Verein mit der eingeborenen Bevölkerung an ein Ausschlachten des Kolosses, und in unglaublich kurzer Zeit waren nur noch die Knochen davon übrig geblieben; auch die Haut wurde mitgenommen, um daraus Peitschen zu fertigen. Was nicht gleich verzehrt werden konnte, zerschnitt man in Streifen und trocknete es zur Konservierung auf Holzrosten über dem Feuer (Tb. 3, b.). Einheimisches Gemüse kommt nur selten auf unsere Tafel, und Früchte gibt es auch nicht.*)

Zum Glück haben wir aber Reis, der auch die »eiserne Ration« unserer Leute bildet, und Reis und Hühner sind somit fast die einzigen Bestandteile unserer täglichen Kost. Von Konserven kann man natürlich nicht leben, denn das würde (vom hygienischen und Kostenpunkte ganz abgesehen) die Anzahl der Träger untunlich vermehren. Eine Anzahl Büchsen haben resp. hatten wir aber mit, wie Yam zu unserm Reis und ein paar herzhafte Gurken und dergl., um das ewige Einerlei der reizlosen Kost zu würzen; für den Notfall sind auch ein paar Fleisch- und Gemüsekonserven da.



Fig. 1.
Photographischer Arbeitskasten als Trägerlast verpackt. Der Bezug ist ausser an den Ecken nur an der Unterseite gepolstert, damit ihn der Träger richtig trägt.

Getränke.

Zu den mitgeführten Vorräten gehören natürlich auch Wein und Whisky resp. Kognak. Mit dem ersteren muss man auf der Reise freilich sehr sparsam umgehen, und das gewöhnliche Abendgetränk bildet Whisky mit abgekochtem Wasser: aber mit Trauer sehe ich schon dem nicht allzu fernen Zeitpunkt entgegen, wo meine letzte Flasche Whisky geleert und leider, leider auch meine letzte Zigarre geraucht sein wird. Man kann ja auch ohne dergleichen auskommen, aber es ist ärgerlich, zu wissen,

*) Von den meisten Europäern — allerdings mit Ausnahme der Missionare — werden die einheimischen Gemüse und Feldfrüchte eigentlich viel zu wenig zur Tafel herangezogen. Die Folge davon ist ein für das heisse Klima zu starker Fleischkonsum, und das ewige Einerlei, das einem der Negerkoch vorzusetzen pflegt, kann schliesslich selbst einem Gesunden die Esslust verderben, während der, dessen Magen durch die in den Tropen so häufigen Verdauungsstörungen nicht mehr in Ordnung ist, ganz besonders unter der schlechten Kost leidet, in seiner Ernährung immer mehr herunterkommt und schliesslich dem Fieber keine Widerstandskraft mehr entgegensetzen kann.

Kochbuch für Afrika.

Es wäre daher recht verdienstlich, wenn eine kundige »alte Afrikanerin« für die Neuankömmlinge entsprechende Rezepte, besonders mit Berücksichtigung der Expeditionsküche, zusammenstellen würde. (Auch Anleitungen, wie man unter afrikanischen Verhältnissen z. B. ein Stück Wild oder ein geschlachtetes Schwein am besten verwertet, wie man Fleisch und Fische durch Einsalzen und Räuchern konserviert etc., wären sehr erwünscht.) Erst im Laufe der Zeit lernt man allmählich, was man alles aus Mais, Hirse und Erdnüssen kochen und backen kann, was man mit Maniok anfängt, wie man Bananen, Süsskartoffeln, die zahlreichen einheimischen Bohnenarten und Erbsen usw. am zweckmässigsten zubereitet, man lernt den einheimischen Spinat (Tchitscha) und die trefflichen Gurken schätzen und nach Pilzen, Tomaten und Früchten fahnden. Wenn wir auch nicht überall, wie in den Bergen des Konde-Landes und Uhehes, ein Körbchen mit schönen, wilden Himbeeren oder Brombeeren zum Nachtisch haben können, so gibt es doch auch mannigfache andere Waldfrüchte, die durchaus nicht zu verachten sind. Aus dem wohlfeilen Honig der wilden Bienen wussten die Missionsdamen im Kondeland einen ganz vorzüglichen Met herzustellen, der viel gesünder ist als Whisky- und Kognak-Wasser.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tabak.

dass man es notgedrungen muss. Vielleicht werde ich dann Negerbier, das übrigens gar nicht übel schmeckt, trinken und einheimischen Tabak rauchen; der Ruwuma-Tabak soll ja ganz rauchbar sein. Wir haben für's erste auch noch eine ganze Anzahl Pakete Zigaretten-Tabak für unsere farbigen Soldaten bei der Expedition; es ist ein holländischer, recht starker Tabak, den man aber durch Wässern milder machen kann.

Doch ich habe Euch länger, wie sich's gebührt, vom Essen und Trinken erzählt. Die freie Zeit, die einem am Nachmittage nach Erledigung der dienstlichen Obliegenheiten bleibt — bei mir bestehen dieselben in der Versorgung der erkrankten Mannschaften und Träger, wobei mich ein schwarzer Soldat unterstützt —, füllt jeder in seiner Weise aus. Oberleutnant Engelhardt, welcher die kartographische Aufnahme der von uns marschierten Route besorgt, arbeitet dieselbe nach seinen unter-

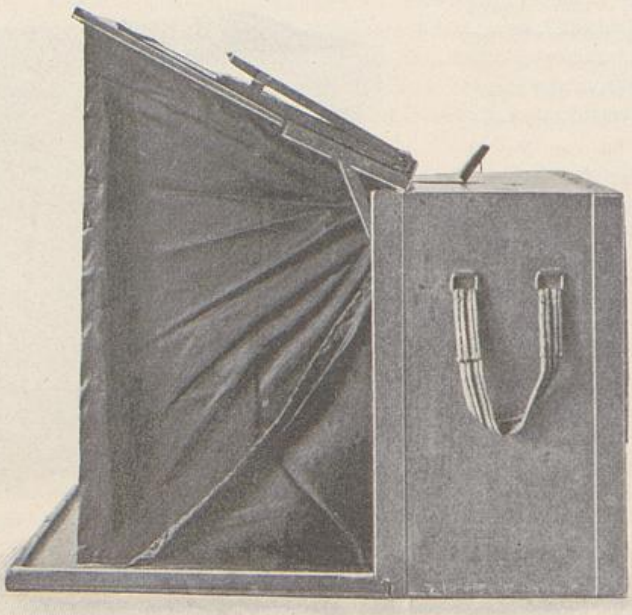


Fig. 2.

Photographischer Arbeitskasten, aufgeklappt, von der Seite, mit herabgelassenem Seitenvorhang. Der hochgeschlagene Deckel dient zur Ablage der Kassetten. Die kleine Klappe auf der Oberseite des Kastens öffnet den Schornstein der Laterne.

Routen-Aufnahmen.

wegs gemachten Aufzeichnungen auf Millimeter-Papier aus. Das Aufnehmen der Route ist eine sehr mühsame Arbeit, da man während des ganzen Marsches mit Kompass und Uhr die Richtung und Länge der durchzogenen Wegstrecken feststellen muss, während man gleichzeitig das rechts und links vom Wege gelegene Gelände kartographisch darstellt. Aber solche Aufnahmen sind ungemein verdienstvoll, denn aus ihnen wird später in der Heimat das Kartenbild des Landes konstruiert, und wenn wir gegenwärtig von manchen Gegenden Deutsch-Afrikas bereits ganz treffliche Karten besitzen, so verdanken wir das den Herren — zum grössten Teil sind es Offiziere der Schutztruppe —, welche sich der Mühe der Routenaufnahmen, oft unter den allerschwierigsten Verhältnissen, unterzogen haben. Ich selbst benutze meine freie Zeit zum Sammeln von ethnographischen und zoologischen Objekten, zu photographischen Aufnahmen und dergleichen. Das Photographieren ist hier in Afrika übrigens mit mancherlei Unannehmlichkeiten verknüpft. So ist es durchaus nicht angenehm, die Zeit, die man durch das Photographieren auf dem Marsche verliert, durch ein beschleunigtes Tempo wieder einbringen zu müssen, um die inzwischen weiter marschierte Karawane einzuholen, und in unruhigen Zeiten wird es überhaupt nicht statthaft sein, sich weiter von der Karawane zu entfernen.

Photographie.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Auch das Entwickeln der Platten des Nachts, während die andern schlafen, ist recht unbequem. Freilich könnte ich mit meinen photographischen Arbeitschrank*) zur Not auch bei Tage entwickeln, aber die Tagesstunden sind für diese zeitraubende Arbeit zu kostbar.

Sammeln.

Dass übrigens nicht nur das Photographieren manche Schwierigkeiten verursacht, sondern dass man auch mit dem Sammeln, so viel Freude es im übrigen macht, doch oft seine liebe Not hat, ist ja selbstverständlich. Ich habe jetzt meine Jungen zwar schon einigermassen zum Insektenfang und zum Schiessen und Präparieren von Vögeln angelernt; man muss sich aber doch um jede Kleinigkeit selbst bekümmern und die Burschen streng kontrollieren, wenn sie nicht Unfug treiben und kostbare Stücke verderben sollen.

So rückt unter den verschiedenen Beschäftigungen der einzelnen der Abend heran, und ehe man es sich versieht, ist es nach kurzer Dämmerung dunkel geworden. Man nimmt, wenn man dies nicht schon gleich nach der Ankunft im Lager getan hat, in seiner Gummiwanne ein Bad, kleidet sich um und versammelt sich mit den übrigen Herren zu dem frugalen Abendessen, das auf Reisen gewöhnlich die Hauptmahlzeit bildet. Dann schreibt man bei der Kerze seines Windlichts noch das

*) Der von mir konstruierte photographische Arbeitschrank enthält eine Anzahl Flaschen mit den zum Entwickeln gebrauchsfertigen Lösungen, einen gewissen Vorrat von Platten, die notwendigen Schalen, Standentwicklergefässe, Plattenständer, Kopierbretter, die Dunkelkammer-Laterne, eine Wage usw. usw. in bequemer Fächerung. Ein nach unten aufklappbarer Deckel dient als Arbeitstisch, während von einer oberen Klappe verdunkelnde Vorhänge herabfallen.

Photographischer Arbeitskasten.

Ist der Kasten auf den Tisch gesetzt und sind die Klappen geöffnet, so stehen Entwickler und Laterne, ohne dass man erst lange auszupacken braucht, gebrauchsfertig vor einem. Wünscht man den Kasten am Tage zu benützen, so kann man denselben durch ein über Kopf und Oberkörper des Arbeitenden fallendes Tuch in eine Dunkelkammer verwandeln, die es gestattet, an einem nicht zu hellen Orte, z. B. in einer Negerhütte, Platten einzulegen oder zu entwickeln. Freilich wird es unter dem Kopftuch sehr heiss und ist es daher viel angenehmer, bei Abend und ohne Kopftuch zu entwickeln; die Seitenklappen und der obere Deckel genügen dann vollkommen, um das Licht des Lagerfeuers oder Mondenschein abzuhalten, zumal ja die offene Seite von dem Körper des Entwickelnden gedeckt wird. Der ganze Kasten inkl. einem stark gepolsterten Bezug wiegt mit Füllung genau 50 Pfund, ist also eine Trägerlast. Er hat den Vorteil, dass man alles zum Entwickeln Nötige bequem beisammen hat, und er hat sich mir trefflich bewährt; obwohl sehr stark in Anspruch genommen (er wurde viele hundert Kilometer weit auf den Köpfen von Negern transportiert und über 1000 Platten wurden darin entwickelt), blieb er während meines ganzen afrikanischen Aufenthaltes vollauf gebrauchsfähig. (Fig. 1—6).

Unterwegs entwickeln.

Unterwegs schon zu entwickeln, ist meiner Ansicht nach dringend zu raten, wenn man die Garantie haben will, wirklich gelungene Platten nach Hause zu bringen. Denn nur durch die stete Kontrolle des Entwickelns lernt man seine Linsen gründlich kennen und die Expositionszeit den Belichtungsverhältnissen der Tropen anzupassen. Schickt man die belichteten Platten zum Entwickeln nach Europa, so kann es leicht geschehen, dass man später von einem wichtigen Gegenstand keine brauchbare Aufnahme besitzt, während man, wenn man gleich an Ort und Stelle entwickelt, dem Schaden oft durch eine erneute Aufnahme abhelfen kann; anderseits wird man aus Besorgnis manchen Gegenstand unnütz häufig photographieren, falls man sich nicht sofort überzeugen kann, dass es bereits beim ersten Male gut gelungen ist. Hinzu kommt, dass die Platten in den Tropen infolge von Hitze und Feuchtigkeit (besonders an der Küste) mehr als in Europa zum Schleiern neigen und es sich daher empfiehlt, sie möglichst bald zu verarbeiten; es ist schon schlimm genug, dass man sich oft mit jahrealten Emulsionen begnügen muss. Und wie ärgerlich, wenn jemand Dutzende von Platten auf der Reise belichtet hat und es sich erst beim Entwickeln der ganzen Serie herausstellt, dass die Linsen fehlerhaft geworden sind, die Kassetten Nebenlicht gehabt haben, die Platten nichts getaugt haben usw., alles Dinge, die selbst dem geübtesten Photographen passieren können; von falschen Expositions-Zeiten will ich gar nicht reden.

Am besten bewährten sich mir die Platten der Berliner Anilin-Fabrik, auch deren orthochromatische Isolarplatten. Meine photographischen Apparate stammten von der Firma A. Stegemann in Berlin; die Trefflichkeit ihrer Reiseapparate ist ja bekannt genug, und auch mir leisteten diese, armiert mit Zeiss'schen Linsen, ganz vorzügliche Dienste.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tagebuch, oder ruht sich im Geplauder mit den andern aus, bis man sich gegen 10 Uhr ins Zelt zur Ruhe begibt.

Unsere Leute schlafen dann schon um die verglimmenden Lagerfeuer, und nur das Wachtfeuer der Posten lodert noch. Feindliche Ueberfälle haben wir hier am Ruwuma freilich nicht zu fürchten, wohl aber nächtliche Besuche von Löwen und andern Raubtieren, deren Ruf zuweilen durch die Stille der Nacht dringt.«*)

Zum Schlusse dieses Abschnittes endlich noch einen Brief über Langenburg und meinen dortigen Aufenthalt.

Leben in Langenburg.

»Endlich komme ich dazu, Dir über Langenburg, wo ich nun schon so lange verweile, und über mein Leben und Treiben daselbst etwas zu berichten.

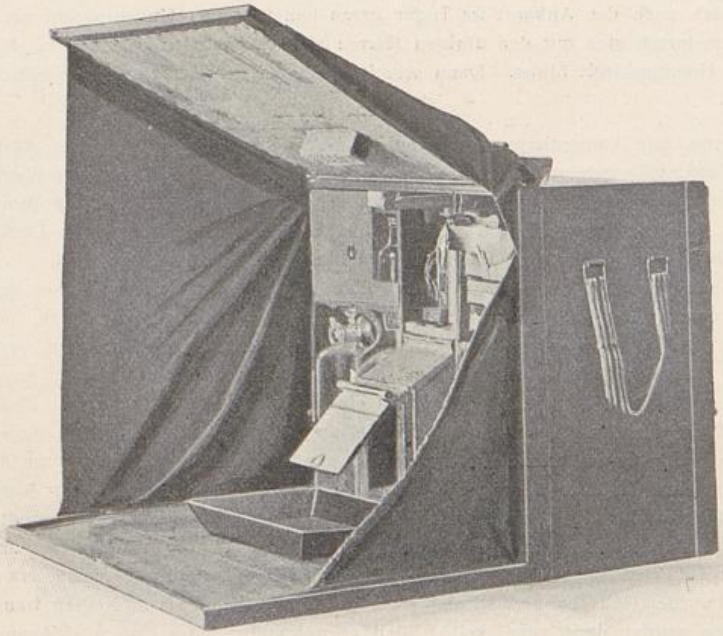


Fig. 3.
Photographischer Arbeitskasten mit hochgeschlagenem Seitenvorhang, sonst fertig zum Entwickeln. Der Reflektor der Laterne ist so gestellt, dass dieselbe, ohne zu blenden, das Licht nur auf die Platte fallen lässt.

Lage von Langenburg.

Denke Dir einen weiten, meeresgleichen See, aus dessen klaren, blauen Fluten schroff und steil gleich einer Bastion eine gewaltige Bergwand mit ihren Zinnen und Graten in die Wolken aufragt, und am Fusse dieser Wand ein winziges, nur ein paar Hektar grosses Stückchen flaches

*) Dass Vorsicht in löwenreichen Gegenden durchaus geboten ist, davon überzeugte mich ein grausiger Vorfall, den Leutnant Albinus und ich später in Ungoni erlebten: — Es war nach Mitternacht und alles ruhte im tiefsten Schlafe, als Albinus dadurch erwachte, dass eines der beim Wachtfeuer vor unsern Zelten angebundenen Reittiere sich losgerissen hatte und im Lager umherlief. Er rief nach dem Posten, aber es erfolgte keine Antwort. Auch die allarmierte Wachtmannschaft suchte erst vergeblich, bis man die Flinte und den Tarbusch (Kopfbedeckung) eines Askari am Boden fand und die Fährten zweier Löwen und Blutspuren im Grase alles erklärten; an eine Rettung des Unglücklichen war natürlich nicht mehr zu denken. Eine am andern Morgen ausgesandte Patrouille folgte der Löwenspur und brachte bald darauf, als einzige Ueberreste ausser dem Seitengewehr und der Patronentasche, die Stiefel des Mannes zurück: es steckten noch die blutigen Unterschenkelknochen darin, von denen das Fleisch bis zum Ansatz der Stiefel abgenagt war.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Land, wie ein Schwalbennest, das gegen eine Mauer klebt: das ist Langenburg. Ein kleiner, reissender Gebirgsfluss, der Lumbira, hat aus den Sedimenten seines lehmigen Wassers im Laufe der Jahrtausende die kleine Halbinsel angeschwemmt. So zahm er zur Trockenzeit erscheint, wenn ihm von den steilen Hängen die Regenfluten zuströmen, ist er ein wilder Geselle; er hat unsere Molenbauten, die ihn fassen sollten, durchbrochen, und mit den vom Südsturm aufgewühlten Wogen des Njassa um die Wette sucht er dann sein Kind mit sich in die Tiefen des Sees hinabzuspülen. Wenn auch bei dem jetzigen Stande des Sees Langenburg nicht gefährdet ist, so würde doch ein Steigen des Wassers um wenige Meter genügen, das Ganze wieder zu überfluten (Tb. 8—10).

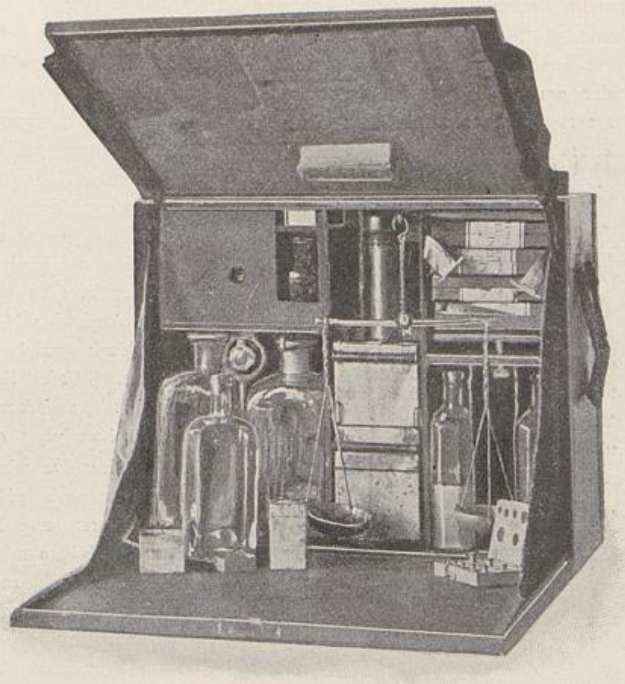


Fig. 4.

Photographischer Arbeitskasten von vorn, fertig zum Abwägen der Chemikalien.

Im Kasten links oben befinden sich Chemikalien-Vorräte, rechts oben Plattenschachteln, die durch ein hochschraubbares Brett gegen die Oberseite des Kastens angepresst werden, damit sie beim Transport festliegen.

Auf diesem Fleckchen Erde stehen nun die Gebäude des Bezirksamts und ein paar Dutzend Negerhütten der Wakissi. Wie in einem Gefängnis sitzt man in Langenburg, und will man fort, so muss man es zu Boote tun, denn die schmalen Negerpfade längs der Uferklippen werden kaum begangen, und hinter uns türmt sich das wilde Hochgebirge. Hätte Langenburg nicht für den »Herrmann von Wissmann« einen verhältnismässig guten Hafen (Tb. 11 u. 12), den einzigen deutschen am Nordende des Sees überhaupt, der Platz wäre sicher nicht Sitz des Bezirksamtes geworden: *) können wir doch bei schlechtem Wetter und hohem Seegang das Konde-Land, zu dessen Erschliessung das Bezirksamt in erster Linie überhaupt da ist, gar nicht erreichen! Und welch ein tückisches Fahrwasser ist der See und wie kann es da stürmen! Ehe man es sich versieht, brechen die gewaltigen Unwetter herein, der ganze Horizont flammt, Blitz folgt auf Blitz, an den steilen Gebirgswänden vertausendfacht sich das Rollen des Donners, und im Augenblick ist der blanke Spiegel des Sees zur sturmgepeitschten Flut aufgewühlt, die tosend und schäumend wie ein Meer gegen die Ufer brandet

Njassa-See.

*) Jetzt ist das Bezirksamt nach Neu-Langenburg ins Konde-Oberland verlegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

(Tb. 11, b). Unser »Herrmann von Wissmann« ist zum Glück ein braves, seetüchtiges Schiff und braucht selbst die schwersten Stürme nicht zu fürchten, aber wenn man im Ruderboot oder gar im schwanken Einbaum von solchem Wetter überfallen wird und sich an der steilen Felsküste nirgends ein schützender Hafen öffnet, kann die Situation recht ernst werden: ich könnte davon erzählen. Aber schön ist der Njassa immer, wenn er brandend gegen die Ufer tost, und wenn die Sonne auf ihm glitzert und sich die Uferfelsen in ihm wiederspiegeln. Herrlich ist das Baden in den krystallklaren Fluten, aber der Genuss wird leider dadurch geschmälert, dass auch bei Langenburg hin und wieder Krokodile vorkommen, und seitdem man mir ein im Lumbira gefangenes junges Krokodil gebracht hat, mag ich nicht mehr weit in den See hinausschwimmen: hat doch vor einigen Jahren ein Europäer beim Baden im Rachen eines solchen Unholdes seinen Tod gefunden!

Tägliches Leben.

Von den Herren, die in Langenburg stationiert sind, habe ich Dir ja schon geschrieben, und ebenso, dass wir recht häufig Besuch, auch von unsern Grenznachbarn, den Engländern, bekommen, denn es herrscht hier am Njassa ein Leben und Treiben fast wie an der Küste. Aber wir können in Langenburg auch unsern Repräsentationspflichten genügen: unsere beiden Messräume sind tadellos, und wenn man die wohlgedeckte Tafel mit dem schönen Porzellan und den anständigen Gläsern sieht, so braucht man sich nicht zu schämen. Auch das Menu lässt sich ganz europäisch gestalten, denn wo man Rinder, Schafe, Schweine, Geflügel und Fische und dazu Gemüse hat, kann man schon ganz ordentlich kochen.

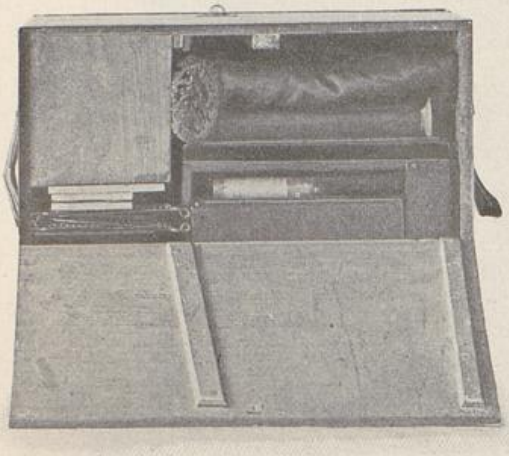


Fig. 5.
Hinterseite des photographischen Arbeitskastens geöffnet mit verpacktem Inhalt.

Aber Du wirst Dich für meine naturwissenschaftlichen Arbeiten mehr interessieren, und daher will ich Dir darüber einiges schreiben.

Dass ich von Anfang an in Afrika den Auftrag hatte, in dieser Richtung tätig zu sein, und dass auch meine Vorgesetzten entsprechende Mitteilungen vom Gouvernement erhielten, weisst Du ja, und ebenso, dass ich seit einigen Monaten, dank der preussischen Akademie der Wissenschaften und der Heckmann-Wentzel-Stiftung, in der beneidenswerten Lage bin, dies mit grösseren Mitteln und auch frei von äusserem Zwang tun zu können.

Zoologische Arbeiten.

Meinen Stab an Jägern und Fängern habe ich daher vergrössert, und wenn sie mir auch in Langenburg selbst nicht mehr viel Neues bringen, erbeuten wir auf meinen Reisen um so mehr. Auf den Streifzügen, die mich jetzt oft wochenlang von der Station fern halten, verbinde ich übrigens das rein wissenschaftliche mit dem nützlichen und impfe nach Möglichkeit, wo es not tut; denn die mörderischen Pocken, die zur Zeit Uhehe dezimieren, drohen auch unserm Bezirke. Die Missionen denen ich Lymphe übersandt habe, unterstützen mich aufs eifrigste, und so haben wir es erreicht, dass das Konde-Land bisher pockenfrei geblieben ist und hoffentlich auch bleiben wird.

Bin ich in Langenburg, so fische ich eifrig im See. Ich habe mir dazu einen grossen Einbaum mit Auslegern und Segeln montieren lassen (Tb. 13, a), und wenn ich auch kein so stolzes Fahrzeug zur Verfügung habe wie den Doppelschraubendampfer »Quentoleen«, (Tb. 12, b), den Moore jetzt bei seinen Untersuchungen im Njassa benutzt, so muss es zur Not eben gehen.

An langen Lianenseilen versenken wir Fischkörbe, wie sie die Eingeborenen benutzen, bis zu 200 m in die Tiefe, und am andern Morgen ziehen wir stachelige Welse und farbenprächtige Chromisarten herauf; wie den bekannten Kilchen aus dem Bodensee treibt den letzteren der starke Luftdruck, den sie in ihren Schwimmblasen aus der Tiefe mitbringen, Schlund und Darm aus dem Körper und bläht ihren Leib unförmig auf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von meiner Bootsmannschaft, einheimischen Wakissi-Fischern, lasse ich auch mit grossen Schleppnetzen fischen, und manche seltene Art bringen mir am Grunde explodierende Dynamitpatronen an die Oberfläche: der gute wissenschaftliche Zweck muss eben schon einmal das böse Mittel heiligen, und meine paar Dynamitpatronen können den Fischreichtum des Njassa ja nicht schädigen.

Aber die Fische interessieren mich eigentlich weniger, als die mikroskopische Lebewelt des Sees, das Plankton mit seinen Algen und winzigen Krebsen, das ich aus verschiedenen Tiefen mit haarfeinen Seidennetzen fische.

Mit Dretschen endlich werden Bodenmassen vom Seegrunde heraufgezogen, durch Ausspülen in Sieben wird Schlamm und Sand entfernt und die Muscheln und anderes Getier werden dann herausgelesen.

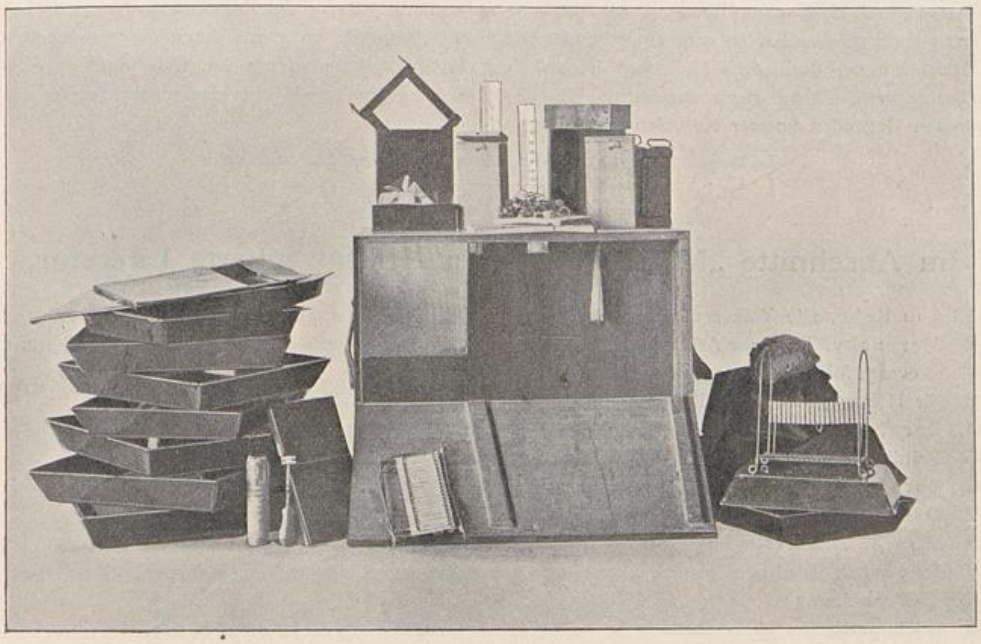


Fig. 6.
Hinterseite des photographischen Arbeitskastens mit dem ausgepackten Inhalt des hinteren Faches. (Entwicklungsschalen, Standentwicklerkästen, Plattenständer, Kopierrahmen, Mensuren usw.)

Um die Lebensbedingungen der Tier- und Pflanzenwelt kennen zu lernen, ist es auch erforderlich, genaue Lotungen und Temperaturmessungen der verschiedenen Tiefenschichten mit besonders konstruierten Thermometern vorzunehmen.

Schwieriger als auf dem Njassa gestalten sich derartige Untersuchungen freilich auf den kleinen vulkanischen Seen des Konde-Landes; da dort keine Einbäume zur Verfügung stehen, müssen aus Bananen-Stauden zusammengebundene Flösse aushelfen. (Tb. z. Kpt. V, u. Tb. 13, b.)

Ethnographische Arbeiten.

Wie meine zoologischen, so wachsen auch meine ethnographischen Sammlungen von Tag zu Tag. So manches schöne Stück davon habe ich aber nicht selbst gesammelt, sondern verdanke es der Liebenswürdigkeit befreundeter Herren, denn mit einer, Dir ja bekannten, Ausnahme suchen mich alle Europäer in meinen Bestrebungen zu fördern. Besonders dankbar muss ich auch für die vielen Belehrungen über Sitten und Gebräuche der Eingeborenen sein, die mir von seiten der kundigen Missionare zuteil wurden, und stets fand ich in ihnen willige Dolmetscher bei meinen Besprechungen mit den Eingeborenen.

Typen-Aufnahmen.

Der am wenigsten angenehme Teil meiner Tätigkeit ist die Aufnahme von Typen-Photographien und das anthropologische Messen. Du weisst ja selbst, wie schwer es oft schon hält, mit Hilfe eines Sachverständigen die Orientierung zu genauer Profil- und Enface-Aufnahme zu erreichen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und ich habe dazu nur die Assistenz meines Boys Ali, der allerdings eine schwarze Perle ist: Europäisch schreiben kann Ali aber leider noch nicht — er lernt es gerade zur Zeit in unserer neuen Schule —, und so muss ich beim Messen fortwährend den Zirkel mit dem Bleistift vertauschen, wenn mir ein guter Mensch nicht ab und zu einmal einen Messbogen nach Diktat ausfüllt.

Anthropol. Messen.

Routen brauche ich zum Glück auf meinen Reisen nicht aufzunehmen; das besorgt ganz trefflich Götze, ein ebenso kenntnisreicher wie liebenswürdiger Herr, der, wie Du weisst, als Botaniker von der Heckmann-Wentzel-Stiftung herausgesandt ist. Wenn wir auch, um einander nicht gegenseitig zu stören, prinzipiell nicht zusammen marschieren, so besuchen wir doch einer nach dem andern dieselben Orte und suchen uns in unsern Arbeiten zu ergänzen.

Botaniker Götze.

Da Dr. Kohlschütter, ein Astronom von Fach, zur Zeit in diesen Gegenden Breiten- und Längenbestimmungen macht, magnetische Beobachtungen anstellt und die Erdschwere auspendelt und ausserdem mit Hauptmann Herrmann und Oberleutnant Glauning während der Regulierung der englischen Grenze sehr genaue Karten aufgenommen hat, endlich die Geologie ja bereits durch die umfassenden Untersuchungen Bornhardts klargelegt ist und jetzt durch die Arbeiten von Dr. Danz noch vervollständigt wird, dürfte dieser abgelegene Winkel des Schutzgebietes bald eine der am genauesten bekannten Gegenden unserer Kolonien sein.«

Grenzregulierungs- und Pendel-Exped.

Im Abschnitte „Meine Reise zum Njassa“ zitierte Literatur.

1. von Behr, Die Völker zwischen Rufiyi und Ruwuma. M. a. d. Sch. 1893.
2. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika. Berlin 1894. Buchhandl. der Berliner evang. Missges.
3. Sir Harry Johnston, British Central Africa, London 1897, Methuen & Co.
4. Berg, Besichtigungsreise im Bezirk Mikindani, D. K. B. 1897.
5. Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft. Vol. II.
6. Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1900. D. Reimer.
7. Oskar Baumann, Afrikanische Skizzen. Berlin 1900. Dietrich Reimer.
8. Moore, To the Mountains of the Moon. London 1901.
9. Friedrich Plehn, Tropenhygiene mit spez. Berücks. d. deutschen Kolonien. Jena 1902. G. Fischer.
10. Bekämpfung des Sklavenhandels in Portugiesisch-Ostafrika. D. K. B. 1902, S. 617.
11. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1901/02. Mit einem Bande Anlagen. Beil. z. D. K. B. 1903.
12. Auszug aus d. Jahresbericht d. Bezirksämter u. Militärstationen f. d. Zeit vom 1. Juli 1900 bis 30. Juni 1901. Ber. ü. Land- und Forstwirt. i. D. O. A. Vol. I. 1903.
13. Auszug aus den Berichten der Bezirksämter, Militärstationen und anderer Betriebsstellen über die wirtschaftliche Entwicklung im Berichtsjahr vom 1. April 1901 bis 31. März 1902. Ber. ü. Land- und Forstwirt. i. D. O. A. Vol. I. 1903.
14. Runderlass etc., betreffend Massnahmen zur Bekämpfung des Sklavenhandels. D. K. B. 1903, S. 61 u. 62.
15. P. Adams, Lindi und sein Hinterland. Berlin. Dietrich Reimer.
16. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1902/03. Mit einem Bande Anlagen. Beil. z. D. K. B. 1904.
17. Auszug a. d. Berichten d. Bezirksämter, Militärstationen und anderer Dienststellen u. d. wirtschaftliche Entwicklung im Berichtsjahr vom 1. April 1902 bis 31. März 1903. Ber. ü. Land- u. Forstwirt. i. D. O. A. Vol. II, Heft 2, 1904.
18. Wegebau in Deutsch-Ostafrika. D. K. B. 1904, S. 477 u. 478.
19. Der Bau der Strasse Njassa-Tanganyika. D. K. B. 1904, S. 533—535.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

KAPITEL II.

Das deutsche Ruwuma-Gebiet.

(Lindi-Hinterland.)

Küstengebiet und innerafrikanisches Hochland.

Wie das übrige Deutsch-Ostafrika gliedert sich auch dessen südlichster Teil in zwei Hauptabschnitte: Das dem Indischen Ocean näher gelegene »Küstengebiet« und die sich im Westen darüber erhebenden »innerafrikanischen Hochländer«.[1])

Die Westgrenze des deutschen Gebietes bilden zwei in nordsüdlicher Richtung langgestreckte, gewaltige Seen, die in jene Hochländer eingesenkt sind: der Tanganjika- und weiter südlich der Njassa-See; die um den letzteren gruppierten Hochländer werden als »Njassa-Hochländer« bezeichnet.

Der Uebergang von der niederen Küstenzone zu den Njassahochländern ist im Norden unvermittelter als weiter südlich; als gewaltige, mauergleiche Bergwand ragen die Ränder des Uhehe-Plateaus auf, minder schroff ist der Anstieg westlich von Ungoni, und marschieren wir am Ruwuma-Ufer stromaufwärts, so geht das Küstengebiet allmählich ansteigend ganz unmerklich in das Njassa-Hochland über.

Einteilung des Küstengebietes.

Das Küstengebiet wiederum zerfällt, wie Bornhardt[2]) ausführt, dem geologischen Aufbau nach in drei scharf von einander unterscheidbare Zonen: Der Küste des Indischen Oceans zunächst liegt ein Gebiet, in welchem sich sedimentäre Schichten, Plateaus bildend, über den Gneisuntergrund erheben. Dann folgt ein breiter, Steppencharakter tragender Gürtel, in dem diese sedimentären Bildungen fehlen und der Gneisuntergrund teils nackt und in bizarren »Inselbergen« über das ebene bis flachgewellte Gelände aufragend zu Tage liegt, teils von einer dünnen Sanddecke verhüllt wird. Endlich noch weiter westwärts schliesst sich eine dritte Zone an, die bis zum Rande des innerafrikanischen Hochlandes heranreicht und welche wiederum von Schichtgestein bedeckt wird.

Die Küstenplateaus.

Die Küstenplateaus erheben sich nicht ganz unmittelbar am Gestade des Oceans, aber schon wenige Kilometer davon entfernt. Am ausgeprägtesten

[1]) **50**, S. 442; [2]) **50**, S. 442—449.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind sie zu beiden Seiten des Ruwuma, dessen schroffwandiges Durchbruchstal das nördlich von ihm gelegene Makonde-Plateau von dem grösstenteils bereits zum portugiesischen Gebiete gehörenden Mawia-Plateau trennt. Beide steigen von der Küste aus allmählich zu über 700 m Höhe*) an, um etwa 100 km landeinwärts zu enden und dann schroff zu dem erheblich tiefer gelegenen Steppengebiete abzustürzen.

Die breite Talsenke des Lukuledi trennt das Makonde-Plateau wiederum von dem nördlich bis zum Mbemkúru reichenden, schon weniger ausgeprägten Muera-Plateau, und noch weiter nördlich verliert sich der Plateaucharakter der niederen Erhebungen noch mehr.

Die Steppenzone.

Eine sehr klare Anschauung von dem ganz eigenartigen Landschaftsbilde der Steppenzone, wie es sich uns präsentiert, wenn wir von Lindi aus nach Westen wandernd die Zone der Küstenplateaus hinter uns gelassen haben, gibt Bornhardt[2]) in der folgenden Beschreibung:

»Wir betreten nunmehr [in der Massassi-Madjedje-Gegend] eine Landschaft von höchst eigentümlichem Charakter, eigentümlich zunächst deswegen, weil sie auf neun Tagereisen Länge (entsprechend einer Luftlinien-Entfernung von über 150 km) ihre Höhe nur in ganz engen Grenzen ändert, sodann weil sich aus dieser so gleichmässig hohen, auf langen Strecken geradezu ebenen Landschaft in unregelmässiger Verteilung, gleich Inseln aus dem Meere, zahllose seltsam geformte Bergmassen steil und felsig, z. Teil auf Hunderte von Metern ja in einzelnen Fällen bis auf mehr als 500 m relative Höhe erheben. Die meisten der ohne Ausnahme aus Gneis bestehenden Bergmassen sind scharf gegen das umgebende Flachland abgesetzt. Fast durchweg lässt sich die Grenze, an der das Flachland endigt und der Anstieg beginnt, genau angeben.«

»Scheidet man die Fälle, in denen der Weg über einige der Erhebungen hinführt, oder in denen er zu mehreren tiefer in das Gelände eingesenkten Tälern hinabsteigt, aus, so schwankt seine Höhe kaum um mehr als 80 m, etwa in den Grenzen von 340 und 420 m Seehöhe. Gegen das Ende der Marschstrecke findet eine ganz leichte Hebung statt.«

»Nach Norden und Süden zeigt das Gelände ein ähnliches Verhalten wie im Verlauf des Weges. Nach Norden, gegen die Wasserscheide des Ruwuma, ist für das Auge überhaupt kein Anstieg zu bemerken. Nach Süden senkt sich der Boden langsam und unbedeutend zum Tale des Ruwuma, jenseits dessen er dann ebenso langsam wieder zu einer gleichartigen Landschaft emporsteigt. Weder im Norden noch im Süden ist ein Ende der Landschaft abzusehen. Selbst von der Höhe einiger Bergkuppen, die erstiegen wurden, zeigte sich nichts als ebenes Land und darin die Inselberge. Je höher hinauf der Anstieg

*) P. Adams[1]) gibt für das Makonde-Plateau eine Maximalhöhe von 800—850 m an.

[1]) **98**; [2]) **50**, S. 27.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führte, aus um so grösseren Fernen wurden immer neue Spitzen solcher Berge, deren Fuss dann vom Horizont noch verdeckt wurde, sichtbar.«*)

Die Abbildungen auf Tb. 15 bis 21 geben eine Vorstellung von dem seltsamen Aussehen dieser Inselberge.

Eine Sediment-Ueberlagerung des westlichsten Küstengebietes wie sie Bornhardt und Danz[2]) auf ihren nördlich vom Ruwuma-Tale verlaufenden Routen in grosser Ausdehnung antrafen, scheint weiter südlich nicht vorhanden zu sein; wenigstens erinnere ich mich nicht, auf unserm Marsche längs des oberen Ruwuma irgend ein anderes Gestein als Gneis angetroffen zu haben.**)

Flüsse des Küstengebietes.

Entwässert wird das südliche Küstengebiet von Deutsch-Ostafrika im Norden von dem Rufidji, dann folgen der Mandandu, Mawudji, Mbemküru und Lukuledi, kleinere Flüsse, deren breite, die Küstenplateaus durchbrechende Talsenken die Steppenzonen des Hinterlandes mit der Küste verbinden, und endlich der Ruwuma, der Grenzfluss gegen das portugiesische Gebiet.

Der Ruwuma.

Der Ruwuma, nach dem Rufidji der grösste Strom von Deutsch-Ostafrika, entspringt auf den etwa 1850 m hohen Matogóro-Bergen in Ungoni, und fliesst westwärts dem Indischen Ocean zu, einen nach Norden offenen, flachen Bogen bildend, so dass seine Mündung etwa in derselben geographischen Breite wie seine Quelle liegt.

seine Zuflüsse.

Der bedeutendste Zufluss des Ruwuma ist der von Süden her einmündende Ludjenda; dieser übertrifft den Ruwuma sogar an Wassermasse nicht unerheblich und konnte daher von Livingstone als der eigentliche Quellfluss des Ruwuma bezeichnet werden.[3]) Ein Blick auf die Karte zeigt die Namen und die Verteilung der übrigen Nebenflüsse.

Unterlauf des Ruwuma.

Nahe seiner Mündung ist der Ruwuma etwa 1 km breit und wird von zahlreichen, sehr veränderlichen Sandbänken und Schilfinseln durchsetzt;[4]) er ist dabei so flach, dass er zur Trockenzeit durchwatet werden kann. Einen ähnlichen Charakter behält der Fluss, solange er in mehrere Kilometer breiter, mit Buschwald bestandener Talsenke zwischen den Abhängen des Makonde- und Mawia-Plateaus dahinfliesst,[5]) dabei eine Anzahl unbedeutender Zuflüsse aufnehmend, von denen sich einige nahe ihrer Mündung zu kleineren Seen erweitern (Tschidia-See, Nangadi-See, Lidede-See)***). Dann verschmälert sich der Ruwuma auf etwa 300 m, mit stärker werdendem Gefälle windet er sich zwischen

*) Da bei der Verwitterung die Gesteinsoberfläche der kahlen Kuppen in zwiebelartigen Schalen abblättert, sind die Felswände so glatt, als wären sie abgeschliffen.

Die mutmassliche Entstehung der Inselberge, die weit über Afrika verbreitet sind, wird von Bornhardt und von Passarge[1]) ausführlich diskutiert.

**) Freilich schaute ich nicht mit den Augen des Fachgeologen und hatte meine Aufmerksamkeit vor allem auch andern Dingen zuzuwenden.

***) Einige Meilen westlich von Lindi befindet sich der Lutamba-See, dessen malerische Schönheit Adams preist und den er abbildet,[6]) und endlich im Tale des unbedeutenden, vom Makonde-Plateau entspringenden Mambi-Flusses der Kitere-See.

[1]) **50**, S. 34—39. **94**; [2]) **96**; [3]) **17**, S. 19, **3**, S. 41; [4]) **31**, S. 184; [5]) **25**, S. 329; [6]) **79**, S. 26.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Felsklippen hindurch, und etwa 30 km unterhalb der Einmündung des Ludjenda hat er, in mehrere Arme gegabelt, eine über drei Meilen lange Kataraktstrecke, die »Upinde-Fälle« (Petersfälle), zu überwinden.[1])

Schiffbarkeit des Ruwuma-Unterlaufs.

Von hier an rechnet Peters den Oberlauf des Ruwuma,*) und bis zu diesem Punkt etwa würde der Fluss, wenn es sich verlohnen würde, für ganz flach gehende Dampfer nach Livingstones Erfahrungen einen Teil des Jahres hindurch schiffbar sein;[3]) für die Einbäume der Eingeborenen aber bilden auch die »Petersfälle« keine Sperre, und »Händler gehen auf dem Wasserwege bis weit in den Ludjenda hinein, um mit ihrer aus Wachs, Kautschuk, auch Elfenbein bestehenden Ladung oft erst zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes zur Küste zurückzukehren«.[4])

Oberlauf des Ruwuma;

Der Oberlauf des Ruwuma ist zunächst auf eine etwa 200 km lange Strecke von recht wechselnder Breite. Während der Strom an der »(Pa)**)mbindo« genannten Biegung am Lissenga-Berge, »dem steinernen Tor des Ruwuma«, wie Busse[5]) bezeichnend sagt, zwischen mächtigen Gneismauern eingeschlossen, seine trüben Fluten durch eine nur 7—8 m breite Enge brausend hindurchzwängen muss,[6]) eine Felsenwildnis, deren öde, »gespensterhafte« Grossartigkeit schon Thomson[7]) schildert, ist das Flussbett sonst ein paar hundert Meter, ja bis anderthalb Kilometer breit; freundlich grünende Inseln und Inselchen reihen sich hier in fast ununterbrochener Kette aneinander und verleihen diesem Stromabschnitt sein eigenartiges Gepräge. Oberhalb niederer Felsriegel, welche den Fluss in seinem ganzen Oberlaufe von Strecke zu Strecke durchsetzen, pflegt sich sein Wasser zu weiten, seeartigen Flächen zu stauen, um dann, in viele Arme aufgelöst, über die sperrenden Gneisblöcke hinwegzuschäumen; sind diese Stromschnellen auch meist unbedeutend, so genügen sie doch, um den Verkehr den Fluss entlang selbst für Einbäume mit so geschickten Schiffern, wie die Ruwuma-Leute es sind, recht schwierig zu gestalten, und die grossen »Sunda-Fälle« kurz oberhalb vom Eintritt des Ruwuma in das »steinerne Tor« und die Kataraktstrecke im letzteren sperren die Passage überhaupt gänzlich; da nutzt es für die Schiffahrt denn auch wenig, dass der Fluss auf 10—15 km lange Strecken, bei einer Breite von 200 m und darüber, im Stromstrich eine Tiefe von mehreren Metern hat.[8])

dessen Schiffbarkeit.

*) Ich schliesse mich in dieser Arbeit, wenn ich vom »oberen« Ruwuma rede, der Einteilung von Peters an, während ich in früheren Abhandlungen die Stromstrecke zwischen Ludjenda-Mündung und Kissungûle-Berg (Ssassawâra-Mündung), die ich jetzt zum »oberen Ruwuma« rechne, als »mittleren Ruwuma« bezeichnet habe. v. Behr[2]) rechnet den Oberlauf des Ruwuma bis zum Eintritt desselben zwischen Mawia- und Makonde-Plateau, und von da ab gleich den Unterlauf des Flusses, da »infolge der eigenartigen orographischen Verhältnisse im südlichen Teile von Ostafrika dem Ruwuma der Mittellauf vollständig fehlt.«

**) »Pa« ist offenbar nur Ortspräfix.

[1]) **17**, S. 20; [2]) **17**, S. 20; [3]) **25**, S. 329; [4]) **35**, S. 210; [5]) **67**, S. 22; [6]) **35**, S. 217; [7]) **10**, S. 72; [8]) **33**, S. 319.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Westlich vom 37° 30' ö. L. hört die Inselflur auf, und nur etwa 60 km weiter stromaufwärts, in der Gegend der Ssassawára-Einmündung, wo am Kissungúle-Berge Stromschnellen sein Bett durchsetzen, umschliesst der Ruwuma, in mehrere Arme zerspalten, wieder eine Anzahl umfangreicher Inseln. Soweit sich aus den Karten ersehen lässt, ist der Ruwuma noch ca. 200 km von der Ssassawára-Mündung stromaufwärts (bis 35° 30' ö. L.) ein etwa 70 m breiter, wasserreicher, schnellfliessender Strom; dann wendet er sich scharf abbiegend aus der bisherigen west-östlichen Richtung nach Norden, und das eigentliche Ungoni durcheilt er als ein nur etwa 10—15 m breites, aber schon wasserreiches Flüsschen; die Ruwuma-Quelle liegt, wie bereits erwähnt, auf den 1850 m hohen Matogóro-Bergen, etwas südlich von der Militär-Station Ssongea.

Die Ruwuma-ufer;

Nur über dem abwärts von der Ssassawára-Mündung gelegenen Abschnitt des Ruwuma-Oberlaufs finden sich genauere Angaben in der Literatur. Hier sind die Flussufer teils flach, teils bilden sie steile, mehrere Meter hohe Böschungen. Nach Busse[1]) fällt das anbaufähige Alluvialgebiet an beiden Ufern des oberen Ruwuma von Ssassawára bis oberhalb des steinernen Tores vielfach in zwei Terrassen zum Ufer ab, Terrassen, die sich durch Uebertreten des Flusses über die eigentlichen Ufer bei Hochwasser und Auswaschen allmählich gebildet haben; ein ausgedehnteres Gebiet jährlich wiederkehrender Ueberschwemmungen, wie es z. B. der Ulanga und im grossartigsten Masse der Nil besitzt, ist jedoch weder am oberen noch am unteren Ruwuma vorhanden.[2])

ihre Anbaufähigkeit.

Die fruchtbare Alluvialzone ist also recht schmal.*) Stellenweise ist das Uferland auch nur mit dürftigem Sandboden oder Kies bedeckt, oder der nackte Gneis des Untergrundes liegt frei zu Tage;[4]) die vielen Inseln aber bieten meist trefflich brauchbares Ackerland,[5]) und ebenso findet sich anbaufähiges Gelände auch in den Niederungen der zahlreichen Nebenflüsse.[6])

Von dem anbaufähigen Lande längs des Ruwuma steht aber nur ein kleiner Bruchteil und fast nur der ganz unmittelbar am Flusse gelegene wirklich unter Kultur. Oberhalb dieses Kulturgeländes »dehnt sich in mässiger Breite ein Streifen typischer Parklandschaft**) aus, deren feuchtgründige Wiesen zwar meistens fruchtbare Schwarzerde besitzen, aber erst an vereinzelten Stellen für den Anbau (Reis) urbar gemacht worden sind. Die Baumflora der prächtigen, ungemein reizvollen Parklandschaft besteht vorzugsweise aus Akazien,

ihre Vegetation.

*) Engelhardt schätzt in dem nicht publizierten Begleitwort zu seinen Routenaufnahmen am oberen Ruwuma die Breite des auf der Strecke zwischen dem Kissungúle-Berge und Undis die Ufer begleitenden Alluvialstreifens auf ½ bis 3 km. Am unteren Ruwuma ist diese anbaufähige Zone nach Lieder höchstens 500 m auf jedem Ufer breit.[3])

**) Bornhardt[7]) charakterisiert die Parklandschaft als eine Landschaft, »deren Eigentümlichkeit in einem Wechsel von baum- und buschfreien Grasflächen mit dichten Wald- oder Buschinseln besteht«.

[1]) **67**, S. 21; [2]) **17**, S. 19; [3]) **37**, S. 124; [4]) **67**, S. 22; [5]) **35**, S. 212; [6]) **67**, S. 23; [7]) **50**, S. 41.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tamarinden, Sterculien, Affenbrotbäumen, Dumpalmen und — meist schlecht gewachsenen — Ebenholzbäumen«[1]). Ebenholzbestände, die übrigens bisher gar nicht genutzt werden, finden sich nach Berg[2]) auf der Strecke vom Lukumbule bis nahe zur Mündung längs des ganzen Ruwuma und »stellenweise so reichlich, dass hektargrosse Flächen fast rein damit bestanden sind«. Auch Bambus fehlt am Ruwuma nicht.

Vegetation und Bebauung der Steppenzone.

Entfernen wir uns weiter vom Flusse, so geht mit dem allmählichen Ansteigen des Geländes die Parklandschaft in »Myombo-Mischwald«[3]) über, aus dessen Laubmeer die uns schon bekannten »Inselberge« aufragen, nur dass sie am Ruwuma weniger zackige Formen zeigen wie so vielfach in der Madjedje- und Massassigegend (Tb. 20—24).

In der Madjedje- und Massassigegend sind, von der fruchtbaren Talniederung des Lukuledi abgesehen,[4]) die nächste Umgebung der Inselberge die einzigen Stellen, wo sich anbaufähiges Land und mithin Ansiedelungen befinden. Im Gegensatz zu der sandigen Steppe aus der die Berge aufragen, liefert das rotlehmige Verwitterungsprodukt ihres Gneises, durch die zahlreich von den Bergen rinnenden Quellen bewässert, aber einen recht ertragsfähigen Boden, und die Umgegend von Massassi vermag daher nicht nur eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren, sondern kann auch die durchziehenden Karawanen für den langen Steppenmarsch nach Ungoni verproviantieren.

Die Inselberge selbst sind zum grossen Teile unbewaldet, und zwar nicht nur die schroffen Felsentürme, sondern auch ganz flache Rücken. Ein eigenartiges Büschelgras, das mich immer an die Actinien der Untersee-Landschaft erinnerte, klebt häufig auf den blanken Felsen, und die Gipfel der Inselberge bieten ein gar seltsames Vegetationsbild (Tb. 15, 17, 19).

Die zwischen den Bergen gelegene Ebene bringt auf ihrem sterilen Sandboden nur eine einförmige, lichte Baumgrassteppe hervor; sie erinnert, wie Bornhardt[5]) treffend sagt, mit ihren niederen, verkrüppelten und schütter stehenden Stämmen an einen recht verwahrlosten Obstgarten mit Apfel- und Birnenbäumen (Tb. 20a). Aber auch abgesehen von dem schlechten Boden, würde der sehr empfindliche Wassermangel der Besiedelung der eigentlichen Steppe im Wege stehen; wäre doch v. Behr[6]) mit seiner Karawane hier fast verdurstet.

Wassermangel.

Der Wassermangel macht sich im Hinterlande von Lindi auch sonst recht fühlbar, und auf dem Makonde- und Mueraplateau mit ihrem leicht durchlässigen Boden fehlt fliessendes Wasser sogar vollständig, so dass die Beschaffung des nötigen Trinkwassers den Bewohnern keine geringen Schwierigkeiten bereitet und man sich häufig mit in offenen Gruben aufgefangenem Regenwasser behelfen muss.[7]) Da aber Regen und Taufall in jenen hoch-

[1]) **67**, S. 22; [2]) **35**, S. 207; [3]) **67**, S. 22; [4]) **79**, S. 66—67; [5]) **50**, S. 41; [6]) **18**; [7]) **67**, S. 26.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelegenen Plateaugebieten für die Vegetation genügen, sind sie im allgemeinen nicht unfruchtbar.*)

Vegetation und Bebauung der Küstenplateaus.

Eine besondere Eigentümlichkeit des Makondeplateaus ist der berüchtigte, lianendurchrankte Makondebusch, durch dessen stachliges, stellenweise für die Sonnenstrahlen kaum durchdringliches Dickicht sich der schmale, niedere Weg wie zwischen Mauern tunnelartig und in fortwährenden Krümmungen hindurchwindet.[3]) Auf dem Mueraplateau gedeiht aber stellenweise ein prächtiger Hochwald[4]).

Wild im Lindihinterlande.

An Wild ist das Hinterland von Lindi, im allgemeinen wenigstens, nicht eben reich, da die Wildseuche zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auch hier stark gewütet hat[5]). Am Ruwuma ist jedoch streckenweise noch ein recht gutes Jagdrevier und ebenso anderwärts im Lindi-Hinterlande. Es kommen eine ganze Anzahl Antilopenarten vor, und auch Büffel und Elefanten werden angetroffen und haben sich in den letzten Jahren wieder vermehrt[6]). Löwen und Leoparden gibt es im Lindibezirke viel; im Jahre 1902/1903[7]) wurden für 65 erlegte Leoparden und 17 Löwen Schussprämien gezahlt, d. h. nach Iringa erheblich mehr als in den übrigen Bezirken. Im Ruwuma sind Flusspferde an manchen Stellen recht zahlreich vorhanden; von Krokodilen aber erzählen die Eingeborenen zwar viel, doch habe ich nie ein solches im oberen Ruwuma zu Gesicht bekommen. Der Fischreichtum des Flusses ist anscheinend nicht sehr bedeutend.

Ueber den Viehstand im Lindibezirk siehe Seite 99.

Produkte des Lindihinterlandes:

Ueber die aus Lindi exportierten Produkte wurde schon im vorigen Abschnitt berichtet; es wurde auch erwähnt, dass die Hauptmenge des von dort ausgeführten Gummis, Elfenbeins und Tabaks aus portugiesischem Gebiete stammt. Aus dem Hinterlande des Lindibezirkes selbst kommt Wachs, Kopal, Granaten und etwas Gummi; Oelfrüchte offenbar nur aus den der Küste nicht allzu entrückten Gebieten, d. h. soweit sich ihr Transport noch verlohnt. Auch die

---

Meteorologisches.

*) Ueber die meteorologischen Verhältnisse des Lindi-Hinterlandes schreibt Maurer[1]): »Die einzige meteorologische Station aus diesem Gebiete ist die katholische Mission Lukuledi. Einer mehr als halbjährigen intensiven Trockenzeit Mai—November steht hier eine Regenzeit Dezember—April gegenüber, die ihre Hauptgüsse in der Mitte des Sommers bringt, ganz wie wir es für den Süden der Küste und den grössten Teil des nördlichen Innern kennen lernten. Der heisseste Monat ist so der November vor Beginn der sommerlichen Regenzeit, mit einer Mitteltemperatur von 26,9°, der kälteste der Juni mit 19,9°. Die absoluten Extreme im Jahre betragen 12° und 35,5°. Während in der Regenzeit grosse Ueberschwemmungen ausgedehnte Gebiete unter Wasser setzen, muss die Mission in der Trockenzeit das Wasser weither holen. Es leidet hier der Boden abwechselnd unter stagnierender Nässe und unter Verhärtung, immer aber unter dem Mangel an Durchlüftung.«

Die Undurchlässigkeit des Bodens bezieht sich aber wohl nur auf einige Teile des Landes, zumal die zur Versumpfung neigenden Täler, da Bornhardt gerade einen hohen Grad von Wasserdurchlässigkeit für den Boden der Plateaulandschaften konstatiert.[2])

---

[1]) **78**, S. 214; [2]) **50**, S. 264 und 268; [3]) **67**, S. 25; [4]) **50**, S. 268; [5]) **34**, S. 377; [6]) **53**; [7]) **73**, Anl. S. 124.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

grossen Ebenholz- (Grenadill-)Bestände am Ruwuma[1]) haben wegen der heutigen Transportschwierigkeiten vor der Hand keine praktische Bedeutung. Durch Anlage guter Strassen sucht man das Hinterland der Küste näher zu bringen.[2])

Wachs.

Wachs ist im Lindihinterland reichlich vorhanden. Der Honigvogel, dessen Ruf die Wachs- und Honigsammler bei ihrer Suche nach Bienenbäumen leitet, lässt fast am ganzen Ruwuma seinen Lockruf ertönen,[3]) und auch die Berge der Massassi- und Madjedjegegend bieten reiche Ausbeute. Wie dies wohl überall im Süden von Deutsch-Ostafrika üblich ist, beschränkt man sich nicht darauf, die gefundenen natürlichen Bienenstöcke auszuräuchern, sondern man legt auch künstliche Bienenstöcke an, indem man an den Stirnseiten geschlossene Bastzylinder auf den Bäumen befestigt; Knochenhauer[4]) erwähnt solche von den Wamuera, und ich bemerkte sie am oberen Ruwuma, doch sollen sie nach Lieder[5]) bei den Wamakonde fehlen. Obwohl die Wachsgewinnung im Lindihinterland erst jüngeren Datums ist, wurden davon doch ganz erhebliche, zum Teil freilich auch aus portugiesischem Gebiet stammende Mengen exportiert; so im Berichtsjahr 1900/01 77,646 lbs. im Werte von 57,597 Rp.[6])

Kopal.

Auf dem Muera-, Makonde- und Mawiaplateau findet sich überall Kopal, der von den Eingeborenen ausgebeutet wird. Er ist noch reichlich vorhanden, und trotz der durch Preisrückgang verminderten Produktion wurden davon im Berichtsjahr 1900/01 55,585 lbs. im Werte von 25,871 Rp. verschifft.[7])

Bornhardt[8]) schreibt über die Kopalgewinnung folgendes:

»In der ganzen Erstreckung des [Makonde-] Plateaus findet man häufig die 0,3–0,5 tiefen Gruben, in denen die Eingeborenen nach subfossilem Kopal gesucht haben. An Stellen, wo solcher gefunden ist, ist der Boden im Umkreis von 10—20 m stark durchwühlt. Die Annahme hat viel für sich, dass ein jeder solcher Fleck den ehemaligen Standort eines Baumes bezeichnet, von dem der Kopal auf den Boden niedergetropft ist. Auch lebende Kopalbäume kommen hin und wieder vor. — Der Kopal findet sich immer nur tropfenweise verstreut in dem lockeren Oberboden bis zu einer Tiefe von 0,3—0,5 m. Solche Vorkommnisse unter europäischer Leitung auszubeuten, ist unmöglich. Die Ausbeute wird auch künftig den Eingeborenen überlassen bleiben müssen, welche das Suchen in den Monaten, in denen die Feldarbeit ruht, betreiben, und die in der Erwartung, einen Fleck aufzufinden, der ihnen in kurzem einen Gewinn von einigen Rupien einbringt, die Mühe nicht scheuen, tage- und wochenlang ohne Erfolg zu suchen.«

Kautschuk.

Die ursprünglich nicht unerheblichen Gummilianenbestände des Bezirkes sind wegen des unverständigen, trotz aller dagegen erlassenen behördlichen Bestimmungen unausrottbaren Raubbaues der Eingeborenen fast erschöpft; ein wenig Kautschuk kommt noch vom Muera- und Makonde-Plateau. Auffallenderweise fehlen am Ruwuma auf deutscher Seite die Gummilianen, während sie auf der portugiesischen sehr häufig sein sollen.[9]) Von dem im Berichtsjahre 1900/01 aus dem Lindibezirk exportierten Kautschuk — 70 445 lbs. im Werte von 129 626 Rp. — stammte die Hauptmenge, wie regelmässig, aus portugiesischem Gebiet. Das Bezirksamt fördert aber energisch den Anbau von Gummi-

---

[1]) **35**, S. 207; **67**, S. 22; [2]) **79**, S. 13; [3]) **35**, S. 129; [4]) **81**, S. 275; [5]) **37**, S. 183; [6]) **74**, S. 109; [7]) **74**, S. 108; [8]) **50**, S. 257; [9]) **67**, S. 23; **35**, S. 219.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pflanzen und hat Manihot Glazovii, der anscheinend auch gut gedeiht, an alle Teile des Bezirkes verteilen lassen.[1])

Granaten[2]) kommen in der Newala-Gegend (Schürfstelle Luisenfelde)[3]) in grossen Mengen vor und können direkt von der Oberfläche aufgelesen werden. Die Steine stehen nach dem Urteile Sachverständiger an Farbe und Lichtbrechungsvermögen unerreicht da, und auch an grösseren und daher wertvolleren Steinen soll kein Mangel sein.[4]) Die Ausbeute begann 1899, im nächsten Jahre wurden davon bereits für ca. 57 000 Mk. und im Etatsjahre 1901/02 sogar 18 780 Pfund im Werte von ca. 63 000 Mk. exportiert. Aber nun war der Markt anscheinend auch überfüllt, die wahllos aufgelesenen, zumeist kleinen Steine fanden keine Abnehmer und lohnten nicht mehr die Transportkosten aus dem Innern, und die wenig kapitalkräftigen Inder, die sich besonders auf die Ausbeute des neuen Produktes geworfen hatten, und auch die daran beteiligten Europäer-Firmen gaben die Granatengewinnung gänzlich auf, so dass im Berichtsjahre 1902/03 nur noch 356 Pfund zur Ausfuhr gelangten.[5]) Granaten und andere Mineralien.

Die Gewinnung von Edel- und Halbedelsteinen, resp. von Graphit im Lindi-Hinterland ist aber jetzt deutschen Unternehmern (Vohsen, Berlin, und dem Lindi-Syndikat) konzessioniert[6]) und man will durch Auswahl von nur wertvolleren Stücken, welche die relativ hohen Transportkosten auch tragen können, den Handel wieder gewinnbringend gestalten.[7])

Auch Achat,[8]) Turmalin, Beryll,[9]) Bergkrystall,[10]) Glimmer,[11]) Braunkohlen[12]) und Graphit[13]) sind im Bezirk Lindi gefunden worden. Die Steinkohlen, die Livingstone nahe der Ludjenda-Mündung entdeckte, erstrecken sich nicht auf deutsches Gebiet hinüber;[14]) einen praktischen Wert würde ein solches Vorkommen bei der grossen Entfernung von der Küste zurzeit auch nicht haben. Die spärlichen Braunkohlen-Vorkommnisse am Nordfusse des Muera- (Noto-) Plateaus sind nach Bornhardts Feststellungen[12]) nicht abbauwürdig und haben daher keine wirtschaftliche Bedeutung.

Eisen[15]) ist in der Gegend von Newala und Massassi und wohl auch anderwärts im Bezirke vorhanden und wird von den Eingeborenen verhüttet. Kupfer, das schon Angelvy[16]) aus dem Lindihinterlande erwähnt, beschränkt sich nach Linder[17]) auf ganz geringfügige und nicht abbauwürdige Malachit-Vorkommnisse bei Massassi; auf dem Ungulueberge, der nach dem Glauben der Eingeborenen kupferreich sein sollte, hat es Adams[18]) vergeblich gesucht.

Das in der Massassi-Gegend gewonnene Steppensalz[19]) hat nur für die Eingeborenen Bedeutung.

---

[1]) **74**, S. 105; **75**, S. 261; [2]) **50**, S. 260 und 267; [3]) **97**; [4]) **87**, S. 34; [5]) **87**, S. 34; [6]) **86**, **92**; [7]) **87**, S. 35; [8]) **97**; [9]) **50**, S. 261; [10]) **65**, S. 135; [11]) **74**, S. 110; [12]) **50**, S. 241—244; [13]) **37**, S. 129; [14]) **16a**, S. 467; [15]) **50**, S. 40; **37**, S. 118; [16]) **13**, S. 374; [17]) **16a**, S. 468; [18]) **65**, S. 135; [19]) **50**, S. 40.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Plantagen-Land.

Für Plantagenbau kommt das Lindi-Hinterland*) wohl nur wenig in Frage; eventuell käme die Landschaft Londo auf dem Muera-Plateau[1]) und einige küstennahe Flusstäler, besonders das des Mambi,[2]) in Betracht.

Bisher sind im Innern des Bezirkes die Missionen die einzigen europäischen Ansiedlungen.

Missionsniederlassungen.

Die Universities-Mission of Central-Africa entfaltet in und um Massassi schon seit Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ihre segensreiche Tätigkeit. Unentwegt hielt sie Stand, obgleich ihre erste Ansiedlung von den Wangoni im Jahre 1881 zerstört wurde. Auch um die Erforschung des Landes haben sich die Missionare von Massassi viele Verdienste erworben. Die Mission unterhält in der Gegend, ausser mit farbigen Lehrern besetzten, drei von europäischen Missionaren geleitete Stationen (Massassi, Newala,**) Tschivata).

Seit 1895 wirken ganz in der Nähe auch die Patres der Benedictus-Genossenschaft in Lukuledi und Niangao;[4]) auch sie berichten von guten Erfolgen.

Feldprodukte der Eingeborenen, Oelfrüchte.

Im Lindihinterland werden aber seit den letzten Jahren auf Veranlassung des Bezirkamtes in stetig steigender Menge Erdnüsse und vor allem Sesam von den Eingeborenen angebaut, und die Oelfrüchte werden für den Export von Lindi immer wichtiger. (Siehe Seite 4.) Zu diesen Kulturen sich eignendes Gelände ist nach Bornhardt[5]) noch in Hülle und Fülle vorhanden, auch in nahe der Küste gelegenen Gebieten, von denen aus sich ein Transport zu den Exportplätzen verlohnt. Vielleicht wird in absehbarer Zeit auch der Anbau von Kautschuk (Manihot Glazovii) und von Baumwolle eine grosse Rolle spielen[6]). Für das küstenferne Innere des Lindibezirkes kommt einstweilen nur Tabak in Betracht, den die Eingeborenen auch bereits in ziemlicher Menge zu Markte bringen.[6]).

Um die Eingeborenen zu nützlichen Kulturen anzuhalten, ist seit 1902 ein Wirtschaftsinspektor im Lindibezirk tätig.[6]).

Im ganzen Bezirk, zumal in der Ruwumagegend, gibt es noch viel bebauungsfähiges Gebiet, so dass das Land sicher im stande wäre, eine bedeutend grössere Menschenmenge als zur Zeit zu ernähren. Und Menschen sind ja doch das allerwertvollste Kapital einer tropischen Kolonie, denn wo genügend Arbeitskräfte und Konsumenten vorhanden sind, entwickelt sich mit der Zeit auch Handel und Wandel, zumal bei einer so unternehmungslustigen Rasse, wie es die im Lindihinterland dominierenden Wahjao sind.

Bei den jetzigen ruhigen politischen Verhältnissen ist ein Zuwachs der Bevölkerung auch zu erwarten, wennschon die Sitten der Bevölkerung ihre natürliche Vermehrung nicht begünstigen (siehe Seite 61).

Die Existenzbedingungen für eine grössere Bevölkerung sind jedenfalls vorhanden. Ist auch der Bezirk Lindi in den letzten Jahren von Hungersnot

*) Ueber die Plantagen-Unternehmungen an der Küste siehe Kapitel I.

**) Wie ich einer Notiz von P. Adams, Lindi und sein Hinterland,[3]) entnehme, ist Newala zur Zeit nicht mehr von einem Europäer besetzt.

[1]) **34**, S. 374; [2]) **28**, S. 409; **36**, S. 139; [3]) **79**, S. 66; [4]) **79**, S. 66—69; [5]) **50**, S. 446; [6]) **89**, S. 117; **90**, S. 91; **88**, S. 66;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hungersnot und ihre Ursachen.

nicht verschont geblieben, so lag dies doch nur an Missernten, die durch ein unglückseliges Zusammentreffen ungünstiger Umstände, durch Dürre, Heuschrecken und eine bis dahin unbekannte Sorghum-Krankheit, verursacht wurden (siehe Seite 4). Infolge dieses Notstandes starben 1900 im Lindibezirk gegen 3000 Personen, teils an Hunger, teils an den Verdauungsstörungen, die ungeeignete Nahrung — man ass in der Not alle möglichen unverdaulichen Wurzeln und Kräuter — verursacht hatten,[1]) und auch 1901 herrschte in manchen Gebieten des Bezirks, vor allem an dem sonst so getreidereichen oberen Ruwuma, eine schwere Hungersnot, deren Schrecken uns Busse[2]) schildert.

Freilich war das den beiden Hungerjahren vorhergehende Jahr 1899 überreich an Sorghum gewesen, aber die Neger leben in den Tag hinein und denken nicht daran, in guten Zeiten für die schlechten vorzusorgen, und so wurde der Ueberfluss nach alter Gewohnheit in Pombe verwandelt. Das Bezirksamt Lindi (und ebenso andere) hat daher Vorratshäuser mit durch die Hüttensteuer vereinnahmtem Getreide füllen lassen, um in Zukunft zu Zeiten von Missernten mit Nahrung und Saatgut aushelfen zu können.[3])

Von vorübergehenden Kalamitäten abgesehen, macht sich aber im Lindibezirk in den letzten Jahren auf wirtschaftlichem Gebiet ein ganz erheblicher Aufschwung bemerkbar. Die Gründe hierfür liegen zum grössten Teil in der Beseitigung der »Wangonigefahr« durch die Wangoni-Expedition vom Jahre 1897. Ich muss, um das zu erklären, etwas weiter ausholen.

Wangoni-Gefahr und Sklavenraub.

Wie in dem nächsten Abschnitt noch ausführlich dargelegt wird, drangen um das Jahr 1820 wilde Suluscharen plündernd und raubend in das Njassaland ein, mit dem Ungestüm einer Lawine alles vor sich niederwerfend. Ein Teil dieser Horden wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in dem heutigen Ungoni sesshaft und machte der unbändigen Raublust nun gegen die umwohnenden Stämme Luft.

Bis zur Küste hin verwüsteten sie die Gegend, überall wilden Schrecken verbreitend; »sie schüttelten ihre Schilde«, sagt Livingstone,[4]) »und das Volk floh gleich aufgescheuchtem Wilde.«

Bald umgab ein breiter Gürtel völlig öden Geländes das Land Ungoni, und das Hinterland von Kilwa ward zur menschenleeren Wildnis;[5]) was sich retten konnte, floh ostwärts, um in den Schlupfwinkeln der Berge ein angsterfülltes Dasein zu fristen. Ganze Stämme wurden so völlig ausgetilgt,[6]) andere wurden fast vernichtet oder gezwungen, ihren Bedrängern in helotenartiger Stellung nach Ungoni zu folgen.[7]) Auch die Ruwumabevölkerung, die auf ihren Inseln wenigstens Schutz fand, wurde oftmals heimgesucht, und die zahlreichen Ruinenstätten der Karten zeugen davon, wie häufig Ortschaften zerstört

---

[1]) **74**, S. 103; [2]) **67**, S. 20; [3]) **74**, S. 105; **75**, S. 260; [4]) **3**, S. 39; [5]) **25**, S. 318; **15**, S. 103; [6]) **22**, S. 215; [7]) **37**, S. 126.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder die Bewohner aus Furcht vor den Wangoni gezwungen wurden, andere Wohnsitze aufzusuchen.*)

Aber nicht genug, dass die Wangoni selbst mordeten und sengten, sie fanden auch in einem Teil der von ihnen dezimierten Wangindo, Wandonde und Wanindi, die ursprünglich das Hauptkontingent der Bevölkerung zwischen Rufidji und Ruwuma gestellt hatten,[2]) gelehrige Schüler, welche, Bewaffnung und Kriegsart der Sulu nachäffend, auf eigene Faust plünderten und den Sklavenhändlern Ware lieferten. Freilich brauchte man sie nicht so zu fürchten wie die echten Wangoni, die ihrerseits natürlich wenig Umstände mit ihren falschen Brüdern machten, da diese mehr Anmassung als Mut besassen; oft genügten, wie v. Behr und Livingstone[3]) berichten, schon einige Schüsse, um diese »Esel in der Löwenhaut« zu verjagen. Sie selbst gaben sich natürlich stolz für Masitu,[4]) Mafiti oder Magwangwara aus, Namen, mit denen man eigentlich die echten Wangoni am Ruwuma zu bezeichnen pflegt; häufig genug wurden diese falschen Wangoni aber von ihren Opfern mit den wahren Sulu verwechselt und dementsprechend gefürchtet.[5])

Zu all diesen Schrecken kam dann noch der demoralisierende Sklavenhandel der Araber, die gerade am Ruwuma ihr schändliches Gewerbe in ausgedehntestem Masse betrieben und einen Sultan gegen den andern aufhetzten, so dass sich die benachbarten, stammverwandten Dörfer befehdeten, um die Kriegsgefangenen gegen wenige Ellen Kaliko in die Hände ihrer bestialischen Peiniger zu liefern.[6])

Dem entvölkernden Sklavenraub wurde — wenigstens im deutschen Gebiete — freilich durch den Einfluss der Europäer ein Ende gemacht; in den letzten Jahren hatten sich auch die »Wangoni-Affen« beruhigt und waren im Ruwuma-Land wieder zu friedlichen Ackerbauern geworden, und Einfälle der echten Wangoni fanden nur noch selten statt, denn ihre Sultane wollten es mit der deutschen Regierung nicht allzusehr verderben. Aber ganz unterblieben waren die Raubzüge der beutelustigen Wangoni-Jugend nicht,[7]) und das genügte schon, um die alte Furcht wach zu erhalten, und weit schlimmer als durch das, was gelegentlich geraubt wurde, litt die Bevölkerung im Hinterland von Lindi durch die stete Angst vor den Räubern, die, jeden wirtschaftlichen Aufschwung lähmend, wie ein Alp auf allen lastete. In den Gebirgen traute man sich aus seinen Felsverstecken nicht heraus und auf dem Makonde-Plateau verkroch man sich nach wie vor in dem dichtesten Busch.[8]) Am Ruwuma zog man es vor, die Hütten auf den zahlreichen Flussinseln zu bauen, wenn auch die An-

*) Berg[1]) meint allerdings, dass in der Ruwumagegend die Einfälle der Wangoni mehr eine Verschiebung als eine eigentliche Abnahme der Bevölkerung zur Folge gehabt hätten. Dies mag für die letzten Jahre auch zutreffen, die fast völlige Vernichtung des grossen Wamatambuestammes spricht aber wohl gegen die Verallgemeinerung dieser Annahme.

[1]) **35**, S. 213; [2]) **37**, S. 126; **2** S. 167; **14**, S. 27; [3]) **18a**, S. 85; **3**, S. 53; [4]) **3**, S. 53; [5]) **11**, S. 83; **16**, S. 204; [6]) **3**, S. 78 etc.; [7]) **79**, S. 66; [8]) **36**, S. 439.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pflanzungen an den Ufern lagen, oder man hatte eine Hütte auf der deutschen, eine andere auf der den Einfällen der Wangoni weniger ausgesetzten portugiesischen Seite, in die man sich bei drohender Gefahr zurückziehen konnte;*) so fühlte man sich verhältnismässig sicher, denn über das Wasser konnten die Wangoni nicht folgen, oder mochten es nicht, da sie augenscheinlich eine abergläubische Scheu davor haben, grössere Flüsse zu überschreiten.[2])

Wirtschaftliche Folgen der Wangonigefahr.

Durch derartig ungünstige politische Verhältnisse wurde der Wohlstand der Bevölkerung natürlich sehr empfindlich geschädigt, die Wachs- und Gummisucher trauten sich nicht weit von ihren Heimatsdörfern fort,[3]) man baute nur das zum Lebensunterhalte unbedingt nötige, und von Massassi westwärts bis nach Ungoni hin gab es so gut wie gar kein Vieh, nicht einmal Ziegen; das alte, hiess es, hätten die Wangoni fortgetrieben und neues züchtete man nicht: es hätte ja nur dazu beigetragen, die Räuber wieder anzulocken.**)

Man muss sich eigentlich wundern, dass die Ruwuma-Bevölkerung vom Stamme der Wahjao und Makua, die sonst mit Recht als tüchtige, tapfere Leute gelten, nicht Widerstand zu leisten wagten. Sie hielten aber offenbar die Wangoni für unwiderstehlich und waren derartig demoralisiert, dass es genügte, wenn nur ein Dutzend der wild phantastisch aufgeputzten Burschen, mit gellendem Kriegsruf die Speere schwingend, nahte, um ganze Dörfer in die Flucht zu jagen; es war schon eine Heldentat, wenn dieser oder jener es riskierte, aus sicherem Versteck seinen Vorderlader auf die Räuber loszubrennen. Freilich, die Ueberfälle der Wangoni spielten sich so überraschend und so blitzschnell ab, dass zum Sammeln kaum Zeit blieb, und zwischen den einzelnen Dorf-Sultanen fehlte überdies jeder politische Zusammenhang. Als wir auf unserm Zuge gegen die Wangoni den Ruwuma aufwärts marschierten, wollten wir versuchen, von der dortigen Bevölkerung Hilfsmannschaften gegen ihre Bedränger zu erhalten; doch dazu waren die Leute viel zu unzuverlässig und feige. Man misstraute auch dem Erfolge unserer Waffen, und es war schon viel, dass wenigstens ein Häuptling es wagte, uns nach Ungoni zu folgen, um dort als Ankläger aufzutreten und sein Eigentum zu requirieren.

Beseitigung der Wangonigefahr.

Als nun aber die gefürchteten Wangoni den Kampf mit uns nicht aufzunehmen wagten, als zum Schutz der Schwachen die Schutztruppe nun auch dauernd in Ungoni blieb, da löste sich auch der Bann, unter dem das Lindihinterland Jahrzehnte lang gelitten hatte, und der erfreuliche Aufschwung auf wirtschaftlichem Gebiete war die naturgemässe Folge.

Bevölkerungszahl des Lindibezirks.

Die Bevölkerungszahl des Lindibezirks wird im Jahresbericht 1901/02[4]) auf 200000 Seelen angegeben; da der westliche Teil des Bezirks mit Ausnahme

*) Ein Gebrauch, der sich übrigens auch jetzt nach Beseitigung der Wangoni-Einfälle erhalten hat.[1])

**) Ueberdies erschwert auch das Vorkommen der Tsetsefliege im Ruwuma-Tale die Zucht von Rindern. Siehe Seite 99.

[1]) **67**, S. 21; [2]) **51** S. 200; [3]) **36** S. 439; [4]) **73**, Anl. S. 7.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der paar tausend Leute, die unmittelbar am Ruwuma sitzen, aus den eben berichteten Gründen völlig unbewohnt ist, so hat die küstenwärts gelegene Hälfte eine verhältnismässig recht dichte Bevölkerung.

Stämme des Lindihinterlandes, ihre Herkunft und Geschichte:

Der Abstammung nach verteilt sich die Bevölkerung des Lindihinterlandes auf folgende Stämme: 1. Wamuera, 2. Wamakonde*)-Wamatambwe, 3. Mawia, 4. Wahjao, 5. Wamakua, 6. Wangindo, 7. Wandonde und Wanindi, 8. Wamanganja und andere Njassa-Stämme; hierzu kommen nach Adams[2]) noch die Amalamba und Wamatschinga.**)

Von diesen Stämmen sind die Wamuera, Wamakonde-Wamatambwe und die Mawia, nach Adams auch die Amalamba und Wamatschinga, als Urbevölkerung des Lindibezirks zu betrachten; von den andern nimmt man an, dass sie wahrscheinlich vor nicht allzulanger Zeit in ihre heutigen Sitze aus der Nachbarschaft eingewandert seien.

der Wamuera,

Die Wamuera waren früher ein viel volkreicherer Stamm als heute, und ihre Wohnsitze erstreckten sich vor etwa 70 – 80 Jahren wahrscheinlich auch bis in die Massassigegend und bis zum Ruwuma;[7]) heute haben sie in diesen Gebieten nur noch ganz vereinzelte Ansiedlungen, und die Eingeborenen erzählen von einem grossen Kriege, der die Wamuera von dort vertrieben habe.[8]) Vor allem sind es aber auch die Wangonieinfälle gewesen, welche die Wamuera dezimierten und immer weiter küstenwärts trieben,[9]) so dass sie heute, stark zusammengeschmolzen, nur noch auf dem Mueraplateau in grösserer Menge bei einander wohnen, wenn auch hier in lauter kleine und sich befehdende Gemeinwesen zersplittert;[10]) mit andern Stämmen stark durchsetzt, lassen sie sich nach Lieder[11]) nördlich des Mbemküru bis zum Rufidji hin verfolgen.

Nachdem dieser Abschnitt bereits druckfertig war, erhielt ich erst Kenntnis von der Adamsschen Arbeit »Lindi und sein Hinterland«. Hier schreibt Adams[12]) über die Wamuera-

---

*) Man kann ebenso gut Makonde wie Wamakonde, Makua wie Wamakua als Pluralbezeichnung schreiben.[1])

**) Von den Wamatschinga und Amalamba berichtet Adams[3]): »Letztere Stämme waren die Ureinwohner der unteren grossen Lukuledi-Senke, fleissige, harmlose Ackerbauer. Durch den unaufhaltsamen Nachzug der fremden Stämme sind sie fast völlig verschwunden und besitzen nur noch kleinere Dörfer zwischen dem Notoplateau und der Matschingabai, sowie in der Umgegend von Mikindani. Die Wamatschingafrauen erkennt man an den stark durchbohrten Ohrlappen, worin sie einen oft 5 cm starken Holzpflock tragen.«

Ueber die Amalamba habe ich sonst in der Literatur nichts gefunden. Matschinga erwähnt Livingstone[4]) jedoch als einen Wahjao-Stamm aus der Gegend nördlich von Makotschera, und auch mir berichtete man am Ruwuma, dass die Wamatschinga zu den Wahjao gehörten. v. Behr[5]) endlich spricht von Watschinga als einem von den Wahjao verschiedenen Stamme und verlegt ihre Wohnsitze in das Quellgebiet des Ludjenda. Mit letzterem stimmt auch die Angabe Johnsons[6]) überein: »The Mchinga Yao live to the west of the upper Lujende, between Nyambis and Mtarikas villages.« Endlich sprach man mir noch von einem Stamm der Wamaúkutu, der sehr barbarisch in seinen Sitten sein sollte; etwas näheres konnte ich jedoch über denselben nicht in Erfahrung bringen; vermutlich handelt es sich um einen Zweig der Mawia.

---

[1]) **65**, S. 137; [2]) **79**, S. 28; [3]) **79**, S. 28; [4]) **3**, S. 46; [5]) **18a**, S. 86; [6]) **7**, S. 483; [7]) **5**, S. 339; [8]) **5**, S. 339; [9]) **37**, S. 126, **18a**, S. 74; [10]) **34**, S. 77; [11]) **37**, S. 126; [12]) **79**, S. 36.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschichte folgendes: »Die Wamuera, oder auch Wamwera, stellen das Hauptkontingent der Bevölkerung im Hinterland des Bezirks Lindi. Ihre eigentliche Heimat war das Quellgebiet der Flüsse Mbemküru, Lukuledi, Bangala, Limmassule und Mohessi; letztere drei sind linke Nebenflüsse des Ruwuma.«

»Von diesem ihrem Stammsitze wurden sie vor etwa vierzig Jahren immer mehr küstenwärts gedrängt, zuerst durch ihre Stammesnachbarn, die Wangindo. Letztere bewohnten anfangs das rechte Quell- und Flussgebiet des Luwegu, eines grossen, rechten Nebenflusses des Rufidjistromes. Die Wangindo mussten aber dem Andrängen der erobernden Wangoni weichen, flüchteten sich in das südostwärts gelegene Gebiet der stammverwandten Wamuera oder in das nordostwärts gelegene Gebiet der ebenfalls stammverwandten Wandonde. Die Wangoni aber drangen mit ihrer Eroberung und Verwüstung mit den Jahren immer weiter ostwärts und zersprengten die schwachen, scheuen Stämme nach allen Richtungen. Die Wamuera zogen sich nun in die Iluluberge und hauptsächlich auf das schwer ersteigbare und dicht bewaldete Ilondo- oder Mueraplateau zurück und breiteten sich allmählich auch bis in die Täler des Mbemküru und Lukuledi aus, wo sie bis auf den heutigen Tag standgehalten haben.«

»Ueber ihren Stammursprung erzählen sie in folgender Weise: »Ihr Stammvater kam aus der grossen, an Antilopen und Elefanten reichen Wildnis zwischen dem Quellgebiet des Luwegu und Mohessi in Begleitung seiner Frau. Er war ein grosser Jäger und führte erbeutetes Elfenbein mit sich. Er ging zur Küste, um dort mit andern Menschen Handel zu treiben. Auf der Rückkehr fing seine Frau an zu gebären; und sie gebar und liess überall Kinder zurück, die sich ebenfalls vermehrten und Dörfer bildeten. Das war der erste Stamm, nannte sich Achimkwinda und bewohnte die Landschaft Chilingula. Aus diesem »Stamm«, wohl gleichbedeutend mit »Familie«, entsprangen andere, und so entstand bald das grosse Volk der Wamuera.« In der Tat findet man in andern Stämmen selten so viele Häuptlingsfamilien, wie eben im Stamme der Wamuera. Die Familienhäupter wissen mit einer staunenswerten geschichtlichen Kenntnis eine ganze Reihe ihrer Ahnen namentlich aufzuzählen und halten mit gewissem Stolz die Familientraditionen, hauptsächlich bezüglich der Heiraten in andere Muerafamilien, gewissenhaft fest. Auch behält jede Familie den Namen des Urvaters strengstens bei, indem jedes nachgeborene Kind, sei es Knabe oder Mädchen, neben dem Rufnamen den Namen des Urvaters weiterführt. Dieser Urvaterstamm wird gleichsam zur Parole für die weitverzweigte Familie und dient auf Reisen und bei fernen Begegnungen als Erkennungszeichen der Familienverwandtschaft. Anfangs lebten die Familienhäuptlinge unter der Oberleitung eines allgemeinen Stammeshäuptlings; denn vor Zeiten wollen sie sogar ein kriegstüchtiges Volk gewesen sein, was nicht unmöglich ist, da die Erfahrung in den Eigenheiten der Bantustämme uns lehrt, dass es oft nur eines mutigen und verwegenen Impulses von seiten eines Mannes bedarf, um den ehemals friedsamen Stamm zum Schrecken der andern zu machen, wie auch umgekehrt ein kriegerischer, räuberischer Stamm durch das Fühlbarwerden einer andern, kräftigeren Macht gleich wieder in eine Art Lethargie zurücksinkt.«

»Einer der alten Fürsten oder Oberhäuptlinge hiess nach ihren Aussagen Chipanganga und wohnte in dem Flussgebiet des Mbangala. Auf ihn folgte Nandoka, unter dessen Regierung die Wangoni und Mafiti einfielen und die Wamuera gänzlich zersprengten, so dass von nun an jedes Dorf für sich bestand und in allem nur dem Familienoberhaupt folgte. Sie wanderten immer mehr nach Osten, und zwar nördlich bis in die Gegend von Kilwa, südlich bis über den Niangao- und Lukulediffluss, östlich schoben sie sich in die Wamatschinga und Amalamba bis zur Küste.«

der Wamatambwe,

Noch schlimmer als den Wamuera ist es den Wamatambwe, einem Zweige der Wamakonde,*) gegangen. Livingstone erwähnt sie noch 1866 als einen sehr grossen Stamm, der im Ruwumatale bis zum Ludjenda aufwärts sässe und dessen Land, reich an Kopal und Elfenbein, sich weit am Ruwuma südwärts erstrecke.[1]) Ja es scheint sogar, dass sie vor dem Vorwärtsdringen der Wahjao und

*) Sie sprechen nach Livingstone[2]) auch einen nur wenig von dem der Wamakonde abweichenden Dialekt. Das Kimakonde soll nach Livingstone[3]) von dem Suaheli ganz verschieden sein, nach v. Behr[4]) freilich soll es nicht erheblich abweichen.

[1]) **3**, S. 28; [2]) **3**, S. 28; [3]) **3**, S. 19; [4]) **18a**, S. 78.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Makua noch weiter flussaufwärts gewohnt haben (angeblich bis zum Dorfe des Mtora), zumal noch jetzt Matambwe-Leute zwischen den andern Volksstämmen zerstreut dort bis in die Gegend von Undis sitzen. Schon 1882 war ihr Stamm nach Maples[1]) durch die Wangoni fast vernichtet. In ihrem einstigen Hauptgebiet sind jetzt nur noch etwas oberhalb der Petersfälle auf der Ruwuma-Insel Marumba und in ihrer nächsten Nachbarschaft geschlossene Wamatambwe-Ansiedlungen.[2]) Ein Teil der Wamatambwe ist gleich denjenigen Wamakonde, die früher in der Ruwuma-Niederung sassen, vor den Einfällen der Wangoni in die schützenden Dickichte des Makonde-Plateaus zurückgewichen[3]), da die Karten Wamatambwe-Dörfer in der Newala-Gegend verzeichnen.

der Wamakonde.

Die Wamakonde bewohnen das nach ihnen benannte Plateau, besonders dessen Süd- und Ostabhang.[4]) Ihre Zahl schätzt v. Behr[4]) auf einige Tausend Seelen, doch glaubt Lieder,[5]) er taxiere zu niedrig.

Die Rolle der brandschatzenden Wangoni, deren man sich in den Dickichten des Makonde-Plateaus erfolgreich erwehren konnte,[6]) spielte hier in den letzten Jahrzehnten der gewalttätige Wahjao-Häuptling Matschemba.[7])

Stammverwandt sind den Wamakonde anscheinend die Mawia, die scheuen Bewohner des noch wenig erforschten Mawia-Plateaus, das aber nur mit einem kleinen Zipfel im Norden zum deutschen, sonst zum portugiesischen Gebiet gehört.[8])*) Mit den Wamuera sollen die Wamakonde dagegen nach Adams[10]) in keiner Weise verwandt sein.

Adams[11]) berichtet über die Herkunft der Wamakonde folgendes: »Die Makonde (oder auch Wamakonde) sind die südlichen Nachbarn der Wamuera und bewohnen hauptsächlich das vom Lukuledi südlich gelegene Mpatila- oder Makondeplateau. Sie sollen seit Menschengedenken die Urbewohner dieser Plateaulandschaft gewesen sein. Vor Zeiten haben sie einmal versucht, bis in das Tal des mittleren Ruwuma und über den Lukuledi bis zum Tal des Mbemkuru sich auszubreiten, aber durch ungünstige Landesverhältnisse und Bedrängnisse von seiten stärkerer Stämme, wie durch das Vordringen der Makua zum Ruwuma veranlasst, zogen sie sich immer wieder in die dichten, schutzbietenden Büsche der Hochlandschaft zurück.«

»Ueber ihren Stammesursprung geht folgende Sage: Ihre Geburtslandschaft, Mahuta geheissen, sei auf der Südseite des Plateaus zum Ruwuma hin gelegen und nur mit dichtem Busch bestanden gewesen. Aus diesem Busch sei ein Mensch hervorgegangen, der sich niemals wusch und schor, der nur wenig ass und trank. Dieser ging aus und machte ein Menschenbildnis aus dem Holz eines Savannenbaumes, nahm es mit sich in seine Buschwohnung und stellte es dort aufrecht hin. Während der Nacht erwachte das Bildnis zum Leben und es war ein Weib. Darauf gingen sie zusammen hinab zu den Wassern des Ruwuma, um sich zu waschen. Hier gebar das Weib ein Kind, welches jedoch nicht lebend zur Welt kam. Sie verliessen das Land und zogen über die Hochländer bis in das Tal des Mbemküru, wo sie sich niederliessen. Dort gebar das Weib abermals ein Kind, das wiederum tot zur Welt kam. Daraufhin kehrten sie in die hochgelegene Buschlandschaft Mahuta zurück, und dort wurde das dritte Kind geboren, welches nach der Geburt lebend und gesund blieb. In der Zeit zeugten sie noch viele, viele Kinder und hiessen sie Wamatanda. Diese bildeten die

*) Da der deutsche Anteil des Mawia-Gebietes ganz unbedeutend ist und kaum wissenschaftliches Material von dort vorliegt, so gehe ich auf die Mawia hier nicht näher ein. Ueber die portugiesischen Mawia berichtet O'Neill.[9])

[1]) **11**, S. 80; [2]) **35**, S. 211; [3]) **37**, S. 124; [4]) **18a**, S. 74; [5]) **37**, S. 120; [6]) **79**, S. 42; [7]) **5**, S. 346; [8]) **31**, S. 186; [9]) **12**, S. 399—422; [10]) **79**, S. 42; [11]) **79**, S. 41—42.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stammfamilie der Makonde, oder auch »Wamakonde« genannt, d. h. Ureinwohner. Der Stammvater, der Buschmensch, gab seinen Kindern das Gesetz, dass sie ihre Toten aufrecht begraben sollen zum Andenken an die erste Mutter, die aus Holz geschnitzt und aufrecht stehend zum Leben erwacht sei; ferner warnte er seine Kinder, in die Täler und an die grossen Wasser zu ziehen, denn dort wohne die Krankheit und der Tod. Als Regel solle gelten, dass mindestens eine Stunde Weges sei von der Hütte bis zum Wasserplatze, dann würden ihre Kinder gedeihen und von Krankheit verschont bleiben.« *)

der Wahjao.

Während die bisher besprochenen Stämme als »Ureinwohner« des Gebiets gelten, sollen die übrigen, wie schon erwähnt, hier vor nicht allzulanger Zeit erst eingewandert sein; freilich nicht von weit her, sondern, soweit unsere Ueberlieferungen reichen, nur aus der Nachbarschaft.

Die wichtigste Rolle unter diesen spielen in jeder Hinsicht die Wahjao, deren Hauptsitze heute südlich vom Ruwuma zwischen Ludjenda und dem Njassa im portugiesischen Gebiete liegen. Nach ihren Ueberlieferungen wären die jetzt im Portugiesischen ansässigen Wahjao aus nördlich von Ruwuma gelegenen Gebieten (wenn ich mich recht entsinne, aus der »Kilwa-Gegend«) eingewandert, indem sie die Urbevölkerung, die Wamanganja verdrängten; seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben sie sich übrigens auch zwischen den Wamanganja des Schire-Hochland und am Südufer des Njassa festgesetzt.[2])

»The Waiyau, who are now in the country [d. h. in dem jetzigen portugiesischen Wahjao-Land, das Livingstone damals von Nordosten nach Südwesten in seiner ganzen Ausdehnung, d. h. von Mtarikas am oberen Ruwuma über Mwembe, Matakas Residenz, bis nach Mbanga durchzogen hatte] came from the other side of the Rovuma, and they probably supplanted the Manganja, an operation which we see going on at the present day,« berichtet Livingstone[3]) über die Herkunft der Wahjao, und eine wertvolle Bestätigung dieser Angaben erhielt ich durch Herrn Zache, der Gelegenheit hatte, sie aus dem Munde des bekannten Wahjao-Sultans Mataka zu erfahren. v. Behr,[4]) dem Peters und auch andere Autoren gefolgt sind, wirft die Wahjao mit den Wangoni (die er irrtümlich für deren Verwandte hält)[5]) zusammen, wenn er sagt: »Die Wahjao, ein nachweislich noch in historischer Zeit, d. h. vor etwa 70 Jahren, aus Südafrika in seine jetzigen Wohnsitze, das fruchtbare Gebirgsland am Südufer des Njassa-Sees, eingewanderter Volksstamm, hat die Sitten und Gebräuche der südafrikanischen Stämme am reinsten bewahrt und schliesst sich auch anthropologisch eng an die Sulus im Süden des Sambesi und die Wahehe**) im Quellgebiet des Rufidji an«; ebenso wenig stimmt das, was er an anderer Stelle[6]) über Wahjao und Wangoni sagt.

Johnston[7]) erwähnt nichts von einer Sulu-Verwandtschaft der Wahjao, sondern hält sie für Ureinwohner ihrer jetzigen Gebiete am Ruwuma und Ludjenda und dem Hochland zwischen diesen

*) Handelt es sich hier um Malariaprophylaktische Bestimmungen? Man möchte das fast annehmen. Livingstone[1]) berichtet ferner, dass die Wamakonde in der offenbar fieberdurchseuchten Ruwuma-Niederung, um nicht am feuchten Erdboden zu liegen, auf 6 Fuss hohen Gerüsten schliefen und dass sie durch darunter angezündetes Feuer die Moskitos vertrieben: das heisst, sie wenden genau dieselben Methoden an, mit denen sich die Bewohner der römischen Campagna vor Fieber und Mücken zu schützen suchen! Auf ihrem absolut trockenen und daher wohl mückenarmen Plateau haben die Wamakonde offenbar nicht an Malaria zu leiden, werden daher nicht gleich der Küstenbevölkerung immun dagegen und müssen sich folglich durch prophylaktische Massregeln gegen die Fiebermücken schützen.

Malariaprophylaxe bei Wamakonde?

**) Dass auch die Wahehe nichts mit den Sulu zu tun haben, soll im Kapitel IV ausführlich erörtert werden.

[1]) **3**, S. 59; [2]) **29**, S. 62 und 391; [3]) **3**, S. 88; [4]) **18a**, S. 83; [5]) **17**, S. 18; [6]) **17**, S. 18; [7]) **29**, S. 62 und 391.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Flüssen, und führt aus, dass das Ki-Hjao ähnlich dem Ki-Ngindo und den Sprachen der Bewohner der Suaheli-Küste sei.

Auch nach Adams[1]) sind die Wahjao keine Sulu. Ueber die Herkunft derselben schreibt er folgendes: »Die Wahjao sind ebenfalls ein altbekannter Bantustamm und wohnten von jeher[??] in der alten Landschaft Chissi, östlich vom Schirefluss und Njassasee im Portugiesischen gelegen. Sie haben sich dort und in den Nebenlandschaften Unango unter den Stammesführern Karanje und Mataka bis auf den heutigen Tag behauptet. Schon vor Jahrhunderten trieben sie regen Handel in Elfenbein und Sklaven mit den Küstenstädten von der Mündung des Sambesi bis hinauf nach Kilwa. Ihr Stammesgebiet war gross, ihre Bevölkerung zahlreich und ihre Bewaffnung infolge des Küstenverkehrs gut. Doch auch sie konnten dem unaufhaltsamen Vordringen der mächtigen und wilden Sulu-Stämme auf die Dauer nicht Einhalt tun; zudem wurden sie von den durchziehenden Makua mehr und mehr in ein begrenztes Gebiet zwischen dem Ludjenda und dem Ruwuma gegen den Njassasee hingedrängt. Sie lebten unter mehreren Oberhäuptlingen, wie unter dem alten Chemponde und Mataka, im eigentlichen Stammsitz Chissi am Njassasee, unter Kandula am Ludjendaflusse, unter Chemtila in Massaninga, unter Karanje und Makanjila in Unango.*) Diese Häuptlingsfamilien herrschen heute ziemlich unabhängig von einander, sind sehr alten Ursprungs und verfügen über eine achtungswerte Ahnenreihe. Ihre Sage vom Auftreten des ersten Menschen, ihres Stammvaters, lautet wie folgt: Aus der Wildnis ging ein Mensch hervor, und er war einsam und traurig. Ein Elefant, der des Weges kam, nahm ihn auf seinen Rücken und trug ihn viele Jahre mit sich herum, zeigte ihm die Wälder und Savannen und alles Getier, das darin lebte. Der Mensch ass nur Waldfrüchte und wilden Honig, welchen der Elefant ihm reichte. Dieser führte den Menschen in die Geheimnisse der Jagd ein und machte ihn zum grossen Jäger. Dann trug er ihn in das Land der Elefanten, und sie fanden dort ein menschliches Weib am Boden sitzen. Der Elefant setzte den Mann zum Weibe und brach Bäume ab, damit das erste Menschenpaar sich eine Hütte baue und darin wohne. Mann und Weib blieben nun beisammen und nannten sich »Wantapo«, d. h. die Einsamen, die Geprüften. Sie lebten anfangs nur von der Jagd; sie zeugten viele Kinder und bevölkerten die Wildnis mit Menschen. So entstand der Stamm der Wahjao.«

Aus dem heute portugiesischen Gebiete scheint dann wieder eine teilweise Rückwanderung der Wahjao nach Norden stattgefunden zu haben, denn die jetzt am Ruwuma-Ufer und in der Massassi-Gegend sitzenden Wahjao sollen vom heute portugiesischen Gebiete her — die ersten Wahjao-Ansiedler in der Massassi-Gegend nach Maples[2]) speziell vom Njassa-Ufer — gekommen sein. Diese Einwanderung aus dem portugiesischen ins deutsche Gebiet, die friedlich von statten ging,[3]) ist zur Zeit in stetem Zunehmen begriffen: ein sehr erfreulicher Umstand, denn die Wahjao sind von Natur ein ganz hervorragend tüchtiger Menschenschlag, mit dem sich etwas anfangen lässt.**)

*) Siehe auch Johnson (**7**. S. 483).

**) Nach dem Bericht von Berg (1897)[4]) war das ganze portugiesische Ruwuma-Ufer von Lukumbule bis in die Nähe des Lidedesees angeblich auf Tage unbewohnt, soweit es nicht von Leuten diesseitiger Häuptlinge bebaut wurde. Sollten einige Ruwuma-Leute der deutschen Hüttensteuer wegen auf das portugiesische Ufer gezogen sein, so hat dies — falls die Leute nicht überhaupt schon zurückgekehrt sein sollten[5]) — voraussichtlich nur vorübergehende Bedeutung; sobald die Portugiesen, die sich jetzt nach Jahrhunderte langer Untätigkeit endlich zu einer energischen Besitzergreifung dieses Teiles ihrer ostafrikanischen Kolonie aufzuraffen scheinen, anfangen werden, auch in diesen Gegenden nach ihrer Art Steuern einzutreiben — die Steuereintreibung liegt dort in der Hand von Privat-Gesellschaften — werden die Ruwuma-Leute wohl das deutsche Ufer bevorzugen, ganz wie es in den englischen Grenzgebieten der Fall gewesen ist. 1000 Mann des mit den Portugiesen in ewiger Fehde lebenden Wahjao-Sultans Mataka haben auch bereits die Grenze überschritten und sind im deutschen Gebiete angesiedelt worden.[6])

[1]) **79**, S. 55 und 56; [2]) **5**, S. 340; [3]) **37**, S. 130; [4]) **35**, S. 213; [5]) **57**, S. 355; [6]) **69**, No. 48.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie lange schon die Wahjao im Lindi-Hinterlande sitzen, weiss ich nicht; man sagte mir, die erste Einwanderung sei vor etwa vierzig Jahren erfolgt, während grössere Mengen in den letzten fünfundzwanzig Jahren, den Ludjenda hinabziehend, zum Ruwuma und ins deutsche Gebiet gelangt seien.[1]) Da aber Livingstone[2]) im Jahre 1866 am oberen Ruwuma bereits den heutigen Besiedelungsverhältnissen fast völlig gleichende angetroffen hat und er den »Wahjaostamm der Matschinga« auch aus der Gegend »nördlich von Makotschera und dem Ruwuma«[3]) erwähnt (siehe auch Seite 46, Anm.**), so muss die Einwanderung der Wahjao offenbar hier schon früher erfolgt sein, falls sie nicht überhaupt daselbst altangesessen sind.

Auch über die Anzahl der Wahjao im deutschen Gebiet kann ich keine Angaben machen. Berg[4]) schätzt die zwischen Lukuledi und Ruwuma wohnenden und hier unter der Herrschaft von mehr als 30 Häuptlingen zersplitterten Wahjao auf 4500 Köpfe. In dieser Gegend sitzen die Wahjao besonders bei Massassi, und zwar zwischen den dort vorherrschenden Makua; ferner wohnen Wahjao zwischen Wamakonde auf dem Makondeplateau, wo der Wahjao-Häuptling Matschemba bis zum Jahre 1899 — nach seinen eigenen, aber wohl übertriebenen Angaben freilich — über eine Macht von 3000 erwachsenen Männern, grösstenteils wohl Wahjao, gebot.[5])

Am oberen Ruwuma wohnen die Wahjao von der Mündung des Ludjenda bis zur Ssassawára-Mündung, wo das Dorf des Häuptlings Mtira die Ruwuma-Niederlassungen bis nach Ungoni hin abschliesst; am dichtesten bevölkert ist die inselreiche Strecke zwischen den Sundafällen und dem Lukumbule, wo sich längs des Ufers und auf den Inseln Ansiedlung an Ansiedlung reiht.[6])

Ausser den Wahjao, die an Zahl und Einfluss das Uebergewicht haben, wohnen hier aber noch eine Reihe anderer Stämme: Wamakua, Wamatambwe, Njassa-Leute, Wandonde-Wangindo und Wanindi. Und zwar liegt nicht nur neben einem Wahjaodorf z. B. eine Makua-Niederlassung: nein, unter einem und demselben Oberhaupte vereinigt leben Familien aus allen möglichen Stämmen, und die Ansiedlungen der Leute eines und desselben Häuptlings liegen ausserdem häufig mitten zwischen denen benachbarter Sultane.[7]) Selbständige kleine Sultane gab es auf dieser Strecke zwischen Ludjenda und Ssassawára im Jahre 1897 nicht weniger als 18;[8]) in der Regel gehört der Sultan demjenigen Stamme an, der numerisch das Uebergewicht hat.[9]) Immer ist das allerdings nicht der Fall; Undi z. B., wohl der mächtigste der Ruwumasultane, ist Manganja, während seine Leute bis auf seine wenigen Verwandten andern Stämmen zugehören.[10])

Den zweiten Platz nehmen am oberen Ruwuma nach den Wahjao die der Wamakua,
Wamakua ein. Der Hauptsitz des sehr ausgedehnten Makuastammes ist das östlich vom Ludjenda gelegene Gebiet bis zur Mosambikküste, und nach Süden hin sollen sie bis zum Sambesi-Delta hin wohnen, wo wenigstens eine

[1]) **66**, S. 11; [2]) **3**; [3]) **3**, S. 46; [4]) **35**, S. 215; [5]) **28**, S. 410; [6]) **35**, S. 213; [7]) **35**, S. 216 und 217; [8]) **35**, S. 216; [9]) **34**, S. 376; [10]) **35**, S. 216.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Kimakua ähnliche Sprache geredet wird.[1]) Diese Sprache ist höchst eigenartig und weicht stark von den andern Bantudialekten ab, so dass sie von andern Stämmen nicht so leicht erlernt wird;[2]) Johnston meint, diese Sprache sei offenbar lange Zeit hindurch im Hinterlande von Mosambik unbeeinflusst geblieben. Die Wamakua wären mithin wohl als »Urbevölkerung« dieses Gebietes zu betrachten, und auch schon auf den Karten voriger Jahrhunderte findet man sie hier eingetragen.

Zwischen dem oberen und mittleren Lukuledi und dem Ruwuma, wo ursprünglich die Wamuera gesessen haben sollen — in der Massassi-, Madjedje- und Newala-Gegend und vor allem am mittleren Lukuledi —, befindet sich jetzt neben andern Stämmen eine relativ starke Makua-Bevölkerung, die bereits vor der Wahjao-Ansiedlung daselbst wohnte; nach Adams[3]) sitzten sie hier schon seit einer ganzen Reihe von Jahrzehnten. Am oberen Ruwuma traf Livingstone bereits 1866[4]) die Wamakue neben den Wahjao an.

Die Wamakua am mittleren Lukuledi sollen bis zu den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fast alle unter einem einzigen Sultan gestanden haben,[5]) und auch heute noch besitzt der Makua-Sultan Hatia dort eine ziemlich beträchtliche, freilich immer mehr abnehmende Macht,[6]) im Gegensatz zu den andern benachbarten Stämmen, die, wie bereits erwähnt, unter lauter kleinen Dorfhäuptlingen zersplittert sind.*)

Ausser in dieser Gegend finden sich aber Niederlassungen der Wamakua, die als überall wohlgelittene Jägersleute weit im Lande umherkommen, im ganzen Süden von Deutsch-Ostafrika zerstreut, und selbst in Utengule am Beja-Berge, der ehemaligen Residenz der Wassangufürsten, war ihnen ein besonderer Stadtteil zugewiesen; Lieder[8]) erwähnt geschlossene Makua-Dörfer auch aus dem Kondoadistrikt an der Bagamojo-Taborastrasse.

Ich möchte hier dasjenige anfügen, was Adams in einer neueren Arbeit[9]) von der Geschichte der Wamakua berichtet:

»Schon in der Vorzeit teilten sich die Makua in mehrere Nebenstämme, die sich auch in ihren Sprachidiomen unterschieden und heute noch unterscheiden lassen. Doch führen sie eine gemeinsame Legende ihres Stammesursprungs, die also lautet: »Dort, wo der mächtige Strom Luli die wilde Landschaft Meto (alter Name) durchfloss, lag der Felsenberg Mima. Aus diesem Felsen ging eines Tages der Stammvater hervor, zugleich mit seiner Frau, mit Ziegen, Schafen und Rindern. Sie liessen die Spuren und Abdrücke ihrer

*) Aus der Niangao-Lukuledi-Gegend berichtet P. Rüdel,[7]) dass die Häuptlinge von ihren Untertanen keine direkten Einkünfte bezögen, doch helfe man ihnen beim Hüttenbau und bei der Bestellung ihrer Felder. Man ziehe auf des Sultans Aufforderung mit in den Krieg, er schlichte die Rechtsstreitigkeiten und hätte früher auch, d. h. vor Beginn der deutschen Schutzherrschaft, die Macht über Leben und Tod gehabt. Bei Streitigkeiten mit andern Dörfern hätte der Häuptling für seine Untertanen einzustehen und eventuell auch die Strafe für sie zu entrichten.

[1]) **29**, S. 391 und 485; [2]) **5**, S. 341; [3]) **79**, S. 48; [4]) **3**; [5]) **5**, 340; [6]) **65**, S 138; **79**, S. 51; [7]) **42**, S. 38 u. 42; [8]) **37**, S. 128; [9]) **79**, S. 47—48.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Füsse und Klauen auf dem Felsen zurück, zum Andenken für die Nachkommen. Und der erste Mensch und Stammvater der Makua nannte sich nach seinem Geburtsfelsen ebenfalls Mima. Er wohnte fortan mit seiner Frau im Walde, und da sie nackt und hilflos waren, machten sie sich Kleider aus Baumbast, Waffen aus Holz und töteten Wild, um Nahrung zu haben und sich mit den erbeuteten Fellen zu bedecken. Sie zeugten Kinder und vermehrten sich schnell, wurden ein zahlreiches Volk und nannten sich Warope.«

»Erst mit der Zeit wurden sie von ihren Nachbarn auch Makua genannt. Im Anfange lebten sie unter einem gemeinsamen Könige. Sie führten Kriege mit den Waromwe (Sulu), welche aus dem Gebiet des Lulimwana (wahrscheinlich aus den Landschaften des mittleren Sambesi) gegen ihren Stammsitz vorgingen und sie nach Norden hin drängten. Unter ihrem letzten König Namanka, der etwa vor 70—90 Jahren gelebt haben mag, gerieten die Stämme nun auch untereinander in Streit und trennten sich unter die Oberhäuptlinge Malia, Chiwaro und Hatia. Dieser Hatia I. zog mit seinen Scharen zum Ruwuma und oblag hauptsächlich der Elefantenjagd. Er soll nur ein Auge gehabt haben. Von Chiwaro bedrängt, zog er über den Ruwuma bis zum Lukuledi, wo er in der Landschaft Ndanda starb. Muipwawe übernahm die Führung des Stammes und nannte sich ebenfalls Hatia. Er siedelte die Makua dauernd im Flussgebiet des mittleren Lukuledi an und wurde bei seinem Tode in Litukulu begraben. Sein Grab ist von hohen Mangobäumen umstanden und wird noch heute in Ehren gehalten. Namchina, sein Nachfolger, war tapfer und regierte als Hatia III. den Stamm mit Strenge. Er führte kleinere Raubzüge gegen Matschemba im Makondegebiete. Den Einfällen der Wangoni leistete er kräftigen Widerstand, wurde jedoch gezwungen, sich mit seinem nächsten Anhang auf den hohen Ungulueberg zur Verschanzung zurückzuziehen. Hier oben hauste er 10—12 Jahre. Hüttenruinen und Mangobäume zeigen noch die Umrisse des jetzt verlassenen Dorfes. Auf eigenen Wunsch wurde er nach seinem Tode in einer hohen und etwa 30 m tiefgehenden Felsenhöhle hoch oben am Gipfel des Ungulue begraben. In dieser Höhle befand sich bei Kriegszeiten das Versteck für Pulver und Wertsachen. Durch die Aufnahme der Häuptlingsleiche aber ist sie von nun an geheiligt und mit Steinen und Knüppeln verschlossen; nur dem nachfolgenden Oberhäuptling ist es erlaubt, einmal im Jahre das Grab zu öffnen, zu reinigen und dem Geiste des hohen Verstorbenen Wasser und Mehl zu opfern. Nach dem Tode Hatias III. verliessen die Makua den Ungulueberg und zogen wieder in die tiefgelegenen Täler, näher zu den Wasserplätzen. Der Berg mit seiner nächsten Umgebung blieb von nun an unbewohnt und gewann dadurch einen gewissen Nimbus als »Geisterberg«. Es entstand der Volksglaube, dass in den mondhellen Nächten die Geister der verstorbenen Stammesangehörigen sich um ihren Häuptling versammeln und nächtliche Tänze oder Jagden aufführen. Diese Geisterfurcht hält die Makua auch ab, Fremden, besonders Europäern, den Weg zu diesem Berge und dem Grabe des Häupt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lings zu zeigen. Nur mit Mühe gelang es mir, einen christlich gewordenen Makua, einen Sohn des verstorbenen Hatia, als Führer zu dingen, als ich im November 1901 die Besteigung des Ungulue unternahm.«

»Auf allgemeinen Wunsch der Unterhäuptlinge wurde ein Schwiegersohn, Namens Pirimita, und ehemaliger Sklave Hatias III. als dessen Nachfolger gewählt, der jetzige Hatia IV. Sonst ist es bei den Makua rechtliche Stammessitte, dass stets der älteste Sohn der ältesten Schwester des Oberhäuptlings seinem Onkel in der Würde folgt. Beim Tode Hatias III. war aber der eigentliche Würdenerbe Namolia, Sohn der Häuptlingsschwester Nantembo in der Landschaft Mikumbi, noch nicht grossjährig. Pirimita verstand es nun, durch List die Würde und das Vertrauen der Unterhäuptlinge für sich zu gewinnen, indem er vorgab, die Kenntnisse und Zaubermittel des verstorbenen Hatia III. ererbt zu haben. Indes hat Hatia IV. zur Zeit infolge Eingreifens geordneter und rechtlicher Regierungsverhältnisse von seiten des deutschen Gouvernements an Macht und Ansehen bei seinem Stamm sehr verloren. Er hat seinen beständigen Wohnsitz in dem Dorfe Chipite, hart am Lukulediflusse gelegen.«

der Wangindo, Wandonde, Wanindi,

Wir kommen jetzt zu den Wangindo, Wandonde*) und Wanindi. Diese Stämme bildeten ursprünglich — und neben ihnen nach Adams auch die Wamuera —, wie bereits oben erwähnt, den Hauptbestandteil der Bevölkerung zwischen dem Rufidji und dem Ruwuma und sind von den Wangoni stark dezimiert, respektive von ihnen absorbiert worden. Die Wanindi sind die westlichsten dieser Gruppe und wohnen nahe den Quellen des Ruwuma.

(Sulu-Affen)

Wie bereits auf Seite 44 erwähnt, spielten sich diese Stämme in der Ruwuma-Gegend als Wangoni auf und wurden auch mit ihnen oftmals verwechselt. Hierauf ist es zurückzuführen, dass man in der Literatur von »Wangoni-Ansiedlungen« am unteren Ruwuma (resp. weiter stromaufwärts) spricht. Nach allem, was man darüber liest[1]) gewinnt man den Eindruck, dass sich echte Sulu hier überhaupt nicht niedergelassen haben, und dass es durchweg nur sogenannte »Sulu-Affen« waren, die, aus ihren alten Wohnplätzen durch die Wangoni vertrieben, am Ruwuma neue Sitze suchten.

Dieser Prozess war schon 1866 im Gange, als Livingstone den oberen Ruwuma bereiste; er gibt ausdrücklich an, dass es plündernde Wanindi-Horden waren, die sich selbst als Masitu (Wangoni) bezeichneten, welche damals bei Kitwangas von Norden über den Ruwuma setzen wollten;[2]) vielleicht sind es dieselben »Wangoni«, welche heute unter Mpingawandu in dieser Gegend wohnen.**)

*) Zwischen Wangindo und Wandonde scheint von den Ruwuma-Leuten häufig nicht unterschieden zu werden.

**) Berg[3]) nennt diese Leute zwar auch Wangoni. Er erzählt aber, Mpingawandu selbst fühle sich nicht den Wangoni zugehörig, sondern sei ein Matengo (ein den Wanindi verwandter, gleich diesen von den Wangoni unterworfener Stamm nahe den Ruwuma-Quellen), und Wangoni würde er

[1]) **3**, **10**, **37**, **17**, **18**a, **35**, **11**; [2]) **3**, S. 53; [3]) **35**, S. 215.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am oberen Ruwuma sind ausser bei Mpingawandu nur wenige von diesen Leuten, verstreut zwischen die übrigen Stämme, vorhanden; am unteren Ruwuma aber, in der Ntschitschira-Gegend, ist ein geschlossener Bezirk, dessen Einwohnerzahl Berg[2]) auf über 1000 schätzt, von solchen »Wangoni« bevölkert. An andern Stellen des Lindi-Hinterlandes, wie in der Massassi-Madjedje-Gegend, finden sich nur ganz wenig Wangindodörfer mit einzelnen Wandonde[3]) dazwischen.

der Njassa-Leute.

Als letzter Bestandteil dieses Völkerchaos im Lindi-Bezirk sind endlich die Njassa-Leute zu erwähnen, welche am ganzen Ruwuma entlang, in einzelnen Familien, zwischen der andern Bevölkerung leben; Engelhardt[4]) meint, sie seien als Sklaven hierher gekommen. Ihre Gesamt-Anzahl scheint nur ganz gering zu sein; sie gehören vor allem dem Stamme der Wamanganja an.

Ich fasse diese komplizierten Besiedelungsverhältnisse in den wichtigsten Punkten nochmals zusammen und füge einige ergänzende Bemerkungen hinzu:

Uebersicht über die Verteilung der Stämme im Lindihinterland.

An der Küste sitzt ein buntes Gemisch von allen möglichen »suahelisierten« Stämmen des Hinterlandes, ausserdem Inder und Araber, und auch Elemente persischer Abkunft fehlen nicht.[5]) Auf den nach ihren Bewohnern entsprechend benannten Küstenplateaus sitzen die Wamuera und deren südliche Nachbarn, die Wamakonde und die Mawia, doch wohnen auf dem Makonde-Plateau auch noch Angehörige anderer Stämme (Wahjao, Wandonde, Wamatambwe, Wamakua).*) Wir betrachten die Wamuera, Wamakonde-Wamatambwe und Mawia als »Urbevölkerung« dieser Gebiete, alle andern sind vor kürzerer oder längerer Zeit aus der Nachbarschaft eingewandert. Die Gegend der Ruwuma-Mündung ist (von den Küstenleuten abgesehen) ziemlich stark von einer ganzen Anzahl verschiedener Stämme (Wamakonde, Mawia, Wahjao, Wandonde, Njassa-Leute, Wamakua) besiedelt. Weiter stromaufwärts werden die Ansiedlungen am Flusse immer spärlicher, und vom Lidede-See ab hören sie ganz auf; von hier bis zur Ludjenda-Mündung findet sich nur um die Insel Marumba ein kleiner, zumeist von Wamatambwe bewohnter Bezirk.[8])**) Von der Ludjenda-Mündung ab bis zum Lukumbule ist das Ruwuma-Ufer und die hier zahlreichen Inseln stärker bewohnt, und nach einer ca. 70 km langen insel- und ansiedlungslosen Fluss-

---

und seine Leute nur daher genannt, weil sie die Sulu-Bewaffnung beibehalten hätten. Diese Auskunft ist offenbar durchaus korrekt, und ähnlich wie mit Mpingawandu verhält es sich wohl auch mit den andern »Wangoni« am unteren Ruwuma, wenn sie auch nicht alle so offen auf den Ruhm, Wangoni zu sein, verzichten mögen. Auch der Umstand, dass der Oberhäuptling der Wangoni des Ntschitschira-Gebiets ein Mdonde ist,[1]) spricht sehr für die Annahme, dass sich kaum Sulu dazwischen befinden dürften.

*) Nach Lieder[6]) wohnen auf dem Makonde-Plateau auch Wamuera, doch sagt Berg[7]) ausdrücklich, dass sich »auf dem ganzen Makondehochland von den Wamuera auch nicht eine einzige Ansiedlung findet«.

**) Allerdings zieht jetzt, wie ich einer Notiz von Adams[9]) entnehme, die Bevölkerung vom Makonde-Plateau, z. B. in der Newala-Gegend, wieder zu Tale hinab, da die ruhigen politischen Verhältnisse dies gestatten.

---

[1]) **35**, S. 214; [2]) **35**, S. 214; [3]) **35**, S. 209; [4]) **34**, S. 370; [5]) **31**, S. 186; [6]) **37**, S. 120; [7]) **35**, S. 215; [8]) **35**, S. 211; [9]) **79**, S. 66.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

strecke folgt wieder ein zwar nur wenige Kilometer langes, aber gut besiedeltes Inselgebiet an der Ssassawára-Einmündung. Von da bis nach Ungoni hin sind Ansiedlungen am Ruwuma nicht mehr vorhanden. Vorherrschend sind am oberen Ruwuma die Wahjao, daneben finden sich Wamakua, Wamatambwe, vereinzelte Njassa-Leute und Wandonde resp. Wangindo und Wanindi (Wamatengo). In der Gegend von Massassi und ebenso in der Landschaft Madjedje wohnen vor allem Wamakua, daneben auch Wahjao und einzelne Wangindo (Wandonde), während die angeblich ursprünglich dort sesshaften Wamuera bis auf verschwindende Reste verdrängt sind. Der ganze Westen des Lindibezirks ist bis auf die schmale Besiedlungszone des Ruwuma-Tals unbewohnte Wald-Wildnis (»Pori«, wie der Suaheliausdruck lautet).

Körperbeschaffenheit der Stämme des Lindi-hinterlandes:

Am oberen Ruwuma, der einzigen Gegend, die ich selbst etwas genauer kenne, herrscht ein solches Gewirre verschiedener Stämme, die sich seit vielen Jahrzehnten mit einander durch Eheschliessungen vermischt haben, dass ich darauf verzichten muss, aus eigener Anschauung über die somatischen Merkmale der einzelnen Völkerschaften zu berichten. Ich beschränke mich daher darauf, die in der Literatur verstreuten Mitteilungen über die Körperbeschaffenheit der Stämme des Lindi-Hinterlandes einfach zu referieren. (Vergleiche auch Tafel 27 und 28 und ferner die Typen und Messungen in meiner Arbeit »Beiträge zur physischen Anthropologie der Nord-Nyassa-Länder«[1].)

der Wamakonde und Wamatambwe,

Die Wamakonde gelten nach den übereinstimmenden Angaben der Autoren für einen ungemein hässlichen Menschenschlag; freilich mag dieser Eindruck zum Teil auch durch die widerwärtigen Verunstaltungen erweckt sein, durch welche die Wamakonde gleich den Wamuera und andern Stämmen, wie Thomson[2] sagt, »ihre natürliche Hässlichkeit sehr erfolgreich noch zu steigern wissen«. Die Hautfarbe der Wamakonde soll gleich der der Wamatambwe[3] relativ dunkel sein, und nach Lieder[4] haben die Wamakonde eine auffällig starke Körperbehaarung, die sie mit der »ganzen alten landsässigen Bevölkerung« teilen sollen.*) Während jedoch Lieder[7] und mit ihm Adams[8] sagt, dass die Wamakonde »meist breitschultrig, von untersetzter, aber nicht besonders kräftiger Statur seien«, gibt v. Behr[9] an, sie seien »auffallend klein und schmächtig« und »ihr Brustumfang sei gering«.**)

*) Ganz ebenso wie Lieder berichtet auch Adams.[5] Ich selbst habe zu wenige dieser Leute gesehen, um mir ein Urteil erlauben zu dürfen. Man darf aber nicht vergessen, dass eine anscheinend stärkere oder geringere Behaarung nicht immer auch ein anthropologisches Merkmal zu sein braucht; denn viele Negerstämme dulden absolut kein Körperhaar, sondern rasieren oder epilieren jedes Härchen, oft sogar die Augenbrauen und Augenwimpern aufs sorgfältigste, während andere, wie z. B. die Wamakonde,[6] sich wenig oder gar nicht scheren und sich die Bärte usw. stehen lassen.

**) Dergleichen widersprechende Angaben findet man ja so häufig in der Literatur, wenn dieselben nicht auf Grund exakter Messungen, sondern nach dem »allgemeinen Eindruck« gemacht werden.

[1]) **66**; [2]) **10**, S. 74; [3]) **3**, S. 28; [4]) **37**, S. 121; [5]) **79**, S. 43; [6]) **79**, S. 43; [7]) **37**, S. 120; [8]) **79**, S. 43; [9]) **18a**, S. 75.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Wamuera.

Die Wamuera schildert Adams[1]) als »meist schlank und von mehr brauner als schwarzer Hautfarbe«, ihre Frauen als »ebenfalls schlank gebaut, oft auch schwächlich und klein«, die Makua »von kräftiger Statur und sehr dunkler Hautfarbe«.

der Wamakua.

der Wahjao.

Die Wahjao sind nach v. Behr[2]) »von kleinem, untersetztem, aber muskulösem und wohlproportioniertem Körperbau. Der Schädel ist mehr rund als länglich, die Stirn etwas vorstehend, die Lippen breit und stark aufgeworfen, so dass man stets die obere Zahnreihe hervorschimmern sieht. Die Hautfarbe ist kaffeebraun, etwa der No. 8 der Fritschschen Farbenskala entsprechend, variiert jedoch bei den einzelnen Individuen, ohne jemals den roten Grundton zu verlieren, welchen man bei den Suahelivölkern fast nie findet«.

Nach Lieder,[3]) dem sich Adams[4]) anschliesst, wären die Wahjao freilich »schlank und kräftig«. Livingstone,[5]) der sie gründlich, zumal auch im portugiesischen Gebiet, kennen lernte, sagt, sie seien zwar nicht schön, aber weniger prognath als die Neger der Westküste. Die Männer seien gross, starkknochig und ausdauernd, die Weiber seien stramm, hätten dicke Arme und Beine und seien gut gebaut. Die Wahjao sind nach Johnston[6]) die besten Träger von Britisch-Zentral-Afrika und zeichnen sich auch sonst durch Geschicklichkeit und Kraft vor den übrigen Stämmen jenes Gebietes aus. Jedenfalls gelten die Wahjao im allgemeinen mit Recht für wohlgestaltete und kräftige Leute, und Wahjaosklaven waren auch von jeher ein sehr geschätzter Artikel auf dem Sklavenmarkt.

Charakter der Stämme des Lindi-hinterlandes:

der Wahjao.

Mit ihren körperlichen Vorzügen verbinden diese »Wanjamwesi des Südens«[7]) auch hervorragende intellektuelle Eigenschaften. Schlau, herrschsüchtig, tapfer, unternehmend, und mit hervorragendem Handelstalent begabt, verstehen sie es, sich unter andern Stämmen überall Geltung zu verschaffen, und so finden wir vielfach Wamakonde- und Wamatambwe-Dörfer von Wahjao-Häuptlingen regiert, die bedingungslos anerkannt werden;[8]) schnell eignen sich die Wahjao auch die Suahelikultur der Küste an, mit der sie als reiselustige Leute häufig in Berührung kommen. Thomson[9]) und v. Behr[10]) rühmen die Sauberkeit und Ordnungsliebe der Wahjao.

Freilich sollen die Wahjao unzuverlässig und verlogen sein, und in sexueller Beziehung sind ihre Anschauungen sehr locker, wie Maples[11]) berichtet; auch Johnston[12]) bestätigt, dass sich die Wahjao von Britisch-Zentral-Afrika durch ihre Obscönität vor den andern Stämmen übel auszeichneten.

Die ganze Charakteranlage der Wahjao bringt es mit sich, das sie, wenn sie glauben, es sich leisten zu können, zu Gewalttätigkeiten und Uebergriffen neigen, und dass »die Führer und Teilnehmer der kleinen Revolten im südlichen Schutzgebiet fast immer unter den Wahjao zu suchen« sind, während sie

---

[1]) **79**, S. 36 u. 51; [2]) **18a**, S. 83; [3]) **37**, S. 131; [4]) **79**, S. 56; [5]) **3**, S. 68, 80, 81; [6]) **29**, S. 404; [7]) **10**, S. 75; [8]) **37**, S. 130; **35**, S. 211; [9]) **10**, S. 78; [10]) **18a**, S. 86; [11]) **5**, S. 341; **79**, S. 61; [12]) **29**, S. 419.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es anderseits durch Rührigkeit und Fleiss zu Wohlstand bringen und »ein grosser Teil der bedeutenderen Küstenhändler, deren Grundbesitz in der Nähe von Kilwa-Kiwindje liegt, von Wahjao-Abstammung ist«.[1]) Die andern Stämme spüren selbst die Ueberlegenheit der Wahjao, und so mancher, der es nicht ist, nennt sich daher einen Mhjao, während die Wahjao sich ihrerseits gerne für Angehörige des durch Kriegsruhm altberühmten Massaninga-Zweiges ausgeben.[2])

(Matschemba) Ein typischer Repräsentant der Tugenden und Fehler seines Stammes ist der bekannte Matschemba: ein hervorragend begabter Herrscher, ein umsichtiger Händler und ein grausamer und verschlagener Räuberhauptmann in einer Person.

Es verlohnt sich, etwas näher auf die Schilderung dieser interessanten und politisch nicht unwichtigen Persönlichkeit einzugehen:

Als Livingstone 1866 den oberen Ruwuma entlang marschierte, traf er daselbst Matchemba an, der Sklavenhandel trieb und die Gebiete seiner Nachbarn verwüstete.[3]) Eine zeitlang hauste er dann westlich von Massassi im alten Donde-Gebiet,[4]) und in den siebziger Jahren finden wir denselben Matschemba bereits auf dem Makonde-Plateau vor und erfahren von Maples,[5]) dass seine Horden von hier aus weit und breit die Gegend bis nach Lindi hin brandschatzen. Allerlei Küstengesindel, besonders entlaufene Wahjao-Sklaven, vermehren stetig seine Macht[6]), und in den undurchdringlichen Dickichten des Makonde-Plateaus, wo er sich eingenistet hat, ist ihm nicht beizukommen. Ungestraft durfte er es wagen, jahrelang der deutschen Herrschaft offen zu trotzen, denn mehrere Expeditionen gegen ihn schlugen bei den grossen Geländeschwierigkeiten fehl,[7]) und als er sich endlich 1895 im Interesse seines Handels scheinbar unterwarf, fügte er sich darum doch nicht den Anordnungen der Regierung. Im Jahre 1899 musste endlich einmal Ernst gemacht werden, da Matschemba sich direkt widersetzlich benahm.[8]) Zwei Kompanien — für ostafrikanische Verhältnisse eine ganz ungeheure Macht — wurden gegen ihn aufgeboten, und diesen gelang es denn auch, ihn nach kurzem, aber energischem Widerstande zu schlagen, und Matschemba zog sich mit 300 seiner Anhänger auf das portugiesische Gebiet zurück. Er brandschatzt aber immer noch gelegentlich von dort aus auch das deutsche Gebiet[9]) und schädigt den Gummihandel von Mikindani dadurch, dass er das gummireiche portugiesische Mawia-Gebiet unsicher macht.[10])

Wäre Matschemba nicht ein so unbotmässiger Geselle gewesen, er hätte ein wichtiger Kulturfaktor für das Makonde-Land werden können. Solange es ging, war er freilich der schlimmste Sklavenhändler dieser Gegend,[11]) aber er trieb dabei auch einen schwunghaften Gummihandel mit der Küste, und ganz vorzüglich, besser als die der Wamakonde und der Küstenleute, waren seine Felder angelegt.[12]) Es verdient wirklich Bewunderung, dass er all das zusammengelaufene Volk zu einem Gemeinwesen zusammenzuschweissen und auch zu friedlicher Kulturarbeit anzuhalten verstand.*)

der Wamakua, Für anders geartet als die Wahjao, aber ebenfalls trefflich brauchbare Leute gelten allgemein die Wamakua. »Sie besässen zwar nicht die Schlauheit und Regsamkeit der Wahjao, aber sie seien ein fleissiges, einfaches, biederes und wahrheitliebendes Volk, und ihre ganze Moral, besonders auch in sexueller Hinsicht, sei der der Wahjao überlegen«, urteilt Maples,[15]) der die Wamakua als Missionar gut kennen zu lernen, Gelegenheit hatte, dem sie aber freilich auch als nicht von der muhamedanischen Küstenkultur berührte Leute an und für

*) Eine Photographie des Matschemba ist in den Missionsblättern[13]) veröffentlicht, ebenso von Adams.[14])

[1]) **37**, S. 132; [2]) **35**, S. 215; **18a**, S. 84; [3]) **3**, S. 63; [4]) **14**, S. 275; [5]) **5**, S. 346—349; [6]) **37**, S. 131; [7]) **27**, S. 542; [8]) **45**, No. 23; [9]) **85**, S. 438; [10]) **74**, S. 111; **47**, S. 692; **45**, No. 23, 24, 25; **46**, No. 27, 28; [11]) **5**, S. 348; [12]) **28**, S. 410; [13]) **55**, S. 28; [14]) **79**, S. 59; [15]) **5**, S. 341.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich sympathischer als die Wahjao gewesen sein mögen. Adams[1]) sagt: »Wenn auch in ihrer Gemütsart etwas wild, widerspenstig und raublustig, zeigen die Makua doch eine gewisse Gelehrigkeit und Intelligenz«, und er lobt den Eifer, mit dem sie ihre Aecker bestellen, und ihr gutes Familienleben. Auch Livingstone[2]) rühmt die Arbeitswilligkeit der Wamakua und Johnston[3]) ihre guten Eigenschaften als Soldaten im Dienste der Europäer. Dass sie als vortreffliche Jäger allgemein geschätzt werden, wurde schon oben erwähnt: Makua und Jäger sind fast Synonyma geworden.

Weniger günstiges als über die Wahjao und Wamakua ist über die Eigenschaften der Wamakonde und Wamuera zu sagen; obgleich sie nahe der Küste wohnen, sind sie scheu und wenig für die Kultur zugänglich, echte »Wilde«, wie sie im Buche stehen.

der Wamuera,

Die Wamuera charakterisiert Adams[4]) als »verschlagen, diebisch und ungelehrig«, und nach Engelhardt[5]) sollen die Wamuera-Knaben sogar systematisch zu professionellen Dieben und Einbrechern erzogen und die gewandteren dann in die Küstenstädte geschickt werden.

der Wamakonde.

Die Wamakonde nennt Adams[6]) »so recht eine scheue, ganz verschlossene und verwilderte Menschenbande, echte Buschneger«. Er bezeichnet sie ferner als »verschlagen, hinterlistig und widerspenstig« und hebt ihre grosse Unsauberkeit, die zum Teil allerdings durch ihre abergläubische Scheu vor dem Wasser und durch den Wassermangel ihrer Heimat erklärt werde, hervor (siehe Seite 49); bei den Nachbarstämmen, von denen sie missachtet würden, gehe die Meinung, »dass sich die Makonde nur einmal im Jahre waschen und die Schmutzbrühe dann noch zum Kochen verwenden«.

Bei allem, was oben von den Charaktereigenschaften der verschiedenen Stämme im Lindi-Hinterland gesagt ist, habe ich mich auf andere Autoren berufen, denn ich selbst verweilte zu kurze Zeit in der Gegend, um mir ein eigenes Urteil anmassen zu dürfen.

Nur am oberen Ruwuma hatte unsere Expedition längeren Aufenthalt, und ich muss gestehen: von den guten Eigenschaften der Wahjao und Makua merkte ich dort absolut nichts. Alle waren gleichmässig feige und unzuverlässig und liefen beim Herannahen unserer Karawane meist davon, anstatt uns, ihre Beschützer vor den Wangoni, nach Kräften zu unterstützen. Es war wohl die jahrelange Verängstigung, die so demoralisierend gewirkt hatte.*)

Sitten und Gebräuche im Lindihinterlande:

Auch von den Sitten und Gebräuchen der Bevölkerung des Lindi-Hinterlandes kann ich aus eigener Erfahrung nur recht wenig berichten. Wenn wir von den trefflichen Schilderungen P. Rüdels absehen, so findet sich in der Literatur

*) Livingstone[7]) erwähnt auch, dass am oberen Ruwuma mit grösster Frechheit gestohlen wurde und macht dafür den demoralisierenden Einfluss der arabischen Sklavenhändler verantwortlich.

[1]) **79**, S. 52; [2]) **3**, S. 57; [3]) **29**, S. 118; [4]) **79**, S. 36; [5]) **34**, S. 376; [6]) **79**, S. 42, 43; [7]) **3**, S. 65, 66.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

darüber bisher ebenfalls nicht viel, und nur die Wamakonde und Wamakua sind etwas eingehender im Zusammenhange behandelt; wenig findet sich über die deutschen Wahjao, und über die Wamuera ist ausser den Adamsschen Angaben[1]) so gut wie gar nichts veröffentlicht.*)

Stellung der Frau.

Recht bemerkenswert ist die Tatsache, dass wohl bei allen hier in Betracht kommenden Stämmen das Mutterrecht besteht, d. h., dass für die Abstammung nicht die Herkunft des Vaters, sondern die der Mutter massgebend ist. So vererbt der Makua-Häuptling — und bei den Njassa-Leuten am oberen Ruwuma ist es ebenso — seine Würde nicht auf seinen Sohn, sondern auf den ältesten Sohn seiner ältesten Schwester.[10]) Sind Vater und Mutter eines Mhjao von verschiedener Herkunft, so gilt er als Abkömmling derjenigen Sippe, welcher seine Mutter zugehört.[11]) Ja, es scheint sogar, dass der Gatte in der Regel zum Mitglied des Gemeinwesens wird, dem seine Ehefrau resp. seine Schwiegermutter angehört, wie dies Hartmann[12]) von den Wahjao berichtet.**) Von den Wamakonde erwähnt Livingstone[14]) dass sie zu ihren »Müttern« beteten.

Was die Stellung der Frau anbelangt, so ist dieselbe bei allen diesen Stämmen eine verhältnismässig recht gute.

Das Mädchen hat nach den Angaben der Autoren bei der Wahl ihres Gatten ein entscheidendes Wort mitzureden, und wennschon der Freier seinen

---

Autoren und Gewährsleute.

*) Trotzdem, wie Adams[2]) betont, die Wamuera in keiner Weise mit den Wamakonde verwandt sein sollen, scheint nach demselben Autor doch deren Kulturbesitz dem der Wamakonde in manchen Beziehungen ungemein zu gleichen; denn das, was Adams[3]) von den Wamuera mitteilt, deckt sich fast völlig mit dem, was Lieder[4]), dieser allerdings von den Wamakonde, berichtet (in ganzen Absätzen sogar fast wörtlich). Auch sonst lehnt sich Adams stark an Lieder an, wie er das in der Vorrede zu seiner Schrift auch ausdrücklich bemerkt. Durch eine Anzahl von Zusätzen werden die Angaben Lieders aber in wertvoller Weise durch Adams ergänzt, besonders durch die mitgeteilten Ursprungssagen der verschiedenen Volksstämme und einige geschichtliche Notizen (siehe Seite 46—54).

Die eigentliche Quelle für die meisten älteren Angaben über die Wamakua und Wamakonde sind die englischen Missionare von Massassi und Newala, denen wir mehrere treffliche Publikationen verdanken und bei denen Thomson und Lieder[5]) — und wohl auch v. Behr, soweit er nicht die Literatur benutzte — ihre Informationen geschöpft haben. Ungemein wertvoll, aber bisher in den einschlägigen Publikationen zu wenig beachtet, ist das, was Livingstone in den »Last journals« über die Ruwuma-Bevölkerung mitteilt. Von den neueren Veröffentlichungen sind die Berichte der Missionen Niangao und Lukuledi (publiziert in »Gott will es« und den »Missionsblättern der Benedictusgenossenschaft«) sehr schätzenswert; nur ist dabei leider meist nicht erwähnt, um welchen Volksstamm es sich bei den Mitteilungen handelt, ob um Wamuera, Wamakonde, Wamakua oder Wahjao.

Ueber die Wamakua und Mawia des portugiesischen Gebietes siehe auch Maples[6]) und O'Neill;[7]) über die Wahjao des britischen Gebietes vergleiche Johnston,[8]) der auch das Buch von Rev. Duff. Macdonald, »Africana«, Vol. I, als Quellmaterial nennt.

Karten.

Die Topographie des Lindihinterlandes ist in zwei Sektionen der grossen Karte von Deutsch-Ostafrika im Massstabe 1 : 300 000 in sehr übersichtlicher Weise dargestellt.[9])

**) Wie mich ein Streitfall, den ich bei den Wamakua resp. Wangindo der Madjedje-Gegend schlichten sollte, lehrte, leidet es auch ein Dorf-Sultan, — dem es bei seinen wenigen Leuten sehr wohl auf ein einzelnes Paar Untertanen mehr oder weniger ankommt, — nicht ohne weiteres, dass jemand mit einer Landestochter zu einem andern Häuptling übersiedelt; ähnlich berichtet auch P. Rüdel.[13])

---

[1]) **79**; [2]) **79**, S. 42; [3]) **79**, S. 36—40; [4]) **37**, S. 122—125; [5]) **37**, S. 123; [6]) **11**; [7]) **8**, **9**, **12**; [8]) **29**; [9]) **95**; [10]) **42**, S. 38; **37**, S. 130; **79**, S. 51; [11]) **35**, S. 215; [12]) **48**, S. 766; [13]) **42**, S. 37; [14]) **3**, S. 28.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

künftigen Schwiegereltern resp. seiner Schwiegermutter Geschenke macht[1]) oder ihr seine Arbeitskraft widmen muss, findet doch keineswegs ein eigentlicher Brautkauf statt, und so bleibt auch die Stellung der Frau ihrem Gatten gegenüber eine verhältnismässig unabhängige.[2]) Bei den Wamakua (und wohl auch bei den übrigen Stämmen) hat jede verheiratete Frau ihre eigene Hütte und ihre eigenen Felder,[3]) wo sie, wie Thomson[4]) berichtet, vollständig unabhängig schaltet und waltet: es sei in ihr Belieben gestellt, ob sie ihrem Manne etwas abgeben oder für ihn kochen wolle. Von einem alten Makua-Weibe, das als Dorfhäuptling herrschte, berichtet Livingstone.[5]) Bei Gerichtsverhandlungen werden die Weiber jedoch (wenigstens in der Niangao-Gegend) gewöhnlich von ihren Häuptlingen oder verwandten Männern vertreten.[6])

Ehebruch soll bei den Wamakonde selten vorkommen.[7]) Von den Wamuera berichtet Adams,[8]) dass, wenn sich einer der beiden Ehegatten verfehlt, ohne weiteres Ehescheidung eintreten kann, und von den Wamakua,[9]) dass »weibliche Untreue von Hatia III. mit völliger Durchschneidung der Oberlippe (Hasenlippe) gebrandmarkt und der Verführer zum Sklaven gemacht oder gar zum Tode verurteilt wurde.« Ehebruch,

Derselbe Autor[10]) erwähnt von den Wamuera, »dass Vielweiberei im eigentlichen Sinne des Wortes selten vorkommt, da schon die Eifersucht der freien Ehefrau darüber wache«, und von den Wamakua berichtet er folgendes[11]): »Vielweiberei kommt wohl nur bei den Häuptlingen vor, indem bei strittigen Verlobungen, welche zur Entscheidung vor das Forum des Häuptlings gebracht werden, dieser in seinem instinktiven Gemeinsinn, und um die Streitfrage aus der Welt zu schaffen, das strittige Mädchen durch ein Machtwort einfach für seine Verlobte und zukünftige Frau erklären kann. Auf diese Art ist wohl vorzugsweise Hatia IV. zu seinen 25 Frauen gekommen.« (Siehe auch Seite 63). Polygamie,

Die geringe Verbreitung der Polygamie wäre um so bemerkenswerter, als gleich wie bei den meisten Stämmen von Britisch-Zentral-Afrika[12]) und den Leuten von Mosambik[13]) auch bei den Wamakonde, den deutschen Wamakua und bei den Wamuera[14]) die Sitte besteht, dass die Weiber während der Schwangerschaft und bis das Kind entwöhnt ist — und das findet nach weit verbreiteter Negersitte erst in dessen drittem Lebensjahre statt — sich jeden geschlechtlichen Verkehrs enthalten,*) da man fürchtet, das dies dem Kinde schaden könnte;[15]) bei den Wamakonde soll die Frau während dieser Zeit in einer besonderen Hütte wohnen.[16])

Bei der Geburt eines Kindes dürfen, wie P. Rüdel[17]) aus Lukuledi berichtet, Männer, selbst der eigene Vater, nie zugegen sein. Ueber die Geburts- Geburt,

*) Natürlich muss diese Sitte der natürlichen Vermehrung der Bevölkerung sehr hinderlich sein.

[1]) **79**, S. 40; [2]) **10**, S. 75; **37**, S. 123; **48**, S. 766; **79**, S. 53; [3]) **10**, S. 79; **37**, S. 123, 128; **79**, S. 40; [4]) **10**, S. 79; [5]) **3**, S. 32; [6]) **42**, S. 42; [7]) **37**, S. 123; [8]) **79**, S. 40; [9]) **79**, S. 54; [10]) **79**, S. 40; [11]) **79**, S. 53; [12]) **29**, S. 411; [13]) **3**, S. 51; [14]) **79**, S. 40; [15]) **37**, S. 128; **28a**, S. 79, 38; **10**, S. 75; **79**, S. 54; [16]) **28a**, S. 79; [17]) **83**, S. 46.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebräuche berichtet derselbe Autor auch folgendes: »Schon das Kind im Mutterschosse musste beschützt werden, damit ihm kein Unglück zustiesse. Zu diesem Zwecke erbat sich die Negerin vom Mganga (Zaubermann, Arzneimacher) ein Band, das sie um den Leib trug. Dieses war nur ein Streifen einer Baumrinde oder einer gewissen Grassorte und wurde dreimal erneuert. Nach der Geburt wurden diese Bänder in Wasser gelegt und das Neugeborene darin gebadet, auch trug das Kind den einen Teil der Schnüre um die Lenden und um den Hals. Ist alles gut abgelaufen, dann wird der gute Erfolg der Dawa zugeschrieben, und der Arzneimacher bekommt seinen Lohn. Hatte aber die Negerin viele Beschwerden und ist das Kind kränklich, so hat die Dawa nichts genutzt und der Mganga wird ausgezankt, und um den verabredeten Lohn wird oft heftig gestritten. Sterben aber Mutter und Kind jämmerlich, dann herrscht der tief eingewurzelte Aberglaube, dass entweder die Frau oder der Mann die Treue gebrochen habe und es gibt dann grosse Streitigkeiten unter den Verwandten.«

Pubertätsfeier

Früher wurden im Lindi-Hinterland Missgeburten, verkrüppelte Kinder, solche, die mit Zähnen zur Welt kamen, und Zwillinge in der Regel getötet,[1]) wenn man sie auch wohl ab und zu, ebenso wie z. B. die Albinos, leben liess.[2])*)

Zur Zeit der Pubertät werden die Knaben beschnitten, und auch für die Mädchen sind Pubertätsfeierlichkeiten üblich.

So berichtet P. Rüdel[4]) darüber aus der Niangao-Lukuledigegend folgendes:

»Die Unyago-Zeit beginnt nach der Ernte und erstreckt sich über die Monate Juli, August und auch noch September. Nach Negersitte muss jedes Negerkind das grosse Unyago einmal mitmachen. Am grossen oder Jugend-Unyago beteiligen sich die Kinder im Alter von 7—10 Jahren und auch ältere, die früher etwa durch Krankheit oder eine Reise in eine entfernte Gegend gehindert gewesen waren.«

der Knaben,

»Das eigentlich wesentliche beim Knaben-Unyago liegt in der Beschneidung. Wenn Zeit und Ort des Unyago-Spieles von den Häuptlingen bestimmt ist, bekommt jeder beteiligte Knabe noch einen erwachsenen Neger als Mkubwa (»der Grosse«), gleichsam als Patron oder Ratgeber, für das ganze Leben, und auf diese Wakubwa halten die Neger sehr viel, fast mehr als auf die Eltern. Nachdem zuerst ein Hahn als Opfer geschlachtet und mit seinem Blute ein Baum bestrichen wurde, halten die Eltern der Kinder, sowie die Wakubwa, ein Mahl, wobei der Hahn mit Ugalibrei [Mehlbrei] verzehrt wird. Nach beendetem Mahl wird noch ein wenig gesungen und getanzt, dann packt plötzlich einer der Wakubwa seinen Knaben und eilt ein Stück in die Wildnis, wo schon der Zeremonienmeister wartet und sogleich die Zeremonie am Knaben vornimmt; alsdann eilt ein anderer Mkubwa mit seinem Jungen dem Zeremonienmeister nach, welcher sich nach jedem Akt auf eine andere Stelle begibt. Den Knaben wird von ihren Wakubwa sehr verwehrt, zu weinen.«

»Nach Beendigung der Beschneidung wird der mit dem Blute des Hahns beschmierte Baum abgehauen und liegen gelassen; die Knaben lassen ihre Wunden unverbunden und kleiden sich von jetzt an nur mit geschlagener Baumrinde; sie bleiben in kleinen Hütten mit ihren Wakubwa in der Wildnis, bis sie geheilt sind, etwas über einen Monat. Während dieser Zeit dürfen die Knaben keine Weibsperson anschauen; selbst die Mütter stellen das Essen in einiger Entfernung von der

*) Nach den von Livingstone[3]) gemachten Angaben, erreichten die Albinos aber niemals das Mannesalter. Ich möchte dazu bemerken, dass ich in der Massassi-Gegend einen erwachsenen Albino sah; sonst bemerkte ich, von überzähligen Fingern abgesehen, niemals Leute mit Missbildungen in Deutsch-Ostafrika.

[1]) **56**, (1900) S. 110; **61**, S. 41; [2]) **3**, S. 60; [3]) **3**, S. 60; [4]) **56**, (1900) S. 112—114.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hütte nieder, wo es von den Wakubwa abgeholt wird. Die Wakubwa selbst dürfen keinen Umgang mit ihren Weibern pflegen, weil sonst die Knaben nach Negeraberglauben nicht heilen, ja sogar sterben müssten. Bekommt ein Knabe an seiner Wunde ziemliche Beschwerden, so wird die Schuld gleich auf den Mkubwa geschoben, als ob er sich irgendwie verfehlt hätte, und wird eventuell durch einen andern ersetzt. Den Knaben sind bei Beginn des Unyago die Kopfhaare abrasiert worden; sind dieselben wieder etwas gewachsen, so wird oberhalb der Stirn nochmals ein Halbkreis abgeschnitten, dann ist die Zeit der Beendigung gekommen.«

»Der Mkubwa beginnt nun mit seinem Knaben mafundisha ya adabu (»Anstandsregeln« auf Suaheli). Es wird dem Knaben sehr eingeschärft, Vater und Mutter und jeden Erwachsenen zu ehren, alte und arme Leute nicht zu verspotten, Freunde bereitwillig zum Mittagessen einzuladen u. dergl. Bis hierher wäre der Unterricht gut, nun folgt aber noch eine eingehende Erörterung über Dinge, die sie noch nicht zu wissen brauchten, sowie geradezu unmoralische Lehren. Nach der Beendigung werden die Knaben mit schönen Kleidern ausgestattet, das Haupt wird mit Oel übergossen, so dass der ganze Körper davon trieft, und dann werden die mündigen Jungen in das Negerdorf geführt, wo sie mit grossem Jubelgeschrei von ihren Müttern und Verwandten begrüsst und zu festlichen Tänzen herangezogen werden. Die Knaben gehören jetzt in die Reihe der Erwachsenen; man erwartet von ihnen aber auch, dass sie die empfangenen Belehrungen nach Negersitte gut beachten. Wenn sich ein Negerbürschlein grob dagegen verfehlt, insbesondere beleidigende Schimpfworte gegenüber den Eltern und Erwachsenen gebraucht, so wird er bei seinem Mkubwa verklagt, und dieser Mkubwa ladet sein Klientlein nun ein, ihm in die Wildnis zu folgen, dort unter vier Augen wird dem Mjinga (»Unverständiger« auf Suaheli) die Wahrheit gesagt und sein schwarzes Fell wohl das erste Mal ordentlich gegerbt. Vor dem Unyago werden die Jungen für den begangenen Fehler nicht hart bestraft, anders also nach demselben; leider werden sie aber fast durchweg nur bei Vergehen wegen Beleidigung so gezüchtigt, während es bei Diebstahl und Unsittlichkeit ohne Prügel abgeht; bei Diebstahl wird nur Schadenersatz gefordert, diesen entrichtet eventuell auch der Mkubwa.«

der Mädchen.

»Das Unyago der Mädchen nimmt gewöhnlich längere Zeit in Anspruch, 2—3 Monate. Als Zeremonienmeisterin waltet hier ein Weib. Die Hauptsache sind hierbei Belehrungen, die zum Teil gut, zum Teil überflüssig oder gar verwerflich sind. Die Mädchen, welche das Unyago mitmachen, haben etwa das Alter wie die Knaben; für sie werden in der Nähe des Negerdorfes eigene Hütten aufgeschlagen. Sie müssen während dieser Zeit sorgfältig auf der Hut sein, sich vor Mannspersonen blicken zu lassen, und tragen zu dieser Zeit ausser dem Lendentuch aus Baumrinde noch ein solches über den Kopf, um damit ihr Gesicht zu bedecken, wenn sie beim Verlassen der Hütte von einer Mannsperson erblickt werden. Der Schluss des Unyago ist der gleiche, wie bei den Knaben; die Mädchen gelten nun als erwachsen und werden bald verheiratet. Es herrscht dabei aber die Unsitte, dass die Häuptlinge und auch andere verheiratete Männer Unyago-Mädchen als Nebenweiber zu sich nehmen.«

Es sei bemerkt, dass nach Livingstone[1]) auch bei den Wahjao im portugiesischen Gebiete die Circumcision, die nicht erst von den Arabern eingeführt sei, ausgeführt wird; die Knaben erhalten bei der Pubertätsfeier auch einen andern Namen, wie dies ja auch bei vielen andern Stämmen üblich ist.*) Auch O'Neill[2]) berichtet, dass die Circumcision, wenn auch nur fakultativ geübt, bei den portugiesischen Wamakua üblich sei.

Ueber die Pubertätsfeier der Wamakonde-Mädchen berichtet Stuhlmann:[5]) »Nach einem Fest mit Essen und Bier, und nachdem das betreffende Mädchen eine Zeitlang zurückgezogen gelebt hatte, wird es auf einen freien Platz geführt, hingelegt und mit einem Tuch bedeckt. Zwei junge Leute

*) Ein Wechseln der Namen kommt auch sonst bei diesen Stämmen vor; so überträgt nach Berg[3]) der Sultan seinen Namen auf seinen Nachfolger und nimmt selbst einen andern dafür an, und auch Busse und Adams[4]) berichten, dass sich die Namen von einem Häuptling auf den nächsten vererbten. Namen und Namenswechsel.

Ueber die Familiennamen der Wamuera siehe Seite 47; auch bei den Wahjao des britischen Gebiets sollen solche Sippennamen als »Tupi«, die man vor Unberufenen geheim hält, üblich sein, wie mir Herr Teixera de Mattos mitteilte.

[1]) **3**, S. 81; [2]) **9**, S. 201; [3]) **35**, S. 215; [4]) **67**, S. 19; **79**, S. 48, 51; [5]) **31**, S. 186.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verkleiden sich nun mit diesen Masken*) [von denen die eine angeblich einen Mann, die andere eine Frau darstellen soll] und ziehen oft auch noch einen Grasschurz über ihre Kleidung. So als »Mann und Weib« stellen sie sich vor das verhüllte Mädchen, dem man dann »die Augen öffnet«, d. h. das Tuch abhebt. Dem sehr erschrockenen Mädchen wird nun ein Tanz dieser Männer vorgeführt, womit die Feier endet.«**)

Freien,

Dass die Mädchen nach freier Wahl heiraten — d. h. soweit bei der Jugend der Bräute[5]) von einem selbständigen Entschluss die Rede sein kann — und dass Brautkauf nicht stattfindet, wurde bereits oben erwähnt. Nach Adams[6]) hält bei den Wamuera der Freier unter Darbringung von Geschenken bei seiner künftigen Schwiegermutter um die Hand der Erwählten an, und allgemein scheint es Sitte zu sein, dass er seiner Schwiegermutter resp. seinen Schwiegereltern bei der Bestellung der Felder behilflich zu sein hat.[7])

Die Hochzeitszeremonie der Wamakonde besteht nach Thomson[8]) darin, dass das Mädchen die Hütte des nach freier Wahl Erkorenen reinigt, und dass dann der Mann in die Hütte tritt, nachdem er seine Waffen draussen abgelegt hat. Nach v. Behr[9]) schliesst sich an diese Zeremonie ein Fest mit Tanz und Bier an.

Aus der Niangao-Lukuledi-Gegend berichtet P. Rüdel,[10]) dass der Jüngling um das Mädchen noch vor Eintritt von dessen Pubertät bei den Eltern anhält. Er muss aber erst ein bis zwei Jahre seinem zukünftigen Schwiegervater beim Feldbau behilflich sein, ehe er das inzwischen herangereifte Mädchen dann ohne besondere Zeremonie zur Frau erhält. Einen bestimmten Kaufpreis braucht er nicht zu entrichten. Einige Tage nach der Eheschliessung folgt für die junge Frau das zweite Unyago (das erste fand, wie oben erwähnt, zur Zeit der Pubertät statt); eine »Meisterin vom Fach« kommt in die Hütte der jungen Eheleute und erteilt dort Belehrungen, woran sich eine Begrüssung durch die draussen versammelten Weiber anschliesst. Ein drittes Unyago endlich erfolgt einige Monate später, offenbar nach Eintritt der Schwangerschaft. Von dieser Zeit bis zur Geburt des ersten Kindes hält die junge Frau sich in ihrer Hütte verborgen, da der Blick Neugieriger ihr schädlich sein könnte.

Von den bei Ehebruch stattfindenden Strafen siehe Seite 61.

Totenbestattung,

Ueber die Begräbniszeremonien der Wamakonde berichtet v. Behr,[11]) dass beim Tode eines Makonde seine Hütte verbrannt, die Asche sorgfältig gesammelt und mit allen wertlosen Gegenständen, wie Topfscherben, Eierschalen usw.,

Masken.

*) Stuhlmann[1]) gibt eine genauere Beschreibung dieser Masken (siehe auch die Abbildung Tb. 29 No. 36), und auch von Adams[2]) werden solche erwähnt. Von Masken habe ich sonst nirgends im Süden von Deutsch-Ostafrika etwas gehört, dagegen fertigen die Leute aus der Umgegend der Insel Likoma im Njassa angeblich Gesichtsmasken, und zwar ganz nach der Art der von den Wamakonde beschriebenen; wenigstens sollte ein solches von einem mir befreundeten Herrn am Njassa erworbenes schönes Stück von Likoma stammen. Aus der Gegend westlich vom Njassa erwähnt Johnston[3]) ebenfalls das Vorkommen von Masken.

**) Ueber die Maturitätsfeier der Mädchen bei den portugiesischen Wamakua berichtet O'Neill.[4])

[1]) **31**, S. 185; [2]) **79**, S. 44; [3]) **29**, S. 421; [4]) **9**, S. 604; [5]) **56**, (1901) S. 9; [6]) **79**, S. 40; [7]) **48**, S. 766; **56**, (1901) S. 9; [8]) **10**, S. 75; [9]) **28a**, S. 79; [10]) **56**, (1901) S. 9 und 10; [11]) **28a**, S. 79.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weit fortgetragen und vergraben werde, da man fürchte, dass diese Gegenstände dem Dorfe Unglück bringen könnten.*)

Die Livingstone[3]) gemachte Angabe, dass bei den Wamakonde ein Dorf, in dem jemand gestorben sei, als Unglücksstätte verlassen werde, trifft nach den Informationen, die v. Behr[4]) von den Missionaren von Newala erhalten hat, nicht zu. Nach Lieder[5]) begraben die Wamakonde ihre Toten im Busch und kümmern sich dann wenig um die Grabstätte; angesehene Leute, z. B. Häuptlinge und deren Familie, würden dagegen auf dem freien Platze inmitten der Ansiedlungen bestattet. Adams[6]) berichtet, dass die Wamakonde die Toten ihren Traditionen gemäss (Seite 49) aufrecht stehend begraben und die Stätte mit aufrecht gestellten Steinen kennzeichnen (siehe auch Anm. **)

Die Makua und Wahjao widmen den Grabstätten (wenigstens denen angesehener Leute) recht sorgfältige Pflege, und Lieder,[7]) Berg,[8]) Adams[9]) und Busse[10]) beschreiben solche.

Die Grabhügel, die man ziemlich häufig bei den Dörfern antrifft, bestehen aus einer etwa fusshohen, rechteckigen, flachen Erhöhung aus gestampftem und sorgsam geglättetem Lehm; zuweilen befindet sich der eigentliche Grabhügel auf einem podiumartigen, niederen Lehmunterbau. Das Kopf- und Fussende der Leiche wird durch je einen, angeblich bis zum Boden des Grabes reichenden, Pfahl bezeichnet, der ein Stück frei aus der Erde hervorragt.**) Grabhügel,

Ueber dem Grabhügel wird auf niederen Pfählen ein schräges Dach aus Stroh oder aus weissem Kaliko errichtet, und die offenen Seiten des Gerüstes bekleidet man eventuell ebenfalls mit Tüchern und Stoffen aus dem Besitze des Verstorbenen.***) Diese Tücher werden in der Regel an vielen Stellen zer-

*) Ein Einreissen von Trauerhäusern kommt nun zwar, wie ich mich überzeugen konnte, auch bei den Wamanganja vor, und auch bei den Kondeleuten am Njassa wird die Hütte des Verstorbenen bei den Trauerfeierlichkeiten gelegentlich demoliert; von einem Verbrennen der Trauerhäuser aber habe ich sonst aus diesen Gegenden nichts gehört und ich möchte fast vermuten, dass v. Behr die Stelle von Thomson[1]) vorgeschwebt hat, wo dieser bei der Schilderung der Wamakondesitten sagt: »There are many peculiar suspections connected with the angle formed by two cross-roads all over Eastern Africa. When any one dies, the water used in washing the body and the ashes of the house are carried thither and deposited along with other things, such as eggshells and broken pots.« (Siehe auch S. 67.) (Asche und Topfscherben am Wege.)

Ich glaube nun aber, dass Thomson nicht die Asche des Totenhauses, sondern die Asche aus dem Totenhause meint, und das Vorkommen dieses Brauches kann auch ich aus Ungoni und Ubena bestätigen, wenn ich mich auch nicht erinnere, ob es immer gerade Kreuzwege waren, wo dieser Kehricht angehäuft war. Wenn Peters[2]) angibt: »Stirbt ein Makonde, so wird seine Hülle verbrannt, die Asche sorgfältig gesammelt und weit fortgetragen und begraben«, so beruht das wohl auf einem Missverständnis.

**) Auf dem Grabe eines in Ungoni von den Seinen bestatteten Wahjao-Häuptlings hatte man am Kopf- und am Fussende aus Lehm leichensteinartige Aufsätze hergestellt (Tb. 25, d); hierbei hat wohl arabischer Einfluss mitgewirkt, ebenso wie dies bezüglich der Grabsteine auf Makondegräbern von Lieder vermutet wird.

***) Busse[10]) erwähnt ausser den mit Schutzdach versehenen Gräbern auch »sauber gehaltene Grabhügel, die an zwei diagonal gegenüberliegenden Ecken je eine 1 bis 1,5 m lange Bambusstange als einzigen Schmuck trugen«. Lange Stangen mit wimpelartig herabhängenden Zeugfetzen sah auch ich einmal bei einem Grabe am oberen Ruwuma.

[1]) **10**, S. 75; [2]) **25**, S. 337; [3]) **3**, S. 28; [4]) **28a**, S. 79; [5]) **37**, S. 130; [6]) **79**, S. 44; [7]) **37**, S. 129; [8]) **35**, S. 221; [9]) **65**, S. 135; **79**, S. 50, 54; [10]) **67**, S. 21.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beigaben am Grabe.

schlitzt, um sie so für Diebe unbrauchbar zu machen und wohl auch, um die »Totengaben« gleichfalls zu »töten« (so zermahlen die Wahjao des britischen Gebietes sogar die Perlen und das Elfenbein, die dem Toten mitgegeben werden,[1]) und ähnliches war ja auch im alten Aegypten üblich). (Tb. 25, d.)

Ausser den erwähnten Tüchern fand ich als sonstige Beigaben neben den Grabhügeln nur noch von der Küste stammende, bunte, zerbrochene Schüsseln, Behälter mit Tabak resp. Schnupftabak, und einmal ein Büchschen mit Kalk.*)

Oft umgibt man die ganze Grabstätte mit einem Zaun oder mit einer Hecke.[3]) Den Zugang in dieser Umfriedigung fand ich mit Tüchern verhängt, aber nicht fest verrammelt; die von Adams beschriebene und auch abgebildete[4]) Grabstätte des Makua-Häuptlings Hatia III., die auf dem Gipfel des Ungulueberges in einer Felsenhöhle sich befand, war am Höhleneingang jedoch mit »Steinen und Knüppeln« verschlossen und durfte nur einmal jährlich von dem opfernden Häuptling geöffnet werden. (Siehe Seite 53 u. Tb. 25, c.) Die Gräber Vornehmer werden meist sehr sauber gehalten und auch noch nach Jahren gepflegt.

Adams[5]) spricht davon, dass die Gräber der Makua mit allem erdenklichen Zierrat, wie alten Stühlen, Flaschen und Topfscherben, Steinen usw., gekennzeichnet werden. Offenbar handelt es sich dabei wohl um Beigaben. Ein Topf, den ich an einem Wahjao-Häuptlingsgrab in Ungoni fand (Tb. 25, d), war angeblich nur zum Waschen nach der Begräbniszeremonie bestimmt gewesen, und ebenso hatte man die Hölzer, die zum Festklopfen des Grabhügels gedient hatten resp. bei Ausbesserungen wohl noch dienten, am Grabe zurückgelassen. An demselben Grabe sah ich eine Anzahl in den Lehmboden eingedrückter Dellen, die angeblich als Standplätze für Pombe-Töpfe dienen sollten; man sagte mir, dass man die Pombe hier nur über Nacht stehen lasse, um sie tags darauf selbst zu trinken, ebenso wie man sich nicht scheue, von dem Schnupftabak am Grabe zu gebrauchen: wäre er zu Ende, so würde er durch neuen ersetzt. Adams[6]) spricht von aus Wasser und Mehl bestehenden Totenopfern (Makua), und Thomson[7]) erwähnt, dass bei den Wamakonde Pombe-Libationen über das Grab ausgegossen würden, was ja auch bei andern Stämmen im Süden von Deutsch-Ostafrika üblich ist. Im übrigen siehe die nachstehende Schilderung der Begräbniszeremonie, die wir P. Rüdel verdanken.

Ueber die Begräbniszeremonien, Trauergebräuche, Toten-Opfer usw., wie sie im Lindi-Hinterland (offenbar in der Lukuledi- oder Njangao-Gegend, leider wird nicht gesagt, bei welchen Stämmen) üblich sind, verdanken wir P. Rüdel[8]) sehr interessante Mitteilungen, die ich hier wörtlich folgen lasse: »Nach dem Verscheiden werden sogleich einige Flintenschüsse abgegeben, auch mitten

Totenklage,

in der Nacht, was die Trauer ausdrücken und die bösen Geister verscheuchen soll. Die Weiber beginnen dann ihr furchtbares Geheul. Dann wird der Leichnam gewaschen, Männer von Männern, Weiber von Weibern. Die nahen Verwandten bestimmen den Begräbnisplatz, meistens in der Nähe der Hütte; die Hütte, in der jemand gestorben ist, wird verlassen.«

Beerdigung,

»Die Leichname werden in Tücher eingebunden, je nach dem Stand in viele und schöne, oder in ärmliche, und dann ins Grab gelegt, das über einen Meter tief ist. Häuptlinge bekommen noch grössere Gräber. Früher wurden ihnen Gewehr und Speer und viele Kleider mit ins Grab gegeben, wie auch die gewöhnlichen Toten viele Baumwollstoffe mitbekommen; jetzt aber kommt dieser Brauch allmählich ab. Die Neger selbst sagen: Wir verlieren damit nur unser Vermögen umsonst. Wir haben gesehen, dass auch die Europäer, die doch viel Reichtum haben, ihre Toten ärmlich begraben.«

»Einige legen ins Grab quer über den Leichnam abgehauene Holzstücke, die zu beiden Seiten in der Wand festgehalten werden, damit die Erde nicht gleich mit dem Leichnam in Berührung kommt.«**)

*) Tabak wird mit Kalk zusammen bei den Wahjao gekaut.[2])

**) Dieser Brauch herrscht, wie man mir erzählte, bei den Wahjao. Auch unsere Küstenleute sah ich so ihre Toten bestatten.

[1]) **29**, S. 445; [2]) **3**, S. 68; [3]) **37**, S. 130; [4]) **79**, S. 48 u. 50; [5]) **79**, S. 54; [6]) **79**, S. 54; [7]) **10**, S. 74; [8]) **56** (1901), S. 11.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

»Ist dies geschehen, so streifen die Umstehenden mit den Ellenbogen, vom Grabe abgewendet, nach rückwärts etwas Erde hinein, damit von den Umstehenden nicht gleich wieder jemand sterbe. ‚Mit dem im Grabe drinnen ist nichts mehr zu machen, den wollen wir verlieren, aber die übrig gebliebenen soll er verschonen und nicht gleich nachholen.'*) Nach dem Glauben der Neger kann der Geist des Verstorbenen, oder die Geister, die das Grab umgeben, einen holen. Die Geister, die das Grab umschweben, sind lauter Ahnen und Urahnen des Verstorbenen, und dieser wird jetzt auch so ein Geist und von seinen Ahnen an einen Ort gebracht, wo sie in Freude bei einander wohnen. Ueber dem Grabe wird gewöhnlich noch eine kleine Hütte gebaut; diese wird mit Baumwolltüchern zugedeckt, die von Zeit zu Zeit erneuert werden, wenn die Angehörigen es aufbringen können.«

»Nach der Beerdigung waschen sich alle bei den Grabesarbeiten Beteiligten Hand und Oberkörper.«

»An den Weg, auf dem man die Leiche gebracht hatte, wird ein umgestürzter Kochtopf gelegt und der Boden durchlöchert.«

Trauer-Gebräuche.

»Die Verwandten sammeln sich dann beim Hause des Verstorbenen und sitzen da mehrere Tage. Sie schlafen ausserhalb der Hütte, Speise bekommen sie von den Ueberlebenden oder, wenn nicht soviel vorhanden ist, nehmen sie dieselbe von daheim mit.«

»Zum Zeichen der Trauer rasieren die nahen Verwandten die Kopfhaare glatt ab, dann lässt man sie wachsen, bis zur Vollendung der Trauerzeit. Ist diese vorüber, so werden sie wieder rasiert, das Haupt mit Oel übergossen, zum Zeichen der Freude darüber, dass die Trauer vorbei ist. Es wird ein grosses Gelage mit Tanz und Gesang veranstaltet.«

»Beim Tode angesehener Personen dauert die Trauer ein volles Jahr. Jedenfalls darf das Weib, deren Mann gestorben ist, vor einem Jahre sich nicht mit einem andern verheiraten, bis zu jenem Tage, an dem sie mit Oel gesalbt wird. Ein Mann kann schon nach einem halben Jahre Trauerzeit wieder heiraten.«

Totenopfer.

»Das Andenken an angesehene Neger wird durch Pombegelage und Tänze gefeiert. Dabei kommt besonders die Pombe ya msolo vor. Msolo ist der Gebetsbaum, d. i. ein ganz unscheinbarer, kleiner Baum, den man sehr viel in der Wildnis trifft, doch betet man vor einem, der gerade in der Nähe der Hütte steht. Unter diesen Baum wird die Pombe gestellt, dann ruft das Familienoberhaupt oder der Häuptling die Geister an, die er nahe glaubt — es sollen das hauptsächlich die Ahnen sein — bittet dann um Abwendung von Unglück und Krankheit, eine gute Ernte, um Sklaven, um Segen im Kriege usw. Auch werden dabei Gelübde gemacht, z. B., wenn ich das und dies erhalte, so mache ich wieder eine grosse Pombe und lade viele Leute dazu ein. Nach dem Gebete lässt man dann etwas Pombe und auch etwas Mehl als Opfer unter dem Baum stehen, das übrige wird von den Umstehenden getrunken. Dabei geht es sehr redselig her und zum Schlusse gibt es gar nicht selten Rauferei — was aber auch in Europa vorkommen soll.«

An einer andern Stelle berichtet P. Rüdel[1]) aus Lukuledi: »Drei Nächte nach dem Tode eines Kindes schläft man ausserhalb der Hütte, die Köpfe sind kahl rasiert. Nach zwei Monaten ist Schluss der Trauer und die Mutter wird mit Oel gesalbt.«

Nach einem Bericht von P. Johannes[2]) aus Lukuledi wurde ein Knabe, der erschlagen war, in den Aesten eines hohen Baumes, fern von menschlichen Wohnungen beigesetzt. Zum Schutz gegen Vögel und wilde Tiere wurde die auf einer Bambusunterlage ruhende Leiche mit schweren Hölzern bedeckt.

Von den Wamakua berichtet endlich Adams,[3]) dass ein auf der Jagd Verunglückter gewöhnlich am Unglücksorte begraben wird und dass das Grab selbst, wenn möglich, durch einen zusammengetragenen Steinhaufen gekennzeichnet wird.

Religion und Ahnenkult;

Wie aus ihren Totengebräuchen hervorgeht und wie es auch die Autoren bestätigen, glauben die Bewohner des Lindi-Hinterlandes an ein Fortleben der Seelen nach dem Tode. So berichtet Adams[4]) von den Wamakonde, »dass sie an eine Auferstehung und innige Vereinigung mit dem guten Gott«, und von den Wamuera,[5]) »dass sie vielfach an eine Seelenwanderung, eine Verwandlung des Menschen in Tiergestalt [Mfiti?] und an eine reine Fortdauer der

*) Vergleiche auch Kpt. V.

[1]) **84**, S. 19; [2]) **38**, S. 286; [3]) **79**, S. 53; [4]) **79**, S. 44; [5]) **79**, S. 40.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seele« glaubten.*) Der Ahnenkult spielt sicher die Hauptrolle in den religiösen Vorstellungen aller dieser Stämme. Man opfert den Ahnen, besonders denen der Häuptlinge, auch noch Jahre nach ihrem Tode,[1]) und es ist sehr interessant, dass hierbei auch ganz wie bei den Wajakjussa und ihren Verwandten am Njassasee ein »Gebetsbaum« eine Rolle spielt. Was uns Rüdel davon erzählt, ist bereits oben zitiert (S. 67). Auch Adams[2]) berichtet davon bei Besprechung der Wamakua: »Die Sitte«, schreibt er, »zum Msolo-Gebetsbaum zu gehen, ist allgemein verbreitet. Gewöhnlich bestimmt der Häuptling einen Baum im Walde, um welchen rings der Platz gesäubert wird. Hierhin bringt das Volk die kleinen Opfer an Mehl und Negerbier, die Häuptlinge bringen Tuchbinden an dem »msolo« an, dann beten alle kniend unter beständigem Händeklatschen um gute Ernte, Gesundheit und Schutz vor wilden Tieren. Nach Beendigung der Zeremonie kümmert sich niemand weiter um den Baum und die Opfergaben; hie und da bindet jemand eine neue Binde zu den alten oder wird ein Stück derselben zur Zauberei abgeschnitten.«**)

»Gebetsbaum«.

Auch die Holzfiguren, welche die Makonde fertigen, haben offenbar Beziehungen zum Ahnenkult.

Ahnenfiguren der Wamakonde.

Stuhlmann[4]) schreibt darüber: »Erwähnenswert sind noch die Nachbildungen menschlicher Figuren aus Holz, und zwar sowohl ganze Puppen aus Ebenholz mit Kleidung, Lippenscheibe und sehr natürlichem Negerhaar, als auch langgestreckte, verzerrte Figuren, die das obere Ende eines kurzen Holzstockes bilden. Die von mir gesehenen Exemplare werden von Negern fast fabrikmässig für Europäer gefertigt, und zwar erstere bei Mikindani, letztere bei Newala. Es ist aber anzunehmen, dass sie nach alten, volkstümlichen Mustern gefertigt werden und weiter im Innern noch in Originalen vorkommen. Sie scheinen den Wandonde und Makonde eigentümlich zu sein. Ueber ihre Bedeutung konnte ich an der Küste nichts erfahren, vermute aber, dass sie ursprünglich Ahnenbilder vorstellten.«

Diese Annahme wird durch Adams[5]) bestätigt, wenn er von den Wamákonde schreibt: »Sehr häufig findet man Holzbildnisse einer weiblichen Gestalt in ihren Hütten stehen, und man ist geneigt, dieselben für eine Art Hauspenaten oder Götzenbilder zu halten; doch dienen dieselben allem Anschein nach nur zur Erinnerung an die Erschaffung ihrer ersten Mutter, wie die Sage verkündet.« (Siehe Seite 48.) Aber wenn die Figur die erste Menschenmutter darstellt, so ist es doch eben eine Ahnenfigur, eine »Art Hauspenat«; denn der Ahnenkultus ist, wie auch Adams[6]) berichtet, bei den Wamakonde verbreitet, und Livingstone[7]) erwähnt sogar ausdrücklich, dass die Wamakonde zu ihren »Müttern« beteten.

der »Mungu«.

Den Mwungu, Mungu, Mlungu, Mluku,[8]) den über allen Geistern stehenden Gott, kennt man zwar auch, und Livingstone[9]) meint, dass z. B. die Wamatambwe eine ehrfurchtsvolle Scheu vor ihm hätten,***) aber man kümmert sich nicht um ihn, viel mehr dagegen um die bösen Geister, die den Menschen allerlei Uebles

*) Missionarseinfluss ist allerdings schon seit Jahrzehnten in diesen Gegenden wirksam, Arabereinfluss vielleicht seit Jahrhunderten!

**) Siehe auch v. Behr.[3])

***) P. Rüdel[10]) meint, dass die Neger den »Mungu« erst kannten, seitdem sie mit den Christen in Verbindung gekommen seien. Er irrt darin aber, wie aus den Aufzeichnungen Livingstones[11]) hervorgeht, der vor der Zeit des Missionseinflusses in diesen Gegenden reiste.

[1]) **79**, S. 49; [2]) **79**, S. 54; [3]) **28a**, S. 83; [4]) **31**, S. 187; [5]) **79**, S. 44; [6]) **79**, S. 44; [7]) **3**, S. 28; [8]) **79**, S. 54; [9]) **3**, S. 45; [10]) **61**, S. 41; [11]) **3**, S. 45.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bringen können und die man daher durch Opfergaben zu besänftigen oder durch Zauberei zu bannen sucht.[1])

böse Geister,

Nach Rüdel,[2]) der aus der Lukuledi-Niangao-Gegend berichtet, gibt es ausser den Ahnen von solchen Geistern besonders drei, die alle böse sind. Er schreibt: »Der erste heisst Nakale. Er bringt Krankheit und Misswachs im Felde, er sendet auch die grossen Heuschreckenzüge und den Mehltau, der in Afrika dem Mtama so sehr schadet. Der zweite ist Nachepani und der dritte Nachintega. Sie fangen einzelne Reisende in der Wildnis auf und bringen sie an einen bestimmten Ort, wo sie einige Tage bleiben müssen, dann sagt ihnen der Geist: ‚Gehe jetzt heim und sage den Leuten, ich wolle hier Opfer haben, Mehl, Mtama usw.' Es handelt sich wahrscheinlich um Leute, die sich verirrt haben.«

Zauberei;

Zauberer und Regenmacher gibt es natürlich bei allen Stämmen des Lindi-Hinterlandes, und meist wird wohl wenig Unterschied zwischen den Zauberern und Aerzten bestehen. Stirbt jemand, so denkt man vor allem an Zauberei und sucht den Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen.[3])

Von den Wamakonde berichtet Livingstone,[4]) dass bei ihnen alle Häuptlinge und ebenso die Häuptlingsfrauen »Doktoren« seien, und erwähnt speziell eine regenmachende »Makua-Doktorin«, die über und über mit Tätowierungen bedeckt war.[5]) Ein Makonde-Zauberer, Namens Mkoto, spielte auch 1901 bei einem kleinen, durch die Pocken verursachten Aufstand eine führende Rolle.[6])

Livingstone[7]) berichtet vom oberen Ruwuma ferner über folgenden Zauberbrauch: »In der Nähe von vielen Dörfern bemerken wir eine umgebogene und mit beiden Enden in die Erde gesteckte Gerte; viel Medizin, meist Baumrinde, ist darunter verbrannt. Wenn Krankheit in einem Dorfe ist, so gehen die Männer zu der Stelle, waschen sich mit der Medizin und Wasser, kriechen durch den Bogen hindurch und verbrennen dann die Medizin und zugleich damit den übeln Einfluss. So verfährt man auch, um böse Geister, wilde Tiere und Feinde abzuhalten.«

Von einem Zauber, der die Hühner stehlenden Wildkatzen bannen sollte, erzählte mir auch Herr Albinus, der mit mir zusammen am oberen Ruwuma weilte: der Zauber bestand in einem mit allerlei Medizin behangenen Termitenhügel, und auf der Spitze befand sich ein Wildkatzenfell.

Ueber die Apotheke der Wamakua-Zauberer berichtet uns Lieder[8]) und v. Behr,[9]) dass sie — wie dies ja auch sonst allgemein bei Negern üblich ist — aus Wurzelstückchen, Schröpfköpfen aus Horn, Kalebassen mit Oel und Asche, Menschenhaaren, eingewickelten Kieseln und dergleichen Tand besteht; auch gehören nach v. Behr mit Steinen gefüllte Kalebassen und ein unserm »Waldteufel« (?) ähnliches Blasinstrument zu ihrem Handwerkszeug. Am oberen Ruwuma fand ich in einem derartige Zaubermedizin bergenden Fellstückchen auch einen Tierschwanz, der angeblich dazu dienen sollte, »den Weg von Gefahren zu säubern«.

Zauber mit Leichenteilen.

Aus der Lukuledi-Gegend berichtet uns jedoch P. Rüdel[10]), dass auch menschliche Leichenteile — nach Adams[11]) sind es Haare, Nägel und Nasenknorpel — zu Zauberzwecken verwandt wurden, was übrigens auch in Ungoni Sitte sein soll. (Siehe Kpt. III.)

Nachdem uns der Autor von der auf S. 106 erwähnten Medizin zur Fruchtbarmachung der Felder berichtet hat, fährt er folgendermassen fort: »Dieses Zeremoniell wäre noch ziemlich harmlos gewesen, aber es haftet daran noch ein anderer Aberglaube. Die Neger waren nämlich sehr darauf aus, für das Gefäss ihrer Dawa Kinderschädel zu bekommen, und zwar von solchen Kindern, die gleich nach der Geburt starben, ehe dieselben von Männern gesehen wurden. (Bei der Geburt eines

---

[1]) **37**, S. 129; **28**a, S. 83; **79**, S. 40; 44, 54; [2]) **56**, (1901) S. 12, [3]) **83**, S. 46; [4]) **3**, S. 28—39, [5]) **3**, S. 34; [6]) **62**; [7]) **3**, S. 60; [8]) **37**, S. 129; [9]) **28**a, S. 83; [10]) **83**, S. 47; [11]) **79**, S. 54.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kindes sind nämlich niemals Männer zugegen, auch der Vater nicht.) Dann sollten diese Schädel eine besondere Kraft haben und die Fruchtbarkeit des Feldes fördern.«

»Wenn ein Kind gleich nach der Geburt starb, so begruben es alsdann die anwesenden Negerinnen, und zwar so, dass kein Grabeshügel sichtbar war.«

»Den einwohnenden Negern wurde der Vorfall aber doch bekannt, und so gab es bald solche, die nach der Leiche des Kindes fahndeten; dieselben kamen meistens dadurch am schnellsten zu ihrem Ziel, dass sie eins von den anwesenden Negerweibern durch Versprechung von Geschenken dazu brachten, den Begräbnisplatz zu verraten.«

»Wenn die Entwendung der Leiche bekannt wurde, dann wurde der Dieb bestraft, sowie auch das etwa dazu behilfliche Negerweib. Es wurden aber auch Leichen erwachsener Personen öfter geschändet und zu Zauberzwecken gebraucht.«

»Der Negerchrist Johannes z. B. erzählte mir: In seinem Dorfe ist vor mehreren Jahren ein Mann gestorben. In der Nacht nach der Beerdigung hat man im Dorfe ein grosses Licht bei dem Grabe gesehen. Einige beherzte Männer wagten sich hinaus und fanden dann, wie gerade ein alter Negerhäuptling den abgeschnittenen Kopf mit fortnehmen wollte. Den Rumpf hatte er bereits wieder beerdigt.«

»Der Leichenschänder wurde von den Männern gepackt und tags darauf im Schauri verurteilt, zwei Sklaven an die Verwandten des Verstorbenen abzuliefern. In der Versammlung gab der alte Dieb an, es habe ihn ein anderer Mann vom Stamme der Kimera [Wamuera], ein bekannter Zauberer, zu dieser bösen Tat aufgemuntert. Derselbe habe ihm versprochen, er werde ihm den Schädel zurecht richten und mit Dawa ausfüllen. Diesen Schädel sollte er dann in seiner Hütte unter dem Türpfosten begraben, dann werde er lauter Glück haben. Wer bei ihm übernachte, werde sein Hab und Gut bei ihm zurücklassen, wenn Häscher kommen, ihn zu verfolgen, werden sie seine Hütte nicht zu betreten sich getrauen, jeder Handel werde zu seinen Gunsten verlaufen usw. Auch habe ihm der Zauberer Dawa gegeben, welche ihn beim Ausgraben der Leiche schützen sollte, dass er dabei nicht ertappt werde. Jetzt sehe er aber, dass ihn der Zauberer betrogen habe, und er werde demselben nun einen Prozess anhängen.«

Magdalene Prince[1]) erzählt auch vom Wahehe-Sultan Kwawa, dass er »Menschenfleisch« als Medizin bei sich trug.

Nekrophagie und »Mfiti«.

Durch Wiese[2]) wissen wir, dass nach dem Glauben der englischen Wangoni durch den Genuss von Leichen die Macht des bösen Blicks, mit dem man andere Menschen verderben kann, erworben wird. Dieser Wehrwolfsglaube ist bei den Stämmen des englischen Njassa-Gebietes weit verbreitet und kommt auch bei den portugiesischen Wahjao vor[3]). Als ich bei den Wakissi direkt danach fragte, schien man von so etwas ebenfalls gehört zu haben, doch scheint solcher Glaube hier nicht im Volke lebendig zu sein. Man sollte meinen, es handle sich nur um puren Aberglauben; wie aber Johnston[4]) nachweist, gibt es, wenigstens im englischen Njassa-Gebiet, tatsächlich Leute, welche menschliche Leichen ausgraben und verzehren (Nekrophagie kommt ja auch bei andern Völkern vor und wird ab und zu selbst in Europa beobachtet[5]). Die Eingeborenen des englischen Njassa-Landes glauben, dass diese Mfiti (resp. Fuiti) durch Zauberei die Leute absichtlich töten, um sich dann in Gestalt von Hyänen oder anderer leichenfressender Tiere an deren Fleische zu delektieren. Wenn nächtlich an ungewohnter Stelle Feuer leuchten, so sind die Zauberer dort beim Mahle, und bellt der Schakal, so sagt der nächtliche Lauscher, dass er die Hexen und Zauberer zu schauerlichem Feste lade. Die Mfiti können sich auch unsichtbar machen, sich Geistern gleich von Platz zu Platz versetzen und durch die Lüfte fliegen.[6])

Ist jemand angeklagt, ein »Mfiti« zu sein, so muss er sich durch Muavi-Trinken von dem Verdachte reinigen, und erbricht er das Gift nicht, so wird er, wenn er nicht schon von dem Gifte stirbt, grausam zu Tode gemartert und sein Leichnam wird verbrannt.[7])

Gottesurteile. — »Gottesurteile« sind auch im Lindi-Hinterland bekannt.

So berichtet Adams[8]) von den Wahjao das »Gottesgericht des Kiapo«, das seiner Beschreibung nach anscheinend mit dem »Muavitrinken« anderer Stämme identisch ist (siehe Abschnitt V).

---

[1]) **80**, S. 183; [2]) **51**, S. 198; [3]) **3**, S. 68; [4]) **29**, S. 447; [5]) **93**; [6]) **29**, S. 447; [7]) **29**, S. 447; **51**, S. 198, **3**, S. 68; [8]) **79**, S. 61.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein anderes Gottesurteil wird aus Niangao erwähnt[1]): dabei hat der Angeklagte seine Unschuld dadurch zu beweisen, dass er, ohne sich zu verbrennen, eine Kugel aus heissem Wasser herausholen muss. Ich selbst erlebte es zu Lindi, dass sich einer meiner Wamuera-Boys auf diese Weise den Arm arg verbrühte.

Körperverunstaltungen:

Sehr auffällig sind im Lindi-Hinterlande die mannigfachen künstlichen Körperverunstaltungen, mit denen man sich zu verschönern sucht. Ich will dem, was ich über diesen Gegenstand speziell aus dem Lindi-Hinterland zu berichten habe, auch einige allgemeine Bemerkungen über die im Süden des deutschen Schutzgebietes vorkommenden künstlichen Körperverunstaltungen hinzufügen.

Pelele.

Die widerwärtigste dieser Entstellungen — für unsern europäischen Geschmack geradezu unbegreiflich — ist das Pelele oder Ndonya, d. i. der in einer Durchbohrung der Oberlippe steckende Lippenpflock. Mit Ausnahme der Mawia (der südlichen Nachbarn der Wamakonde), bei denen von beiden Geschlechtern das Pelele getragen wird,[2]) sind es nur die Weiber, die sich so unsinnig entstellen. (Tb. 27 u. 28.) Wie sie beim Essen und Sprechen mit ihren schnabelartig vorgetriebenen Oberlippen fertig werden, ist rätselhaft,*) küssen brauchen sie sich damit freilich nicht, denn das ist hier unbekannt oder gilt als etwas höchst widerwärtiges.**)

Das Loch in der Oberlippe wird schon bei kleinen Mädchen angelegt, und nach Adams[6]) haben schon fünfjährige Kinder ihr Pelele. Junge Frauen tragen einen verhältnismässig kleinen Pflock; da sich aber das Loch in der Lippe durch den Fremdkörper immer mehr ausweitet, so müssen immer grössere Scheiben angewandt werden, wenn sie nicht herausfallen und auch ihre horizontale Lage beibehalten sollen, da man nach Adams[7]) in letzterem den Hauptschmuck erblickt. Schliesslich kommt es zu über Fünfmarkstück grossen Scheiben (nach Stuhlmann bei den Wamakonde zu 4—6 cm grossen und nach v. Behr gar zu solchen von 2—3 Zoll Durchmesser), die den alten Weibern, deren schlaffe Muskulatur das schwere Gewicht nicht mehr wagerecht zu halten vermag, dann »gleich einem Schloss vor dem Munde hängen«, wie Lieder[8]) treffend sagt. Oefter reisst die misshandelte Lippe aber auch

*) Eine recht interessante Untersuchung, inwieweit die Sprache durch das Pelcletragen beeinflusst wird, hat jüngst Cleve in der »Zeitschrift für Ethnologie« veröffentlicht.

(Küssen bei den Bantu.)

**) Das Küssen ist bekanntlich in jenen Gegenden nicht üblich — ich selbst sah es, abgesehen von dem Handkuss bei den Wahehe, nie — weder aus erotischen noch aus andern Gründen; auch Stuhlmann konstatiert das Fehlen des als höchst widerwärtig geltenden Kusses für die Bantu, während er es bei den Tusu und Wahuma sah.[3]) Nach Adams[4]) küssen sich allerdings bei den Wahehe die Blutsverwandten auf den Mund. Ferner küssen die Wangoni des englischen Gebietes nach Wiese[5]) ihre Kinder auf beide Wangen, während auch dieser Autor das Fehlen des Kusses bei den übrigen Stämmen bestätigt.

[1]) **49**, S. 335 Anm.; [2]) **3**, S. 24, **5**, S. 346; **10**, S. 79; [3]) **20**, S. 785; [4]) **79**, S. 34; [5]) **51**, S. 200; [6]) **79**, S. 36; [7]) **79**, S. 37; [8]) **37**, S. 121.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entzwei, so dass die Fleischfetzen an beiden Seiten des Mundes herabhängen.[1]) (Vergleiche auch Seite 61.)*)

Für gewöhnlich besteht das Pelele im Lindi-Hinterland aus einer schwarzen (bei den Wamuera ausnahmsweise aus einer weissen) Holzscheibe oder aus einem Bambusringe. (Tb. 29.) Bei den Wamakonde**) wird diese Scheibe, wie Thomson[5]) und andere berichten, oft verziert, und es sollen hier auch ebenso wie bei den Wamakua Pelele aus gebranntem Ton vorkommen;[6]) Ramsay sammelte einen Makonde-Lippenpflock aus Zink.[7]) Die Wamakua-Weiber des portugiesischen Gebiets stecken, wie O'Neill[8]) angibt, aus einer grossen Seemuschel gefertigte Scheiben und Zylinder in die durchbohrte Oberlippe, und die Wahjao Frauen des oberen Ruwuma benutzen dazu zuweilen einen leichten Pflanzenmarkzylinder, während ein Bleizylinder von der Bevölkerung am unteren Schire getragen wird und am Ost-Njassa-Ufer knöcherne Lippenpflöcke vorkommen.

Die grössten Pelele werden im Lindi-Hinterland wohl von den Wamakonde resp. Mawia getragen, denn so grosse Exemplare, wie sie die Autoren von den Wamakonde, deren Gebiet mir persönlich unbekannt ist, erwähnen (siehe oben), habe ich nirgends gesehen; die grössten die ich sah, waren nur etwa ein Fünfmarkstück gross, meist aber ganz erheblich kleiner. Bei den Wamakonde und ebenso den Wamakua und Mawia scheint das Pelele-Tragen auch am allgemeinsten zu sein.

Die Wamuera-Weiber begnügen sich übrigens nicht damit, die Oberlippe zu durchbohren, sondern sie durchbohren öfter auch die Unterlippe und stecken einen kurzen Stab hindurch, der am Ende einen bunten Knopf tragen kann;[9]) bei den Mawia, wo das Pelele von beiden Geschlechtern getragen wird, ist dieser Unterlippen-Stab ebenfalls gebräuchlich***), und wenn man diesen Stab mit der Zunge aufrichtet, so soll das angeblich bedeuten, der betreffende wünsche zu coitieren, ein Symbol, das begreiflicher Weise die unbändigste Heiterkeit der Küstenleute hervorruft.†) O'Neill berichtet ferner, dass die Mawia-Weiber ihr Pelele bei drohender Gefahr als »Notpfeife« gebrauchen ††)

*) Die etwas romanhaft klingenden Angaben, die Thomson[2]) über das Pelele, gewissermassen »den Ehering der Wamakonde«, macht, scheinen auch mir, gleich wie v. Behr[3]), recht unwahrscheinlich.

**) Adams[4]) erwähnt von den Wamuera nur schwarze und weisse Scheiben. Von den Wamakonde und Makua macht er keine näheren Angaben darüber.

***) v. Behr[10]) spricht von einem Pelele in der Ober- und Unterlippe der Mawia-Weiber.

†) Ich vermute, dass es sich um diese Mawia-Sitte handelt, wenn Maples[11]) sagt: »They have some habit or custom for which the Yaos, Makuas, and other neighbouring tribes agree in laughing at them; though the utterly refused to tell us what this was.«

††) O'Neill schreibt[12]): »By means of the ndona the women give a shrill, quavering whistle-striking the tongue rapidly against its under surface-used by them to call the men in time of danger, or when anything extraordinary has occured «

[1]) **18**a, S. 75; [2]) **10**, S. 74; [3]) **18**a, S. 75; [4]) **79**, S. 36, [5]) **10**, S. 74; [6]) **37**, S. 121; **18**a, S. 75 u. 81; [7]) abgebildet **30**, Tb. XXIX, Fig. 7; [8]) S. S. 197, [9]) **58**, S. 19; **34**, S. 376; [10]) **18**a, S 80; [11]) **5**, S. 346; [12]) **12**, S. 400.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie schon aus dem obigen hervorgeht, ist das Pelele-Tragen bei allen Stämmen des Lindi-Hinterlandes verbreitet, ja mit Ausnahme der landfremden Wangoni findet sich dieser Brauch in dem ganzen Gebiete von der Küste bis zum Njassa, an dessen Ostufer man überall Pelele tragende Weiber trifft, und dasselbe ist auch am Schire der Fall; ausserdem kommt das Pelele aber noch vielfach in andern Gebieten Afrikas, z. B. am Tanganjika[1]) und im Zwischenseengebiet[2]) vor.

Freilich kommt das Pelele-Tragen, ebenso wie auch die andern Verunstaltungen, immer mehr ab, zumal bei Stämmen, die mit den Küstenleuten in nähere Berührung kommen, denn diese machen sich über die so entstellten Schönen natürlich weidlich lustig; man findet daher das Loch in der Oberlippe vielfach nur noch bei alten Weibern, und auch bei diesen oft ohne eingefügten Pflock.

So ist das Pelele bei den Wamakua und Wahjao der Massassi-Gegend völlig ausser Gebrauch, und am oberen Ruwuma ist es, stellenweise wenigstens, ebenfalls selten.*)

Draht-Ring in d. Oberlippe.

Eine andere Art von Lippenschmuck, der lange nicht so entstellend ist wie das grässliche Pelele, kommt in Ussafua vor, wo man eine Seite der Unterlippe durchbohrt und durch dieses Loch und die Mundspalte einen über ein Fünfmarkstück grossen, dünnen Kupferdraht-Ring hindurchzieht. (Siehe Abschnitt IX.)

Nasenpflock.

Die Durchbohrung des linken Nasenflügels zur Aufnahme eines kleinen Pflocks ist eigentlich Küstensitte, wird aber von den Wahjao- und Wamakua-Weibern des Lindi-Hinterlandes, sowohl in der Massassi-Gegend, wie am Ruwuma, ebenfalls ausgeführt und kommt nach Stuhlmann[9]) auch bei den küstennahen Wamakonde-Mawia an der Ruwuma-Mündung vor. Auch von den Wahjao des britischen Gebietes berichtet Johnston diese Sitte, und ich sah dergleichen am portugiesischen Njassa-Ufer. Sonst wird der Nasen-Pflock aber im Süden von Deutsch-Ostafrika, ausser an der Küste (resp. in den Niederlassungen der Küstenleute im Innern), nicht getragen. Der gewöhnliche Nasenpflock ist kleiner als ein Fünfpfennigstück und besteht aus einem oft niedlich mit Metall ausgelegten Holzklötzchen oder auch nur aus weissem Pflanzenmark, oder es ist ein pilzförmiges Metallstück, wobei der Pilzstiel in die Nasen-

*) Lieder[3]) (und ebenso Adams,[4]) der sich ihm anschliesst) irrt jedoch, wenn er anzunehmen scheint, die Wahjao und Wamakua trügen das Pelele überhaupt nicht, und wenn er daraus allgemeine Schlüsse ziehen will. Am oberen Ruwuma findet man es bei Wahjao und Wamakua ebenso wie bei den andern dortigen Stämmen: von den portugiesischen Wamakua erwähnt es O'Neill,[5]) und Livingstone[6]) berichtet darüber von den Wahjao des portugiesischen, Johnston[7]) von denen des englischen Gebietes, wenn schon der letztere annimmt, dass es sich dann eigentlich wohl um Frauen von Manganja-Abstammung handele; nach Livingstone[8]) wäre es aber gerade umgekehrt: die Manganja hätten das Pelele von den Wahjao angenommen.

[1]) **37**, S. 121; [2]) **20**; [3]) **37**, S. 121; [4]) **79**, S. 36; [5]) **8**; [6]) **3**, S. 68; [7]) **29**, S. 424; [8]) **3**, S. 125; [9]) **31**, S 186.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durchbohrung kommt. (Tb. 29.) Ist der Nasenpflock klein (es kommen freilich solche bis 2 cm Grösse und darüber vor), so ist es durchaus nicht so entstellend, wie man meinen sollte.

Ohrenschmuck.

Die Durchbohrung der Ohren spielt im Hinterland von Lindi keine Rolle, und nur von den Wamakonde-Mawia an der Ruwuma-Mündung erwähnt Stuhlmann,[1]) dass sie Holz-Pflöcke in den Ohrlappen tragen; nach Adams[2]) sollen es Wamatschinga-Frauen sein, die diesen Schmuck anwenden. Auch die Durchbohrung des Ohrmuschelrandes, die bei den Suaheli-Weibern so beliebt ist, trifft man im Hinterlande nicht an.*) In andern Gegenden des Südens von Deutsch-Ostafrikas aber werden gerade die Ohren recht ausgiebig zu Verschönerungszwecken nutzbar gemacht. So durchbohren die Wagogo, die nördlichen Nachbarn der Wahehe, sowohl den Ohrmuschelrand zur Aufnahme von Schmuck, als auch die Ohrläppchen, und klemmen in letztere über Fünfmarkstück grosse Ringe und grosse Pflöcke aus leichtem Holz hinein. Die Weiber der Warambia, Wanjika, Wabungu, Wamatambwe und Wassafua (Stämme zwischen Njassa und Tangjanika) tragen ebenfalls grosse Holzscheiben in den Ohrläppchen — wenn man das Diminutivum hier noch anwenden darf — während bei den Wakinga des Livingstone-Gebirges nur kleine Schmuckstücke eingehängt werden. (Siehe Tb. 48, 89, 90, 104.)

Bei den Wangoni wird bei Männern und Frauen das Ohrläppchen mit dem Speere breit durchstochen, und ebenso auch bei den von den Wangoni unterworfenen Stämmen. Diese Durchbohrung, in die gelegentlich Schmuckstücke oder Schnupftabakdöschen eingefügt werden, ist so charakteristisch für die Wangoni, dass man sie und ihre Sklaven daran direkt erkennen kann.**) (Tab. 28 und Tb. 35.)

Bei den Wahehe, Wabena und Wassangu und im Konde-Land am Njassa werden die Ohren ebensowenig wie am Ruwuma durchbohrt.

Zahndeformation.

Während man im Hinterlande von Lindi also dem Schmuck der Ohren keine Beachtung schenkt, ist man — gleichwie bei vielen Stämmen der Njassa-Gegend — auf die Verschönerung der Zähne bedacht. Es sind besonders die Wamuera, die sich die vier oberen Schneidezähne zuspitzen lassen, und Livingstone[5]) erwähnt dieselbe Zahndeformation auch von den Wamakonde und den Wamatambwe. Aber auch bei den Wamakua sieht man, wenn auch nicht durchgehends, so bearbeitete Zähne, und ebenso auch öfter

*) Zuweilen sieht man dagegen eine runde, etwa bleistiftstarke Durchbohrung in der Mitte der Ohrmuschel; so entsinne ich mich eines solchen Falles bei einem Mgindo-Weib.

**) P. Hendle[3]) berichtet, dass der Makua-Häuptling Hattia den kriegsgefangenen Wamuera-Weibern als Sklavenzeichen die Oberlippe spalten liess. Nach Adams[4]) sollen die Frauen als Strafe für begangenen Ehebruch so entstellt worden sein. Siehe S. 61 und auch S. 72.

[1]) **31**, S. 186; [2]) **79**, S. 36; [3]) **71**, S. 88; [4]) **79**, S. 54; [5]) **3**, S. 50.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bei den Wahjao am oberen Ruwuma,*) wenn dieser Brauch auch gleich den andern Verunstaltungen durch die Berührung mit den Küstenleuten immer mehr schwindet.

Die Zahndeformation findet man sowohl bei Männern wie Frauen, und schon kleinen Kindern werden die Zähne derartig bearbeitet, und zwar im Lindi-Hinterland angeblich mit einem Meissel und einem als Hammer dienenden Instrument, nicht mit einer Feile. Den Meissel gebrauchen auch die meisten andern Stämme zur Zahndeformation, doch soll bei einigen Stämmen am Njassa und bei den Wabungu am Rukwasee eine Feile resp. ein feilenartig gehandhabter Stein dazu benutzt werden.

Die Zuspitzung der oberen Schneidezähne, wie sie im Lindi-Hinterland üblich ist, ist zwar auch im ganzen Süden von Deutsch-Ostafrika die gebräuchlichste Art der Zahndeformation, man begnügt sich aber nicht überall damit: vielfach werden einzelne Zähne auch ganz ausgeschlagen oder sie werden nur zur Hälfte abgeschlagen oder es werden dreieckige Lücken in die Zahnschneide eingefeilt, und es gibt die mannigfachsten Kombinationen, von denen die gebräuchlichsten in den beifolgenden Schemata dargestellt sind. (Fig. 7—18.) Bei den Wangoni, Wahehe, Wabena und wohl auch den Wassangu ist Zahndeformation nicht üblich; dasselbe gilt auch von den Konde-Leuten am Njassa, jedoch soll hier, wie mir Herr Miss. Richardt mitteilte, die Mode des Zähnezuspitzens allmählich von Unjika her eindringen. (Siehe auch Kpt. III.)

Natürlich müssen die zugespitzten Zähne und besonders die Lücken der ausgeschlagenen beim Essen usw. ungemein störend sein, und es erscheint ganz unbegreiflich, wie man auf eine so sinnlose Mode, deren Unzweckmässigkeit auf der Hand liegt, verfallen konnte: aber begehen denn nicht auch die »Kulturvölker« der lieben Mode wegen die allergrössten unhygienischen Torheiten?

Tätowierung;

Bevor ich auf die speziell im Lindi-Hinterlande üblichen Tätowierungen eingehe, möchte ich einige auf dieses Thema bezügliche allgemeine Bemerkungen vorausschicken; ich entnehme dieselben einer meiner früheren Arbeiten[2]) in der auch die bei den verschiedenen Stämmen im Süden Deutsch-Ostafrikas üblichen Tätowierungsmuster genauer, als es an dieser Stelle zweckmässig erscheint, abgehandelt sind:

als Stammeszeichen.

»Soweit meine Beobachtungen reichen, werden die Tätowierungen hauptsächlich zur ‚Verschönerung' angewandt. Ich glaube, dass durchaus nicht so häufig, wie man anzunehmen geneigt ist, bei den in Frage kommenden Stämmen die bewusste Absicht besteht, sich durch bestimmte Tätowierungen Unter-

*) Livingstone[1]) gibt von dem Wahjao-Stamm der Matschinga unter Beifügung einer Zeichnung an: »the leave two points on the sides of the front teeth (d. h. die Mitte der Schneide wird herausgeschlagen, so dass nur die Eckpartien davon stehen bleiben) and knock out one of the middle incisors above and below.«

[1]) **3**, S. 50; [2]) **58**.

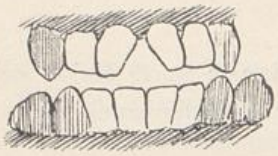


Fig. 7.
Es ist nur eine dreieckige Lücke zwischen den oberen mittleren Schneidezähnen hergestellt. Vereinzelt bei den Wassafua und bei den Waniamanga.



Fig. 8.
Die beiden mittleren oberen Schneidezähne sind zugespitzt. Bei den Wabungu am Rukwasee und bei den Wassafua in der Landschaft Poroto beobachtet.

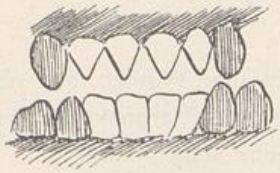


Fig. 9.
Sämtliche oberen Schneidezähne werden zugespitzt. Bei den Wamuera sehr häufig, seltener bei den Makua und Wahjao, häufig bei den Wabungu, Warambia, Wanjika, Wassafua, Waniamanga, Wandamba, Wakissi, Wampoto, ganz vereinzelt im Konde-Lande am Njassa. Es ist dies überhaupt die häufigste Art der Zahndeformation im Süden von Deutsch-Ostafrika.

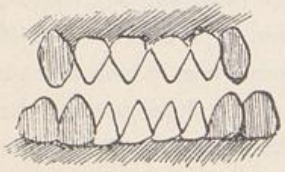


Fig. 10.
Sämtliche Schneidezähne, sowohl die oberen, wie die unteren, werden zugespitzt. Unjika, Urambia, Ussafua.

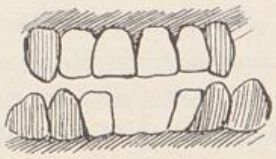


Fig. 11.

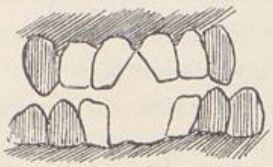


Fig. 12.
Die beiden mittleren unteren Schneidezähne werden ausgeschlagen, während die Oberzähne entweder unverändert bleiben oder zugespitzt werden. Waniamanga.

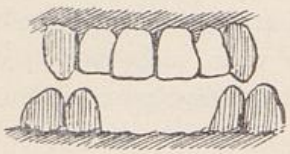


Fig. 13.
Die vier unteren Schneidezähne werden ausgeschlagen, die oberen Schneidezähne bleiben unverändert. Bei den Wakinga ganz allgemein, so dass die Leute diese Zahndeformation gewissermassen als Stammesabzeichen betrachten; vereinzelt auch bei den östlichen Nachbarn der Wakinga.

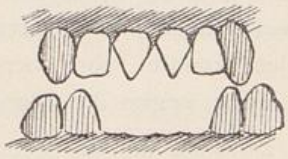


Fig. 14.
Die vier unteren Schneidezähne werden ausgeschlagen, die Oberzähne werden wie in Fig. 8 zugespitzt. Waniamanga.

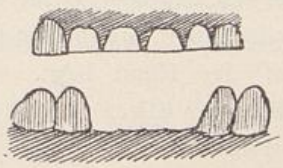


Fig. 15.
Die vier oberen Schneidezähne und die beiden oberen Eckzähne werden zur Hälfte abgeschlagen, die unteren Schneidezähne ausgeschlagen. Bei den Wakinga ziemlich häufig.

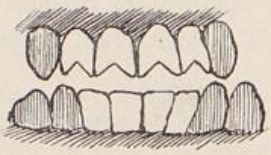


Fig. 16.

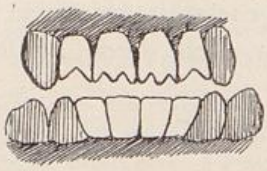


Fig. 17.

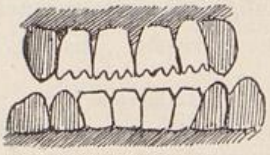


Fig. 18.
In die Schneide jedes der vier oberen Schneidezähne wird eine dreieckige Lücke oder auch mehrere gefeilt, während die unteren Zähne unverändert bleiben, oder an den Seiten zugefeilt werden. Bei den Atonga am Njassa-Westufer, Wampoto, Waniamanga häufig vorkommend, auch bei den Wahjao am oberen Schire.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

scheidungszeichen gegenüber andern Volkstämmen beizulegen, obgleich auch solches zuweilen vorkommt, z. B. wenn man, wie mir ein Atongo sagte, den Kindern gewisse Stammesabzeichen eintätowiert, um sie wiederzuerkennen, falls sie von räuberischen Stämmen entführt werden.«

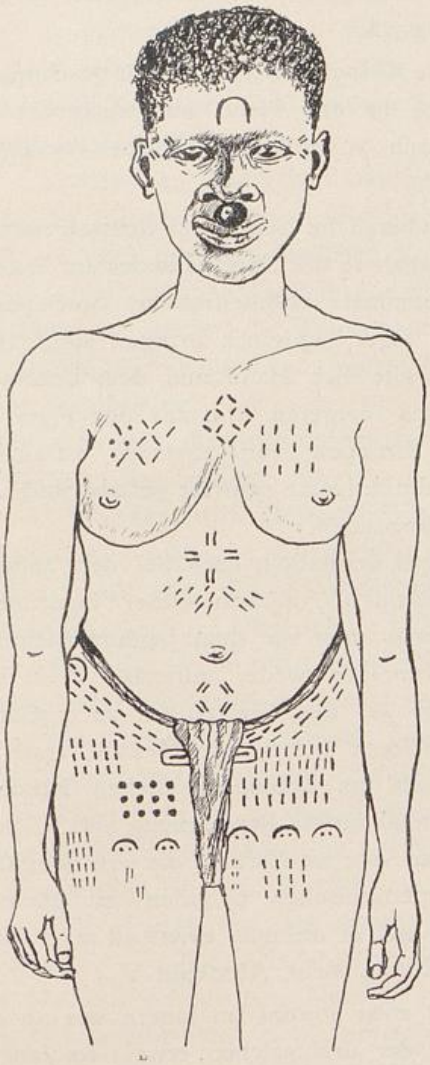


Fig. 19.

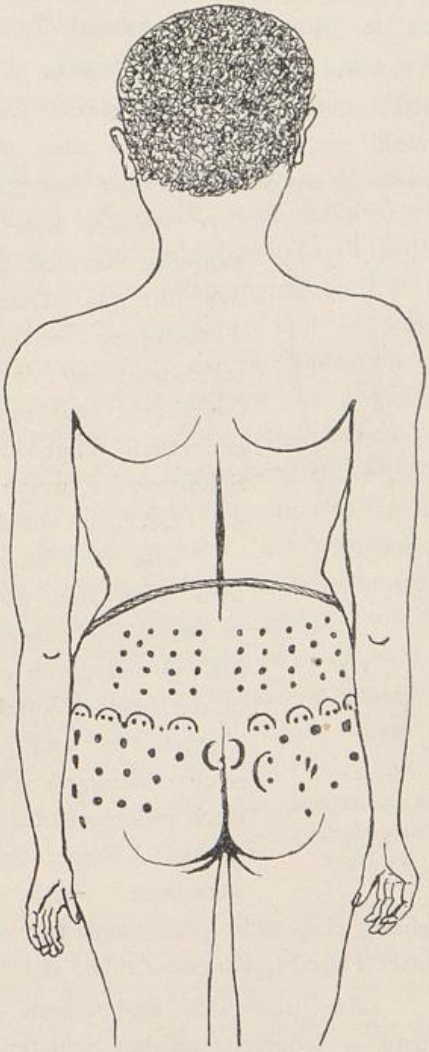


Fig. 20.

Tätowiertes Mhjaoweib vom oberen Ruwuma.

»Etwas anderes ist es, dass bei einem Stamm diese, beim andern jene Tätowierungen gebräuchlich sind, und dass es daher oft möglich ist, aus der Tätowierung zu erkennen, welchem Stamme der betreffende angehört.«*)

*) Ganz ebenso spricht sich übrigens Livingstone[1]), wie ich nachträglich las, über die Tätowierung der Bevölkerung am Ruwuma aus.

[1]) **3**, S. 49.

Tätowierung aus sexuellen Gründen,

»Ein wichtiger Grund für das Anbringen von Tätowierungen scheinen auch sexuelle Rücksichten zu sein. So ist es ganz auffällig, wie oft bei Weibern die untere Rumpfhälfte und besonders die durch die Kleidung gewöhnlich verdeckten Abschnitte in der Genitalgegend mit Tätowierung bedeckt sind, besonders bei den Wahjao und Makua.« (Fig. 19 und 20, ferner Tab. 27 und von der oben zitierten Arbeit[1]) Tab. 7, Fig. 28.)

»Auf mein Befragen, warum man jene Körperteile so sorgsam geschmückt hätte, wurde mir die Antwort: »dass es für den Mann ein angenehmeres Gefühl sei, mit der Hand über eine durch vorspringende Narben verzierte Fläche zu streichen als über eine glatte.«*)

als Zauber,

»Ferner findet man überall im Süden der deutsch-ostafrikanischen Kolonie, mit Ausnahme des Konde-Landes am Njassa-See, die als »Daua ya bunduki« (Flintenzauber) bezeichnete Tätowierung, welche dem Jäger Jagdglück bringen soll. Dieselbe wird auf der Rückseite der Hand und dem Unterarm angebracht und besteht aus mehreren, wie aus der Figur 21 ersichtlich angeordneten Gruppen von einander parallelen Schnittreihen, welche oft durch Kohle schwarz gefärbt sind und die Oberfläche reliefartig überragen.«

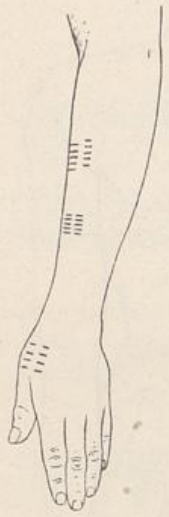


Fig. 21.
Daua ya bunduki »Flinten-Zauber« der Jäger.

»Bei den Wahehe (und vermutlich auch bei den andern) wird nach den mir gemachten Angaben dieser Jagdzauber in der Weise ausgeführt, dass man vor dem Jagdunternehmen die Narben durch einen Kundigen wieder anfrischen lässt, der in die frische Wunde seine aus dem Herzen der zu jagenden Tierart, Oel und Zauberhölzern bestehende Medizin einreibt; nach Glauning[3]) soll es sich um Erkennungszeichen handeln, doch widerspricht dieser Annahme die Bezeichnung als ‚Flinten-Zauber'. Ferner findet man sehr oft Narben, die von Schnitten herrühren, welche aus medizinischen Gründen zur Blutentziehung resp. Schröpfung angelegt werden und in die man eventuell auch Heilmittel einreibt [Kirasso-Zauber der Waniakjussa, siehe Abschnitt V].«

aus medizinischen Gründen,

»Am häufigsten finden sich — und zwar sowohl im Innern wie an der Küste — jederseits an den Schläfen zwei oder drei solcher, etwa 1 cm langer, senkrechter, einfacher Schnitt-Narben, die angeblich im Bedarfsfalle immer von neuem angefrischt werden.«

*) Ganz auffällig stimmt damit überein, was Thomson[2]) über den Grund angibt, weshalb sich die Wamakonde-Weiber so ausgiebig und gerade mit erhabenen Narben tätowieren: »Der Neger ergötze sich daran, die Haut seiner Liebsten zu streicheln und die Schönheit ihrer Tätowierung zu prüfen, wenn hell der Mond erglänzt und Tanz und Bier das Herz in seiner Brust froh gestimmt haben.«

[1]) **58**; [2]) **10**, S. 74; [3]) **32**, S. 61.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

»Mit der eigentlichen Tätowierung haben derartige Narben an und für sich nichts zu tun, doch mögen sie in manchen Fällen immerhin den Anstoss zu wirklichen Tätowierungen gegeben haben.«

»Natürlich nehmen gleich den übrigen Körperverunstaltungen auch die Tätowierungen mit der fortschreitenden Kultur ganz rapide ab und sind schon jetzt in manchen Gegenden so aus der Mode gekommen, dass man sie nur noch bei alten Leuten findet; man wird sich daher beeilen müssen, wenn man die Kenntnis dieser interessanten Stammeseigentümlichkeiten für die Völkerkunde retten will.«

Herstellung der Tätowierung.

Ueberall im Süden von Deutsch-Ostafrika wird die Tätowierung als reliefartig die umgebende Haut überragendes Muster hergestellt, doch verfährt man dabei je nach den verschiedenen Volksstämmen verschieden. Im Lindi-Hinterland — und dieselbe Technik findet sich auch bei den Wamanganja und deren Nachbarn — werden die Tätowierungen, mit deren Herstellung man oft schon im Kindesalter beginnt, von einem Kundigen hergestellt, der die Muster in die Haut einschneidet, und zwar, wenn es sich um die Herstellung von grösseren Figuren handelt, die als breite Streifen, nicht bloss als einfache schmale Linien hervortreten sollen, mit lauter kurzen, dicht nebeneinander gelegten Parallel-Schnitten. In die Wunden wird Holzkohle*) gerieben und zur Erzielung von wulstig aufgeworfenen Narben (zu deren Entstehung die Negerhaut nach Cross[2]) besonders neigen soll) wird dieser Prozess mehrfach wiederholt, bis die Zeichnung als erhabenes, durch die eingeriebene Kohe blauschwarzes Muster die Haut überragt.[3]) Diese Prozedur soll oft recht schmerzhaft sein, und glückt sie nicht, so bilden sich zuweilen sehr verunstaltende Narben, die von polypenartig das Niveau der Haut überragenden, verheilten Hautfetzen umgeben sind.**) Am Ost-Ufer des Njassa (in der Gegend von Wiedhafen und südlich davon) trennt man jedoch absichtlich kleine Hautfetzen los, so dass es später aussieht »als hätten die Leute Streifen von kleinen Streichholz-Enden im Gesicht«, wie Lieder[4]) sich treffend ausdrückt. (Siehe Kapitel VI und Tb. 78d.)

Die gewöhnliche, am Njassa geübte Tätowierung, die man auch bei den Warambia und ihren Nachbarn findet, ist jedoch eine andere: sie besteht aus zu Mustern geordneten, kleinen, rundlichen, flachen Prominenzen, die nicht dunkler gefärbt sind als die normale Haut; man stellt sie her, indem man eine kleine Hautfalte (eventuell nach vorheriger Durchbohrung mit einer Nadel) emporhebt und die Kuppe dann mit einem Messer abschneidet. (Kpt. V u. IX u. Tb. 104.)

Bei den Wangoni, Wahehe, Wassangu und Wabena ist Tätowierung (vom »Flintenzauber« abgesehen) nicht im Gebrauch, bei den Wakinga ist sie selten.

Tätowierungsmuster im Lindi-hinterland. —

Was die Tätowierung speziell im Lindi-Hinterlande anbelangt, so ist sie bei den Wamakonde-Wamatambwe, den Wamuera und, nach Thomson[5]) und

*) Nach Adams[1]) wird bei den Wamuera »eine Mischung von Kohle und Pflanzensaft« verwandt.
) Vergl. **66, Tb. 59, 2 oder **58**, Tb. VI, Fig. 4.

[1]) **79**, S. 36; [2]) **29**, S. 474; [3]) **3**, S. 32; **10**, S. 74; [4]) **37**, S. 96; [5]) **10**, S. 74.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

v Behr,[1]) auch bei den Mawia sehr verbreitet und dabei ebenso roh und unschön wie die übrigen »Körperverschönerungen« dieser unzivilisierten Stämme.

Nicht nur das Gesicht ist ausgiebig tätowiert, so dass es zumal bei den Weibern über und über mit den dicken schwarzen Wulsten bedeckt ist, sondern

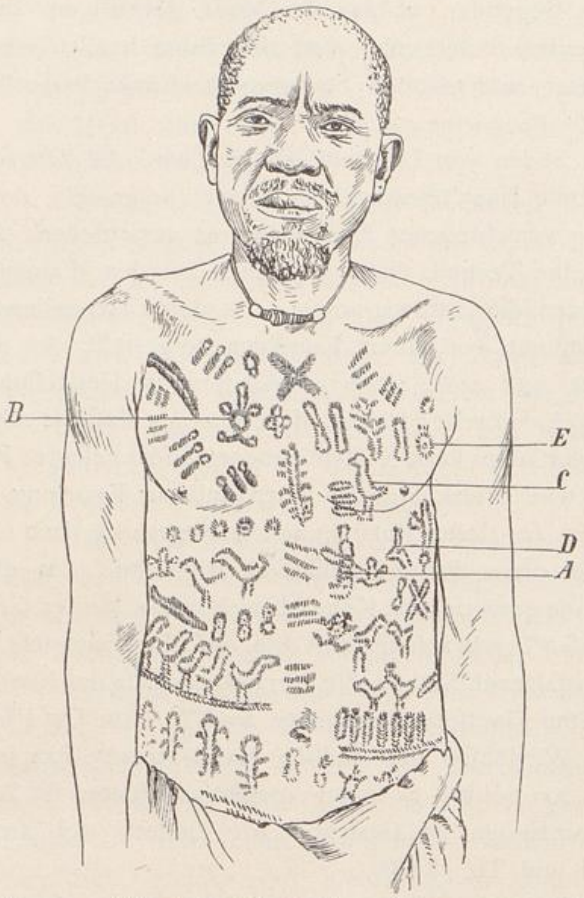


Fig. 22. Tätowierter Mdonde-Mann (siehe auch Tb. 27).
A Menschliche Figur. *B* Frosch. *C* Vogel. *D* Antilopenkopf. *E* Schildkröte.

auch der ganze übrige Körper — Brust, Bauch, Rücken und Extremitäten — werden so verziert, so dass die Haut manchmal geradezu ein teppichartiges Aussehen bekommt.[2]) (Fig. 22 und Tab. 27.)

Die Muster sind verschiedener Art, und Livingstone,[3]) der sie von den Wamakonde-Wamatambwe beschreibt und einige auch abbildet, glaubt, sie hätten z. T. symbolische Bedeutung;*) sie erinnerten ihn übrigens sehr an die

*) Livingstone schreibt[3]): »The tattoo or tembo (soll heissen »nembo«) of the Matambwé and Upper Makondé very much resembles the drawings of the old Egyptians; navy lines, such as the

[1]) **18**a, S. 80; [2]) **34**, S. 376; [3]) **3**, S. 49.

Zeichnungen der alten Aegypter, aber es handelt sich hier ebenso wie bei den manchmal in noch viel höherem Masse an altägyptische Bilder erinnernden Wandzeichnungen (z. B. denen von Gawiro in Ubena; siehe Abschnitt IV) wohl nur um eine im Wesen der primitiven Darstellungsweise begründete Uebereinstimmung: gleichen doch auch die Zeichnungen unserer europäischen Kinder oft denen der Naturvölker.

Am charakteristischten ist für diese Stämme das tannenbaumartige »Chikorombue« (Fig. 23), dessen typischer Sitz auf der Stirn und dem oberen Teil der Nase ist, das jedoch auch auf dem übrigen Körper tätowiert wird; ich sah dasselbe übrigens auch bei Wandonde und Wangindo. Ausserdem tätowiert man aber auch gerade und Zickzack-Linien oder zu Streifen geordnete dicke Punkte ins Gesicht, während auf dem Körper vor allem Tierfiguren beliebt sind, unter denen das Bild einer Antilope eine grosse Rolle spielt. (Fig. 19 und 26, ferner Tab. 27 u. 28.)



Fig. 23. Chikorombue-Zeichen der Wamuera usw.

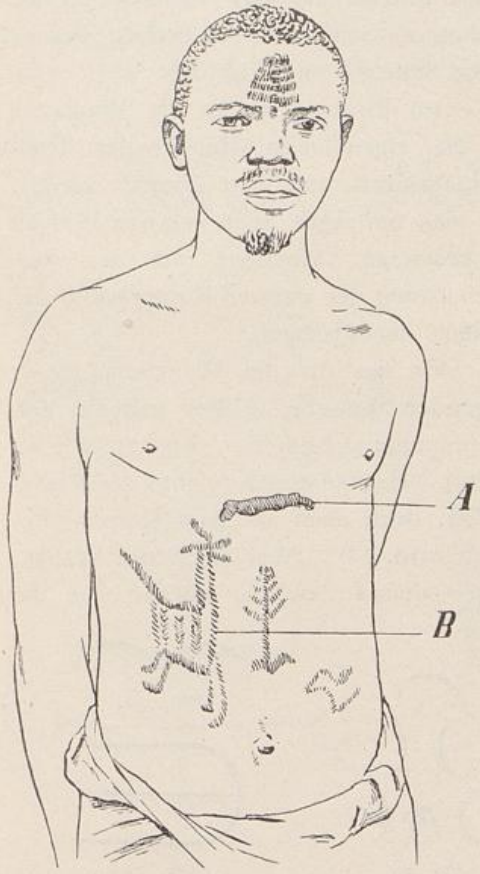


Fig. 24. Muera-Mann.
A angeblich Schlange. *B* Antilope.



Fig. 25. Makonde-Weib mit Tätowierung und Pelele-Loch in der Oberlippe.

ancients made to signify water, trees and gardens enclosed in squares, seem to have been meant of old for the inhabitants who lived on the Rovuma, and cultivated also, the son take the tattoo of his father, and thus it has been perpetuated, though the meaning now appears lost.«

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei den Wahjao und Wamakua ist die Tätowierung nicht mehr durchgängig in Gebrauch, und wenn man mancherorts auch noch recht reichlich tätowierte Weiber antrifft, so sieht man doch in der Massassi-Gegend und stellenweise auch am oberen Ruwuma ebensowenig davon, wie von dem Pelele und den übrigen Verunstaltungen; nur an den Schläfen trägt man vielfach auch hier und ebenso an der Küste zwei kurze senkrechte Striche, die sog. »Konde«, die angeblich als Schröpfstellen benutzt werden (siehe Seite 78 und Fig. 26).

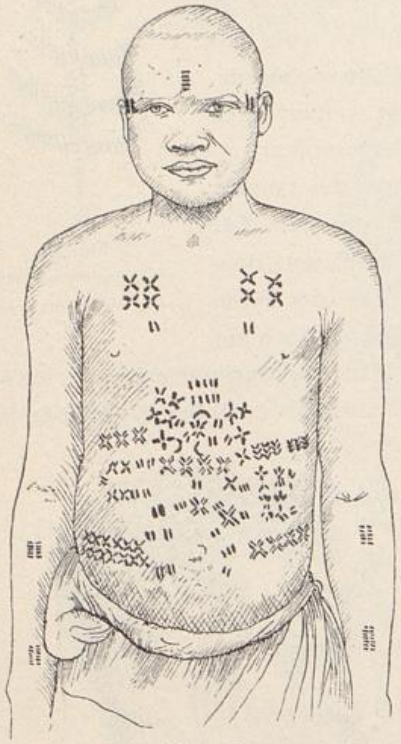


Fig. 26.
Mhjao-Mann aus dem Melanje-Distrikt (Britisch-Zentralafrika) mit den »Konde« an den Schläfen, »Daua ya bunduki« an den Armen und reich tätowiertem Körper.

Am Ruwuma gelten die Wamakua als die eigentlichen Meister der Tätowierungskunst, und ihre »Fundi« werden, wie man mir sagte, auch von den Wahjao zu grösseren Arbeiten, wie der Ausschmückung der unteren Rumpfhälfte der Weiber, herangezogen.

Als das für die Wamakua dieser Gegenden typische Zeichen gilt das hufeisenförmige »Chitopole« (Fig. 27, 28, 29, 30, 31), welches besonders über der Nasenwurzel, doch auch auf dem Körper tätowiert wird.[1]*) Aber auch die Wahjao tragen dieses Zeichen, ebenso wie die

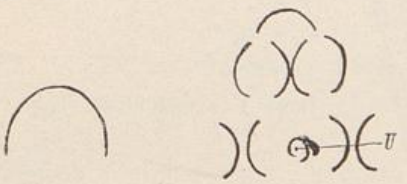


Fig. 28.
Kombinationen des Chitopole-Zeichens auf dem Körper. (*U* bezeichnet den Nabel.)

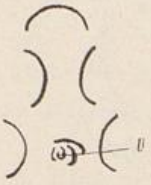


Fig. 29.

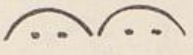


Fig. 30.

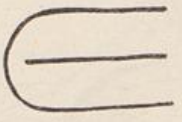


Fig. 31.
Varianten des Chitopole-Zeichens (siehe Fig. 19).

Fig. 27.
Chitopole-Zeichen der Makua.

*) v. Behr führt in der Arbeit, in welcher er von den »Völkern zwischen Rufiyi und Ruvuma« spricht,[2]) als die Tätowierung der Wamakua diejenige an, welche O'Neill[3]) von den portugiesischen Wamakua beschreibt und die absolut anders als die im deutschen Gebiete ist, worauf auch Thomson[4]) in der an den O'Neillschen Vortrag sich anschliessenden Diskussion hinweist. Ich kann mir dies nur so erklären, dass v. Behr vielleicht diese Stelle von O'Neill — dessen Angaben er anscheinend auch sonst benutzt — vorgeschwebt hat.

[1]) **3**, S. 39; **10**, S. 78; [2]) **18a**, S. 80; [3]) **8**, S. 196; [4]) **8**, S. 211.

Wamakua ihrerseits die Tätowierungen der Wahjao angenommen haben, wie denn überhaupt die Unterscheidung dieser Stämme durch die Tätowierung zum mindesten zur Zeit nicht mehr durchgeführt wird.[1]) Das beliebteste Zeichen der Wahjao ist das auf Fig. 32 dargestellte Muster; im übrigen verweise ich auf meine oben zitierte Arbeit über dieses Thema und die nebenstehenden Figuren 33—46.*)

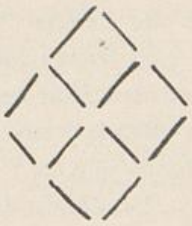


Fig. 32.
Bei den Wahjao beliebtes Zeichen.

Ueber Hautpflege, Körperbemalung, Haar- und Barttracht und Körperverstümmelungen als Strafe soll in einem der folgenden Abschnitte (V) berichtet werden, da aus dem Lindi-Hinterland kaum etwas besonderes darüber zu sagen ist.



Fig. 33.



Fig. 34.



Fig. 35.



Fig. 36.



Fig. 37.



Fig. 38.



Fig. 39.

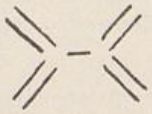


Fig. 40.



Fig. 41.

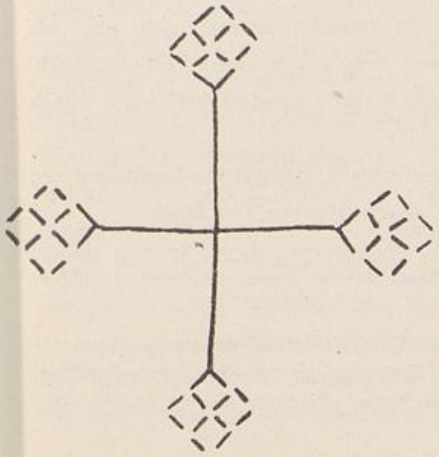


Fig. 42.

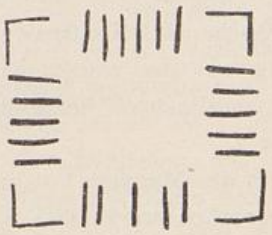


Fig. 43.

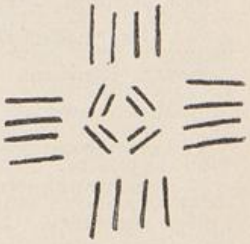


Fig. 44.

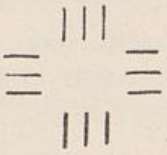


Fig. 45.

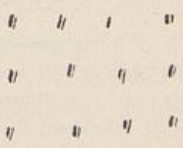


Fig. 46.

Die Tracht besteht bei allen Stämmen des Lindi-Hinterlandes zur Zeit fast durchweg aus europäischen Stoffen. Männer und Weiber tragen ein Hüfttuch

*) Auch Adams[2]) gibt einige Tätowierungsmuster aus dem Lindi-Hinterland, und Stuhlmann[3]) macht einige Bemerkungen über die Tätowierungen in der Kionga-Gegend.

[1]) **3**, S. 59; [2]) **79**, S. 34, 35, 37, 49, [3]) **31**, S. 186.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tracht im Lindi-Hinterland:

um die Lenden, während der Oberkörper in der Regel unbedeckt bleibt; wer es sich leisten kann, bekleidet sich auch reichlicher, und die Weiber wickeln dann den Stoff nach Suaheli-Art unterhalb der Achseln um den Körper, während die Männer ein grosses Stück Zeug togaartig über eine Schulter schlagen. (Tb. 18 und 24.)

Die Mawia dagegen sollen nach Maples[1]) und v Behr[2]) innerhalb ihrer eigenen Dörfer völlig nackend gehen, und zwar nach v. Behr beide Geschlechter;*) nur wenn sie auf Jagd oder Kriegszügen mit andern Stämmen in Berührung kämen, bänden sie ein Stück Stoff oder einen Fellschurz vor. Lieder[3]) berichtet auch

Baststoff.

von Bastschurzen bei den Mawia; sie würden zwischen den Schenkeln hindurchgezogen und vorn und hinten an einem um die Hüften laufenden Lederstreifen befestigt (dies ist die Art, wie auch sonst die Bastschurze von den Weibern getragen werden), oder man bände mehrere Baststreifen an einen Riemen, so dass eine Art Hüfttuch rohester Art, das aber mehr Aehnlichkeit mit einer »Grasschürze« habe, zu stande käme.

Bei den Wamakonde, von denen sie Lieder ebenfalls erwähnt, sind Bastschurze, wie aus der Literatur hervorgeht, offenbar nur seltene Ausnahmen, und ebenso ist es bei den andern Stämmen des Lindi-Hinterlandes, wenn man ab und zu auch noch Rindenstoffe antrifft.**)

Den Baststoff bereitet man aus der Rinde gewisser Bäume, die man mit gerieftem Hammer zu dünnen Platten ausschlägt;***) die Baststoffe dieser Gegenden sind jedoch ein sehr rohes Fabrikat und können, wie Lieder[5]) mit Recht hervorhebt, keinen Vergleich mit den schönen Bastmänteln der Waganda aushalten.

Die natürliche Farbe des Rindenstoffes ist braun; einmal sah ich am oberen Ruwuma — es war der einzige Fall, wo ich im Süden von Deutsch-Ostafrika einen Mann mit Baststoff bekleidet traf — den Rindenstoff auch durch Schlamm grau gefärbt.†)

Schmuck. —

Schmuck wird von den Männern fast kaum getragen, höchstens Jagdtrophäen oder Amulette. Gelegentlich steckt man auch einen Kamm ins Haar.

Haarkämme werden auch von Weibern (Tb. 27. 28, 29) getragen, wie es Adams[6]) von den Wamakondefrauen erwähnt und wie ich es am oberen Ruwuma sah; es waren aber nicht so hübsch

*) Es wäre dies freilich für den Süden von Deutsch-Ostafrika etwas unerhörtes; denn die Weiber halten sonst stets streng darauf, wenigstens die Genitalien zu bedecken, sei es auch nur mit ein paar Blättern, während die Konde-Männer am Njassa allerdings bis vor kurzem völlig nackt zu gehen pflegten.

**) Es ist recht interessant, dass die Knaben nach der Beschneidung kein europäisches Zeug, sondern nur den altehrwürdigen Rindenstoff tragen dürfen. (Siehe Seite 62.)

***) Kant[4]) gibt in seiner mustergültigen Arbeit über »die Gewerbe in Ruanda« auch eine Beschreibung und Abbildungen von der Herstellung der Rindenstoffe.

†) Bei den Konde-Leuten am Njassa ist es Sitte, die Baststoffe mit farbigen Mustern zu schmücken. Siehe Abschnitt V.

[1]) **5**, S. 346; [2]) **18**a. S. 80; [3]) **37**. S. 125; [4]) **94**a. S. 371, 372; [5]) **37**. S. 125; [6]) **79**, S. 44.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eingelegte Stücke, wie sie Livingstone[1]) von den Wahjao aus dem portugiesischen Gebiete beschreibt. Die Haarkämme »der Wangindo, Wahjao, Wamuera etc.«, die v. Luschan[2]) abbildet, entsprechen den von mir im Lindi-Hinterland gesehenen und sind lange nicht so kunstvoll gearbeitet, wie man sie oft an der Küste findet.

Lieder[3]) erwähnt von den Wamakonde Armringe aus der Haut der erlegten Jagdtiere und Ringe aus den Schwanzhaaren der Elefanten, und von den Makua gibt v. Behr[4]) an, dass sie Amulette aus Holz, Tierzähnen und Fellstreifen tragen. Anspruchslose Halsbänder mit kleinen, wohl als Amulette dienenden Gegenständen, wie sie fast überall im Süden der deutschen Kolonie getragen werden, erinnere auch ich mich bei Männern des Lindi-Hinterlandes gesehen zu haben, doch fiel es mir auf, wie selten eigentlich gerade am oberen Ruwuma im Gegensatz zu dem benachbarten Ungoni und andern Gegenden Schmuck aus Zähnen, Knochen, Muscheln, Gras, Fellstreifen etc. üblich ist; Fruchtkerne, die v. Behr[5]) ebenfalls erwähnt, zumal die allgemein so beliebten schwarzen Kerne der wilden Bananen, sah auch ich hier öfter zu Schmuck verarbeitet, und P. Rüdel[6]) gibt an, dass »bei Tänzen und im Kriege Federn und Schwänze von erlegten Tieren den Schmuck bilden.« Derselbe Autor bemerkt, dass Häuptlinge den Kopf öfter mit einem turbanartig herumgelegten Tuche schmücken (Tb. 18a); es ist das aber nichts spezifisches für die Häuptlinge, denn gewöhnliche Leute tun es auch.

Auch von den oben bereits ausführlich besprochenen Lippen- und Nasen-Zieraten abgesehen, ist Schmuck bei den Weibern des Lindi-Hinterlandes recht beliebt, vor allem solcher aus europäischen Perlen.

Während weiter im Innern (am oberen Ruwuma) aus europäischen Perlen gefertigter Schmuck naturgemäss weniger reichlich ist, machen die unfern der Küste Wohnenden recht ausgiebigen Gebrauch davon. So sah ich bei Wamuera-Weibern in Niangao die Oberarme mit ganzen Reihen — gegen zehn Stück nebeneinander — von daumendicken, mit buntfarbigen Perlen umflochtenen Ringen geschmückt, und auch Halsketten der Art werden getragen (Tb. 29); v. Behr[7]) erwähnt solchen Schmuck auch von den Wahjao-Weibern, und Lieder[8]) hebt hervor, dass sich die Perlarbeiten der Wahjao durch geschmackvolle Farbenzusammenstellung und Anordnung der Muster vorteilhaft von den roheren Arbeiten der Wamakonde und Wamakua auszeichneten: die Wamakua-Weiber hingen sich die Perlen oft sogar einfach so wie sie vom Händler kämen, ohne weitere Verarbeitung um den Hals. Die hübschen, mit Quasten besetzten Perlstirnbänder, die v. Behr[9]) von den Wahjao-Weibern beschreibt, habe ich selbst nirgends gesehen,*) ebenso nicht Perlen im Haar, wie es Livingstone[10]) angibt. Nach Rüdel[11]) tragen die Weiber und sogar schon ganz kleine Mädchen um die Hüfte eine Perlenschnur, die ja auch bei Suaheli-Weibern niemals fehlt.

Auch Metallschmuck kommt vor: dicke Messingarmbänder, Fingerringe aus Messing- und Eisendraht und grosse Spiralen aus etwa bleistiftdickem Messingdraht, die um Unterarm und Unterschenkel getragen werden.**) (Tb. 29.)

*) Oefter sah ich am Ruwuma Weiber, die eine einfache dünne Schnur um die Stirn gelegt hatten (Tb. 27), doch handelte es sich dabei angeblich nur um das bei Negern häufig gegen Kopfschmerzen angewandte Mittel. Bei vielen Stämmen der Njassa-Länder bedeutet ein von den Weibern um die Stirn gelegter Baststreifen auch ein Zeichen der Trauer um einen Toten.

**) v. Behr[12]) gibt an, dass Messing-Arm- und Beinringe zu tragen bei den Wamakua ein Vorrecht der Häuptlinge und deren Weiber sei. (Aehnliches kommt auch in Ungoni vor.) Ich

[1]) **3**, S. 68; [2]) **30**, Tab. XXVIII; [3]) **37**, S. 122; [4]) **18a** S. 81; [5]) **18a**, S. 81; [6]) **42**, S. 38; [7]) **18a**, S. 84; [8]) **37**, S. 122 u. 130; [9]) **18a**, S. 84; [10]) **3**, S. 57; [11]) **56** (1900), S. 111; [12]) **18a**, S. 81.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Messingspiralen sind teure Stücke, die sich weiter im Innern wohl nur wenige leisten können, und bequem ist dieser schwere Schmuck, den man bei der Arbeit auch nicht so ohne weiteres ablegen kann, keineswegs; beim Getreidestampfen wippt er den Weibern auf den Armen auf und ab, und alte Narben zeugen von den dadurch entstandenen Verletzungen.

Anlage der Ortschaften im Lindi-Hinterlande.

Ueber die Ansiedlungen der Wamakonde sagt Lieder:[2]) »Die (Wa)makonde lieben es, ihre Dörfer möglichst versteckt in dichten Busch zu bauen, der bei Ueberfällen dann ihre Zuflucht bildet. Die schlecht gebauten Rundhütten liegen meist um einen sauber gehaltenen freien Platz herum, der die offene Schauri-[Rats-]Hütte trägt.«

Adams,[3]) der wörtlich gleichlautend mit Lieder über die Wamakonde-Ansiedlungen berichtet, bildet eine solche offene Beratungshütte ab. v. Behr[4]) aber gibt im Gegensatz zu Lieder und Maples[5]) an, dass die Hütten der Wamakonde »viereckig, roh aus Lehm und Palmenblättern*) zusammengefügt und in unregelmässigen Abständen in dem dichten Busch eingenistet seien«.

Nach Maples[6]) sind die Wände aus etwa 9 Fuss hohen, sehr dicken Pfählen errichtet, oder man begnügt sich damit, den Raum zwischen den das Dach stützenden Pfählen (ein Mittelpfeiler fehlt) mit einer oft sehr undichten Rohrschicht zu schliessen, wie es Stuhlmann[7]) beschreibt, der die Wamakonde-Mawia-Ansiedlungen nahe der Ruwuma-Mündung kennen lernte. Dieser Autor hebt auch das Fehlen des rings um das Haus laufenden Ganges und eines abgetrennten Dachbodens hervor. Livingstone[8]) rühmt die bemerkenswerte Sauberkeit der von ihm am unteren Ruwuma besuchten Wamakonde-Dörfer, was in auffallendem Gegensatz zu den sonstigen unsauberen Gewohnheiten (wenigstens der, freilich unter Wassermangel leidenden, Plateau-Bewohner) steht.

Am oberen Ruwuma findet man kaum geschlossene Ortschaften, wie sie von dem Makonde-Plateau beschrieben werden und wie ich sie auch in der Massassi-Gegend sah, sondern die einzelnen Gehöfte einer Ansiedlung pflegen von einander durch grössere oder kleinere Anpflanzungen getrennt zu sein.**) Dass die Hütten in der Madjedje-Gegend aus Angst vor den Ueberfällen der Wangoni oft ganz versteckt in den Bergen liegen (einmal fand ich sogar eine anscheinend als Wohnraum benutzte Felshöhle), und dass man am Ruwuma aus demselben Grunde mit Vorliebe sich auf den Inseln angesiedelt hat, wurde bereits oben erwähnt.

Hüttenform und Bauart.

Die besten Hütten bauen die Wamakua der Massassi-Madjedje-Gegend. In der Bauweise jedoch gleichen diese den am oberen Ruwuma gebräuchlichen, so dass ich die Wamakua-Hütten zusammen mit denen der ja grossenteils aus Wahjao bestehenden Bevölkerung des oberen Ruwuma besprechen will.

---

weiss aber nicht, ob sich v. Behr dabei nur an eine Stelle aus O'Neill[1]) hält, der so über die Wamakua des portugiesischen Gebiets berichtet, oder ob er diese Sitte auch für die deutschen Wamakua ermittelt hat. Ich sah die grossen Metallspiralen hauptsächlich bei Wamuera-Weibern in Niangao.

*) Im Makonde-Busch gibt es aber meines Wissens keine Palmen.

**) Am oberen Ruwuma ist ein wirklich geschlossenes Dorf eigentlich nur die gut gehaltene und verhältnismässig wohlhabende Niederlassung des Sultans Mpingawandu, dessen Wanindi-Bevölkerung sich auch sonst ihre Eigenarten bewahrt zu haben scheint, da man hier manches Stück sieht, das man sonst in der Nachbarschaft nicht findet. (Siehe Seite 54.)

---

[1]) **8**, S. 197; [2]) **37**, S. 119; [3]) **79**, S. 43; [4]) **18a**, S. 85; [5]) **5**, S. 343; [6]) **5**, S. 343; [7]) **31**, S. 187; [8]) **3**, S. 35.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Hütten sind von rechteckigem oder rundem Grundriss. Grosse und schöne rechteckige Hütten finden wir besonders bei den Wamakua der Massassi-Madjedje-Gegend (Tab. 18), doch fehlen hier auch Rundhütten nicht, ebenso wie wir am oberen Ruwuma beide Bauformen nebeneinander treffen (Tab. 24).

Die Hauswand besteht aus Baumstämmen, Bambus oder ähnlichem Material, dessen Zwischenräume mit Lehm verschmiert werden. Bei den Wamakua der Madjedje-Gegend (nur ausnahmsweise auch am oberen Ruwuma) bemalt man



Fig. 47. Haus vom oberen Ruwuma.
Man beachte die hohe Türschwelle. Um das Haus herum Sorghum-Felder.

wohl auch die aussen und innen sauber geglättete Wand an der Aussenseite in grauer, roter oder schwarzer Farbe mit allerlei »geometrischen Figuren«*) und Darstellungen von Tieren.

Das steile Dach, dessen Sparren aus Bambus bestehen, ist mit Grasstroh gedeckt. Rings um das Haus verläuft, von dem vorspringenden Dache überdeckt, eine von Pfählen gestützte Veranda, deren Boden (wenigstens an der Vorderseite des Hauses) aus einer etwa fusshohen Lage von gestampftem Lehm besteht. Meist sind zwei Türen vorhanden, eine Vordertür und eine oft kleinere Hintertür; die Schwelle der letzteren kann 0,50 m und darüber hoch sein, so dass die Türöffnung dann geradezu fensterartig erscheint (Tab. 24c und Fig. 47).

Den Türverschluss bildet eine aus Sorghum- oder Rohrstengeln zusammengeflochtene Platte, die von innen her gegen die Türöffnung festgeklemmt werden

*) Siehe Abschnitt IV.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann (Fig. 48). Fenster besitzen die Hütten nicht, dagegen kommen Gucklöcher, besonders nahe der Tür, öfter vor, und etwas Licht dringt wohl auch durch einen Spalt zwischen der Umfassungswand und dem Dache in das Innere.

Das Innere der Häuser ist in einzelnen Fällen durch eine bis zur Höhe der Umfassungswand hinaufreichende Lehmwand in zwei durch

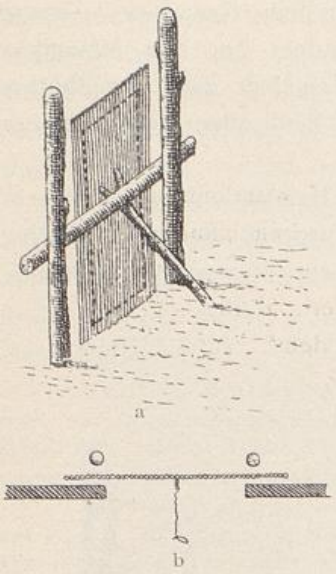


Fig. 48.
Die Türplatte wird zwischen die Hauswand und zwei im Innern befindliche Pfähle eingeklemmt.

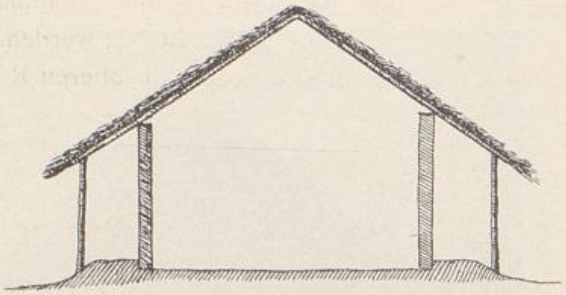


Fig. 49.
Aufriss eines gewöhnlichen viereckigen oder runden Hauses vom oberen Ruwuma.

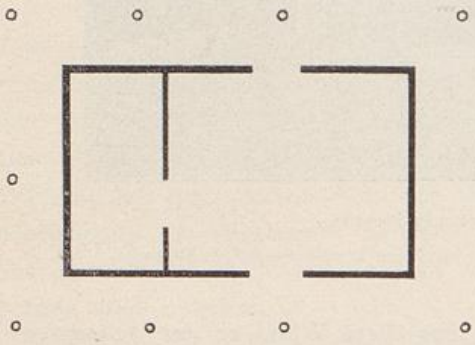


Fig. 50.
Grundriss eines Hauses vom oberen Ruwuma. Die Scheidewand, welche das Innere in zwei Räume teilt, reicht nur bis zur Höhe der Umfassungswand des Hauses.

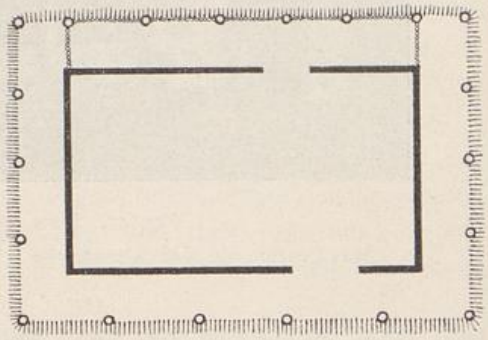


Fig. 51.
Grundriss eines Hauses vom oberen Ruwuma, bei welchem man aus der Hintertür in einen umfriedigten Abschnitt der Veranda gelangt.

eine Tür miteinander verbundene Räume geteilt.*) (Fig. 50 u. 52.) Der Innenraum der Hütten wird am oberen Ruwuma, ebenso wie es in Ungoni, in Ubungu und anderwärts üblich ist, zuweilen dadurch vergrössert, dass man Abschnitte der Veranda nach aussen hin durch einen Rohrzaun abschliesst. Dieser Raum, zu

*) Nach Lieder[1]) sind 3—5 Wohnräume in den Häusern der Wamakua des Massassi-Geländes vorhanden, und er beschreibt diese Häuser (bei denen »an der Vorderseite der Mittelteil der Wand zurückspringt und derart Platz für eine kleine Vorhalle gibt«) ganz wie typische Suaheli-Hütten.

[1]) **37**, S. 127.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem man von der Hintertür des Hauses oder auch durch einen von der Veranda aus zugänglichen, besonderen Eingang gelangt, wird meist zu Wirtschaftszwecken benutzt (Fig. 51, 53, 54 u. Tab. 24b). Ausnahmsweise wird der Innenraum des

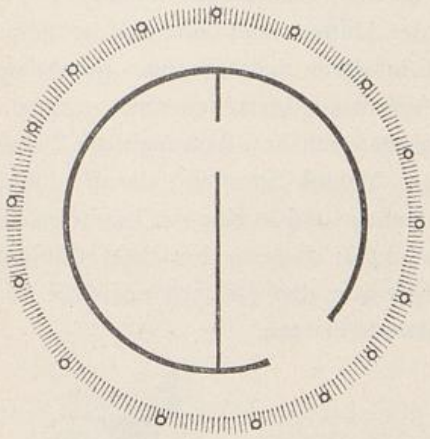


Fig. 52.

Grundriss eines Hauses vom oberen Ruwuma. Das Innere ist durch eine nur bis zur Höhe der Umfassungswand reichende Wand in zwei Räume geteilt. Meist ist noch eine zweite Aussentür vorhanden.

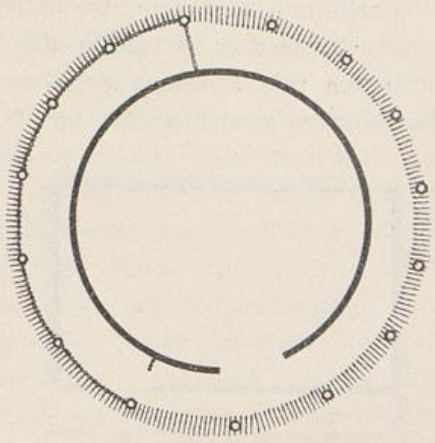


Fig. 54.

Grundriss eines Hauses vom oberen Ruwuma. Man gelangt nicht wie gewöhnlich durch die Hintertür in den umfriedigten Abschnitt der Veranda, sondern der Eingang zu demselben befindet sich ausserhalb des Hauses, da das Haus ausnahmsweise nur eine Tür besitzt.

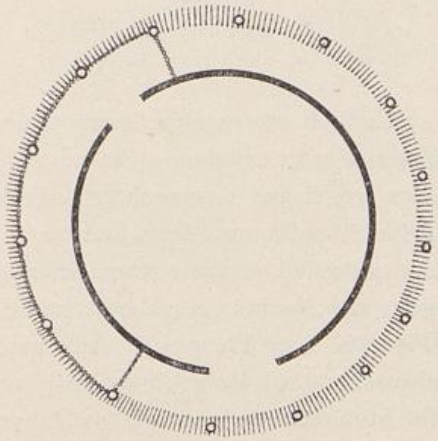


Fig. 53.

Grundriss eines Hauses vom oberen Ruwuma. Man gelangt durch die Hintertür zu einem umfriedigten Abschnitt der Veranda.

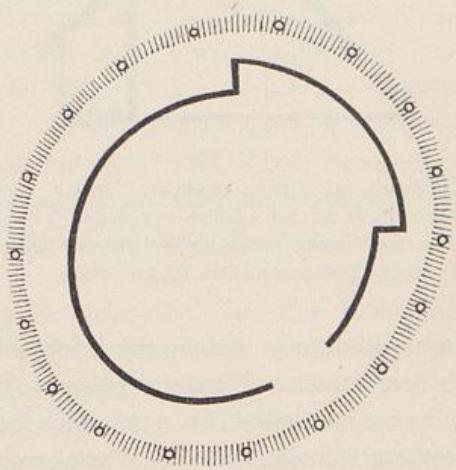


Fig. 55.

Die Umfassungswand des Hauses springt erkerartig gegen die Veranda vor (seltene Form).

Hauses dadurch vergrössert, dass die massive Umfassungswand des Hauses nach der Veranda hin erkerartig ausspringt, so dass im Innern eine geräumige Nische entsteht (Fig. 55).

Ausser diesen typischen Hausformen, deren Grund- und Aufrisse aus den beistehenden Figuren ersichtlich sind (siehe auch Tab. 18 und 24), gibt es ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzelt solche, die nur an der Vorderseite und seitlich senkrechte Wände besitzen, während an der Hinterseite das spitze Dach bis zur Erde reicht (Fig. 56).

Neben den eigentlichen Wohnhäusern sieht man ab und zu ganz primitive, häufig zeltförmig gestaltete Strohhütten, die nur als Schlafstellen dienen.

Auch Speicher stehen in der Nähe der Hütten, und ebenso die hohen Plattformen zum Trocknen des Getreides,*) in deren Schatten man gern häusliche Arbeiten verrichtet (Tb. 24, 26). Ein schattiges Plätzchen stellt man sich auch dadurch her, dass man die Zweige alter Maniok-Stauden durch Pfähle unterstützt und so eine Art Laube schafft (Tb. 24b); dasselbe berichtet übrigens Berg[3]) von den Dörfern auf dem Wamakonde-Plateau.

Plattformen und Lauben.

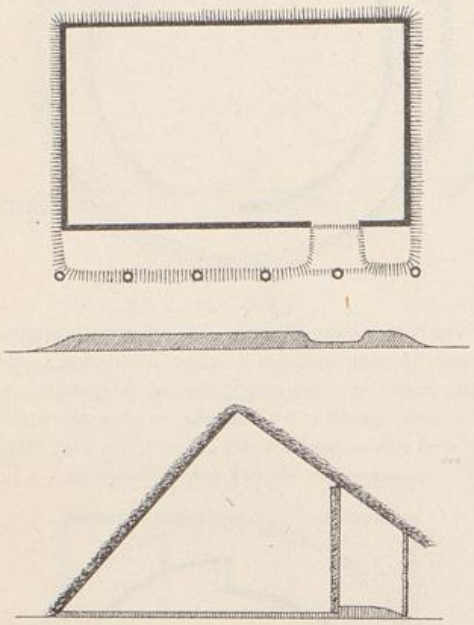


Fig. 56.

Grundriss und Aufriss atypischer Häuser vom oberen Ruwuma, bei welchen nur an der Vorderseite eine Veranda vorhanden ist, während hinten das Dach bis auf den Boden reicht.

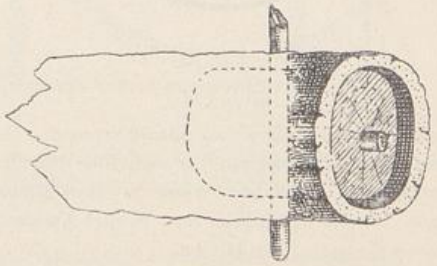


Fig. 56a.

Verschluss des als Hühnerstall dienenden Bastzylinders durch einen Holzpflock.

Viehställe. — Endlich wären auch Tauben- und Hühnerställe zu erwähnen. Sie bestehen in der Regel aus wagerechten, erhöht angebrachten Baumrindenzylindern, von denen zuweilen mehrere über einander liegen; des Nachts verschliesst man sie gegen Raubzeug durch einen Holzpflock (Fig. 56a und Tb. 25b). Auf einer kleinen, erhöhten Plattform gebaute Taubenhäuschen aus Rohr findet man am Ruwuma nur selten (Tb. 25b), doch beschreibt Stuhlmann[4]) derartige für Hühner bestimmte Ställe von den Wamakonde-Mawia.

*) Nach Livingstone[1]) schlafen die Wamakonde auf derartigen, 6 Fuss hohen Gerüsten, um nicht an dem feuchten Erdboden zu liegen, und schützen sich durch ein darunter angezündetes Feuer vor den Moskitos; siehe Seite 49, Anm. *. Am Tage dienten diese Gerüste als bequeme Ruhe-Plätze und als Warten. Busse[2]) berichtet vom oberen Ruwuma über Pfahlbauten, die bei Hochwasser als Wohnstätten, nach der Ernte als Getreidespeicher benutzt werden; auch ich sah ähnliches, doch schien es sich in den von mir gesehenen Fällen nur um Feldhütten zur Abwehr der Nilpferde, nicht um eigentliche Wohnstätten zu handeln. (Siehe Fig. 61.)

[1]) **3**, S. 59; [2]) **67**, S. 21; [3]) **36**, S. 439; [4]) **31**, S. 187.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Viehställe sah ich am oberen Ruwuma, nur in dem Nindi-Dorfe des Mpingawandu, dem einzigen Dorf, das einige Ziegen besass (siehe S. 54, Anm **); bei den Wamakua der Massassi-Gegend besteht nach Lieder[1]) »der eingedeckte Ziegenstall aus festen Stämmen«.*)

Einrichtung der Hütten im Süden von Deutsch-Ostafrika:

Das Hütteninventar ist das denkbar einfachste. Da sich die Einrichtung der Hütten, wie sie am oberen Ruwuma üblich ist, auch bei den meisten der in den späteren Abschnitten noch zu besprechenden Stämme in ähnlicher Weise wiederholt, so ist es zweckmässig, in diesem Zusammenhange auch einige Worte über die Einrichtung der Negerhütten im Süden der Kolonie überhaupt hinzuzufügen; auf Einzelheiten komme ich bei der Besprechung der verschiedenen Stämme dann noch zurück.

Feuerstelle.

Der Boden der Hütten besteht in der Regel aus festgestampftem Lehm. Die Feuerstelle, auf der meist den ganzen Tag unter der Asche noch Glut vorhanden ist, befindet sich meist in der Mitte des Hauses, und neben ihr liegen grössere Steine, welche zum Aufstellen der Töpfe beim Kochen dienen.

Bei manchen Stämmen (Konde-Leute am Njassa, Warambia, Wassangu, Wahehe etc.) vertreten Lehmaufsätze, die bei den Konde-Leuten am Njassa oft recht sorgsam ornamentiert sind, die Stelle der Koch-Steine (siehe Kapitel IV, V und VIII). Am oberen Ruwuma ist dies aber nicht der Fall, doch trifft man, wenn auch selten, etwa $^1/_2$ Fuss hohe, oben dellenartig vertiefte Lehmkegel, die dem Boden der Hütte aufgesetzt sind; sie dienen dazu, um dem gerundeten Boden der Töpfe Halt zu geben, haben aber mit der Herdstelle nichts zu tun.

(Feuerbereitung.)

Das Feuer weiss man noch in alter Weise dadurch herzustellen, dass man einen Holzstab quirlartig auf einem andern Stück Holz zwischen den Händen dreht, bis die Spitze des Stabes ins Glühen gerät und als Funke in ein bereit gelegtes, leicht Feuer fangendes Material fällt (Tb. 88b). Das Feuerreiben wird meist von zwei sich bei der sehr anstrengenden Tätigkeit abwechselnden Personen ausgeführt, nimmt jedoch nur wenige Minuten in Anspruch. Das Material für den Reibstab liefert, wie Livingstone[2]) angibt, eine wilde Feigenart, und um die Reibung zu vergrossern, benetze man das Ende des Reibstabes mit der Zunge und stecke es in den Sand, damit einige Körner davon kleben bleiben. Will man Feuer unterwegs transportieren, so benutzt man dazu, nach Livingstone,[3]) die getrockneten mächtigen Kotballen von Elefanten oder auch eine Lunte aus den Stielen gewisser Felsenpflanzen; das letztere sah ich übrigens auch in Buanji (Tb. 91, No. 28). Zur Aufnahme des Herdfeuers dienen zuweilen Fächer (Tb. 105, No. 28). Allerdings kommt dieser umständliche Modus der Feuererzeugung immer mehr ab, da man für wenige Pesa sich in den Besitz bequemer europäischer Zündhölzchen setzen kann, bei denen das Feuerreiben ja weniger unbequem ist.

*) Eine Hundehütte erinnere ich mich nur ein einziges Mal in diesen Gegenden, und zwar bei den Wamakua am Ssengwa-Berge, gesehen zu haben. Ueber Bienenhäuser siehe S. 40.

[1]) **37**, S. 127; [2]) **3**, S. 58; [3]) **3**, S. 58.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Rauchplage.) Einen Schornstein besitzen die Negerhütten niemals, höchstens dass der Rauch durch einen Spalt zwischen der Umfassungswand des Hauses und dem Dache abziehen kann.*) Infolgedessen ist das Innere der Hütten oft mit einem überaus beizenden Qualm erfüllt, der den Aufenthalt für Europäer fast unerträglich macht, die Eingeborenen freilich wenig zu belästigen scheint, zumal sie meist am Boden hocken, wo sie dem nach oben steigenden Rauche weniger ausgesetzt sind; immerhin sind die rauchigen Hütten sicher ein Grund für die Häufigkeit der Augenbindehaut-Entzündungen bei Negern. Durch die sich niederschlagenden Rauchgase sind die Dachsparren mit einem lackartigen, tiefbraunen, ja schwarzen, glänzenden Ueberzuge bedeckt, und in derselben Weise sind auch oft die Gebrauchsgegenstände im Innern der Hütten verräuchert. Ebenso wird auch das Dachstroh durch und durch bis zur Aussenseite von Rauche bräunlich gefärbt, und nur die über die Hauswand überhängenden Dachabschnitte behalten ihre ursprüngliche hellere Färbung.

Sitzgeräte. Tische finden sich nirgends in den Negerhütten,**) und am oberen Ruwuma schnitzt man auch keine Stühle,***) wie es bei den meisten andern Stämmen im Süden von Deutsch-Ost-Afrika üblich ist. Aber dem Neger sind Stühle auch nicht das unentbehrliche Hausgerät wie uns, denn ihm kann, wie so vielen Völkern, das Hocken auf dem Boden das Sitzen völlig ersetzen. Diese Hockstellung, bei der das Gesäss den Boden nicht berührt, ist für den daran nicht gewöhnten freilich nichts weniger als eine bequeme Ruheposition. (Tb. 87c.)

Bettstellen. Bettstellen sind am oberen Ruwuma in den meisten Hütten vorhanden, wenn sie auch zuweilen fehlen und die Leute »gleich Ziegen«, wie die Suaheli verächtlich sagen, am Boden schlafen; auch bei den Wamakonde sind nach Lieder[3]) »Kitanden« (Bettstellen) nicht durchgängig in Gebrauch.

Die Form der Bettstellen ist bei den meisten Stämmen (mit Ausnahme der Konde-Leute am Njassa) die gleiche: Die Füsse der Bettstelle bilden etwa kniehohe Gabelhölzer und auf diesen ruhen Längsstangen, die rostartig mit kurzen Querstäben belegt sind. Ueber das Ganze wird manchmal auch eine Matte†) oder ein Fell[4]) gebreitet: aber bequem wird eine solche

*) Nur in einem einzigen Falle erinnere ich mich, in einer Wahehe-Tembe eine Art Schornstein gesehen zu haben; in der flachen Decke des Hauses war ein Loch und darüber war aussen eine kurze Tonröhre angebracht.

**) Nur einmal sah ich in einer Hütte, und zwar am oberen Ruvuma, eine 1,50 m lange und 0,75 m breite, etwa fusshohe Erhöhung aus gestampftem Lehm, die angeblich als eine Art Tisch dienen sollte. Das ist aber, wie gesagt, ein Unikum.

***) Von den Wamakonde-Mawia nahe der Ruwuma-Mündung erwähnt Stuhlmann[1]) »niedere, bankartige Holzsessel«. Aus der Niangao-Lukuledi-Gegend berichtet P. Rüdel[2]) von 15—20 cm hohen Holzklötzchen als Sitzen: »öfters ist dasselbe auch etwas behauen, so dass Figuren eine Art Füsse bilden.«

†) v. Behr[5]) beschreibt von den Wahjao Matten aus gespaltenem Bambusrohr, und Adams[6]) erwähnt, dass bei den Wahjao »auch bunte, schön gemusterte Strohmatten von Männern und Frauen

[1]) **31**, S. 188; [2]) **42**, S. 38; [3]) **37**, S. 122; [4]) **18**, S. 85; [5]) **18**, S. 86; [6]) **79**, S. 56.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lagerstätte für jemand, der nicht über den beneidenswert festen Schlaf eines Negers verfügt, auch so nicht, und v. Behr,[2]) der eine Nacht auf solch einem Folterbett zu ruhen suchte, schildert recht anschaulich, wie die Astknorren drücken und das »fortwährende Rollen und Knacken der losen Holzstäbe« den Schlaf unmöglich macht. Ueberdies sind die Bettstellen oft auffällig kurz, so dass man darauf in halbkauernder Stellung ruhen muss; ganz breite, quadratische Bettstellen, wie man sie manchmal sieht, sind wohl für zwei Personen bestimmt.

In mehreren Häusern am Ssengwa-Berge (Wamakua) sah ich neben der Lagerstelle 1,50—2 m hohe, oben gegabelte Hölzer, an deren unterem Teil eventuell auch die Lagerstätte selbst befestigt war: das Ganze sah aus wie ein »Moskitonetz-Gestänge«, natürlich ohne ein solches zu sein. (Fig. 57.)

Das Bett des Häuptlings Undi (oberer Ruwuma) war nicht mit Stäben belegt, sondern statt dessen straff mit Antilopenfell bespannt, doch war das ein Unikum, und ebenso sind nach Suaheli-Art geflochtene »Kitanden« am oberen Ruwuma ganz seltene Ausnahmen.

Auch hölzerne Nackenstützen, wie sie z. B. die Wangoni als für unsern Geschmack freilich recht wenig bequeme »Ruhekissen« beim Schlafen benutzen, sind am oberen Ruwuma und in der Massassi-Madjedje-Gegend nicht im Gebrauch, wenn ich auch ein vereinzeltes Stück bei den Wamakua am Ssengwa-Berge sammelte.

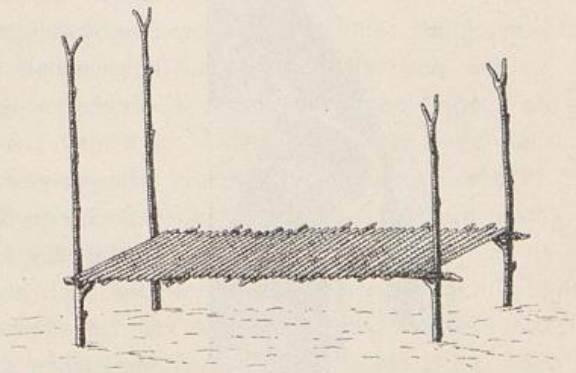


Fig. 57.
Bettstelle aus einem Makua-Dorfe am Ssengwa-Berge.
(Zusammengeflochtene Stab-Platten vertreten Bretter.)

Gabelhölzer und zu einer Platte nebeneinander geordnete Stäbe, wie sie die Negerbettstellen zusammensetzen, bilden auch für die übrige Einrichtung des Negerheims die Grundlage. Denn da den Negern der Gebrauch der Säge nicht bekannt ist, bereitet die Herstellung von Brettern recht grosse Umstände; ist ein solches unbedingt erforderlich, so muss ein Stamm mit der Axt entsprechend zugehauen werden; jeder Baum liefert also nur ein einziges Brett. Auch Tischlerei, d. h. das Ineinanderfügen von einzelnen Holzteilen, wird, abgesehen von sehr wenigen Ausnahmen, nicht geübt, und Nägel sind unbekannte Dinge; Schemel samt den Beinen müssen z. B. aus einem einzigen massiven Holzstück herausgearbeitet werden.

Wo wir ein Brett verwenden würden, flicht der Neger daher meist einzelne Stäbe zu einer Platte zusammen, und an die Stelle von Kisten und Truhen treten geflochtene Körbe und Tontöpfe.

---

oft kunstvoll hergestellt werden.« Von den Wamakonde berichtet Lieder,[1]) dass bei ihnen »Matten und Decken« nicht durchgängig in Gebrauch seien. Auch am oberen Ruwuma erinnere ich mich, nur wenige Matten gesehen zu haben: aber da ein Teil der Bevölkerung vor uns fortgelaufen war, hatte man die meisten Schlafmatten vielleicht mitgenommen.

---

[1]) **37**, S. 122; [2]) **18**, S. 85.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Plattformen als Aufbewahrungsplatz für Hausgerät etc.,

Um einen Platz für die Unterbringung von Hausgerät und Vorräten zu schaffen (vor allem auch für das Brennholz, das in der Hütte trocknen soll) errichtet man sehr oft Gestelle, die auf hohen Gabelhölzern eine aus nebeneinander geordneten Stäben bestehende Plattform tragen (Tb. 31 b).

Am oberen Ruvuma habe ich diese Plattformen freilich nur wenig gesehen, doch gehören sie bei andern Stämmen im Süden der deutschen Kolonie fast konstant zum Hütten-Mobiliar; nehmen diese Plattformen grössere Dimensionen an, so befestigt man sie direkt an den Wänden der Hütte, anstatt sie durch Stangen von unten zu stützen, und so entsteht unter dem Dache ein regulärer »Bodenraum«, wie man ihn so häufig z. B. im Konde-Land am Njassa, in Ussafua und anderwärts findet. (Siehe Abschnitt V.)

„Eckbretter",

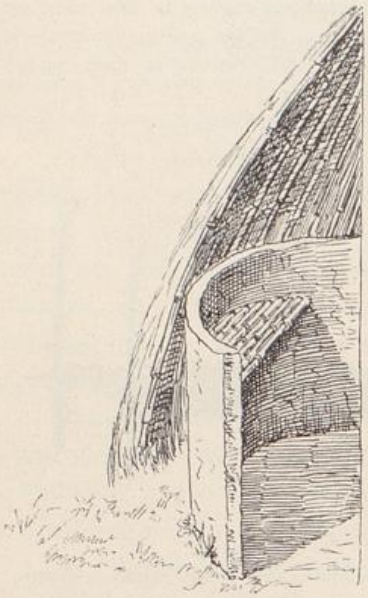


Fig. 58.
»Eckbrett« in einer Wassafua-Hütte.

Zuweilen werden auch (Ussafua, Untali) in halber Höhe der Umfassungsmauer ein paar Bambusstangen horizontal nebeneinander in die Hüttenwand eingelassen, so dass ein kleines »Eckbrett« entsteht. (Fig. 58.) Vielfach (vereinzelt auch am oberen Ruwuma) sieht man auch

„Hängebretter" und Trapeze,

»Hängebretter«, d. h. zu Platten zusammengeflochtene Stäbe, die an Schnüren von der Decke des Hauses herabhängen; ab und zu wird auch nur ein einzelner Stab an Schnüren wie ein Trapez befestigt, wohl um Zeug oder dergleichen darauf zu hängen.

Astgabeln als Topf-Ständer etc.,

In den Hüttenboden eingegrabene Astgabeln dienen zum Anhängen von allerlei Hausgerät, wie Kalebassen u. dgl., vor allem aber auch zum Daraufstellen von Töpfen (Tb. 31 b).

Aufhängevorrichtungen.

Als »Aufhängsel« befestigt man auch wohl (z. B. in Ussafua) etwa fusslange, quirlartig mehrfach gegabelte Stäbe mit einer Schnur an den Dachsparren etc., so dass sie, das gegabelte Ende nach unten gerichtet, herabhängen (Tb. 29, No. 17); ferner lässt man, wie es in den Temben und im Konde-Land am Njassa vorkommt, fingerlange Hölzer wie »Kleiderriegel« in die Hauswand ein.

Aber auch wo dergleichen besondere Aufhängevorrichtungen in den Hütten fehlen, finden sich schon geeignete Stellen genug, um Hausgerät, das zu diesem Zweck sehr häufig mit einer Aufhängeschlinge versehen ist, anzuhängen. Auch steckt man dazu geeignete Gegenstände, wie Löffel, Quirle etc., oft zwischen das Stroh des Daches resp. der Hauswand hinein, und ein sehr beliebter Platz für allerlei Kleinigkeiten ist besonders der obere Rand der Umfassungsmauer (der Winkel der sich zwischen dieser und dem Dache befindet; siehe Fig. 58).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Kleine Gegenstände, wie Rasiermesser, Medizin u. dgl., werden sehr häufig in Fellsäckchen untergebracht, die im Süden von Deutsch-Ostafrika recht verbreitet sind, wenn ich mich auch nicht erinnere, sie gerade am oberen Ruwuma öfter gesehen zu haben.*) Der Grund, dass sie hier selten sind, ist, dass diese Säckchen meistens aus den Fellen von Ziegen, die ja am oberen Ruwuma kaum vorkommen, hergestellt werden; freilich benutzt man in Ungoni, wo Fellsäckchen besonders beliebt sind, auch Bälge kleiner Raubtiere zu diesem Zwecke. Fellsäckchen.

Die Fellsäcke werden in der Art hergestellt, dass man die Haut in der Halsgegend mit einem nur kurzen Schnitte durchtrennt und dann von dieser Oeffnung aus den ganzen Kadaver aus dem Fell herausschält. Der Schwanz, die Füsse und wohl auch der Schädel bleiben bei kleineren Tieren an dem Säckchen, während bei den Ziegenfellsäcken der Kopf und der untere Teil der Beine abgeschnitten werden; ein am Halsteil losgeschnittener Fellstreifen dient zum Aufhängen und Tragen des Beutels.

Wertvollere Gegenstände, wie Perlen und europäische Stoffe, bringt man am oberen Ruwuma oft in grossen, sauber geflochtenen Deckelkörben, wie sie die Suaheli flechten und die wohl auch von der Küste stammen, unter; ab und zu verirrt sich auch einmal eine europäische Holzkiste in diese Gegenden. Den Wassafua dienen zu gleichem Zwecke sehr niedliche geflochtene Körbchen mit Ueberfalldeckel, und den Wabungu und Wahehe Rindenschachteln nach Wanjamwesi-Art (Tb. 113 No. 22, Tb. 105 No. 4 u. No. 3). Deckelkörbe und Schachteln.

Im Innern des Hauses (oder auch in besonderen Wirtschaftsschuppen, wie sie z. B. in Ungoni üblich sind) befindet sich der Mahlstein zum Zerreiben des Getreides. In manchen Gegenden, wie Ussafua, Unjika usw., sieht man häufig einen oder auch mehrere solche Steine in einen Untersatz aus Lehm eingelassen, und das Mehl fällt dann von der Reibfläche in eine davor befindliche schüsselartige Vertiefung (Tb. 26; Fig. 59). Wo die Häuser Veranden besitzen, wird das Mehlreiben gerne dort vorgenommen, und man liebt es überhaupt, alle häuslichen Arbeiten im Schatten der Veranda zu verrichten, während das Innere des Hauses hauptsächlich nur als Schlafstätte dient. der Mahlstein u. sein Platz.

Auf der Veranda resp. unter den überhängenden Teilen des Daches wird auch mancherlei Hausgerät untergebracht. So dient der Winkel zwischen der äusseren Hauswand und dem Dache oft als Aufbewahrungsort für Wild- und Fischnetze, Fischkörbe und dergleichen grosse Gegenstände, die den Raum im Innern der Hütte zu sehr beengen würden, und man stellt auch wohl (z. B. am oberen Ruwuma) Getreidevorräte im Schutze des überhängenden Daches auf. (Fig. 63.) die Veranda als Aufbewahrungsort. —

Ebenso wie sich das »Mobiliar« der Hütten — wenn ich die primitive Lagerstelle, gelegentliche Stühlchen, den Kochherd, die Mehlreibe-Vorrichtung

*) v. Behr[1]) erwähnt »kleine Beutel mit Medizin, Schmucksachen und vielen andern wertlosen Kleinigkeiten« von den Wahjao.

[1]) 18a, S. 85.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hausrat im Süden von Deutsch-Ostafrika:

und die unsere Schränke und Truhen vertretenden Plattformen, Säckchen usw. mit diesem stolzen Namen belegen darf — bei allen Stämmen im Süden von Deutsch-Ostafrika so ziemlich gleicht, ist auch der übrige Hausrat ein ähnlicher.

Kochtöpfe,

Nirgends fehlen Kochtöpfe aus gebranntem Ton, meist sind auch tönerne Krüge und Näpfchen und zuweilen auch Siebe aus Ton vorhanden (Wakissi). Da es aber nicht überall brauchbares Material gibt, so beziehen manche Stämme ihre Tonwaren von ihren Nachbarn, bei denen dann, wie bei den Wakissi am Njassa, die Töpferei direkt zu einer Industrie wird. Ueberall sind es die Weiber, denen die Töpferei und auch die sonstige Lehmarbeit, wie z. B. das Verputzen der Häuser, zufällt. (Siehe Abschnitt VI.) Damit der gerundete Topf-

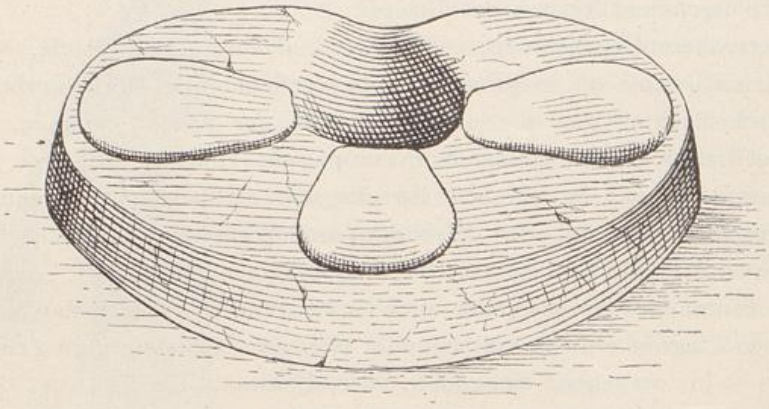


Fig. 59.
Vorrichtung mit drei Mahlsteinen. Das fertige Mehl fällt in die Vertiefung.

boden feststeht, stellt man die Töpfe in den Hütten auf die oben bereits erwähnten, dellenartig vertieften Lehmkegel oder klemmt sie in dreiarmige Astgabeln ein, oder benutzt aus Gras geflochtene Ringe als Untersätze; letzteres ist wohl die häufigste Methode. (Tb. 31b und Tb. 29 No. 19 u. 20.)

Kalebassen, Körbe und andere Behälter.

Nächst den unentbehrlichen Kochtöpfen bilden verschieden geformte grosse und kleine Kalebassen und geflochtene Körbe, deren Gestalt sich nach dem Zwecke richtet, denen sie dienen (als »Truhen«, zum Aufbewahren von Lebensmitteln, zum Wannen des Getreides, als »Trinkkörbchen« für Pombe etc.), die wichtigsten Bestandteile jedes Negerhaushaltes. Als Behälter für Oel werden in der Regel kleine Kürbisgefässe benutzt, Fett bringt man gerne in Hörnern unter, und die ausgehöhlten Früchte des Affenbrotbaums und gelegentlich wohl auch die Schalen einer riesigen Landschnecke dienen zur Aufnahme von Salz, Tabak und dergleichen. (Tb. 29.) Auch europäische Flaschen und leere Konservenbüchsen sind überall beliebt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Mit Ausnahme der verschieden gestalteten Stampfmörser (Fig. 60; siehe auch Kpt. VIII), — die dort, wo man hauptsächlich vom Getreide und nicht, wie im Konde-Lande am Njassa, von andern Landesprodukten lebt, in keinem Haushalt fehlen dürfen — findet man geschnitzte Holzgefässe, wie Trinkgefässe, Melkeimer etc., nur bei manchen Stämmen (Wakinga) häufiger in den Hütten, und auffällig ist es, dass man im allgemeinen auch so wenig Gebrauch von Bambusgefässen macht. Kleinere Behälter, wie Schnupftabaksdosen etc., werden zwar überall aus Bambus hergestellt, aber grössere Gefässe fertigt man, mit Ausnahme des Konde-Landes am Njassa, aus dem doch anscheinend so bequemen Material im Vergleich zu andern Tropenländern nur recht wenig, selbst dort, wo es an genügend dicken Bambusstangen nicht zu fehlen scheint; nur zu Bauzwecken wird Bambus ganz allgemein verwendet und hierzu sowie zur Bambusweinbereitung wird er auch angepflanzt.

Getreidestampfmörser und andere Holzgefässe. (Bambus-Verwendung.)

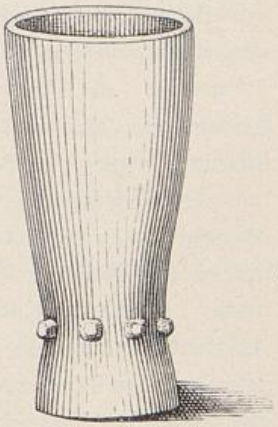


Fig. 60.
Mörser zum Stampfen des Getreides.

Aus Holz schnitzt man jedoch überall Löffel und Stäbe zum Umrühren des Mehlreis und zum Austeilen der Speisen. Messer sind ebenfalls, wenn auch nicht gerade reichlich, vorhanden; wenn man nicht, wie häufig im Lindi-Hinterlande, von der Küste importierte Messer nach Suaheli-Art besitzt, fertigt man sie in der Regel aus einer alten Speerklinge, doch vertritt auch der Speer selbst sehr oft die Stelle des Messers.

Holzlöffel. —

Endlich finden wir in den Hütten, von Vorräten an Lebensmitteln und Brennholz abgesehen, noch Acker- und Jagdgerät, Waffen, Musikinstrumente*) und allerlei Kleinigkeiten, wie Medizin, Rasiermesser, Tabakspfeifen, Kinderspielzeug und dergleichen; speziell am oberen Ruwuma sind auch recht sinnreich konstruierte Rattenfallen in mehreren Modellen sehr häufig in den Wohnungen vorhanden. (Siehe Abschnitt IX.)

Um die Schilderung der Negerhütten zu vervollständigen, sei endlich noch erwähnt, dass oft das Wohnhaus auch mit den Haustieren geteilt wird. Nicht nur, dass man die Hunde darin duldet und den Bruthennen im Innern der Hütte ein ungestörtes Nest bereitet: in vielen Gegenden werden auch die Ziegen und Rinder in den Wohnstätten untergebracht, sei es in besonderen »Verschlägen«, oder einfach an Pfähle angebunden.

Vieh in Wohnhäusern.

*) Ueber Musikinstrumente finde ich in meinen Notizen vom oberen Ruwuma leider keine Angaben. Ich glaube, es werden dort auch die grossen sanduhrförmigen Trommeln, wie wir sie in der Nachbarschaft finden, im Gebrauch sein. Eine kleine, becherförmige Trommel, die ich bei den Wamakua am Ssengwa-Berge erwarb, ist hier jedenfalls kein häufig gebrauchtes Modell.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sauberkeit der Wohnungen.

Die Reinlichkeit im Innern der Hütten ist bei den einzelnen Stämmen recht verschieden. Mit Ausnahme der Konde-Leute am Njassa, in deren Hütten meist wirklich grosse Sauberkeit herrscht, halten alle Stämme im Süden von Deutsch-Ostafrika ihre Wohnungen nach unsern Begriffen sehr unreinlich und unordentlich, und nur die Häuptlingshäuser zeichnen sich überall, wie von aussen, so auch im Innern, durch grössere Sauberkeit aus.

Kunstfertigkeiten im Lindi-Hinterland und im Süden von D. O. A. überhaupt: Schnitzerei.

Allerdings heben Thomson[1]) und v. Behr[2]) auch von den Wahjao »den ausgesprochenen Sinn für Ordnung und Reinlichkeit« hervor, der in ihren Hütten herrsche, und wenn ich am oberen Ruwuma davon ebensowenig merkte wie von ihrer Kunstfertigkeit im Schnitzen schöner Holzarbeiten, die v. Behr[3]) ihnen nachrühmt, so liegt das zum Teil vielleicht an den gedrückten politischen Verhältnissen, die dort seit Jahrzehnten herrschen; freilich erwähnt auch Livingstone, der in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am oberen Ruwuma reiste, nichts von einer solchen Kunstfertigkeit der Bevölkerung.

Die Wahjao des britischen Gebietes sind aber geschickte Holzschnitzer, und die schönen, von (Matschemba-)Wahjao, Wangindo und Wamakonde stammenden Stücke des Berliner Museums für Völkerkunde — Schnupftabaksdosen, Spazierstöcke, Axtstiele, Kopfschemel, Schiesspulverbehälter[4]) — erweisen, dass auch im Lindi-Hinterlande diese Kunstfertigkeit vorhanden ist; dass die sonst so unkultivierten Wamakonde besonders ganz vorzügliche Ebenholzfiguren schnitzen, wurde bereits oben erwähnt (Seite 68).

Es sei hier gleich bemerkt, dass ich persönlich eigentlich nirgends im Süden von Deutsch-Ostafrika besonders kunstvoll geschnitzte Holzgeräte angetroffen habe; die besten Schnitzereien waren noch die Schnupftabaksdosen und Messerscheiden der Waniamanga, die Spazierstöcke der Konde-Leute am Njassa und die Schemel der Wanjika. Die Eingeborenen des West-Njassa-Ufers fertigen aber ganz hervorragend schöne Stücke, von denen einzelne natürlich auch verschleppt werden (ich sammelte ein solches z. B. in Massassi), und vermutlich werden die vielen aus diesen Gegenden stammenden Leute des Lindi-Hinterlandes ihre Kunst gelegentlich auch dort ausüben.

Ebensowenig Hervorragendes wie in der Holzschnitzerei, leisten übrigens die Leute am oberen Ruwuma — es sind dies ja eigentlich die einzigen, über die ich nach eigener Anschauung aus dem Lindi-Hinterland berichten kann — in der Töpferei,*) in Schmiedearbeiten und im Korb- und Mattenflechten, während andere Stämme im Süden von Deutsch-Ostafrika oft recht schöne derartige Arbeiten herstellen. Nur wirklich schöne Matten sah ich mit Ausnahme

Matten-flechten usw. —

*) Töpfe vom oberen Ruwuma siehe Tb. 24 und 29. Von den Tongefässen der Wamakonde-Mawia nahe der Ruwuma-Mündung, worunter er auch schalenförmige Gefässe mit Fuss erwähnt, sagt Stuhlmann[5]): »Sie fallen oft durch hübsche Muster auf, die offenbar erhabene, in geraden oder gebogenen Linien darum gelegte Schnüre darstellen sollen.«

[1]) **10**, S. 78; [2]) **18**a, S. 86; [3]) **18**a, S. 86; [4]) **30**, Tb. XXVIII und XXIX; [5]) **31**, S. 188.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der von Suaheli gefertigten eigentlich nirgends; Adams[1]) bemerkt allerdings von den Wahjao, dass »auch bunte und schön gemusterte Strohmatten von den Frauen und Männern oft kunstvoll hergestellt werden«.

Ueber die Töpferei dieser Gegenden ist in Abschnitt VI, über die Eisentechnik in Abschnitt III im Zusammenhange mit den übrigen Stämmen berichtet. (Siehe auch Seite 121 am Schlusse dieses Kapitels.)

Die Grundlage für die Existenz der Bevölkerung des Lindi-Hinterlandes (und dasselbe gilt auch von den übrigen Gebieten im Süden von Deutsch-Ostafrika) bildet der fleissig betriebene Ackerbau.

Handel, Jagd und Fischfang werden im allgemeinen nur gelegentlich betrieben, und die Viehzucht spielt, wie bereits mehrfach erwähnt, im Lindi-Hinterland nur eine untergeordnete Rolle.

Viehzucht im Lindi-Hinterland.

Rinder gibt es hier ja so gut wie gar nicht; der ganze Rinderbestand des Bezirks Lindi betrug 1903[2]) überhaupt nur 222 Stück, wovon das meiste wohl auf die Küstendistrikte entfällt. Da, wie Livingstone[3]) zuerst nachgewiesen hat,*) in der Gegend von Mikindani und am unteren Ruwuma die verderbliche Tsetseplage vorhanden ist und ebenso am oberen Ruwuma Tsetseherde sich befinden[5]), es überdies wohl auch meist an geeigneten Weideplätzen mangelt, so besteht auch wenig Aussicht auf Hebung der Rinderzucht.

Besser ist es mit Kleinvieh bestellt, da der Jahresbericht 1902/03[6]) für den Bezirk Lindi 30 000 Ziegen und 150 Schafe angibt. Da ferner am oberen Ruwuma, zu meiner Zeit wenigstens, nur in einem einzigen, allgemein darum beneideten Dorfe ein paar Ziegen vorhanden waren und auch die Massassi- und Madjedje-Gegend keineswegs reich an Kleinvieh war so müssen die der Küste näher gelegenen Distrikte des Hinterlandes**) sogar sehr reich an Ziegen sein, was für das Makonde-Plateau im Gegensatz zu älteren Berichten[8]) auch bestätigt wird.[9])

Hunde, die man auch hier bei der Jagd gebraucht, finden sich dagegen überall, wie Berg[10]) schreibt, sogar oft in zu reichlicher Menge. Vom unteren Ruwuma erwähnt derselbe Autor auch Katzen; die letzteren sind sonst im Süden von Deutsch-Ostafrika nicht verbreitet, und man trifft sie nur in den Araber- und in den europäischen Niederlassungen an.

---

*) Livingstone hat sich im Lindi-Hinterland sehr gründlich mit dieser Frage beschäftigt, die er durch Mitführen von Büffeln, Kamelen und Eseln zu lösen suchte. Die in wirtschaftlicher Beziehung hochwichtige Tatsache, dass auch im deutschen Gebiete Tsetse vorhanden ist, war aber anscheinend völlig in Vergessenheit geraten, bis R. Koch mehr als 30 Jahre später die Tsetsekrankheit für Deutsch-Ostafrika praktisch neu entdeckte. (Siehe auch Kpt. V.)

(Livingstone konstatiert Tsetse für D. O. A.)

Stuhlmann[4]) wurde allerdings versichert, dass früher ziemlich viel Rinder in der Gegend nahe der Ruwuma-Mündung vorhanden gewesen sein sollen.

**) Das Klima der Küste selbst sollen die Ziegen wieder schlecht vertragen.[7])

---

[1]) **79**, S. 56; [2]) **87**, Anl. S. 69; [3]) **3**; [4]) **31**, S. 188; [5]) **99**, **75a**; [6]) **87**, Anl. S. 69; [7]) **74**, S. 109; [8]) **18a**, S. 78; [9]) **57**, S. 355; [10]) **35**, S. 219.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch Hühner werden überall gehalten, und ebenso sind Tauben nicht selten; von den Wamakonde sollen die letzteren nach Lieders[1]) Angaben jedoch nicht gezüchtet werden, jedoch kommen Enten vereinzelt auf dem Makondehochland vor,[2]) und schon Livingstone[3]) fand sie in den Wamatambwe-Dörfern nahe der Ruwuma-Mündung. Hier und da züchtet man auch Perlhühner am Ruwuma, wie es Berg[4]) und bereits Livingstone[5]) erwähnen.

Feldfrüchte im Lindi-Hinterland.

Angebaut wird im Hinterland von Lindi: Sorghum, Mais, Maniok, verschiedene Bohnenarten, Bataten, Reis, Erdnüsse, Sesam, Gurken, Kürbisse, Ricinus, Tabak und etwas Zuckerrohr. Auch Bananen kommen in der Massassi-Gegend und bei den Marumba-Ansiedlungen[6]) vor, fehlen aber sonst am oberen Ruwuma so gut wie ganz. Auf dem Makonde-Plateau sind Mango-Bäume häufig vertreten, wenn sie auch schlecht gedeihen.[7]) Kokospalmen hören schon wenige Meilen von der Küste landeinwärts auf und kommen höchstens »in vereinzelten kümmerlichen Exemplaren weiter im Hinterlande vor«,[8]) freilich bis zu achttägiger Entfernung von der Küste.[9])*)

Feldbestellung im Süden von Deutsch-Ostafrika: Roden.

Ich will dem, was über den Ackerbau im Lindi-Hinterland zu sagen ist, auch einige Bemerkungen über die Bestellung und Anlage der Felder im Süden von Deutsch-Ostafrika überhaupt hinzufügen.

Auf der zum Ackerland gewählten Fläche wird vor Beginn der Regenzeit Gras und Buschwerk abgehauen und die Baumstämme werden 1—2 m über dem Boden gekappt. Grössere Baumstämme lässt man anfänglich wohl auch stehen und bringt sie nur durch Ringeln zum Absterben.[11]) Sie werden dann nach der ersten Ernte zugleich mit den noch vorhandenen Baumstümpfen entfernt, wenigstens dort, wo man den Ackerbau sorgsamer betreibt. Geschieht das Ausroden nicht, so schlagen die Bäume sehr bald wieder frisch aus.[12])

Ungenügende Düngung.

Eine Düngung findet nicht statt, ausser mit der Asche der ursprünglichen Vegetation; höchstens noch mit der Asche von Strauchwerk, das man aus der Nähe herbeigetragen hat, wie dies Bachmann[13]) aus Unjika berichtet. Nur im Konde-Land, dessen Bewohner sich auch sonst durch die Sorgfalt auszeichnen, die sie der Bestellung ihrer Aecker widmen, wird grüne Vegetation bei der Anlage der Beete mit untergehackt und ferner die Herdasche und der übrige Dorfkehricht zum Düngen benutzt; Bananen werden nach Merensky[14]) dort sogar mt Kuhmist gedüngt.

*) Nach Busse[10]) werden am oberen Ruwuma angebaut: »ausser Mais und Sorghum, Reis, Pennisetum-Hirse, Eleusine, Erdnüsse, Gurken, Kürbisse, Maniok, Phaseolus vulgaris, Ph. Mungo, Vigna sinensis, Cajanus indicus, Dolichos Lablab, Erderbsen und Sesam; in der Nähe der Ludjende-Mündung auch das in Deutsch-Ostafrika wenig kultivierte Panicum colonum, »Chindumba« genannt. Die »Chindumba« wird sowohl gegessen, wie auch zur Pombe-Bereitung verwendet.« Von dem Makonde-Plateau berichtet Busse über die »eigenartigen Laubenkulturen des Talerkürbis (Telfairia pedata), denen man in fast jedem Dorfe begegnet.«

[1]) **37**, S. 123; [2]) **35**, S. 219; [3]) **3**, S. 29; [4]) **35**, S. 219; [5]) **3**, S. 34 u. 37; [6]) **35**, S. 208; [7]) **67**, S. 26; [8]) **67**, S. 27; [9]) **35**, S. 208; [10]) **67**, S. 21 u. 26; [11]) **18a**, S. 78; **37**, S. 122; [12]) **31**, S. 188; [13]) **59**; [14]) **21**, S. 148.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da ausreichende Düngung im allgemeinen nicht stattfindet (und bei dem Mangel an Vieh meist auch nicht stattfinden kann), so ist der Boden bald erschöpft, und nach wenigen Jahren, bei den Wamakonde nach v. Behr[1]) sogar jährlich (?), pflegen neue Rodungen angelegt zu werden.

Waldvernichtung durch Feldwechsel.

Es ist daher kein Wunder, wenn die Wälder trotz der mancherorts erstaunlich hohen Regenerationsfähigkeit des Bodens[2]) unter der Axt des Negers zusammenschmelzen, zumal dort, wo man den Feldbau unordentlich betreibt, wie auf dem Muera-Plateau,[3]) oder wo, wie — stellenweise wenigstens — auf dem Makonde-Plateau, die natürliche Unfruchtbarkeit des Bodens[4]) noch überdies zu schnellem Feldwechsel zwingt.

»Einen traurigen Anblick bietet die Verwüstung des schönen Waldbestandes. Auf je ein Hektar an bebautem Land kommt mindestens das Zehnfache an Wüstenei. Dabei scheinen die Siedelungen hier zum Teil erst im Entstehen begriffen zu sein, so dass die Waldverwüstung, wenn ihr nicht von der Regierung Einhalt geboten wird, künftig einen noch weit grösseren Umfang als heute annehmen dürfte,« klagt Bornhardt bei der Schilderung einer Gegend des Muera-Plateaus, und auf dem Makonde-Plateau steht es nicht besser.[5])

Felder oft fern von Ortschaften.

Der schnelle Felderwechsel ist offenbar ein Grund dafür, dass die Anpflanzungen oft weit von den Ansiedlungen entfernt mitten im Busch liegen, und dass man die alten Ortschaften so häufig verlässt, um neue Sitze aufzusuchen, die Wamakonde z. B. nach Berg[6]) »nach ein- bis dreijährigem Aufenthalt ihren Wohnort mit einem neuen vertauschen.« Freilich gibt der Neger nicht viel auf, wenn er einen neuen Wohnplatz wählt, denn nach drei bis vier Jahren muss er an Stelle der alten, baufällig gewordenen und von den Termiten zerfressenen Hütte doch so wie so eine neue bauen.[7])

Ausser der Erschöpfung der Aecker ist auch die Furcht vor räuberischen Ueberfällen ein Grund dafür, dass die Felder oft weit von den Ortschaften entfernt sind. So hatten sich z. B. die Wamakonde der Newala-Gegend[8]) aus Furcht vor den Wangoni in das schützende Buschdickicht des Plateaus zurückgezogen, während ihre Felder etwa vier Stunden von den Ansiedlungen entfernt in der fruchtbaren Ruwuma-Niederung lagen; nur zur Bestellung und Reinhaltung der jungen Saat verweilte man auf den Aeckern, auf denen für diese Zeit provisorische kleine Wohnhütten errichtet waren, um dann erst zur Ernte wieder dorthin zurückzukehren.[9]) Jetzt, wo friedliche Verhältnisse eingetreten sind, ziehen die Eingeborenen auch wieder vom Plateau herunter.[10]) Aus denselben Gründen finden wir die Dörfer der Ruwuma-Bevölkerung vorzugsweise auf den schützenden Inseln, ihre Anpflanzungen dagegen auch an den Ufern des Flusses.

Die Feldarbeit wird in der Regel zwischen beiden Geschlechtern verteilt, und zwar so, dass die schwere Arbeit des Urbarmachens von den Männern

[1]) **18a**, S. 77; [2]) **67**, S. 11; [3]) **50**, S. 270; [4]) **67**, S. 25; [5]) **67**, S. 25; [6]) **36**, S. 439; [7]) **71**, S. 117; [8]) **38**, S. 124; [9]) **35**, S. 208; [10]) **79**, S. 66.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verteilung der Feldarbeit zwischen Männern und Weibern.

besorgt zu werden pflegt, während das übrige hauptsächlich — je nach dem Brauche der verschiedenen Stämme in grösserem oder geringerem Umfang — den Weibern zufällt. So berichtet v. Behr[1]) von den Wamakonde, dass, abgesehen von dem Abschlagen des Busches, alle Feldarbeit, auch das Ausroden der Wurzeln und das Auflockern des Bodens, von den Weibern besorgt werden muss,*) während bei andern Stämmen sich beide Geschlechter an dem Hacken des Bodens beteiligen, bei den Konde-Leuten dies sogar ausschliesslich Männerarbeit ist. Jäten und Ernten ist aber fast durchgängig ausschliesslich Weiberarbeit.

Ackergerät.

Zum Auflockern des Bodens benutzt man im Lindi-Hinterland kleine, nur für eine Hand bestimmte, leichte Feldhacken aus Eisen, mit gerade abgeschnittenem, nicht mit herzförmigem Blatt, wie es sonst meist üblich ist.[3])**) Die Feldhacken der übrigen Stämme sind aber viel grösser und schöner als die im Lindi-Hinterlande gebräuchlichen und werden mit beiden Armen geschwungen. Das sorgsam geschmiedete eiserne Hackenblatt bildet einen der wertvollsten Tauschartikel der Eingeborenen, den man als Wertmesser für andere Dinge, als eine Art »Geld«, betrachtet. (Tb. 29 und Tb. 67 f.)

Zum Wurzelausroden bedienen sich die Wamakonde-Mawia »eines kräftigen, meisselartigen Eiseninstruments, das durch umgelegte Eisenbänder an einem langen Holzstiel befestigt ist, während man in den ganz steinigen Korallenfelsgebieten des Kap Delgado beim Roden und bei der Ackerbestellung nur spitze Stöcke benutzt.«[4]) Ein »hippenartig kurz gestieltes Buschmesser« ist bei den Wamakonde zum Abschlagen des Strauchwerkes bestimmt,[5]) und solche Buschmesser mit kürzerem oder längerem Stiel und mit hakenförmig nach vorn gebogener Spitze findet man auch im ganzen übrigen Süden von Deutsch-Ostafrika (Tb. 29 No. 3 u. Fig. 62); zum Umschlagen grösserer Bäume werden Aexte benutzt, die auch im Lindi-Hinterlande nicht fehlen.

Beetkulturen.

Die typische Art der Bodenbestellung im Süden von Deutsch-Ostafrika ist die Kultur auf langen, etwa zwei Fuss hoch aufgeworfenen Beeten. Im Lindi-Hinterland werde solche Beete in der Regel nicht angelegt;[6]) aber wenn die Felder der dortigen Bevölkerung auch mit den überaus sorgsam gehaltenen Beeten der Konde-Leute am Njassa und der Wangoni keinen Vergleich aushalten, so wird der Ackerbau dennoch recht eifrig und erfolgreich betrieben.

Uneingeschränkt gilt dies freilich nicht. So sagt Stuhlmann,[7]) dass die Felder der Wamakonde-Mawia nahe der Ruwuma-Mündung von »sehr primitivem

*) v. Behr[2]) meint freilich, die Wamakonde-Weiber seien noch bevorzugt, »da bei den Ackerbau treibenden Völkern Ostafrikas allgemein die Anschauung verbreitet sei, die Bestellung des Bodens sei ausschliesslich Sache der Weiber.«

**) Aus der Donde-Gegend erhielt ich eine Hacke, deren Blatt nicht aus Eisen bestand, sondern aus hartem Holz geschnitzt war. Aehnliche Holzhacken werden auch im Konde-Lande zum Jäten benutzt.

[1]) **18**a, S. 78; [2]) **18**a, S. 76; [3]) **31**, S. 188; [4]) **31**, S. 188, [5]) **37**, S. 122; [6]) **37**, S. 128; [7]) **31**, S. 188.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ackerbau« zeugten,*) und auf dem Muera-Plateau sah Bornhardt[1]) überaus unordentlich gehaltene Felder, auf denen der Boden nicht umgehackt war, sondern »für jedes Samenkorn war nur ein handtiefes Loch gemacht und der Boden im nächsten Umkreis etwas aufgekratzt«.**) Ebenso berichten auch andere.[3])

Schlecht gehaltene Felder sind aber im ganzen Süden von Deutsch-Ostafrika eigentlich eine Seltenheit: im Gegenteil, man staunt oft, wie vortrefflich die Eingeborenen selbst mit den schwierigsten Terrainverhältnissen fertig werden und im Gebirge überaus steile Abhänge noch dem Feldbau nutzbar zu machen wissen. Man stuft z. B. im Livingstone-Gebirge und im Konde-Oberland am Njassa die an den Berglehnen gelegenen Felder in schmale, horizontale Terrassen ab, von denen der durch die Hackarbeit gelockerte Boden vom Regen nicht abgeschwemmt wird,[5]) oder man erreicht diesen Zweck dadurch, dass man die Beetreihen in der Richtung des Bergabfalles streichen lässt, damit das Wasser in den dazwischen liegenden Furchen abfliessen kann. (Tb. 80a; 82a; 84a.) Besonders die Wamatengo im südlichen Ungoni sind, wie Busse in einem zu Hamburg gehaltenen Vortrage berichtete, wahre Meister in der äusserst geschickten Anordnung solcher Abzugsfurchen.***) Wo solche Vorsichtsmassregeln nicht getroffen werden, wie z. B. in den Uluguru-Bergen im Hinterlande von Daressalam, wird die fruchtbare Ackerkrume in kurzer Zeit zu Tale geschwemmt.[6]) Von den Wahjao des portugiesischen Gebietes berichtet Livingstone,[7]) dass zu nasse Stellen entwässert würden und dass man die Quellen in ausgedehnter Weise zur Bewässerung der Beete nutzbar mache. Ich selbst habe dergleichen Bewässerungsanlagen nur wenig im deutschen Gebiete gesehen, doch werden sie von Busse[8]) für die Wamatengo, durch v. Scheele[9]), Arning[10]) und P. Basilius[11]) für Uhehe und die Ulanga-Ebene erwähnt, und Bornhardt[12]) sah in der Wiedhafengegend Entwässerungsgräben zum Trockenlegen sumpfiger Bodenstrecken.

Terrassierung steiler Gänge.

Be- und Entwässerungsanlagen.

Die Felder werden häufig zum Schutze gegen Wildschaden, resp. Abfressen durch das Vieh, mit Zäunen umgeben. Ich sah solche, ausser in andern Gegenden, auch im Lindi-Hinterlande, und ebenso erwähnt Lieder[13]) »feste, oft weit ausgedehnte Holzzäune«, die zum Schutze gegen die Wildschweine um die Felder errichtet werden. Gegen die wilden Schweine gräbt man in der Madjedje-Gegend

Schutz gegen Wildschaden; Zäune.

*) In andern Gegenden bebauen die Wamakonde jedoch sorgsamer ihre Felder, denn Berg[2]) sagt geradezu, dass sich die Wamakonde vor den übrigen Stämmen im Züchten von Haustieren sowie auch im »Schambenbau« auszeichneten, und »besonders am Ruwuma und im Mambi-Tale führe der Weg stundenweit durch gut bestandene, rein gehaltene Felder«.

**) Bornhardt erwähnt auch, dass hier Sorghum und Maniok auf ein und demselben Felde bunt durcheinander gepflanzt seien. An und für sich ist das allerdings kein Zeichen von Nachlässigkeit, denn derartige »Mischkulturen« finden wir auch auf sonst trefflich gehaltenen Aeckern (z. B. in Ungoni und anderwärts) sehr häufig, und von Ewerbeck[4]) wird sogar ausdrücklich bemerkt, dass sich z. B. Matama oder Reis zusammen mit Sesam gut auf ein und demselben Felde vertragen.

***) Ueber die eigenartigen Lochkulturen der Wamatengo siehe Abschnitt III.

[1]) **50**, S. 270; [2]) **36**, S. 439; [3]) **40**, S. 313; [4]) **74**, S. 106; [5]) **50**, S. 82; [6]) **50**, S. 326; [7]) **3**, S. 73; [8]) **67**, S. 16; [9]) **23**, S. 187; [10]) **41**, S. 49; [11]) **39**, S. 164 u. 235; [12]) **50**, S. 116; [13]) **37**, S. 122.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

auch längs der Felder zugespitzte Bambusstäbe schräg in die Erde, an denen sich die Schweine spiessen sollen. (?) Um Flusspferde zu verscheuchen, die sicher einen ganz kolossalen Schaden auf den Aeckern anrichten können, sah ich am oberen Ruwuma einmal einen ganz ingeniös konstruierten Alarm-Apparat: längs des Flussufers waren Schnüre gezogen, und wenn ein nächtlicherweile zur Aesung gehendes Flusspferd dagegen stiess, wurde ein Baumrindenzylinder zum

Alarmvorrichtung gegen Flusspferde.



Fig. 61.
Feldhütte zum Verscheuchen der Flusspferde. Oberer Ruwuma.

lauten Anschlagen gegen einen Holzpflock gebracht und so das scheue Tier verjagt. Auch auf hohen Plattformen errichtete Feldhütten, wie man sie vereinzelt am oberen Ruwuma sieht, sollen dazu dienen, von dort aus die Flusspferde zu verscheuchen.*) (Fig. 61). Aehnliche Feldhütten sieht man manchmal auch in den übrigen Gebieten, meist dienen sie aber vor allem zum Schutze gegen die Vögel; am unteren Schire hält der Feldhüter eine Anzahl durch den Acker verteilter

Feldhütten.

*) In Uhehe umgibt man die Felder gegen die Einfälle der Flusspferde mit ca. 0,75 m hohen Lehmmauern, wie mir Dr. Stierling mitteilte. Gruben und andere Fallen sind mancherorts ebenfalls zur Abwehr des Wildes in Gebrauch, doch da sie gleichzeitig zur Erbeutung der Tiere dienen, sollen sie in dem Abschnitte über die »Jagd« (Abschnitt IX) besprochen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schnüre in der Hand, durch deren ruckweises Anziehen er die Reisstauden in Bewegung setzt und dadurch, sowie durch lautes Rufen und durch Steinwürfe die Vögel zu vertreiben sucht. Zum Verjagen der Vögel war angeblich auch ein unheimliches Fabeltier bestimmt, das in der Gegend von Kitugala in Ubena auf einem Acker Wacht hielt (Fig. 62): es ist dies aber der einzige Fall, dass ich eine derartige Vogelscheuche sah, sie kommen jedoch ganz ähnlich auch bei den Wanjamwesi vor.[1]) Vogelscheuchen.

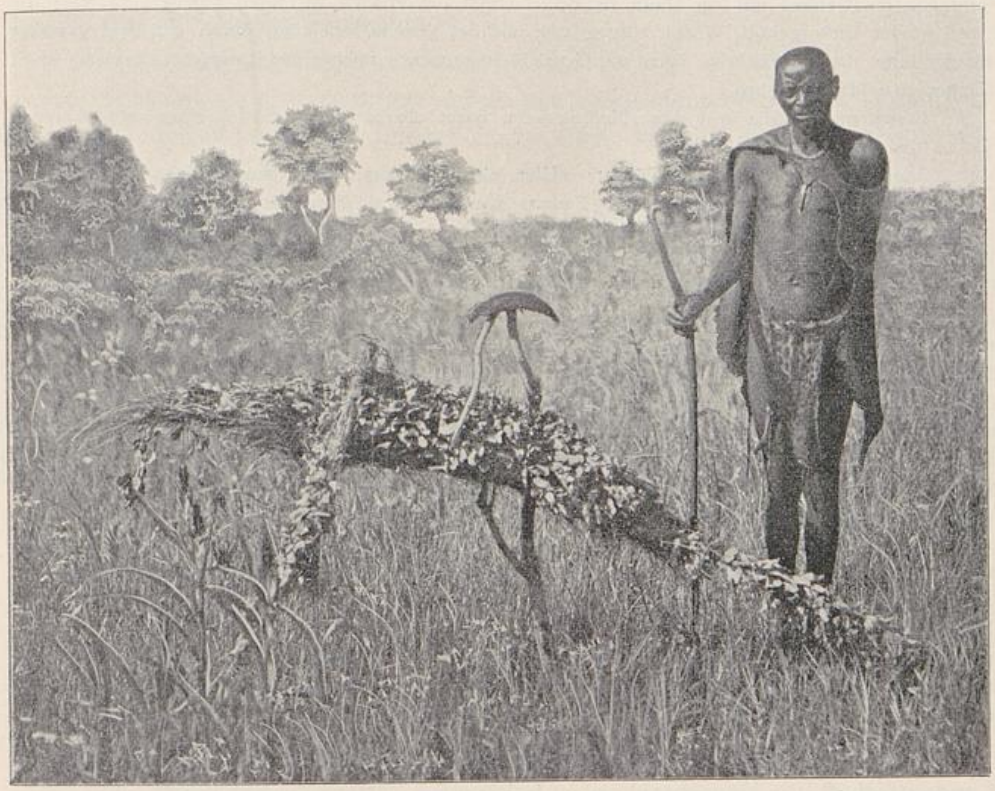


Fig. 62.
Vogelscheuche aus Ubena. Daneben ein in Fell gekleideter Mbena mit dem Buschmesser.

Sehr häufig stellt man auch Medizin, und zwar für die Vorübergehenden recht deutlich sichtbar, auf die Felder; denn dieser Zauber — meist ist es ein Topfscherben mit verkohlten Stengeln oder es ist ein Grasbüschel, in dem irgend eine »Daua« steckt (vergl. Abschnitt V) — soll dazu dienen, die Diebe zu verderben, welche auf dem Acker stehlen. Zauber gegen Felddiebe.

Um die Felder fruchtbar zu machen, wird ebenfalls Zauberei angewandt, worüber uns P. Rüdel aus Lukuledi[2]) und Miss. Källner[3]) von den Bewohnern des Livingstone-Gebirges (Wabuanji) sehr Interessantes berichten.

[1]) **16**, S. 377; [2]) **83**, S. 47; [3]) **70**, S. 70.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zauber zum Fruchtbarmachen der Felder.

P. Rüdel schreibt: »Schon zur trockenen Zeit hatte sich jeder Neger von einer trockenen Baumrinde eine Dawa verschafft. War nun Regen gefallen und Matama (Sorghum) und Muhindi (Mais) ausgesät, dann wurde die Dawa in ein Gefäss mit Wasser getan; bei Sonnenaufgang nahm der Mann einen Teil davon und einen das Weib, und beide gingen von ihrer Hütte aus in entgegengesetzter Richtung quer durch das Feld, am Rande des Ackers herum, wobei sie mit der Dawa das Feld besprengten und laut zum Masoka (Geist) der Feldfrüchte ungefähr folgendermassen beteten:

„Masoka, schau auf uns, wir haben unsere Dawa weit hergeholt. Geld haben wir dafür ausgegeben, wir besprengen unser Feld, lass uns reichlich ernten und uns erfreuen an der Speise! Masoka, schau auf uns!"

Treffen dann beide wieder zusammen, so kehren sie quer durch das Feld zu ihrer Hütte zurück und vergraben die Gefässe mit der Dawa im Felde. Sind die Früchte zur Reife gelangt, so wird die Dawa wieder hervorgeholt, Wasser aufgegossen und der gleiche Rundgang durch das Feld gemacht mit der Bitte, dass die Früchte ihnen zur Gesundheit gereichen mögen und ausreichen, dass sie nicht Hunger zu leiden brauchen.«

Besonders wirksam soll diese Medizin sein, wenn sie in dem Schädel eines neugeborenen Kindes bereitet wird *)

Aus Buanji berichtet Miss. Källner: »Hier oben in unsern Gebirgen fürchtet alt und jung eine geheimnisvolle Macht, welche sie Embuta nennen. Dies Wort ist im Munde aller Leute, wird aber nur mit Scheu und Zittern ausgesprochen. Man erzählt sich folgendes: friedliche Wanderer werden auf einsamen Gebirgswegen plötzlich von Furcht und Schrecken überfallen. Es wird finster vor ihren Augen, sie fallen hin und werden von vermummten Gestalten erdrosselt. Man findet ihre Körper verstümmelt; Ohren, Nase, Lippen und andere Körperteile sind abgeschnitten. Diese Teile, vermischt mit dem Blute der Ermordeten, sollen zur Herstellung einer Zaubermedizin verwendet werden, mit welcher man die Aecker fruchtbar macht. Ich war geneigt, die Wahrheit dieser Erzählung zu bezweifeln, und glaubte, die Leute hätten sie erfunden, um sich zu entschuldigen, weil sie in der Nacht sich fürchten, einsame Wege zu gehen. Allein auch meine Katechumenen versicherten, dass man wirklich Leichen erdrosselter Menschen, die in der erwähnten Weise verstümmelt waren, gefunden habe. Es sei auch vorgekommen, dass angefallene Leute ihren Verfolgern entkamen und ihre Verfolger namhaft gemacht hätten. Solche Mörder suchen ihre Opfer stets unter den Leuten anderer Dörfer. In ihrem eigenen Dorf sind sie nur den Eingeweihten bekannt. Ein besonderer Zufall zeigte mir, dass der Aberglaube, man könne die Aecker durch Menschenblut fruchtbar machen, wirklich im Volke vorhanden ist. In einem Dorfe sah ich eines Tages einen Jungen vor mir davonlaufen, und meine Leute erzählten mir, dieser Junge sei blödsinnig. Er sei unter Zustimmung seiner Eltern von dem Dorfhäuptling dazu bestimmt worden, von klein auf Blut herzugeben zur Fruchtbarmachung der Felder. Wahrscheinlicher ist es, dass man diesen Knaben, weil er wohl blödsinnig geboren war, dazu bestimmt hat, das Opfer dieses Aberglaubens zu sein.«

Zauber gegen Heuschrecken.

Mit Zauberei sucht man auch den schlimmsten Feind der afrikanischen Landwirtschaft, die Heuschrecken, zu bekämpfen. Wie berichtet wird, scheut man sich in Uhehe nicht, zu diesem Zwecke sogar Menschen lebendig zu begraben.

Ich entnehme diese Notiz einem »Reiseberichte der Missionsschwestern aus Uhehe«,[1]) wo folgendes darüber erzählt wird:

»Am Flusse Gerengere trafen wir auch ein Beispiel vom Aberglauben der Neger. Mitten im Wege befanden sich fünf oder sechs eingeschlagene Pfähle, die einen Kreis bildeten. Auf meine Nachfrage, was das zu bedeuten habe, erzählte man, in dem Kreise seien Wurzeln eines gewissen Baumes in einem Mörser ganz zerstossen worden, als Medizin gegen die Heuschrecken. Dann sei ein tiefes Loch gemacht, ein Mensch lebend hineingesteckt und mit dieser Medizin beschüttet, dann mit Lehm die Oeffnung des Loches zugemacht, also ein Mensch lebendig begraben worden. Dass das eine gute Dawa sei, könne ich an der ganzen Gegend sehen, denn alles sei von den Heuschrecken verschont geblieben.«

*) Siehe Seite 69.

[1]) **49**, S. 334.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch in Ungoni sah ich mit Zauberei gegen diesen Feind, gegen den man sonst machtlos ist, vorgehen. Freilich sucht man in Ungoni, wie mir Herr Dr. Stierling mitteilte, die fliegenden Schwärme auch durch Anzünden von grossen Feuern am Sichniederlassen zu verhindern, und ebenso im Konde-Land am Njassa,[1]) aber wo sie einmal eingefallen sind, da fressen sie rettungslos alles kahl, den Fleiss vieler Monate in wenigen Stunden vernichtend; nur wenn es sich um ganz kleine Schwärme handelt, kann man überhaupt daran denken, sie von wertvolleren Kulturen durch Schlagen mit Reisern fern zu halten (wie ich es im Konde-Land am Njassa beobachtete). Wanderheuschrecken und ihre Bekämpfung;

Um die noch ungeflügelten Heuschrecken, die sog. »Fussgänger«, die nicht weniger Schaden als die erwachsenen Insekten anzurichten vermögen, zu fangen, werden bei den Wamakonde Löcher ausgehoben, wie sie Berg[2]) dort »überall auf den Wegen« fand, denn gerade das Lindi-Hinterland wurde in den letzten Jahren sehr schwer von der Heuschreckenplage heimgesucht. Vermutlich werden diese Heuschreckenfallen aber hauptsächlich dazu dienen, um sich auf eine bequeme Weise ein Fleischgericht zu verschaffen, denn Heuschrecken werden von den Eingeborenen gern gegessen, und sind die Felder schon abgeerntet, so sieht man die Heuschrecken ganz wie in Südafrika sogar als willkommene Gäste an.[3]) (Heuschrecken als Nahrung.)

Ueber die Zubereitung der Heuschrecken berichtet P. Johannes[4]) aus Ungoni, dass man des Nachts die ruhenden Heuschrecken in Körben und Säcken sammle, ihnen die Flügel ausreisse und sie in einem grossen, gut zugedeckten Topfe ohne Wasserzusatz auf das Feuer stelle. Nach etwa einer Viertelstunde sei das als Leckerbissen geltende Gericht fertig. Als ich einmal zu einem meiner Atongo-Jungen den Wunsch aussprach, gebratene Heuschrecken zu kosten, spiesste er ein paar auf einen dicken Halm und röstete sie so über dem Feuer.

Wegen der grossen wirtschaftlichen Bedeutung, welche die Heuschreckenfrage für ganz Deutsch-Ostafrika besitzt, sucht auch das Kaiserliche Gouvernement dagegen vorzugehen und hat daher einen in Südafrika mit recht gutem Erfolg angewandten Schimmelpilz, der unter den Heuschrecken Epidemien erzeugt, auf den Stationen verteilen lassen. Heuschreckenpilz.

Wenn der Erfolg, wie ich höre, teilweise ausgeblieben ist, so lag dies zum Teil vielleicht an zu alten und verunreinigten Pilz-Kulturen.

Nach einer in der trefflichen Monographie der Wanderheuschrecken von Dr. Sander[5]) — einem Buche, das allen Interessenten, besonders auch den Praktikern, warm zu empfehlen ist — enthaltenen Zusammenstellung, gibt es eine ganze Reihe solcher für Heuschrecken pathogener Schimmelpilze.

Unwillkürlich muss man daran denken, ob nicht einer dieser Krankheitserreger auch den Eingeborenen bekannt ist, wenn man bei Boileau[6]) liest, wie in Karonga am Nord-Njassa-Ufer ein Zauberer vor damals (1898) etwa sieben Jahren die Heuschrecken angeblich vertrieb: »Er zog sich auf den Virauli-Hügel zurück, um zu beten, und verteilte dann ein Pulver unter den Eingeborenen, das, mit Wasser gemischt, auf die Felder gestreut werden sollte.« [Ganz so könnte man auch mit »Heuschreckenpilz-Material verfahren.] »Das Resultat war ausgezeichnet. Die Heuschrecken starben zu Tausenden, anscheinend an einer Krankheit, verschwanden in wenigen Tagen und erschienen nie wieder seitdem in solchen Mengen.« Es ist allerdings sehr leicht möglich, dass es sich um eine spontan ausgebrochene Epidemie, wie sie gar nicht selten sein soll und speziell im Konde-Lande oft beobachtet wurde,[7]) handelt, oder dass die Heuschrecken nach der Eiablage von selbst zu grunde gingen. Ueber Heuschrecken in Deutsch-Ostafrika siehe auch Lommel[8]) und Ewerbeck.[9])

[1]) **19**, S. 525; [2]) **36**, S. 439; [3]) **72**, S. 263; [4]) **72**, S. 263; [5]) **68**; [6]) **44**, S. 587; [7]) **69**, No. 10; [8]) **77**; [9]) **74**, S. 104.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Trocknen des Getreides.

Ist das Getreide usw. von den Feldern abgeerntet, so breitet man dasselbe, ehe es in die Speicher kommt, wenn nötig, zum Trocknen an der Sonne aus. Am oberen Ruwuma und bei den Wamakonde,[1]) aber auch in Ungoni und am Nordost-Ufer des Njassa dienen die oben erwähnten, auf etwa 2 m hohen Pfählen errichteten Plattformen diesem Zwecke (Tb. 24 und 26), während man dort, wo Temben gebaut werden, die flachen Dächer derselben dazu benutzt, nachdem man die betreffende Stelle zum Schutz gegen das Hinabgewehtwerden mit einem etwa kniehohen Strohzaun umgeben hat (siehe Tb. 93b); das Getreide wird auch wohl auf einer »Tenne« aus gestampftem Lehm zum Trocknen ausgebreitet (Ussangu).

Aufbewahrung des Getreides.

Die Speicher sind bei den einzelnen Stämmen im Süden von Deutsch-Ostafrika in ihren Dimensionen und auch in ihrer Konstruktion zwar verschieden, meist aber sind es zylindrische, zum Schutz gegen die Bodenfeuchtigkeit auf Pfahlrosten ruhende Behälter, die mit einem spitzen, in der Regel abnehmbaren Strohdach bedeckt sind, oder die auch zu mehreren unter einem gemeinsamen Dache stehen; öfter befinden sich die Speicher übrigens nicht bei den Hütten, sondern auf den Feldern, oder sie werden im Busche versteckt.

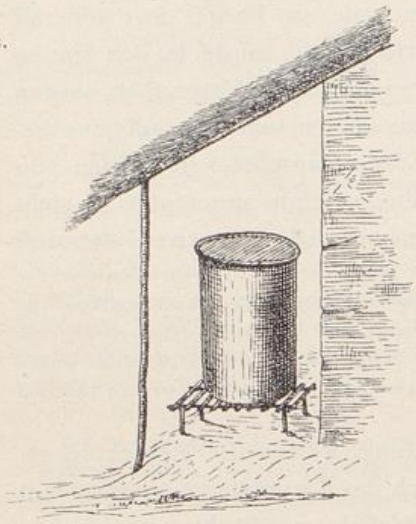


Fig. 63.
Als Speicher dienender Bastzylinder mit Deckel; unter dem Dache aufgestellt. Oberer Ruwuma.

Speziell am oberen Ruwuma sind diese Speicher verhältnismässig klein und bestehen aus innen teilweise mit Lehm verputzten Rohrzylindern; zur Entnahme des Getreides dient manchmal eine seitliche Oeffnung, während zum Füllen das spitze Strohdach abgesetzt wird (Tab. 24 und 26). Ganz kleine, nur etwa dreiviertel Meter hohe und einen halben Meter breite, aus Rohr und Grasgeflecht oder auch aus Baumrinde bestehende und oben mit flachem Deckel verschliessbare zylindrische Speicherkörbe stehen zuweilen auf Pfahlgerüsten im Schutze des überhängenden Hausdaches (Fig. 63), während ein Speicher im Innern der Hütte eine ganz seltene Ausnahme ist.

Ueber die Eigenarten der Speicher bei den einzelnen Volksstämmen sei auf die betreffenden Kapitel verwiesen.

Ausser in Speichern bringt man Feldfrüchte aber auch noch in mannigfacher anderer Weise unter. Man schüttet Bohnen z. B. in grosse Töpfe (Ungoni, Konde-Land am Njassa), oder bringt sie in langen, spitz zulaufenden Grasbündeln unter, während Maiskolben, zu Büscheln zusammengebunden, auf Bäume

[1]) **3**, S. 59.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

oder auf die spitzen Hüttendächer gehängt werden. Recht häufig trifft man Maiskolben (gegen Rattenfrass zuweilen zweckmässig geschützt, siehe Abschnitt IX) auch im Innern der Hütte an, wo sie von dem Rauch des Herdfeuers gebräunt werden; man schützt durch diese Räucherung den zur Aussaat bestimmten Mais, der sonst durch einen die Körner anbohrenden Getreidekäfer (Calandra oryzae) vernichtet wird.[1]) »Erdmieten« habe ich nirgends gesehen — sie entziehen sich ja auch leicht der Beobachtung — doch habe ich davon gehört, dass sie vorkommen sollen, und Fromm[2]) erwähnt aus Uhehe »auf den Feldern [zum Schutz vor Feinden?] vergrabene Lebensmittel«.

Bastsäcke zum Transport des Getreides. —

Nicht eigentlich zur Aufbewahrung, sondern zum Transport von Getreide dienen Bastsäcke, wie ich sie im Lindi-Hinterlande und in Ungoni vielfach sah, die man aber auch in Ussafua und vielleicht überall herzustellen versteht, indem man von einem dicken Aststücke einer dazu geeigneten Baumart den Bastmantel (ohne ihn seitlich aufzuschneiden) durch Klopfen mit einem spitzen Holzhammer abstreift: sozusagen »dem Stamm das Fell über die Ohren zieht«. (Tb. 3c.)

So viel über die Landwirtschaft im Süden von Deutsch-Ostafrika. Auf die Verbreitung der einzelnen Nutzpflanzen in diesen Gebieten gehe ich an dieser Stelle nicht näher ein, sondern verweise auf die Abschnitte, in denen die verschiedenen Stämme besprochen werden. Die Kultur der Bananen, das Anpflanzen von Frucht-, Nutz- und Schattenbäumen und die Pflege des Bambus soll in dem Abschnitt V behandelt werden.

Nahrung der Neger im Süden von Deutsch-Ostafrika: Fleischgenuss;

Die Hauptnahrung der Neger im Süden von Deutsch-Ostafrika besteht aus Vegetabilien: aber sie sind darum durchaus keine prinzipiellen Vegetarianer, sondern betrachten im Gegenteil Fleisch in jeglicher Gestalt als einen schätzenswerten Leckerbissen und können davon ganz unglaubliche Quantitäten vertilgen; freilich sehen sie es nur als »Kitoweo« (Zukost) an und verlangen selbst bei reichlichst vorhandenem Fleisch auch noch nach Pflanzenkost. Wählerisch bezüglich der »Provenienz« des Fleisches und empfindlich gegen »haut gout« ist man nicht: gefallenes Vieh wird nicht verschmäht, und von meinen Wanjamwesi-Trägern wurde selbst Fleisch noch für geniessbar gehalten, welches schon ganz grün war und so aashaft roch, dass ich den Leuten verbieten musste, es auf die Zeltlasten zu binden, weil ich es im Zelte sonst vor Gestank kaum aushalten konnte; selbst seine Sansibariten verschmähten nach v. Behr[3]) die Reste eines Löwenmahles nicht.*)

Während man also bezüglich der Beschaffenheit des Fleisches nichts weniger als »eklig« ist, sind doch überall gewisse Tierarten vom Genusse aus-

*) Solche, die es mit den Speisevorschriften des Koran genau nehmen, geniessen allerdings nur das Fleisch rituell geschlachteter und ihnen erlaubter Tiere, und durchschneiden daher auch dem auf der Jagd erlegten Wild, bevor es verendet, die Kehle. Ich staunte aber, wie unsagbar unappetitlich selbst die Küstenleute beim Kochen sein können, als ich eines Tages in dem Kochtopf eines Soldaten ein paar nichts weniger als wohlriechende Strümpfe zur Wäsche eingeweicht fand!

[1]) **74**, S. 105; [2]) **26**, S. 133; [3]) **18a**, S. 78.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschlossen, und zwar nicht nur bei den mohammedanischen Küstenleuten, für welche die Speisevorschriften des Koran massgebend sind.

Verschmähte Fleischgerichte.

Raubtiere, wie Hyänen und Leoparden, welche Menschen fressen, werden, wie es Livingstone[1]) speziell von den Wamakonde und den Wamakua am oberen Ruwuma erwähnt, wohl überall im Süden von Deutsch-Ostafrika verschmäht, während bei den benachbarten Wamanganja solche Skrupel nicht bestehen sollen.[2]) Ueberhaupt ist die Ansicht, welche Tiere »unrein«, welche als »rein« zu betrachten seien, bei den einzelnen Stämmen recht verschieden.

Die Wahehe und Wassangu halten Hunde — und was müssen die elenden Köter der Eingeborenen für magere Braten sein! — für einen Leckerbissen, was den Wangoni so unerhört erscheint, dass man es mir als ein Hauptcharakteristikum der Wahehe gleich erzählte, als ich mich nach diesem Stamme bei einem Mgoni erkundigte.

Bei den Wamakua und Wamuera[3]) und bei den Stämmen zwischen Njassa und Rukwa-See werden Ratten gegessen, und besonders die kleinen fetten Feldmäuschen sind bei den Wabungu beliebt, während die Wakinga den maulwurfsartigen Wühlmäusen nachstellen, um sie zu verzehren; andere Stämme wieder machen sich über die Rattenfresser lustig.

Die Wamuera[4]) und die Wahjao[5]) essen auch Affenfleisch. Die Konde-Leute am Njassa sind dagegen sehr wählerisch in ihrer Fleischkost, denn sie verschmähen nach Merensky[6]) Ziegenfleisch und manches Wildpret, das von Europäern ganz besonders geschätzt wird (siehe Kpt. V).

Während ich sonst nirgends Reptilien und ebensowenig Amphibien auf dem Speisezettel der Eingeborenen fand und meine Wanjamwesi-Träger vor Krokodilen einen solchen Abscheu empfanden, dass sie nur recht ungern Skelettteile eines erlegten Krokodils überhaupt anfassten, braten die Wamakonde zum Grauen der Küstenleute Schlangen und Eidechsen,[7]) und die Wandamba der Ulanga-Ebene delektieren sich an Krokodilfleisch, das übrigens, wenn es von jungen Tieren stammt, wie Engelhardt[8]) versichert, recht wohlschmeckend ist.

Speisevorschriften.

Es sei übrigens an dieser Stelle erwähnt, dass, abgesehen davon, ob man das Fleisch bestimmter Tiere überhaupt für geniessbar oder ungeniessbar hält, auch noch besondere Speisevorschriften für Männer und Frauen bestehen, z. B. im Konde-Land am Njassa, und dass hier auch bestimmtes Wildpret nur für die Tafel der Häuptlinge reserviert ist.[9]) (Siehe Abschnitt V.)

Hühner und Eier.

Hühner werden, soweit mir bekannt, überall im Süden von Deutsch-Ostafrika (bei einigen Stämmen im Norden bekanntlich nicht) gegessen. Im Konde-Land am Njassa isst man auch zuweilen Eier.[10]) P. Häflinger[11]) erwähnt jedoch, dass Eier von den Wangoni wenig geschätzt werden, und Magdalene Prince[12]) und Schröter,[13]) dass die Wahehe und Wabena grossem Widerwillen dagegen haben.

[1]) **3**, S. 25 u. 39; [2]) **3**, S 39 Anm; [3]) **5**, S. 341; **71**, S. 89; **53**; **81**, S. 343; **79**, S. 39; [4]) **71**, S. 89; **79**, S. 39; [5]) **39**, S. 130; [6]) **21**, S. 151; [7]) **5**, S. 346; **18a**, S. 78; [8]) **63**, S. 82; [9]) **21**, S. 151; [10]) **21**, S. 151; [11]) **60**, S. 16; [12]) **80**, S. 59; [13]) **82**, S. 56.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zubereitung des Fleisches.

Darüber, auf welche Weise das Fleisch bei den verschiedenen Stämmen zubereitet wird, habe ich leider keine näheren Erkundigungen eingezogen. Beim Braten wird es in der Regel wohl auf ein Stück Holz gespiesst und dieses mit dem unteren Ende schräg in den Boden gesteckt, so dass das Fleisch über das Feuer kommt, der Stab aber nicht verbrennen kann; auch Fische brät man, in einen gespaltenen Holzstab eingeklemmt, auf diese Weise. Von den Wahehe berichtet Adams[1]) in Uebereinstimmung mit Thomson,[2]) dass sie von einem geschlachteten Rinde »das Fett roh und lebenswarm gegessen, das magere Fleisch im Feuer aber angeröstet hätten.« Dass man rohes oder halbrohes Fleisch isst, erwähnt ferner Burton[3]) und Elton[4]) von den Wassangu, Schröter[5]) von den Wabena und Johnston[6]) aus Britisch-Zentralafrika. Auch unsere farbigen Soldaten sah ich in Würfel geschnittenes, völlig rohes Rindfleisch verzehren, wodurch sie sich wahrscheinlich ihre Bandwürmer zuziehen.

Konservierung des Fleisches.

Will man Fleisch konservieren, so trocknet man es, in Streifen zerschnitten, über gelindem Feuer. (Tb. 3b.) Einsalzen ist nicht bekannt;[7]) das Salz ist ja auch im Innern meist ein viel zu kostbarer Artikel, als dass man es so verwenden könnte.

Blut-Genuss.

Von den Wahehe berichtet Glauning,[8]) dass sie geronnenes Blut kochen, und auch in Ungoni wird angeblich mit Fett zusammengekochtes Blut, also eine Art »Blutwurst«, genossen.*)

Genuss von Gedärmen und Mageninhalt.

Die Neger schätzen aber auch manche Teile von Tieren, denen wir in der Regel keinen Geschmack abgewinnen. Dass sie gerade die entleerten Gedärme von Tieren besonders gerne zubereiten, will nichts sagen, da man »Fleck« auch in andern Gegenden zu schätzen weiss, aber einer meiner Kameraden erzählte mir z. B., dass sein Wahjao-Koch mit Vorliebe die rohen Eingeweide (nicht etwa zubereitet à la »Schnepfendreck«) von Hühnern schlürfte, wie wir eine Auster, und der gekäute Inhalt aus dem Magen von Elenantilopen wird, wie mir Herr Stabsarzt Berg sagte, von den Sudanesen-Askaris mit Vorliebe genascht, und zwar unzubereitet, wie er aus dem Magen kommt.**) Ich hörte auch, dass Elefanten-Mageninhalt beliebt sein soll; der letztere enthält wenigstens recht reichlich solches Gemüse!

Fische.

Fische, abgesehen von Aalen, die man für Schlangen hält, sind bei den Negern ungemein beliebt,***) und man holt sie selbst mehrere Tagereisen weit her, sei es, dass man sie von benachbarten Stämmen eintauscht, oder dass man selbst auf den Fang geht.

*) In Britisch-Zentralafrika soll nach Johnston nirgends Blut genossen werden. (Siehe Johnston 29, S. 436—438, über die Küche der dortigen Neger.)

**) Die Elenantilopen sollen nach Knochenhauer[9]) fast nie Gras fressen, sondern einen gewissen schotentragenden Strauch bevorzugen.

***) Von den Wangoni des britischen Gebietes berichtet Wiese[10]) freilich, sie ässen niemals Fische.

[1]) **79**, S. 31; [2]) **6**, Vol. I S. 235; [3]) **1**, Vol. II S. 273; [4]) **4**, S. 337; [5]) **82**, S. 51; [6]) **29**, S. 438; [7]) **3**, S. 58; [8]) **32**; [9]) **81**, S. 355; [10]) **51**, S 200.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fischkonservierung.

Um sie zu konservieren, räuchert man die Fische, oder sie werden auf Hürden an der Sonne getrocknet; letzteres tut man mit den kaum fingerlangen Ussipa (Engraulicypris pinguis) des Njassa.

Genuss von Muscheln und Schnecken.

Muscheln und Schnecken habe ich im Innern nicht auf dem Küchenzettel der Neger gesehen, doch essen die Suaheli, wie man mir sagte, mit Vorliebe die grossen Tigermuscheln des Indischen Ozeans.

Krebsen und Insekten.

Die im Njassa ziemlich zahlreich vorhandenen Taschenkrebse, die man fast regelmässig mit den Fischkörben heraufholt, werden ebenfalls verschmäht, doch isst man allerlei Insekten, z. B. Heuschrecken (siehe Seite 107), grosse Käferlarven, Raupen und Termiten; die letzteren fängt man nachts am Feuer.[1])

Kungu-Fliegen.

Bemerkenswert wäre noch die Herstellung von Fleischgerichten aus ganz winzigen Zweiflüglern, den »Kungu«-Fliegen,*) welche in ungeheuren Wolken oder in schlanken Säulen, aufsteigendem Rauche zum Verwechseln ähnlich, über den Njassa-Spiegel getrieben werden. (Tb. 51 b.) Gerät ein solcher Schwarm aufs Land, so bedecken sich die Bäume und Sträucher in kurzer Zeit mit einer dicken Schicht dieser Insekten, und man braucht nur mit einem flachen Korbe ein paar Mal durch die Blätter zu streifen, um Tausende zu fangen. Man knetet dann den lockeren Klumpen zu einem Brei zusammen und kocht die Masse, mit Bananenblättern umhüllt, in Wasser ab (Wakissi), oder man backt eine Art Kuchen daraus. Der Geschmack dieses eigenartigen Gerichts ist übrigens durchaus nicht unangenehm und erinnert etwas an den von Krebsen.

Vegetabilische Nahrung;

Die Hauptnahrung der Eingeborenen im Süden von Deutsch-Ostafrika bilden aber, wie gesagt, Vegetabilien, und von diesen spielt die wichtigste Rolle Sorghum, die Mohrenhirse, wenn auch stellenweise andere Nutzpflanzen, wie Mais oder Bananen, die Hauptnahrungsmittel bilden.

Sorghum.

Die Mohrenhirse ist ein überaus ergiebiges Getreide, und die übermannshohen, maisähnlichen Stauden liefern in dicken Fruchtbüscheln eine vielhundertfältige Ernte. In den letzten Jahren hat das Sorghum aber durch die Asali-Krankheit sehr zu leiden gehabt (siehe Seite 4), und Ewerbeck[3]) macht auch auf andere Mängel, die mit dem Sorghum-Anbau verknüpft sind, aufmerksam.

das Enthülsen und Mahlen desselben.

Das Ausdreschen der Hirse geschieht in der Weise, dass man sie angefeuchtet in grossen Holzmörsern mit dicken hölzernen Stössern stampft. Das enthülste Getreide wird dann in grossen flachen Körben zur Entfernung der Spreu »gewannt« und endlich zwischen zwei Steinen zu Mehl zerrieben. Der eine dieser Reibsteine ist klein und rundlich und wird beim Mahlen auf einer grossen flachen Steinplatte hin und her gerieben; da sich das benutzte weiche Steinmaterial aber stark abnutzt — man sieht zuweilen Reibplatten, die ganz durchgeschliffen sind —, so geraten recht viele Steinpartikel mit ins Mehl, und diese

*) Caenis- resp. Corethra-Arten.[2])

[1]) **53**; [2]) **4**, S. 292 u. 415; [3]) **74**, S. 101—103.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sollen Schuld daran sein, dass Europäer und Inder solches Mehl auf die Dauer sehr schlecht vertragen können.[1])

Kochen und sonstige Zubereitung der Speisen.

Das Getreidestampfen und -mahlen ist eine recht anstrengende und zeitraubende Beschäftigung und bildet eine der Haupttätigkeiten der Negerweiber. Wenn es auch jeder Neger versteht, sich auf Reisen usw. selbst seine Mahlzeit zu bereiten, so ist das Kochen doch für gewöhnlich ebenfalls Frauenpflicht, und im Konde-Land am Njassa gilt es direkt als Scheidungsgrund, wenn eine Frau dies nicht zur Zufriedenheit ihres Mannes versteht.

Brotbacken ist unbekannt; das Mehl wird vielmehr unter fleissigem Umrühren mit Wasser zu einem dicken Brei verkocht, den man beim Essen mit den Fingern zu Klösschen formt und meist in eine aus Fleisch, Fisch, Insekten, Gemüse usw. bereitete Sauce tunkt.[2]) Für andere Speisen dienen Esslöffel aus Kürbisschale oder auch Muscheln; Bohnen pflegt man im Konde-Lande mit löffelartig zusammengelegten Bananenblättern zum Munde zu führen. Kleine Kinder erhalten ihre Rationen manchmal in kleinen Körbchen — freilich wohl mehr eine Art Spielzeug — zugeteilt.*)

Wie Sorghum, so werden auch die andern zahlreichen Hirsearten**) und ebenso Mais zubereitet. Man kocht die Maiskolben aber auch in Wasser ab oder röstet sie am Feuer bis die Körner platzen. Lose Maiskörner röstet man auf einem Topfscherben oder einem Stück Blech ebenso auch Erdnüsse und zuweilen Erbsen; auch die grossen Kerne des Talerkürbis (Telfairia) werden im Konde-Land geröstet genossen. Die Hülsenfrüchte werden meist in Wasser abgekocht. Maniokwurzeln röstet man gewöhnlich in der heissen Asche, oder man trocknet sie in Stücke zerschnitten an der Luft; letzteres wahrscheinlich, um später Mehl daraus herzustellen. Die überall kultivierten Gurken und Kürbisse, auch grünes Gemüse, und Pilze sind als Zukost sehr geschätzt; für die an allen Plätzen, wo Araber waren, wuchernden Tomaten scheinen die Eingeborenen dagegen, im Gegensatz zu den Küstenleuten, meist wenig Verständnis zu haben.

Früchte.

Früchte spielen im Innern des südlichen Deutsch-Ostafrika im allgemeinen keine wichtigere Rolle. Die oft recht wohlschmeckenden Früchte des Waldes kennt man freilich und weiss sie zu schätzen; sie helfen besonders zu Zeiten der Not aus, wo man freilich nicht wählerisch sein darf und sogar mit allerlei eigentlich ungeniessbarem Zeug vorlieb nehmen muss.[4]) Man pflanzt jedoch, von den arabischen Ansiedlungen abgesehen, keine Fruchtbäume an, höchstens hier und

*) Die Hauptmahlzeit der Neger fällt wohl gegen Sonnenuntergang, wenigstens war dies bei den Wakissi von Langenburg der Fall; dort assen auch die Männer getrennt von den Weibern und Kindern. Bei den Wangoni wird nach P. Häflinger[3]) gewöhnlich zweimal am Tage, mittags und abends, gekocht.

**) Eine gute Uebersicht über die Nutzpflanzen der Neger von Britisch-Zentralafrika sowie Notizen über deren Herkunft gibt Johnston l. c. S. 426—429, und auf S. 233—284 nach Burkill auch eine Zusammenstellung aller von dort bekannten Pflanzen.

[1]) **29**, S. 437; [2]) **29**, S. 437; **60**, S. 46; [3]) **60**, S. 46; [4]) **67**, S. 21; **53**, S. 51.

da ein paar Bananensträucher (auf dem Makonde-Plateau auch Mango-Bäume). Eine freilich eklatante Ausnahme bildet nur das Konde-Land am Njassa, dessen Bevölkerung fast hauptsächlich von Bananen lebt; meist röstet man dieselben in noch grünem, halbreifem Zustande in der Asche, doch verkocht man auch Bananenmehl und isst die rohen Früchte

Oelbereitung und Verwendung.

Die Konde-Leute kultivieren auch einen Baum (Chunguti), aus dessen roten Früchten sie Oel gewinnen. (Siehe Abschnitt V.) Dies Oel dient aber wohl nur zum Salben der Haut, ebenso wie das fast überall aus dem bunten, bohnenartigen Samen des Ricinusstrauches gewonnene, der im Süden von Deutsch-Ostafrika recht verbreitet ist. Wie ich einem Missionsberichte aus Lukuledi[1]) entnehme, benutzen die Eingeborenen des Lindi-Hinterlandes selbst das von ihnen hergestellte Sesamöl und das so schmackhafte Erdnussöl nicht zum Kochen, sondern nur zum Salben; auch die im Konde-Land am Njassa[2]) und in Ungoni bereitete Butter dient nur letzterem Zwecke. Ueber den Milchgenuss bei den verschiedenen Stämmen siehe Abschnitt V.

Honig.

Den würzigen Honig der wilden Bienen lieben die Eingeborenen ungemein; überall sammelt man ihn eifrig und setzt oft auch Bienenstöcke auf die Bäume. Es wird aber, wie Thomson[3]) berichtet, nicht nur der Honig verzehrt, sondern auch die noch in den Waben steckende junge Bienenbrut. Auch Zuckerrohr wird gern gekaut oder in Ermangelung dessen die süssen Stengel einer bestimmten Sorghum-Art.[4])

Gewürze.

Als Gewürz ist vor allem roter Pfeffer beliebt, und Pfefferschoten werden ebenfalls gebaut. Im Konde-Land am Njassa wächst auch Curry, ich weiss aber nicht, ob er auch als Zutat zu den Speisen benutzt wird. Ingwer ist ebenfalls bekannt.*)

Kochsalz;

Kochsalz entbehrt der Neger nur ungern als Würze seiner Speisen. Vom Wohlgeschmack ganz abgesehen, hat er es bei seiner ja fast nur aus Vegetabilien bestehenden Nahrung, wobei der Körper an Natriumsalzen verarmt, auch nötig: er hat »Salzhunger« wie alle »Pflanzenfresser«.

Reines Kochsalz ist für den Neger im Innern freilich meist ein schwer erreichbarer Artikel, aber er weiss es sehr zu schätzen; schenkt man einem Eingeborenen eine Priese Salz, so leckt er dies mit demselben Behagen auf, wie es die Ziegen tun, und Negerkindern ist Salz bei weitem lieber als Zucker. Als Ersatz für reines Kochsalz benutzt man Asche verbrannter Pflanzen, und zwar scheint man, wie Analysen von derartigen (wenn ich nicht irre, aus dem Sudan stammenden) Salzproben ergeben haben — man möchte fast sagen »instinktiv« — die Asche von relativ stark natronhaltigen Gewächsen zu bevorzugen.

*) Es wird berichtet,[5]) dass ein aus Ingwer bereiteter Trank in der Wiedhafen-Gegend am Njassa als Hustenmittel dient.

[1]) **54**, S. 295; [2]) **24**, S. 34; [3]) **6**, I, S. 287; [4]) **56** (1900) S. 110; [5]) **88**, S. 71.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Salz aus Pflanzenasche.

Am Njassa bezeichnete man mir die schwimmende Wasserpflanze Pistia stratioides, am oberen Ruwuma Erdnusskraut als zur Salzgewinnung besonders geeignet, während in Uhehe und Ussafua andere, mir unbekannte Stengel zu diesem Zwecke eingeäschert wurden. Die verkohlten Pflanzenreste laugt man in einem kleinen, geflochtenen Trichter (Wamakua am Ssengwa-Berge), in einem alten Korbe oder dergleichen mit etwas Wasser aus und benutzt die so erhaltene Salzlösung, um den täglichen Bedarf zu decken.

Auf undurchlässigem Untergrunde wittert aber auch an geeigneten Stellen das Salz der alljährlich bei den Steppenbränden eingeäscherten Vegetation an der Erdoberfläche aus, und man schabt dann den dünnen Salzbelag vom Boden ab.

Salz-Siederei zu Massassi.

Solche Plätze, von denen das Salz oft weithin in die Nachbarschaft verhandelt wird, finden sich an vielen Orten, z. B. im Konde-Land am Njassa, in Ubena, in Ungoni, in Iponde am Ruwuma, in Nairombo zwischen Newala und Massassi,[1]) vor allem aber in Massassi selbst, wo die Salzgewinnung direkt zu einer kleinen Industrie geworden ist.*) Sogar vom portugiesischen Ruwuma-Gebiet und von Ungoni kommt man, um in Massassi gegen Ziegen, Hacken usw. Salz einzutauschen,[2]) und Lieder berichtet, dass den Wangoni diese Salzstelle so wichtig schien, dass sie die Massassi-Bevölkerung im Gegensatz zur Nachbarschaft seit 1882 nicht mehr ernstlich belästigten und dafür lieber einen jährlichen Tribut an Salz einzogen.**)

Während das Steppensalz manchmal (aus Ubena z. B.) noch stark tonhaltig zu sein scheint, wird in Massassi das salzhaltige Erdreich, nachdem man es mit Stücken von dem Gehäuse einer grossen Landschnecke zusammengekratzt und von weit herbeigeschleppt hat, in Trichtern aus gespaltenem Bambus erst ausgelaugt und die Soole dann in flachen, tönernen Schalen versotten. Das Endprodukt, das freilich nur zu einem geringen Prozentsatz aus Kochsalz, meist aus Alkali-Karbonaten besteht, wird in langen, zylindrischen Bastpaketen verpackt und kommt so in den Handel.[3])

(Erdesser.)

An dieser Stelle sei erwähnt, dass auch im Süden von Deutsch-Ostafrika Erde gegessen wird, wenn auch nicht so allgemein, als es von asiatischen und amerikanischen Völkern berichtet wird.

Dass schwangere Frauen bei den Wakissi ab und zu einmal Erde essen sollen, würde nichts besagen, da Schwangere ja oft Gelüste nach allerlei absonderlichen Dingen haben.***)

*) Die Salzkruste, welche aus dem stark brakigen Wasser des Rukwa-Sees zur Trockenzeit an den Ufern auswittert, soll dagegen nur als Zusatz zum Schnupftabak verwendbar sein.

**) Ich vermute aber, dass die Wangoni es auch nicht gerne allzusehr mit der dortigen europäischen Mission auf die Dauer verderben wollten.

***) Auch im indischen Archipel sollen es übrigens besonders Schwangere sein, welche — freilich aus abergläubischen Gründen — einen bituminösen Ton verzehren.[4])

[1]) **35**, S. 208; [2]) **35**, S. 209, **37**, S. 118; [3]) **37**, S. 118, **50**, S. 41; [4]) **52**, S. 473.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich war aber auch Zeuge, wie in Wiedhafen am Njassa einem gefangen gesetzten Manne von seinen Angehörigen zugleich mit seiner täglichen Ration ein Stück Lehm — und zwar nicht etwa eine besondere Art, sondern ganz gewöhnlicher, sichtlich einfach von der Hüttenwand losgebrochener — mitgebracht wurde und wie jener davon mit anscheinendem Behagen ass. Freilich war das der einzige Fall, den ich selbst beobachtete, doch berichtet Elton[1]) von den Wassangu, dass er dort zu Skeletten abgemagerte junge Kinder und Weiber gesehen habe, die sich ihre Krankheit durch Erdessen zugezogen hätten, und ähnlich berichtet Johnston[2]) aus Britisch-Zentralafrika.*)

Das Negerbier: seine Bereitung.

Eine gewaltige Rolle spielt im Leben der meisten Neger das Bier, das sie meist aus Sorghum**) und Eleusine herstellen, doch werden daneben auch andere Getreidearten zum Bierbrauen benutzt; ich trank auch »Pombe«, die aus Maniok bereitet war. Um Bier zu brauen, weicht man die Hirse ein, bis sie auskeimt, dann wird sie zerkleinert und in grossen Töpfen gekocht, und um dem Ganzen mehr Substanz zu geben, fügt man[4]) noch Mehl hinzu.***)

Bevor das Bier vergoren ist, stellt es eine süssliche, mehr oder weniger dicke Mehlsuppe dar, und solches »Temperenzler-Bier« (Togua) dürfen auch diejenigen Suaheli trinken, welche es mit dem Alkoholverbot des Koran ernst nehmen. Auch Kranken gibt man gern diese nahrhafte Suppe, und einige Häuptlinge am Südende des Tanganjika sollen sogar fast ausschliesslich davon leben.[6]) Gewöhnlich aber geniesst man das Bier in vergorenem Zustande, und es schmeckt dann gar nicht so übel. P. Ambrosius[7]) mundete die Pombe der Wahehe am besten; er meint, dass zu deren Herstellung wahrscheinlich eine Mischung verschiedener Getreidesorten verwendet würde, und eine der ersten Pflichten einer Mhehe-Hausfrau sei es, eine gute Pombe brauen zu können.

Bierkonsum.

Die Quantitäten, welche die Neger von diesem Getränk vertilgen können, sind ganz unglaublich. Bei Festlichkeiten wird es hektoliterweise gebraut und muss dann binnen weniger Tage getrunken werden, da es sehr schnell sauer wird. (Siehe Abschnitt VI.)

Gewaltige Zecher sind die Wangoni, bei denen es viele auf 16—18 Liter[8]) Pombe bringen; aber die Wakinga, Wapangwa, Wamakonde und Wahehe[9]) dürften ihnen kaum nachstehen, während die Konde-Leute am Njassa verhältnismässig recht wenig trinken.

Kneip-Lager.

Von der Bevölkerung am unteren Ruwuma berichtet Berg[10]) die recht interessante Tatsache, dass sie, um Unglücksfälle zu verhüten und aus Reinlich-

*) Die Krankheit der Erdesser scheint mit den Ankylostomum-Würmern in Zusammenhang zu stehen, sei es, dass die Erdesser die Wurmlarven mit der Erde in sich aufnehmen oder, was wahrscheinlicher ist, infolge ihrer Ankylostomiasis so abnorme Gelüste haben.

**) Ewerbeck[3]) meint, dass im Bezirk Lindi, »wenig gerechnet, ein Drittel des produzierten Sorghums zu Pombe verbraut wird.«

***) Lambrecht gibt ein genaues Brau-Rezept.[5])

[1]) **4**, S. 360; [2]) **29**, S. 436; [3]) **74**, S. 103; [4]) **29**, S. 437; [5]) **76**, S. 401; [6]) **29**, S. 437; [7]) **39**, S. 208; [8]) **60**, S. 47; [9]) **39**, S. 208; [10]) **35**, S. 220.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keitsgründen, ihre Trinkgelage in die freie Natur zu verlegen lieben und zu diesem Zwecke ausserhalb der Dörfer nach der Sorghum-Ernte lagerartige Anlagen errichten.

Trinkgefässe usw.

Man trinkt das Bier gewöhnlich aus geflochtenen wasserdichten Körbchen, die ich überall, nur nicht im Lindi-Hinterlande vorfand. Zuweilen saugt man das Bier auch aus kurzen Röhren, und im Norden der Kolonie sind zu diesem Zwecke sogar mehrere Meter lange Röhren in Gebrauch. Das Saugen des Bieres aus Röhren ist ganz zweckmässig, da man dann den lästigen, kleieartigen Bodensatz nicht so leicht in den Mund bekommt; um diesen vorher zu entfernen, wendet man übrigens vielfach grosse, geflochtene Trichter-Siebe an (Tb. 49, No. 28).

Eine ganz eigentümliche Art, Bier zu trinken, ist in Ukinga üblich: der Trinker lässt sich nämlich das dünne Kinga-Bier aus der Kalebasse in die trichterartig vor den Mund gehaltenen Hände giessen, und ich staunte, wie unglaublich schnell der derartig eingefüllte Stoff zum Magen hinabrinnt; wenn man keinen Becher zur Hand hat, mag sich so auch besser trinken lassen, als aus einer enghalsigen Kalebasse, aus der die Flüssigkeit ja ruckweise ausfliesst. (Tb. 87 c.)

Palmwein, der an der Küste so viel getrunken wird und den man auch in Britisch-Zentralafrika aus den meisten Palmen-Arten bereitet,[1]) sah ich im Süden von Deutsch-Ostafrika im Innern nirgends, dagegen ist Bambuswein im Livingstone-Gebirge und in den östlich davon gelegenen Landschaften ein ungemein beliebtes Getränk, und stellenweise wird der Bambus eigens zu diesem Zwecke kultiviert. Man schneidet zur Regenzeit den Bambushalm in etwa Mannshöhe ab, hängt an die Schnittstelle ein Bambusgefäss, in das der aufsteigende Saft hineintropfen kann (Kpt. VII), und wenn er vergoren ist, ist das Getränk fertig. Dieser Bambuswein ist wirklich recht wohlschmeckend — zumal wenn er kühl ist, wie man ihn in den Bergen haben kann — aber er ist ein heimtückisches, leicht berauschendes Getränk.*)

Schnaps. —

Schnaps, wie ihn die Eingeborenen am Tanganjika aus Bananen zu destillieren verstehen, wird in den von mir durchzogenen Gebieten nicht bereitet, und zum Glück ist auch der elende europäische Fusel, welcher als »Kulturfaktor« in West-Afrika eine so traurige Rolle spielt, hier nicht verbreitet, wenn schon es mancher Sultan versteht, sich trotz des bestehenden strengen Verbotes dergleichen zu verschaffen. Denn leider sind gerade die Häuptlinge dem Trunke oft stark ergeben, obgleich es auch rühmliche Ausnahmen gibt: so berichtet z. B. Maples[2]) von einem solchen weissen Raben, dem hochintelligenten Sultan Matola (einem Mhjao, der über Wamakonde herrscht), »dass er aus Prinzip absoluter Abstinenzler sei und jahrelang keine alkoholischen Getränke genossen habe.«

*) Die Leute von Geraugi (Süd-Ubena) erzählten Herrn Miss. Gröschel, die Menschen hätten die Bereitung des Bambusweines von einer Maus gelernt, die sie den Bambus annagen sahen.

[1]) **29**, S. 437; [2]) **5**, S. 343.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tabaks-konsum im Lindi-Hinterland.

Tabak wird auch im Hinterlande von Lindi geraucht, ebenso wie bei allen Eingeborenen im Süden von Deutsch-Ostafrika. Ob auch Hanf im Lindi-Hinterlande geraucht wird, weiss ich nicht; bei den Wamakonde soll es nach Livingstone,[1]) nicht der Fall sein (siehe auch Abschnitt III, wo ausführlich über das Rauchen berichtet wird). Von den Wahjao des portugiesischen Gebietes berichtet Livingstone,[2]) dass sie Tabak zusammen mit aus gebrannten Flussmuscheln hergestelltem Kalke kauten.

Jagd im Lindi-Hinterland:

Bei der grossen Vorliebe der Neger für Fleisch, sind sie natürlich darauf bedacht, sich solches durch Jagd und Fischfang zu verschaffen. Genauer gehe



Fig. 64. Lager im Walde.
Die Hütte in der Mitte des Bildes ist von Elefantenjägern gebaut, das übrige z. T. von unserer Karawane, die das verlassene Jagdlager bezogen hatte.

ich auf die Methoden der Jagd und des Fischfangs an dieser Stelle aber nicht ein und will hier nur das kurz erwähnen, was sich speziell auf das Lindi-Hinterland bezieht.

Von allen Stämmen des Lindi-Hinterlandes wird die Jagd eifrig rührig betrieben, und die Wamakonde, deren heimatliche Buschdickichte ausser Erdschweinen und kleinen Nagern kein Wild bergen, ziehen zur Jagd von ihrem Plateau zur Steppe hinab.[3]) Die leidenschaftlichsten und geschicktesten Jäger sind aber die Wamakua, und sie besitzen als solche auch weit und breit einen wohlverdienten Ruf. Ist die Erntezeit vorüber und gibt es zu Hause wenig zu tun, so gehen die Wamakua oft monatelang auf Jagd und leben dann in kleinen, bei den Wildplätzen angelegten Jagdlagern.[4]) Viele von ihnen lassen sich von Arabern und Indern auch als berufsmässige Elefantenjäger anwerben,

Berufs-Jäger.

[1]) **3**, S. 29; [2]) **3**, S. 68; [3]) **18a**, S. 78; [4]) **37**, S. 129.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und man trifft ihre überall gern gesehenen Jagdgesellschaften im ganzen Süden von Deutsch-Ostafrika an. (Siehe auch Abschnitt IV.)

Durch die strengen Jagdgesetze der Kaiserlichen Gouvernements wird sich die Zahl der eingeborenen Jäger aber zum Nutzen des Wildstandes jetzt sehr vermindert haben. Besonders streng verpönt ist jetzt die Netzjagd, die vordem bei allen Stämmen*) des Lindi-Hinterlandes sehr beliebt war. Es vereinigen sich dabei mehrere Ortschaften mit ihren Netzen[3]) und jagen mit Treibern und Hunden das Wild eines grösseren Bezirks gegen die aufgestellten Netze, in deren Maschen sich die Tiere verfangen, die dann niedergemacht werden. Auch mit Wildschlingen und »Schlagbaumfallen« wird dem Wilde im Lindi-Hinterlande viel nachgestellt. (Siehe Abschnitt IX). Netzjagd.

Nützlicher ist die Rattenjagd, der, wie Adams[4]) berichtet, die Wamuera obliegen. Besonders nach der Ernte, wo die Felder frei und die Ratten fett sind, vereinigt man sich zu Jagdgesellschaften, um gemeinsam grosse Rattentreiben zu veranstalten; die Strecke — hundert Stück und darüber — wird dann gebraten und verzehrt Rattenjagd.

Die Jagdwaffen der Eingeborenen des Lindi-Hinterlandes — und die Kriegswaffen werden wohl dieselben sein — sind Vorderlader, Pfeil und Bogen und Speere. (Tb. 29.) Vorderlader (mit und ohne Feuersteinschloss) sind im ganzen Lindi-Hinterlande durch die vielfachen Berührungen mit der Küste recht reichlich vorhanden und waren schon zu Livingstones[5]) Zeiten am oberen Ruwuma sehr zahlreich. Als Geschosse dienen nach Lieder[6]) »auf kleineres Wild eiserne geschmiedete Rundkugeln, auf schweres Getier zolllange, zylindrisch geschmiedete Eisenstücke, die an dem einen Ende keilförmig angeschliffen sind«; Adams[7]) erwähnt noch »Hackblei«, und als Schrot für die Vogeljagd »kleine Steinchen, mit Vorliebe die häufig vorkommenden harten und dunkeln Schrotgranaten (Rauchtopas)«; auch erbsengrosse ausgewitterte Magneteisenstückchen werden ihrer Schwere wegen zu diesem Zwecke gebraucht. Jagd- und Kriegswaffen. —

Die Munition bringt man gerne an Ledergürteln in sorgsam gearbeiteten Pulverbehältern aus Holz oder Horn und in ledernen »Patronentäschchen« unter. (Tb. 29)

Speere sah ich am oberen Ruwuma nur in ganz vereinzelten Exemplaren, und man gab dann meist an, dass es sich um aus Ungoni stammende Stücke handele;**) auch Bogen waren nur sehr selten.

*) v. Behr[1]) erwähnt sie von den Wamakonde, Adams[2]) von den Wamuera, ich selbst traf Wild-Netze in einem Wamakua-Dorf.

**) Ich vermute auch, dass die Sulu-Schilde, die v. Behr[8]) im Lindi-Hinterlande auffielen, nur von »Sulu-Affen« stammen, wenn schon er in dem Glauben, in den Wahjao einen Sulustamm vor sich zu sehen, angibt: »Die Bewaffnung der Wahjao besteht aus dem kleinen südafrikanischen Wurfspeer mit Widerhaken und dem grossen ovalen Schilde aus ungegerbter Rindshaut, welcher vom

[1]) **18**a, S. 78; [2]) **79**, S. 38; [3]) **79**, S. 38; [4]) **79**, S. 39; [5]) **3**, S. 57; [6]) **37**, S. 129; [7]) **79**, S. 39; [8]) **17**, S. 18, **18**a, S. 84;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In andern Teilen des Lindi-Hinterlandes sind Bogen und Speere jedoch offenbar häufiger. So beschreibt v. Behr[3]) Speere von den Wamakonde, und zwar ausser solchen mit eisernem, mit Widerhaken versehenen Blatte, die sie von den Wahjao erwürben,*) auch kleine Holzspeere, die schon Livingstone[4]) von diesem Stamme erwähnte: sie beständen aus einem dünnen Bambusschaft, der mit einer im Feuer gehärteten Holzspitze armiert sei.**) Auch die Wamakua besitzen nach v. Behr[6]) Wurfspeere und wissen sie trefflich auf der Jagd zu gebrauchen: »Trotz der für den Speerwurf ziemlich beträchtlichen Entfernung [von 20 m] warfen die Wamakua ihre Speere so geschickt, dass das Tier [ein angeschossener Keiler] nach drei Würfen bereits verendete. Die Speerspitzen sassen sämtlich in der Brust des Tieres und waren durch das dicke Fell noch 15 cm tief eingedrungen,« erzählt v. Behr.

Bogen und Pfeile werden als Waffen der Wamakonde,[7]) Wamakua[8]), und Wamuera[9]) erwähnt.

Die Angaben, ob die Pfeile vergiftet werden oder nicht, stimmen bei den verschiedenen Autoren nicht überein. So gibt Lieder ausdrücklich an, dass die Wamakonde ihre Pfeile, im Gegensatz zu den Wamakua, nicht vergifteten, während Adams von vergifteten Wamakonde-Pfeilen spricht. Einige Wamakua-Pfeile, die ich am Ssengwa-Berge erwarb, waren nicht vergiftet: sie besassen eine lange Holzspitze und einen befiederten Schaft***) (Tb. 29).

Zur Vogeljagd dienen Pfeile mit einer vielstrahligen Holzspitze, was Lieder[10]) von den Wamakonde erwähnt und was ich einmal bei den Wamakua sah. Ein anderer Vogelpfeil, den ich am oberen Ruwuma sammelte, trug einen breiten Holzknopf an der Spitze (Tb. 29).

Endlich sei erwähnt, dass nach Adams[11]) die Wamakonde im Kriege nicht nur mit vergifteten Pfeilen aus dem Hinterhalt ihrer Buschdickichte schössen, sondern auch Wurfsteine schleuderten, und dass die Wamuera für gewöhnlich nur ein selbstgeschmiedetes Messer als Waffe führten.

Kap bis zum Ruaha stets dieselbe Form hat. Es ist dies bemerkenswert, da die Wahjao im ganzen nördlichen Teile keine Rindviehherden mehr besitzen.« Lieder,[1]) der ebenfalls an die Sulu-Abstammung der Wahjao glaubt, meint, die ursprüngliche Bewaffnung der Wahjao sei dieselbe wie die der Wangoni gewesen, fügt dann aber korrekt hinzu, »in unserm Gebiete führen sie jedoch fast alle Gewehre«. Ich möchte noch hinzufügen, dass ich selbst im Lindi-Hinterlande niemals Schilde zu sehen bekam, und dass Lieder[2]) angibt, bei den Wamakonde keine solche gesehen zu haben.

*) Siehe Anm.** zu voriger Seite.

**) Lieder[5]) erwähnt allerdings nur Pfeil und Bogen als Bewaffnung der Wamakonde.

***) Am oberen Ruwuma erwarb ich auch eine eiserne, lanzettförmige Pfeilspitze. Ich liess mir dort auch einmal von einigen Leuten das Bogenspannen vormachen. Man verfuhr dabei in folgender Weise: 1. Der Pfeil wurde mit Daumen und Zeigefinger gestützt und der Bogen mit Zeige- und Mittelfinger gespannt. 2. Der Pfeil wurde mit Zeige- und Mittelfinger gestützt und mit denselben Fingern oder auch noch mit Zuhilfenahme des Ringfingers gespannt.

[1]) **37**, S. 131; [2]) **37**, S. 122; [3]) **18**a, S. 76; [4]) **3**, S. 18 und 88; [5]) **37**, S. 122; [6]) **18**, S. 49; [7]) **18**a, S. 76, **37**, S. 122, **79**, S. 42; [8]) **37**, S. 129; [9]) **79**, S. 38; [10]) **37**, S. 122; [11]) **79**, S. 38 u. 42.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gefischt wird im Lindi-Hinterlande mit Stellnetzen, Reusen und mit Fischgift.[1]) Der Ruwuma scheint aber nicht sehr fischreich zu sein, und die Fischerei blüht — am oberen Ruwuma wenigstens — auch nicht annähernd in dem Masse wie am Njassa und den fischreichen Flüssen des Konde-Landes. Auch die Wamatambwe, von denen Maples[2]) berichtet, dass sie damals (1881) ausschliesslich von Fischen lebten, sind nach der Schilderung von Berg[3]) heutzutage vor allem Ackerbauer, und die auf dem Ruwuma zahlreich vorhandenen kleinen Einbäume dienen wohl mehr dem Verkehr zwischen dem Ufer und den Inseln als dem Fischfang. Ausser im Ruwuma wird aber auch in den kleinen Seen des Lindi-Hinterlandes — wie im Lidedi- und Nangadi-See — gefischt, und zwar nicht nur von den Umwohnern, sondern auch von kleinen Fischertrupps, die zu diesem Zweck von weit her aus der Umgegend sich einstellen.[4])

Fischfang im Lindi-Hinterland: Einbäume. —

Abgesehen von der schon besprochenen Salzsiederei kommt noch die Eisengewinnung als eine Eingeborenen-Industrie für das Lindi-Hinterland in Betracht; denn Eisen wird nur an bestimmten Plätzen, z. B. in Newala,[5]) am Ssengwa-Berge usw., verhüttet und geschmiedet,*) und die Nachbarn beziehen dann von dort ihren Bedarf. Besonders die Wamakua sind tüchtige Schmiede und Eisenschmelzer, und »das gewonnene Roheisen ist, bei der Güte des verwendeten Magneteisenerzes und da es nur mit Holzkohlenfeuerung geschmolzen wird, von so ausgezeichneter Beschaffenheit, dass die aus heimischem Eisen hergestellten Feldhacken und Aexte den an der Küste gekauften vorgezogen werden«.[6]) Auf die Technik der Eisengewinnung und des Schmiedens gehe ich an dieser Stelle nicht näher ein, sondern verweise auf das in Abschnitt III gesagte.

Eisengewinnung im Lindi-Hinterland.

Der Handel mit den im Lindi-Hinterland von den Eingeborenen gewonnenen Produkten wurde bereits oben (Seite 40—42) besprochen.

*) Am oberen Ruwuma selbst traf ich keine Schmelzöfen an.

[1]) **35**, S. 219; [2]) **11**, S. 80; [3]) **35**, S. 212; [4]) **35**, S. 210; [5]) **37**, S. 129; [6]) **37**, S. 129.

Im Abschnitte „Das Deutsche Ruwuma-Gebiet" zitierte Literatur.

1. F. Burton, The Lake Regions of Central Africa. II. Vol. London 1860.
2. Baron Claus v. d. Decken, Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859—1865. Leipzig und Heidelberg 1871.
3. David Livingstone, The last journals of David Livingstone in Central Africa etc. By Horace Waller. London 1874.
4. Elton und Cotteril, Travels and researches among the Lakes and Mountains of Eastern and Central Africa. London 1879.
5. Maples, Massassi and the Ruwuma District in East Africa. P. R. G. S. 1880.
6. Joseph Thomson, To the Central African Lakes and back. II. Vol. London 1881.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

7. The Rev. W. P. Johnsons journey in the Yao Country etc. P. R. G. S. 1882.
8. O'Neill, A three months journey in the Makua and Lomwe Countries. P. R. G. S. 1882.
9. O'Neill, On the Coast Lands and some Rivers and Ports of Mozambique. P. R. G. S. 1882.
10. Joseph Thomson, Notes of the Bassin of the River Rovuma, East Africa. P. R. G. S. 1882.
11. Maples, Makua Land between the Rivers Rovuma and Luli. P. R. G. S. 1882.
12. O'Neill, Journey in the District West of Cape Delgado Bay. P. R. G S. 1883.
13. Angelvy, Voyage dans le basin de la Rovouma. Cpt. Rend. Soc. Géog. Paris 1885.
14. W. C. Porter, The Magwangwara. Journ. of the Manchester Geog. Soc. 1886.
15. Chas. Stewart Smith, Explorations in Zanzibar Dominions. Suppl. Pap. R. Geog. Soc. London 1887 II. No. 1.
16. P. Reichard, Deutsch-Ostafrika, das Land und seine Bewohner etc. Leipzig 1892. O. Spamer.
16a. Lieder, Ueber das Vorkommen technisch verwertbarer Mineralien etc. D. K. B. 1892.
17. v. Behr, Geographische und ethnographische Notizen aus dem Flussgebiet des Ruwuma. M. a. d Sch. 1892.
18. v. Behr, Die Wakua-Steppe. M. a. d. Sch. 1893.
18a. v. Behr, Die Völker zwischen Rufiyi und Ruwuma. M. a. d. Sch. 1893.
19. Nachrichten aus Deutsch-Ostafrika. Missionsbl. d. Brdgm. 1893.
20. F. Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Berlin 1894. D. Reimer.
21. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika. Berlin 1894. Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsges.
22. Prince, Geschichte der Magwangwara etc. M. a. d. Sch. 1894.
23. Von der Expedition des Gouverneurs Frhr. v. Schele. D. K. B. 1894.
24. Missionsbl. d. Brdgm. 1894.
25. Karl Peters, Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet. München u. Leipzig 1895. R. Oldenbourg.
26. Fromm, Bericht über die Okkupation in Uhehe etc. D. K. B. 1895.
27. Aktenmässige Zusammenstellung der Uebergriffe des Häuptlings Machemba. D. K. B. 1895.
28. Ewerbeck, Ueber einen Besuch bei Machemba. D. K. B. 1896.
29. Sir Harry Johnston, British Central Africa. London 1897. Methuen & Co.
30. Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Berlin 1897. D. Reimer.
31. F. Stuhlmann, Bericht über das deutsch-portugiesische Grenzgebiet am Ruwuma. M. a. d. Sch. 1897.
32. Glauning, Uhehe, Verh. d. Abt. Berlin-Charlottenburg d. deutschen Kolonialges. Band II.
33. Engelhardt, Ueber die Schiffbarkeit des Ruwuma. D. K. B. 1897.
34. Engelhardt, Reise ins Hinterland von Lindi. D. K. B. 1897.
35. Berg, Das Bezirksamt Mikindani. M. a. d. Sch. 1897.
36. Berg, Besichtigungsreise im Bezirk Mikindani. D. K. B. 1897.
37. Lieder, Reise von Mbamba-Bai am Nyassa nach Kisswere am Indischen Ocean. M. a. d. Sch. 1897.
38. P. Johannes, Ein Bild aus dem Negerleben. Missionsbl. d. St. Benedict-Gen. 1897.
39. P. Basilius, Spaziergang nach Uhehe. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1897.
40. Chronik a. Nyangao. Missionsbl. d St. Benedict.-Gen. 1897.
41. Arning, Die Uhehe-Hochebene als Ansiedelungsgebiet für Deutsche. D. K. Z. 1898.
42. P. Rüdel, Schauri, Missionsbl. d. St. Benedict-Gen. 1898.
43. P. Alfons M. Adams, Im Dienste des Kreuzes, Literarisches Institut in Augsburg, 1899. Michael Seitz.
44. Boileau, Nyassa-Tanganyika-Plateau. Geogr. Journ 1899, I.
45. Machemba-Aufstand. D. O. A. Z. 1899, No. 23, 24, 25.
46. Einzelheiten von der Machemba-Expedition. D. O. A. Z. 1899, No. 27, 28.
47. Machemba-Aufstand. D. K. B. 1899.
48. Aus dem Berichte d. Missionen u. d. Antisklaverei-Bewegung. D. K. B. 1899.
49. Reisebericht der Missionsschwestern aus Uhehe, »Gott will es«. 1899.
50. W. Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1900. D. Reimer.
51. Wiese, Beiträge zur Geschichte d. Sulu im Norden des Zambezi, namentlich der Angoni. Zeitschr. f. Ethnologie, 1900, Heft V.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

52. Scheube, Krankheiten der warmen Länder. Jena 1900, G. Fischer.
53. Von der Hungersnot im Bezirk Lindi. D. O. A. Z. 1900, No. 51.
54. Bericht aus Lukuledi, »Gott will es«, 1900.
55. Missionbl. d. St. Benedict.-Gen. 1900.
56. P. Rüdel, Negerleben, Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1900 u. 1901.
57. Deutsch-ostafrikanische Bezirksämter und Stationen im Berichtsjahr 1899/1900. D. K. B. 1901.
58. Fülleborn, Ueber künstliche Körperverunstaltungen bei den Eingeborenen im Süden der deutsch-ostafrikanischen Kolonie. Ethnol. Notizblatt Bd. II, Heft 3. Berlin 1901. A. Haack.
59. Bachmann, Unyika, Mitteil. d. Geogr. Ges. für Thüringen, 1901.
60. P. Häflinger, Land und Leute von Ungoni. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1901.
61. P. Rüdel, Mythenbildung bei den Negern. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1901.
62. D. O. A. Z. 1901, No. 36, 37, 39.
63. Engelhardt, Meine Reise durch Uhehe, die Ulangaebene u. Ubena etc., Beiträge z. Kolonialpolitik u. Kolonialwirtschaft. 1901/1902
64. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1900/1901. Mit einem Bande Anlagen. Beilage z. D. K. B. 1902.
65. P. Alf. Adams, Das mittlere Flussgebiet des Lukuledi. M. a. d. Sch. 1902.
66. Fülleborn, Beiträge zur physischen Anthropologie der Nord-Njassa-Länder. Berlin 1902. D. Reimer.
67. Busse, Bericht über eine im Auftrag des Kaiserl. Gouvern. von Deutsch-Ostafrika ausgeführte Forschungsreise nach dem südlichen Teile dieser Kolonie. Berlin 1902, Mittler & Sohn (auch D. O. A. Z. IV, 1902, 2. Beilage d. No. 26—31).
68. Sander, Die Wanderheuschrecken und ihre Bekämpfung in unseren afrikanischen Kolonien. Berlin 1902. D. Reimer.
69. Aus der Kolonie. D. O. A. Z. 1902, No. 10 u. 48
70. Merensky, Etwas a. d. Missionen in Deutsch-Ostafrika. Der Missionfreund 1902, No. 9.
71. P. Henle, Erinnerungen aus meinem Missionsleben. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1902.
72. P. Johannes, Aus Kigonsera, »Gott will es«, 1902.
73. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1901/1902. Mit einem Bande Anlagen. Beil. z. D. K. B. 1903.
74. Auszug aus den Jahresberichten der Bezirksämter und Militärstationen für die Zeit vom 1. Juli 1900 bis 30. Juni 1901. Bericht über Land- und Forstwirtschaft i. D. O. A. Vol. I, 1903.
75. Auszug aus den Berichten der Bezirksämter, Militärstationen und andern Betriebsstellen über die wirtschaftliche Entwicklung im Berichtsjahr vom 1. April 1901 bis 31. März 1902. Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. I, 1903.
75a. F. Stuhlmann, Notizen über die Tsetsefliege etc. Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. I, Heft 2.
76. Lambrecht, Ueber die Landwirtschaft der Eingeborenen im Bezirk Kilossa. Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. I, 1903.
77. Lommel, Bericht über eine Reise nach der Gegend von Mkamba, zwecks Infizierung von Heuschreckenschwärmen mit dem Heuschreckenpilz Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D O A. Vol. I, 1903.
78. Maurer, Deutsch-Ostafrika, eine klimatologische Studie, Geographische Zeitschrift, Leipzig, Band 9, Heft 1
79. P. Adams, Lindi und sein Hinterland. Berlin, Dietrich Reimer.
80. Magdalene Prince, Eine deutsche Frau im Innern von Deutsch-Ostafrika. Berlin 1903. Mittler & Sohn.
81. Oberländer, Eine Jagdfahrt nach Ostafrika mit dem Tagebuch eines Elefantenjägers. Berlin 1903, Paul Parey.
82. Schröter, Auszug aus den ärztlichen Berichten etc. Berl. Missionsber. 1903.
83. P. Rüdel, Religiöse Anschauungen und Aberglaube bei den Negern. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1903.
84. P. Rüdel, Kleine Mitteilungen aus Lukuledi. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1903.
85. Portugiesische Uebergriffe an der Südgrenze. D. K. Z. 1903.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

86. Konzession für den Verlagsbuchhändler Ernst Vohsen zur Gewinnung von Edelsteinen etc. D. K. B. 1903.

87. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1902/1903. Mit einem Bande Anlagen. Beil. z. D. K. B. 1904.

88. Auszug aus den Berichten der Bezirksämter, Militärstationen und anderer Dienststellen über die wirtschaftliche Entwicklung im Berichtsjahre vom 1. April 1902 bis 31. März 1903. Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. II, Heft 2, 1904.

89. Lindner, Ueber den Tabakbau im Gebiet der Mataka-Leute (Bezirk Lindi). Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. II, Heft 3, 1904.

90. Gruber, Ueber einige auf den Kautschukpflanzungen Barikiwa-Liwale bei dem Anbau von Manihot Glazovii gemachte Erfahrungen. Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. II, Heft 3, 1904.

91. Deutsch-koloniale Baumwollenunternehmungen. D. K. Z. 1904, No. 39.

92. Konzession zur Gewinnung von Edelsteinen etc. D. K. B. 1904.

93. Deutsche Medizinische Wochenschrift 1904, No. 44. (Literaturbeilage, S. 1620).

94. Passarge, Die Inselberglandschaften im tropischen Afrika. Naturwissenschaftliche Wochenschrift 1904, No. 42.

94a. Kandt, Gewerbe in Ruanda. Zeitsch. f. Ethnol. 1904 Heft III u. IV.

Karten:

95. Karte von Deutsch-Ostafrika, Massstab 1 : 300000, Sektion G. 6, Massassi, bearbeitet von M. Moisel. Sektion G 5 und H 5, Mittlerer Ruwuma, bearbeitet von P. Sprigade. Berlin. D. Reimer.

96. Uebersicht der geologischen Ergebnisse der Reisen der Bergassessoren Bornhardt und Dantz in Deutsch-Ostafrika in den Jahren 1895—1900. 1 : 2000000. M. a. d. Sch. 1903. Karte No. 2.

97. Wirtschaftskarte von Deutsch-Ostafrika, Blatt I, Dr. C. Uhlig. Anlage z. Jahresbericht über die Entwicklung des deutschen Schutzgebietes in Afrika und der Südsee im Jahre 1902/1903, Beilage z. D. K. B. 1904.

98. Das Flussgebiet des mittleren Lukuledi; der Missionsbezirk Nyangao von P. Alf. G. Adams. 1 : 80000. M. a. d. Sch. 1902. Karte No. 3.

99. Tafel XVI zu Band XXI, Heft 3, der Arbeiten aus dem Kais. Gesundheitsamt (Verbreitung der Tsetse-Krankheit und des Texas-Fiebers in Deutsch-Ostafrika).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

KAPITEL III.

Ungoni.

(Hierzu Atlas Tb. 30—37).

Grenzen von Ungoni.

Ungoni ist ein verhältnismässig kleines Land; es umfasst ungefähr das Gebiet zwischen dem 35° und 36° ö. L. und dem 10° und 11° s. Br. An den Njassa reicht es nicht heran, wenn sich auch vor dem Eingreifen der deutschen Regierung der Einfluss der Wangoni bis dorthin geltend machte.

Im Osten bis nach Massassi hin und im Süden bis zu den ersten Wahjao-Niederlassungen am Ruwuma wird Ungoni von einen breiten Gürtel menschenleerer Wildnis umgeben; denn was einst dort gewohnt hat, ist durch die Wangoni vertrieben oder vernichtet.*)

Im Norden, gegen das Gebiet des verstorbenen Wabena-Sultans Saggamaganga, bildet ein schwer passierbares und wenig bewohntes Bergland die Völkerscheide.**)

Landschaftscharakter.

Ungoni ist ein flachwelliges, etwa 1000 m über dem Meeresspiegel gelegenes Plateauland, dem eine Anzahl von 100—500 m hohen, meist völlig von einander getrennten Bergrücken in unregelmässiger Verteilung aufgesetzt sind[1]) (Tb. 30a). Die Bergzüge haben meist flach gerundete Formen, stellenweise erinnert die Gegend aber auch an die Inselberg-Landschaft von Massassi und Madjedje, wenn auch die Formen der Bergmassen nicht so wildphantastisch und das Zwischengelände nicht ganz so eben ist, wie dort.[2]) In manchen Abschnitten Ungonis fehlen jedoch die Berge und Hügel, und das Land ist völlig eben.

Flüsse.

Entwässert wird Ungoni nach Süden durch den Ruwuma (der dort in der Nähe der Station Ssongea auf den Matogoro-Bergen entspringt; Tb. 30a), nach

*) Derartige »Grenzporis«, eine ungemein wirksame Völkerscheide, finden wir auch anderwärts zwischen dem Gebiete zweier Stämme, da ja naturgemäss die Grenzdistrikte am meisten unter feindlichen Einfällen zu leiden haben. Merkwürdigerweise wissen aber die Eingeborenen oft mitten in einer solchen Wildnis genau anzugeben, wo das Gebiet des einen und des andern Stammes nominell beginnt. (Grenzporis.)

**) Einige Wabena-Ansiedlungen finden wir allerdings auch schon im nördlichen Teile des Schabruma-Gebietes.

[1]) **36**, S. 53, 54, 439, **21**, S. 103; [2]) **36**, S. 54.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Westen durch den zum Njassa strömenden Ruhuhu und im östlichsten Teile durch die nordwärts fliessenden Quellbäche des Luwegu und Pitu, die dem Stromgebiete des Rufidji angehören.

Geologie. Den Untergrund von Ungoni bildet hauptsächlich Gneis, dessen Oberfläche in grosser Ausdehnung zu einem intensiv roten, fruchtbaren Lehm verwittert ist, doch fehlen auch sandige, wenig fruchtbare Strecken nicht. Im Nordwesten und Norden von Ungoni stehen jedoch statt des Gneises Sandsteine und Schiefertone der Karooformation an, die sich im »Ruhu-Einbruch«*) (siehe Kpt VI) vom Njassa-Ufer bis weithin nach Nordosten erstrecken, indem sie sich als relativ schmale Zone zwischen das nördlich und südlich angrenzende Gneisplateau einschieben.[3]) In dieser Formation sind in der Gegend des unteren Ruhuhu von Bornhardt[4]) und neuerdings auch im eigentlichen Ungoni von Booth[5]) Steinkohlenlager, allerdings bisher nur von minderwertiger Beschaffenheit, aufgefunden worden.

Meteorologie. Ueber die meteorologischen Verhältnisse Ungonis schreibt Maurer[6]):

»Die Regenmenge eines Jahres beträgt hier [zu Peramiho und Ngomba in ca. 1300 m Seehöhe, von wo die meteorologischen Beobachtungen eines Jahres vorlagen] etwa 1000 mm, die ohne merkliche sommerliche Regenpause in den Monaten Dezember bis April fallen, während der Winter fast ganz regenlos ist. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt hier 20°, der heisseste Monat ist der November mit 21,4°, der kühlste der Juni mit 16,3° Mitteltemperatur. Die jährliche Wärmeschwankung ist also ziemlich gross.«

Flora. Ueber die Flora von Ungoni schreibt Busse[7]) als Fachmann folgendes:

»Die Regenerationskraft des Bodens ist erstaunlich; in kürzester Zeit werden die verlassenen Aecker wieder von den Vertretern der einheimischen Baum- und Strauchflora in Besitz genommen, und nach wenigen Jahren schon hält es schwer, die Vegetation ehemaligen Kulturgeländes von den benachbarten primären Beständen zu unterscheiden. Nur die Reste der ehemaligen tiefen Ackerfurchen geben über die Natur des »Schambenporis« Aufschluss.«

»Unter diesen Umständen sind die Folgen der Entwaldung hier weniger verhängnisvoll, als in andern Gebieten der Kolonie. Nur auf den Gebirgen, so z. B. auf den Matogoro-Bergen bei Ssongea, wo man nur in den Einschnitten noch spärliche Reste einstiger grossartiger Hochwälder findet, ist der Baumbestand unwiederbringlich verloren. Adlerfarn und niedriges Gestrüpp bekleiden jetzt die kahlen Kuppen und Hänge.«

»In den Wäldern von Ungoni herrschen beiweitem Brachystegia- (‚Myombo') Arten vor; von Nutzpflanzen ist ausser den schon erwähnten Bäumen: Uapaca

*) Nach Bornhardt ist vielleicht auch der Ostabfall des Ungoni-Plateaus als ein Bruchrand aufzufassen. Im übrigen verweise ich bezüglich der Geologie auf Bornhardt[1]) und Dantz.[2])

[1]) **36**, S. 52—64; [2]) **51** (1902), S. 230—242 u. (1903) S. 109—120, **74**; [3]) **36**, S. 57, **51** (1902), S. 115; [4]) **36**, S. 127—133; [5]) **59**, S. 35; [6]) **54**, S. 217; [7]) **40**, S. 11 u. 12.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kirkiana und Strychnos pungens*) noch eine Parinarium-Art, ‚mbula' genannt, besonders zu erwähnen Der hochstämmige, gut gewachsene Baum liefert ausgezeichnetes Holz; die Verwaltung sollte beizeiten für Nachwuchs sorgen, da der Baum keineswegs sehr zahlreich auftritt.«

»Auch andere vorzügliche Nutzhölzer für Bau- und Möbeltischlerei sind in Ungoni zu finden, wie mir die Arbeiten fur den Neubau und die Einrichtung der Station Ssongea bewiesen.«

»Von Palmen sind Phoenix reclinata und namentlich eine Raphia-Art (wahrscheinlich Raphia Monbuttorum) längs der Fluss- und Bachläufe vertreten. Aus den Blättern der ersteren werden in Orten, wo arabischer Einfluss herrscht, z. B. in Mangua, Matten geflochten, die aber teuer sind und in der Ausführung den Matten von Kilwa und Tschole nicht gleichkommen.«

Fauna.

An jagdbaren Tieren ist Ungoni im allgemeinen nicht eben reich, doch muss, aus den vielen Fellen zu schliessen, die man bei der eingeborenen Bevölkerung allenthalben antrifft, kleines Raubzeug in Menge vorhanden sein, und auch die zahlreichen Löwen und Leoparden machen sich oft recht unangenehm bemerkbar. Stellenweise gibt es in Ungoni auch noch Elefanten (z. B. in dem »Pori«, welches das frühere Mharuli-Gebiet von dem des Schabruma trennt), und auf den Matogoro-Bergen kamen — wenigstens bis vor kurzem — noch Büffel vor.

Die Baumsteppe östlich von Ungoni.

Das östlich an Ungoni grenzende menschenleere Baumsteppen-Gebiet ist von Porter[2]), Smith[3]), Lieder[4]), Bornhardt[5]), P. Hendle[6]) und Tornau[7]) ausführlich beschrieben. Der erste Europäer, welcher diese Gegenden, und zwar schon 1859, durchzog, war unser unglücklicher Landsmann Roschers, der durch Meuchelmord am Njassa eine hoffnungsvolle Forschertätigkeit beschliessen musste. Auch v. d. Decken[8]) lernte im Jahre 1860 den östlichen Teil dieses Gebietes kennen, und seine Schilderungen sind dadurch besonders interessant, dass damals das heute wüst liegende Land noch bevölkert war. Ich verweise auf der zitierten Autoren und das auf Seite 34, 35 und 43 Gesagte.

Die Baumsteppe südlich von Ungoni.

Das südlich von Ungoni sich erstreckende »Pori« wurde von unserer Wangoni-Expedition in etwa 150 km langem Marsche durchquert, und ich entnehme die folgende Schilderung desselben den bisher unveröffentlichten Begleitworten der Engelhardtschen Routenaufnahmen:

»Das Gebiet nördlich vom Ruwuma, zwischen dem Mlumbiro-Berg [wenige km westlich vom Kissungúle Berge und der Ssassawára-Mündung gelegen] und Humbuti [einer, wie ich höre, jetzt

*) Ueber diese Bäume schreibt Busse an anderer Stelle[1]): »Je mehr man sich [von Westen] der Grenze von Ungoni nähert, desto stärker ist der Myombo-Bestand mit Uapaca Kirkiana vermischt, dem ‚Mkussu'-Baum (Kingoni: mssuku), den ich früher schon in Zentral-Ussagara gefunden hatte. Für die durchreisenden Karawanen bilden die zuckerhaltigen, angenehm schmeckenden Früchte des Baumes eine beliebte Nahrung. Seine Rinde scheint stark gerbstoffhaltig zu sein; ich habe eine grössere Menge davon zur technischen Prüfung mitgenommen. Die Pflanze ist über ganz Ungoni verbreitet, und ihr Holz soll im Schire-Hochland als Bauholz sehr geschätzt sein. Für diesen Zweck ist der Baum in Ungoni im allgemeinen nicht gut genug gewachsen. Weitere Charakterpflanzen des Waldes im westlichen Teil des Mampjui-Gebiets sind Strychnos Goetzei und Strychnos pungens; die Früchte der letzteren Art gelten als giftig. Sollte die chemische Untersuchung erweisen, dass ihre Samen zur Strychnin-Gewinnung verwertbar sind, so würde Ungoni grosse Mengen davon zur Ausfuhr liefern können, denn der Baum ist dort ungemein häufig.« (Der Mssuku-Baum.)

[1]) **45**, S. 9; [2]) **7**; [3]) **8**; [4]) **21**; [5]) **36**; [6]) **46**; [7]) **63**; [8]) **2**.

eingegangenen Ansiedlung der Araber und Küstenleute], ist eine flach gewellte, sich kaum merklich zum Ruwuma abdachende Ebene, aus der einzelne Erhebungen von meist geringer relativer Höhe [nach der Karte[1]) meist unter 100 m, doch auch höher] hervorragen.«

»Der Boden ist wechselnd lateritartig, steinig, kiesig und sandig. Die flachen Täler der dem Ruwuma zuströmenden Wasserläufe zeigen teilweise ziemlich breite Alluvialschichten. Die Bewässerung des Landes ist eine verhältnismässig gute. Die grösseren Flüsse [es folgen eine Anzahl Namen] sollen nur in Jahren abnormer Trockenheit teilweise ihr Wasser verlieren; die übrigen kleinen Wasserläufe trocknen zwar meist gegen Ende der Trockenzeit aus, durch Graben im Bett derselben wird man aber auch dann meist Wasser finden. Zum grössten Teil ist das Land von Myombo-Wald bestanden, stellenweise nimmt derselbe den Charakter des Parkwaldes an. Da aber, wo der Boden sandig und steinig ist, zeigt er ein recht dürftiges und trauriges Aussehen. Allenthalben wird der Wald durch steppenartige Grasflächen — meist in den Niederungen der Wasserläufe — unterbrochen Verschiedentlich findet sich auch Bambus.«*)

»Das Gebiet ist jetzt unbewohnt, wird aber viel durchstreift von den Elefantenjägern bei Mtora und Mtira und denen des Arabers Raschid bin Masaut aus Humbuti. Ferner von den Magwangwara, welche an den Einmündungen der . . . . Flüsse in den Ruwuma dem Fischfang obliegen und Fallen stellen. Bisher wurde es von den Karawanen aus Furcht vor Ueberfällen durch die Wangoni nach Möglichkeit gemieden; die Lindi- und Mikindani-Karawanen, welche zum südlichen und mittleren Njassa zogen, oder von dorther kamen, gingen meist im Süden auf portugiesischem Gebiet den Ruwuma entlang. Jetzt, nach Beruhigung der Wangoni, wird das anders geworden sein. Vor 12—15 Jahren ist das Land noch bewohnt gewesen, im Süden wahrscheinlich von Wahjao, im Norden von Wandonde (Wandendauri) zahlreiche Spuren beweisen dies (Roschers Route). Durch die Kriegszüge der Wangoni, welche von den Sklavenhändlern aus den südlichen Küstenplätzen aufgestachelt wurden, ist die Bevölkerung zum grössten Teil vernichtet, zum geringeren verjagt worden.«

Das Matengo-Hochland.

Das im Südwesten vom eigentlichen Ungoni gelegene Matengo-Hochland kenne ich nicht aus eigener Anschauung. Abgesehen von einigen Notizen bei Johnson[3]), Lieder[4]) und v. Kleist[5]) hat Busse, ausführlicher, darüber berichtet.

Ich lasse die Schilderung von Busse hier ungekürzt folgen: »Der Reisende, der zum ersten Male und unvorbereitet das Matengo-Hochland von Westen her betritt, muss zunächst glauben, sich in eine endlose Steinwüste verirrt zu haben. Die Hänge und Täler sind teilweise über und über mit Felsblöcken besät, von Baumvegetation ist kaum eine Spur noch vorhanden, und vergebens sucht das Auge nach einem Anzeichen menschlicher Ansiedlung und Kultur. Erst bei weiterem Eindringen verändert sich das Bild der vermeintlichen Wüste. Zwischen den Felsblöcken werden die spitzen, gelben Dächer zierlicher Rundhütten sichtbar, und bald trifft man längs der Bergwässer Bananenpflanzungen und auf den Abhängen musterhaft bestellte Aecker an. Obwohl durch Lieders kurze Andeutungen einigermassen vorbereitet, wurde ich doch während meiner Reise durch das Matengo-Land immer und immer von neuem überrascht durch die Beweise hoher Intelligenz und Kultur, die der kleine, von der Aussenwelt abgeschlossene Sulustamm**) in diesem Gebirge geliefert hat.«

»Das Matengo-Land ist das am besten bebaute Bergland, das ich in Ostafrika gesehen habe, und nirgends in der Kolonie fand ich die Landwirtschaft auf einer so hohen Stufe wie hier. Die sinnreichen Bewässerungsanlagen, die zweckmässigen Vorrichtungen, um die Aecker an steilen Hängen gegen Verwüstung durch starke Regengüsse zu schützen, nötigen dem Europäer aufrichtige Bewunderung ab. Unwillkürlich wurde ich an den Satz G. A. Fischers erinnert: ‚Der Neger zerstört nur und beutet aus; er erhält nicht einmal das, was vorhanden ist, geschweige denn, dass er es vermehrt und vervollkommnet, selbst wenn es noch so geringe Mühe verursacht.‘

»Das Land ist total entwaldet; nur in Amakitas Dorf und im oberen Mgaka-Tal findet man noch einige zerstreute Gruppen hoher Bäume, die auf ehemalige grosse Bestände in den Tälern

*) Ganz ähnlich schildert übrigens auch Busse[2]) die Vegetation dieses Gebietes.

**) Darin irrt Busse; die Wamatengo sind keine Sulu, sondern offenbar alteingesessene Bevölkerung, wenn auch die Wangoni-Häuptlinge, von denen sie abhängig sind, grosse Gebiete dort besitzen.[6])

[1]) **73**; [2]) **45**, S. 19; [3]) **5**, S. 517; [4]) **21**, S. 97—99; [5]) **29**; [6]) **29**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schliessen lassen. An Quellwassern mangelt es nicht. Die grosse und breite, ungefähr in O-W und zu Amakitas Tal annähernd parallel verlaufende Talmulde, die man auf dem Wege von Bendera [am Njassa] zunächst passiert, enthält zahlreiche Ortschaften, die meist zwischen grossen Felsblöcken aufgebaut sind. Die einzelnen Hütten werden oft durch die sie umgebenden Felsblöcke verdeckt;*) der frei bleibende, stets sauber gehaltene Platz trägt zuweilen noch einen Getreidespeicher und ist im übrigen mit Rindenstoffbäumen) (Ficus chlamyodora Warb.) bepflanzt, die offenbar künstlich durch Ausschneiden zur Schirmkronenbildung veranlasst wurden und somit den ganzen Platz beschatten. Die Bäume werden frühzeitig zur Stoffbereitung entrindet, jedoch so vorsichtig, dass sie keinen Schaden leiden. Einschaltend möchte ich hier bemerken, dass diese Ficusart auch in Ungoni häufig angepflanzt wird, wo man ältere Bäume trifft als im Matengo-Lande. Trotz eifrigen Bemühens ist es mir nie gelungen, die Pflanze in Ungoni in wildem Zustand zu finden; wo das scheinbar der Fall war, handelte es sich stets um Verwilderung an Stellen ehemaliger Ansiedlungen. Nach den von Herrn Oberleutnant Albinus nachträglich eingezogenen Erkundigungen ist die Rindenstofffeige im Hinterland der westlichen Njassaküste und im portugiesischen Gebiet südlich des Ruwuma sehr verbreitet. Von hier aus ist sie wahrscheinlich erst in neuerer Zeit zu den Wamatengo gelangt.«

»Die eigenartige Anlage der Matengo-Dörfer ist durch Notwehr und Suchen nach natürlichem Schutz gegen die ehemaligen Einfälle der benachbarten Wangoni bedingt. Noch heute sind die Wamatengo ungemein scheu, und es dauerte lange, bis sie sich von meinen friedlichen Absichten überzeugen liessen und näher kamen.«**)

»Das grosse Dorf Kwa-Amakita (jetzt, nach Amakitas Tode, richtiger nach seinem Nachfolger ‚Kwa-Mandawa' genannt) dürfte nicht unter 5000 Einwohner zählen. Es bedeckt einen grossen Teil der das Tal nach Süden begrenzenden Berglehne und stellt bei seiner merkwürdigen Anlage einen wahren Irrgarten dar. Seit Beseitigung der Wangonigefahr haben die Leute übrigens schon ausserhalb der Felsenregion bis herab zur Talsohle einige neue Wohnstätten erbaut.«

»Von Kulturpflanzen fand ich im Matengo-Land: Mais, die europäische Erbse, Bohnen verschiedener Art, Kürbisse, Tabak, indischen Hanf und die (im Süden allgemein seltener angebaute) Rizinusstaude; vereinzelt traf ich Baumwolle und die Fischgiftpflanze Tephrosia Vogelii an. Den Sorghum-Bau haben die Matengo, wie die Wangoni, aus eigenem Antriebe sofort aufgegeben, als sie die Folgen der Mafuta-Krankheit erkannt hatten. An Stelle der Sorghumhirse ist vorwiegend Mais getreten.«

Der Verwaltungsbezirk Ssongea.

Ungoni gehört zu dem Verwaltungsbezirk »Ssongea«, dessen Sitz die gleichnamige Militärstation im Herzen von Ungoni bildet. Der Bezirk beschränkt sich aber nicht nur auf das eigentliche Ungoni, sondern reicht westlich bis zum »Kamm«(?) des Livingstone-Gebirges, nördlich bis zum Ruhudje, südlich bis zur portugiesischen Grenze, und auch weite Gebiete östlich von Ungoni gehören mit dazu.

Missionen.

Ausser der Militärstation und der Versuchsplantage eines Pflanzers (John Booth) befinden sich zur Zeit von europäischen Ansiedlungen nur noch vier Missionsstationen im Bezirk Ssongea; es sind die beiden katholischen Missionen

*) Johnson[1]) beschreibt diese Hütten als niedere Rundhütten mit umschlossener Veranda, deren äussere Oeffnung der eigentlichen Haustür nicht gegenüber liegt, »so dass man nur auf allen Vieren durch die enge Veranda kriechend zur inneren Tür gelangen kann.« Siehe Seite 160.

**) Im Gegensatz hierzu sagt v. Kleist[2]): »Die Matengo sind ein kräftiges Gebirgsvolk, die ohne Scheu entgegenkommen. Sie brachten Verpflegung in ausgiebigster Weise und bewiesen sich überhaupt sehr zutraulich. Ich glaube, dass sich hier ein guter Trägerstamm mit der Zeit herausbilden wird.« Solche scheinbaren Widersprüche erklären sich leicht dadurch, dass die Eingeborenen stets gegen die europäischen Karawanen scheu und ängstlich sind, wenn sie aus irgend einem Grunde ein böses Gewissen vor der Regierung haben, oder wenn sie gelegentlich einer Strafexpedition oder sonstwie böse Erfahrungen gemacht haben.

[1]) **5**, S. 517; [2]) **29**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der St. Benedictus Missionsgenossenschaft zu Peramiho und Kigonsera im eigentlichen Ungoni resp. Matengo und die zwei evangelischen der Missions-Gesellschaft Berlin I zu Mpangile im Bejera-Gebiet und Milow in Upangwa.

Suaheli-Händler.

Handeltreibende Küsten-Leute sind zahlreich im Bezirk vertreten, zumal in dem gummireichen Saggamaganga-Gebiet; für die Suaheli-Bevölkerung des eigentlichen Ungoni ist Mangua, schon 1889[1]) von dem hochintelligenten Araber Raschid bin Masaut angelegt, das eigentliche Zentrum.

Araber-Niederlassungen.

Solche Araberniederlassungen im Innern haben unstreitig ihre grosse kulturelle Bedeutung gehabt, denn ihnen haben wir es zu verdanken, wenn unsere Kaufleute schon allenthalben Eingeborene antrafen, die europäische Produkte zu schätzen wissen und die Handel treiben wollen. Auch haben die Araber stets die Nutzpflanzen der Küste ins Innere verpflanzt und sich dadurch sehr verdient gemacht. Heute ist man geneigt, in den Arabern nur die Konkurrenten der europäischen Kaufleute zu sehen. Freilich stifteten die Araber aber auch recht viel Unheil, denn sie handelten nicht nur mit »weissem«, sondern auch mit »schwarzem Elfenbein« und veranlassten zu diesem Zwecke die Eingeborenen zu den länderverödenden Sklavenjagden.

Aussichten für Europäische Besiedelung:

Das kühle, gesunde Höhenklima Ungonis ist für Europäer recht zusagend, und diese können dort auch auf die Dauer ihre Spannkraft und Arbeitsfrische bewahren.

Pflanzliche Produkte.

Das fruchtbare und reich bewässerte Land trägt die Erzeugnisse der Negerkulturen (besonders Eleusine, Sorghum, Mais, Erbsen, Bohnen, Erdnüsse, Voandzeia und Reis) in Hülle und Fülle, und auch europäisches Getreide und alle Sorten von Gemüse gedeihen, wenn schon auch hier Insektenfrass und Getreidekrankheiten den Ernten drohen.[2]) Die höheren Lagen kommen aber vor allem für Kaffee- und Tee-Plantagen in Betracht, und Busse[3]) meint, dass der Kaffeebau hier ungefähr die gleichen natürlichen Bedingungen findet wie in dem berühmten Kaffee-Distrikt des Schire-Hochlandes.

Auch die Pflanzungsversuche mit der Kautschukpflanze Manihot glazovii und besonders mit amerikanischer und ägyptischer Baumwolle haben sehr ermutigende Resultate ergeben.[4])

Boden-Qualität.

Ueber die Böden Ungonis schreibt Leue[5]) auf Grund von Mitteilungen des erfahrenen Booth folgendes;

»Die Böden in Ungoni sind zumeist tonige, lehmige bis sandige Roterden, die dort, wo sie nicht durch Queckgräser allzu sehr verunreinigt, leicht zu bearbeiten sind. Nur in den Tälern auf alluvialem Gebiet sind sie wirklich reich. Der weitaus grösste Teil ist Verwitterungsprodukt von Gneis oder Granit, beides auch vielfach in einander übergehend. Diese Böden sind wegen der Leichtigkeit, mit der sie unter dem Einfluss von Regen mittels der schlecht geschmiedeten Negerhacke bebaut werden können, sowie wegen ihrer grossen Ertragsfähigkeit in Eleusine, Matama, Mais und Hülsenfrüchten bei den Eingeborenen sehr beliebt, kein Wunder, wenn die Wangoni diesen Distrikt bevorzugt und sich gerade hier niedergelassen haben.«

»Trotzdem wird man gut tun, diese Böden nicht zu überschätzen. Abgesehen von den einheimischen Früchten wächst dem weissen Ansiedler nichts ohne Arbeit zu. Um wirklichen Erfolg zu haben, wird er, wie anderswo auch, eine rationelle und gründliche Kulturmethode befolgen müssen. Vor allem für den Anbau von Plantagenprodukten muss mit wenigen Ausnahmen Düngung Grundsatz werden. In Bezug auf die Baumwollenkultur sind schon eingehende Versuche mit Stall-, Asche-, Kalk- und Gründünger gemacht worden. Ob gewisse, hier und da vorkommende kalihaltige Erden zu Düngungszwecken verwendet werden können, wird die Zukunft lehren.«

---

[1]) **15**, S. 217; [2]) **48**, **38**, S. 270; [3]) **45**, S. 12; [4]) **55**, S. 113, **60**, S. 76; [5]) **55**, S. 111.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Viehstand.

Der Viehstand von Ungoni ist trotz der Verheerungen der Rinderseuche noch immerhin ziemlich beträchtlich und wird, abgesehen von dem zahlreicheren Kleinvieh, auf 3000 Stück oder darüber geschätzt.[1])*)

Die Rinder sind klein, und eine Aufbesserung der als Milchlieferanten und Zugtiere wenig brauchbaren Rasse wäre sehr erwünscht.[5]) Da zur Zeit wenigstens keine Seuchen unter dem Grossvieh zu bestehen scheinen[6]) und mindestens stellenweise auch ausreichende Weide vorhanden ist, so dürfte sich der Viehbestand voraussichtlich vermehren lassen, wenn schon ein Viehexport zur Küste bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen durch Texasfieber und Tsetse allzu gefährdet erscheint.[7]) Der Preis einer Kuh beträgt nach Häflinger und Booth[8]) 30—40 Rp., Ziegen und Schafe kosten 3—4 Rp.

Viehweiden.

Ueber die Vieh-Weiden Ungonis berichtet Leue[9]) nach den Angaben von Booth folgendes:

»Was die Weide anbelangt, so ist der Graswuchs im eigentlichen Ungoni das ganze Jahr über nicht gleichmässig vorhanden. Im Juli und August trocknet das Gras ein, und das Vieh grast alsdann in kleineren Herden an den Flüssen, Bächen und Rinnsalen. Grosse zusammenhängende Weideflächen gibt es überhaupt nicht viel. Am besten gedeiht das Vieh in der Karubildung des Landes, wo in der Nähe grösserer Gewässer (Ruhuhu, Lutukira, Mhanga etc.) auch in der trockenen Zeit geeignete Gräser wachsen. Auch kommt dort Salz vor, und zudem liebt das Vieh die Wärme. In den Hochländern ist der Graswuchs ein gleichmässigerer. Kälte und Nässe aber gebieten dort, das Vieh besser zu halten und aufzustallen. Das Vieh in grösseren Massen auf die Weide zu schicken, empfiehlt sich nicht, da es sich weniger gut nährt, infolge des Umstandes, dass es sich gegenseitig das Gras wegtritt und verdirbt.«

Der zitierte Artikel von Leue enthält auch sonst noch Mitteilungen über Landwirtschaft und Viehzucht in Ungoni

Verkehrsverhältnisse.

Wie v. Kleist[10]) und P. Hartmann[11]) betonen, würde sich Ungoni an und für sich zu europäischer Besiedlung viel besser eignen als Uhehe, und auch passendes Land dazu wäre noch reichlich vorhanden; mit Recht betont jedoch Leue,[12]) dass hierzu dann erst der Zeitpunkt gekommen sein wird, wenn bessere Verkehrsverhältnisse auch nutzbringenden Absatz versprechen.

Die Nähe des Njassa ermöglicht es allerdings, in wenigen Tagen den Anschluss an die Njassa-Schire-Sambesi-Wasserstrasse zu erreichen, doch können naturgemäss nur hochwertige Produkte einen solchen Transport oder den auf Trägerköpfen zur Küste vertragen, und zu seiner vollen Entwicklung wird das fruchtbare, schöne Land daher erst kommen können, wenn man sich zum Bau der langersehnten Njassa-Bahn**) entschliesst, damit Ungoni, »die künftige Korn-

*) In den Anlagen zum Jahresbericht 1902/03[2]) wird die Anzahl der im Bezirk Ssongea vorhandenen Rinder auf 23 500, die der Schafe auf 17 500 und die der Ziegen auf 34 760 angegeben; bei einer so auffälligen Differenz möchte ich fast vermuten, dass es sich um einen Druckfehler handelt, zumal die Anzahl der Schafe und Ziegen nach dieser Tabelle ganz genau dieselbe wäre wie im Bezirk Langenburg. Leue bezw. Booth[3]) taxiert die Anzahl der Rinder des Bezirks Ssongea auf 5—6000 Stück. Der Jahresbericht 1903/04[4]) giebt an: 3000 Rinder, 500 Schafe, 8000 Ziegen.

**) Die Untersuchungen von Fuchs[13]) haben ergeben, wie günstige Bedingungen eine Bahnanlage auf der Strecke Kilwa-Ssongea finden würde.

[1]) **44** (Anl.), S. 31; [2]) **59** (Anl.), S. 69; [3]) **55**, S. 123; [4]) **71** (Anl.), S. 81; [5]) **55**, S. 123; [6]) **55**, S. 123; [7]) **55**, S. 123; [8]) **40**, S. 16; **55**, S. 123; [9]) **55**; [10]) **29**; [11]) **47**; [12]) **55**, S. 124; [13]) **64**, **65**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kammer« der südlichen Kolonie, wie es Busse[1]) nennt, seinen Reichtum auch ausnutzen kann. Die zahlreiche, fleissige und in landwirtschaftlichen Arbeiten ganz trefflich erfahrene Bevölkerung würde dann voraussichtlich mit der Zeit grosse Mengen von Reis, Baumwolle, Erdnüssen, Sesam und andern auf dem Weltmarkt begehrten Produkten bauen, und bei billigen Löhnen stände Plantagen-Unternehmungen ein brauchbares und williges Arbeitermaterial zur Verfügung.

Arbeiterfrage.

Der Karawanenverkehr hat nach dem Abflauen des Njassa-Gummi-Exportes abgenommen;[2]) der Bezirk Ssongea sendet freilich auch aus dem Saggamaganga-Gebiet, Upangwa und Matengo Kautschuk zur Küste, doch ist nach allen Erfahrungen auf ein langes Anhalten der Lianen-Gummi-Produktion wohl nicht zu rechnen.[3]) Auch Wachs wird von den Eingeborenen gesammelt und verhandelt.

Gummi und Wachs.

Die Bevölkerung des Bezirkes Ssongea, ein gar bunt zusammengewürfeltes Völkergemisch, beträgt 75000 Seelen; 36000 davon wohnen in der Landschaft Ungoni, 6000 in Matengo.[4])

Bevölkerung des Ssongea-Bezirks.

Den Kern, wenn auch nur einen geringen Bruchteil der Bevölkerung des eigentlichen Ungoni — nicht des politischen Bezirks Ssongea —, bildet der von Süd-Afrika her eingewanderte Stamm der Wangoni.

Ueber die Geschichte dieses interessanten Stammes ist von Prince,[5]) der seine Informationen von dem erfahrenen Wangoni-Kenner Raschid bin Masaut und von einem Bruder des Sultans Mharuli erhielt, und in neuerer Zeit auch von Wiese[6]) in trefflichen Abhandlungen ausführlich berichtet worden. Ich fasse im Folgenden diese beiden Berichte, einige ergänzende Bemerkungen hinzufügend, kurz zusammen.

Geschichte der Wangoni:

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde der Sulu-Stamm der Wangoni durch den grossen Sulu-Fürsten Tschaka aus seinen im heutigen Transvaal gelegenen Wohnsitzen verdrängt und zog mit Weib und Kind gen Norden. Auf ihren kriegerischen Zügen schlossen sich die Wangoni eine Zeitlang an den berühmten Matabele-Häuptling Musilikatse, der 1817 mit dem ihm anvertrauten Regiment vor seinem Herrn Tschaka geflohen war, an, trennten sich jedoch wieder von diesem, als ihnen Musilikatse, eifersüchtig auf ihre wachsende Macht, feindlich gegenüber trat. Verwüstend durchstreiften die Wangoni erst das Land südlich des Sambesi und überschritten diesen Fluss dann in den zwanziger oder dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts,*) um ihre Raubzüge auf dem westlichen Ufer des Njassa fortzusetzen. Jahrelang, fortwährend ihre Wohnsitze wechselnd, zogen sie unter Sungandaba bis nach dem Tanganjika und dem

Heimat in Süd-Afrika.

Wanderungen unter Sungandaba.

*) Nach W. A. Elmslie[7]) erfolgte der Uebergang über den Sambesi im Juni 1825, und dieses Datum sei durch eine Sonnenfinsternis festgelegt. Nach Wiese hätte der Uebergang der Wangoni des Sungandaba über den Sambesi jedoch erst nach 1830 stattgefunden, während »Tschikusses«-Wangoni unter Gabi diesen Fluss freilich erheblich früher überschritten hätten.

[1]) **45**, S. 11; [2]) **55**, S. 124; [3]) **53**, S. 271; [4]) **71** (Anl.), S. 24; [5]) **15**; [6]) 37; [7]) **20**, S. 392.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bangweolo-Gebiet; ein anderer Teil der Wangoni (»Tschikusses-Wangoni«) liess sich aber bereits damals am südlichen Ufer des Njassa dauernd nieder.[1])

Sungandaba starb nach den Angaben von Wiese[2]) Anfang der sechziger Jahre [ob nicht schon früher?*)] und auf ihn folgte, während seiner Minderjährigkeit von Ngai bevormundet, sein Sohn Mpesene.

Mpesene.

Zu dieser Zeit bekriegten die Wangoni vor allem auch die Wassangu, die westlichen Nachbarn der Wahehe, und zerstörten nach mehrmaliger vergeblicher Belagerung das damalige Utengule am Mambi-Flusse, die befestigte Residenz des Wassangu-Sultans Mui'Gumbi (siehe Kpt. IV). Die tapfere Bevölkerung des beuteverheissenden Konde-Landes aber vermochte sich gegen die Wangoni zu behaupten (Kpt. V).

Wassangu-Kämpfe.

Endlich kamen die Wangoni am Südwest-Ufer des Njassa, wo sie sich in dem heute britischen Territorium grosse Gebiete unterwarfen, zur Ruhe. Jedoch nicht alle: denn mehrere Heerführer hatten sich unter der Regierung des Mpesene mit ihren Abteilungen von diesem losgesagt, um in kleinerem Massstabe die Rolle des Musilikatse zu spielen.

Festsetzung und Zersplitterung der Wangoni.

Der »Iduna« Perembue war mit seinem Anhang in Mambwe (südlich vom Tanganjika) geblieben, Kitambarika zog mit einer noch beträchtlicheren Anzahl nach dem fernen Unjamwesi,[5]) um dort die noch heute existierende Wangoni-Kolonie nördlich von Uwambo zu gründen, und zwei andere Heerführer, Suru (resp. Sulu)**) und Mbonan, siedelten sich mit einer kleinen Schar »östlich vom Konde-Land in Ukinga am Mlangasi-Flusse nördlich des Ruhu«, etwas nördlich von dem heutigen Ungoni, an.***)

Suru und Mbonan im NO. des Njassa.

Um diese Zeit (wohl zu Anfang der sechziger Jahre) brach ein anderer Sulu-Schwarm, offenbar von jenen Wangoni, die sich am Süd-Njassa niedergelassen hatten, unter Führung des Mputa von Süden her in die östlich des Njassa gelegenen Gebiete ein, verdrängte, freilich ohne sie zu besiegen, die Wahjao des Mataka aus ihren Wohnsitzen weiter nach Osten,[7]) überschritt den Ruwuma und setzte sich östlich von den Ngongomabergen†) in der Gegend des heutigen Ungoni fest.

Mputa im heutigen Ungoni.

*) Wie aus Burton[3]) hervorgeht, hatten die Kämpfe, in denen die Wassangu unterlegen waren, schon vor 1858 stattgefunden und ebenso die Zersplitterung der Wangoni, die nach Wiese[4]) erst unter Mpesene stattfand.

**) L und R sind bei den Suaheli und ebenso bei den andern Negern dieser Gebiete so gut wie gleichlautend, wenn nicht identisch, und der eine Europäer glaubt L zu hören, wo der andere R schreibt. Das zufällige Zusammentreffen, dass der Mgoni-Häuptling Sulu ebenso heisst, wie man die Völkerfamilie, welcher die Wangoni angehören, in der Literatur zu nennen pflegt, gibt zu vielen Missverständnissen Anlass, und auch Porter[6]) wurde dadurch getäuscht. Fragt man Wangoni, wer von ihnen ein »Sulu« von Abstammung sei, so antworten sie regelmässig: das seien nur wenige Häuptlinge und deren Verwandte, indem sie dabei an die Abstammung von dem Sultan Sulu (resp. Suru) denken.

(»Sulu« und »Suru.«)

***) So berichtet Prince. Ich habe die Stelle auf den Karten nicht identifizieren können; unter Ruhu ist offenbar der Ruhuhu gemeint.

†) »Gongoma-Berge« sind auf den Karten in der Gegend zwischen Ssongea und Ussangire eingezeichnet.

[1]) **37**, S. 183; [2]) **37**, S. 184; [3]) **1** (Vol. II), S. 75 u. 76; [4]) **37**, S. 185; [5]) **15**, S. 213, **1** (Vol. II), S. 75; [6]) **7**, S. 267; [7]) **3**, S. 72.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kämpfe zwischen den Wangoni

Bald stiessen sie auf ihre Stammesgenossen unter Suru und Mbonan, besiegten dieselben und zwangen sie, ihre bisherigen Wohnsitze aufzugeben und sich westlich an den Ngongomabergen anzusiedeln. Dem Suru lies Mputa zur Strafe für den geleisteten Widerstand die Haut abbrennen, so dass er wenige Tage nach dieser Marter starb.

Hawai und Tschipeta teilen sich in Deutsch-Ungoni.

Drei der Söhne des Suru flüchteten zu ihren Stammesgenossen jenseits des Njassa, die übrigen Söhne des Suru: Hawai, Mharuli, Mbemesa und Mlamiro (Tb. 35), blieben bei Mbonan, dem Gefährten ihres Vaters. Aber des Suru Sohn Hawai liess den Peiniger seines Vaters meuchlings ermorden, und gemeinsam mit Tschipeta, dem Sohn und Nachfolger des Mbonan wiegelte er die Urbevölkerung des unterworfenen Gebietes auf, und es gelang ihm so, seiner Partei zum Siege zu verhelfen. Der Bruder und Nachfolger des Mputa musste mit seinem Anhang fliehen und begab sich zu dem an der Südostecke des Njassa ansässigen mächtigen Häuptling Mponda. Hawai und Tschipeta teilten sich nun, wie ihre Väter Suru und Mbonan, in die Herrschaft, die sie aber durch ein festes Schutz- und Trutzbündnis zu einer einheitlichen Macht gestalteten. Tschipetas Gebiet lag nördlich von dem des Hawai; eine 2—3 Tagereisen breite meist unbesiedelte Zone trennt die beiden Reiche (wenigstens ist das heutzutage der Fall, doch mögen sich die Wohnsitze vielleicht etwas verändert haben).

Raub- und Kriegszüge der Wangoni.

In einer grossen Reihe von Raub- und Kriegszügen, die nach Livingstones Schilderungen bereits 1866 in vollem Gange waren, verwüsteten sie das umliegende Gebiet: Hawai nach dem Ruwuma und Njassa hin, Tschipeta nach Norden und Osten und bis zur Küste des Indischen Ozeans, und die Wangoni wurden zum Schrecken ihrer friedlichen Nachbarn.

Zusammenstoss mit den Wahehe.

Aber auch mit dem mächtigen Wahehe-Sultan Njungumba führte Tschipeta Krieg, und zwar im Bunde mit dem Wabena-Fürsten Mtegere (um 1870) und dem Wassangu-Sultan Merere (1877).[1] Tschipetas Waffen waren auch hier siegreich, aber Njungumba rächte sich. Möglichst geheim sammelte er (es war im Jahre 1878) seine Truppen und unvermutet standen die Wahehe an den Grenzen Ungonis. Tschipeta sass gerade beim festlichen Gelage, als er die Nachricht von dem Nahen der Wahehe erhielt: in seinem Stolze glaubte er nicht, dass man es wagen würde, ihn im eigenen Lande anzugreifen und spöttisch liess er den Wahehe sagen, sie möchten kommen und mit ihm trinken! Aber die Wahehe machten Ernst, und Tschipeta und mit ihm viele seiner Grossen fielen nach verzweifeltem Kampfe.

Auch ein Hilfsheer des Mharuli (der seinem Bruder Hawai 1874 in der Herrschaft über die Suru-Wangoni gefolgt war), wurde geschlagen und vernichtet,[2] und die Wahehe folgten den Flüchtigen bis ins Herz des Mharuli-Gebietes.*)

*) Hier und im folgenden decken sich die Schilderungen von Prince[3] und Arning[4] nicht genau.

[1] **19** (1896). S. 240—243; [2] **15**. S. 216; [3] **15**; [4] **19**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber schnell wussten sich die Geschlagenen aufzuraffen, und in gemeinsamem Rachezuge folgten die Wangoni des Nordens und Südens dem abziehenden, mit reicher Beute beladenen Feinde. Die Wahehe wurden zersprengt, und mit knapper Not entging ihr Sultan Njungumba, der sich mit einer Kriegerschar in eine gewaltige Höhle geflüchtet hatte und dort von den Wangoni belagert wurde, dem Tode des Verschmachtens oder der Gefangennahme.[1])

Das Rachebedürfnis der Wangoni war damit jedoch noch nicht gestillt, und sie unternahmen noch mehrere Revanchezüge nach Uhehe. Anfangs waren sie siegreich, aber des grossen Njungumba († 1878) ebenbürtiger Sohn Mahinja-Kwawa brachte bei den letzten dieser Ueberfälle dem abziehenden Feinde so ernste Verluste bei,[2]) dass die Wangoni weitere Einfälle nach Uhehe aufgaben.

Auch die Wahehe liessen ihrerseits die Wangoni fernerhin unbehelligt. Doch seit jenen Tagen hassen und fürchten die Wahehe die »Wapoma« nicht weniger als diese ihre Erbfeinde die »Wanjaka-njaka«. Freilich soll Kwawa 1896 versucht haben, die Wangoni zu einem Bündnis gegen die deutsche Regierung zu gewinnen:[3]) er scheint aber wenig Gegenliebe gefunden zu haben.

Schabruma des Tschipeta Sohn.

An Stelle des von den Wahehe erschlagenen Tschipeta war sogleich der noch jugendliche Schabruma zum Sultan der Mbonan-Wangoni ernannt worden, doch bis zu seiner Volljährigkeit führte Mnjukwa, ein Bruder des Mbonan, die Regentschaft für den Unmündigen.

Als Mnjukwa um 1883 starb und der nunmehr volljährige Schabruma die Regierung übernahm, zerfiel er bald um geringer Anlässe wegen mit Mharuli, und das bisher gute Verhältnis zwischen den beiden Regierungen wurde so gespannt, dass es mehrfach fast zu einem Bruderkriege zwischen den Wangoni gekommen wäre.

Auszug des Mpepo.

Auch mit dem Sohne seines Vormundes Mnjukwa, Namens Mpepo, auf dessen Macht er eifersüchtig war, entzweite sich Schabruma, so dass sich Mpepo mit seinem Anhang — 2000 Leuten, etwa dem vierten Teile von Schabrumas Macht — zur Auswanderung veranlasst sah. Mpepo zog über den Ulanga zum Wabena-Sultan Mtegere, und seine Leute spielten bei den sog. Mafiti-Einfällen eine grosse Rolle.[4])*)

(Die Wabunga.)

*) Pater Basilius[5]) erwähnt, dass nach Aussage eines Mahenge-Sultans (Faëke) ein Unterhäuptling des Mputa Namens, Lupangala, sich von diesem unabhängig gemacht hätte, mordend und raubend den Ulanga und Ruaha überschritten habe und dass seine Leute ebenfalls als »Mafiti« bezeichnet worden wären; sie seien jetzt mit andern Stämmen vermischt und führten den Namen Wabunga. [Siehe auch Arning.[6])] Solche Wabunga, die sich durch Abzeichen, Gebräuche und Sprache als unzweifelhafte Sulu dokumentieren, sitzen auch in Kissaki, wohin sie aus Mahenge vor ihren Stammesgenossen flüchteten.[7])

Wabunga, welche die ursprüngliche Wandamba-Bevölkerung der Ulanga-Ebene stellenweise unterworfen hatten, werden auch von v. Grawert[8]) erwähnt. Zum Teil sind die Wabunga dann selbst wieder von Stärkeren[9]) unterjocht; v. Grawert[10]) spricht von Wabunga-Untertanen des Wabena-Sultans Kiwanga und Engelhardt[11]) bezeichnet die den Wabena unterworfenen Bevölkerung von

[1]) **19** (1896), S. 243; [2]) **19** (1897), S. 48; [3]) **18**, S. 774; [4]) **17**, S. 342; [5]) **25**, S. 106, 107; [6]) **19** (1897), S. 51; [7]) **13**, S. 422, **19** (1897), S. 51 u. 52; [8]) **66**; [9]) **19** (1897), S. 51 u. 52; [10]) **66**; [11]) **43**, S. 83.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vor allem waren es aber auch die Wangoni des Schabruma, welche mit grosser Regelmässigkeit als Mafiti oder Magwangwara die Rufidji-Gegend und das Kilwa-Hinterland heimsuchten, während die Mharuli-Leute ihre Raubzüge ins Lindi-Hinterland und zum Njassa sandten, aber in geringerem Massstabe gewütet zu haben scheinen.

Mharuli, des Hawai Bruder.

Auch die Mission Massassi fiel 1881 einem grossen Raubzuge der Wangoni zum Opfer.[1]) Rev. Porter, der 1882 und 1884 den mächtigen Wangoni-Häuptling Ssongea in seinem eigenen Lande aufsuchte,[2]) gelang es jedoch, die Wangoni dazu zu bewegen, das Missionsgebiet von Massassi und Newala in Zukunft zu verschonen; auch zu den englischen Missionaren am Njassa suchten sich die Wangoni freundlich zu stellen.[3]) Offenbar wollte Mharuli es mit den Europäern, deren wachsende Macht man fürchtete, nicht verderben; brachten doch die Missionen überdies die begehrten europäischen Stoffe unter die Bevölkerung[4]) und da man aus der Massassi-Gegend auch Salz als Tribut erheben konnte, so war es nicht geraten, sich selbst die Quellen zu verstopfen.

Während Schabruma noch im Jahre 1891 eine grosse arabische Handelskarawane überfiel und dadurch die Küstenleute abschreckte,*) hatte der weitschauende und einsichtige Mharuli die Vorteile erkannt, die durchziehende Karawanen ihm und seinem Lande brachten; er befreite sie daher von allen direkten Abgaben (dem »Hongo«) und gestattete den Arabern und Küstenleuten, sogar die Niederlassung in seinem Gebiete. So entstand 1889 durch den hochintelligenten und umsichtigen Araber Raschid bin Masaut, der damals schon seit sechzehn Jahren in Ungoni Elfenbein- und Sklavenhandel betrieb, die Niederlassung Mangua, die, schnell emporblühend, zu einem Zentrum der Küstenkultur wurde, und die Wangoni gewöhnten sich mehr und mehr daran, als Träger zur Küste zu gehen.**)

Raschid gründet Mangua.

Aber unter der Regierung des Mharuli verfiel die alte kriegerische Zucht der Wangoni.

Verfall der Kriegszucht unter Mharuli.

War doch das reine Sulu-Blut allzusehr in der Minderheit, und die fortwährenden Raub- und Kriegszüge dürften naturgemäss gerade unter den schnei-

---

Matumbi und Massagati ebenfalls als Wabunga; er ist geneigt die Wabunga für von den Sulu beeinflusste Wandonde zu halten. Dass in der Matumbi-Gegend Wangoni sitzen geht auch daraus hervor, dass man mir 1897 am unteren Pitu ein Dorf als das des »Mgoni« Pepo bezeichnete.

*) Zur Zeit der v. Scheleschen Expedition befanden sich allerdings auch in seinem Gebiet einige Küstenhändler.[5])

**) Raschid übte fraglos auch einen recht erheblichen politischen Einfluss aus, und er war klug genug, sich der deutschen Regierung gegenüber freundlich zu verhalten, wenn ihm natürlich auch nichts weniger erwünscht gewesen sein wird, als die Festsetzung von Europäern in seiner Handelsdomäne, zumal er auch in Bezug auf den verpönten Sklavenhandel kein reines Gewissen hatte.[6]) Als Gouverneur v. Schele 1894 nach Ungoni kam, wurde Raschid zum »Akiden« von Ungoni eingesetzt,[7]) und als solcher bot er auch bereitwillig seine Dienste an, als unsere Expedition 1897 Ungoni besetzte.

---

[1]) **11**, S. 45; [2]) **7**, S. 265 usw.; [3]) **9**, S. 292, **5**, S. 524; [4]) **9**, S. 292, **26**, S. 465; [5]) **16**, S. 229; [6]) **26**, S. 376; [7]) **36**, S. 16.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

digen Sulu aufgeräumt haben, während der Nachwuchs hauptsächlich aus den »wangonisierten« Sklaven bestand.

Auch erhoben die Unterhäuptlinge, die »Iduna«, immer selbständiger ihr Haupt und erschienen nicht mehr, wie früher, bei »Hofe«. Offenbar um die Iduna auch so unter einer gewissen Kontrolle zu haben, »verteilte Mharuli«, so berichtet Prince, »seine siebzig Weiber und die übrigen zur Sultansfamilie gehörigen auf vier Dörfer, die ungefähr entsprechend den Himmelsrichtungen lagen und unter je ein Hauptweib gestellt wurden. Jedem der vier Hauptidunas wurde das ihm zunächst gelegene dieser Dörfer zugewiesen, dessen Leiterin den Verkehr zwischen ihm und dem Sultan — und vice versa — vermittelte.«*)

Der Suru-Enkel Tschemtschai und der Mharuli-Bruder Mlamiro als Prätendenten.

Als Mharuli nach fünfzehnjähriger Regierung 1889 starb, wurde Tschemtschai, ein Enkel des Suru, zur Nachfolge ausersehen und aus dem englischen Gebiet, wohin sich sein Vater vor den Grausamkeiten des Mputa geflüchtet hatte, herübergeholt. Aber die Iduna, denen die Fürstenwahl zustand, konnten sich nicht einigen, zumal die Persönlichkeit des jugendlichen Tschemtschai durchaus nicht dazu angetan war, Respekt einzuflössen.**)

Nach Prince hatte zwar Mlamiro (Tb. 35), der Bruder und nächstberechtigte Nachfolger des Mharuli, auf den Sultanstitel verzichtet, aber de facto fiel es ihm nicht ein, sich dem halbwüchsigen Tschemtschai zu unterstellen, und sein Ansehen war erheblich grösser als das des letzteren. Es scheint ihm auch mit seinem Verzicht wohl nicht Ernst gewesen zu sein, denn er liess sich im Februar 1896 durch v. Eltz, dem damaligen Bezirksamtmann von Langenburg zum Oberhäuptling von Ungoni einsetzen.[2]) (Der Gouverneur v. Schele hatte es 1894 vermieden, sich in die inneren Angelegenheiten von Ungoni einzumischen).

Ssongea.

Freilich wurde an den politischen Verhältnissen in Ungoni dadurch nichts geändert; Tschemtschai behielt seinen Anhang, und auch die Unterhäuptlinge konnten tun, was ihnen beliebte. Vor allem war der greise Ssongea (Tb. 35) ungemein einflussreich. Er stammte zwar nicht aus fürstlichem Geblüte, sondern aus einer niederen Familie, aber Mharuli hatte sich nicht gescheut, dem mächtigen und gefürchteten Manne seine Tochter zum Weibe zu geben.***)

---

*) Auch Wiese[1]) berichtet etwas ähnliches von den Wangoni des britischen Gebietes. Dort gibt der Sultan einen seiner Söhne den Unterhäuptlingen als eine Art Kontrolle bei.

**) Noch als ich ihn im Jahre 1897, also acht Jahre später, einmal sah, machte Tschemtschai einen durchaus unreifen Eindruck. Er kam total betrunken zu einer für ihn politisch sehr wichtigen Versammlung, und Mlamiro gab sich die grösste Mühe — oder tat doch wenigstens so —, ihn zur Wahrung des äusseren Anstandes während der Verhandlungen zu bewegen. Auch in der Folgezeit benahm er sich recht unklug.

***) Als ich Ssongea im Jahre 1897 sah, war er ein kranker, gebrechlicher Greis, aber dennoch wusste er seinen Anordnungen durch rücksichtslose Energie unbedingten Gehorsam zu verschaffen.[3]) In der von uns zusammengerufenen Versammlung der Wangoni-Fürsten war er der Sprecher für die andern: und dabei reckte sich die zusammengesunkene Gestalt empor, seine Augen blitzten und seine Gegner zitterten vor ihm. Er war der geborene Fürst!

---

[1]) **37**; [2]) **36**, S. 16; [3]) **24**, S. 632.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während so bei den Suru-Wangoni seit dem Tode des Mharuli eigentlich Anarchie herrschte, blieben die Mbonan-Wangoni unter der Herrschaft des Schabruma vereinigt. Sein Verhältnis zu seinen stammverwandten Nachbarn scheint nicht das beste gewesen zu sein,[1]) und auch der deutschen Regierung gegenüber hatte er sich, im Gegensatz zu den Mharuli-Wangoni, ablehnend verhalten.

Die Wangoni und die deutsche Macht.

Während die Häuptlinge des Mharuli-Reiches schon 1893 mit v. Wissmann freundschaftliche Beziehungen suchten[2]) und, als Gouverneur v. Scheele 1894 mit seiner Expedition nach Ungoni kam, sich diesem durchaus willfährig zeigten,[3])*) war Schabruma nicht, wie befohlen, beim Gouverneur erschienen. Schabruma hatte zwar kurz vorher eine Friedensgesandtschaft nach Kilwa gesandt: das hatte ihn aber nicht abgehalten, gleichzeitig seinen Bruder einen neuen Raubzug ins Kilwa-Hinterland machen zu lassen. v. Scheele hatte den Schabruma dadurch gestraft, dass er eine gewaltsame Requisition in sein Gebiet unternehmen und die bei dieser Gelegenheit gefangenen Schabruma-Leute später in Kilwa hinrichten liess. Bewaffneten Widerstand zu leisten, hatte Schabruma nicht gewagt.[4])

So lagen die politischen Verhältnisse, als im Frühjahr 1897 Gouverneur Liebert beschloss, Ungoni dauernd militärisch zu besetzen, um die Wangoni-Plage endgültig zu beseitigen. Denn die Magwangwara-Einfälle hatten auch nach der Expedition v. Scheeles nicht aufgehört. Die Häuptlinge suchten sich ja freilich mit dem Gouvernement gut zu stellen, aber sie vermochten, so hiess es, trotz besten Willens nicht immer das Ungestüm der beutelustigen Jugend aufzuhalten.[5])

Besetzung Ungonis.

Anfang April 1897 brach daher unter Führung des damaligen Premierleutnants Engelhardt die 8. Kompagnie von Lindi auf, marschierte mit durch Verpflegungsschwierigkeiten und Verhandlungen gebotenen Pausen den oberen Ruwuma entlang und rückte Anfang Juli in Ungoni ein.

Es kam, wie Prince,[6]) der die politische Lage Ungonis 1894 klar durchschaut hatte, es vorausgesagt. Man fühlte, dass das »fadenscheinig gewordene Prestige« den Flinten der Askaris gegenüber nicht stand halten würde und suchte sich daher, so gut es eben gehen wollte, auf gütlichem Wege mit uns zu verständigen. Ebenso, wie seinerzeit v. Scheeles Expedition, nahm man auch uns freundschaftlich auf, obwohl man sich wohl nicht verhehlen konnte, zu welchem Zweck wir gekommen waren.

»Am 12. und 13. Juli«, so berichtet Engelhardt,[7]) »waren die Wangoni-Häuptlinge Mlamiro, Ssongea, Mgendera, Tshikusse und Fusi mit ihren Akidas im Lager der Kompagnie zum Schauri versammelt worden. Als sich im Laufe der Verhandlungen erkennen liess, dass auf gütlichem Wege die Herausgabe

*) Die Mharuli-Wangoni suchten auch in der Folgezeit gute Beziehungen mit dem Bezirk Langenburg zu unterhalten, dem sie formell — denn Machtmittel besass das Bezirksamt in Ungoni nicht — unterstellt waren.

[1]) **16**, S. 227; [2]) **13b**, **13c**; [3]) **16**; [4]) **16**, S. 227 u. 228; [5]) **23**, S. 410; [6]) **15**, S. 221; [7]) **24**, S. 632.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der in den letzten Jahren geraubten Menschen und Güter nicht zu erreichen sei, wurde zur Verhaftung der Häuptlinge und ihrer bedeutendsten Akidas geschritten.«

»Bei der Ausführung dieser Massnahme bezahlten fünf der Akidas, Schiakomo, Mahengo, Mdaura, Mtinle und Tschapanja, die sich später als die schuldbeladensten herausstellten, einen Fluchtversuch mit dem Leben, da die wachthabenden Askaris, der vorher ausdrücklich ergangenen Androhung gemäss, von ihren Waffen Gebrauch machten.«*)

»Die energische Durchführung der Verhaftung der mächtigen und gefürchteten Sultane, welche im Schauri zuvor den die Kompagnie begleitenden Häuptling Kanjenda vom Ruwuma als ihren Sklaven behandelt hatten, erwies sich als ausserordentlich wirksam. Noch an demselben Tage lieferten die von mir bestimmten Vertreter der grossen Häuptlinge, nahe Verwandte derselben oder angesehene Männer, mehrere Hundert Kriegssklaven im Lager der Kompagnie ab.«

Die fernere Regelung der politischen Verhältnisse machte keine Schwierigkeiten. Die Häuptlinge wurden nach Herausgabe von vielen Hunderten von Sklaven — meist waren es alte Weiber — und nach Zahlung einer mässigen Busse an Vieh, deren Höhe sich nach ihrem Verschulden richtete, aus der Haft entlassen. der Häuptling Gendera musste auch die Erben eines gewissen Lupinda, eines Lindihändlers, der bei einem Ueberfall auf seine Karawane vor kurzem in Ungoni das Leben eingebüsst hatte, entschädigen, und der eigentliche Schuldige, ein Unterhäuptling des Gendera, Namens Muhawi, wurde kriegsgerichtlich zum Tode durch den Strang verurteilt und später nach eingetroffener Bestätigung des Urteils gehenkt; andere Exekutionen fanden nicht statt.

Als noch im August desselben Jahres die Kompagnie zur Teilnahme an dem Feldzuge gegen die Wahehe aus Ungoni abberufen wurde, passierte dieselbe auch das Gebiet des Schabruma. Dieser kam zum Schauri, erwies sich — damals wenigstens — durchaus willfährig, und versprach sogar, Hilfstruppen gegen seine Erbfeinde, die Wahehe zu stellen. Freilich hielt er nicht Wort; aber ein Bündnis der Wahehe mit den Wangoni schien nicht zu bestehen (siehe Kpt. IV).

Dass es den Wangoni mit ihren friedlichen Absichten wirklich ernst war, bewiesen sie dadurch, dass sie die kleine, in Ungoni zurückgelassene Besatzung — ein Feldwebel mit wenigen Mann — nicht angriffen, wennschon die Situation ziemlich kritisch wurde.

---

*) Bei dieser Gelegenheit wäre auch der greise Ssongea, als er zu fliehen versuchte, fast erschossen worden; ein Soldat war im Begriff, auf wenige Schritt Entfernung auf ihn anzulegen. Zufälligerweise stand ich gerade in der Nähe und konnte persönlich den Ssongea an der Flucht verhindern, ohne zu schiessen oder ihn sonst irgendwie zu verletzen; er hatte nur beim Aufspringen von einem unserer Leute durch einen Schlag mit einem Stocke eine kleine Hautwunde an der Stirne erhalten, die ich verband und die in wenigen Tagen heilte.

Ich habe persönliche Gründe, hier so ausführlich den wahren Sachverhalt festzulegen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dauernder Friede.

Der Friede blieb auch in der Folgezeit gewahrt, wennschon die neu gegründete Militärstation Ssongea hin und wieder kleinere Unbotmässigkeiten zu bestrafen hatte. Auch der renitente Tschemtschai musste für einige Zeit gefangen gesetzt werden, um ihn gefügiger zu machen; seit dem Tode seines Oheims Mlamiro (gestorben Februar 1899) soll übrigens sein Ansehen bei den Wangoni zugenommen haben. Im Jahre 1898 kamen die Patres der Benediktus-Mission nach Ungoni und gründeten dort mehrere Niederlassungen, die sich sehr erfreulich entwickeln.[1]) Da man auf dauernd friedliche Zustände hoffen darf[2]), soll demnächst der Militärbezirk Ssongea in die Zivil-Verwaltung übergehen, d. h. Ssongea Bezirksamt werden.

Aus den früher so gefürchteten Räuberhorden sind so, dank des Eingreifens der Regierung ohne Blutvergiessen friedliche, arbeitsame Leute geworden, die ruhig ihren Acker bestellen, auch gerne als Träger zur Küste gehen und ihre Kinder zu den Gouvernements- und den Missionsschulen schicken. Wenn nicht alles trügt, geht Ungoni einer blühenden wirtschaftlichen Zukunft entgegen, und die von der ewigen Angst befreiten Nachbarn der Wangoni können wieder aufatmen.

Namen der Wangoni.

Zum Schlusse dieser kurzen historischen Skizze seien die verschiedenen Namen zusammengestellt, mit denen die Wangoni des deutschen Gebiets bezeichnet werden. Sie selbst nennen sich »Wangoni«, und die unterworfene Bevölkerung ihres Gebiets bezeichnet sie als »Wamatschonde«.*) An der Küste haben sie verschiedene Namen: »Mwagwangwara« heissen sie nach einem kleinen Nebenfluss des Ruwuma, der als Ostgrenze des Wangoni-Gebietes angesehen wurde[6]), ferner nannte man sie »Mafiti« (aus Mazitu entstanden[7]) oder nach ihrem Kriegsrufe (zumal die des Mpepo und Schabruma) »Walihuhu«.[8]) Die Ruwuma-Bevölkerung spricht auch von »Mazitu«, die Wahehe nennen die Wangoni »Wapoma«, und zwischen dem Njassa und Tanganjika und am Ostufer des letzteren bezeichnet man sie als »Watuta«.[9]) Speziell die Leute des Tschipeta wurden endlich bei ihren Nachbarn, z. B. den Bewohnern des Livingstone-Gebirges, als »Wajoja« bezeichnet.[10]) — Die Portugiesen nennen die Wangoni »Landins« [11]).

Die »Ureinwohner« von Ungoni.

Aus dem obigen geht hervor, dass die Wangoni als Eroberer die ursprüngliche Bevölkerung ihres heutigen Gebietes unterwarfen. Diese »Ureinwohner« gehörten wohl hauptsächlich zur Stammesgruppe der Wanindi, zu der man wohl auch die Wamatengo zählen darf; Prince[12]) nennt als »Ureinwohner des von Mputa unterworfenen Gebietes« die »Wandendeüli [resp. Wandendauri, anscheinend ein anderer Name für Wandonde], Wanindi, Wapangwa usw.«

*) So berichtet Lieder[3]): Nach Graf Pfeil[4]) wären die Wamatschonde jedoch ein grosser, auf der Südseite des Ulanga wohnender Stamm, den Mtegere unterwarf und in dessen Gebiet er sich mit seinen Wabena ansiedelte. (Siehe auch Porter[5]) und vergleiche Seite 135 Anm.)

[1]) **47**; [2]) **67**; [3]) **21**, S. 101; [4]) **6**; [5]) **7**, S. 265; [6]) **7**, S. 266, **21**, S. 102; [7]) **10**, S. 202; [8]) **15**, S. 215, **6**, S. 360; [9]) **1** (Vol. II), S. 75; [10]) **5**, S. 530, **7**, S. 278; [11]) **37**, S. 187; [12]) **15**, S. 214.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fremde Sklaven.

Hierzu kommen jedoch durch die vielen Raubzüge zahllose Sklaven: ich fand in Ungoni Wahjao, Wangindo, Wandonde, Wabena, Wamakua, Wamakonde, Wahehe und Njassa-Leute vor, und die andern Stämme der Nachbarschaft fehlen sicher auch nicht. Man hielt nicht nur Haussklaven, sondern hatte sogar die Bewohnerschaft ganzer Ortschaften nach Ungoni verpflanzt und sie unter der Herrschaft ihrer alten Häuptlinge zusammen angesiedelt.[1])

Stellung der Sklaven und Unterworfenen.

Die Stellung der Sklaven, unter denen das weibliche Element naturgemäss stark vorherrschte, scheint im allgemeinen keine sehr drückende gewesen zu sein. Abgesehen von zu leistender Frohnarbeit dürfte man die Sklavendörfer ziemlich unbehelligt gelassen haben, wenn man wohl auch gelegentlich bei ihnen Vieh und junge Mädchen requiriert haben mag.

Nach Wiese[2]) geniessen die Sklaven des englischen Wangoni-Gebietes einen gewissen Rechtsschutz und sind ihren Herren nicht auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert; die Kriegsgefangenen wurden sogar in die Sulu-Regimenter eingereiht und erhielten dann alle Rechte der Vollblut-Wangoni mit Ausnahme der Erlaubnis, Wangoni-Frauen heiraten zu dürfen.[3])

Verschmelzung der Wangoni mit der übrigen Bevölkerung.

Ich vermute, dass dieses auch im deutschen Wangoni-Gebiete der Fall ist, zumal ja die Urbevölkerung dem Hawai und Tschipeta gegen Mputa beigestanden hatte. Johnson[4]) berichtet auch, dass man die Knaben der unterworfenen Stämme nach alter Sulu-Sitte wie Vollblut-Wangoni erzog, und ebenso erwähnt Prince[5]) dass Söhne unterworfener Fürsten am Hofe der Wangoni-Sultane als Sulu erzogen worden seien.

Ob man es in Deutsch-Ungoni — von den Fürstenhäusern abgesehen — mit der stammesreinen Verheiratung der Sulu-Frauen ebenso genau nimmt wie jenseits des Njassa, weiss ich nicht; den Wangoni-Männern wird in dieser Beziehung aber sicher keinerlei Beschränkung auferlegt, und das führt naturgemass zu ganz intensiver Rassenmischung.

Somatische Eigenschaften der Wangoni.

An Zahl übertreffen die unterworfenen Völker die reinen Sulu*) jedenfalls um das Vielfache, und man wird daher auch nicht erwarten dürfen, bei dem Gros der Bevölkerung somatisch sehr viel suluartiges anzutreffen. Die Fürsten-Geschlechter freilich haben sich rasserein erhalten.

Die Wangoni sind im allgemeinen grosse, wohlgestaltete Leute, und die Schönheit und Anmut der echten Wangoni-Frauen wird mit Recht gerühmt.**) Wiese[7]) nennt die Wangoni-Frauen sogar »oft entzückend schön«. Freilich ist man in den Njassa-Ländern in Bezug auf den Anblick schöner Frauen wirklich nicht verwöhnt. (Tb. 35.)

*) Siehe Anmerkung**) auf Seite 133.

**) Porter[6]) nennt die Wangoni-Männer allerdings »decidendly a poor, unprepossessing lot«, während ihm bei den Weibern die helle, rötliche Hautfarbe auffiel und auch er die Anmut und Regelmässigkeit ihrer Gesichtszüge rühmt.

[1]) **5**, S. 524; [2]) **37**, S. 189; [3]) **37**, S. 197; [4]) **5**, S. 524; [5]) **15**, S. 219; [6]) **7**, S. 281; [7]) **37**, S. 190.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Charakter der Wangoni.

Was ihre Charaktereigenschaften anbelangt, so gelten die Wangoni als intelligente, tapfere, selbstbewusste Leute und das Gros der Bevölkerung Ungonis ist entschieden arbeitsam und zugänglich.

Die Sprachen Ungonis.

Lieder[1]) meint, dass die Vermischung mit fremden Elementen zur Folge gehabt habe, dass die Wangoni ihren ursprünglichen Sulu-Dialekt verloren hätten. In diesem Umfange ist Lieders Behauptung jedoch entschieden unrichtig, denn es gibt noch ein durch seine Schnalzlaute wohl charakterisiertes Kingoni, und dasselbe ist sogar immerhin noch rein genug geblieben, dass sich Miss. Neuhauss, der der Sprache der südlichen Kaffern mächtig ist, in diesem Dialekt mit einem Mgoni unterhalten konnte,[2]) und dasselbe berichtet Prince[3]) von den Sulu-Askaris der deutschen Schutztruppe.

Freilich hat das Kingoni auch eine Menge fremder Bestandteile in sich aufgenommen, so dass die Sulu-Sprache, wie sich P. Spiess[4]) (der sich im Verein mit P. Häflinger dem Studium der Sprache gewidmet hat) ausdrückt, »in ein »wahres Dornengestrüpp« von allen möglichen Dialekten anderer, von den Wangoni unterworfener Stämme eingebettet ist. Er unterscheidet ein »Kissutu« von dem eigentlichen Kingoni; es existierten für jeden Begriff zwei bis vier Wörter, die sämtlich bei den Wangoni und den Hörigen, den »Wassutu«, in Uebung seien. Von den englischen Wangoni berichtet Wiese[5]), dass der alte Sulu-Dialekt besonders bei Staatsratsitzungen, im persönlichen Gespräch mit den Häuptlingen, bei Recitation, welche die Waffentaten der Wangoni preisen, und bei ihren National-Liedern üblich sei.

Die Sprache der Wamatengo unterscheidet sich nach P. Innozens Hendle[6]) völlig von dem Kingoni, während sie anderseits nach Johnson[7]) der des benachbarten Njassa-Ufers (Mbamba-Bucht etc.) gleicht.

Sitten und Gebräuche der Wangoni.

Auf die Sitten und Gebräuche des heute als Wangoni zusammengefassten Völkergemisches, hat die Sulu-Invasion einen ungemeinen Einfluss gehabt, und die Wangoni unterscheiden sich in dieser Hinsicht daher sehr auffällig von ihren Nachbarn.

Der Sultan und seine Iduna.

Die Achtung, welche die Wangoni ihren Häuptlingen zollen, ist gross und dokumentiert sich auch in dem devoten Gruss, den man ihnen erweist; bei feierlichen Anlässen wälzen sich die Untergebenen, Männer wie Frauen, vor ihren Herren buchstäblich im Staube.*)

Der Sultan wird von den Unterhäuptlingen, den Iduna, gewählt, deren Stimmen er, um allseitig anerkannt zu werden, auf sich vereinigen muss.**)

*) Ein devoter Gruss besteht in Ungoni für gewöhnlich nur im Händeklatschen.

**) Ich folge auch hier vor allem den Angaben von Prince.[8])

[1]) **21**, S. 103; [2]) **14**, S. 300; [3]) **13**, S. 422; [4]) **35**; [5]) **37**, S. 187; [6]) **39**; [7]) **5**, S. 518 [8]) **15**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erbberechtigt ist der Sohn des verstorbenen Sultans oder, wie bei den Suru-Wangoni, vorerst der Bruder des früheren Regenten,[1]) doch muss auch die Mutter des Fürsten aus vornehmem Geschlechte sein.*)

Unter dem Sultan stehen seine Iduna, die als Unterhäuptlinge ihre Gebiete regieren oder als Minister und Heerführer dem Sultan zur Seite stehen. So wurden im Mharuli-Reiche die vier Aussenbezirke, in die das Land schon seit Hawai geteilt war, von vier Oberiduna, die sich mit der Zeit so gut wie selbständig machten, beherrscht, während in den eigentlichen Residenzbezirken**) vier andere Iduna den geheimen Rat des Sultans bildeten; die zahlreichen Unter- und untersten Idunas beteiligen sich nur an den allgemeinen Ratsversammlungen. »Neben diesen Idunas, die meist noch ziemlich blutechte Sulu sein sollen, gibt es eine Reihe von früheren Häuptlingssöhnen und sonst hervorragende Leute aus den unterjochten Stämmen, welche als Wangoni erzogen worden sind und den Verkehr mit ihren Landsleuten und dem Sultan vermitteln.«[4])

Die Häuptlinge schlichten die Streitigkeiten ihrer Leute, und der Sultan hatte früher unumschränkte Gerichtsbarkeit, auch über Leben und Tod.[5]) Als schweres, todeswürdiges Verbrechen galt bei den Wangoni des englischen Gebietes vor allem der Ehebruch;[6]) der schuldige Mann wurde in Gegenwart der Ehebrecherin mit Keulen erschlagen, das Weib erdrosselt. Auch bei den deutschen Wangoni ist der Ehebruch ein grosses Verbrechen, und die dessen Angeschuldigten müssen sich durch die Giftprobe (Muawi-Trinken) von dem Verdachte zu reinigen suchen.[7])

Militärische Organisation.

Der Sultan war natürlich auch oberster Kriegsherr, wenn er sich auch wohl wenig um die kleineren Raubzüge seiner Leute kümmerte. Früher war die militärische Organisation der Wangoni eine ungemein stramme. »Noch unter Mharuli«, so berichtet Prince[8]), »waren alle Männer des Volkes zum Kriegsdienst verpflichtet und für den Fall eines grösseren Krieges bestimmt organisiert,***) die jungen Leute wurden in einer Reihe von Garnisonsdörfern kaserniert, exerzierten täglich, waren stets schlagfertig zum Ausrücken auf fortwährende Kriegszüge. Heiratskonsens erteilte nur der Sultan, wie es scheint, spärlich und lediglich als Belohnung.†) In den letzten Regierungsjahren Mharulis waren die jungen Männer nicht mehr in besonderen Kriegsdörfern kaserniert, sondern

*) Bei den Suru-Wangoni ist es das Haus Njassere, aus welchem traditionell das Hauptweib der Sultane und die Fürstin-Mutter entstammt.[2])

**) Die jeweilige Sultansresidenz heisst bei den Suru-Wangoni »Mapozeni«.[3])

***) Ueber die Heeresorganisation der englischen Wangoni vergleiche Wiese[9]).

†) Dass der Heiratskonsens erst in reiferem Mannesalter erteilt wurde geht aus einer Notiz bei Johnson[10]) hervor, welcher von den Wangoni-Frauen schreibt: »They laughed at the youth of my porters, and said, that with them none were allowed to marry till they had beards.«

[1]) **15**, S. 217; [2]) **15**, S. 218; [3]) **40**, S. 43; [4]) **15**, S. 319; [5]) **40**, S. 45; [6]) **37**, S. 189; [7]) **40**, S. 45; [8]) **15**, S. 220; [9]) **37**, S. 195—196; [10]) **5**, S. 524.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

lebten nur noch gemeinschaftlich in besonderen Hütten in ihren Heimatsdörfern, eine Art ständige Wehr darstellend, naturgemäss auf Kosten der Einheit und Schlagfertigkeit des Ganzen. Groses Züge scheinen seit mehreren Jahren nicht mehr stattgefunden zu haben. Seit Mharulis Tode lebt sogar jedermann für sich und heiratet nach Gutdünken; ich glaube sogar einen Mangel an Schilden wahrgenommen zu haben.« (Siehe Anm. **).)

Bewaffnung.

Die Bewaffnung der Wangoni besteht aus mehreren leichten, oft mit Widerhaken versehenen Wurfspeeren*) und einem stärker gearbeiteten Stossspeere. Doch sieht man in Ungoni nicht so viele Stossspeere wie in Uhehe und auch nicht so schön gearbeitete Klingen wie dort. Die Klinge wird in den Schaft eingelassen, den man an der Spitze durch ein darübergezogenes Stück Tierschwanz verstärkt. Das Schaftende wird mit einem breiten Metallbande in wenigen Touren umwickelt, oder es wird mit etwa fingerbreiter Messingzwinge beschwert. Den wallenden Haarmantel, anscheinend aus einem Kuhschwanz hergestellt, der die Speere der englischen Wangoni schmückt, besitzen die Speere der deutschen Wangoni nicht. (Tb. 36, No. 1—5 und 113 No. 27; ferner Fig. 65.)

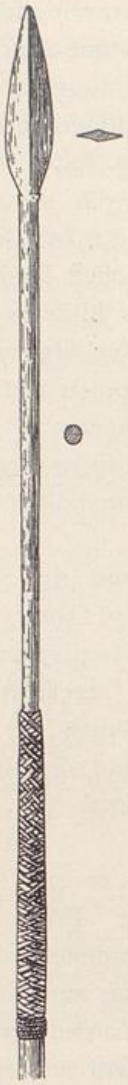


Fig. 65. Atypische Speer-Schäftung durch ein um den Schaft gelegtes Grasgeflecht.

Ausser den Speeren führen die Wangoni auch hölzerne Keulenstöcke und schön geschmiedete Streitäxte. (Tb. 36 No. 6—8.) Flinten verschmähen die deutschen Wangoni ebenso wie ihre Stammesbrüder im englischen Gebiete.

Als Schutz dient nach Sulu-Art der grosse, uneingefasste Schild aus ungegerbter Rindshaut, der sich durch die Feldzüge der Wangoni überall in den Njassa-Ländern verbreitet hat; bei den Wangoni ist er aber mehr oval, bei den Wahehe mehr länglich.**) (Tb. 36 No. 9; Tb. 49 No. 6; Tb. 71 No. 12.)

Kriegsschmuck.

Auf dem Kriegspfade sucht man sich ein möglichst schreckenerregendes Aeussere zu geben. Auf den Kopf kommt ein gewaltiger, bis auf den Nacken herabhängender Federschmuck, um die Stirn eine Reihe von Federbällen, die Schultern umflattert eine Mantille aus Tierschwänzen oder zerschlitzten Fellen (Tb. 36 No. 10 u. No. 14.); Herr Dr. Stierling teilte mir mit, dass ein

*) Noch 1858 aber sollen die Wangoni (Watuta) nach Burton[1]) ihre Speere nie zum Werfen benutzt haben.

**) Im englischen Gebiete werden die Schilde, wie Wiese[2]) berichtet, als Eigentum de Häuptlinge betrachtet, und ich glaube, dass etwas ähnliches auch im deutschen Gebiete der Fall ist, da man mir seinerzeit wohl Speere, aber um keinen Preis Schilde verkaufen wollte, unter der Motivierung, der Häuptling gestatte dies nicht. Freilich waren die Schilde nach der Rinderpest wertvoll geworden.[3])

[1]) **1** (Vol. II), S. 77; [2]) **37**, S. 196; [3]) **15**, S. 220.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ähnliches Bekleidungsstück auch um die Hüften gebunden wird, wie dies auch Wiese[1]) von den englischen Wangoni beschreibt und wie es Johnston[2]) von jenen abbildet. Um die Knöchel bindet man kleine Schellen und schmückt Arme und Beine auch mit Ringen aus Tierfellen.*) Europäische Stoffe verschmähen die Wangoni bei ihrer Kriegstracht, und die Lenden sind — abgesehen von dem oben erwähnten Gürtelschmuck — nur mit den kleinen, an einer Hüftschnur hängenden Fellen bekleidet, wie man sie auch im Frieden stets zu tragen pflegt. (Seite 151.)

In diesem phantastischen Aufzuge zogen die Wangoni zu Felde,**) und schon ein Dutzend der wilden Gesellen genügte, um ihre friedfertigen, verängstigten Nachbarn in die Flucht zu jagen; bei grösseren Raubzügen betrug die Anzahl der Wangoni-Krieger aber Tausende.[5]) Der Zweck dieser Raubzüge war es vor allem, Menschen zu erbeuten.

Taktik.

Mit fabelhafter Geschwindigkeit durcheilen die Wangoni-Krieger grosse Strecken.***) Vor dem Dorfe, welches sie überfallen wollten, angekommen, warteten sie das Dunkel der Nacht ab und um Mitternacht schlichen sie sich an den ahnungslosen Ort heran, um dann plötzlich mit markerschütterndem Pfeifen[7]) oder ihrem »höllischen Kriegsgeschrei, Hau, Hau, das, dem Kreischen einer Torpedopfeife ähnlich, in tiefstem Bass beginnt, im höchsten Diskant endet«,[8]) die schlummernden Bewohner zu überfallen. Es wird berichtet,[9]) sie hätten sich hinter die Türen der Hütten gestellt und die erschreckt hinausstürzenden Leute niedergemacht.

An Widerstand wurde überhaupt nicht gedacht; ehe der überraschte Stamm seine Streitkräfte hätte sammeln können, waren die Räuber auch schon wieder auf und davon. Die Männer wurden meist erschlagen, die Weiber und Kinder mitgeschleppt, was aber nicht schnell genug folgen konnte, wurde nieder-

*) Ueber den Kriegsputz der Wangoni des englischen Gebietes berichtet Wiese[3]) ferner: »Von Ohr zu Ohr zieht sich eine Schnur, welche ungefähr in der Form einer Halskette unter der Nase liegt und dazu dient, zu beiden Seiten der Nase je ein Bündel von Federn festzuhalten, welche dem Gesicht ein äusserst martialisches Aussehen geben«.« Ich selbst sah diesen Gesichtsputz im deutschen Gebiete nicht und ebensowenig Dr. Stierling, den ich darüber befragte. Siehe jedoch Seite 154.

**) Von dem Zeremoniell einer eventuellen Kriegserklärung ist mir von den deutschen Wangoni nichts bekannt. Ein Speer mit einer stumpf gemachten (blunted) Spitze wurde Porter als ein Zeichen des Friedens überreicht.[4])

(Marschordnung.

***) Ueber die Marschordnung der deutschen Wangoni berichtet P. Adams[6]): »Auf dem Kriegsmarsche war die Truppe beständig in Bewegung. Sie teilte sich nämlich in verschiedene Abteilungen, die etwa in 1 Kilometer Abstand hinter einander marschierten. Machte die erste Abteilung Rast, so marschierte die zweite über dieselbe hinaus, ebenso die dritte über die zweite usw., immer in den bestimmten Abständen. War die letzte Abteilung an der ersten vorüber, so begann die erste erfrischt und gestärkt deu Marsch von neuem. So war es den Wangoni-Truppen möglich, in wenigen Tagen unglaubliche Strecken zurückzulegen, und die Truppe selbst erhielt den Schein einer unendlichen Länge«.

[1]) **37**, S. 196; [2]) **20**, Titelbild; [3]) **37**, S. 196; [4]) **7**, S. 272; [5]) **11**, S. 45; [6]) **32**, S. 122; [7]) **32**, S. 122; [8]) **40**, S. 43; [9]) **13a**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestochen und den kleinen Kindern ohne weiteres der Kopf an dem nächsten Baume zerschellt.[1])*) Die Gefangenen wurden mit dem Wangonizeichen markiert, d. h. man durchstach ihnen die Ohrläppchen, oder man schnitt ihnen, wie P. Häflinger[3]) berichtet, die Ohrläppchen einfach ab. Sie mussten dann in Ungoni als Sklaven die Aecker bestellen oder wurden an die arabischen Sklavenhändler verkauft.

Die Raubzüge erfolgten in der Regel zur Zeit der Sorghum-Ernte, wo allenthalben reichlich Bier, vergorenes und noch unvergorenes, vorhanden war, und dieses soll dann die Hauptnahrung der Wangoni gebildet haben.

Das Bewusstsein, einem weit und breit gefürchteten Stamme anzugehören, hatte sich dem ganzen Wesen der Wangoni aufgeprägt. Als wir ihr Land betraten, wussten sie, dass wir mit ihnen abrechnen wollten, aber sie liefen nicht nach Negerart davon. Die Weiber verrichteten ruhig ihre häuslichen Beschäftigungen, und die Männer gingen uns mit Speer und Schild bewaffnet zur Begrüssung entgegen. Welch Unterschied zwischen den ritterlichen, stolzen Wangoni und der verängstigten Ruwuma-Bevölkerung, welche vor uns, ihren Rettern, davonlief!

Friedensbeschäftigung der Wangoni-Krieger.

Der freie Mgoni fühlte sich nur als Krieger und hielt es für unter seiner Würde, zu arbeiten; er sorgte für die zum Feldbau nötigen Sklaven und ging hin und wieder mit seinen Hunden auf die Jagd, um die Küche mit Wildpret zu versehen, oder um Pelztiere zu fangen, die er für seine Kleidung brauchte.[4]) Sonst tat er nichts und zog nur von einem Pombe-Gelage zum andern.

Freien.

Sklaven und Weiber hatten für den Lebensunterhalt zu sorgen. Die Frau wurde ihrem Vater für 2—3 Kühe oder 20—40 Ziegen abgekauft.[5]) Ob das Mädchen bei der Wahl ihres Gatten überhaupt mitzureden hat, weiss ich nicht; bei den englischen Wangoni hatten die Mädchen aber früher sogar das Recht, um den Erwählten anzuhalten.[6])

Hochzeitszeremonie.

Das einzige, was ich über die Hochzeitszeremonien der deutschen Wangoni berichten kann, erzählt Porter,[7]) dessen Mitteilung ich hier wörtlich folgen lasse:

»There was a grand dance in the cattle fold, kept up with great spirit, with chaunting and clapping of hands. The performance was by no means ungraceful, the ladies first, in a long row, taking the principal part; the bride in a plain sheepskin, as it appeared to be, in great contrast to the gay attire of her companions decked out in coloured cloth, beads, and yellow powder from everlasting flowers in their hair. The bridge and her friends made a form of lamentation at, I suppose, her being taken from her home; an elderly women or two performed a symbolical action of sweeping the ground before her, by way of teaching her that she must not be idle: the bridgroom (be it observed in passing) was, I understood, supposed to be hiding. Occasionally a single dancer came forward and figured in the centre of the assembly; later on, boys and young men took up the dancing in a row, arrayed in skins and ornaments and hair powder, a rare on, with the addition of an awkwardly arranged enfoldement of calico. The performance consisted chiefly of advancing a few steps, stamping very quickly, and retiring; this repeated any number of times, and accompanied by the chaunting and clapping of the ladies ranged opposite.«

Ueber die interessanten Hochzeitszeremonien der englischen Wangoni berichtet Wiese[8]): Das Verhalten der Wangoni-Braut, wenn sie sich in den ersten Tagen nach der Hochzeit zum Essen und Trinken nur durch Geschenke des Bräutigams bewegen lässt, scheint im Konde-Lande eine Parallele zu haben. (Siehe Abschnitt V.)

*) Vergleiche auch Wiese[2]).

[1]) **32**, S. 122; [2]) **37**, S. 197; [3]) **40**, S. 14; [4]) **37**, S. 190; [5]) **40**, S. 46; [6]) **37**, S. 191; [7]) 7, S. 281; [8]) **37**, 191—192.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie allen Nachbarn, ist es den Wangoni gestattet, soviel Frauen zu heiraten, als sie sich kaufen können; die Frau ist jedoch durchaus kein Luxusartikel, sondern muss tüchtig für ihren Herrn und Gemahl arbeiten. Naturgemäss haben vor allem die Häuptlinge viele Frauen, doch hat dann jede Frau ihre eigene Hütte.[1]) Polygamie.

Die Kinderzahl der Wangoni ist nicht gross; es gilt nach Hätlinger[2]) schon als viel, wenn eine Frau fünf Kinder besitzt. Kinderzahl.

An den Beratungen der Männer nehmen nach P. Häflinger[3]) die Wangoni-Frauen niemals teil: man würde aber sehr fehl gehen, wenn man daraus schliessen wollte, sie hätten keinen politischen Einfluss. Stellung der Frauen.

Es gibt ja zwar auch in Deutsch-Ostafrika eine ganze Anzahl offiziell regierende Fürstinnen, in der Regel spielen aber die Frauen nur selten vor den Kulissen eine öffentliche Rolle, wenn sie auch hinter denselben, ganz wie in Europa, einen gewaltigen Einfluss ausüben und so manche Fehde im letzten Grunde um Weiber ausgefochten wird. ihr politischer Einfluss.

In Ungoni aber scheint der politische Einfluss der Frauen ganz besonders gross zu sein. Schon die Tatsache, dass Mharuli seinen Weibern eine Vermittlungsstellung zwischen den grossen Iduna und dem Hofe anwies, spricht dafür; auch hatte ich genugsam Gelegenheit, mich selbst davon zu überzeugen, welche entscheidende Rolle die Wangoni-Fürstinnen bisweilen spielen. Diese Frauen benehmen sich aber auch wie echte Fürstinnen: frei und offen traten sie uns entgegen, und bei aller Anmut waren sie vornehm und würdevoll; sie waren mutiger und energischer wie die meisten Männer, die sie auch an Klugheit zu übertreffen schienen.

Wie bereits oben erwähnt, hatte Engelhardt die Häuptlinge der Wangoni gefangen gesetzt, und in der darauf folgenden Panik waren einige angesehene Wangoni gefallen. Um die erregten Gemüter zu beruhigen, begaben wir uns am Nachmittag desselben Tages ohne Soldaten in das Dorf des Ssongea. Kaum sahen uns aber die dort versammelten Krieger, so flohen sie, und im Nu war das Dorf menschenleer: nur drei Frauen des Ssongea, unter ihnen sein Hauptweib, eine Tochter des Mharuli, liefen nicht davon; auch den »Thronfolger«, ihren Sohn Massesse, hatte offenbar die Mharuli-Tochter zum Bleiben veranlasst. Mit Umsicht und Energie führte die Mharuli-Tochter dann die politischen Verhandlungen zur Freilassung ihres Gemahls, und ihr bereits erwachsener Sohn hatte sich augenscheinlich durchaus ihren Anordnungen zu fügen.

Ebenso war es die anmutige Gattin des Sultans Gendera, welche furchtlos in unser Lager kam und sehr geschickt die Befreiung ihres Gemahls, dem sie geistig bei weitem überlegen war, zu erwirken wusste.

Auch P. Adams[4]) erwähnt, dass sich die Frauen des Sultans Schabruma vornehm benehmen, und bemerkt von dessen Mutter: »Ihre Augen zeigten Verstand und Energie, und mit der Zeit erfuhr ich auch, dass sie auf die Untertanen des Königs keinen geringen Einfluss habe.«

Johnson[5]) erzählt, dass die Wangoni-Frauen ihre Männer zu kriegerischen Taten anspornen und dass sie »von einem Freier erwarten sollen, dass er als erster in die feindliche Befestigung dringe«.

Ueber Pubertätsfeierlichkeiten bei den deutschen Wangoni kann ich nichts berichten; Beschneidung findet jedoch bei ihnen, soweit mir bekannt, nicht mehr statt. Bei den englischen Wangoni wird der Eintritt der ersten Menstruation der Mädchen mit einem grossen Feste gefeiert;[6]) die Beschneidung der Knaben ist auch dort fast ganz ausser Gebrauch gekommen.[7]) Maturitäts-Zeremonien.

Ueber die Totenfeierlichkeiten der deutschen Wangoni berichtet P. Häflinger:[8]) »Wenn ein Sultan oder Häuptling stirbt, so gibt es grosse Trauerfeierlichkeiten.

---

[1]) **40**, S. 46; [2]) **40**, S. 46; [3]) **40**, S. 46; [4]) **32**, S. 125, 126; [5]) **5**, S. 524; [6]) **37**, S. 191; [7]) **37**, S. 195; [8]) **40**, S. 45.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bestattung. Von weither kommen die Leute zur Totenklage. Es werden bestimmte Stunden anberaumt, an denen die Klage stattfindet. Dann fangen alle zu heulen an in allen Tonlagen, manchmal wird ein einziger Satz eine ganze Stunde lang wiederholt, z. B. ‚iyoyo mwana wetu afire', o weh, unser Kind ist gestorben. Es ist tatsächlich ein so herzzerreissendes Geschrei, dass es einen Stein erweichen könnte. Dass es jedoch nur ein erkünstelter Schmerz ist, ersieht man daraus, dass nachher gleich ein fröhliches Gelage beginnt, bei dem gelacht und gescherzt, getrunken und gegessen wird.«*)



Fig. 66. Wangoni-Dorf.
Links im Vordergrunde ein eingefriedigter Grabhügel.

»Die Totenklage findet oft in Gegenwart der Leiche statt. Beim Sultan Mharuli soll sie acht Tage gedauert haben. Da aber in diesem heissen Lande die Leiche schon bald einen starken Geruch verbreitete, so nähte man sie in eine Ochsenhaut ein, und als dies nichts mehr helfen wollte, in eine zweite, dritte, vierte, fünfte; als endlich der Geruch trotzdem unausstehlich wurde, senkte man die Leiche ins Grab.«

»Das Grab ist rund; in einer Seitenwand ist eine Nische ausgehoben, in die der Leichnam gesetzt wird. Einem Freien werden die Arme kreuzweise über den Schoss, einem Sklaven aber gefaltet ans rechte Ohr gelegt.**) Dann wird

*) Die Totenklagen entspringen eben auch hier, wie bei allen Negern dieser Gebiete, weniger dem Schmerze um den Verschiedenen, als einer Verpflichtung, die man dem Toten zu schulden glaubt.

**) Vielleicht handelt es sich weniger um einen Unterschied zwischen Freien und Sklaven, als um einen solchen zwischen Wangoni und alter einheimischer Bevölkerung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Grab mit Erde zugeschüttet und darüber ein rundes Dach aufgebaut, das bei Reichen noch mit Tüchern überdeckt wird.«

»Ist ein Mann gestorben, so legt die Frau zum Zeichen ihrer Witwenschaft ein Band um die Stirne; sie trägt es ein halbes oder ganzes Jahr;*) ist diese Zeit vorbei, so ruft sie ihre Freunde und Verwandten, geht mit ihnen an ein nahes Flüsschen und zündet ein Feuer an; sie nimmt dann die Binde ab und lässt sie im Feuer verbrennen. Die Asche wird hierauf in den Fluss geworfen, und selbst die Stelle, wo das Feuer war, wird rein gewaschen, zum Zeichen, dass ihre Witwenschaft jetzt dem Strom der Vergessenheit anheimgefallen ist. Dann kehren alle zur Hütte zurück, wo ein festliches Gelage stattfindet. Nun kann die Witwe wieder heiraten.«

An einer andern Stelle[2]) erwähnt Häflinger dann noch, dass der Nachfolger eines Häuptlings dessen Frauen miterbt, »was jedoch beim Sohne nicht angeht.«**)

Ich möchte dieser Schilderung folgendes hinzufügen. Nach meinen Beobachtungen werden die Toten in der Nähe der Dörfer beerdigt, und über dem Grabe, dessen runde Gestalt und Grösse (ca. ein Meter im Durchmesser) auf Bestattung in Hockerstellung schliessen lassen, wölbt sich ein niederer Hügel, auf dem man zuweilen Topfscherben liegen sieht.

Das Grab ist in der Regel mit einem niederen Zaun umgeben, und zuweilen errichtet man über dem Grabhügel auf niederen Pfählen ein kleines spitzes Grasdach. (Fig. 66.)

Bei vornehmen Leuten ist die Totenhütte grösser und eine feste Einfriedigung schliesst die Grabstätte ab. Das Grab des Sultans Mharuli zu Maposeni erinnert, wie P. Adams[4]) berichtet, mit seiner »lebenden Einfriedigung« an das Erbbegräbnis der Wahehe-Fürsten zu Rungembe, nur dass es erheblich kleiner als jenes angelegt ist. (Siehe Kpt IV). Bei den englischen Wangoni sollen nach Wiese[5]) vornehme Vollblut-Sulu dadurch besonders geehrt werden, dass man sie im Viehkraal beerdigt. Derselbe Autor[6]) erwähnt ferner die ethnologisch sehr interessante Tatsache, dass bei den englischen Wangoni der oft noch warmen Leiche, bevor man sie in Hockerstellung beisetzt, die Unterschenkel- und Armknochen mit Keulenschlägen zertrümmert werden; etwas ähnliches wurde mir übrigens auch von den deutschen Wangoni erzählt. Die Verstümmelung der Leiche geschieht vielleicht, um den Verstorbenen am Wiederkommen zu verhindern.

) Nach Porter[1]) zwei Jahre lang. Ich erwarb eine ganz der auf Tb. 49 No. 20 gleichenden Trauer-Stirn-Binde in Ungoni. Derselbe Gebrauch findet sich auch bei den benachbarten Stämmen, z. B. Wahehe (Tb. 47b), Wakissi (Tb. 76a), Wabungu (Tb. 100b) etc. Siehe auch Seite 85 Anm.)

**) Auch Wiese[3]) erwähnt für die englischen Wangoni, dass der Sohn von den Nebenfrauen seines Vaters nicht Besitz ergreifen kann, wie dies sonst bei den meisten übrigen Stämmen der Fall ist.

[1]) **7**, S. 278; [2]) **40**, S. 45; [3]) **37**, S. 192; [4]) **32**, S. 120; [5]) **37**, S. 194; [6]) **37**, S. 193.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Topfscherben am Wege.

Auch in Ungoni sah ich öfter am Wege Haufen von Asche und Topfscherben liegen, und man erzählte mir, es sei Sitte, dass bei Todesfällen die Asche und der Kehricht aus den Hütten in alten Körben und Töpfen hierher gebracht werde, und ebenso auch die Stämme, aus deren Rinde die Weiber ihre Trauer-Stirnbinden gefertigt hätten.*)

Auch sonst sieht man in Ungoni allerlei abergläubischen Tand.

Feld-Zauber usw.

Auf den Aeckern bedrohen in Topfscherben verbrannte Zauberkräuter die Felddiebe; auf Bäumen findet man gelegentlich »Sympathiemittel« aufgehängt, und eine Vorrichtung, die angeblich dazu dienen sollte, um Diebe zu ermitteln, bestand in einigen, in die Erde gegrabenen und mit einem alten Lappen umspannten Baumstämmen. (Tb. 32f.)

Wahrsager.

Kartenlegen und Wahrsagen aus Kaffeegrund kennen die Neger nicht, aber natürlich haben auch sie, wie alle ungebildeten Leute, das Bedürfnis, sich in schwierigen Lagen mystischen Rat von kundigen Betrügern einzuholen.

In einem kleinen Kürbisschälchen lässt der Mgoni-Zauberer ein Zwergantilopenhörnchen, das an seiner Unterseite in eine Halbkugel aus Harzmasse eingeklebt ist, balanzieren, und daraus, ob das Hörnchen stehen bleibt oder fällt, und nach welcher Richtung es sich beim Fallen neigt, sagt er, ob jemand sterben oder genesen wird, wo der gesuchte Dieb steckt, oder was man ihn sonst gefragt hat. Um die Zeremonie feierlicher zu gestalten, klappert er dabei fortwährend mit einer kleinen Rassel und pfeift leise vor sich hin.**) (Tb. 32c und Tb. 36 No. 48—50.)

Häflinger[3]) berichtet auch von Wangoni-Zauberern, »die die Gräber öffnen und aus dem Fleische der Toten Arznei machen sollen.« (Siehe auch Seite 69.)

Abergläubische Scheu vor grösseren Gewässern.

Rettend für so manches Dorf am Ruwuma und die Pfahlbauten an der Njassa-Küste[4]) war die abergläubische Scheu der Wangoni, grössere Gewässer zu überschreiten. »Wenn irgend möglich«, so berichtet Wiese[5]) von den englischen Wangoni, »suchen sie dies zu vermeiden, und wenn sie es zu tun gezwungen sind, geschieht es immer unter Anwendung aller möglichen Beschwörungsformeln und unter Gebrauch von Medizin.«

Muawi.

Das Gottesurteil des Muawi-Trinkens ist auch in Ungoni gebräuchlich;[6])***) Wiese[9]) meint, die Wangoni hätten es erst von den unterworfenen Stämmen dieser Gebiete, wo es ja ganz allgemein üblich ist, gelernt.

) Vergleiche Seite 65 Anm.) und Kap. IV. Auch aus Kamerun berichtet übrigens A. Plehn[1]) von mit dem Totenkult zusammenhängenden Topf-Haufen.

**) Prager[2]) erzählt, in welcher Weise sich die Wangoni in Krankheitsfällen vom Zauberer Rat holen, und die Mittel, welche diese anwenden. Es ist jedoch nicht angegeben, ob es sich um deutsche oder englische Wangoni handelt; meines Wissens nach kennt Prager die deutschen Wangoni nicht aus eigener Anschauung.

***) In der Wiedhafen-Gegend am Njassa wird nach Busse[7]) die Rinde von Parkia Bussei, sonst die von Erythrophloeum verwandt. [Vergleiche auch Filippo Rho.[8])]

[1]) **69**, S. 721—722; [2]) **26**, S. 401—402; [3]) **40**, S. 45; [4]) **5**, S. 531; [5]) **37**, S. 200; [6]) **45**, S. 13, **40**, S. 45; [7]) **45**, S. 13; [8]) **71a**, S. 252; [9]) **37**, S. 190.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Religion und Ahnen-Kult.

Bei den Wangoni ist, wie bei allen ihren Nachbarn, die Ahnenverehrung das wesentlichste ihrer religiösen Vorstellungen. P. Häflinger[1]) berichtet darüber: »Sie kennen nur einen Gott, den sie Mlungu nennen. Er ist erhaben über alles Irdische, kümmert sich aber weniger um die Menschen. Sie ehren ihn, indem sie z. B. beim Pombetrinken etwas ausgiessen, bevor sie trinken, wobei sie sagen: ‚Kwa kuteta Mlungu' (Gott zu Ehren). Sie kennen auch die Unsterblichkeit der Seele.*) Die Verstorbenen können ihnen schaden, darum fürchten sie diese. Um die Ahnen (mahoka) zu besänftigen, legen sie Mehl und Brei auf ihre Gräber, halten ihnen zu Ehren auch Gelage ab, sie schwören auch bei ihnen. Sehr oft hörte ich zur Bekräftigung sagen: ‚Kwa mahoka' (bei den Ahnen). Sehr oft schwören sie auch bei dem verstorbenen Sultan Mharuli: ‚Bei dem Grabe des Mharuli'.« P. Franziskus erwähnt auch eine Opferhütte, in der der Sultan die Geister der Ahnen um Beistand bat.[4])

Körperdeformation, Ohrschlitz.

Im Gegensatz zu der alteingesessenen Bevölkerung dieser Gebiete, ist bei den Wangoni Tätowierung, Zahndeformation und der Gebrauch der Lippenscheibe nicht üblich. Dagegen ist es Wangoni-Sitte, sowohl bei Männern wie Frauen, die Ohrläppchen mit einem breiten, sehr charakteristischen Schlitze zu durchbohren, und ebenso markiert man, wie schon erwähnt, auch die Sklaven als Wangoni-Eigentum. (Tb. 35 u. 28f.)

Tracht der Männer.

Die Tracht der Männer besteht aus einem grossen Stück Kaliko, das togaartig über eine Schulter geworfen wird; junge Burschen (oder wer sonst nicht Stoff genug besitzt) begnügen sich auch mit einem einfachen Hüfttuche. Von der »roten Erde« Ungonis nimmt der ursprünglich weisse Stoff recht bald eine schmutzig rötlich-gelbe Farbe an. (Tb. 32.)

Unter dem europäischen Stoffe trägt man jedoch noch vorne und hinten ein kleines Fell; um das Herabgleiten von der Hüftschnur zu verhindern, ist oft an dem Felle ein etwa handtellergrosser Knopf angebracht.

Die Felle stammen von Zibethkatzen und anderm kleinen Raubwild. Der Schwanz wird mit ausgebalgt, und die Haare werden nicht entfernt; durch eine mir leider nicht näher bekannte Methode (Schaben und Einfetten?) wird das Leder ungemein zart und weich, wie vom besten Gerber behandelt. (Tb. 36 No. 18 u. 20.)

Penishütchen.

Die intimste Bekleidung des Mgoni-Mannes aber ist nach alter Sulu-Sitte das die Glans penis bedeckende Penishütchen (das Nutschi anderer Völkerschaften, M-ado [mit dentalem Schnalzlaut zwischen M und a] auf Kingoni genannt).

*) Die englischen Wangoni, deren religiöse Anschauungen im übrigen denen der deutschen gleichen, glauben nach Wiese[2]) an ein Fortleben der Seele im Körper von Tieren. »Es ist allgemeiner Wunsch, im Körper eines Löwen sein zukünftiges Dasein verbringen zu können — — —, besonders verabscheut ist das Fortleben als Hyäne, zu welchem Schicksal, ihrem Glauben nach, die Seelen der Hexen und Zauberer verdammt sind«. Hieran erinnert auch das, was Johnson[3]) von den Wamatengo berichtet. Siehe auch Seite 70.

[1]) **40**, S. 45; [2]) **37**, S. 199; [3]) **5**, S. 517; [4]) **58**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Man geniert sich ungemein, sich ohne dieses Penishütchen vor andern Leuten zu zeigen, ja man fürchtet sogar, sich durch solche Schamlosigkeit den Zorn seines Häuptlings zuzuziehen. Das Penishütchen besteht in der Regel aus einem silbergrauen Insektenkokon, doch kommen auch solche aus Grasgeflecht und den Früchten der Raphiapalme vor, und von den Wangoni der Kissaki-Gegend erwähnt Prince[1]) »eine vielfach schön geschnittene Kapsel.« Die Oeffnung des Hütchens ist so klein, dass man nicht begreift, wie es ohne namhafte Beschwerden getragen werden kann, wenn auch das »Nutschi« in Ungoni nicht so schwer und unförmig gross ist, wie bei manchen ausserafrikanischen Völkerschaften. (Tb. 36 No. 41—46.)

Tracht der Frauen.

Die Kleidung der Frauen ist im allgemeinen ärmlicher als die der Männer, d. h. sie besitzen, wie überall im Innern des südlichen Deutsch-Ostafrika, weniger europäischen Stoff als jene. Aermere Frauen ziehen gewöhnlich einen langen Streifen Rindenstoff, der von einer Gürtelschnur gehalten wird, zwischen den Schenkeln hindurch, oder kleiden sich in Ziegen- und Schaffelle.[2]) Auch der Schurz, in dem die Kinder auf dem Rücken*) getragen werden, besteht in einem dazu hergerichteten Ziegenfell.

Frisur und Bart-Tracht.

Das Kopfhaar wird von den Männern in der Regel kurz getragen, doch lieben es die jungen Leute (anscheinend besonders im Schabruma-Gebiet), sich allerlei, oft recht komplizierte Figuren ausrasieren zu lassen; oder man rasiert die Haare an der Stirn und an den Seiten des Kopfes ab, so dass die Ausbuchtungen der natürlichen Haargrenze verschwinden und der behaarte Kopfteil wie eine Kappe aussieht.**) Die Bärte lassen sich die Wangoni stehen. (Tb. 35 und Fig. zu Kpt. V.)

Die Frauen tragen das Haar gewöhnlich ebenfalls kurz. Von den englischen Wangoni-Frauen berichtet Wiese,[9]) dass sie das Haar lang wachsen liessen und es sorgsam derart feststeckten, dass es turmartig an dem Hinterkopf aufgebaut sei. Ich erinnere mich auch eine solche Frisur bei einer Sultansfrau gesehen zu haben, und ab und zu lässt sich auch wohl ein Mgoni-Stutzer nach Weiberart die Haare lang wachsen.

Um dem Haare Glanz zu geben, wird es mit Milchrahm eingefettet und verbreitet dann einen abscheulich ranzigen Geruch. Porter[10]) berichtet von

*) Ab und zu lässt man die Kinder auch wohl seitlich auf einer Hüfte der Mutter reiten, wie es Lieder[3]) von den Wampoto beschreibt.

**) Den für die südlichen Sulu-Krieger so charakteristischen Haarring, den Johnston[4]) und Elton[5]) von den englischen Wangoni erwähnt, habe ich im deutschen Gebiete niemals gesehen, doch wurde er noch vor wenigen Jahren auch in Deutsch-Ungoni getragen, wie aus den Berichten von Porter[6]) und Johnson[7]) hervorgeht. Ob der aus Ochsensehnen gefertigte Ring, der nach Wiese[8]) altgedienten Kriegern vom Häuptling als Auszeichnung verliehen wird »und den sie zum Zeichen ihrer Würde als Krieger und Mann bis zu ihrem Tode auf den Haaren in der Mitte des Kopfes befestigt tragen«, mit jenem Haarring identisch ist, ist mir nicht bekannt.

[1]) **13**, S. 422; [2]) **40**, S. 46; [3]) **21**, S. 98; [4]) **20**, S. 421; [5]) **4**, S. 297; [6]) **7**, S. 277; [7]) **5**, S. 524; [8]) **37**, S. 195; [9]) **37**, S. 195; [10]) **7**, S. 281.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einem gelben, aus Blumen (?) hergestellten Pulver, das bei festlichen Anlässen von Frauen und Männern ins Haar gestreut wird. (Siehe Seite 146.)

Schmuck.

Vielfach wird in Ungoni Schmuck im Haar getragen. Von dem wallenden Federschmuck, der das Haupt des Mgoni-Kriegers auf dem Kriegspfade ziert, wurde schon gesprochen, aber auch im Frieden liebt es der Mgoni-Jüngling, eine lange Feder oder einen Federbusch ins Haar zu stecken. (Tb. 32c u. d; Tb. 36.)

Haarkämme sind bei beiden Geschlechtern beliebt. Sie bestehen aus zusammengeflochtenen Stäbchen und sind zuweilen hübsch mit stickereiartig geflochtenen Perl-Mustern verziert. Auch aus Bein geschnitzte Kämme, sowie lange Nadeln aus Knochen oder Horn werden in die Frisur gesteckt, und ebenso findet der kleine eiserne Schweissschaber hier für gewöhnlich seinen Platz. Dieses für Ungoni sehr charakteristische Gerät ist ähnlich wie eine Lanzenspitze gestaltet, jedoch in der Fläche gebogen, und ist dazu bestimmt, den Schweiss vom Gesichte zu streifen, während das spitz zulaufende, nadelartige Ende zum Splitterausziehen und als Universalinstrument dient. (Tb. 36 No. 39.)

Als Armschmuck tragen die Wangoni-Männer gern Ringe aus Tierhaut, und aus dem Sohlenhorn erlegter Elefanten schneidet man auch hier als Trophäe Arm-Ringe, die durchscheinend sind, ähnlich, wie wenn sie aus Celluloid gefertigt wären. (Tb. 36 No. 26) Elfenbeinringe, die als Schmuck des Sultans Schabruma von P. Adams[1]) abgebildet werden, und wie sie auch vornehme Wahehe tragen, können sich wohl nur wenige leisten. Kleine eiserne Schellen eigenen Fabrikats (Tb. 50) bindet man — wie es auch bei den meisten andern Stämmen üblich ist — mit Vorliebe um die Fussgelenke, wo sie bei jedem Schritt ihres Trägers erklingen, und beim festlichen Gelage ertönen sie im Takte der stampfenden Tänzer.

Reiche Frauen schmücken Arme und Unterschenkel und ebenso den Hals mit Reihen von gegossenen Messingringen und mit Spiralen aus dickem Messingdraht.

Diese, Ringe sind manchmal fingerdick und P. Adams[2]) berichtet, dass sie den Frauen die Haut wund scheuern (siehe auch Seite 86); sie müssen mit vieler Mühe vom Schmied um den betreffenden Körperteil herumgelegt und zusammengehämmert werden. (Tb. 35a und Tb. 36.)

Drahtspiralen dürfen aber, wie Wiese[3]) wenigstens von den englischen Wangoni berichtet, nur vornehme Frauen tragen, die andern müssen sich mit losen Einzelringen begnügen. (Siehe auch Seite 85 Anm. **).)

(Orden und Ehrenzeichen.)

Ebenso bestehen nach diesem Autor noch andere Bekleidungsvorschriften bei den englischen Wangoni.*) So sind die Federn bestimmter Vögel bei schwerer Strafe ausschliesslich für den Gebrauch der Aristokratie reserviert, nur Vollblut-Wangoni dürfen sich mit Leopardenfellen schmücken, und auch Orden verteilt der Sultan, indem altgediente Krieger als Zeichen ihrer Würde einen Ring aus Ochsensehnen im Haar tragen dürfen (siehe Seite 152, Anm. **) und ein Ochsenhorn um den Hals für ganz besondere Tapferkeit verliehen wird.[4])

*) Von dem auf Tb. 36 No. 22 abgebildeten Collier mit Löwenklauen, das einer Häuptlingsfrau gehörte, wurde mir berichtet, dass es nur Fürstinnen tragen dürften.

[1]) **32**, S. 125; [2]) **32**, S. 125; [3]) **37**, S. 194; [4]) **37**, S. 198.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch Perlenhalsschmuck wird in Ungoni von Männern und von Frauen viel getragen. Er zeichnet sich durch wirklich sehr geschmackvolle Muster aus, und ebenso versteht man es in Ungoni, sehr geschickt aus Tierknochen, Zähnen, Hölzchen usw. wirklich allerliebste Halsgehänge zu fertigen. An die Halsbänder hängt man oft kleine Gebrauchsgegenstände, wie die aus Knochen geschnitzte Signalpfeife zum Rufen der Hunde, Schnupftabaksbehälter und die fast keinem Stamme fehlende kleine eiserne Pincette zum Splitterausziehen und zum Epilieren. (Tb. 36.)

Diademartige Stirnbänder mit Perlenbesatz, jedoch auch ohne diesen, werden ebenfalls getragen (Tb. 32d). Nach Lieder[1]) werden sie »oft bemerkt«, ich sah sie nur in ein paar Fällen, und zwar besonders bei Fürstlichkeiten. (Siehe auch Seite 85 Anm.*) und Seite 149 Anm.*).)

Schmuck der Ohrschlitze.

Die grossen Schlitze in den Ohren, die doch zur Ornamentierung geradezu herausfordern, werden auffälligerweise in der Mehrzahl der Fälle nicht mit Schmuck bedacht, wennschon man zuweilen Metall-Ringe, in Spiralen auslaufende Draht-Oesen, Bleipflöcke, lange Schoten, Maniok-Wurzelstücke etc. zur Zierde hineinsteckt. (Tb. 32c und Tb. 36 No. 29—32.) Ein Stutzer befestigt auch wohl einmal eine über das Kinn hinziehende Perlenkette mit kleinen Rohrstäben in den Ohrschlitzen oder lässt eine Schnur durch die Ohrschlitze hindurch über Kinn und Hinterhaupt verlaufen. (Siehe auch Seite 145 Anm.*).)

ihre Verwendung für Schnupftabaksbehälter.

Die Ohrschlitze dienen jedoch zuweilen einem praktischen Zwecke, man steckt nämlich seinen Schnupftabaksbehälter hinein. Der Neger hat ja an seiner Kleidung keine Taschen, und so muss der Mgoni, gleich den andern, kleine Gegenstände, die er bei sich tragen will, irgendwie am Körper selbst unterzubringen suchen;*) sein »Taschenmesser« bindet er sich um den Oberarm, den Schweisswischer steckt er ins Haar, die Signalpfeife und Epilierpincette hängt er sich um den Hals, und die Schnupftabaksdose trägt er ebenfalls am Halsband oder er steckt sie mit Vorliebe in die Ohrschlitze, die dann gewissermassen die Stelle der »Westentaschen« vertreten.

Die Wangoni sind leidenschaftliche Schnupfer, und speziell von den Wamatengo berichtet P. Häflinger,[2]) dass Männer und Frauen ohne ihren Schnupftabak gar nicht auskommen können, ja dass er sogar kleine Kinder, die noch auf dem Rücken der Mutter getragen wurden, mit der Schnupftabaksdose um den Hals sah.

Form der Schnupftabaksbehälter in Ungoni.

Die Schnupftabaksbehälter besitzen in Ungoni recht mannigfache Formen. Ebenso originell wie niedlich sind oft gesehene Schnupftabaksdöschen, die die Wangoni aus dem harten Panzer eines grossen schwarzen Käfers herstellen. Man entfernt einfach die Beine und den Kopf des Käfers, waidet ihn aus

*) Kleine, netzartig geknotete Täschchen, die man an ihrem Henkel über den Unterarm streift, kommen zwar in Ungoni vor, doch sind diese »Pompadours« nur sehr wenig in Gebrauch. (Tb. 36 No. 47.)

[1]) **21**, S. 102; [2]) **57**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und verschliesst die Oeffnung durch einen kleinen Stöpsel. An hübschen bunten Perlschnüren hängt man diese Käferpanzer dann zu zweien in die Ohrschlitze hinein (Tb. 37 No. 32). Dicke, mit Schnupftabak gefüllte Federkiele, die man eventuell noch mit dem Schwanze eines kleinen Säugetieres überzieht, finden ebenfalls in den Ohrschlitzen ihren Platz. (Tb. 37 No. 41 u. 46.) Man wickelt auch wohl Schnupftabak zwischen grüne Blätter und steckt diese in die Ohrschlitze, oder man bestreut statt dessen die Fellchen ganz kleiner abgebalgter Säugetiere mit Schnupftabak — der zwischen den Haaren hängen bleibt — legt sie zusammen und bringt dieses Schnupftabaksreservoir im Ohrläppchen unter.

Endlich sah ich die Hautröhre eines abgezogenen Wildschweinschwanzes als Schnupftabaksbehälter montiert (Tb. 37 No. 33); er wurde an einer Schnur um den Nacken getragen, und an Halsgehängen befestigt man oft auch die eben beschriebenen Tabaksdöschen aus Käferschalen und Federspulen. (Tb. 36 No. 25.)

Rauchen und Schnupfen in den deutschen Njassa-Ländern.

In diesem Zusammenhange seien auch einige zusammenfassende Bemerkungen über das Rauchen und Schnupfen in den deutschen Njassa-Ländern hinzugefügt.

Um zunächst bei den Schnupftabaksdosen zu bleiben, so ist es auch in Urambia Sitte, diese in den durchbohrten Ohrläppchen zu tragen. Für gewöhnlich tragen die Weiber hier grosse runde Holzscheiben in den mächtig ausgeweiteten Ohrlappen eingeklemmt; zuweilen ersetzt man diese Holzscheiben nun aber durch Schnupftabaksdöschen, deren Seitenwände aus dem Halsteil einer Kalabasse geschnitten werden und deren Boden und Deckel ebenfalls aus Kürbisschale ist. Man weiss diese Dosen mit Brandmalerei und bunten stickereiartigen Perlengeflechten recht hübsch zu verzieren. (Tb. 37 No. 43 u. 44 und Tb. 104f.)

Die Männer dieser Gegenden durchbohren ihre Ohren nicht und tragen den Schnupftabak in sehr sorgsam geschnitzten und hübsch mit Kupfer- und Messingdraht umwickelten Döschen um den Hals (Uniamanga) oder bringen denselben auch in kleinen, meist mit Brandmalerei verzierten Bambusbüchschen unter (Ubungu). (Tb. 37 No. 39 u. 34.)*) Sehr beliebt als Schnupftabaksbehälter sind bei den Stämmen, welche mit Europäern in Berührung kommen, auch leere Patronenhülsen aus Messing. Sehr originelle Schnupftabaksbehälter, die aber auch anderswo in der Welt ihre Analoge finden, sah ich in Uhehe: in dem eigentlichen Tabaksbehälter steckt ein etwa spannlanges Rohrstück, das man in ein Nasenloch steckt, um dann durch Einziehen der Luft ein Quantum Tabak in die Nase zu befördern. (Tb. 37 No. 35, 36.)

Geschnupft wird wohl überall in den deutschen Njassaländern, wenn auch nicht überall mit der gleichen Leidenschaft; im Konde-Land z. B. scheint es recht wenig in Gebrauch zu sein.

*) Eine sehr hübsch mit Brandmalerei verzierte Schnupftabaksdose sammelte Glauning bei den Wangindo, und bei den Matschemba-Leuten (Wahjao) erwarb er einen sehr sorgfältig geschnitzten Spazierstock, der gleichzeitig als Schnupftabaksbehälter dient.[1])

[1]) **20a**, Tb. XXIX No. 4 und XXVIII No. 8.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schnupftabaks-Bereitung.

Um den Schnupftabak kräftiger zu machen, mischt man ihn mit Pflanzen-Asche und ebenso wird das auswitternde Salz der Rukwa-Steppe verwandt.

P. Häflinger[1]) verdanken wir einige Notizen über die Bereitung des Schnupftabaks bei den Wamantengo. Er schreibt: »Die Schnupftabaksbereitung ist sehr einfach: Ist der Tabak reif geworden, so werden die Blätter abgeschnitten, kommen dann in einen hölzernen Mörser und werden mit einer hölzernen Mörserkeule von 2 m Länge gestossen. Die gestossenen Tabaksblätter werden dann in einem Topf aus Ton etwa fünf Tage lang liegen gelassen, damit sich der Saft absetzen kann. Dann werden die Blätter auf einer Matte zum Trocknen ausgebreitet. Ist das geschehen, so werden zwei Bastseile kreuzweise auf den Boden des Mörsers gelegt und die trockenen Blätter werden nun mit der Keule hineingestampft und hineingepresst. Dadurch entsteht nun ein harter Klumpen in Kegelform von etwa 12 cm Höhe und 10 cm Durchmesser. Da auf den Boden zwei Bastseile gelegt wurden, so lässt sich der Klumpen nun leicht herausziehen und gelangt in dieser Form, nachdem er an der Luft noch weiter getrocknet ist, zum Verkauf oder eigenen Verbrauch. Zu diesem Zwecke wird ein Stückchen davon abgeschnitten, auf einem Stein zerrieben, und der Schnupftabak ist fertig. Um ihm aber ein besseres Aroma zu geben, mischen die Matengo oft noch Ingredienzien dazu: Kräuter aus dem Walde, besonders aber das abgefallene Ende der Bananenblüten. Letzteres nehmen sie, verbrennen es auf einem Scherben eines zerbrochenen Topfes zu Asche und mischen dieselbe dann mit dem Schnupftabak.« Auch die Konde-Leute mischen angeblich Bananen-Asche dem Schnupftabak bei.

Tabakkauen.

Nach Livingstone[2]) wird von den Wahjao des portugiesischen Gebietes »nach Araber-Art Tabak gekaut, und zwar mit aus Flussmuscheln hergestelltem Kalke, an Stelle von Betelnuss und Kalk.« Ich selbst sah unsere Träger und Küstenjungen wohl auch ab und zu Tabak kauen, doch scheint diese Sitte in den deutschen Njassaländern kaum verbreitet zu sein.

Rauchtabak-Bereitung.

Ueberall aber wird Tabak geraucht und daher auch in den meisten Dörfern angebaut, und wo man ihn nicht selbst produziert, tauscht man ihn von den Nachbarn ein. Der Tabak aus dem portugiesischen Ruwuma-Gebiet wird sogar bis zur Küste hin verhandelt und bildet in Lindi einen ziemlich bedeutenden Exportartikel. (Siehe Seite 4 und 42.)

Am Ruwuma und ebenso in Ukinga werden die Tabaksblätter zu Strähnen zusammengedreht und diese dann zu grösseren und kleineren Rollen aufgewickelt, die durch hineingesteckte Stäbchen zusammengehalten werden; also ähnlich wie auch unser Pfeifentabak in den Handel kommt. (Tb. 37 No. 27.)

In dem Gebiete zwischen Njassa- und Rukwa-See wird der Tabak offenbar in derselben Weise, wie es P. Häflinger von den Wamatengo beschreibt (siehe oben), zubereitet; er stellt eine schwarze, feste Masse dar, die zu Halbkugeln von etwa 25 cm Durchmesser geformt ist, und davon abgebröckelte Stücke werden in der Pfeife geraucht oder zu Schnupftabak pulverisiert. (Tb. 37 No. 28.) Die Zigaretten, die ich mir in Ermanglung von etwas besserem aus diesem Tabak herstellte, waren so kräftig, dass man an einer vollauf genug hatte; der Geschmack und Geruch ist eigenartig, aber nicht gerade unangenehm.

Der von den Eingeborenen gebaute Ruwuma-Tabak soll ziemlich gut sein, wie mir Europäer versicherten, die damit Proben angestellt hatten. Die Zubereitung des Tabaks ist jedoch eine recht rohe, wie aus einem Aufsatze des

[1]) 57; [2]) 3, S. 68.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wirtschaftsinspektors F. Lindner[1]), der den Tabaksbau der Eingeborenen im Lindibezirke eingehend studiert hat, hervorgeht.

Hanf-Rauchen.

Ausser Tabak wird im Süden von Deutsch-Ostafrika auch Hanf gebaut*) und recht viel geraucht: wohl mehr, als die Eingeborenen im allgemeinen zuzugeben geneigt sind, da sie das Hanfrauchen für etwas eigentlich Ungehöriges zu halten scheinen. Freilich erinnere ich mich nicht, bei Eingeborenen der Njassaländer üble Folgen davon gesehen zu haben, wie sie sich auch bei dem ostafrikanischen Hanf nach zu reichlichem Rauchen einstellen; es scheint, dass die Leute meist Mass zu halten wissen. Sich bis zur Bewusstlosigkeit steigernde Rauschzustände sollen übrigens, wie man mir wenigstens versicherte, auch nach übermässigem Rauchen des gewöhnlichen Negertabaks auftreten können.**)

Wasserpfeifen.

Meist raucht man den Tabak resp. Hanf aus Wasserpfeifen. Das Wassergefäss, in welches das den Pfeifenkopf tragende Bambusrohr einmündet, ist in der Regel ein Flaschenkürbis, der an dem Mundloch wenig auffällige Messingdrahteinlagen zu tragen pflegt.***) Aber auch eine Brotbaumfrucht, ein dickes Bambusstück oder ein Antilopenhorn kann die Kalabasse ersetzen. Der Pfeifenkopf ist in der Regel aus Ton gebrannt oder zuweilen aus Holz recht kunstvoll geschnitzt. (Tb. 37.)

Ein »Mundstück«, d. h. ein Rohr, das man beim Rauchen in den Mund nimmt, besitzen die Pfeifen merkwürdigerweise nicht, sondern das Wassergefäss hat statt dessen nur ein weites »Mundloch«. An dieses Mundloch werden die Lippen nun nicht etwa direkt herangelegt, sondern der Raucher bedeckt es mit den Händen und saugt dann durch eine kleine, zwischen dem Daumen und den übrigen Fingern gelassene Oeffnung den Rauch ein, und zwar in die Lunge. Nach jedem Zuge hustet der Raucher einige Mal, um den Rauch aus den Lungen hinauszubefördern; Hanf soll auch an sich stark zum Husten reizen.[4]) Man raucht jedoch von dem schweren Tabak nicht längere Zeit hintereinander, sondern nimmt nur einige Züge, um die Pfeife dann an den Nachbar zu reichen; bevor dieser weiter raucht, bläst er aber erst sorgsam den noch in der Pfeife befindlichen Rauch heraus. Beim Rauchen der Wasserpfeife hockt man auf dem Boden, und die Pfeife steht dabei auf der Erde. (Tb. 32d und 76c.)

*) In den Bergländern des Bezirks Ssongea gibt es viel Hanf, der geraucht, aber auch als Nahrungsmittel gebaut wird.[2])

**) Dr. Schroeter[3]) schreibt über die Folgen des Rauchens aus Ubena: »Der Gebrauch des Tabaks ohne jede Präparation, leider auch des Hanfs einerseits und das tiefe Einsaugen und das Aushusten des Rauches anderseits, verursachen bei beiden Geschlechtern viele Gesundheitsstörungen, die sich in Luftröhren- und Magenkatarrhen und Herzbeklemmungen äussern.«

***) Wie Ornamente sehen diese anspruchslosen Drahteinlagen eigentlich kaum aus. Sie sind aber meist vorhanden, und sogar auf einem eine Kalabasse imitierenden Wasser-Pfeifen-Gefäss aus Ton waren diese Drahteinlagen angedeutet. (Tb. 37 No. 25.)

[1]) **68**; [2]) **53**, S. 272; [3]) **58a**, S. 51; [4]) **25**, S. 133.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Einfache Holzpfeifen, usw.

Man raucht jedoch bei manchen Stämmen ohne Wasser aus einfachen Holzpfeifen. Diese bestehen aus einem sorgsam geschnitzten runden Stabe, der mit einem glühenden Eisen seiner Länge nach durchbohrt wird und an der Spitze eine weitere Höhlung zur Aufnahme des Tabaks besitzt. Die Länge dieser Pfeifen variiert ungemein: es finden sich solche, die nur wenige Zoll lang sind (Uhehe, Ubena, Ussafua etc.), und solche, die länger als ein halber Meter sind (Ukinga). Auf die mannigfachen Varianten, in denen besonders die Wakinga diese Pfeifen ausführen, kann ich hier nicht eingehen; es sei nur erwähnt, dass auch aus Stein gefertigte vorkommen (Wabuanji, Wahehe), und dass man sie zuweilen mit einem kleinen ledernen Pfeifendeckel verschliesst. Auch diese Pfeifen und ebenso die gleich zu besprechenden »Zigarren« nimmt man nicht in den Mund, sondern steckt das Ende zwischen die zusammengelegten Hände und saugt den Rauch zwischen den Fingern hindurch. (Tb. 37 und Tb. 87c.)

»Zigarren«.

»Zigarren« oder richtiger dicke Zigaretten, werden von den Wahehe angefertigt, d. h. man umwickelt Tabak mit grünen Baumblättern und bindet das Ganze mit einer Bastschnur zusammen; man stopft auch wohl gelegentlich dicke, etwa fingerlange, aus Halmen geflochtene Röhren mit Hanf voll (Ussangu).

Improvisierte Rauchgelegenheiten.

Die Neger verstehen es aber auch, sich zur Not Pfeifen zu improvisieren. So dient den Konde-Leuten ein durchstossener vollsaftiger Bananenblattstiel als Wasserpfeife, und man erzählte mir, dass man sich auf Reisen mit noch weniger Mitteln zu helfen weiss: Man schüttet den Tabak in ein kleines Loch am Boden, sticht mit einem Stocke von der Seite her in die Erde eine Röhre, die am Boden jenes Loches endet, und eine Tabakspfeife, aus der man freilich auf dem Bauche liegend rauchen muss, ist fertig. Geraucht wird von Männern, Frauen und Kindern, doch ist es im Konde-Land meist nicht üblich, dass die Frauen rauchen.

Niederlassungen der Wangoni.

Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zu den Wangoni zurück. Die Wangoni wohnen zum Teil in zerstreuten Gehöften, zum Teil in geschlossenen Ortschaften. Pallisaden, Zäune oder Befestigungen irgend welcher Art besitzen die Ortschaften nicht,*) doch ist in den Dörfern oft das Besitztum des einzelnen, das heisst die Hütte des Herrn, die Behausung seiner Sklaven und die Wirtschaftsgebäude durch einen Zaun aus Sorghumstengeln zu einer Art Gehöft vereint.[1]) (Tb. 31c, Tb. 32b und Fig. 66 und 67).

*) Nur die Residenz des Mlamiro war allseitig mit einem Zaun umgeben, der aber offenbar hauptsächlich zum Abschluss des ganzen Komplexes diente, denn zur Verteidigung war die Umzäunung zu schwach angelegt. (Siehe Fig. 67.)

Wie mir Herr Dr. Stierling mitteilte, sind im Gebiete des Wangoni-Häuptlings Mpembalioto in einzelnen Ortschaften die Häuser um einen bis über 50 m grossen, freien, sauber gehaltenen Platz geordnet, der in der Mitte eine offene Beratungshalle trägt. Aehnliches sah ich auch im Gebiete des Schabruma.

[1]) **21**, S. 102, **30**, S. 29.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das typische Wangoni-Haus ist kegelförmig, d. h. es besitzt ein bis zur Erde hinabreichendes hohes Spitzdach, welches den Unterbau völlig verdeckt, so dass das Ganze wie ein umgestülpter Trichter aussieht. Der runde Unterbau ist ca. $1^1/_2$ Meter hoch und besteht aus senkrecht in die Erde gegrabenen und mit Bast zusammengebundenen Knütteln, die aussen und innen einen Lehmbewurf erhalten. Für gewöhnlich ist nur eine einzige Tür vorhanden, und diese ist fast so hoch wie der Unterbau selbst. Das Dachgerippe wird zu ebener Erde aus mit Querreifen verbundenen Bambusstangen zusammengeflochten,[1]) und dann erst stülpt man das hühnerkorbartige Gerüst Bauart der Häuser.

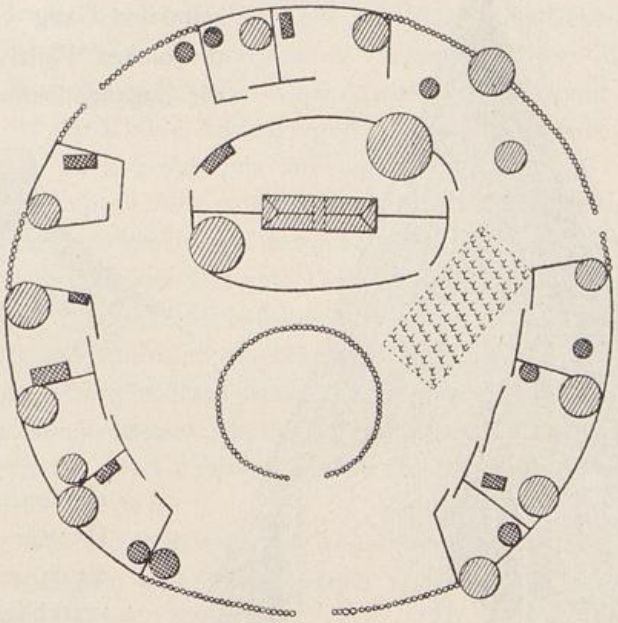


Fig. 67. Anlage des Residenz-Dorfes des Sultans Mlamiro.

Der ganze Ort ist umfriedigt und die einzelnen Gehöfte sind mit ihren Wohn- und Wirtschafts-Häusern durch Rohrzäune von einander getrennt; in der Mitte befindet sich der Pallisaden-Kreis der »Vieh-Boma« und das nach Suaheli-Art gebaute Sultans-Haus.

über den Unterbau. Ein Mittelpfeiler, um das Dach zu tragen, ist unnötig und findet sich nur manchmal in ganz grossen Hütten. (Tb. 31 und Fig. 68.)

Das Dachgerüst wird mit Grasstroh gedeckt, und zwar reiht man, wie P. Häflinger[2]) berichtet, erst Grasbündel, die so dick sind, »dass man sie mit Daumen und Zeigefinger umfassen kann«, neben einander auf eine Schnur und bindet diese Grasbänder alsdann, von unten anfangend, und so, dass sie dachziegelartig einander decken, um die Dachsparren. Oben auf das Dach wird noch eine besondere Kappe gesetzt, deren Spitze öfter mit hell und dunkel gemustertem Grasgeflecht verziert ist (Fig. 69).*) Der Haustür gegenüber oder

*) Dr. Stierling erzählte mir, dass er einmal auf dem Dache eines Hauses in Ungoni auch einen roh aus Holz geschnitzten Vogel gesehen habe. Vornehme Leute schmücken die Dächer ihres

[1]) **40**, S. 47; [2]) **40**, S. 47.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwas seitlich davon wird dann aus dem bis zum Boden oder doch fast so weit hinunterreichenden Dache eine ganz niedere, nur ½ bis 1 m hohe Oeffnung herausgeschnitten, so dass man nur kriechend in die Hütte gelangen kann. (Tb. 31 und Fig. 68.)

Der Raum zwischen dem weit überhängenden Dache und der Hauswand wird öfter in derselben Weise, wie es von der Ruwuma-Gegend beschrieben ist, (Seite 88, 89) durch einen Zaun in einen geschlossenen, rings um das Haus laufenden, schmalen Gang verwandelt, und in solchen Fällen ist dann auch die Zugangs-Oeffnung im Dache,

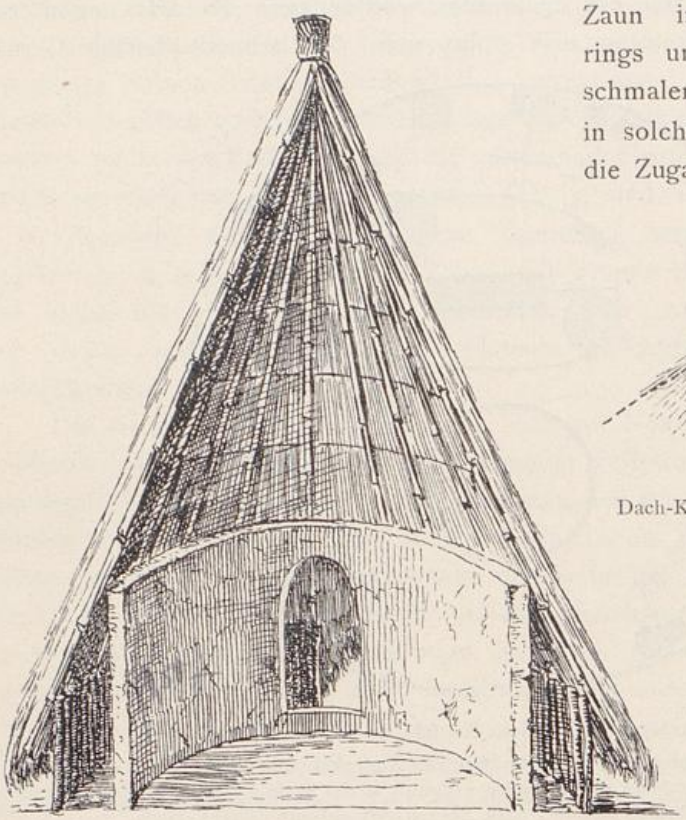


Fig. 68.
Schematischer Durchschnitt durch eine typische Wangoni-Hütte des Schabruma Gebietes.

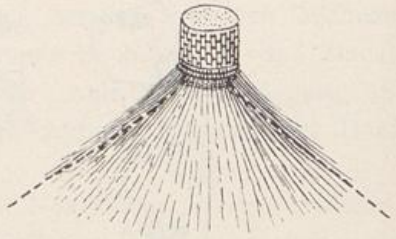


Fig. 69.
Dach-Kappe eines Wangoni-Hauses.

ebenso wie stets die Haustür im Unterbau, durch eine Rohrplatte verschliessbar, wobei sich die beiden Oeffnungen oft nicht ganz gegenüberliegen (Fig. 68; siehe auch S. 129 Anm.*).)

Die Grösse der Hütten ist recht verschieden und richtet sich nach der Vornehmheit des Besitzers und nach dem Brauch in den verschiedenen Teilen Ungonis. Die grössten und auch am sorgsamsten gebauten sah ich im Schabruma-Gebiet, wo ich Häuser von 9 bis 10 m Höhe und ca. 36 m Aussenumfang

Hauses auch wohl mit an der Dachseite über dem Eingang angebrachten Rinderschädeln, wie ich es an dem Hause des Mlamiro sah und wie es P. Adams[1]) vom Dorfe des Schabruma beschreibt und auf einer — sonst allerdings recht inkorrekten — Zeichnung auch abbildet. Im Schabruma-Gebiet sah ich endlich Häuser, bei denen an der Dachspitze ein Kranz von Sparren aus dem Stroh der Bedeckung herausragte, ähnlich wie es in Ukinga üblich ist. (Siehe Kpt. VII.)

[1]) **32**, S. 124.

mass, und sehr schön und gross sollen auch die Hütten beim Häuptling Pembalioto sein;[1]) die meisten Hütten Ungonis sind jedoch erheblich kleiner, besonders auch niedriger. Nach P. Häflinger[2]) haben die Hütten für gewöhnlich nur eine Dauer von drei Jahren; dann faulen die Pfeiler in der Erde und man muss an Neubau denken.

Die soeben beschriebenen Kegelhütten finden wir, ausser bei den Wangoni, ganz ähnlich auch bei ihren westlichen Nachbarn am Njassa-See, und anderseits sieht man in Ungoni auch ab und zu Hütten, die denen der Ruwuma-Bevölkerung gleichen, was ja bei der so stark gemischten Bevölkerung nicht wundernehmen kann. Im nördlichen Teile des Schabruma-Gebietes, wo Wabena sitzen, bilden die noch zu besprechenden »Scheunenhäuser« die herrschende Bauform. Die Suaheli- und Araber-Niederlassungen in Ungoni sind selbstverständlich nach Art der Küsten-Ansiedlungen gebaut, und ebenso hat eine kleine Wandonde-Kolonie beim Schabruma ihre eigenartigen Hütten.

Ausser den hauptsächlich wohl als Schlafstätte dienenden Wohnhäusern, welche der vielen Raubtiere wegen fest gebaut sein müssen, gehören — von den rechteckigen Plattformen zum Getreide Trocknen abgesehen (siehe Seite 108) — auch spitzdachige, runde Wirtschaftsgebäude mit offenen oder durch eine schwache, unverputzte Rohrwand geschlossenen Seiten zu den Gehöften. (Tb. 32.)

Innen-Einrichtung der Häuser.

Das typische Wangoni-Haus besitzt nur einen ungeteilten Innenraum; zuweilen wird jedoch ein kleiner Abschnitt des Hauses durch eine etwa kniehohe Lehmwand abgegrenzt, und dahinter werden die Ziegen angebunden oder Hausgerät aufbewahrt. (Tb. 31 d.)

Der Boden der Hütten besteht aus gestampftem Lehm oder einem Gemisch von Lehm und Kuhmist, und dieser Estrich erstreckt sich zuweilen auch auf den Raum vor der Hütte. (Tb. 31 a.)

Der Herd mit den Kochsteinen befindet sich meist in der Mitte des Hauses.

In den Hütten der gewöhnlichen Leute sieht es meist recht unordentlich aus und die Sauberkeit lässt sehr viel zu wünschen übrig.

Einen »Bodenraum« haben die Wangoni-Häuser nicht. Auf Gabelhölzern ruhende Plattformen für Hausrat und Vorräte, Astgabeln für Töpfe und Körbe, grosse Schachteln nach Suaheli-Art und recht viele Fellsäckchen finden sich auch in den Wangoni-Hütten, doch sind Bettstellen hier nicht üblich. (Vergleiche S. 94—96 und Tb. 31 b.) Man streckt sich auf einer Matte neben das wärmende Herdfeuer und benutzt eine hölzerne Nackenstütze als »Kopfkissen«.*)

Hausgerät.

Die Nackenstützen sind in Ungoni längliche, schmale, vierbeinige Bänkchen, denen man oft das Aussehen kleiner vierfüssiger Tiere zu geben sucht und die man auch mit »Brandmalerei« verziert. (Tb. 37 No. 47, 48, 49.)

*) Die Nackenstütze scheint in Ungoni ziemlich verbreitet zu sein; nach Lieder[3]) wird sie sogar auf Kriegszügen mitgenommen, und es ist mir daher recht auffallend, dass ihr Vorkommen von P. Häflinger nicht erwähnt wird.

[1]) **40**, S. 47; [2]) **40**, S. 47; [3]) **21**, S. 102.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geschnitzte Sitzschemel kommen hin und wieder ebenfalls vor.

Die Löffel und die zuweilen mit »Brandmalerei« verzierten Kalabassen bieten nichts bemerkenswertes; ebensowenig die Töpfe, welche ich in Ungoni zu sehen bekam, wenn auch recht grosse — die man als Vorratsgefässe für geerntete Bohnen benutzte — dazwischen waren. (Tb. 32a und d; Tb. 36). Lieder[1]) freilich erwähnt von den Wangoni Tongefässe, »die sich durch sehr saubere und zierliche Formen auszeichneten, oft mit einer Art Glasur überzogen und mit Bemalung versehen waren.«

Ein ganz seltenes, aber recht interessantes Stück war mir ein grosser, in Topfform geflochtener Korb aus dem Schabruma-Gebiet, den man durch eine Harzmasse wasserdicht gemacht hatte, so dass er mit der Undurchlässigkeit eines Topfes die Leichtigkeit und Unzerbrechlichkeit des Korbes verband.

Man versteht es aber in Ungoni, — und ebenso bei den meisten benachbarten Stämmen — Körbe so eng zu flechten, dass sie auch ohne eine solche Dichtungsmasse Flüssigkeiten halten; es sind dies die niedlichen, mit schwarzen und roten Mustern geschmückten Körbchen, aus denen man in Ungoni Pombe trinkt. (Tb. 36 No. 52.)

Viehzucht. Die Viehzucht spielt in Ungoni zur Zeit keine grosse Rolle, nachdem die Rinderpest zu Anfang der neunziger Jahre das meiste hinweggerafft hat.

Immerhin gibt es aber, wie auf Seite 131 erwähnt, im Bezirk Ssongea mehr als 3000 Stück Grossvieh und ziemlich viele Schafe,*) und die Ziegen sind sogar in recht grosser Anzahl vertreten, zumal in der Gebirgslandschaft Upangwa, doch auch in Ungoni selbst.[2]) Wie ich dem Jahresbericht 1900/01[3]) entnehme, sind jetzt auch schon hundert Schweine im Besitze der Eingeborenen: ein bis dahin unbekanntes Haustier, da es von den Arabern ja verabscheut wird.

Das Grossvieh ist in Ungoni ausschliesslich im Besitz der Häuptlinge und wird anscheinend hauptsächlich des Fleisches wegen gezüchtet, da nach Häflinger[5]) die Wangoni die Milch nicht besonders schätzen; bei den Wangoni des britischen Gebietes ist der Milchgenuss den Männern sogar direkt untersagt.[6]) Milchrahm benutzt man in Ungoni, wie bereits erwähnt, zum Einfetten der Haare.

Nach Sulu-Brauch werden die Rinder nicht in Ställen untergebracht, sondern zur Nachtzeit nur in feste Pallisaden-Umzäunungen getrieben, um sie gegen die Angriffe der Raubtiere zu schützen (Fig. 67). In diesen Viehkraalen herrscht oft ein unglaublicher Schmutz, und die ganze Pflege des Viehs ist, wie Häflinger[7]) meint, in Ungoni überhaupt sehr mangelhaft. Will man Rinder töten, so werden sie angeblich mit einem Speere ins Blatt gestochen, während man Ziegen den Hals durchtrennt.

*) Ich selbst sah in Ungoni allerdings nur sehr wenig Schafe. Nach dem neuesten Jahresbericht,[4]) den ich während der Korrektur erhalte, beträgt die Zahl der Schafe des ganzen Bezirks Ssongea allerdings nur 500, die der Ziegen nur 8000.

[1]) **21**, S. 102; [2]) **40**, S. 16; [3]) **44** (Anl.), S. 31; [4]) **71** (Anl.), S. 81; [5]) **40**, S. 16; [6]) **37**, S. 191; [7]) **40**, S. 16.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Kleinvieh pflegt man im Innern der Wohnhäuser unterzubringen. Gemolken werden Ziegen und Schafe nie, und zwar gilt dies für den ganzen Süden von Deutsch-Ostafrika.

In Ungoni ist, ebenso wie bei den benachbarten Stämmen, das Kastrieren der Rinder und Ziegen üblich; es soll von einem darin erfahrenen Manne mit einem Messer ausgeführt werden. Die Wangoni verschneiden aber angeblich auch ihre Hunde*) und zwar nicht, um sie fett zu machen — denn man gibt ihnen so wenig zu fressen, dass sie wie wandelnde Skelette ausschauen, und man verabscheut auch den Genuss von Hundefleisch —, sondern um ihnen die Lust zu nehmen, auf nächtliche Liebesabenteuer auszugehen, da Hunde erfahrungsgemäss von Raubtieren mit Vorliebe geschlagen werden. Auch Hähne werden gelegentlich zu Kapaunen gemacht.**)

Hühner sind zahlreich vorhanden, ihre Eier werden aber nach Häflinger[1]) von den Wangoni nicht geschätzt. Tauben werden ebenfalls häufig gezüchtet.

Als Tauben-Schläge dienen dieselben Baumrindenzylinder, die wir vom Ruwuma als solche kennen gelernt haben, doch sah ich im Dorfe des Ssongea auch ein sehr grosses wirkliches »Taubenhaus«. (Tb. 32b.)

Die Landwirtschaft steht in Ungoni in hoher Blüte und die gute Qualität des Bodens und der Wasserreichtum des Landes kommt der natürlichen landwirtschaftlichen Begabung der Bevölkerung zu Hilfe.[2]) Landwirtschaft.

In den goldenen Zeiten, wo die Nachbarschaft noch Sklaven in Hülle und Fülle lieferte, brauchte der freie Mgoni-Krieger freilich nicht persönlich beim Ackerbau mit Hand an zu legen. Die männlichen Sklaven mussten das Land roden und mit den Weibern zusammen das Hacken besorgen, aber die deutschen Wangoni hielten, gleich ihren englischen Stammesgenossen, von jeher darauf, dass ihre Aecker sorgsam bestellt wurden, schon damit es ihnen an dem Biere nicht mangele, das sie zu ihrer Glückseligkeit absolut gebrauchen.[3])

»Auf den Ackerbau, der überall Hackefeldbau ist«, so berichtet Lieder,[4]) »wird überall grosse Sorgfalt verwendet. Nirgends in ganz Deutsch-Ostafrika habe ich derartig gut gehaltene Aecker gefunden als im Wangonilande. In langen Reihen stehen zur Ackerzeit die Leute und werfen mit ihren riesigen Feldhacken, die mit beiden Händen am langen Stiel geschwungen werden, die etwa 2 m breiten Beete auf, in die gesät wird. Bei der korrekten Anlage dieser Beete gewinnt der Acker ein vollkommen europäisches Aussehen.«

Bei den Wamatengo, den südlichen Nachbarn der eigentlichen Wangoni, kommt nach einer mir von Dr. Stierling gemachten Angabe eine ganz eigenartige Form der Bebauung vor: Man gräbt hier flache, etwa 2 m im Durchmesser grosse Gruben, in denen sich das Regenwasser ansammeln kann, während man auf dem zwischen den Gräben aufgeworfenen Erdreich sät. Auch Herr Busse zeigt in einem zu Hamburg gehaltenen Vortrag diese Art der Feldbestellung in Lichtbildern.

*) Man gebraucht Hunde auf der Jagd zum Aufstöbern und Hetzen des Wildes.

**) Kastration von Menschen ist in Ungoni angeblich nicht Sitte, auch nicht zur Strafe.

[1]) **40**, S. 16; [2]) **45**, S. 10; [3]) **37**, S. 200; [4]) **21**, S. 103.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vermutlich hat wohl das steinige Gelände mancher Abschnitte des Matengo-Landes den Anstoss zu dieser eigenartigen Bebauungsweise gegeben. Im übrigen siehe auch die Beschreibung Busses vom Matengo-Lande auf Seite 128.

Angebaut wird in Ungoni vor allem: die kleinkörnige, dunkelbraune Ulesi-Hirse (Eleusine), Mais, Bohnen aller Art, Maniok, Acharis und Voandzeia,*) Sesam, Süsskartoffeln, Ricinus, Kürbis und Gurken-Arten. Auch Curcuma, Ingwer, Colocasia und andere Nutzpflanzen werden aus dem Bezirk Ssongea erwähnt; in den Bergländern kultiviert man europäische Erbsen und wird Hanf — auch als Nahrungsmittel — gepflanzt.[1])**) Sorghum wurde früher in Ungoni viel angebaut, doch hat man einstweilen wegen der »Mafuta-Krankheit« des Sorghums (siehe Seite 4) diesen Anbau auf ein Mindestmass eingeschränkt.[3])

Tabak wird natürlich in Ungoni ebenfalls gepflanzt und zwar weiss man, wie mir Herr Dr. Stierling mitteilte, die jungen Tabakspflanzen sehr zweckmässig durch Ueberstülpen von grossen, tütenartig zusammengerollten Blättern gegen allzugrosse Sonnenbestrahlung zu schützen. Baumwolle wird, wenn auch in nur geringer Menge, von den Eingeborenen kultiviert, da man sie zwar zu spinnen, nicht aber zu verweben versteht. (Siehe auch Seite 130.) Auch Bambus pflegt man in der Nähe der Hütten (zumal im Gebiete des Schabruma): wohl um das bequeme Baumaterial immer bei der Hand zu haben; vielleicht schätzt man aber auch hier, wie bei den nördlichen Nachbarn, den Bambuswein.

In der Gegend von Mangua endlich sieht man die üppigen Reiskulturen der Araber und Küstenleute, die in ihren Ansiedlungen auch mancherlei von der Küste importierte Frucht- und Nutzbäume pflegen. An wildwachsenden, wohlschmeckenden Früchten ist auch in den Wäldern kein Mangel.

Speicher. Die Getreidespeicher der Wangoni stehen ausserhalb des Dorfes und sind dieselben, auf niederen Plattformen ruhenden, grossen, überdachten Körbe, die im vorigen Kapitel (Seite 108) beschrieben wurden; zuweilen werden sie auch zu mehreren unter einem gemeinsamen Dache aufgestellt (Tb. 32e); eine seitliche Oeffnung zur Entnahme des Getreides besitzen sie nicht.[4]) Maiskolben pflegt man oben auf die Dächer der Hütten zu hängen[5]) (siehe auch S. 109) und Bohnen sah ich in grossen Töpfen untergebracht.

Nahrung. Da der Viehstand bei weitem nicht ausreicht, um den Wangoni, gleich ihren Stammesvettern in Südafrika, eine vorwiegende Fleischkost zu ermöglichen, müssen sie sich, wie ihre Nachbarn, hauptsächlich von Vegetabilien ernähren. Auch hier spielt der Mehlbrei die Hauptrolle, zumal solcher aus Ulesi-Hirse.

Ulesi ist auch das Getreide, aus dem die Wangoni ihre liebe Pombe bereiten; dieses Bier schmeckt übrigens gar nicht so übel, wenn man sich nicht

*) Stellenweise sollen Erdnüsse in grosser Menge gebaut werden.

**) Ueber die Nutzpflanzen des Bezirks Ssongea siehe besonders[2]).

[1]) **53**, S. 271—272; [2]) **60**, S. 74—77; [3]) **45**, S. 11; [4]) **40**, S. 48; [5]) **40**. S. 16.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allzu lebhaft an die nichts weniger als saubere Zubereitung erinnert. Das Wangoni-Bier ist nicht so dick wie die Sorghum-Pombe der Küstenleute und auch nicht gerade sehr alkoholhaltig: die Wangoni trinken dafür aber ganz kolossale Mengen davon, und viele bringen es nach Häflinger[1]) auf 12—16 Liter. Bier.

Weil die ziemlich umständliche Pombebereitung (siehe Seite 116) mehrere Tage in Anspruch nimmt, das fertige Bier aber schnell getrunken werden muss, da es sonst sauer wird, so braut der einzelne Haushalt nur ab und zu Pombe und die Nachbarn kommen dort zu Gaste. Da das Biertrinken eine Lieblings- und Hauptbeschäftigung der freien Wangoni ist, so kann es nicht wundernehmen, wenn sich ein gewisser »Komment« bei ihnen entwickelt hat, von dem uns Häflinger[2]) berichtet: Zuerst reicht man bei einem Gelage dem Häuptling von dem Bier; dieser vertritt gewissermassen die Stelle des Mundschenks, denn erst, wenn der Häuptling gekostet habe, sei man überzeugt, dass die Pombe nicht vergiftet ist.*) Nicht jeder darf sich nach Belieben Bier nehmen; sondern das Einschenken haben zwei bis drei Männer zu besorgen: sind genügend Pombe-Körbchen vorhanden, so hat jeder sein eigenes, sonst mehrere zusammen eines. Die Gelage dauern oft Nächte hindurch, und unter den Angeheiterten kommt es natürlich auch manchmal zu Raufereien.[3]) Bier-Komment.

Es gibt auch besonders benannte Pombe-Gelage, bei denen getanzt wird; dabei »wird gestampft und getrampelt nach feinstem Takt, dass man meinen könnte, der Erdboden komme ins Wanken«.[4]) An den Füssen tragen die Tänzer die schon erwähnten kleinen eisernen Schellen, und auch die um die Unterschenkel geschlungenen klappernden Tanzketten aus den Kernen der wilden Bananen sind in Ungoni wie anderwärts bekannt (Tb. 49 No. 16); das Haupt ziert man wohl auch mit einem besonderen Tanzschmuck (Tb. 36 No. 17). Die Männer und die Frauen tanzen nicht zusammen, sondern beide Geschlechter haben »ihre Spiele für sich«.[5]) Als Tanzmusik dient die Trommel, und dazu wird in die Hände geklatscht, gelärmt und gesungen.[6]) (S. auch Seite 146.) Tänze.

Porter[7]) erwähnt, dass die Wangoni grosse Freunde des Gesanges zu sein schienen; er hörte muntere Weisen und rühmt »mehr als gewöhnlichen Geschmack und Mannigfaltigkeit« von ihren Liedern; auch Prince[8]) erwähnt Sulu-Weisen von den deutschen Wangoni. Bei den englischen Wangoni giebt es nach Wiese[9]) ausser Recitationen, in denen man die Waffentaten des Stammes preist, auch im Sulu-Dialekt verfasste National-Lieder »die sehr harmonisch sind und oft an englische Hymnen erinnern«; sie werden mit Fussstampfen begleitet und die Keule dient zum Angeben des Taktes in der Art wie der Taktstock eines Gesänge.

*) Auch wenn man uns in Ungoni Pombe vorsetzte, wurde erst, um die Unschädlichkeit des Stoffes zu beweisen, demonstrativ davon gekostet. Beiläufig bemerkt, soll vergiftete Pombe ein beim Wahehe-Sultan Kwawa sehr beliebtes Mittel gewesen sein, um sich unbequemer Leute zu entledigen.

[1]) **40**, S. 47; [2]) **40**, S. 46; [3]) **50**; [4]) **50**; [5]) **50**; [6]) **49**; [7]) **7**, S. 285; [8]) **15**, S. 220; [9]) **37**, S. 187.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tambourmajors. Uebrigens ist auch der Musikbogen in Ungoni ziemlich verbreitet.

Jagd und Fischfang.

Ueber die Jagd und Fischerei der Wangoni wäre folgendes zu sagen: Speziell die Elefantenjagd wurde wohl nur von den mit Vorderladern bewaffneten berufsmässigen »Makua-Fundis« der Araber ausgeübt.*) Wangoni-Jünglinge, die ich einmal auf einem ihrer Jagdausflüge traf, waren mit Speer und Keule bewaffnet und hatten ihre Hunde bei sich. Das kleine Raubwild, dessen Felle die Männer als Bekleidung brauchen, wird wohl meist in Fallen gefangen, denn solche verschiedener Konstruktion sind in Ungoni recht häufig. Für grösseres Wild benutzt man Fallgruben, und den Vögeln stellt man, wie Häflinger[1]) berichtet, mit »Leimruten, Netzen, selbst mit Pfeilen**) und Stöcken« nach. Honig wird natürlich ebenfalls gesammelt, und das Wachs wird zum Verkauf gebracht;[2]) ab und zu werden auch Bienenkörbe in den Bäumen befestigt. Um zu fischen, begibt man sich mehrere Tagereisen weit zu dem sehr fischreichen Ruhuhu-Fluss und zum Njassa oder auch an die Mündung der Ruwuma-Nebenflüsse und transportiert dann die Fische in geräuchertem Zustande nach Hause. Auch das Fischen mit Gift ist nach Häflinger[3]) hier bekannt.***)

Metallgewinnung u. Verarbeitung im Innern des südlichen D. O. A.

Die Eisenindustrie ist in Ungoni recht entwickelt. Da die Methode der Verhüttung und Eisenverarbeitung bei allen diese Kunst ausübenden Stämmen im Süden von Deutsch-Ostafrika so ziemlich die gleiche ist, so will ich hier im Zusammenhange über die Eisenindustrie dieser Gebiete berichten und gleich auch das hinzufügen, was sonst noch über die Verarbeitung der Metalle zu sagen ist.†)

Das Verhütten des Eisen-Erzes:

Wie wir wissen, ist die Kunst der Eisengewinnung in Afrika uralt, und so darf es nicht wundernehmen, auch bei aller Küstenkultur so weit entrückten Bergstämmen wie den Wakinga des Livingstone-Gebirges eine hochentwickelte Eisenindustrie zu finden.

Ueber die Eisenindustrie bei den Wakinga (resp. Wanjika) berichtet uns Bornhardt,[6]) der sich als Fachmann speziell dafür interessierte, recht ausführlich, und ich kann seine im folgenden wiedergegebene Schilderung nach meinen eigenen Erfahrungen nur bestätigen.

bei den Wakinga.

»Das Erz, ein zerreibliches Brauneisenerz, dem etwas Magneteisensand beigemengt ist, kommt in Schnüren und Nestern in dem rotlehmigen Verwitterungsboden des Gneises vor Der an Erz durchaus nicht sehr reiche Boden††) wird

*) Jetzt findet zum Schutze des Bestandes eine strenge Durchführung des Jagdgesetzes statt.

**) Pfeile resp. Bogen müssen aber bei den eigentlichen Wangoni wohl ziemlich selten sein; ich sah sie wenigstens nie.

***) Demnach scheinen die Wangoni des deutschen Gebietes Fische als Kost nicht zu verachten, wie dies Wiese[4]) von den englischen Wangoni berichtet.

†) Ueber ostafrikanische Eisenindustrie siehe auch Paul Reichard.[5]) Seite 231—233.

††) Bergassessor Dr. Dantz[7]) hat anderwärts im Livingstonegebirge ausgedehnte Eisenerzlager gefunden. (Siehe Kpt. VII.)

[1]) **40**, S. 17; [2]) **34**, S. 359; [3]) **40**, S. 17; [4]) **37**, S. 200; [5]) **10**, S. 231—233; [6]) **36**, S. 80—81; [7]) **51** (1903), S. 117

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

am Berghange gegraben. Beim Verfolgen der erzführenden Partien entstehen Gruben von 2 bis zu 5 m Tiefe. Der Boden wird dann in Körben zu dem im nächsten Tale fliessenden Rinnsal getragen und hier in flache Gruben geschüttet, in denen er mit den Händen so lange umgerührt wird, bis das darüber hinfliessende Wasser die lehmigen Bodenbestandteile genügend fortgeführt hat und das Erz in Form von erbsen- bis nussgrossen Graupeln einigermassen rein zurückbleibt.«

»Die zum Verschmelzen des Erzes dienenden Oefen haben die Form eines 1 m hohen, steilen, oben abgeschnittenen Kegels. Sie sind aus Lehm aufgestampft. Der Schmelzraum ist 0,7 m hoch, oben 0,4 m weit, unten etwas enger. Drei Paar Formen [d. h. Tonröhren von etwa 5 cm lichter Weite] führen in den Ofen und ragen etwa 6 cm weit in den Schmelzraum hinein. Nachdem sie durch Lehmverputz gedichtet sind, werden sie durch Röhren, die aus markreichen Hölzern durch Herausstossen des Markes hergestellt sind, mit Blasebälgen verbunden. Die Blasebälge haben die Form niedriger [ca. 20 cm hoher], mit einer Auslassröhre versehener Zylinder, die aus einem Holzkloben herausgeschnitzt sind und über deren Rand ein nicht allzu dicht schliessendes Ziegenfell gebunden ist. Indem das Ziegenfell mit Hilfe eines daran festgebundenen Stabes abwechselnd langsam gehoben und schnell hinuntergestossen wird, wird die Gebläseluft in den Ofen hineingetrieben. Je ein Mann bedient zwei Bälge, die auf einem und demselben Holzkloben sitzen. Zum Betriebe des Ofens sind vier Mann erforderlich.«

»Ueber die Art der Beschickung des Ofens habe ich nichts erfahren können. Als Brennmaterial dient Holzkohle, die in 3 bis 4 m langen und breiten und 1 m hohen, aus horizontal liegenden Scheiten aufgeschichteten Meilerhaufen erzeugt wird.«*)

»Zu jedem Schmelzgange sind zwei Tage, an denen von morgens bis abends mit nächtlicher Ruhepause geblasen wird, erforderlich. Das aus dem Ofen gezogene Eisen zeigt noch lockeres Gefüge und muss erst durch Hämmern gedichtet werden.**) Das Gewicht des bei einem Schmelzgange gewonnenen Eisens scheint nicht über 5 kg hinauszugehen.«

»Ueber dem Ofen erhebt sich eine spitzkegelförmige, aus Stangen erbaute und mit Gras bedeckte Hütte [ca. 7 m im Durchmesser bei 10 m Höhe]. Als Werkzeuge dienen schmiedeeiserne Hämmer, roh gestaltete Zangen und ein grosser Gneisblock als Ambos.«

bei den Wanjika.

»Nach Mitteilung des Missionars Richard in Ipiana verfahren die in dem Hochlande westlich vom Nordnjassa-Berglande wohnenden Wanjika bei der Eisengewinnung in etwas anderer Weise: Der Ofen ist hier 2,5 m hoch und nimmt von 2 m Aussendurchmesser am Fusse auf 1,5 m am oberen Ende

*) In Bulongwa (Ukinga) hatte man, als ich dort war, zahlreiche herrliche alte Stämme eines harten, dunkel-braun-roten Holzes zum Brennen von Holzkohle gefällt.

**) Dies geschieht, indem man das glühende Eisen mit einem schweren Steine bearbeitet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ab.*) Der Ofenschacht wird zu unterst mit trockenem Reisig, darüber etwa 1,5 m hoch mit Holzkohlen gefüllt. Zu oberst werden Holzscheite an der Ofenwandung derart aufrecht gestellt, dass sich ein Mann in dem offenbleibenden Mittelraume eben noch rühren kann. In diesen offenen Raum wird das Erz, ein aus Gneis-Rotlehmen stammendes armes Brauneisenerz eingetragen. Der Ofen wird neben einem Baume, der zum Hinaufklettern geeignet ist und den Zugang zur ‚Ofengicht' vermittelt, erbaut. Statt drei Paar Formen, wie bei den Wakinga, sind, entsprechend den grösseren Abmessungen des Ofens, fünf Paar**) vorhanden. Ueber die Dauer eines Schmelzganges und das Gewicht des dabei gewonnenen Eisens habe ich nichts in Erfahrung bringen können.«

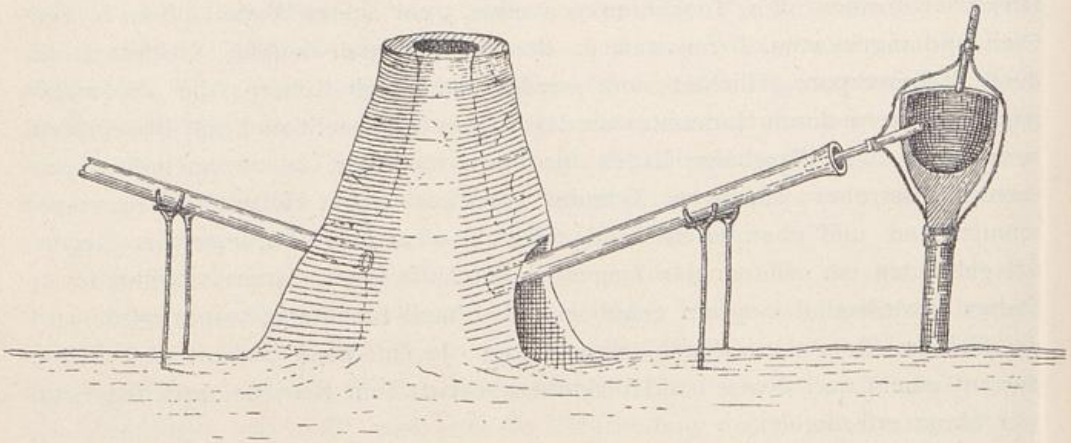


Fig. 70. Eisen-Schmelzofen aus Ungoni.
Links sind die Formen bereits eingemauert, rechts noch nicht; die Formen stehen mit Blasebälgen in Verbindung.

Die von Bornhardt wiedergegebenen Angaben Richards über die Hochöfen der Wanjika werden von Bergassessor Dr. Dantz[4]) durch folgende Notizen ergänzt: »Die Beschickung des Ofens besteht zunächst aus einer etwa 1/2 m hohen Schicht von Holzkohle, dann aus abwechselnden Lagen von [minderwertigem, sandig-erdigem] Brauneisenerz und Gras. Das Einsetzen der Beschickung dauert 1/2 Tag, der Schmelzprozess 1 bis 1 1/2 Tag, dann wird 1/2 Tag langsam abgestochen. Nach 15 Schmelzperioden, also nach einem Monat, ist der kostbare Hochofen in der Regel unbrauchbar und es wird ohne besondere Mühe aus Lehm ein neuer geformt.«

*) Nach Dantz[1]) der einen solchen Ofen auch abbildet, sind die Oefen »etwa 3 m hoch und haben am Fusse einen äusseren Durchmesser von 2 m, einen inneren von 1,60 bis 1,75 m; nach oben verjüngen sich die Dimensionen auf fast die Hälfte.«

**) Nach Dantz[2]) sind ausser der »Abstichöffnung« acht Luftlöcher vorhanden; bei einem von mir in Urambia gesehenen Ofen waren es deren neun ausser der Abstichöffnung, an deren Stelle aber wohl auch eine Form in den Ofen gemündet hat. Im Ukimbu-Hochland am Ostufer des Rukwa-Sees gehören etwa »15 Blasebälge« zu einem der dort üblichen niederen Schmelzöfen.[3])

[1]) **51** (1903), S. 138; [2]) **51** (1903), S. 138; [3]) **41**, S. 179; [4]) **51** (1903) S. 138—139.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Ungoni sah ich dieselben niederen Schmelzöfen wie in Ukinga; es waren jedoch nur zwei Paar Formen vorhanden, und die dazu gehörenden vier Blasebälge sassen auf langen Stielen. (Tb. 34a und Fig. 70 und 71). bei den Wangoni.

Ich hatte leider keine Gelegenheit, der Beschickung des Ofens und dem Schmelzprozess selbst beizuwohnen; das eine Mal war der Schmelzgang schon beendet und der Ofen zur Abkühlung der intensiv schweflige Säure exhalierenden Erzmasse bereits seitlich aufgebrochen, das andere Mal war ein Ofen gerade zur Neufüllung vorbereitet.

Dieser Ofen befand sich wie die Kinga-Hochöfen in einer grossen grasgedeckten Kegelhütte und glich ganz dem auf Tb. 34a dargestellten. Es befand sich jedoch unter dem eigentlichen Ofenlumen eine tiefe Grube, und der gerade anwesende »Fundi« sagte mir, was es damit für eine Bewandtnis habe: diese Grube dient nämlich dazu, die Zaubermedizin aufzunehmen, ohne die es absolut nicht gehen soll.

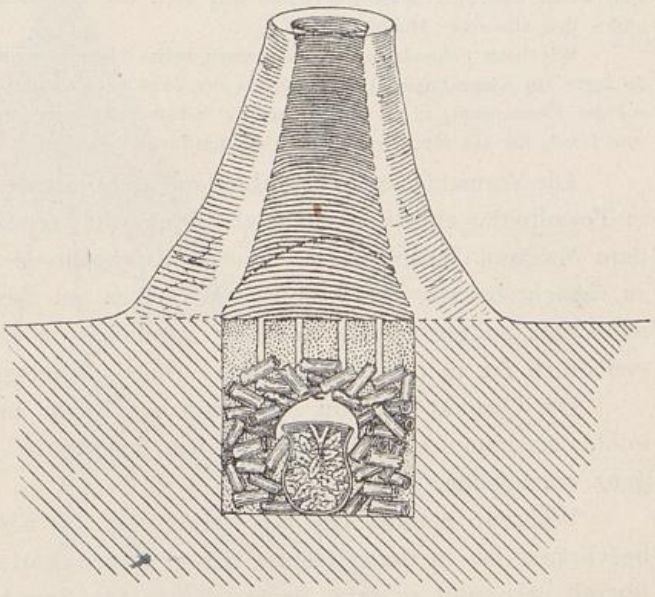


Fig. 71.
Durchschnitt durch einen Eisen-Schmelzofen aus Ungoni mit der darunter vergrabenen Zauber-Medizin. (Siehe Text.)

(Zaubermedizin beim Eisenschmelzen.)

Die Zaubermedizin kommt angeblich in ein kleines, kelchartig gestaltetes Tongefäss, und dieses steckt man wieder in einen mit Blättern gefüllten Topf, der dann mit einer tönernen, siebartig von 4 Löchern durchbohrten Schale bedeckt wird. Das Ganze findet auf dem Grund des Schachtes seinen Platz, und die Grube wird dann mit zerbrochenen Tonröhren (Stücken von alten Formen) fast zugefüllt; obenauf kommt noch eine Lehmschicht, die man durchbohrt, damit die Zaubermedizin durch das Sieb und die Tonröhren hindurch auf das Erz einwirken kann (Fig. 71). Dann werden die Formen mit Lehm in den Ofen gemauert und durch das Mundloch wird das Erz in etwa nussgrossen Stücken mit Holzkohle zusammen von oben eingefüllt.

Woraus die Zaubermedizin bestand, konnte ich leider nicht erfahren; es schien ein Arkanum zu sein, denn der sonst sehr freundliche alte Fundi mochte sich nicht näher darüber erklären; ich hütete mich natürlich, in ihn zu dringen, sonst wäre er davongelaufen oder hätte mich angelogen, während ich keinen Grund habe an seinen übrigen Angaben zu zweifeln, zumal ich die verschiedenen Tongefässe zur Aufnahme der Zaubermittel im Schachte selbst stehen sah.

Es ist ja auch ganz selbstverständlich, dass nach der Ansicht der Neger ein so wunderbarer Prozess, bei dem aus einem unscheinbaren Stein blankes Metall wird, nur durch Zauberei zu stande

kommen kann, und dass das Eisenschmelzen daher mit allerlei abergläubischen Vorstellungen verknüpft ist.

Als ich z. B. in Ukinga einen Eisenofen besichtigen wollte, weigerte sich mein Kinga-Führer hartnäckig, die Schmelzhütte zu betreten; das sei nicht erlaubt, sagte er. Einer meiner Atonga-Jäger vom West-Njassa-Ufer, ein durchaus zuverlässiger, intelligenter Mann aber lachte und meinte: »Der fürchtet sich nur, seine Augen zu verlieren,« und erzählte mir dann, dass solcher Aberglaube wenigstens in seiner Heimat herrsche und dass man dort auch ein Stück Nachgeburt zur Beförderung des Schmelzprozesses ins Eisen werfe.

Ferner berichtet uns Wallace[1]) von dem Njassa-Tanganjika-Plateau, dass nur wenige Familien Eisen schmelzen könnten, da nur sie im Besitz der nötigen Medizin, deren eine Krokodilsgalle sein soll, wären; aber der Schmelzer muss sich auch des geschlechtlichen Umganges enthalten, sonst nützte ihm alle seine Medizin nichts.

Wie beim Schmelzen, so scheint auch beim Schmieden die »Daua« eine Rolle zu spielen. So legte ein Kinga-Schmied, dem ich bei der Arbeit zusah, stets sorgsam ein Stück dunkles Gestein auf das Eisen, wenn er es erhitzte, und er erzählte mir, unter dem Schmiedefeuer befände sich auch eine Daua, die aus fünf verschiedenen Blätter-Sorten bestehe.

bei den Wamakua.

Die Wamakua legen nach Lieder[2]) »ihre kleinen Hochöfen oft sehr geschickt in Termitenhügeln an«, und auch Bornhardt[3]) erwähnt »niedere Rennöfen« aus dem Massassi-Gelände. Der einzige Eisenofen, den ich in diesen Gegenden zu Gesicht bekam, war von den Wamakua am Ssengwa-Berg hergerichtet und hatte eine andere Gestalt: er war nämlich, wie es aus Figur 72 und Tb. 34c ersichtlich ist, in den Abhang eines Hügels hineingebaut.*)

Die Qualität des von den Wamakua-Fundi aus Magneteisenerz mit Holzkohle verschmolzenen Eisens ist, wie bereits in Abschnitt II erwähnt, eine ganz vorzügliche.[4])

Das Schmieden des Eisens:

Während naturgemäss die Verhüttung des Eisens auf diejenigen Stämme beschränkt ist, in deren Gebiet Erz gefunden wird, scheint die Schmiedekunst überall verbreitet zu sein, also auch bei den Bewohnern der Ebene: so gibt es z. B. im Konde-Lande ganz hervorragend geschickte Schmiede.

Das Eisenmaterial wird von den Stämmen, die sich mit dem Eisenschmelzen befassen, als eiserne Feldhacken, die geradezu Geld vertreten, in die Nachbarschaft verhandelt, und aus alten Hackenstielen fertigen dann die andern sich ihre Speere, Messer usw.

Das Werkzeug, dessen der einheimische Schmied bedarf, ist ein äusserst primitives. Aber ein selbstgefertigter Schmiedehammer dürfte wohl selten fehlen,**) und ein Blasebalg zum Anfachen des Holzkohlenfeuers ist ebenfalls stets vorhanden.

---

*) Hier am Ssengwa wurden, wie man mir sagte, nur Aexte geschmiedet.

**) v. Behr[5]) berichtet allerdings von den Wamakua-Schmieden, dass sie nur Steine als Hämmer besässen, und ebenso schreibt P. Adams[6]) von den Wassangu-Schmieden. Livingstone[7]) bildet einen Manganja-Schmied ab, der mit einem Stein Hacken schmiedet, und gibt dazu folgende Beschreibung: »The hammer which we hear from dawn till sunset is a large stone, bound with the strong inner bark of a tree, and loops left which form handles. Two pieces of bark form the tongs, and a big stone sunk into the ground the anvil. They make several hoes in a day, and the metal is

---

[1]) **33**, S. 601; [2]) **21**, S. 129; [3]) **36**, S. 40; [4]) **21**, S. 129; [5]) **12**, S. 82; [6]) **32**, S. 70; [7]) **3**, S. 145, 146.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Schmiede-Blasebalg hat in Ungoni, Ussangu, Ukinga und auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau dieselbe Form. Er ist ein Holz mit zwei schüsselartigen Vertiefungen, von deren Grunde Durchbohrungen durch das schnabelartig verlängerte Endstück des Blasebalges verlaufen, wo sie am freien Rande neben einander ausmünden. Die schüsselartigen Vertiefungen werden mit je einem locker aufliegenden Fell überspannt, und ein darin eingebundener Stab Schmiede-Blasebalg.

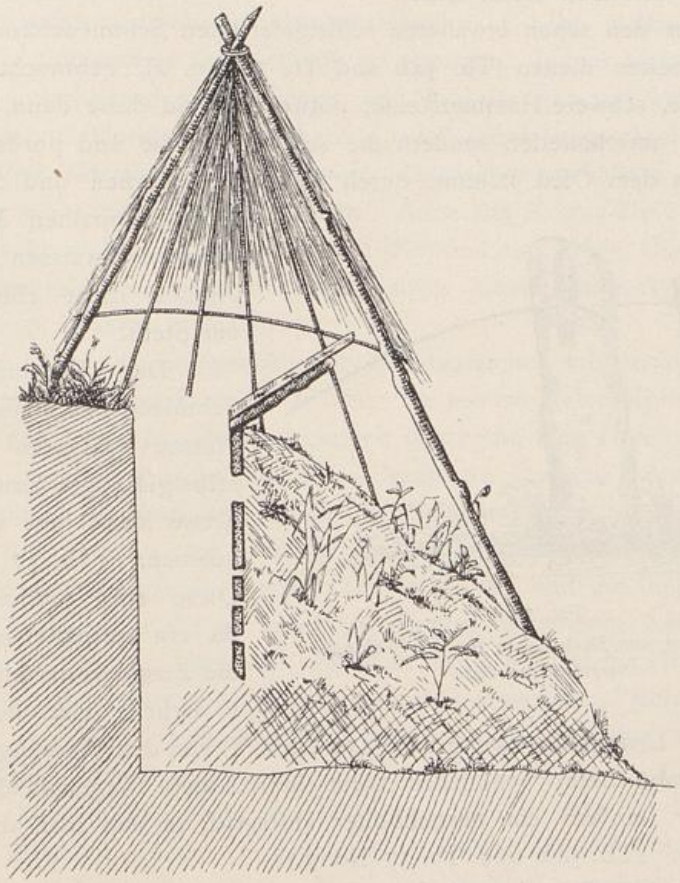


Fig. 72.
Schematischer Durchschnitt durch den auf Tb. 34c abgebildeten Eisen-Schmelzofen der Wamakua am Ssengwa-Berge.

dient zum Auf- und Abwärtsbewegen der Felle. Das verjüngte Ende des Blasebalgs wird in eine kurze Tonröhre gesteckt, die ins Schmiedefeuer zu liegen kommt. (Tb. 34b; Tb. 37 No. 49; Tb. 44b.)

Primitiver sind dagegen die Blasebälge der Konde-Leute, die den von Livingstone beschriebenen der Wamanganja gleichen (vergl Seite 170 Anm**):

very good; it is from yellow haematite, which abounds all over this part of the country; the bellows consist of two goatskins with stiks at the openends, which are open an shut at every blast.« Einen solchen mit zwei Schlingen als Handhaben armierten Hammerstein sah ich am Ssengwa-Berge.

ein Holzgerüst ist nicht vorhanden, sondern man bindet in ein Hinterbein eines am Halsteil offenen Ziegenfellsackes einfach ein Stück Bambusrohr, und zwei solcher Bambusröhren münden gemeinsam in die ins Herdfeuer gelegte kurze Tonröhre. Man bedient diese Blasebälge derart, dass man beim Niederdrücken des Sackes die obere Oeffnung mit der umspannenden Hand zudrückt, beim Hochheben die Oeffnung aber nicht mehr zudrückt, so dass sich der Sack von neuem mit Luft füllen kann.

Schmiede-Hammer.

Ausser den schon erwähnten selbstgefertigten Schmiedehämmern, die für feinere Arbeiten dienen (Tb. 34b und Tb. 37 No. 2), gebraucht der Schmied noch grosse, schwere Hammersteine; notwendig sind diese dann, wenn er kein altes Eisen umschmiedet, sondern die schlackenreiche und poröse Eisenmasse, wie sie aus dem Ofen kommt, durch vielmaliges Glühen und Schmieden zu einer kompakten Masse erst zusammenschweissen muss. Als Ambos dient ebenfalls einfach ein Stein.

Schmiede-Zangen usw.

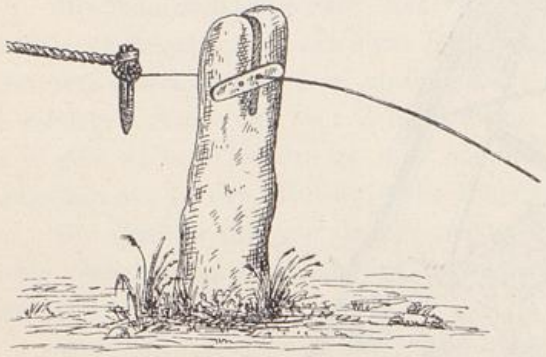


Fig. 73.
Vorrichtung zum Drahtziehen bei den Wakinga.
(Vergleiche den Text.)

Die Wakinga und die Schmiede des Njassa-Tanganjika-Plateaus besitzen auch grosse selbstgefertigte Zangen, um das heisse Metall aus dem Feuer zu nehmen. (Tb. 37 No. 1 und 4.) Diese sind jedoch entbehrlich, da ein gespaltener grüner Stab die Zange vertreten kann, wie es v Behr [1]) von den Wamakua-Schmieden, Livingstone (siehe Seite 170 Anm.**) von den Wamanganja berichtet. Als Handhabe beim Schmieden dient für kleinere Gegenstände, z. B. eine Speerklinge, einfach ein ausgehöhlter Holzgriff, in den man das eine Ende hineinsteckt. (Tb. 34b und Tb. 37 No. 3.)

Geschicklichkeit der Schmiede.

Es ist geradezu bewundernswert, mit welcher Geschicklichkeit die einheimischen Schmiede trotz dieser so primitiven Hilfsmittel zu arbeiten verstehen, und ich staunte, in wie kurzer Zeit (1/2—1 Stunde) sie aus einem alten Hackenstiel eine Speerklinge fertigten. Um die grossen Widerhaken, die manche Konde-Speere besitzen, herzustellen, verfuhr der Schmied in folgender Weise: von einem glühend gemachten, zugespitzten Eisenstabe wurde mit einer als Meissel benutzten Axtklinge ein etwa zolllanges Stück abgeschlagen; dieses Stück wurde an die betreffende Stelle der erst roh geschmiedeten Speerklinge angelegt und daselbst mit einem Tropfen Lehmbrei lose angeklebt; beide Stücke wurden dann zusammen zur Glut erhitzt und durch Hämmern zusammengeschweisst.

[1]) **12**, S. 82.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die grössten geschmiedeten Stücke, die ich im Süden von Deutsch-Ostafrika sah, waren die mächtigen Kuhglocken der Wahehe, (Tb. 50) die zierlichsten die Speerklingen der Konde-Leute (Tb. 71).

Drahtziehen.

Kupfer wird von den Eingeborenen der deutschen Njassa-Länder nicht selbst verhüttet; man versteht es jedoch, den dicken Messing- und Kupferdraht, den man aus Europa als Tauschartikel ersteht — und ebenso das selbstgefertigte Eisen —, ganz dünn auszuziehen.

Man gebraucht nämlich fadendünnen Metalldraht sehr vielfach, um da mit Speerschäfte und andere Gegenstände zu verzieren. Indem man den Draht in dicht aneinanderliegenden Windungen um Holzteile herumwickelt, erhalten dieselben einen vollständigen Metallüberzug, und durch abwechselnde Lagen von Kupfer- und Messingdraht oder auch dazwischengeschaltete Bandeisenstreifen erzielt man sehr hübsche Effekte. Auch die Kunst, Holz mit eingelegtem Metalldraht zu verzieren, ist bekannt (Konde-Land, Ufipa, Ussangu), und wie beiläufig bemerkt sei, versteht man es auch, kleine Schmuckgegenstände etc. mit Blei resp. Staniol zu plattieren.

In Ukinga hatte ich Gelegenheit, das Drahtausziehen mit anzusehen. Der frisch ausgeglühte Messingdraht wird zuerst an seinem freien Ende dünn gehämmert, so dass man ein Stück desselben durch die eine Oeffnung der auf Tb. 37 No. 6 abgebildeten durchlochten Eisenplatte stecken kann. Alsdann klemmt man mittels Hammer und Meissel das freie Ende des durch das Locheisen gezogenen Drahtes in eine Klammer ein, die durch einen übergehämmerten Ring noch fest zusammengepresst wird (Tb. 37 No. 8), und ein langes, dickes Tau wird als Handhabe an die so montierte Klammer gebunden. Nun wird der Draht stark eingefettet, das Locheisen mit dem darin steckenden Drahte hinter den gabelartigen Ausschnitt eines festen, senkrecht stehenden Pfahles gebracht und dann von der andern Seite des Pfahls ruckweise an dem Tau, welches die Klammer mit dem Drahte trägt, gezogen, bis der Draht durch die Oeffnung im Locheisen hindurchgezwängt ist. (Fig. 73 und Tb. 88a.) Der Draht, der so bereits erheblich dünner geworden ist, wird dann allmählich durch immer engere Oeffnungen des Locheisens — die je nach Bedürfnis ja auch ausgebohrt oder zugeschlagen werden können — gezogen, bis die gewünschte Feinheit erreicht ist.

Im Konde-Land und auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau benutzt man statt der durchlochten Eisenplatte kleine, mit nur einer Oeffnung durchlochte Eisenkegel; eine in die Durchlochung passende Ahle gehört mit zu dem Instrument. (Tb. 37 No. 5.) Leider konnte ich die Handhabung dieses Werkzeuges nicht mit ansehen; dasselbe entspricht aber augenscheinlich dem von Kandt[1]) aus Ruanda abgebildeten, und so dient die Ahle gleich wie in Ruanda offenbar dazu, das Loch, durch das der Draht gezogen werden soll, nach Bedürfnis zu erweitern oder zu verengern.

[1]) **62**, S. 364.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Metallguss.

Zu meinem grössten Bedauern hatte ich auch keine Gelegenheit, mich mit der Technik des Metallgusses bekannt zu machen. Messing wird nämlich nicht nur geschmiedet, sondern auch gegossen; denn gegossenen Metallschmuck sammelte ich in Ungoni,*) und die mit der Küste in Berührung stehenden Eingeborenen giessen auch Blei und Zink europäischer Provenienz.

Die Leute am unteren Schire müssen, nach den dort von mir gesammelten Schmuckstücken zu urteilen, das Giessen von Blei sogar sehr gut verstehen; aber sie mögen es von den Portugiesen gelernt haben, die ihnen ja auch die Goldschmiedekunst beigebracht haben, in der die Eingeborenen dort wirklich ganz hervorragend feine Arbeiten liefern.

Bemerkungen über das Gebiet zwischen Ungoni und dem Uhehe-Ubena-Plateau.

Geographische Lage des Gebietes.

Marschiert man, wie wir es gelegentlich unserer Uhehe-Expedition taten, von Ungoni aus nach Norden, so verlässt man das eigentliche Ungoni (d. h. im ethnographischen Sinne) mit der zum Schabruma-Gebiete gehörenden Gemarkung Ussangire und betritt ein zerrissenes Gebirgsland, das, gleich wie Ungoni ein Teil des »Njassahochlandes«, sich im Osten zur »Küstenzone« abdacht, während es im Westen vom »Livingstonegebirge« überhöht wird. Im Norden fällt dieses etwa zwischen 800 und 1300 m hohe Gebirgsland zu der nur ca. 3—400 m über dem Meeresniveau gelegenen Ruhudje-Niederung ab; jenseits dieser Senke steigt das Land in den Vorbergen des Uhehe-Ubena-Plateaus (Landschaften Lupembe und Massagati) wieder an.

Nord-Hanga und Matumbi.

Die südliche Hälfte des zwischen Ungoni und dem Ruhudje gelegenen Berglandes rechnet politisch noch zum Schabruma-Gebiet: ich will sie als »Nord-Hanga« bezeichnen.**) Die nördliche Hälfte ist die zum Reiche des Wabena-Sultans Saggamaganga († cr. 1896) gehörende Landschaft Matumbi; zum Saggamaganga-Gebiet gehört wohl auch die jenseits der Ruhudje-Niederung ansteigende Gebirgs-Landschaft Massagati.

Die Landschaften Matumbi und Nord-Hanga sind, wie bereits erwähnt, ein stark zerrissenes Gebirgsland. Die engen Täler sind wasserreich und ungemein fruchtbar; die Berge sind mit Bambusdickicht und an Gummilianen reichem Walde bedeckt. Die Landschaft Massagati soll ähnlich wie Matumbi beschaffen sein.[2])

*) Im Süden von Deutsch-Ostafrika wurde auch eine Metallfigur gefunden, die, wie mir Herr v. Luschan sagte, in der hervorragenden Technik der Benin-Bronzen gegossen ist. Es handelt sich wohl um ein verschlepptes Stück.

**) Ich nenne »Nord-Hanga« also das Gebiet zwischen der Gemarkung Ussangire im Süden und der Landschaft Matumbi im Norden. Ich richte mich nach den Angaben der Ramsayschen Karte[1]), da mir neuere Spezialkarten zur Zeit noch nicht zur Verfügung stehen.

[1]) **72**; [2]) **43**, S. 83.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Matumbi und das südlich davon gelegene Bergland erscheinen dem Durchreisenden als recht dünn bevölkert. Freilich sieht man die Ansiedlungen in dem bergigen Gelände nicht so leicht; »Hanga« wird auf 9000, Matumbi (Saggamagangas) auf 3000 Einwohner geschätzt.[1])

Diese Gebiete haben vielleicht noch eine wirtschaftliche Zukunft.

Ramsay[2]) rühmt »die ausserordentliche Fruchtbarkeit der schmalen Täler und die zum Teil grossartige Urwaldvegetation«, und P. Maurus Hartmann[3]) schreibt darüber folgendes:

»Das Land gleicht meiner Allgäuer Heimat. In dem [nordöstlichen] Vorlande [von Matumbi] sind weitgedehnte Ebenen mit dem fruchtbarsten Plantagenboden von mittelhohen, stark bewaldeten Höhenzügen umkränzt; beinahe alle zwei Stunden ist ein Fluss oder wenigstens ein Bächlein oder eine schmale Sumpfniederung zu überschreiten, die in der Regenzeit den Marsch nicht gerade angenehm machen. Je näher man zu Ifinga [der Hauptstadt des Saggamaganga-Gebietes] kommt, um so enger werden die Täler, um so steiler und unzugänglicher die Berge, um so verschlungener und verwachsener die Wege. Die Bevölkerung ist spärlich, so dass es einem leid tut um das herrliche Land, das unbebaut liegt. Regen fällt das ganze Jahr sehr reichlich.*) Matumbi dürfte eine Zukunft haben als europäisches Plantagenland, da die landschaftliche Lage dem Europäer den Aufenthalt angenehm und zuträglich machen dürfte, der fette, wasserreiche Boden reiches Erträgnis verspricht und der weit beschiffbare Ulanga leichte Verkehrsmittel herstellt.«

Dass aus dem Saggamaganga-Gebiet seit Jahren ein recht erheblicher Gummi-Export stattfindet, wurde bereits oben erwähnt. Auch Elefanten sind hier noch ziemlich häufig.

Der Ruhudje und die Ulanga-Niederung.

Matumbi und Massagati werden, wie bereits erwähnt, durch das Tal des Ruhudje von einander geschieden. An den Ostabhängen des »Livingstone-Gebirges« entspringend, durchfliesst der Ruhudje in west-östlichem Laufe das südliche Ubena-Plateau, stürzt, in engem Tale dahinbrausend, von dem Hochlande herab und tritt dann zwischen Matumbi und Massagati in eine nur 300 bis 400 m über dem Meeresspiegel gelegene Niederung, die anfänglich noch von den nahe herantretenden Ausläufern dieser Bergländer eingeengt wird, die sich weiter östlich aber zu einer weiten Ebene, der »Ulanga« verbreitert.

Durch zahlreiche, vom Uhehe-Plateau in Kaskaden herabstürzende Bergwässer und durch die weniger bedeutenden südlichen Zuflüsse verstärkt, wächst der Ruhudje schnell zu einem wasserreichen Strome an; oft in viele Arme gespalten und streckenweise von Sümpfen begleitet, wälzt er zur Trockenzeit seine trüben Fluten in mäandrischen Windungen träge zwischen niederen Böschungen durch das weite Alluvialland, zur Regenzeit aber überschwemmt er die Ebene und verwandelt sie in »einen riesigen, knie- bis hüfttiefen See, welcher, im April das Maximum erreichend, von Januar bis Mai vorhält und erst im August völlig austrocknet«;[4]) nur die höchstgelegenen Stellen werden nicht überschwemmt und liegen als Inseln inmitten der Fluten. Der durch die Zuflüsse verstärkte Ruhudje wird in der Literatur meist der »Ulanga« genannt, doch sagte mir Herr Albinus, der lange in diesen Gegenden stationiert war, dass als »Ulanga« von den Eingeborenen eigentlich das ganze Tiefland, im Gegensatz zu den Plateauländern, bezeichnet würde, und der lange Fluss selbst führt in seinen einzelnen Abschnitten verschiedene Namen.

*) Ich erlebte dort im August Regenschauer.

[1]) **71** (Anl.), S. 24; [2]) **72**; [3]) **30**, S. 28; [4]) **22**, S. 653.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die nur 200 bis 300 m über dem Meeresspiegel gelegene, etwa 100 km lange und 30 bis 50 km breite[1]) Ulanga-Ebene wird im Nordwesten von den schroff und steil wie eine gewaltige Mauer aufragenden Abstürzen des Uhehe-Plateaus um 1500 m und mehr überragt, im Südosten von niedrigeren Höhenzügen begrenzt (Tb. 33d.). Sie verdankt offenbar einem tektonischen Einbruche ihre Entstehung.

Flora und Fauna der Ulanga.

Landschaftlich und klimatisch ist die Ulanga-Senke gerade das Gegenteil von den umliegenden Gebirgsländern. Die flache Niederung ist mit dichtem, 4 m hohem, schilfartigem Grase bedeckt, und höchstens sind ab und zu einige Dumpalmen dazwischen eingestreut; sonst finden sich Bäume nur längs der Flussufer. Nur auf den höher gelegenen Ausläufern der Randberge kommt wirklicher Wald vor. An Wild ist die weite Steppe stellenweise sehr reich;[2]) auch die Büffelherden erholen sich wieder von den Folgen der Rinderpest[3]), und die Elefanten sind anscheinend mancherorts recht häufig.[4]) Die fischreichen Flüsse wimmeln von Krokodilen und Nilpferden, an den Ufern und auf den Sandbänken leben ungezählte Schwärme von Wasservögeln, und den weiten Sümpfen entsteigen Schwärme von Moskitos.

Klima der Ulanga.

Eine schwüle, erstickende Hitze, von keinem Windhauch gemildert, brütet über der einförmigen Fläche. »Auch wenn die glühende Sonnenkugel am westlichen Horizonte untergetaucht ist, wartet man vergebens auf Abkühlung; der durchglühte Boden und die Hänge der hohen Randgebirge geben dann die während des Tags aufgefangene Hitze zurück; es tritt jene entnervende Schwüle ein, die jede Arbeit zur Qual macht und doch den Schlaf verhindert. Scharen von Moskitos füllen die Luft und peinigen mit ihren Stichen den Menschen. In das brennende Lagerfeuer stürzen sich Tausende der nächtlich schwärmenden Insekten, und kein Löffel Suppe, kein Bissen Fleisch kann gegessen werden, ohne dass nicht mindestens ein paar Ameisen mit verschluckt werden müssen.« So schildert Engelhardt[5]) treffend das Klima der Ulanga-Ebene, und entsprechend lauten die Berichte aller, die das Land kennen.*) Zudem herrscht sehr schwere Malaria in diesen Niederungen, und die vielen Opfer, welche die frühere Ulanga-Station während der wenigen Jahre ihres Bestehens gefordert hatte, beweisen zur Genüge, dass hier Europäer nicht leben können.

Wirtschaftliche Aussichten der Ulanga; Fruchtbarkeit.

Aber das feucht-heisse Klima erzeugt auf dem schweren Alluvialboden eine staunenswerte Fruchtbarkeit, und »Bananen und ganz besonders Reis gedeihen wunderbar und liefern üppige Ernte«;[11]) auch Mais wird sehr erfolgreich angebaut.[12])

Wären erreichbare Absatzgebiete vorhanden, so könnte die Ulanga-Ebene gewiss ganz ungeheure Mengen von Reis oder Zuckerrohr erzeugen, ja Engel-

*) Vergl. auch: Graf Pfeil,[6]) v. Prittwitz und Gaffron,[7]) Engelhardt,[8]) Prince,[9]) v. Schele[10]).

[1]) **43**, S. 80; [2]) **43**, S. 82; [3]) **56**, S. 263; [4]) **66**; [5]) **43**, S. 83; [6]) **6**; [7]) **28**; [8]) **43**; [9]) **22**; [10]) **15a**; [11]) **22**, S. 654; [12]) **56**, S. 262.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

hardt[1]) meint, »dass bei voller Ausnutzung der fruchtbaren Niederung, sie allein im stande wäre, das gesamte Schutzgebiet mit Getreide zu versorgen«; »es gibt auch noch ausgedehnte kulturfähige Flächen, welche unbenutzt liegen und die sich vorzüglich zum Anbau von Reis eignen würden« wie v. Grawert[2]) berichtet. Arning[3]) ist der Ansicht, dass sich Boden und Klima vortrefilich zum Anbau von Kakao eignen würden. Bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen ist aber an einen Transport von Massenprodukten zur Küste wohl kaum zu denken.

Die Rufidji-Ulanga-Wasserstrasse.

Freilich verkehrte auf dem Rufidji eine Zeit lang ein Heckraddampfer des Gouvernements, der unter günstigen Verhältnissen ca. 150 km weit stromaufwärts bis Kibambabwe-kwa-kungulio gelangen konnte.*) Wie es aber Bornhardt[5]) vorausgesehen hatte, stellten sich der Schiffahrt auf dem Rufidji grosse Schwierigkeiten entgegen, und bei Kibambabwe gebieten die Pangani-Stromschnellen — auf welche dann etwa 100 km weiter stromaufwärts, an der Luwegu-Einmündung, noch die Schuguli-Fälle folgen — der Schiffahrt überhaupt halt. Freilich würde nach Stolowsky[6]) das zwischen den beiden Stromschnellen-Gebieten gelegene Stück grösstenteils wieder schiffbar sein, wenn man es nach dem Vorschlage von v. Prittwitz[7]) nicht vorziehen sollte, die ganze zwischen den Stromschnellen gelegene Strecke durch eine etwa 100 km lange Strasse — von Kibambabwe bis zum Dorfe Ngahoma's — zu umgehen.

Von Ngahoma's aufwärts ist nach den Untersuchungen von v. Prittwitz[8]) der Ulanga-Kilombero dann wieder für eine etwa 75 km lange Strecke schiftbar. Der eigentliche Ruhudje und die übrigen Quellflüsse des Ulanga sind aber leider als durchgehende Wasserstrassen für Heckraddampfer anscheinend nicht benutzbar, allerhöchstens in den wenigen Monaten des Hochwassers,[9]) und so ist es alles in allem wohl ausgeschlossen, dass die Rufidji-Ulanga-Wasserstrasse, wie man hoffte,[10]) jemals eine ähnliche Bedeutung für diese Gebiete erlangen kann, wie sie der Schire-Sambesi für Britisch-Zentral-Afrika hat.

Freilich sind die vielverzweigten Wasserstrassen der Ulanga-Ebene für den Lokalverkehr von durchaus nicht zu unterschätzendem Werte,[11]) und auf Einbäumen oder Leichtern könnten die Landesprodukte wohl relativ bequem an künftige Bahnstationen geschafft werden.

Die Wabena als Eroberer in der Ulanga und in Matumbi.

Im Südosten der Ulanga und ebenso in Matumbi herrschen Wabena:**) jedoch nicht als altansässige Bevölkerung dieser Gebiete, sondern erst seit wenigen Jahrzehnten, als Eroberer.

Mtegere.

Nach mannigfachen Kämpfen, von deren schwankendem Kriegsglück uns Arning erzählt,[12]) war der mächtige und heldenmütige Mbena-Sultan Mtegere durch den ihm der Sage nach blutsverwandten Wahehe-Sultan Njungumba in

*) Dieser Dampfer rentierte sich aber nicht und ist ausser Dienst gestellt.[4])

**) Ueber die Wabena und ihr Verwandtschafts-Verhältnis zu den Wahehe siehe den nächsten Abschnitt.

[1]) **43**, S. 82; [2]) **66**, S. 480; [3]) **31**; [4]) **61**; [5]) **36**, S. 368—369, [6]) **56**, S. 261; [7]) **28**, S. 281; [8]) **28**, S. 281; [9]) **28**, 281, **43**, S. 88—89; [10]) **22**, S. 657; [11]) **66**, S. 479; [12]) **19** (1896), 237—241.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Wandamba, Urbevölkerung der Ulanga.)

den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus Ubena und seinem Stammlande Utemikwira endgültig vertrieben worden und hatte sich nach der Ulanga zurückgezogen, deren aus Wandamba (Wakjanja) bestehende Urbevölkerung ihm bereits untertan war. Aber auch hier wurden die Wabena stetig von den Wahehe bedrängt und konnten sich nur auf dem rechten Ufer des Flusses behaupten. (Siehe Kpt. IV.)

Auf Mtegere, der Anfang der achtziger Jahre starb,*) folgte sein ältester und erbberechtigter Sohn Kiwanga: freilich nicht, ohne dass ihm die Sultanswürde von seinen Brüdern streitig gemacht wäre. Wie Graf Pfeil[3]) berichtet, suchte der eine derselben die Hilfe der Wahehe für seine Ansprüche zu gewinnen, ein anderer Bruder floh zu den Walihuhu (Wangoni).

Saggamaganga.

Dieser letztere ist Saggamaganga, der mit seinem Anhang bei Schabruma Schutz fand, einige Jahre bei ihm verweilte und sich dann in Matumbi niederliess. Von unversöhnlichem Hasse gegen seinen Stiefbruder Kiwanga beseelt, brandschatzte er im Bunde mit den Wangoni fortwährend dessen Gebiet, wofür sich dieser durch Einfälle in Matumbi rächte.[4]) Als Saggamaganga aber wegen seiner ewigen Fehden gegen den mit der deutschen Regierung verbündeten Kiwanga zur Rechenschaft gezogen werden sollte, gab er sich (cr. 1896) selbst den Tod. »Er kehrte«, so berichtet P. Hartmann,[5]) »mit seinen Kriegern [von dem geplanten grossen Zuge gegen seinen Bruder] um, veranstaltete ein grosses Fest, liess alles Vieh schlachten, ungeheure Mengen Pombe brauen, die Goma schlagen, dann goss er Gift in die Pombe, trank dasselbe vor seinen Leuten und starb.«

Sein Sohn Gonorussori (Schuhmann[6]) nennt ihn Mugonelulusoli) wurde Nachfolger des Schabruma. Bei seinen Leuten schien der halbwüchsige, persönlich wenig sympathische und linkische Bursche nicht beliebt zu sein;[7]) er steht anscheinend stark unter dem Einflusse der Araber und verhielt sich der Mission gegenüber ablehnend. P. Hartmann berichtet,[8]) dass 1898 die Mutter Saggamagangas, die unversöhnliche Feindin des Kiwanga, die wirkliche Herrin von Matumbi gewesen sei.**)

Kiwanga.

Kiwanga ist ein unternehmender Kopf und ein würdiger Sohn seines tapferen Vaters. In der schwülen Fieberluft der Ulanga war der Nachwuchs der tapferen Hochlands-Krieger des Mtegere entnervt und verweichlicht,[10]) aber Kiwangas hatte es sich zur Aufgabe gemacht, sein schönes Stammland wieder zu gewinnen, um »auf den kühlen Höhen, an dem kristallhellen Wasser seiner Berge und inmitten seiner grossen Vieh-Herden seinen Wohnsitz aufzuschlagen.«[11]) Die Mittel, um seine Pläne zu verwirklichen, glaubte er in dem engen Anschluss an die deutsche Regierung zu sehen.

*) Jedenfalls vor 1886;[1]) denn Graf Pfeil[2]) traf 1885 bereits Kiwanga als Sultan an.

**) In einem neueren Bericht spricht Schuhmann[9]) von einer »Regentin« Namens Jilagunga.

[1]) **19** (1897), S. 51; [2]) **6**; [3]) **6**, S. 361; [4]) **30**, S. 28; [5]) **30**, S. 28; [6]) **42**, S. 43; [7]) **42**, S. 43; [8]) **30**; [9]) **70a**; [10]) **43**, S. 82; [11]) **6**, S. 361.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anfang der 90er Jahre kam er persönlich nach Daressalam,[1]) um gegen die Wahehe um Schutz zu bitten, und seitdem erwies er sich stets als ein treuer und zuverlässiger Freund der Deutschen, denen er recht erhebliche Dienste leistete.

In dem letzten Wahehe-Kriege, der mit dem Tode des Mhehe-Sultans Kwawa seinen Abschluss fand, schien sich Kiwangas Traum verwirklichen zu wollen. Er zog als unser Bundesgenosse nach Kalinga und baute in der alten Heimat seine Residenz. Aber die politischen Verhältnisse haben es leider nicht gestattet, den treuen Freund gebührend zu belohnen und ihm sein Stammland wieder zu geben: es war mit seinen schlaffen Leuten eben nichts mehr anzufangen. Kiwanga sitzt jetzt wieder in der Ulanga-Ebene und herrscht ausser über seine Stammesgenossen über Wandamba, Wabunga und Wapogoro; er ist nach wie vor ein treuer Freund der Deutschen und ein wichtiger Kulturfaktor für jenes Gebiet.[2]) Bei den Seinen soll er jetzt einen grossen Einfluss besitzen, doch hat er gegen die unterworfenen Wandamba, die er durch ihm stammverwandte Unterhäuptlinge regieren lässt, noch öfter die Unterstützung der deutschen Militärstation Mahenge nötig.[3])

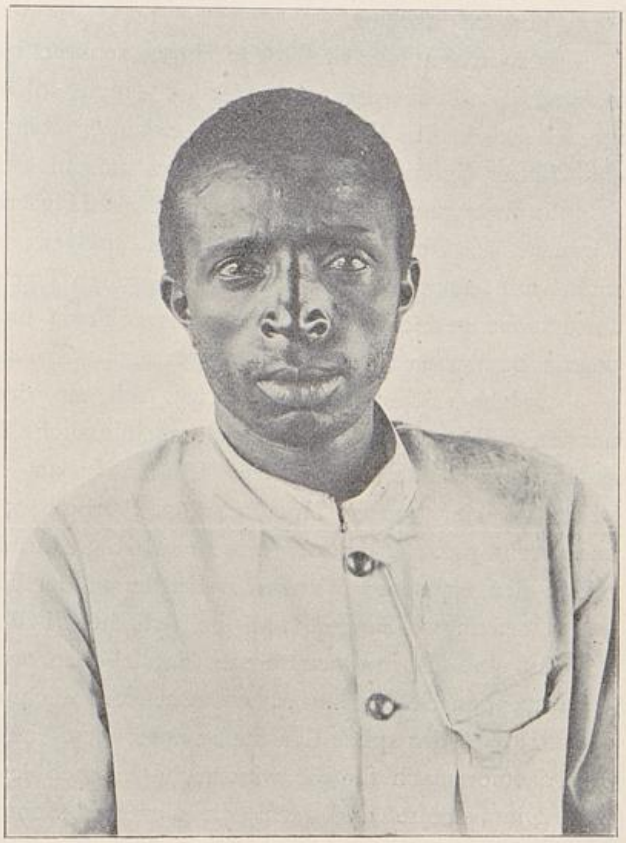


Fig. 74. Der Sultan Kiwanga.
(Aufgenommen 1897.)

Kiwanga ist jetzt ein Mann in den vierziger Jahren. Seine intelligenten Züge erinnern durch die Nasenbildung lebhaft an den Typus, den wir gewöhnlich als »semitisch« zu bezeichnen pflegen (Tb. 48c und Fig. 74). Er hält auf ein würdiges Aeussere und sucht dies durch europäische Tracht zu erreichen. Leider ist er gleich so vielen andern afrikanischen Fürsten ein zu grosser Freund des Alkohols.

Wie sich aus dieser historischen Skizze ergibt, herrschen die Wabena, die sich selbst nach ihrem Stammlande »Watemikwira« oder auch »Wahehe«

[1]) **30**, S. 27; [2]) **66**; [3]) **66**.

zu nennen lieben,*) im Südwesten der Ulanga über eine hauptsächlich aus Wandamba bestehende alte Bevölkerung.**) Ebenso sitzen Wabena (resp. Watemikwira) als Herren in Matumbi und anscheinend einige als Leute der Wangoni auch im nördlichen Teile des Schabruma-Gebietes.

Häuser-Formen:

Im Norden des Schabruma-Gebiets merkt man ohne weiteres, dass dort keine eigentlichen Wangoni mehr wohnen, denn die für diese typischen runden Hütten mit ihrem weit herabhängenden Dache hören auf, um einer andern Bauform Platz zu machen.

»Scheunenhäuser«,

Man wohnt hier nämlich in langen rechteckigen Häusern, die zu »Gehöften« vereinigt sind, da man ihrer vier um einen Hof herumbaut. Da die vier Häuser an den Ecken des Hofes direkt in einander übergehen, so kann man nur durch die Häuser hindurch zu dem so rings umschlossenen Hofraume gelangen.

In ihrer ganzen Anlage erinnern diese Häuserkomplexe ganz an die Temben-Vierecke der Uhehes (Kpt. IV), jedoch sind sie, im Gegensatze zu den Temben, nicht mit einem flachen, lehmgestampften Dache, sondern mit einem spitzen Strohdache gedeckt; sie ähneln in ihrer Form und bei dem Mangel an Fenstern unsern deutschen Scheunen (Tb. 33a u. b; Tb. 44a; Tb. 82a).

Solche »Scheunenhäuser«, wie ich sie der Kürze wegen im Folgenden nennen will, finden sich als fast ausschliessliche Bauform auch in Matumbi, wo sie meist auf dem Gipfel von Hügeln erbaut sind. Sie sind aber noch viel weiter in der ganzen Nachbarschaft verbreitet; so finden wir sie — wenn auch meist nicht zu einem rings geschlossenen Viereck aneinander gebaut — neben den typischen Wandamba-Hütten in der Ulanga, ferner in den Lupembe- und Utschungwe-Bergen und im östlichen Teile des Livingstone-Gebirges.***)

Es sind also meistens die an Hochebenen, wo die echten Temben herrschen, angrenzenden Gebirgsländer, wo man diese »Scheunenhäuser« baut: anscheinend deshalb, weil das spitze Grasdach besser für die regenreichen Gebirge, das flache, feste Tembendach für die windreiche Hochebene passt.

Die Gehöfte und auch die einzelnen Scheunenhäuser werden von einer ganzen Anzahl Familien gemeinsam bewohnt; auch das Vieh wird darin untergebracht. Jede Familie hat aber anscheinend einen von den übrigen getrennten Abschnitt des langen Hauses inne, der nach aussen und zum Hofe seine eigene Tür besitzt. Diese Eingänge liegen einander gegenüber, und von dem geräumigen Vor-Flur aus gelangt man beiderseits durch Türöffnungen zu den eigentlichen Wohnungen, die wieder aus mehreren Abschnitten bestehen können (Fig. 75 u. 76).

*) Siehe nächsten Abschnitt.

**) Die Wandamba sollen angeblich eine ganz andere Sprache als Kibena oder Kihehe reden. Unter »Wamatumbi« hat man wohl die alte Bevölkerung des Matumbi-Berglandes zu verstehen; Engelhardt[1]) nennt als einen Bestandteil der Bevölkerung von Matumbi und Massagati die Wa[m]bunga. (Siehe Anmerkung S. 135.)

***) So östlich von Kitugula, ferner im Quellgebiet des Ruhudje[2]) und beim Mbejera.

[1]) **43**, S. 83; [2]) **43**, S. 85.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im nördlichen Schabruma-Gebiet, wo die Wangoni Rundhütten und die Scheunenhäuser aneinander grenzen, sah ich eine interessante Uebergangsform zwischen den beiden Bauarten.

Uebergangsformen von Rundhütten zu »Scheunenhäusern«

Lange Gebäude waren in der oben beschriebenen Art um einen geschlossenen Hof gebaut, trugen aber das für die Wangoni-Hütten typische, fast bis zur Erde herabreichende Dach. Auch in der Anordnung der Innenräume glich das Haus einer Anzahl aneinander gebauter Wangoni-Hütten, denn jede Familie bewohnte nur einen einzigen grossen ungeteilten Raum, von dem Türen direkt nach dem Hofe und nach aussen führten.

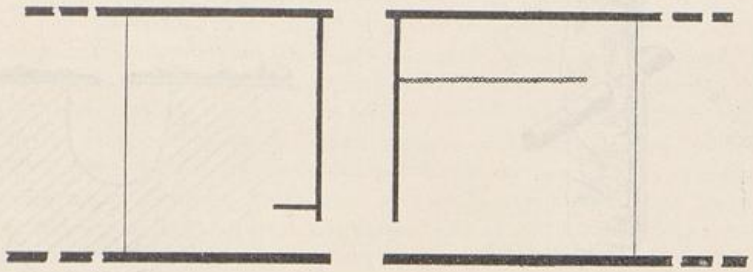


Fig. 75.

Schema der Innenräume eines »Scheunenhauses« im nördlichen Schabruma-Gebiet.
(Siehe Tb. 33a und b.)

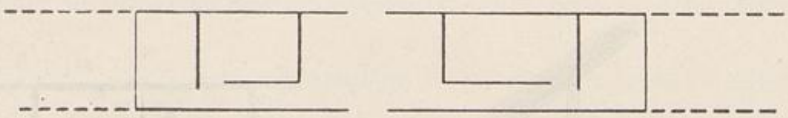


Fig. 76.

Schema der Innen-Räume eines »Scheunenhauses« der Wamawemba im Osten des Livingstone-Gebirges.
(Siehe Tb. 82a.)

Recht charakteristisch war es auch, dass die an das Zusammenwohnen in einem gemeinsamen Gehöfte und einen solchen Kommunalbesitz noch nicht gewöhnten Wangoni-Familien jede einen kleinen Teil des allgemeinen Hofraumes mit Dornen als Privat-Eigentum abgegrenzt hatten.

Das Vorhandensein von solchen Uebergangsformen beweist natürlich noch nicht, dass die Scheunenhäuser und die ihnen anscheinend verwandten Temben ursprünglich aus Rundhütten entstanden seien; von Luschan[1]) weist vielmehr nach, dass die Temben-Bauform aus Vorder-Asien zu stammen scheint.

Der Grund, weshalb die Wangoni die Bauformen ihrer Nachbarn nachahmen, ist angeblich die grössere Sicherheit, welche die geschlossenen Gebäudekomplexe gegen die gerade im Schabruma-Gebiete recht zahlreichen Löwen gewähren.*)

Denn dieser Plage stehen die Eingeborenen so machtlos gegenüber, dass man — wie ich das selbst mitansah — der nächtlichen Besuche eines einzigen Löwen wegen, Ansiedlungen zuweilen aufgeben muss und sich nur am Tage zurückwagt, um die schon bestellten Felder abzuernten.

Die Furcht vor Löwen und andern Raubtieren, welche dazu zwingt, des Nachts die Türen der Hütten fest zu verammeln, ist angeblich auch der Grund zur Einrichtung primitiver Klosetts innerhalb der Häuser.

*) Ein Schabruma-Mann, den ich fragte, warum man in diesen Gegenden anders wie sonst in Ungoni baute, meinte allerdings naiv: dass sich die Wabena solche Häuser bauten, um im Hofe ungestört durch unwillkommne Gäste ihre Pombe trinken zu können. Für einen echten Mgoni ist es eben das Nächstliegende, ans Bier zu denken!

[1]) 27.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Abtritte.) So fand ich in einem versteckten Winkel eines Wangoni-Hauses einen grossen, derartigen Zwecken dienenden Topf, und in einem Donde-Hause bei Schabruma sah ich ein primitives, aus einem durch die Wand nach aussen geleiteten Bambusrohr bestehendes »Pissoir« (Fig. 77). Eine andere Form einer solchen Einrichtung, die auf Fig. 78 abgebildet ist, stammt aus Ussafua und besteht aus einem schüsselartig vertieften Lehmaufbau am Grunde der Hüttenwand, der durch eine kleine Oeffnung mit dem Freien kommunizierte. In den peinlichst sauber gehaltenen Viehställen (resp. mit den Rindern geteilten Wohnräumen) des Konde-Landes und Untalis befinden sich am Boden Auslässe für den Urin der Kühe.



Fig. 77.
Durch die Hüttenwand geleitetes Bambusrohr, das als »Pissoir« dient.
(Aus einem Donde-Haus im Schabruma-Gebiet.)

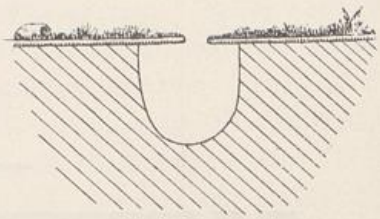


Fig. 79.
Abtritt-Grube nach Suaheli-Art aus Utengule unterm Beja.

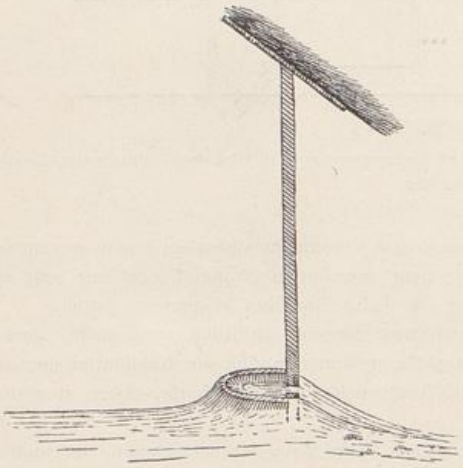


Fig. 78.
Pissoir-Einrichtung aus einer Hütte in Ussafua.

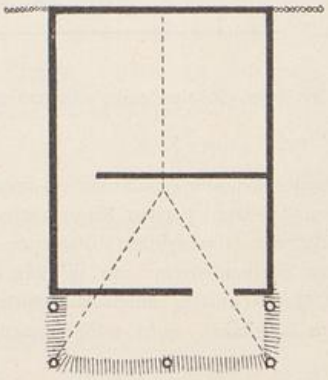


Fig. 80.
Grundriss eines Hauses von Ifinga im Saggamaganga-Gebiet.
(Siehe Tb. 33c.)

Abtritte nach Suaheli-Art, wie sie ähnlich auch in Europa angetroffen werden, fand ich in der Wassangu-Stadt Utengule unterm Beja; es waren einfache Gruben, die man derart mit Knütteln zugedeckt hatte, dass nur eine kleine zentrale Oeffnung in der Mitte frei blieb. (Fig. 79.)

Häuser mit Veranda. Eine andere Bauform, nämlich kleine rechteckige Häuser mit Giebeldach und einer von Pfählen gestützten Veranda an einer der Giebelseiten, ist im Nordosten von Matumbi (bis zum Ruhudje hin) verbreitet. (Tb. 33c und Fig. 80.)

Auch Ifinga, die Residenz des verstorbenen Saggamaganga, besteht aus etwa 40 solcher Häuser, die an der inneren Peripherie einer Pallisadeneinfriedi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gung erbaut sind. Etwa in der Mitte des zur Zeit meines dortigen Aufenthaltes unsagbar verschmutzten Ortes befand sich das nach Suaheli-Art gebaute geräumige Sultanshaus, in dessen Vorhalle die Bilder unseres deutschen Kaiserpaares den Besucher überraschten; dicht neben dem Sultanshause lagen die Gräber des Saggamaganga und einiger seiner Weiber.

(Gräber in Ifinga.)

Der flache Grabhügel, unter dem der Sultan Saggamaganga bestattet lag, befand sich unter einem von Pfählen gestützten Grasdach, und das Ganze war mit einem Zaun umgeben, der unmittelbar an die Sultanswohnung anstiess. Am Kopfende des Grabes lagen als Beigaben eine Metallschüssel und eine Teekanne, beides Küstenarbeit; auch Zeug war innerhalb des Grabes ausgespannt. Neben dem Grabe des Sultans, aber ausserhalb seiner Umfriedigung, befanden sich mehrere andere Grabhügel, angeblich die von Frauen des Saggamaganga:*) einer davon war durch frische Pombe-Libationen weiss gefärbt. Schuhmann,[2]) der zwei Jahre nach mir Ifinga besuchte, beschreibt diese Grabstätten folgendermassen: »Seitwärts von dem Gebäude [dem Sultanshause] war die Grabstätte des Häuptlings zu sehen, überdacht von einem grasgedeckten Häuschen, auf welchem eine weisse Fahne wehte. Daneben befand sich das Grab seiner Tante, das war völlig mit weissem baumwollenen Stoff überdeckt, und auch ringsum war weisser baumwollener Stoff aufgehängt. Dieses Zeug ist eine Opfergabe an die Verstorbenen. Sobald es verfault, wird es durch neues Zeug ersetzt. Ein Zaun umschloss die Gräber. Daneben befanden sich noch andere Grabhügel, deren einer mit Bäumen bepflanzt war, unter ihnen das Grab der Lieblingsfrau des verstorbenee Häuptlings.«

In der Ulanga traf ich ausser den eben beschriebenen Hütten und den schon erwähnten oft zu Gehöften vereinigten »Scheunenhäusern« (die anscheinend die Wabena dort eingeführt haben[3]) endlich einen dritten Häusertypus an.

Pfahlbauten der Wandamba.

Es sind dies kleine, rechteckige Rohrhütten,**) deren spitzes Grasdach häufig die vordere Giebelwand weit überragt. Solche Hütten bauen sich oft die Wandamba, entweder zu ebener Erde oder auch auf Pfählen, damit sie ihnen zur Zeit der alljährlichen Ueberschwemmung als Unterkunft dienen. Zuweilen stehen diese Pfahlbauten neben »Scheunenhäusern«, in denen man zur Trockenzeit wohnt, oft aber auf den Reisfeldern und dann dienen sie zugleich auch zum Schutze der Aecker. (Fig 81, 82, 83 u. Tb. 108a.)

In einem Falle sah ich auch am Ruhudje eine primitive Hütte mit einem regulären Oberstock, in den man sich bei Hochwasser flüchten konnte. (Tb. 108b.) Seiner Entstehung nach war dieses Haus aber offenbar nur ein Pfahlbau, bei dem man den Raum zwischen den Pfählen ebenfalls nutzbar gemacht hatte; entsprechendes beobachtete ich auch bei Pfahlbauten am unteren Schire. (Kpt. X u. Tb. 111a.)

Hausgerät, Bewaffnung, Tracht, Zahndeformation usw.

Das Hausgerät, das ich in Matumbi und in der Ulanga zu sehen bekam, hatte nichts charakteristisches und entsprach dem, wie es sich in Uhehe findet. Dasselbe gilt von der Bewaffnung und der Tracht. Mit den Wahehe haben die Bewohner von Matumbi auch gemeinsam, dass bei ihnen keinerlei künstliche Körperverunstaltungen vorkommen, höchstens, dass man hin und wieder zwei senkrechte Narbenreihen an den Schläfen tätowiert sieht. Die Wandamba

*) Nach P. Hartmann[1]) soll Saggamaganga 200 (?) Weiber gehabt haben.

**) In der Ulanga ist Holz sehr knapp; man muss sich, um festere Stützpfeiler zu erhalten, oft dadurch helfen, dass man einen Rohrmantel um eine dünne Stange bindet.

[1]) **30**, S. 28; [2]) **40**, S. 43; [3]) **43**, S. 82.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

der Ulanga schärfen jedoch, wie so viele andere Stämme dieser Gegenden, die oberen Schneidezähne spitz.

Viehzucht.

Grossvieh scheint in Matumbi nur sehr spärlich vorhanden zu sein, und in der Ulanga halten sich nach Prince[1]) überhaupt keine Rinder, wennschon auch hier Kleinvieh gedeiht. Stolowsky[2]) schreibt allerdings im Gegensatz hierzu: »das ganze Tal des Kihansi, die Hügellandschaften am Njera und Mpanga bieten Bedingungen zur Viehzucht, wie sie trefflicher gar nicht gedacht werden

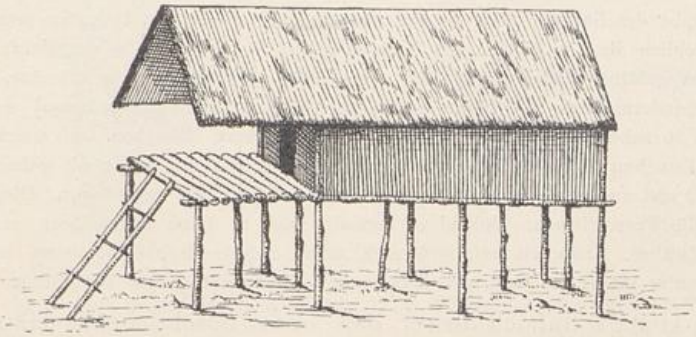


Fig. 81.

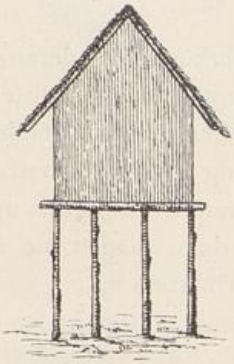


Fig. 82.

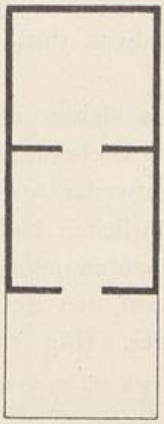


Fig. 83.

Fig. 81—83. Seiten-, Hinter-Ansicht und Schema der Innen-Räume eines Wandamba-Pfahlbaus aus der Ulanga-Ebene.

können,« und betont, dass die zahlreiche Viehherde des Sultans Kiwanga prächtig gedeihe; er scheint die Gegend für tsetsefrei zu halten und meint, dass nur die Wahehe-Einfälle die Viehzucht in diesen Gegenden nicht aufkommen liessen.

Ackerbau.

In Matumbi scheint, wenigstens stellenweise, sehr viel Maniok gebaut zu werden,[3]) in der Ulanga-Ebene vor allem Reis und Mais, daneben Sorghum, Bataten, Bananen und Zuckerrohr.[4])

Fischen der Wandamba.

Die Wandamba fischen sehr eifrig in den vielen und fischreichen Flüssen ihres Landes; ihr mannnigfaches Fischereigerät (Tb. 108a) soll in Abschnitt IX ge-

[1]) **22**, S. 654; [2]) **56**, S. 263; [3]) **30**, S. 28; [4]) **22**, S. 654.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nauer besprochen werden. Auch den Flusspferden stellen sie mit Harpunen und Fallgruben nach, und ebensowohl den Krokodilen, da sie deren Fleisch schätzen.[1])

Krokodile und Flusspferde.

Da die Krokodile in ganz unglaublicher Anzahl vorhanden sind, wagt man am Ruhudje vielfach nicht, direkt aus dem Flusse zu schöpfen, sondern legt zu diesem Zwecke (ähnlich wie am Schire) eine feste Umzäunung im Wasser an, in die man die Schöpfgefässe von dem steilen Ufer aus an langen Bambusstangen hinablässt.[2]) Auch die Flusspferde sind so zahlreich, dass man stets vor ihnen auf der Hut sein muss, da sie die Einbäume ernstlich gefährden können.

Einbäume der Wandamba.

Die Einbäume der Wandamba sind oft durch ihre Grösse bemerkenswert; zur Zeit der Ueberschwemmungen vermitteln sie den ganzen Verkehr, werden aber auch sonst in der an Wasserstrassen so reichen Niederung fleissig benutzt.

[1]) **43**, S. 82; [2]) **42**, S. 43.

Die im Abschnitt „Ungoni" zitierte Literatur.

1. F. Burton, The Lake Regions of Central Africa. II. Vol. London 1860.
2. Baron Claus v. d. Decken, Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859 – 1865. Leipzig und Heidelberg 1871.
3. David Livingstone, The last journals of David Livingstone in Central Africa etc. By Horace Waller. London 1874.
4. Elton und Cotteril, Travels und researches among the Lakes and Mountains of Eastern and Central Africa. London 1879.
5. W. P. Johnson, Sewen years travels in the Region of Lake Nyassa. P. R. G. S. 1884.
6. Graf Pfeil, Die Erforschung des Ulanga-Gebietes. Petermanns Mitteil. 1886.
7. W. C. Porter, The Magwangwara. Journ. of the Manchester Geog. Soc. 1886.
8. Chas. Stewart Smith, Explorations in Zanzibar Dominions, Suppl. Pap. R. Geog. Soc. London 1887. II. No. 1.
9. Maples, Nyassaland and Africa exploration, Journ. of the Manchester Geog. Soc. 1890.
10. P. Reichard, Deutsch-Ostafrika, das Land und seine Bewohner etc. Leipzig 1892. O. Spamer.
11. v. Behr, Die Wakua-Steppe. M. a. d. Sch. 1893.
12. v. Behr, Die Völker zwischen Rufiyi und Ruwuma. M. a. d. Sch. 1893.
13. Prince, Ueber die neue Station Kissaki etc. D. K. B. 1892 S. 421 etc.
13a. Ein Blutbad am Nordende des Nyassa. Missionsbl. d. Brüdergem. 1893, S. 234.
13b. Ueber den weiteren Verlauf d. Exped. d. Kaiserl. Kommissars Major v. Wissmann, D. K. B 1893 S. 452.
13c. Ber. v. Reichskommissars Major v. Wissmann, D. K. B. 1894, S. 110.
14. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika. Berlin 1894. Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsges.
15. Prince, Geschichte der Magwangwara etc. M. a. d. Sch. 1894.
15a. Von der Expedition des Gouverneurs Frhr. v. Schele. D. K. B. 1894.
16. Bericht über die Expedition des Gouverneurs von D. O. A. in das Gebiet des Rufidji etc. D. K. B. 1894.
17. Karl Peters, Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet. München u. Leipzig 1895. R. Oldenbourg.
18. Prince, Ueber einen Zug nach der Landschaft Uhehe und die Begründung einer Station in Kuirenga. D. K. B. 1896.
19. Arning, Die Wahehe, M. a. d. Sch. 1896 u. 1897.
20. Sir Harry Johnston, British Central Africa. London 1897. Methuen & Co.
20a. Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Berlin 1897. D. Reimer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

21. Lieder, Reise von Mbamba-Bai am Nyassa nach Kisswere am Indischen Ocean. M. a. d. Sch. 1897.

22. (Prince), Uhehe. D. K. B. 1897, S. 653 etc.

23. Bericht d. Kaiserl. Gouverneurs über eine Inspektionsreise. D. K. B. 1897, S. 410.

24. Engelhardt, Expedition der 8ten Komp. etc. D. K. B. 1897.

25. P. Basilius, Ein Spaziergang nach Uhehe. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1897.

26. Prager, Sitten und Gebräuche der Volksstämme am Njassa See. Beil. z. Deutschen Marine-Zeitung 1897, S. 465.

27. v. Luschan, Beiträge zur Ethnographie des abflusslosen Gebietes in »die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika« von C. W. Werther. Berlin 1898.

28. v. Prittwitz und Gaffron, Unters. über die Schiffbarkeit des Kihansi und eines Teiles des Ulangaflusses. M. a. d. Sch. 1898.

29. v. Kleist, Bericht über die Reise des Hauptmanns v. Kleist im Bezirk Ssongea. D. K. B. 1898.

30. P. Maurus Hartmann, Die Reise des apostolischen Präfekten in das Innere der Präfektur Süd-Zanzibar. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1898.

31. Arning, Die Uhehe-Hochebene als Ansiedlungsgebiet für Deutsche. D. K. Z. 1898, S. 51.

32. P. Alfons M. Adams, Im Dienste des Kreuzes, Literarisches Institut in Augsburg, 1899. Michael Seitz.

33. Wallace, Nyassa-Tanganyika-Plateau. Geogr. Journ. 1899. I.

34. P. Spiss, Missionsbericht aus Peramiho. »Gott will es« 1899.

35. Apostolische Präfektur Süd-Zanzibar. »Gott will es« 1899, S. 357.

36. W. Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1900. D. Reimer.

37. Wiese, Beiträge zur Geschichte d. Sulu im Norden des Zambezi, namentlich der Angoni. Zeitschr. f. Ethnologie, 1900, Heft V.

38. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1898/99. Beilage zu D. K. B. 1900.

39. P. Innozenz Hendle, Die neue Station Kigonsera. »Gott will es« 1900, S. 142.

40. P. Häflinger, Land und Leute von Ungoni. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1901.

41. Th. Meyer, Von Utengule nach Kipembabwe etc. M. a. d. Sch. 1901.

42. Schumann, Aus dem Bereiche der Missionen und der Antisklaverei-Bewegung. D. K. B. 1901, S. 42 etc.

43. Engelhardt, Meine Reise durch Uhehe, die Ulangaebene u. Ubena etc., Beiträge z. Kolonialpolitik u. Kolonialwirtschaft. 1901/1902.

44. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1900/1901. Mit einem Bande Anlagen. Beilage z. D. K. B. 1902.

45. Busse, Bericht über eine im Auftrage des Kaiserl. Gouvern. von Deutsch-Ostafrika ausgeführte Forschungsreise nach dem südlichen Teile dieser Kolonie. Berlin 1902, Mittler & Sohn (auch D. O. A. Z. IV, 1902, 2. Beilage d. No. 26—31).

46. P. Hendle, Erinnerungen aus meinem Missionsleben. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1902.

47. P. Hartmann, Bericht aus der St. Benedict.-Mission. D. K. B. 1902, S. 48.

48. P. Spiss, Bericht über die Landwirtschaft auf der Missionsstation Peramiho. D. K. B. 1902, S. 165.

49. P. Johannes, Ans Kigonsera, Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1902, S. 74.

50. Brief des Bruders Laurentius, »Gott will es« 1902, S. 148.

51. Dantz, Die Reisen des Bergass. Dr. Dantz in Deutsch-Ostafrika in den Jahren 1898, 1899, 1900. M. a. d. Sch. 1902 u. 1903.

52. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1901/1902. Mit einem Bande Anlagen. Beil. z. D. K. B. 1903.

53. Auszug aus den Berichten der Bezirksämter, Militärstationen und andern Betriebsstellen über die wirtschaftliche Entwicklung im Berichtsjahre vom 1. April 1901 bis 31. März 1902. Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. I, 1903.

54. Maurer, Deutsch-Ostafrika, eine klimatologische Studie, Geographische Zeitschrift, Leipzig, Band 9, Heft 1.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

55. A. Leue, Ungoni. D. K. Z. 1903.
56. Stolowsky, Erkundung der Wegeverhältnisse zwischen der Station Mahenge und Kungulio am Ulanga. M. a. d. Sch. 1903.
57. P. Häflinger, Aus dem Bereiche der Missionen und der Antisklaverei-Bewegung. D. K. B. 1903, S. 684—685.
58. P. Franciscus, Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1903, S. 34.
58a. Schröter, Auszug aus den ärztlichen Berichten usw. Berl. Missionsber. 1903.
59. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1902/1903. Mit einem Bande Anlagen. Beil. z. D. K. B. 1904.
60. Auszug aus den Berichten der Bezirksämter, Militärstationen und andern Dienststellen über die wirtschaftliche Entwicklung im Berichtsjahre vom 1. April 1902 bis 31. März 1903. Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. II, Heft 2, 1904.
61. Der Wasserweg des Rufiyi. D. K. Z. 1904, S. 76.
62. Kandt, Gewerbe in Ruanda. Zeitschr. f. Ethnol. 1904, Heft III u. IV.
63. Tornau, Die geolog. und hydrograph. Verhältnisse an der Karawanenstrasse Kilwa—Ssongea. Bericht über Land- und Forstwirtschaft i. D. O. A. Vol. II, Heft 3, 1904.
64. Kolonial-Wirtschaftliches. D. K. B. 1904, S. 740.
65. Verhandl. d. Kolonial-Wirtschaftlichen Komitées. D. K. Z. 1904, S. 481.
66. Frhr. v. Grawert, Bericht des Oberleutnants . . . über die Bereisung des Bezirks Mahenge etc. D. K. B. 1904, S. 478 etc.
67. Bericht über den Bezirk und die Militärstation Ssongea. D. K. B. 1904, S. 565.
68. Lindner, Ueber den Tabakbau im Gebiete der Mataka-Leute (Bezirk Lindi). Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. II, Heft 3, 1904.
69. A. Plehn, Beobachtungen in Kamerun. Ueber die Anschauungen und Gebräuche einiger Negerstämme. Zeitschr. f. Ethnol. 1904, Heft 6.
70. A. Leue, Die Besiedlungsfähigkeit Deutsch-Ostafrikas. Wilhelm Weicher, Leipzig 1904.
70a. Deutsch-Ostafrika, Berl. Missionsber. 1904, S. 63.
71. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete usw. im Jahre 1903/1904. Mit einem Bande Anlagen. Beil. z. D. K. B. 1905.
71a. Handbuch der Tropenkrankheiten, herausgegeben von Dr. Carl Mense. I Band. Leipzig 1905, Johann Ambrosius Barth.

Karten:

72. Karte der Njassa-Expedition d. Gouv. Frhr. v. Scheele. Nach d. Aufn. von H. Ramsay während der Exped. 1893/94. M. a. d. Sch. 1894.
73. Karte von Deutsch-Ostafrika, Massstab 1 : 300000. Sektion G 4 und H 4, Ssongéa und F 4 Gawiro, bearbeitet von M. Moisel; Sektion G 5 und H 5, Mittlerer Ruwuma, bearbeitet von P. Sprigade. Berlin, Dietrich Reimer.
74. Uebersicht der geologischen Ergebnisse der Reisen der Bergassessoren Bornhardt und Dantz in Deutsch-Ostafrika in den Jahren 1895—1900. 1 : 2000000. M. a. d. Sch. 1903. Karte No. 2.
75. Wirtschaftskarte von Deutsch-Ostafrika, Blatt I, Dr. C. Uhlig. Anlage z. Jahresbericht über die Entwicklung des deutschen Schutzgebietes in Afrika und der Südsee im Jahre 1902/1903, Beilage z. D. K. B. 1904.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

KAPITEL IV.

Uhehe, Ubena und Ussangu.

(Hierzu Atlas Tb. 38—50.)

Grenzen des Gesamtgebietes;

Die Landschaften Uhehe, Ubena und Ussangu bilden insgesamt einen Teil des innerafrikanischen Plateaus: ungefähr denjenigen Abschnitt desselben, welcher von den beiden grossen Quelladern des Rufidji, dem Ulanga-Ruhudje einerseits und dem grossen Ruaha anderseits, umfasst wird.

Die Nordgrenze bildet der grosse Ruaha*) bis zur Einmündung des Kisigo, dann der letztere, und endlich dessen Nebenfluss Msombe; nach Westen reicht die Grenze bis zum Ostabfall des Ukimbu-Plateaus und bis an das Livingstone-Gebirge;**) im Süden bildet ungefähr der Oberlauf des Ruhudje die Begrenzung und im Südosten der von SW. nach NO. streichende Steilabfall des Uhehe-Ubena-Plateaus.

seine Oberflächen-Beschaffenheit,

Im Utschungwe-»Gebirge« (Tb. 33d) steigt dieser Steilabfall gleich einer Mauer schroff bis gegen 1500 m und höher an über die flachen, nur gegen 300 m hohen Niederungen des unteren Ruaha und des Ulanga, die bereits der tiefgelegenen Küstenzone angehören;***) in seinem westlichsten Teil aber löst sich der Plateauabfall in ausgedehnte Vorberge auf und fällt in mehreren Absätzen zum Ruhudje-Tale ab.[2])

Das Plateauland zeigt recht erhebliche Höhenunterschiede, und zwar nimmt die Höhe im allgemeinen von Süden nach Norden zu stetig ab. Meist erhebt es sich 1000—1500 m über den Meeresspiegel, einzelne Abschnitte sind jedoch nur 700—800 m hoch, während andere auf 2000 m und darüber ansteigen. Auch die Oberflächenbeschaffenheit ist in den verschiedenen Abschnitten des grossen Gebietes nicht die gleiche: der östlichste Teil, das Land Uhehe, ist stark gebirgig; das südwestlich davon gelegene Ubena

*) Wobei freilich nach dem Vorgange Glaunings[1]) ein Stück des südlichen Ussagara mit zu Uhehe gerechnet wird.

**) Siehe Abschnitt VII u. VIII.

***) Siehe Seite 33.

[1]) **28**, S. 53; [2]) **67**, S. 75.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

ist meist Hügelland; der nordwestlichste Teil, Ussangu, ist durch ausgedehnte flache Niederungen charakterisiert.

seine Flüsse.

Die Wasserläufe unseres Gebietes gehören sämtlich zum Flusssystem des Rufidji. Sie ergiessen sich entweder in den Ruhudje-Ulanga, die jähen Abstürze der Randberge in prächtigen Kaskaden hinabbrausend, oder sie fliessen zum grossen Ruaha, der den Hauptteil des Gebietes entwässert. Nicht weit von den Quellen des Ruhudje entspringend, durchfliesst der Ruaha zunächst als Mbarali*) das südliche Ubena, strömt dann, durch zahlreiche Zuflüsse verstärkt, und zur Regenzeit seine weiten Niederungen überschwemmend, unter dem Namen Mpangali in nordöstlicher Richtung durch die Steppen von Ussangu und wendet sich endlich, nach Einmündung des Kisigo — und erst von da ab Ruaha genannt — nach Südwesten.

seine Geologie. —

Das Untergestein von Uhehe ist nach Bergassessor Dantz[3]) fast durchweg Gneis, wenn auch im südlichen Ubena nach den Untersuchungen Bergassessor Bornhardts[4]) Granit nicht fehlt; nach v. Bruchhausen[5]) würde auch das Gestein der Utschungwe-Berge und der nördlich davon gelegenen Landschaften »durchweg aus Granit« bestehen, während nach Prince[6]) das Utschungwe-Gebirge »anscheinend« aus Glimmerschiefer bestände.**)

Auf grosse Strecken ist der Gneis zu tiefgründigem Rotlehm verwittert, der an den Berglehnen oft senkrechte Erosionsabstürze[7]) zeigt und von Wasserrissen zu abenteuerlich gestalteten Erdpyramiden zerschnitten ist (Tb 39c).***)

Von den Schuttmassen abgesehen, welche in Ubena am Ostabhange des Livingstone-Gebirges aufgehäuft sind,[10]) zieht sich ein ausgedehntes, mit Alluvionen bedecktes Gebiet am Mpangali hin, teils aus sandigem resp. mergeligem Steppenboden,[11]) teils, längs des Flusses, aus fettem schwarzen Schlickboden[12]) bestehend. Jung-vulkanische Gesteine finden sich an der südwestlichen Ecke von Ussangu in der Nachbarschaft der Vulkane des Konde-Landes; ein kleines Gebiet altvulkanischer Bildungen hat Dantz[13]) etwas östlich von Madibira entdeckt.

*) Man ist wohl berechtigt, den Mbarali als den Quellfluss des Mpangali-Ruaha aufzufassen. (Siehe auch Bornhardt[1]).) Der Oberlauf des Mbarali wiederum heisst Pandu[2]).

**) Da die Unterscheidung der verschiedenen Gesteinsarten, zumal die zwischen Granit und Gneis, durchaus nicht immer leicht ist, haben nur die von Fachleuten gemachten Angaben Anspruch auf Zuverlässigkeit.

***) Adams[8]) gibt die Reproduktion einer von Dr. Stierling gefertigten, ganz vortrefflich charakteristischen Photographie dieser Bildungen und beschreibt sie anschaulich mit folgenden Worten: »Dieser Ton ist von dem Regen auf 20—40 m tiefe Linien geschnitten, festere Gefüge haben den zerstörenden Einwirkungen länger widerstanden und bilden inmitten der grösseren Auswaschungen, Pfeiler, Höhlen, groteske Spitzen und Pyramiden; ja kolossale Felsblöcke bilden oft die Kappen- oder Kapitäle der Pfeiler und sind von Kriechpflanzen umrankt. Dies alles bietet einen altertümlichen, malerischen Anblick, welchen die Farbe des Tons, gelb, rot oder lila, noch erhöht.« (Siehe auch Thomson[9]).)

[1]) **51**, S. 164; [2]) **67**, S. 85; [3]) **84** (1903), S. 183—196; **105**; [4]) **52**, S. 159; [5]) **29**, S. 569; [6]) **31**, S. 654; [7]) **52**, S. 50 u. 412; [8]) **46**, S. 21—22; [9]) **4**, Vol. I. S. 227; [10]) **104**; [11]) **84** (1903), S. 188; [12]) **52**, S. 164; [13]) **84** (1903), S. 189, **105**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Die vulkanischen Gesteine verdanken ihr Emporquellen den mannigfachen tektonischen Störungen, an denen das Gebiet überreich ist. So ist die breite Senke, in welcher der Mpangali fliesst, durch einen Grabeneinbruch entstanden, welcher im Westen durch die 200 m und höher aufragende Bergwand des Ukimbu-Plateaus begrenzt wird, während die östliche, nach Uhehe gerichtete Wand dieses Grabens nicht so deutlich ausgeprägt ist: es ist dies der sog. »Ruahagraben«, der als ein Teil des »ostafrikanischen Grabens« angesprochen wird.[1]) Von dem Njassa-Rukwa-Graben (siehe Abschnitt V u. VIII) ist der Ruaha-Graben durch die hochgetürmten vulkanischen Massen des Konde-Landes getrennt, doch sendet er einen südlichen Gabelast, dessen steile westliche Wand von den hohen Ostabstürzen des Livingstone-Gebirges gebildet wird (»Ubena-Bruch«), nach dem südlichen Ubena[2]) (Fig. 131, Tb. 81d).

Noch gewaltiger als diese Verwerfungen ist der grosse Bruch, in welchem das ganze Hochplateau zur Küstenzone abgesunken ist, und welches uns am imposantesten im Absturz der Utschungwe-Berge entgegentritt (Tb. 33d).

Ausser von den oben erwähnten grossen geologischen Störungen ist das Gebiet aber anscheinend noch von einer ganzen Anzahl tektonischer Brüche durchsetzt[3]).

Nach dieser allgemeinen Schilderung seien die einzelnen Landschaften des grossen Gebietes etwas eingehender besprochen.

Im Osten liegt Uhehe, westlich davon Ussangu und im Süden von beiden Ubena; die Grenzen zwischen diesen Landschaften sind vor allem politische, keine natürlichen.

Uhehe.

Nach dem Vorgange von Prince,[4]) dem sich Glauning,[5]) Adams[6]) und v. Liebert[7]) anschliessen, lässt sich Uhehe in mehrere Zonen einteilen, die von Nordosten nach Südwesten einander parallel laufen; landschaftlich tragen sie ein völlig verschiedenes Gepräge.

An die Ulanga-Niederung (von Prince als die Zone der ‚tropischen Tiefebene' bezeichnet) »schliesst sich«, schreibt Prince, »nördlich die Gebirgszone an, welche bis auf das kleine Stück Kalinga in ihrer ganzen Ausdehnung Utschungwe-Gebirge genannt wird und den Rand des Hochplateaus Uhehe darstellt. Steil ragt sie aus der Ulangaebene empor, zunächst auf ca. 1200 m eine scharfe Kante bildend und dann in ein wirres Chaos von Tälern, Schluchten, Kesseln, Bergen, Rücken und Kuppeln weitersteigend, deren Talsohlenhöhe wohl zwischen 1600 und 1800 m absolut liegt, während die Erhebungen noch vielfach um 200 bis 700 m höher ragen. Der Wasserreichtum ist sehr gross, ohne, wie in der Tiefebenenzone, übermässig zu werden. Bäche und Flüsse fliessen klar und hell, vielfach in wiesigen Gründen, und zwar nicht mit den sonst in Afrika üblichen steilen und hohen Ufern, sondern wie Mühlgräben —

---

[1]) **52**, S. 161; **84** (1903), S. 143; [2]) **52**, S. 435; **60**, S. 144; [3]) **84** (1903), S. 187—196; [4]) **31**; [5]) **28**; [6]) **46**, S. 20—21; [7]) **36**, S. 40.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

voll bis zum Rande. Die Hänge sind ausnahmslos bis oben hin mit feuchtem, moosbehängtem, undurchdringlichem Urbusch bedeckt, in dem vielfach stärkere Waldbildung und die Gummiliane vorkommt, oder sie sind unter einer dichten Decke von üppigst wucherndem Kräuterdickicht oder unter Feldern weit über mannshohen Adlerfarns verborgen.*) Das Gestein scheint Glimmerschiefer zu sein. Die Temperatur ist durchaus kühl, abends, nachts und morgens fast kalt; das Wasser wird selten mehr als + 10 bis + 15° R. zeigen. Vom November bis Juni herrscht die Regenzeit vor, und in diesen Monaten verschleiern speziell des Vormittags dicke Nebel das Land; im übrigen regnet es hier mehr oder minder das ganze Jahr über. Das Klima ist dementsprechend vorherrschend rauh, feuchtkalt, voraussichtlich malariafrei und für den Europäer gesund. Der Eindruck, den man hier klimatisch wie bezüglich des Pflanzenwuchses gewinnt, ist durchaus kein tropischer. Mtama gedeiht im allgemeinen schlecht, Mais liefert zwar genügende Ernte, bleibt aber niedrig und kümmerlich; die Eingeborenen halten sich deshalb zumeist an Ulesi; Erbsen, Bohnen und Yams gedeihen dagegen ganz vorzüglich. Die Erfahrungen in den, den hiesigen verwandten, Njassa- und Tanganjika-Bergen lassen mit Sicherheit darauf schliessen, dass alle unsere heimischen Gemüse und besonders die Kartoffel hier vortrefflich fortkommen werden. Kleinvieh ist stark vertreten, Grossvieh aber soll nicht gut gedeihen; wahrscheinlich aber ist deshalb verhältnismässig wenig Grossvieh vorhanden, weil eben die ganze Zone unter Kraut, Holz und Farn steht — — — —.« Die Bevölkerung dieses Abschnittes ist nach Prince nur sehr spärlich.**) (Vergleiche auch die v. Prittwitzsche Karte[4]).)

Auf die Gebirgszone folgt die Zone der »gewellten Hochsavanne« mit einer durchschnittlichen Höhe von 1700 m. Nach Prince und Glauning zieht sich hier das Land in langen, fast baumlosen, mit ziemlich kurzem Gras bewachsenen Wellen dahin; nur an den zum Teil sumpfigen Ufern der reichlich vorhandenen, das ganze Jahr hindurch fliessenden Bäche findet sich eine üppige Vegetation. Der Boden ist roter »Laterit« oder grau und tonig, allem Anschein nach für unsere europäischen Gemüse usw. geeignet. Kalk kommt häufig vor. Grossvieh gedeiht vorzüglich. In der Trockenzeit vom Juni bis Oktober herrscht ein scharfer Süd-Ostwind, welcher in der den übrigen Teil des Jahres ausfüllenden Regenzeit fast ganz nachlässt. Das Klima ist während der Trockenzeit als trocken-kalt mit besonders empfindlich kalten Nächten, in der Regenzeit als feucht-kühl zu bezeichnen, so dass es dem Europäer zusagen dürfte. Das von einer früher wahrscheinlich zahlreichen

*) Ueber die Waldbestände und die Vegetation Uhehes siehe auch v. Bruchhausen[1]) und Engler-Götze.[2])

**) Der Jahresbericht 1903/04[3]) zählt allerdings 20000 „Wazungwa", d. h. Leute aus dem Utschungwe-Gebirge. Siehe jedoch auf Seite 197 Anm. *).

[1]) **29**; [2]) **72**; [3]) **102** (Anl.), S. 24; [4]) **105**.

Urbevölkerung stark bebaute Land ist durch die Eroberungszüge der Wahehe fast verödet.

Den Uebergang zwischen dem Buschland der »Gebirgszone« und dem Grasland der »gewellten Hochsavanne« bildet ein hügliges, mit dichtem kurzen Grase bewachsenes Gebiet, dessen Wiesenflächen jedoch von Buschrondels, grösseren Urwaldparzellen und Farrenfeldern unterbrochen werden; der dunkle, lockere Boden dieses niederschlagsreichen Abschnittes schien Prince besonders zu etwaiger Besiedlung geeignet. (Vergleiche auch Seite 197 Anm. ***).)

Etwa die Mitte von Uhehe bildet ein Hügelland, das Prince folgendermassen beschreibt: »Es ist ein schroff gehügeltes Hochland mit breiten, auf 1300—1500 m Höhe liegenden Tälern, die von steilen, festbesäten Rücken und Graten von 100—400 m relativer Höhe umschlossen sind. Sie sind meist von bedeutenderen Bächen durchflossen, unter denen der windungsreiche ‚kleine' Ruaha die grösste Rolle spielt. Die Vegetation ist im allgemeinen die übliche afrikanische; vorwiegend Akazie und Gras, welch letzteres freilich hier nirgends so hoch wird, wie sonst. Besonders im näheren Bereiche der Flussniederungen machen sich zahlreiche grosse Dorn-Akazienbäume bemerkbar, während die Flüsse selbst vielfach mit einer sehr mangoähnlichen Baumart umsäumt sind. In der westlichen Hälfte der Zone herrschen weite ebene Flächen vor, die, mit kurzem Grase bestanden, besonders gute Weiden abgeben; diese stehen in der Regenzeit in ausgedehntem Masse unter Wasser, jedoch ohne nennenswerte Sumpfbildung. Die Abhänge der Bodenerhebungen sind vorwiegend mit Akazienarten bedeckt; die Bäume erreichen durchschnittlich geringe Höhe und haben, vielleicht infolge der Winde, schirmartig abgeplattete Kronen. Stellenweise kommt auf grösseren Flächen der Fruchtbaum Mignu [Uapaca Kirkiana?] vor, der unter 1000 m nicht angetroffen zu werden scheint; sein Holz ist gut und hart, der Baum selbst aber vielverzweigt und niedrig.*) Der Boden in den Tälern ist meist schwer und dunkel, in den eigentlichen Flussniederungen sehr fruchtbar. Kalk ist überall vorhanden. . . . . Das Klima ist als gemässigt, für Europäer gesund und stärkend zu bezeichnen. . . . . Ziemlich ausgedehnte Versuche haben ergeben, dass Kartoffeln, Taboraweizen, europäische Gemüse in den Tälern bei sehr geringer Pflege in der Regenzeit ausgezeichnet gedeihen. Klein- und Grossvieh ist gut vertreten; beides gedeiht gleichmässig gut. Die Bevölkerung ist im allgemeinen gering, nur stellenweise für afrikanische Verhältnisse ziemlich stark. . . . . .« **) (Tb. 38a und b, Tb. 39a, Tb. 40b, Tb. 41a.)

*) »Hübsche, unsern europäischen ähnliche Feld- und Waldblumen gedeihen überall. In den Wäldern hauchen blütenbedeckte Sträucher vielfach einen betäubenden, jasminähnlichen Duft aus«, ergänzt Glauning[1]) das Vegetationsbild. Auf den felsigen Gipfeln sieht man vielfach die so charakteristischen Kandelaber-Euphorbien. (Tb. 38b.)

**) Siehe Seite 197 Anm. *).

[1]) **28**, S. 56.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der nordwestlichste Teil von Uhehe liegt zu beiden Seiten des Mpangali-Ruaha. Er gehört also zum Gebiete des »Ruaha-Grabens« und wird daher zweckmässig im Zusammenhange mit Ussangu besprochen, das den südlichen Teil dieses Grabens einnimmt.*) N.W.-Uhehe und Ussangu.

Die Meereshöhe jener längs des Mpangali hinziehenden Senke, die wir nach dem Vorgange von Prince als die Zone der »tropischen Hochebene« bezeichnen können, beträgt, von Norden gegen Süden abnehmend, etwa 1100 bis 750 m. Der südlichste Teil ist völlig eben, weiter nördlich finden sich aber neben flachen Niederungen auch wellige Abschnitte, Bergzüge, Kuppen und steile, nackte Felskegel, die bis zu ein paar hundert Meter relativer Höhe aufragen,[1]) so dass Glauning[2]) das Gebiet als eine Hochebene mit aufgesetzten Bergzügen bezeichnet. Der Boden ist in den Niederungen schwerer, dunkler Schlickboden, an andern Stellen sandig,[3]) und vielfach ist er hart und steinig.[4]) Während die Flussniederungen zur Regenzeit überschwemmt werden, herrscht zur Trockenzeit ein sehr empfindlicher Wassermangel, da die Flüsse zum grossen Teile austrocknen, so dass die Eingeborenen durch Graben das Grundwasser erschliessen müssen. Der Mpangali fliesst zwar das ganze Jahr hindurch, ist jedoch nicht schiffbar.

Ein grosser Teil des Landes ist nach Glauning[5]) »mit Buschwald und Dschungel« bestanden. Die für die Landschaft charakteristischen Bäume sind Baobabs, Leberwurstbäume, Fächerpalmen und Dornakazien; die trockensten Abschnitte sind mit wahrhaft trostlosen Dorndickichten bedeckt. Weite Ebenen im südlichen Ussangu sind aber fast völlig baumlose Gras-Steppen. (Tb. 39b, Tb. 40a.)

Der grösste Teil des Landes ist unbesiedelt und unbesiedelbar, stellenweise aber findet sich eine für afrikanische Verhältnisse recht dichte Bevölkerung,**) wie in der Gegend von Madibira, das wegen seiner Fruchtbarkeit die Kornkammer für die Nachbarschaft bildet. Auch an andern Stellen gedeihen Negerfrüchte trotz der Trockenheit recht gut. Die Viehzucht beschränkt sich zumeist auf Ziegen und Schafe, doch besitzen die Wassangu auch Rinder.

Von dem Charakter und dem ungeheuren Wildreichtum der sonst so unwirtlichen Gras-Steppen Ussangus gibt uns Prince[7]) eine recht anschauliche Schilderung: »Ueber Kiwere hinaus, und zwar je fast bis an den Ussafua-Abfall im Westen, an die Vorhügel von Niam-Niam im Nordwesten, an die Irangiberge (Madibira) im Osten, dehnt sich, soweit das Auge reicht, eine gewaltige, fast baumlose Ebene aus, die zwar in der Regenzeit mit Gras bestanden ist, aber in der Trockenzeit, namentlich nach den Grasbränden, unbeschreiblich öde wäre, wenn nicht die kolossalen Wildherden Leben in

*) Politisch ist auch die am Westrande des Ruaha-Grabens gelegene Landschaft Niam-Niam, und vielleicht auch noch nördlich davon gelegenes Gebiet, den Wassangu unterstellt, doch gehe ich auf diese Gegenden hier nicht ein, zumal ich sie aus eigener Anschauung nicht kenne. Die unter Wassangu-Einfluss stehenden Abschnitte von Ussafua und am Nordende des Livingstone-Gebirges werden in Abschnitt VII und VIII besprochen werden.

**) Nach dem Jahresbericht 1903/04[6]) wohnen 12 000 Wassangu im Bezirk Iringa.

[1]) **64**, S. 441; **107**; [2]) **28**, S. 56; [3]) **52**, S. 146; **84** (1903), S. 188; [4]) **28**, S. 56; [5]) **28**, S. 56; [6]) **102** (Anl.), S. 24; [7]) **49**, S. 732—733.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Bild brächten. Verschiedentlich glaubte ich noch aus 1500 m Entfernung mitten in der gelben Ebene lange Strecken Buschwald vor mir zu sehen, die sich aber bei der Annäherung als eine etwa 1000 Stück starke Herde von vorherrschend Zebras und Leierantilopen auswies. Rhinozeros und Elefant sind auch nicht selten, während Löwen hier geradezu zu Hause sind. — — — — — — — — — — Von Muhenjero bis Tagata fliesst der Mpangali als ein gewundener, 50—100 m breiter, 1 m tiefer Kanal in erhabener Eintönigkeit durch die öde Steppe. Fische sind zahlreich, Krokodile sonnen sich auf den Schlammbänken am Ufer, einzelne Flusspferde tauchen im gelben Wasser auf, und ab und zu sieht man einen Reiher oder Marabu; aber überall ist Schweigen, und zu windstiller Mittagszeit ist die Einsamkeit in der endlosen, gelben, mit flimmernder kochender Luft bedeckten Ebene förmlich erdrückend.«

Ubena. — Ueber den Umfang der Landschaft Ubena herrscht wenig Klarheit, und auf den Karten ist sie ganz verschieden eingezeichnet: ich verstehe unter »Ubena im weiteren Sinne« das ganze Land, das sich, im Westen an die Mpangali-Niederung und an das weiter südlich aufsteigende Livingstone-Gebirge grenzend, von Gawiro im Norden bis nach Bejera's im Süden erstreckt, und rechne auch die sich zur Ruhudje-Ulanga-Niederung senkenden Ost-Abhänge dieses Plateau-Abschnittes (bis in die Gegend von Perondo in der Ulanga-Niederung) mit dazu.

Man hat offenbar ein Ubena im engeren Sinne und ein Ubena im weiteren Sinne zu unterscheiden. Zu letzterem rechne ich also ausser dem »eigentlichen« Ubena auch noch die Landschaften Ngeraugi, Mbejera's Lupembe's, Sowe, Utemikwira und Massagati. Ob diese Definition von Ubena genau zutreffend ist, weiss ich nicht, doch muss ich mich notgedrungen zu einer Präzisierung entscheiden. Ubena im eigentlichen, engeren Sinne, das Nord-Ubena von Prince[1]) umfasst nur die Distrikte Idunda, Gawiro und Uhenge und grenzt südlich an die Landschaft Geraugi.[2]) Die Nachbarstämme verstehen aber unter Ubena ein Gebiet, welches vor allem viel weiter nach Süden reicht und nicht nur die Landschaft Geraugi, sondern auch das südlich daran angrenzende Mbejera-Gebiet einschliesst. So spricht auch die Mission Berlin I von ihren Stationen Kitugala, Ilembule, Lupembe und Mpangile [Mbejera's] als von »Ubena-Stationen«.[3]) Auch Engelhardt bezeichnet das Land an den Quellen des Ruhudje als Ubena,[4]) und in demselben Sinne spricht Lieder, der mit Ramsay an der v. Scheleschen Njassa-Expedition teil nahm, von den Ergebnissen der »Ubena-Njassa-Expedition«.[5]) Wenn ich auch das ganze Gebiet der sich zur Ulanga-Ruhudje-Niederung senkenden Vorberge, welches im Norden durch die Kante des Uhehe-Plateaus vom Mgollolo bis Kalinga, im Westen durch die Plateauhöhe Ubenas begrenzt wird — also vor allem auch die Landschaft Utemikwira — mit zu Ubena rechne, so folge ich darin Arning.*)

Das Land Ubena — in dem oben präzisierten umfassenderen Sinne — zerfällt in zwei Hauptteile: In das flach gewellte oder fast ebene Plateauland und die östlich davon gelegenen ausgedehnten Bergländer, in denen das Plateau aus der Ruhudje-Ulanga-Niederung aufsteigt. Seine höchste Höhe von 2200 m erreicht das Plateau ganz im Süden, etwa in der Gegend des oberen Ruhudje; von hier aus dacht es sich allmählich auf 1100 m nach Norden ab, und nach Süden senkt es sich ebenfalls um einige hundert Meter (nach Mbejera's zu). Der vorwiegend aus Rotlehm bestehende Boden des Plateaus ist zum Teil mit lichtem Busch bewachsen, vielfach jedoch mit Grassteppe bedeckt, aus der sich

*) Arning[6]) sagt von Kalinga resp. »Thalinga«, es sei »dort gelegen, wo etwa die Grenze zwischen Ubena und Uhehe ist und die Hochebene sich steil zu den Vorbergen von Nieder-Ubena, Utemiguira genannt, hinabsenkt.«

[1]) **49**, S. 732; [2]) **46**, S. 102; [3]) **56**; **57**; [4]) **67**, S. 85; [5]) **20**, S. 271; [6]) **27** (1896), S. 235.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur vereinzelte, weithin sichtbare Bäume abzeichnen; neben Baobabs und Akazien sieht man auch riesige Exemplare von Kandelaber-Euphorbien.

Wie Glauning zutreffend bemerkt, ist das dem flüchtigen Besucher kahl und unfreundlich erscheinende Land viehreich, fruchtbar und gut bevölkert,*) wenn dies natürlich auch nicht für alle Abschnitte des weiten Gebiets in gleichem Masse Geltung haben mag.[3]) So scheint im südlichen Teile oft allzu grosse Dürre zu herrschen. Recht unangenehm sind die vielen stürmischen Winde, die einen grossen Teil des Jahres hindurch über die kahlen Ebenen wehen. Nach P. M. Hartmann[4]) dürfte sich das Land zur Viehzucht im Grossen eignen. Nach dem Jahresbericht 1900/01[5]) ist das meiste Vieh des Bezirks Iringa überhaupt in Ubena, »wo ein einziger Häuptling [Merere] allein 6000 Stück besitzt.«

Die Ostabhänge des Ubena-Plateaus bilden zusammen mit den Terrassen, in denen der westlichste Teil des Uhehe-Plateaus abfällt, das ausgedehnte Bergland, welches von dem Njera und Panga und ihren Zuflüssen entwässert wird, und welches Arning als »Nieder-Ubena« bezeichnet. Die Vegetation und der Landschaftscharakter ist in den höher gelegenen Abschnitten im allgemeinen derselbe, wie der der Gebirgszone von Uhehe mit ihren Farrendickichten und ihren Urwäldern, während in den tiefer gelegenen, wasserärmeren Teilen die Hänge nur mit bambusuntermischtem Steppenwalde bestanden sind.[6]) Trotzdem grosse Abschnitte, wie »das liebliche Bergland Utemikwira, das fruchtbar ist und reich an fliessendem Wasser«,[7]) sich wohl zum Anbau eignen würden, ist das Land im allgemeinen infolge der vielen Kriege verödet oder nur spärlich bewohnt. Sein Gummireichtum soll bedeutend sein.

Meteorologisches.

Zu dem, was über die klimatischen Verhältnisse der einzelnen Landesabschnitte bereits gesagt ist, lassen sich genauere Daten nur aus der bei Iringa gelegenen katholischen Missionsstation Totsamaganga hinzufügen. Wie Maurer[8]) berichtet, beträgt in der auf 1700 m Seehöhe gelegenen Station »nach den Aufzeichnungen eines Thermographen die mittlere Jahrestemperatur 17,5° C. Der November ist der wärmste Monat mit 20,2°, der Juni der kälteste mit 14,3° Mitteltemperatur. Die absoluten Extreme waren 30,6° und 6,2°, während die Tagesschwankungen im Mittel 10,7°, im absoluten Maximum 18,0° ergaben. Die kühle Zeit von Mai bis Oktober ist regenlos. Die 15 Monate Juni bis Oktober in den Jahren 1897, 1898 und 1899 brachten alle zusammen nur 14,4 mm Regen, wovon 10,2 mm im Oktober 1899 fielen. In den Sommermonaten regnet es am meisten im Januar und Februar. Die tieferen Teile am kleinen Ruaha stehen dann unter Wasser, nach dessen Ablauf sich die Steppe mit Grün bedeckt. Die Gesamtregenmenge des Jahres

*) Siehe auch Bornhardt[1]). Die Zahl der Wabena des Bezirks Iringa wird im neuesten Jahresbericht[2]) auf 8000 geschätzt. Siehe jedoch auch Seite 197, Anm. *).

[1]) **52**, S. 164; [2]) **102** (Anl.), 24; [3]) **46**, S. 102; **56**; [4]) **77a**; [5]) **68**, S. 31; 6) **67**, S. 75; **66**, S. 43; [7]) **27** (1896), S. 241; [8]) **90**, S. 216—217.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überschreitet kaum 500 mm. Südostwind herrscht das ganze Jahr vor. Nördliche Winde überwiegen mittags fast in keinem Monat, früh und abends in keinem.«*)

Fauna. Die für Uhehe und die angrenzenden Gebiete charakteristische Flora wurde bereits oben erwähnt. Ueber die Tierwelt berichtet uns Pater Adams, der ein eifriger Jäger ist, folgendes[2]): »Die Fauna ist sehr reich, jedoch auf die einzelnen Landschaften ungleichmässig verteilt.**) An Grosswild kommen vor im eigentlichen Uhehe: Elefanten, Zebra, Giraffen, Flusspferde, einzelne Gnus; in der Gegend von Madibira und nach dem grossen Ruaha hin auch noch Nashörner und grössere Antilopen, Hirsch-Antilopen, Pferde-Antilopen, Wasserböcke usw.; dann kleinere Antilopen, wie gelbe und graue Riedböcke, Suala, Ducker, Zwergantilope, von den Wahehe Kadzimba genannt (vom Verbum kadzumba = springen). Ferner kommen vor: Wildschweine, gefleckte Hyänen, Schakale, Paviane, Meerkatzen-Affen und Nachtaffen; vom Katzengeschlecht: der Löwe, zwei Arten Leoparden und verschiedene Wildkatzen.***) Die Vogelwelt ist zahllos; besonders die Klasse der Wasservögel ist unendlich reich: Gänse, Enten, Reiher, Störche, Rohrdommeln, Ibisse, Strandläufer, Wasserhühner usw. in den verschiedensten Arten. Reptilien kommen weniger zahlreich vor, die häufigsten sind die sehr giftige Puffotter, silberweisse und grüne Baumschlangen, eine grüne Natter, eine zwei bis drei Meter lange schwarze Wasserschlange und eine Riesenschlange. An Amphibien resp. Reptilien sind zu nennen eine Unzahl Frösche, dagegen wenig Kröten; zahllose Eidechsen in den sonderbarsten und buntesten Gestalten und von verschiedenster Grösse; Leguane [Varanus] von 1—1½ m Länge, Krokodile und andere. Von Insekten sind zu erwähnen die verschiedensten Tag- und Nachtfalter, von buntester Farbenpracht und mannigfaltigster Grösse, Skorpione von 10 cm Länge und darüber, deren Stich für Kinder auch tödlich werden kann; ferner ungewöhnlich grosse Käfer und Waldbienen; letztere werden von den Eingeborenen aufgesucht und sogar gezüchtet. Moskitos, die lästigsten aller Insekten des tropischen Afrika, sind infolge der Kälte in den Hochländern selten, dagegen Flöhe, Zecken, Wanzen, Läuse usw. sehr zahlreich. Ein überaus unangenehmer Eindringling ist der afrikanische Sandfloh, ‚Funsa' genannt.« (Siehe Seite 221.)

Viehstand. Der bedeutende Reichtum an Grossvieh, der einstige Stolz der Wahehe und Wassangu, ist durch die Rinderseuche und die vielen Kriege auf einen kleinen

---

*) Ueber das Klima von Ubena siehe auch Schröter[1].)

**) Es gibt, ebenso wie in Uhehe, auch in Ubena und Ussangu Gegenden, wo man auf Tagereisen weite Strecken kein einziges Stück Wild zu Gesicht bekommt.

***) v. Schleinitz[3]) erwähnt aus Ussangu auch Giraffen und Strausse. Auch Erdferkel kommen vor.[4]) Die Anzahl der Leoparden und Löwen, besonders die der ersteren, muss sehr bedeutend sein; im Berichtsjahr 1902/03[5]) und 1903/04[6]) wurden für ca. 250 Leoparden im Bezirk Iringa Schussprämien gezahlt, während in den sämtlichen 27 Bezirken der Kolonie zusammen etwa 1000 Stück eingeliefert wurden. Elefanten sind im Bezirk Iringa ebenfalls noch recht zahlreich. (Siehe Seite 199.)

---

[1]) **92**, S. 50; [2]) **46**, S. 23; [3]) **64**, S. 442; [4]) **87**, S. 280; [5]) **93** (Anl.), S. 124; [6]) **102** (Anl.), S. 143.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bruchteil zusammengeschmolzen. Wird doch die Anzahl des Grossviehs im Jahresbericht 1903/04[1]) nur auf 8000 Stück angegeben, und zwar in dem ganzen grossen politischen Bezirk Uhehe: eine verhältnismässig recht geringe Menge, wenn man bedenkt, dass das kleine Konde-Land auf ca. 60000 Stück Grossvieh taxiert wird. Die Rasse des Viehes ist aber eine gute und der des Konde-Landes an Stattlichkeit überlegen, und der Viehstand vermehrt sich in der jetzigen Friedenszeit auch zusehends.[2]) Bei weitem am viehreichsten ist zur Zeit Ubena, wo, wie bereits erwähnt, der Rinderbestand des Sultans Merere auf 6000 Stück geschätzt wird.[3]) Die Anzahl der im Bezirk Iringa vorhandenen Schafe wird auf 2500, die der Ziegen auf 5000 geschätzt; Esel sind 320, Schweine 400 Stück vorhanden.[4])

Bevölkerungszahl.

Leider hat auch die Bevölkerungszahl unter den endlosen Kriegen der letzten Jahrzehnte ungeheuer gelitten und wird auf nur 60 000 Seelen im ganzen Bezirke Iringa, der ungefähr 60000 Quadratkilometer gross sein dürfte, geschätzt; also im Durchschnitt etwa ein Mensch auf den Quadratkilometer! Einzelne Gegenden sind allerdings gut bevölkert.*)

Besiedelungsaussichten für Europäer.

Eine sehr wichtige und vielumstrittene Frage ist es, wie weit sich Uhehe zur Besiedelung durch deutsche Bauern eignen würde. Eine ganze Anzahl Autoren, vor allem Prince,[7]) Arning,[8]) v. Liebert[9]) und Leue,[10]) sind warm für den Plan einer europäischen Besiedelung des schönen Landes**) eingetreten.

Wie Prince meint, ist Platz für Tausende von Farmern vorhanden, und im Jahresbericht 1898/99[13]) heisst es, dass »sich in dem zunächst für europäische Besiedelung in Betracht kommenden Gebiete ca. 1 000 000 ha für Weizen- und Kartoffelbau eignen.«

Die in der seinerzeit angelegten Versuchsstation Dabäga***) angestellten Proben mit europäischen Kulturgewächsen fielen auch zur Zufriedenheit aus,[14])

---

*) Die Einwohnerzahl von 60 000 Seelen ist dem Jahresbericht 1900/01[5]) entnommen. Der Jahresbericht 1903/04,[6]) der nach erfolgter Drucklegung dieses Abschnittes erscheint, gibt 103 000 an, und zwar wären von diesen: »35 000 Wahehe, 20 000 Wazungwa, 8000 Wabena, 12 000 Wassangu, 5000 Wassagara, 3000 Wagogo, 20 000 Mischvölker.«

Unter »Wabena« sind dabei aber wohl nur die Bewohner des Plateau-Landes, nicht auch die von »Nieder-Ubena« im oben präzisierten Sinne verstanden; die letzteren sind vielleicht ganz oder teilweise mit zu den benachbarten »Wazungwa« (d. h. Leuten vom Utschungwe-Gebirge) gerechnet worden, deren Zahl gegenüber den älteren Ansichten recht hoch erscheint.

**) Die Ansichten über Uhehe haben im Laufe der Zeit eine merkwürdige Wandlung erfahren: Welch Unterschied zwischen den begeisterten Schilderungen Arnings, der die Schönheiten Uhehes nicht genug rühmen kann, und den Worten Reichards[11]) »Uhehe sei eines der hässlichsten Länder Afrikas«! Freilich präsentiert sich das Land für den, welcher von Kilossa über Mage nach Iringa zu marschiert, von einer recht unvorteilhaften Seite.[12])

***) Die Kulturstation Dabäga, die bereits 1898 in dem für die Landwirtschaft besonders gute Aussichten versprechenden Uebergangs-Gebiet zwischen Gebirgs- und Savannen-Zone in ca. 1800 m

---

[1]) **102** (Anl.), S. 81; [2]) **68** (Anl.), S. 31; [3]) **68**, S. 31; [4]) **102** (Anl.), S. 81; [5]) **68** (Anl.), S. 7; [6]) **102** (Anl.), S. 24; [7]) **31**; [8]) **37**; **38**; **39**; **40**; [9]) **36**; [10]) **88**; **95**; [11]) **15**; [12]) **36**, S. 18—19; [13]) **54**, S. 280; [14]) **42**; **43**; **61**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und nach dem Jahresbericht 1900/01 [2]) konnten im Distrikt Muhanga sogar viermal im Jahre Kartoffeln geerntet werden. Weinstöcke trugen süsse Trauben, Weizen gedeiht, und die Versuche mit Kaffee — der auch in einer wildwachsenden Varietät hier heimisch ist [3]) — ergaben eine sehr gute und hoch bewertete Ernte; [4]) auch die Versuche mit Baumwolle sind gut ausgefallen, [5]) und Manihot Glazovii wird ebenfalls kultiviert. [6])

Für Viehzucht ist Uhehe, wie besonders Graf Pfeil [7]) betont, ganz hervorragend geeignet, und dasselbe gilt vor allem auch für Ubena; natürlich gibt es auch Plätze, wo kein genügendes Weideland vorhanden ist, z. B. in der ganzen »Gebirgszone«. [8])

Die Arbeiterfrage scheint weniger Schwierigkeiten zu bereiten, als man gefürchtet hatte, und die Arbeitslöhne stellen sich billig. [9])

Das Klima ist Europäern zusagend, so dass Landwirte ihre Felder auch selbst bestellen können, und da, wie man mit Sicherheit annehmen kann, die Hochländer Uhehes malariafrei sind, so würden die Ansiedler von dieser Plage verschont bleiben, d. h. vorausgesetzt, dass sie ihr Hochland nicht verlassen und sich auf dem Wege dahin nicht in den ungesunden Niederungen infizieren; das letztere würde sich aber wohl durch geeignete Massnahmen verhindern lassen, und wenn sie auch wirklich sich unterwegs Malariafieber zuziehen würden, so heilt dasselbe ja doch bei richtiger Behandlung auch meist bald wieder aus.

Nach Leue [10]) dürften sich, ähnlich wie Uhehe, »das als das beste Besiedelungsgebiet von Deutsch-Ostafrika angesehen wird«, auch die Nachbarländer Ubena, Lupembe, Mbejera's und Upangwa zu europäischer Besiedlung eignen. (Ueber die Rufidji-Ulanga-Wasserstrasse siehe Seite 177.)

Anderseits fehlt es aber auch nicht an sehr beachtenswerten warnenden Stimmen, die eine Besiedelung Uhehes zur Zeit noch für verfrüht erklären. Auf Antrag von Arning hat sich das kolonialwirtschaftliche Komitee vor zwei Jahren mit der Siedelungsfrage beschäftigt und von Sachverständigen Gutachten eingeholt:

»Nach Ansicht des Herrn Frhrn. v. Herman, landwirtschaftlichem Sachverständigen bei der deutschen Botschaft in Washington, welcher zur Zeit als landwirtschaftlicher Experte in Deutsch-Ostafrika weilt«, heisst es, [11]) »erscheint die Besiedelung des Uhehe-Hochlandes noch um einige Jahre verfrüht. Schon in Usambara klagen die Ansiedler, welche nur 30—40 km zur Bahn haben, wie schwer es sei, ihre Produkte an der Küste abzusetzen. In Uhehe aber würde es sich nicht nur um 40 km, sondern um 200—300 km

Meereshöhe angelegt wurde, ging später in Privatbesitz über. Das Oberbayrische Brüderpaar Weilhammer gab jedoch 1901 Dabäga wieder auf, »da es zu kalt ist«, und suchte sich einen günstigeren Platz für seine Ansiedlung. [1])

[1]) **89**, S. 313; [2]) **68** (Anl.), S. 31; [3]) **87**, S. 280; [4]) **68** (Anl.), S. 31; **63**; [5]) **95**, S. 31; [6]) **94**, S. 79; [7]) **41**; [8]) **86**, S. 127; **87**, S. 280; [9]) **63**; **88a**; **95**, S. 31; [10]) **95**, S. 29; [11]) **62**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

handeln. Dies schliesst aber einen Transport von Feldfrüchten nach der Küste absolut aus, und der Viehtrieb nach der Küste ist, abgesehen von den Strapazen einer so langen Reise, grossen Verlusten ausgesetzt, weil das Vieh tagelang durch die Texasfieberdistrikte getrieben werden müsste. Sobald einmal die Bahn bis etwa Kilossa geht, wird das Vieh ohne Ansteckungsgefahr, wie dies in Amerika auch geschieht, durch die Fieberdistrikte transportiert werden können, und dann ist der Moment gekommen, Uhehe wirtschaftlich zu erschliessen. Auch der kürzlich von seiner Expedition nach dem Süden Deutsch-Ostafrikas zurückgekehrte Herr Dr. Busse schliesst sich der Ansicht v. Hermans an.«

Auch das kaiserliche Gouvernement scheint diese Ansicht zu teilen.[1])

Zwei wagemutige deutsche Landwirte, die Gebrüder Weilhammer, haben ihr Heil in Uhehe versucht und haben dabei tatkräftige Unterstützung von seiten der Station und aus Kolonial-Kreisen erfahren. Sehr ermutigend ist dieser Versuch bisher aber nicht ausgefallen, denn es fehlt naturgemäss an Absatz, und auch die Ernten liessen zu wünschen übrig.[2])

Erheblich bessere Verkehrsbedingungen und damit bessere Aussichten, ihre Produkte auch zu verwerten, würden europäische Bauern, wenn man sich zu deren Heraussendung entschliessen wollte, zur Zeit sicherlich im Kondelande und den benachbarten Hochländern finden, während die übrigen Bedingungen zum mindesten ebenso günstig wie in Uhehe sind; darauf weist auch Leue[3]) hin, wennschon er im übrigen für eine baldige Besiedelung auch Uhehes eintritt.

Durch die Burentreks nach Deutsch-Ostafrika ist die Besiedelungsfrage jetzt in ein ganz neues und akutes Stadium getreten und auch Uhehe ist für Buren-Ansiedlungen in Vorschlag gebracht worden;[4]) das jüngst festgestellte endemische Vorhandensein von Beulenpest in Uhehe[5]) würde aber auch entschieden für eine Bevorzugung der dem Konde-Lande benachbarten Hochländer sprechen. (Siehe auch Seite 221.)

Der grösste Reichtum Uhehes sind vorläufig noch die Elefanten: es wurden nach dem Jahresbericht 1899/1900[6]) innerhalb 8½ Monaten nicht weniger als 6326 Pfund Elfenbein von 400 geschossenen Elefanten an die Station eingeliefert. Reiche Kautschukbestände, die vom Njassa her ausgebeutet werden, sind in Niam-Niam vorhanden, doch soll auch Lupembe viel Gummi besitzen. Freilich muss man nach allen Erfahrungen auf eine schnelle Abnahme von Elfenbein und Lianen-Gummi gefasst sein.

Der Begriff »Wahehe«.

Wenden wir uns jetzt zu den Bewohnern des Landes. Wie es v. Elpons[7]) vermutet hatte und wie es Glauning[8]) in seinem trefflichen Aufsatze über Uhehe festgestellt, sind die Wahehe ein Gemisch aller von einem bedeutenden Herrscher-

[1]) **83**; [2]) **86**, S. 127; **94**, S. 78; **89**; **69**; [3]) **88**; [4]) **96**; [5]) **102**, S. 19; [6]) **61**, S. 516; [7]) **25**, S. 77; [8]) **28**, S. 57.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschlecht im Verlaufe der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unterworfenen Völker, deren einzelne Namen jedoch noch heute allgemein bekannt sind.

Entstehung des Namens.

Adams[1]), Arning[2]) und andere erwähnen, dass der Name Wahehe wahrscheinlich durch ihr Kriegsgeschrei »he, hehe, he, he«, das durch den Warnungsruf »ahēē«, der bei drohender Gefahr von Berg zu Berg schallte, entstanden sei. Von den östlichen Nachbarn wurden nun offenbar alle Feinde, die sich dieses Rufes bedienten, als »Wahehe« zusammengefasst, auch diejenigen, welche Burton und Speke[3]) 1858 nördlich des grossen Ruaha besuchten und die mit den Bewohnern des heute als Uhehe bezeichneten Gebietes durchaus nicht ohne weiteres identifiziert werden dürfen.*) Anderseits war die Bezeichnung »Wahehe« jedoch ursprünglich den westlichen Nachbarn nicht geläufig, denn nach Elton und Cotteril[4]) bezeichneten 1877 die Wassangu die Scharen des Njugumba als die »Machinga« (identisch mit den »Wa-jinga«, die Johnson[4a]) 1883 am Livingstone-Gebirge kennen lernte; vergl. S. 203).

Jedenfalls ist »Wahehe« aber keineswegs ursprünglich etwa nur der Name jenes kleinen, in den Gemarkungen Rungembe und Iringa heimischen Stammes, aus der die Dynastie des Njugumba-Kwawa hervorging, jenes Herrscherhauses, dessen kühne Kriegstaten das Hehe-Feldgeschrei erst zu einem in ganz Deutsch-Ostafrika gefürchteten machten.

Allerdings lieben es heutzutage die herrschenden Wahehe-Geschlechter, sich als »Wahehe safi«, d. h. »reine Wahehe«, den Unterworfenen gegenüberzustellen, wenn der Europäer sie fragt, ob sie echte Wahehe seien: auch der aus Utemikwira stammende Wabena-Sultan Kiwanga nennt sich mit Berufung auf seine sagenhafte Verwandtschaft mit dem Njugumba-Kwawa-Hause einen »Mhehe safi«, ebenso wie es nach Arning[10]) der Sultan Lupembe und der Mbejera taten.

(Burtons »Wahehe«.)

*) Die Wahehe, welche Burton 1858 kennen lernte, schildert er als einen kleinen Stamm, der nördlich des Ruaha zwischen den Wassagara und Wagogo wohnte, und dessen Gebiet er in wenigen Tagen durchquerte;[3]) Thomson[5]) nimmt irrtümlicherweise an, dies sei das Stammland, von dem aus die Njugumba-Kwawa-Dynastie ihre Herrschaft ausbreitete. Auf der dem Burtonschen Werke beigegebenen Karte sind jedoch die Wahehe hauptsächlich südlich des Ruaha eingetragen; vielleicht auf Grund der von Küstenleuten erhaltenen Auskünfte.[6]) Was Burton nun aber von den Wahehe berichtet, bezieht sich augenscheinlich nur auf die Bewohner des von ihm selbst durchzogenen Gebietes, und da dieses heute gar nicht zu Uhehe gerechnet wird, dürfen wir seine Schilderungen auch nicht ohne weiteres auf die heute als Wahehe bezeichneten Leute beziehen, zumal Burtons Angaben in manchen Punkten nicht auf letztere passen wollen.

Weule,[7]) der in einer ausführlichen Arbeit alles bis 1896 über die Wahehe bekannte aus der Literatur zusammengestellt hat, meint, die Wahehe hätten im Laufe der Jahre ihre Sitten geändert, und so sei es zu erklären, dass Burton[8]) seine Wahehe mit verstümmelten Zähnen und nach Wagogo-art ausgeweiteten Ohrlappen (Tb. 48g, h) beschrieben habe. Ich möchte dagegen bemerken, dass man alsdann doch die alten Leute in Uhehe noch derartig verunstaltet sehen müsste, was aber absolut nicht der Fall ist. (Auf der Zeichnung in Girauds Werk[9]), wo Wahehe mit Ohrpflöcken abgebildet sind, hat, wie auch Weule hervorhebt, der malende Künstler seiner Phantasie offenbar allzu freien Lauf gelassen.)

[1]) **46**, S. 24; [2]) **47**; [3]) **1** (Vol. I), S. 239—240; (Vol II), S. 250—253; [4]) **3**, S. 337; [4a]) **5**, S. 528; [5]) **4** (Vol. I), S. 230; [6]) **1** (Vol. II), S. 269; [7]) **23**, S. 476; [8]) **1** (Vol. I), S. 239; [9]) **7**, S. 112; [10]) **47**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Im Folgenden will ich als Wahehe, dem jetzt üblichen Sprachgebrauche entsprechend, die Leute bezeichnen, welche aus der heute Uhehe genannten Landschaft stammen. Solche »Wahehe« sitzen resp. sassen jedoch auch in den unterworfenen Gebieten von Ubena und Ussangu, wohin sie als Garnisonen verpflanzt waren.

Nichtvorhandensein einer Sulu-Verwandtschaft.

Dass die Wahehe mit den Sulu verwandt seien, wie man früher allgemein annahm, ist bereits von Weule[1]) mit Recht als gänzlich unbegründet zurückgewiesen worden: ebenso wie die Wahehe nach Arning[2]) jede Gemeinschaft mit ihren Erbfeinden, den »Wapoma«, zurückweisen, wollen auch die Wangoni-Sulu mit den Hundefleisch essenden Wahehe nichts zu tun haben.

Das Missverständnis ist dadurch entstanden, dass die Wahehe, die Ueberlegenheit der Sulubewaffnung erkennend, deren Schild und Stossspeer annahmen, und dadurch, dass man bei den »Mafiti«-Raubzügen wohl nicht genau zwischen den Horden der Sulu und der Wahehe unterschieden hat.[3])

Der Begriff »Wassangu«.

Ueber die Wassangu schreibt Adams[4]): »Die Wassangu sind ihrem Namen und Stamme nach sehr alt und bewohnten von jeher das ebene Steppengelände zu beiden Seiten des oberen ‚grossen Ruaha'. Daher führen sie auch den Namen Warori, d. h. Steppenbewohner«. Der Name Warori wird besonders in der älteren Literatur viel gebraucht. Dem fragenden Europäer gegenüber bezeichnen sich aber nicht nur die Warori der Steppe als Wassangu, sondern oft auch die von jenen unterworfenen Stämme, z. B. die Wabuanji des Livingstone-Gebirges.*)

Der Begriff »Wabena«.

Als Wabena darf man wohl alle Bewohner von Ubena im »weiteren Sinne« (mit Ausnahme der eingewanderten Wahehe und Wassangu) betrachten.

Fragt man die Leute in ihrem eigenen Lande nach ihrer Stammeszugehörigkeit, so pflegen sie sich nach ihren einzelnen Gemarkungen zu nennen, und es schien mir, als ob ihnen der Name »Wabena«, wie sie allgemein von ihren Nachbarn bezeichnet werden, unsympathisch sei. Ganz besonders sträubte sich der »Wabena«-Sultan Kiwanga und seine Temikwira-Leute dagegen, Wabena zu sein; sie nennen sich nach ihrem Stammlande »Watemikwira«, und Kiwanga betont, wie oben bereits bemerkt, unter Berufung auf seine sagenhafte Verwandtschaft zu dem Herrscherhaus Uheches mit Stolz, dass er ein »Mhehe safi« sei. Hierbei spielen auch politische Gründe und Eitelkeit mit; denn Kiwanga spekulierte auf ein Sultanat in Uhehe, und die Wabena haben nie die grosse politische Rolle wie die Wahehe und Wassangu gespielt, sondern mussten sich ihren mächtigen Nachbarn fügen. Nach dem oben über den Begriff »Wahehe« ausgeführten, ist es ja ganz gleichgültig, ob wir die Kiwanga-Leute als Wabena oder Wahehe bezeichnen; von Interesse ist einzig und allein, dass Utemikwira ihr Stammland ist.

Die Sprache der Wahehe.

Ihrer Sprache nach sind die Wahehe ihren nördlichen Nachbarn, den Wassagara, Wagogo und Wanjamwesi, verwandt,[5]) und das reine Kihehe ist nach Adams[6]) mit vielen von dort stammenden Elementen stark untermischt.

*) Ueber den auf den Karten im Norden der Mbarali-Steppe eingezeichneten Stamm der Wakotisamba ist mir nichts bekannt.

[1]) **23**, S. 482—483; [2]) **27** (1896), S. 236; [3]) **8**, S. 204; [4]) **46**, S. 84; [5]) **28**, S. 58; **27** (1896), S. 236; **51**; [6]) **46**, S. 24.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch Velten[1]), dem wir eine Grammatik des Kihehe verdanken, konstatiert die Verwandtschaft mit der Wanjamwesi-Sprache.

Wie Liebert[2]) bemerkt, können die Wahehe das »sch« nicht aussprechen und sagen dafür ein scharfes s, während sie das weiche s der Suaheli-Worte wie ts aussprechen (man müsste eigentlich auch Watsagira und nicht Wasagira oder Wassagira, Utsungwe und nicht Utschungwe schreiben). Für den Fremden sind die Wahehe auch deshalb recht schwer verständlich, weil sie nur in Guttural-Tönen sprechen[3]) und, wenn sie sich miteinander unterhalten, kaum die Lippen und Zähne bewegen.[4])

Die Sprache der Wabena und Wassangu.

Was soeben über das Kihehe gesagt ist, trifft wohl auch für das Kissangu und Kibena zu. Die Dialekte der drei Stämme sind nahe verwandt, jedoch nicht identisch, denn immerhin bereitet es einem Mbena oft einige Schwierigkeiten, sich mit einem Mhehe zu verständigen;[5]) nach Giraud[6]) hätte das Kibena mehr Anklänge an den »dialect usité chez Méréré dans l'Usafe«. Die südliche Grenze des Kihehe-Kibena bildet das Mbejera-Gebiet,[7]) doch wird Kibena auch von den »Wabena« des Kiwanga und des Saggamaganga, also in Matumbi, Massagati und in der Ulanga-Ebene gesprochen.[8])

Physische und psychische Charakteristik der Wahehe, Wabena und Wassangu.

Mit Recht gelten die Wahehe als ein schöner Menschenschlag.*) Vielfach sieht man ganz prächtige, grosse, schlanke Gestalten mit ausdrucksvollen, regelmässigen, ich möchte sagen, schönen Gesichtszügen, aus denen Stolz und Energie leuchtet. Es ist vor allem auch die Form der Nase, welche solchen Gesichtern einen edleren Typus verleiht: sie ragt kräftiger aus dem Antlitz heraus und ist nicht eine ausdruckslose, rundliche Negerstupsnase.**) Die Hautfarbe einzelner Individuen ist auffallend hell. Die Frauen der Wahehe resp. Wabena und Wassangu erscheinen nicht so vorteilhaft wie ihre Männer,[15]) zumal sie, wie alle Negerinnen, schnell verblühen. (Tb. 39c; 42a; 45—48.)

Das vornehme, stolze und selbstbewusste Auftreten der Wahehe wird von allen, die sie kennen lernten, gerühmt. »Er besitzt mehr als den gewöhn-

*) Sehr markante, somatische Unterschiede zwischen den Wahehe und ihren Nachbarn sind von vornherein eigentlich nicht zu erwarten, da die vielen Kriegszüge, die stets eine Schar gefangener Weiber ins Land des Siegers führten, die Stämme gründlich durcheinander gewürfelt haben müssen.[9]) Auch unter den Wassangu erinnere ich mich, viele grosse, prächtige Gestalten gesehen zu haben, während mir die Wabena im allgemeinen weniger stattlich zu sein schienen; auch Thomson[10]) sagt von ihnen: »the are by no means so good-looking as the Wahehe«. Ueber Messungsergebnisse siehe Fülleborn, Beiträge zur Anthropologie der Nord-Njassa-Länder.[11])

**) Der Nasenrücken ist in manchen Fällen leicht konvex, zuweilen sogar so stark gekrümmt, dass das Gesicht dadurch geradezu einen Typus erhält, den wir als »jüdisch« zu bezeichnen pflegen. Eine solche »Judennase« besitzt z. B. der Wabena-Sultan Kiwanga, und von dem Wassangu-Sultan Mui Gumbi heisst es, dass er eine »Hakennase« gehabt habe.[12]) Solche »Judennasen« finden sich übrigens vereinzelt auch bei andern Stämmen, z. B. im Konde-Land und in Itawa.[13]) Auch Livingstone[14]) schreibt von dem Makua-Häuptling Makotschera am oberen Ruvuma: »flat nose, somewhas of the Assyrian shape«, und von einem andern dieser Gegend »a nose Assyrian in type«.

[1]) **47**; [2]) **36**, S. 27; [3]) **36**, S. 27; [4]) **46**, S. 24; [5]) **46**, S. 25; [6]) **7**, S. 156; [7]) **80**; [8]) **51**; [9]) **24**, S. 71; **25**, S. 77; [10]) **4** (Vol. I), S. 246; [11]) **74**; [12]) **1** (Vol. II), S. 271; [13]) **33**, S. 396; [14]) **2**, S. 46 u. 51; [15]) **91**, S. 144.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Negerverstand, was er schon durch sein imponierendes Aeussere bekundet; er kennt Treue, Dankbarkeit und Achtung gegen die, welche ihm an Körper und Geist überlegen sind; er hat eine vorzügliche Unterscheidungsgabe,« charakterisiert Adams[1]) den Mhehe, »in dessen Lob er sich nicht oft genug wiederholen kann.«[2]) Tapferkeit, zähe Ausdauer und aufopfernde Vasallentreue haben die rauhen Hochlandssöhne, wie ihre Geschichte lehrt, oft genug bewiesen, und kein ehrlicher Gegner kann ihnen seine Hochachtung versagen.

Die Wassangu besitzen nicht den Stolz der Wahehe und noch weniger die geknechteten Wabena,[3]) mit Ausnahme des Kiwanga und weniger seiner Temikwira-Leute. Dafür sind die Wassangu nach Adams[4]) aber im allgemeinen williger, untertäniger und arbeitsamer als die Wahehe, die sich als Krieger fühlten und die Arbeit verschmähten.

Geschichte der drei Völker.

Die Geschichte der Wahehe ist so eng mit der der Wassangu und Wabena verwebt, dass sie am besten mit der jener Stämme zugleich abgehandelt wird.

In der folgenden kurzen historischen Uebersicht halte ich mich vor allem an die ebenso eingehende wie stilvollendete Arbeit Arnings,[5]) die schöne Frucht unendlich mühevoller Erkundungen; ausserdem benutze ich die Angaben von Burton,[6]) Elton,[7]) Thomson,[8]) Giraud,[9]) Reichard,[10]) v. Schele,[11]) Adams,[12]) v. Liebert, [13]) Hauptmann Prince[14]) und Magdalene Prince.[15])

Ein Bruderpaar als Stammväter der Wahehe- und Watemikwira-Sultane.

Der Sage nach, erzählt Arning, wanderten vor etwa 80—100 Jahren zwei Brüder aus Häuptlingsgeschlecht, von nur wenigen Getreuen begleitet, aus Ussagara nach der Gegend des heutigen Uhehe, um in den damals noch wildreichen Bergen dem Waidwerk zu obliegen. Die Brüder entzweiten sich jedoch und trennten sich grollend von einander. Der eine, Namens Ukutike, zog darauf in die Gegend des heutigen Iringa, wo er zu Macht und Ansehen gelangte: er wurde zum Stammvater der mächtigen Wahehe-Sultane, deren letzter Mahinja-Kwawa war († 1899). Von Ngurchtjewange, dem andern, der sich nach Kalinga und Utemikwira wandte, stammen die Wabena-Sultane, deren heute regierender Spross der Sultan Kiwanga ist.

Der Wahehe-Sultan Njugumba.

Ein Urenkel des Ukutike, Namens Njugumba, ebenso tapfer und klug wie rücksichtslos und grausam, wurde der Gründer des gewaltigen Wahehe-Reiches, das er durch sein persönliches Herrschertalent fast aus dem Nichts erschuf.*)

»Um anzudeuten«, sagt Arning, »dass er in seiner wilden Grausamkeit weder Bruder noch Schwester schonen würde, wenn sie sich ihm zu widersetzen wagten, legte er sich den Namen Mujinga**) — der Narr zu deutsch — bei,

*) Burton[16]) berichtet, dass die Wahehe Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts unter ihrem Sultan Bumbumu geeinigt gewesen seien, und beschreibt sie als schlimmes, nur von den Wassangu in Schach gehaltenes Räuber- und Diebsgesindel. (Siehe jedoch Seite 213ff.)

**) Thomson[17]) nennt ihn Machinga, und Elton[18]) bezeichnet mit diesem Namen die Wahehe überhaupt. Der Name »Machinga« kommt übrigens auch bei andern Stämmen vor (Seite 46).

[1]) **46**, S. 29; [2]) **46**, S. 42; [3]) **4** (Vol. I), S. 246.; [4]) **46**, S. 90; [5]) **27**; [6]) **1**; [7]) **3**; [8]) **4**; [9]) **7**; [10]) **8**; [11]) **24**; **18a**; [12]) **46**, [13]) **36**; [14]) **18**; **26**; **30**; **49**; [15]) **91**; [16]) **1** (Vol. I), S. 239; [17]) **4** (Vol. I), S. 231; [18]) **3**, S. 337 usw.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und nach ihm nannten sich seine Kerntruppen Wainga, die Narren.[?] War ohnehin schon jeder wehrfähige Mann zum Kriegsdienst verpflichtet, so bildete er aus seinen Wainga noch eine stehende Armee, die er stets um sich hielt und zur Ausführung seiner anscheinend blitzartig auftauchenden und ebenso ausgeführten Pläne benutzte.«

Der kriegerische Njugumba erweitert seine unbedeutende Hausmacht;

Von seinem Stammlande Rungembe aus unterwarf Njugumba-Mujinga im Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit einer anfangs ganz unbedeutenden Macht zunächst die kleineren umliegenden Häuptlinge, bald aber war sein Einfluss derartig gestiegen, dass er sich auch an seine mächtigen Nachbarn heranwagen durfte. Es waren dieses: der Sultan Munjeweringombo, der von Image aus seine Herrschaft im Norden und Nordosten bis nach Papua hin ausgedehnt hatte; ferner der Wabena-Sultan Mtegere (der Vater des Kiwanga), der in den ausgedehnten Vorbergen des Ubena-Hochlandes (Utemikwira) sass und sich die Wandamba der Ulanga-Niederung bereits unterworfen hatte; endlich der in Ussangu und im westlichen Teile von Ubena herrschende mächtige Wassangu-Sultan Merere.

er erobert Munjeweringombos Gebiet;

Am wenigsten Mühe bereitete dem Njugumba die Eroberung des Gebietes des Munjeweringombo; obgleich im Bündnis mit Mtegere eine zeitlang siegreich, wurde Munjeweringombo nach Abzug seiner Bundesgenossen entscheidend geschlagen und musste schliesslich aus seinem Reiche fliehen; die den Wahehe stammverwandte, vor allem aus Wassagara und Wadonguë bestehende Bevölkerung verblieb zum grössten Teil in ihren Besitzungen und lieferte dem Sieger das Material zu neuen Kriegsheeren.

er verdrängt den Wabena-Sultan Mtegere aus dessen Stammland.

Jetzt kam Mtegere an die Reihe, um für die Unterstützung des Munjeweringombo zu büssen. Der heldenmütige Mtegere und seine tapferen Scharen wehrten sich bis zum äussersten. Aber trotzdem die Wabena bei den Wangoni und Wassangu Unterstützung fanden, vermochten sie auf die Dauer der Uebermacht ihrer Gegner nicht zu widerstehen, und es gelang Njugumba, nach einer Reihe wechselvoller Kämpfe, den Mtegere aus seinem Stammland Utemikwira endgültig zu verdrängen (1874). Mtegere musste sich aus seinen kühlen Bergen nach der fieberschwülen Ulanga-Ebene zurückziehen; aber auch hier wurde er und später sein Sohn Kiwanga von den Wahehe fortwährend gebrandschatzt, so dass sich Kiwanga genötigt sah, die Hilfe des deutschen Gouvernements anzurufen.

Die langwierigsten und blutigsten Kämpfe aber hatte Njugumba und sein Nachfolger gegen die mächtigen Wassangu, recht eigentlich die Erbfeinde der Wahehe, zu bestehen, auf deren Geschichte ich vorerst mit einigen Worten eingehen muss.

Die Wassangu und ihre Sultane.

Adams[1]) erzählt uns, dass die Wassangu-Warori nach ihren Ueberlieferungen früher jeder frei und unabhängig gleich den Antilopen ihrer Steppen gelebt hätten. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts finden wir sie aber schon unter

[1]) **46,** S. 84.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sultanen, die nach Adams[1]) sämtlich den Namen (Titel?) »Merere« führen, zu einem mächtigen Volke geeinigt.

Mui 'Gumbi;

Der erste Herrscher, von dem wir Kunde haben, ist Mui 'Gumbi, von dem Burton,[2]) nach den durchaus Vertrauen erweckenden Angaben seiner Gewährsleute (Suaheli und Araberhändler), erzählt, dass er 1858 ein ehrwürdiger, etwa 70jähriger Greis von imposantem Aeusseren gewesen sei. Seine Haut war hellfarbig, er besass grosse Ohren und eine »Haken-Nase wie ein Moghrebi«, und alle seine 30 Söhne hätten ähnlich ausgesehen.[3]) Der Tradition nach stamme diese »königliche Rasse« von Madagaskar oder einer benachbarten Insel. Adams nennt den Mui 'Gumbi »Merere Mgololo« (den Alten) und schlägt den Namen Merere I. für ihn vor; wörtlich heisst »Mui' (-Mweni) Gumbi«, »Herrscher von Gumbi«.

dessen Kriege gegen die Wangoni.

Zu den Zeiten Mui 'Gumbis, der bei seinen Leuten eine grosse Autorität genoss, waren die Warori-Wassangu bereits ein mächtiges Kriegsvolk, das ganz die Rolle spielte, welche später den Wahehe zufiel; weithin plünderten sie die benachbarten Stämme bis nach Ussukuma und Unjanjembe hin, zersprengten die Wakimbu und waren der Schrecken der Wabena und Wahehe. Nur mit den Wagogo mochten sie nicht anbinden. Nach Adams[4]) hätte Mui 'Gumbi auch die am Mbarali uransässigen Wanena und Wapangwa vertrieben, die sich mit ihren Ziegen- und Schafherden in die Livingstone-Berge zurückzogen. Das Gebiet des damaligen Ussangu entspricht nach Burton[5]) ungefähr den heutigen Grenzen dieser Landschaft.

Mui 'Gumbi gründete auch das erste Utengule, wie die jeweilige befestigte Residenz der Merere heisst, und zwar in der Nähe, nicht unmittelbar am Mambi-Flusse. Dieses Utengule wurde, wie man mir erzählte, von den Wangoni, mit denen Mui 'Gumbi jahrelange, harte Kämpfe zu bestehen hatte, nach zweimaliger, vergeblicher Belagerung endlich eingenommen und zerstört; nach meinem Gewährsmann soll Mui 'Gumbi damals, vor den Wangoni nach Osten ausweichend, siegreich bis nach Iringa in Uhehe gedrungen sein.[6])

Nachhaltige Erfolge konnten die Wangoni aber gegen die Wassangu, welche, die überlegene Bewaffnung ihrer Gegner erkennend, zu ihren Wurfspeeren den Stossspeer und Schild der Sulu fügten[7]) (siehe auch Seite 232), nicht erringen, und sie zogen sich daher zurück, worauf Mui 'Gumbi seine alte Residenz wieder aufbaute;*) diese Kämpfe müssen etwa in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stattgefunden haben.[8])

---

*) Der Nachfolger des Mui 'Gumbi, Merere II., verlegte die Residenz, die inmitten der dürren Dornsteppe lag und das Wasser für die nach vielen Tausenden zählenden Rinderherden nur aus einer künstlich gegrabenen — noch heute bestehenden — Viehtränke bezog, etwa $^3/_4$ Stunden weiter westlich an beide Ufer des Mambi- (Mschombo) Flusses, wo eine mächtige, mehr als eine Stunde an Umfang messende Stadtanlage entstand[9]); Elton[10]), der die Ruinen besuchte, erzählt, dass die Stadt nach den Angaben der Eingeborenen mehr als 300 Tore gehabt habe, aus denen täglich je 30—40 Stück Vieh

(Die verschiedenen Utengule, die Residenzen der Wassangu-Sultane.)

---

[1]) **46**, S. 84; [2]) **1** (Vol. II), S. 271; [3]) Vergleiche: **17**, S. 239; [4]) **46**, S. 85; [5]) **1** (Vol. II), S. 272; [6]) [**27** (1896) S. 235?]; [7]) **27** (1896), S. 238; [8]) **1** (Vol. II), S. 75 u. 272; [9]) **49**, S. 733; [10]) **3**, S. 368.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Merere II.

Auf Mui 'Gumbi folgte sein Sohn als Merere II.,[13]) der bis Ende 1893 regierte.*) Er war nicht der friedfertige, unkriegerische Herrscher, als den ihn Adams[15]) darstellt, sondern ein bedeutender und dabei recht grausamer Fürst, wie wir aus den Schilderungen der andern Autoren[16]) erfahren.**) Durch Elton wissen wir, dass sich seine Herrschaft über Niam-Niam[19]) und über den nördlichsten Abschnitt des Livingstone-Gebirges, ja über Teile des Konde-Landes erstreckte, wenn er am Njassa selbst auch wohl keinen festen Fuss gefasst hatte.[20]) Der Wabena-Sultan Mtegere aber hatte sich gegen die andringenden Wassangu zu behaupten vermocht, während der westliche Teil Ubenas***) in der Gewalt Mereres war.

Zusammenstoss der Wassangu- und Wahehe-Reiche.

Ein Zusammenstoss zwischen den Wassangu und dem aufstrebenden Wahehe-Reich war naturgemäss unvermeidlich.

Die damals mit dem Bena-Sultan Mtegere verbündeten Wassangu waren anfänglich siegreich, und Njugumba musste sich sogar zu Tributzahlungen an Merere entschliessen und ihm eine seiner Töchter als Geisel für künftiges Wohlverhalten zur Gattin geben; so gelang es ihm aber, die beiden Verbündeten, denen er sich auf die Dauer nicht gewachsen fühlte, zu trennen, und Mtegere wurde abgetan.

(Die verschiedenen Utengule.)

getrieben wurden. Dieses Utengule wurde in den Kämpfen mit Njugumba von den Wassangu selbst eingeäschert,[1]) und erst 1899 wurde von Merere IV. mit dem Wiederaufbau begonnen; nach Källner[2]) war der Platz 1901 ein Temben-Ort von 2500—3000 Einwohnern. Ausserdem existierte ein Utengule[3]) dicht am Fusse der Livingstone-Berge, am Ruaha-Bache, in dem Elton und Cotterill 1876 weilten, als Merere II. dort von Njugumba belagert wurde.[4]) Es war aber nach der Schilderung Eltons keine eigentliche Stadt, sondern nur ein befestigtes Lager mit improvisierten Grashütten, und wir bezeichnen diesen Platz daher mit Elton besser als die »Boma« des Merere.

Ein viertes Utengule gründeten die Wassangu, nachdem sie, aus ihren heimatlichen Steppen durch die Wahehe endgültig vertrieben, sich in Ussafua neue Wohnsitze gegründet hatten, am Südwest-Fusse des Beja-Berges. Dieses Utengule »unterm Beja« wurde auf Befehl des Bezirksamtes Langenburg im Jahre 1898 von den Wassangu völlig geräumt und ist jetzt verfallen. (Siehe Seite 259.)

Ausserdem existiert ein Utengule am Mpangali, nicht weit von der Einmündung des Ndembera (bei Tagata), und wie ich aus den neuesten Karten ersehe, gibt es sogar noch eine ganze Reihe kleiner »Utengule« in diesen Gegenden.

Um die Konfusion voll zu machen, wird nach P. Mauritius[5]) auch die Residenz des Mbejera, nach P. Basilius und P. Adams[6]) auch Iringa in Uhehe als Utengule bezeichnet, während nach Bornhardt[7]) Utengule auch »Iringa« genannt wird und Glauning[8]) von einem »Iringa in Utengule« spricht. Auch ein »Utenguline«, »ein Klein-Utengule«, wie der Landsitz des Mpangire hiess, existierte.[9])

Utengule bedeutet nach Adams[10]) soviel wie »Hauptstadt, Residenz«, nach Merensky[11]) heisst es »Tröstung«,; Iringa soll die »Umschlossene« bedeuten.[12])

*) Nach Källner[14]) würde dieser Merere aus Buanji stammen und hätte von dort aus Ussangu unterworfen. Sehr wahrscheinlich klingt das nicht.

**) Elton gibt auch eine Abbildung des Sultans,[17]) Merensky[18]) beschreibt ihn aber im Gegensatz zu dieser als bartlos.

***) Ueber das Ubena der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts und die damaligen politischen Verhältnisse finden sich bei Burton[21]) einige Notizen; damals lagen die Wassangu im Kriege gegen den Wabena-Sultan Kimanu.

[1]) **3**, S. 353; [2]) **79**, S. 24; [3]) **49**, S. 733; [4]) **3**, S. 345 etc.; **52**, S. 165; [5]) **80**; **78**, S. 83; [6]) **32**, S. 198; **46**, S. 45; [7]) **52**, S. 165; [8]) **28**, S. 58; [9]) **46**, S. 45; [10]) **46**, S. 85; [11]) **17**, S. 229; [12]) **46**; S. 84; [13]) **46**, S. 85; [14]) **79**, S. 25; [15]) **46**, S. 85; [16]) **3**, S. 261, 262; **17**, S. 230; [17]) **3**, S. 361; [18]) **17**, S. 239; [19]) **3**, S. 273; [20]) **3**, S. 329; **17**, S. 230; [21]) **1** (Vol. II), 269—270.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Fünf bis sechs Jahre darauf (1875) wurde dem Mhehe-Sultan jedoch, so erzählt Arning, seine inzwischen an den Blattern erblindete Tochter unter Verhöhnungen wieder zugesandt, und dieses benutzte Njugumba als willkommenen Anlass, um in das Wassangu-Gebiet von Ubena einzufallen. Merere wurde geschlagen, sein grosses Utengule am Mambi musste er anzünden lassen, damit es nicht in die Hände der Feinde fiel,[1]) er wurde bis an den Fuss der Livingstone-Berge gedrängt und dort in seiner neuen Feste von den »Majinga« des Njugumba belagert. Hier besuchten ihn Elton und Cotteril und halfen ihm mit ihren Flinten.[2]) Mit Unterstützung des Wangonifürsten Tschipeta gelang es zwar dem Merere noch einmal, die Wahehe zu schlagen, einen nachhaltigen Erfolg hatte dieser Sieg jedoch nicht, denn nach Abzug der Wangoni wurden die Wassangu endgültig aus ihren Stammländern vertrieben.*)

Die Wassangu werden nach Ussafua verdrängt.

Mit den Resten seines Heeres zog Merere — etwa im Jahre 1877 — nach Ussafua[4]) und unterwarf sich die Bevölkerung, soweit sie sich nicht in die Berge zurückzog. Am Fusse des Beja-Berges gründete er sich ein neues Utengule und brandschatzte nun von hier aus weithin das umliegende Gebiet.**) (Siehe Kpt. VIII.)

Aber selbst in Ussafua hatten die Wassangu keine Ruhe vor den Wahehe. So wurde später das neue Utengule unter des Njugumba Sohn, Mahinja-Kwawa, ein ganzes Jahr lang belagert, und wenn es ihm auch nicht gelang, die starke Feste zu erobern, so mussten sich die Wassangu doch durch hohen Tribut freikaufen. Zu günstiger Gelegenheit fielen dafür die Wassangu ihrerseits in Ubena ein, und so schwankte der Grenzkrieg — meist freilich mit günstigem Erfolg für die Wahehe — hin und her, bis endlich die definitive Besetzung des Gebietes durch die deutsche Regierung den ewigen Streitigkeiten ein Ende machte.

Njugumbas Krieg gegen die Wangoni.

Der Krieg, den Njugumba gegen die Wangoni unternahm, um sie für die Unterstützung seiner Gegner zu züchtigen, und der Wangoni Rachezüge die bereits in die Regierung seines Nachfolgers fallen, sind schon im vorigen Kapitel besprochen.

Njugumba stirbt. Der Usurpator Mamle.

Im Jahre 1878 starb Njugumba, und zwar nach Arning, eines natürlichen Todes; nach Thomson[7]) freilich wäre er durch einen seiner Unterhäuptlinge Mambambe (Mamle) ermordet worden. Zweifellos aber ist, dass Mambambe, ein

*) Die im Lande verbliebenen Reste der Merere-Leute mussten sich den Wahehe fügen.[3])

**) Nachdem durch die Niederlassungen der Engländer am Njassa der Sklaventransport über den See unmöglich geworden war, wurde das neue Utengule zu einem Hauptplatze des Sklavenhandels vom englischen Uwemba-Gebiet zur Küste des Indischen Ozeans und war dadurch das wichtigste Karawanenzentrum des ganzen Gebietes.[5]) Die Wassangu-Sultane, sogar schon Mui 'Gumbi,[6]) hatten auch, im Gegensatz zu den Wahehe, die Araber und Suaheli-Händler nach Möglichkeit begünstigt, und diese spielten anscheinend eine grosse Rolle am Hofe der Merere.

[1]) **3**, S. 353; [2]) **3**, S. 345 etc; [3]) **5**, S. 528 u. 529; [4]) **27** (1896), S. 241; [5]) **22**; [6]) **1** (Vol. II), S. 271; [7]) **4** (Vol. I), S. 232

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

früherer Wanjamwesi-Sklave, welchen Njugumba zum Statthalter in Ubena eingesetzt hatte, die Herrschaft an sich zu reissen suchte.

Njugumbas Sohn Kwawa wird Sultan;

Des Njugumba und seines energischen und einflussreichen Hauptweibes Singimba Sohn, Kwawa-Kwawinjika, Girauds[1]) Mkuanika, der sich später Mahinja*) — der Schlächter — nannte, musste infolgedessen nach Ugogo fliehen, jedoch gelang es ihm und seinen Anhängern später, den Mambambe entscheidend zu schlagen, um alsdann im Jahre 1882 die Erbschaft seines Vaters anzutreten.

seine Persönlichkeit.

Kwawa-Mahinja war seinem grossen Vater fast ebenbürtig: intelligent und verschlagen, wagemutig und von rücksichtsloser Grausamkeit, dabei ein tapferer Krieger von hohem persönlichen Mute, war er ganz der Mann dazu, das grosse Hehe-Reich zu regieren. Adams[3]) rühmt von ihm eine Herrschertugend, die die Neger vor allem zu schätzen wissen: er soll gerecht gewesen sein und nicht nach blossen Launen bestraft haben. Im Gegensatze zu seinen Landsleuten, überhaupt im Trinken sehr mässig, habe er im Rausche nie ein Todesurteil gefällt.

Freilich konnte der »Schlächter« auch rücksichtslos grausam sein, besonders, wenn es sich um politisch Verdächtige handelte, und so mag er bei vielen mehr gehasst als geliebt gewesen sein.[4]) Bei den Nachbarstämmen war er so gefürchtet, dass die Mütter ihre weinenden und unartigen Kinder mit den Worten: »Ruhig, Mahinja kommt«, zur Ruhe brachten.[5])

Aber unzweifelhaft ist es auch, dass Kwawa eine geradezu wunderbare Gewalt über die Gemüter seiner Untertanen besass; denn Tausende von ihnen hielten in den schwersten Zeiten der Not mit achtunggebietender Treue zu ihm, kein Mhehe mochte sich den hohen Preis, der auf das Haupt seines geächteten Fürsten gesetzt war, verdienen, und so mancher Wackere zog es vor, zu sterben, als seinen Herrn zu verraten.[6]) Selbst diejenigen der Wahehe, die es sonst mit den Deutschen hielten und daher seiner blutigen Rache gewärtig sein mussten, schützten die Person ihres Sultans und waren ihm auf seiner Flucht nach Kräften behilflich.[7]) Die Seinen schrieben dem Kwawa übernatürliche Kräfte zu; eine Zaubermedizin sollte ihn kugelfest machen, sein Geschoss dagegen stets den Gegner treffen und sein Speer 5—6 Krieger zugleich durchbohren.[8])

Gegen die weit verbreitete Ansicht, Kwawa habe aus abergläubischen Gründen — da er sonst auf der Stelle sterben müsse**) — nie das Antlitz eines weissen Mannes erblickt, führt Adams[9]) eine Anzahl Tatsachen an. Kein Europäer aber kann sich rühmen, wissentlich Kwawa gesehen zu haben, es sei denn seine Leiche.***)

*) Nach Adams[2]) soll auch Njugumba den Beinamen Mahinja geführt haben, und Kwawa hätte sich, ebenso wie sein Vater, auch Mjinga genannt.

) Siehe auch S. 304, Anm.).

***) Eine Beschreibung der Leiche Kwawas gibt Magdalene Prince.[10])

[1]) **7**, S. 155; [2]) **46**, S. 43; [3]) **46**, S. 45; [4]) **27** (1897), S. 56; **91**, S. 42; [5]) **46**, S. 45; [6]) **46**, S. 46; **30**, S. 261; [7]) **91**, S. 164 u. 181; [8]) **46**, S. 46; [9]) **46**, S. 51; [10]) **91**, S. 180.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf die mannigfachen Kriege, in denen Kwawa seine Herrschaft über Ugogo auszudehnen suchte, und in denen er Ueberfälle feindlicher Stämme (Massai) zurückwies,[1]) kann ich nicht näher eingehen. Ueber die Zusammenstösse mit den Wangoni und Wassangu ist bereits oben berichtet.

Kwawas Kriege gegen seine Nachbarn.

Die Macht der Wahehe war nun mit der Zeit derartig angewachsen, dass mehr als die Hälfte unseres ostafrikanischen Gebietes unter dem direkten oder indirekten Einflusse der Wahehe stand[2]), und das deutsche Gouvernement konnte unmöglich den fortwährenden Raubzügen und den Störungen des Handels untätig zusehen.

Zusammenstoss der Wahehe mit der deutschen Herrschaft.

Dies hatte 1891 die Zelewskysche Expedition zur Folge, deren trauriger Ausgang ja allgemein bekannt ist. Wenige Tagemärsche vor Iringa bei Rugaro, wurde sie am 17. August 1891 auf dem Marsche von den Wahehe unvermutet angegriffen und bis auf die Nachhut, der der Rückzug gelang, völlig aufgerieben. Der Grund für die Niederlage der starken Truppenmacht (vier Kompagnien) war die völlige Vernachlässigung jeder Marschsicherung, da man der festen Ansicht war, die Wahehe würden es nicht wagen, eine organisierte Truppe anzugreifen.[3]) v. Zelewsky persönlich soll sich bis zur letzten Patrone gewehrt haben, und bis auf zwei verwundete schwarze Askaris, denen Kwawa den Gnadenstoss geben liess, soll wenigstens niemand lebend in die Hände der Wahehe gefallen sein. Den »Sieg« hatten die Wahehe freilich teuer genug bezahlt, so dass ihre Weiber statt der Siegeslieder Klagegeheul anstimmen mussten,[4]) und Kwawa soll damals am Grabe seines Vaters geschworen haben, nie mehr gegen die Weissen offen zu Felde zu ziehen.[5])

v. Zelewskys Expedition bei Rugaro vernichtet.

Natürlich stieg das Ansehen der Wahehe durch diesen Sieg ins Unermessliche. Die Wahehe wagten es, ihre Raubzüge bis unter die Augen der deutschen Besatzungen auszudehnen,*) und die grossen Karawanenstrassen fingen an zu veröden. Unbotmässige Häuptlinge in den entlegensten Gegenden beantworteten die Aufforderung zur Unterwerfung meist höhnend damit, dass sie sich als Untertanen der Wahehe erklärten, die mächtiger als die Deutschen seien.[7])

Da diese Zustände ganz unerträglich wurden, unternahm der damalige Gouverneur, Oberst Frhr. v. Schele, im Jahre 1894 mit einer für afrikanische Verhältnisse ganz ungeheuren Macht von über fünf Kompagnien und vier Geschützen eine neue Expedition gegen Uhehe. Kwawa hatte sich mit seinen Kriegern und Schätzen in das von ihm für uneinnehmbar gehaltene Iringa zurückgezogen, das er auf Rat und mit Unterstützung der Wanjamwesi und Araber[8]) vorsorglicherweise an Stelle der bis dahin nur vorhandenen hölzernen Pallisadierung mit einer festen Steinmauer hatte umgeben lassen.

Iringa durch v. Schele gestürmt.

*) Die Wahehe schlugen am 6. Oktober 1892 Leutnant Brüning bei der Station Kilossa, und Brüning selbst fiel im Gefechte.[6])

[1]) **27**; [2]) **27** (1897), S. 53; [3]) **27** (1897), S. 54; [4]) **27** (1897), S. 54; [5]) **46**, S. 47; [6]) **10**; [7]) **27** (1897), S. 55; [8]) **28**, S. 59; **46**, S. 47.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am 30. Oktober 1894 wurde Iringa gestürmt, und eine riesige Beute fiel in die Hände der Deutschen. Von einer dauernden Besetzung Uhehes wurde damals aber abgesehen. Ein Versuch, die abziehenden Truppen nach alter Wahehe-Taktik zu überrumpeln, misslang vollständig.*)

Kwawa erfüllt die auferlegten Friedensbedingungen nicht.

Der Waheheschrecken war damit allerdings beseitigt, jedoch kam Kwawa nach der Arningschen Darstellung durchaus nicht den ihm gestellten Friedensbedingungen nach und griff auch nach wie vor Häuptlinge an, welche die deutsche Reichsflagge führten. Man musste daher, wenn man die errungenen Erfolge nicht wieder einbüssen wollte, sich zu einer dauernden Besetzung von Uhehe entschliessen. Der weit und breit bei den Eingeborenen von Deutsch-Ostafrika ebenso beliebte wie wegen seines schneidigen Vorgehens gefürchtete Hauptmann Prince wurde mit dieser Aufgabe betraut. (1896.)

Der Wahehe-Feldzug unter Prince.

Da die Verhandlungen mit Kwawa, der offenbar keinen Frieden wollte, sondern anscheinend die Wangoni zu einem Bündnis gegen die Deutschen zu gewinnen suchte,[2]) zu keinem befriedigenden Resultate führten, so stürmte Prince mit nur 120 Mann, ohne erheblichen Widerstand zu finden, das befestigte Lager des Sultans[3]) und jagte alles in wildester Flucht auseinander. Dieses energische Vorgehen hatte zur Folge, dass nun eine ganze Anzahl Wassagira (Unterhäuptlinge), die schon längst zu den Deutschen hinübergeneigt und sich dadurch den Zorn des Sultans zugezogen hatten,**) sich offen von Kwawa lossagten und mit ihren Kriegern übertraten; unter ihnen befand sich auch ein leiblicher Bruder des Sultans, Namens Mpangire. Kwawa selbst floh mit seinen Getreuen zuerst über den grossen Ruaha nach Ugogo zu, dann wandte er sich über Ubena nach den Utschungwe-Bergen, wo er sich inmitten seiner Stammesgenossen sicherer fühlte.[5]) Auf Unterhandlungen mochte er sich nicht einlassen, da er alle Friedensversicherungen für List und Tücke hielt und nicht glauben konnte, dass die Deutschen ihm das Blutbad von Rugaro je verzeihen würden;[6]) er hoffte wohl auch, dass die Truppen, wie zur Zeit der Scheleschen Expedition, bald wieder abziehen würden.

Kwawa geschlagen,

aber nicht gefangen.

Da Kwawa mit seiner faszinierenden Persönlichkeit die Seele des ganzen Krieges bildete, so war es von der grössten Wichtigkeit, seiner habhaft zu werden. Hierzu reichten aber bei dem immer noch recht bedeutenden Anhange Kwawas die geringen Kräfte des Expeditionskorps nicht aus und die Truppen wurden daher durch die Besatzungen der umliegenden Stationen verstärkt, so dass Prince im ganzen 350 Mann zur Verfügung standen.***) Es begann

*) Nach Adams[1]) hätten die Häuptlinge der Landschaft Mage diesen Ueberfall auf eigene Faust ausgeführt.

**) Eine Anzahl Wassagira, die ihm beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten zum Frieden rieten, hatte Kwawa töten lassen; es sollen damals an 80 Leute hingerichtet worden sein.[4])

***) Nachdem im Verlaufe des Feldzuges die Detachements z. T. abgerückt waren, traf im August 1897 die von Oberleutnant Engelhardt geführte 6. Kompanie, die ich als Arzt begleitete, in Ubena ein, um an den Operationen gegen die Wahehe teil zu nehmen.

[1]) **46**, S. 48; [2]) **26**, S. 773; [3]) **26**, S. 774; [4]) **91**, S. 42; [5]) **46**, S. 48; [6]) **46**, S. 51.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nun eine wilde Jagd zur Gefangennahme des Kwawa, welche ausführlich von dem am meisten dabei Beteiligten, dem damaligen Oberleutnant Glauning, beschrieben ist.[1]) Es gelang jedoch nicht, den Sultan, der von der ganzen Bevölkerung bei seiner Flucht unterstützt wurde, zu fangen.

Die Wassangu werden gegen die Wahehe ausgespielt.

Um das grosse Uhehe-Reich als politische Einheit zu zerstören und um gleichzeitig die Wassangu gegen ihre Erbfeinde, die Wahehe, auszuspielen, trat Prince im November 1896 mit dem Merere von Ussangu in Unterhandlungen und forderte ihn auf, das alte Erbe seiner Väter wieder in Besitz zu nehmen.[2])

Merere II. und seine alten Beziehungen zu den Deutschen.

Die Wassangu hatten nämlich bereits unter Merere II. seit 1891, der Zeit der v. Zelewskyschen Niederlage, als ein Gegengewicht gegen die Wahehe-Macht, Fühlung mit der deutschen Regierung gesucht, und ihre Gesandten hatten in Bagamojo die deutsche Flagge erhalten.[3]) Merere hatte sich auch freundlich zu den deutschen Missionaren des Konde-Landes gestellt,[4]) die ihn in seiner Hauptstadt besuchten, und war dann 1893 durch Bumiller mit v. Wissmann, der gerade den Dampfer »Hermann von Wissmann« zum Njassa gebracht hatte, in Verbindung getreten.[5]) Für seine Bereitwilligkeit wurde Merere damals dadurch belohnt, dass v. Wissmann ihn gegen den Wanjika-Häuptling Sunda unterstützte,[6]) und seitdem waren von den Wassangu dauernde Beziehungen mit der Station Langenburg unterhalten worden, die auch fortgesetzt wurden, als Merere II. etwa im Dezember 1893 starb.[7])

Merere III.

Auf Merere II. war dann sein erbberechtigter, jedoch geistig nicht normaler Sohn als Merere III. gefolgt, der sich aber so unbeliebt machte, dass er bald darauf, unter dem Einfluss des Bezirksamtes Langenburg, durch seinen jüngeren Bruder Merere IV. ersetzt wurde.[8])

Merere IV. tauscht Ussafua gegen sein Stammland ein.

Mit diesem Merere IV., einem recht negerhaft eiteln, arroganten und wenig bedeutenden Manne, trat nun Prince, der die Wassangu schon von der Wissmannschen Dampferexpedition her kannte,[9]) in Verbindung, freilich nicht, ohne hierbei von seiten des Bezirksamtmanns von Langenburg auf den lebhaftesten Widerstand zu stossen. Die Bedingung, unter der Merere sein altes Reich zurückerhalten sollte, war aber ein Verzicht auf Ussafua: denn Ussafua gehörte zum Bezirk Langenburg, und es schien aus Verwaltungsgründen nicht angängig, dass ein und derselbe Sultan in zwei verschiedenen Bezirken herrschte.*)

*) Der Form nach ging Merere auf die Bedingungen ein und setzte seinen jüngeren Bruder Sijawa in Ussafua als Sultan ein. Sijawa war aber ein ganz läppischer, törichter Knabe, eine blosse Puppe, und Merere blieb de facto Herr in Ussafua, bis das Bezirksamt Langenburg 1898 die Wassangu zur Auswanderung aus Ussafua zwang. Kahimere, ein Bruder des Merere, mit dem sich dieser nicht zum besten stand, verblieb jedoch mit seinem Anhang im Bezirke Langenburg.

[1]) **28**, S. 40—52; [2]) **30**; [3]) **17**, S. 243; [4]) **17**, Kpt. 13; [5]) **12**, S. 357; [6]) **13**; [7]) 17, S. 251; [8]) **46**, S. 86; **30**, S. 263; **19**, S. 229; [9]) **14**.

Im Dezember 1896 wurde Merere dann mit Ussangu und Ubena belehnt und bezog mit einer grossen Anzahl seiner Wassangu*) in Gawiro in Ubena seine Residenz.[3])

Des Mtegere Sohn Kiwanga hilft gegen die Wahehe.

Der Wabena-Sultan Kiwanga, der, ein stets treuer Bundesgenosse der Deutschen, auch in diesem Kriege mit 500 Kriegern die Schutztruppen unterstützt hatte,[4]) erhielt damals Utemikwira, das lang ersehnte Reich seiner Väter zurück: freilich um es später leider wieder zu verlieren. (Vergleiche S. 179.)**)

Mpangire, des Kwawa Bruder, als Wahehe-Sultan eingesetzt,

Als Sultan des eigentlichen Uhehe aber setzte Prince im Dezember desselben Jahres Mpangire, den zu den Deutschen übergetretenen Bruder des Kwawa ein. In der inzwischen angelegten Militär-Station Iringa wurde Mpangires Belehnung unter grossen Festlichkeiten vollzogen.

wird bald darauf wegen Verrates hingerichtet.

Leider aber sollte der Krieg hiermit noch nicht sein Ende erreicht haben. Denn Mpangire — nach der Schilderung aller, die ihn kannten, eine überaus sympathische Persönlichkeit und ein auffallend schöner Mann[6])***) — konspirierte mit seinem Bruder Kwawa, und schon wenige Wochen nach seiner Einsetzung wurde er wegen Hochverrats »zu Strang und Kugel« verurteilt.[9])

Wie fast alle Wahehe, die im Laufe des Krieges dasselbe Geschick ereilte, starb er mutig und entschlossen für sein Vaterland. »Gehet zu meinem Bruder in die Wildnis und führet Krieg«, waren die letzten Worte, die er von der Richtstätte seinen Landsleuten zurief[10]): und das taten diese, und der Kampf entbrannte erbitterter, denn zuvor.

Die erneuten Kämpfe enden

Es wurde dies ein langwieriger, für sämtliche Beteiligte sehr wenig erquicklicher Guerilla-Krieg. Nirgends stellten sich die Wahehe zur Entscheidung, dagegen überfielen sie fortwährend mordend und brennend die Wahehe- und Wabena-Häuptlinge, die es mit uns hielten, so dass zu deren Schutze die Truppe in eine Unzahl kleiner Abteilungen zersplittert werden musste. Die Verluste unserer Schutztruppen waren gering, und von Europäern fiel nur der Unteroffizier Karchens, der im Januar 1898 meuchlings ermordet wurde, aber die Eingeborenen, die ihre Felder nicht bestellen konnten, deren Hütten eingeäschert waren, litten um so schwerer.

mit Kwawas Tod

Schliesslich gelang es aber, die Anhänger Kwawas, die Monate lang unter den äussersten Entbehrungen mit Weib und Kind hungernd und frierend in der Wildnis herumgehetzt waren, zur Unterwerfung zu zwingen, und im Juli 1898 erlag dann auch Kwawa: nachdem er seinen letzten Begleiter, da er ihm

*) Die ganze Macht Mereres IV. schätzte Prince[1]) freilich nur auf 1500 Krieger, und die Angabe Bumillers[2]) »Merere II. habe 1893 bis zu 20 000 Krieger zu stellen vermocht«, ist entschieden nicht richtig, selbst wenn man die Hilfsvölker mit einrechnet.

**) Im südlichsten Teile von Ubena wurde der Sultan Mbejera resp. dessen Söhne eingesetzt. Einige Notizen über die Geschichte dieses Gebietes gibt Gröschel.[5])

***) Sein Porträt gibt Adams.,[7]) der übrigens auch eine von Dr. Stirling gefertigte Photographie von Merere IV. bringt.[8])

[1]) **30**, S. 263; [2]) **12**, S. 358; [3]) **30**; [4]) **36**, S. 37; [5]) **78**, S. 82—83; [6]) **46**, S. 53—62; [7]) **46**, S. 54; [8]) **46**, S. 87; [9]) **46**, S. 59; [10]) **46**, S. 61.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht mehr traute, erschossen hatte, richtete er seinen Karabiner gegen sich selbst, und nur seine Leiche geriet in die Hände der verhassten Europäer.[1])

Der nun endlich eingetretene Friede ist den tapferen Bewohnern des schwer geprüften Uhehe recht zu gönnen, und wir dürfen hoffen, dass das schöne Land, welches, wie Prince sagt, »mehr Blut gekostet hat, wie alle übrigen ostafrikanischen Länder zusammengenommen«, nunmehr auch einer gedeihlichen Entwicklung entgegen sieht.

Auf die Einsetzung eines Wahehe-Sultans hat man nach den mit Mpangire gemachten Erfahrungen verzichtet, und die Wassagira der einzelnen Bezirke unterstehen jetzt direkt der Militär-Station resp. den Nebenstationen. Die nächsten Angehörigen der Kwawa-Familie wurden an die Küste ins Exil geschickt.[2]) Auflösung des Wahehe-Reiches.

Schon seit 1896, also mitten im Kriege, hatten mutige Glaubensboten der St. Benedictus-Mission ihr Werk begonnen und hatten dem Volke in den schweren Zeiten beigestanden. Ihre beiden Missionsstationen Tosamaganga und Madibira entwickeln sich, wie dies der Charakter der Wahehe mit sich bringt, verhältnismässig langsam;[3]) in letzter Zeit ist eine neue Station, Namens Luiba von ihnen gegründet worden. Die Tätigkeit der Missionen in Uhehe.

Auch die evangelische Missionsgesellschaft Berlin I hat in Uhehe-Ubena sechs Stationen (Kidugala, 1898; Mufindi-Emmaberg, 1898; Muhanga, 1898; Lupembe, 1899; Mpangile, 1899; Ilembule, 1900) errichtet, und sie ist mit den bisher erzielten Erfolgen zufrieden.[4])

Ihre grossen militärischen Erfolge verdankten die Wahehe, abgesehen von der bedeutenden Persönlichkeit ihrer Herrscher, ihrer strammen militärischen Zucht. Monarchische Organisation des alten Wahehe-Reiches.

»In keinem andern Lande Deutsch-Ostafrikas«, schreibt Glauning[5]), »existierte eine so feste, staatliche Organisation, wie in Uhehe. Die Regierungsform war eine despotische. Kwawa war der oberste Herrscher und Herr über Tod und Leben seiner Untertanen, er war mtwa ‚Sultan' und mtemi ‚Herr über alles'. In Iringa und vielen andern Teilen des Landes besass er eigene Besitztümer, eine Art Domänen; auch seine Untersultane, meist Brüder oder Verwandte Kwawas, hatten eigenen Grundbesitz. Diese letzteren führten nur den Titel mtwa ‚Sultane'. Die einzelnen Bezirke und Dörfer unterstanden einer besonderen Beamten-Kategorie, den Wassagira. Diese waren in gewisser Beziehung selbständig und hatten ihre eigene Gefolgschaft. Dem Kwawa waren sie zu unbedingtem Gehorsam und zur Heeresfolge im Kriege verpflichtet. Den Wassagira lag auch die niedere Gerichtsbarkeit ob, während wichtige Rechtsfälle, z. B. Mord, von Kwawa selbst entschieden wurden.«

Derselbe streng monarchische Sinn, der die Wahehe auszeichnete, herrschte aber auch von jeher bei den Wabena, die nach Burton[6]) »bei ihrem Häupt- Monarchischer Sinn der Wabena und Wassangu.

[1]) **44**; [2]) **46**. S. 53, 61; **91**, S. 135; [3]) **77a**; **101**, S. 86; [4]) **82**; **102** Anl. S. 39; [5]) **28**, S. 59; [6]) **1** (Vol. II), S. 270.

linge schworen« und bei den Wassangu, die sich nur als Sklaven ihres Sultans betrachteten.[1])

Hofzeremoniell bei den Wahehe-Sultanen,

Kwawa hatte ein ganz eigenes, strammes Hofzeremoniell eingeführt, über das uns Adams[2]) berichtet: Jeden Morgen hatte ihn seine Umgebung feierlich zu begrüssen, wobei jeder einen andern ehrenden Titel seinem ‚Adze, ich grüsse Dich', hinzufügte. »Dabei sass*) oder stand Kwawa«, schreibt Adams, »auf einer am Boden ausgebreiteten Matte und erwiderte jeden Gruss mit dem einfachen: Adze, ich grüsse Dich. Seine Blutsverwandten mussten herantreten und ihm den Mund küssen. Hatte er als Sultan irgend jemand eine Gunst erwiesen, so küssten Häuptlinge stehend seine Hand; seine Untertanen taten dies kniend; männliche Sklaven küssten kniend seinen Fuss. Ausser den weiblichen Blutsverwandten durften Frauen die Matte, auf der er sass oder stand, nicht betreten; hatten diese, nach Rang, Hand oder Fuss kniend zu küssen, so mussten sie die Matte bis zum Sultan hin vom Boden aufrollen und dann vom nackten Boden aus den Dankeskuss kniend vornehmen.«**)

Ist der Kriegsspeer im Vorraum der Sultans-Tembe in den Boden gesteckt, so bedeutet dies, wie uns Adams[6]) berichtet, dass der Sultan wegen wichtiger Beratungen verhindert sei, Gäste zu empfangen.***)

bei den Wassangu-Sultanen.

Ueber das Hofzeremoniell der Wassangu-Sultane berichten uns ausser Magdalene Prince auch Elton und Merensky; die letzteren lernten es noch zur Zeit Mereres II. kennen. Jetzt verschwindet dergleichen im Verkehr mit den Europäern ganz rapide.

In Gegenwart des Merere darf sich nach Magdalene Prince[8]) niemand setzen, selbst seine eigene Mutter nicht, während er selbst auf einem Thronsessel Platz nimmt, den er sich von einem eigens hierzu angestellten Jüngling nachtragen lässt. Der jetzige Merere besitzt einen angeblich aus Ufipa stammenden, sehr kunstvoll mit eingelegtem Draht verzierten Thronsessel, der mit farbigen Perlschnüren recht geschmackvoll behangen ist (Tb. 49, No. 46). †)

Ausser einem Throne besassen die Wassangu-Sultane auch Elfenbeinszepter als Hoheitszeichen. Elton berichtet,[10]) dass ursprünglich 50 Elfenbeinstäbe vor-

*) Die vornehmen Wahehe pflegen sich nicht nach gewöhnlicher Negermanier auf den Boden zu hocken, sondern benutzen kleine Schemel.[3])

) Ueber das Küssen bei den Negern siehe auch Seite 71, Anm.). Ich selbst sah den Kuss auf den Mund — der nach Adams bei der Begrüssung von Blutsverwandten überhaupt in Uhehe üblich sein soll — nicht, wohl aber den Handkuss, der Fürsten gegeben wurde. Elton berichtet[4]), dass das Hauptweib des Merere, obgleich sie eine Schwester des Wagogo-Sultans Magomba war[5]), dem Merere zur Begrüssung dreimal den Fuss geküsst habe.

***) Ueber die Zeremonie beim Abschluss der Blutsfreundschaft siehe Thomson.[7])

†) Als Reittier benutzte Merere IV. seiner Zeit nach Magdalene Prince[9]) »einen prachtvollen rabenschwarzen Reitochsen, der dem Merere beinahe heilig ist; er ist auch durch Zauber gegen Unheil geschützt, ebenso drei schöne graue Kühe.«

[1]) **1** (Vol. II), S. 271; **46**, S. 90, [2]) **46**, S. 34; [3]) **28**, S. 60; [4]) **3**, S. 367; [5]) **3**, S. 363; [6]) **46**, S. 52; [7]) **4** (Vol. I), S. 244; [8]) **91**, S. 118 u. 189; [9]) **91**. S. 83 u. Abbildung S. 88; [10]) **3**, S. 364.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

handen gewesen wären, von denen jedoch 49 aus Furcht, dass sie in die Hände der Wahehe fielen, verbrannt seien; sie hätten Ratgebern des Sultans als Vollmachtszeichen gedient und seien bei besonderen Gelegenheiten getragen worden. Angeblich den letzten schenkte Merere II. durch Elton der Königin von England. Merere IV. besass jedoch auch noch ein aus einem mindestens zentnerschweren Stosszahn geschnitztes Elfenbeinszepter, das er Hauptmann Prince verehrte.[1]) Herr Dr. Stierling erzählte mir, diese Szepter seien etwa mannslange Stäbe gewesen, und die Sultane hätten sich bei feierlichen Gelegenheiten auf zwei solcher Stäbe gestützt; gegenwärtig verträten zwei gewöhnliche Elfenbeinzähne ihre Rolle.

Bei Gerichtssitzungen präsidiert der Sultan[2]) und bei wichtigen Gelegenheiten spricht er feierlich zu seinem Volke.[3]) Herr Dr. Stierling wohnte einer solchen Versammlung bei und erzählte mir, die versammelte Menge habe durch den Ruf »Merere« die Worte des Sultans bestätigt.

Bei politischen Verhandlungen scheint ein eigenartiges Zeremoniell üblich gewesen zu sein. Merensky[4]) erzählt, dass als ihm Merere II. in Utengule unterm Beja seine Staatsvisite machte, dem feierlichen Aufzuge der Wassangu ein paar hundert Stück des schönsten Viehs vorangetrieben worden seien, und dass dann der Sultan auf einem Sessel Platz genommen habe, während das Volk niederhockte »Was ich sage,« fährt Merensky in seiner Schilderung fort, »dolmetscht Missionar Nauhaus in Kafir, aus dieser Sprache wird es in das Suaheli übertragen, in welcher Sprache es Fundi den Ministern sagt, von denen einer es dem andern mitteilt, bis es endlich durch einen bevorzugten Sterblichen Mereres Ohr erreicht . . . Merere gab seine Zustimmung zu erkennen in kurzen, verständlichen Worten, die ziemlich leise gesprochen wurden, worauf der ganze Haufe seine Worte in fast singendem Tone wiederholte.«

Elton allerdings, der so lange bei Merere II. verweilte, berichtet nichts von diesem eigenartigen Brauche, und ebensowenig Bumiller;[5]) auch Merere IV. verkehrte für gewöhnlich direkt mit uns Europäern, doch beobachtete ich und andere[6]) Andeutungen des von Merensky geschilderten Zeremoniells, dessen Vorhandensein mir auch Missionar Kootz bestätigte.[*])

Bei offiziellen Vorstellungen ging es nach Elton[8]) bei den Wassangu-Fürsten nicht weniger zeremoniell zu wie an einem europäischen Hofe. Merere II. verschmähte es aber nicht, bei festlichen Aufführungen persönlich mitzuwirken und leitete selbst seinen Trommler-Chor.[9])[**])

---

*) Auch ein Wapangwa-Häuptling hielt es Thomson[7]) gegenüber »unter seiner Würde«, direkt mit dem Fremden zu verhandeln, sondern er tat dies durch den Mund eines seiner Leute.

**) Der Wabena-Sultan Kiwanga beteiligte sich ebenfalls persönlich an den Kriegsspielen, die seine Mannschaften dem Gouverneur und andern Europäern zu Ehren aufführten.[10])

---

[1]) **91**, S, 136; [2]) **79**, S. 25; [3]) **3**, S. 360; [4]) **17**, S. 239; [5]) **12**, S. 357; [6]) **79**, S, 25; [7]) **4** (Vol I), S. 248; [8]) **3**, S. 353; [9]) **3**, S. 362 u. 353; [10]) **36**, S. 38; **91**, S. 124.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei der Begrüssung des Sultans fallen die Wassangu gewöhnlich nieder und klatschen leicht in die Hände.

Begrüssungszeremoniell der gewöhnlichen Leute.

Das gewöhnliche Grusswort ist in Ussangu ebenso wie in Uhehe ein »Adze«, »ich grüsse dich«, daneben hört man, besonders in Ussangu, auch »Komuëni«, »guten Tag«.[1]) Vornehme redet man gern mit »Adze senga« an. »Senga« heisst »das Rind«; da dieses aber das erstrebenswerteste Gut für den Eingeborenen und so gewissermassen das Symbol des Reichtums und der Vornehmheit ist, hat diese Titulatur nicht den unangenehmen Beiklang, den wir damit verbinden würden.[2])

Bei den Wahehe wird der Gruss von dem Angeredeten einfach erwidert, man reicht sich die Hand[3]) und damit ist die Sache erledigt. Die Wassangu sind aber viel formeller und umständlicher: Hat der Begrüsste geantwortet, so stösst der erste ein kurzes é aus, der andere erwidert es, und so geht es bis gegen zehnmal, wobei das abwechselnd ausgestossene é immer leiser wird, bis es schliesslich fast erstirbt. Dann folgt wieder ein Begrüssungswort und das é, é wiederholt sich usw. »Hierbei halten sich die Begrüssenden die Hand und betrachten dabei auch in aller Gemütsruhe die Umgebung. Dies wird oft 5—6 Minuten lang fortgesetzt, bis es dem Höherstehenden oder dem zuerst Begrüssten gefällt, ein Gespräch zu beginnen.«[4])*)

Die feierliche Begrüssung der Wabenafrauen geschieht nach Gröschel[6]) in der Weise, »dass die Grüssende, meist kniend oder hockend, beide Hände flach zusammenlegt und der zu Begrüssenden entgegenstreckt; dieselbe macht etwa die gleiche Bewegung. So berühren sich die Hände, aber nur einen Augenblick; beide ziehen sie schnell zurück und schlagen die Handflächen klatschend zusammen, während sie den Gruss sagen: ‚kamwene'[?] oder ‚savn'[?]. Diese Zeremonie wird fünf- bis sechsmal und öfter wiederholt.«

Aehnlich umständlich, wie bei den Wassangu, ist übrigens auch die Begrüssung bei den Kondeleuten, und wenn man sich eingehender mit den Sitten dieser »Wilden« vertraut macht, so sieht man, dass bei ihnen auch sonst ein strenges Zeremoniell herrscht und dass ihre ganze Lebensführung überhaupt durch Vorschriften, die Brauch und Aberglaube ihnen auferlegen, bis ins einzelste geregelt ist: die »Naturvölker« sind eben absolut nicht die vom Zwange der Konvention und von »Europas übertünchter Höflichkeit« freien Naturkinder, wie es in dem bekannten Kanadier-Gedicht ebenso poetisch wie unzutreffend heisst!

Religiöse Anschauungen.

Was die religiösen Anschauungen der Wahehe und Wassangu — und die Wabena werden sich nicht anders verhalten — anbelangt, so spielt die Ahnenverehrung auch bei diesen Stämmen, gleich wie bei ihren Nachbarn, die Hauptrolle.

*) Siehe auch Elton.[5]) Hierzu ist jedoch zu bemerken, dass »Sokire« der typische Gruss der Konde-Leute, nicht der Gruss der Wassangu ist.

[1]) **46**, S. 88 u. 34; [2]) **46**, S. 34; [3]) **7**, S. 160; **46**, S. 34; [4]) **46**, S. 88; [5]) **3**, S. 342 u. 343; [6]) **78a**, S. 103.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pater Adams[1]) berichtet, dass sie auch an ein höheres, absolut gutes Wesen (Mgluwe oder Mgulwi), den Schöpfer des Weltalls, glauben; sie kümmern sich jedoch, da ihnen diese Gottheit nichts Böses zufügt, wenig oder gar nicht um dieselbe. Das Böse soll nach ihrer Ansicht von einem bösen Prinzip herrühren, welches man zwar durch Opfer nicht besänftigen könne, vor dem man sich aber durch Amulette zu schützen vermöge. Das Vertrauen auf die Wirksamkeit von Amuletten (s. Seite 250) und ebenso der Glaube an allerlei Geisterspuk sei besonders in Ussangu stark verbreitet, zumal bei Jägern, die ja überall so abergläubisch sind. Fetisch- oder Götzenopfer und der Glaube an von Menschen ausgehenden bösen Zauber kämen aber unter den Wahehe nicht im geringsten vor, und auch bei den Wassangu sei Zauberei und Götzendienst unbekannt. Nur die Sultane besässen, nach Waheheglauben, eine ihnen von Natur zukommende übernatürliche persönliche Kraft. So berichtet P. Adams. Auch Thomson[2]) und Giraud[3]) erwähnen, dass in Uhehe keine Zauberei vorkäme, und Glauning[4]) schreibt, dass Krankheiten durch Arzneipflanzen, nicht durch Zauberei behandelt würden.

Zauberei fehlt nach älteren Berichten.

Ganz abweichend davon lauten aber neuere Berichte.

So schreiben die ‚Missionsschwestern aus Madibira'[5]), dass »der Glaube an Zauberei bei den Schwarzen ein grosser sei« und dass »die Furcht, eine Krankheit angezaubert zu bekommen, die Leute vom Stehlen der Früchte abhalte«.

ist aber weit verbreitet.

Ein katholischer Missionar aus Uhehe — offenbar aus Tosamaganga[6]) — und ebenso der evangelische Missionar Klamroth[7]) aus Mufindi berichten ferner, dass es Zauberei bei den Wahehe und Wassangu in Menge gebe und dass man auch bei Krankheiten einen Zauberer resp. Wahrsager zu Rate ziehe, sowie dass nach Wahehe-Glauben, Krankheiten angehext werden könnten.*)

Magdalene Prince[10]) erwähnt auch weissagende Zauberinnen.

Von einer solchen ‚Pepo', d. h. wörtlich ‚Wind' resp. ‚Geist', schreibt sie: »Mit grellbunten Tüchern, Perlenschnüren und Fellen behangen, dass Gesicht rot und weiss bemalt und gepudert, durchzieht diese ‚Besessene' die Strassen, begleitet von einer ihr ergebenen Frau, die ihre Verzückungen und wirren Reden dem staunenden Volke ausdeutet. In diesem oft wochenlang anhaltenden Zustande darf der ‚pepo' kein Mann zu nahe kommen — im gewöhnlichen, nicht besessenen Zustande dagegen ist sie nichts weniger als Männerfeindin —, an die von ihr gebrauten Liebestränke und andere ‚Daua' glauben die Schwarzen natürlich unerschütterlich fest . . . Die Spekulation auf die Dummheit der lieben Mitmenschen macht sich übrigens auch hier bezahlt — diese ‚pepo' hat sich ein ganz ansehnliches Vermögen zusammengezaubert.«

Dass man übrigens auch an wahrsagende Vögel glaubt, geht aus einem Berichte von Miss. Schumann[11]) hervor.

---

*) Eine sehr wichtige Rolle spielte die Kriegsmedizin des Kwawa,[8]) eine in einem Horne aufbewahrte schwarze Masse, die er von einem besonderen Vertrauensmann im Kriege tragen liess. Als Kwawa tot war, fand man bei ihm, durch Dörren am Feuer konserviert, ein Stück Schulterfleisch und einen Fuss eines Mannes; diese Leichenteile stammten von einem seiner Anhänger, den Kwawa, weil er ihm nicht mehr traute, einige Zeit vordem erschlagen hatte.[9])

Dass die Wassangu an Zauber, der unsichtbar macht, fest glauben, lehrte mich ein Spezialfall.

---

[1]) **46**, S. 40 u. 88; [2]) **4** (Vol. I), S. 237; [3]) **7**, S. 154; [4]) **28**, S. 63; [5]) **81**; [6]) **76**; [7]) **77**; [8]) **27** (1896), S. 245; [9]) **91**, S. 183; [10]) **91**, S. 44 u. 134; [11]) **98**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

»Hexen«-Prozesse.

Der oben erwähnte anonyme Missionar[1]) und ebenso Miss. Klamroth[2]) erzählen, dass bösen Zaubers Verdächtige sich der bekannten Muawi-Giftprobe unterziehen mussten; eine andere Methode, mit den Zauberern zu verfahren, habe darin bestanden, dass man einen Arm des Angeschuldigten in die Erde gegraben und den Mann dann aufgefordert habe, die Zaubermittel herauszugeben; »weigerte er sich, so wurde er freigelassen und dann ermordet, bekannte er sich dazu, so wurde er meistens so lange geschlagen, bis er hieran starb.« Auch ein Gottesurteil, das darin bestand, dass die der Zauberei Verdächtigen an einer glühend gemachten Hacke lecken mussten, wird erwähnt.*)

»Um Zauberer zu entlarven, die Leuten Krankheiten anhexen«, schreibt Klamroth,[4]) »wurde früher zur Zeit der alten Hehe-Herrlichkeit, eine richtige Feuerprobe angestellt. Der Mutunasa kann nur den Ort angeben, wo der Missetäter steckt. Falls der Oberhäuptling die Sache nun weiter verfolgen will, lässt er die ganze Einwohnerschaft, Männer, Frauen und Kinder jenes Dorfes zusammenkommen. Ein grosses Feuer wird angezündet und eine Hacke darin glühend gemacht. Dies alles geschieht unter der Leitung des Muna kunana, des ‚Oberleckers', Festordners oder wie man das Wort übersetzen will. Dann fängt derselbe an, dreimal an der Hacke zu lecken. Darauf wird dieselbe wieder glühend gemacht und der nächste kommt an die Reihe. Alle, ohne Ausnahme, müssen heran, selbst der Dorfhäuptling, etwaige Aerzte ebenso, auch Wahrsager sind nicht ausgenommen. Nur der Oberhäuptling leckt nicht mit und — die Zunft der Schmiede. Wer ein ganz reines Gewissen zu haben glaubt, der leckt auch wohl vier- oder fünfmal. Da die Prozedur ruhig weiter geht, wenn auch schon einer entdeckt ist, so werden bei einer Feuerprobe oft vier oder fünf Zauberer gefasst. Haben nun endlich alle geleckt, so werden die ertappten Missetäter zum Oberhäuptling geführt. Mahinja soll, wenn es sich um einen oder zwei handelt, meist die Todesstrafe verhängt haben, waren es mehrere, so wurde etwa die Hälfte zur Verbannung begnadigt. Noch jetzt erbietet sich manchmal jemand zum Hackenlecken, um seine Unschuld zu beweisen, allein im grossen Stil wird die Feuerprobe nicht mehr abgehalten.«

Regenzauber.

Auch Regenzauber spielt — zum mindesten bei den Wabena und Wassangu — eine ebensolche Rolle wie bei andern Negern. Ein berühmter Regenmacher sass z. B. zu Kidugala in Ubena, wo er sein Heiligtum in Gestalt von zwei ganz kleinen, tembenartig gebauten Hütten unter einigen alten Bäumen errichtet hatte; er hiess, wie mir Herr Gröschel mitteilte, Mgera mit Namen. (Tb. 46a.) Die Wassangu von Utengule unterm Beja-Berge glaubten, wie mir Herr Missionar Kootz mitteilte, dass die auf dem wolkensammelnden Gebirge wohnenden Wassafua den Regen senden könnten, und wenn der Regen ausblieb, so überfielen sie die Bergbewohner, um sie für den vermeintlichen Frevel zu bestrafen.

Zaubernde Aerzte.

Es wäre ja auch sehr merkwürdig, wenn die Wahehe und Wassangu im Gegensatz zu allen ihren Nachbarn nicht an Zauberer glauben sollten. Immerhin mögen aber die Wahehe Zauberer resp. Aerzte — es soll nach Klammroth[5]) auch Aerzte geben, die ohne überirdischen Nimbus praktizieren, sich jeder aber nur auf eine ganz bestimmte Spezialität verstehen — ausser ihrem Hokuspokus auch wirklche Kenntnisse von mancherlei heilkräftigen Pflanzen besitzen; Gifte kennt man sicher, denn Giftmorde sind in Uhehe häufig.[6]) Mit Wunden wissen die Wahehe anscheinend ganz gut umzugehen, denn ich sah eine Oberschenkel-

*) Siehe auch »Chronik aus St. Gertrud zu Iringa«.[3])

[1]) **76**; [2]) **77**; [3]) **50**; [4]) **77**; [5]) **77**; [6]) **91**, S. 118.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schuss-Fraktur mit einem sehr zweckmässigen Schienenverbande gestützt. (Tb. 49, No. 42.) Natürlich erhalten die einheimischen Aerzte auch Bezahlung von ihren Patienten,[1]) während die Neger von dem europäischen Arzte häufig noch einen Bakschisch nach ihrer Herstellung verlangen.

Die Neger-Medizin im Süden von Deutsch-Ostafrika.

Ueber die medizinischen Kenntnisse der Wahehe und anderer Stämme habe ich leider nur sehr wenig in Erfahrung bringen können.

Schröpfen.

Auf das Schröpfen versteht man sich im ganzen Süden von Deutsch-Ostafrika und wendet es recht oft an. Als Schröpfkopf dient für gewöhnlich ein an seiner Spitze durchbohrtes Kuhhorn, und zuweilen besitzt man ganze Serien verschieden grosser Schröpfhörner (Tb. 49, No. 41, Tb. 91, No. 22.). Bei der Operation geht man folgendermassen zu Werke: Die obere Oeffnung des Schröpfkopfes wird mit Wachs zugeklebt and alsdann mit einer Nadel oder dergleichen dieser Verschluss wieder durchstochen. Nachdem dann die Haut mit einem Messer eingeschnitten und der Schröpfkopf über die Wunde gesetzt ist, wird an der oberen Oeffnung gesogen und das kleine Loch in dem Wachsverschluss, bevor Luft nachströmen kann, zugedrückt. Im Konde-Land wird auch wohl ein Grashalm mit Wachs in die obere Oeffnung des Hornes gekittet, an diesem gesogen und der Verschluss dann durch festes Andrücken des Wachses hergestellt.[2]) Durch die Luftverdünnung dringt dann das Blut aus der Wunde in das Horn: ganz wie bei unsern europäischen Schröpfköpfen, wo die Luftverdünnung durch Erhitzen bewirkt wird. In die Schröpfwunden wird zum Schlusse dann eventuell noch Medizin eingerieben. Auch »trockene Schröpfköpfe« werden nach Cross[3]) gesetzt.

innere Krankheiten.

Ueber die Behandlung innerer Krankheiten mit Medikamenten kann ich leider nichts berichten, da die Negerärzte recht zurückhaltend sind. Zwar wurden mir ab und zu Blätter, Hölzer und Wurzeln als Heilmittel gegen gewisse Krankheiten gezeigt, und ich sah das Brauen von Medizin auch selbst mit an, aber ich weiss nicht, in wie weit es sich dabei um wirklich heilkräftige Kräuter handelte. Aber wenn man auch die Kenntnis wirksamer Arzneistoffe von vornherein durchaus nicht in Zweifel ziehen darf, sondern im Gegenteil von der Medizin der Naturvölker — die uns ja doch mit dem Chinin, Strophantus und Cocaïn bekannt gemacht hat — noch mancherlei wertvolle Bereicherungen unseres Arzneischatzes zu erwarten sind, so wird doch zweifellos von den eingeborenen Medizinmännern oft arger Humbug getrieben: z. B. wenn der Konde- oder Mgoni-Doktor dem Patienten vorgeblich ein Stück Bast aus dem schmerzenden Rücken zieht, ihm einen grossen Knochen aus seinem kranken Auge holt und was dergleichen Wunderkuren mehr sind.[4])

Die Zauberei spielt wohl sicher bei der Heilung von Krankheiten hier mindestens eine ebenso grosse Rolle wie wirksame Medikamente: die Negerärzte mögen eben auch nicht auf die Heilwirkung der Suggestion verzichten.

Pocken.

Von der Ansteckungsgefahr bei gewissen Infektionskrankheiten haben die Eingeborenen Kenntnis, z. B. bei den Pocken, die furchtbare Verheerungen unter der Bevölkerung anrichten. Die »Variolisation«, d. h. die Einimpfung direkt vom Kranken stammenden, nicht durch Tierpassagen abgeschwächten Pockengiftes zur Erzielung einer nur leichten Erkrankungsform, wird im Süden von Deutsch-Ostafrika, im Gegensatz zu andern Teilen der Kolonie, anscheinend nicht ausgeübt. Der europäischen Schutzimpfung, die von seiten der Regierung und der Missionen aufs eifrigste ausgeführt wird, unterwerfen sich die Eingeborenen aber willig, da deren Nutzen ja so augenfällig ist.*)

---

*) Zumal, wenn die Pocken in der Nachbarschaft wüten, strömen die Eingeborenen freiwillig in Scharen zum Impfen herbei, während man sonst allerdings manchmal seine liebe Not hat, die Leute zum Impftermin zusammenzubekommen. Ausnahmsweise kann die Schutz-Pocken-Impfung allerdings zu vorübergehender Beunruhigung der Bevölkerung führen, wie dies z. B. Miss. Wolff[5]) aus Ukinga berichtet; denn die Pusteln können bei den zum ersten Male geimpften recht erhebliche Anschwellungen verursachen, und die misstrauischen Eingeborenen vermuten dann zuweilen bösen Zauber, mit dem die Weissen sie verderben wollen. Im allgemeinen wissen die Eingeborenen den Segen der Schutzpockenimpfung aber wie gesagt mehr zu würdigen wie grosse Kreise unserer europäischen Bevölkerung.

---

[1]) **28**, S. 63; [2]) **33**, S. 442 Anm.; [3]) **33**, S. 442 Anm.; [4]) **33**, S. 442; **59**; [5]) **58**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Framboesia, Die von Framboesia tropica — einer ansteckenden, syphilisähnlich aussehenden Hautkrankheit, die besonders am Njassa sehr stark verbreitet ist — Befallenen, werden in der Regel nicht isoliert. Nur in einem Falle sah ich im Konde-Land, dass man für einen mit dem Uebel behafteten Knaben einen durch eine besondere Aussentür zugänglichen Raum der Hütte abgetrennt hatte, und man teilte mir mit, dass die mit der Krankheit Behafteten auch besonderes Essgeschirr benutzen müssten.

Bilharzia, Die Bilharzia-Krankheit, deren hauptsächlichstes Symptom in der Entleerung blutigen Urins besteht, wurde von den Konde-Leuten auf das Trinken von Wasser aus einem bestimmten See zurückgeführt.

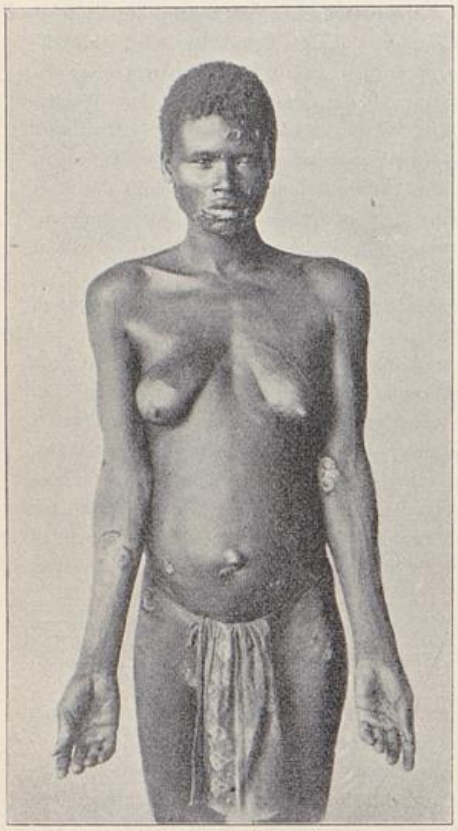


Fig. 84.
Mkissi-Weib mit Framboesia tropica-Ausschlag im Gesicht und auf dem Körper.

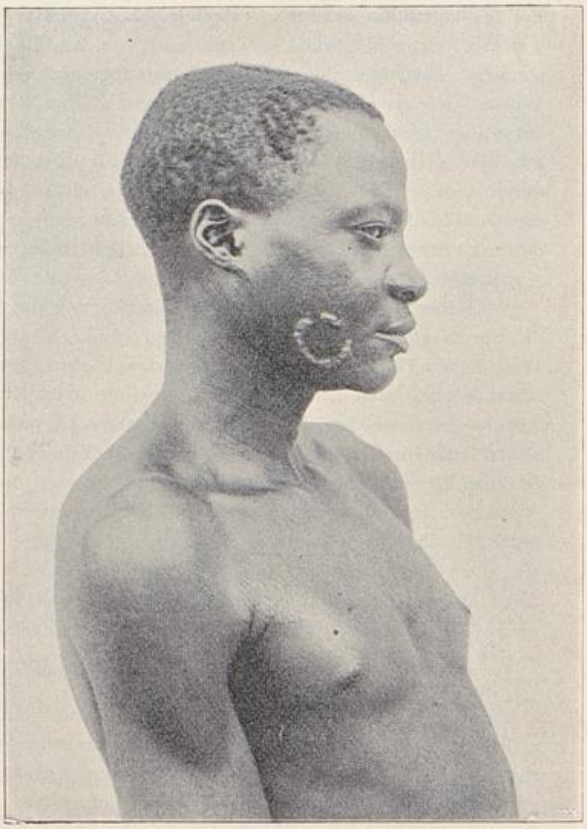


Fig. 85.
Mkissi-Mann mit ringförmigem Framboesia tropica-Ausschlag an der Wange.

Wundbehandlung, Wunden und Geschwüre behandelt man durch Auflegen von mit Bast befestigten Blättern oder auch mit Bädern, wobei besonders die natürlichen heissen Quellen bevorzugt werden. Abscesse werden geöffnet und Frakturen werden geschient. Von grösseren Operationen, wie sie anderwärts von Eingeborenen-Aerzten ausgeführt werden, z. B. Ovariotomie und Kaiserschnitt, habe ich im Süden von Deutsch-Ostafrika nichts gehört, doch gibt es im Konde-Lande Geburtshelferinnen, die anscheinend über recht wirksame Medizinen und gute Methoden verfügen. Bei chirurgischen Erkrankungen wenden sich die Neger aber mit Vorliebe an den europäischen Arzt, da dessen Erfolge in der Wundbehandlung doch zu evident sind: und die Behandlung von Negerwunden ist wirklich ein wahres Vergnügen für den Arzt, denn die allerschwersten Verletzungen sieht man mit geradezu staunenswerter Schnelligkeit heilen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

angebliche Wirksamkeit der Neger-Medizinen.

Bei inneren Erkrankungen haben die eingeborenen Medizin-Männer aber, wie uns Johnston[1]) aus Britisch-Zentral-Afrika berichtet, manchmal sehr gute Erfolge, oft vielleicht bessere, als der europäische Arzt, da ja die Neger-Erkrankungen bisher nur sehr wenig studiert sind. Auf die bei den Eingeborenen vorkommenden Krankheiten näher einzugehen, ist hier nicht der Ort, und ich verweise ausser auf einen Aufsatz von dem Missionsarzt Dr. Schröter[2]), der besonders in Ubena seine Erfahrungen gesammelt hat, auf die ausführlichen Angaben von Dr. Kerr Cross in dem Johnstonschen Werke über Britisch-Zentral-Afrika,[3]) das auch über Negermedizin berichtet.

Nur über die Pest in Uhehe[4]) und über die lästige Sandfloh-Plage will ich an dieser Stelle noch einige Worte hinzufügen.

Das Auftreten von Pest in Uhehe.

Ende 1903 wurde eine Anzahl pestverdächtiger Fälle in der Nachbarschaft der Nation Iringa beobachtet, und die bakteriogische Untersuchung ergab unzweifelhaft das Vorhandensein von echter Bubonen- resp Lungenpest. Ausser zahlreichen Eingeborenen, die der mit sehr bedeutender Mortalitätsziffer (80—90%) auftretenden Krankheit erlagen, erkrankten auch von den wenigen in Uhehe ansässigen Europäern sieben, und vier davon starben; sie hatten sich die Krankheit besonders durch Pflege von pestkranken Eingeborenen zugezogen. Die Umfrage ergab, dass man es nicht etwa mit einer frischen Einschleppung der Krankheit zu tun hatte — ein seit mehreren Jahren konstatierter endemischer Pestherd befindet sich am Victoria-See — sondern, dass die Krankheit schon seit lange unter dem Namen Kyambafu in Uhehe bekannt ist und dass ihr jährlich, besonders zur Regenzeit, eine Anzahl Leute zum Opfer fallen; die Wahehe sollen genau wissen, dass die Pest zur Zeit des Sultans Njugumba eingeschleppt sei und sich dann von der Grenze aus allmählich verbreitet habe (auch die Küstenleute kennen übrigens die Seuche). Wie dies in andern Pestherden die Regel ist, pflegt dem Ausbruche der Menschen-Krankheit ein auffälliges Rattensterben in den Temben — wo es ja von Ratten wimmelt — vorherzugehen. Die Ratten verschleppen auch offenbar die Krankheit von Jahr zu Jahr und vielleicht auch von Ort zu Ort; in der Trockenzeit sind sie meist auf den Feldern, während sie in der Regenzeit in den Häusern Unterschlupf und Futter suchen, und da die Wahehe, gleich ihren Nachbaren, Rattenbraten wohl sicher nicht verschmähen, sind die Uebertragungsbedingungen von Ratten auf Mensch sehr günstige.

Die gegenwärtige Verkehrs-Verhältnisse Uhehes sind einer Pandemie aber offenbar nicht günstig, sonst wäre dieselbe seit den vielen Jahren, wo die Krankheit in Uhehe bereits heimisch ist, sicher nicht ausgeblieben. Immerhin aber bildet das Vorhandensein dieses Seuchenherdes mehr als das des küstenferneren am Victoria-Njansa eine latente Gefahr für das Küstengebiet, und auch die Infizierung des dicht bevölkerten Konde-Landes könnte von sehr ernsten wirtschaftlichen Folgen werden. Bei der Abgeschlossenheit Uhehes ist die Bekämpfung der Seuche verhältnismässig leicht, und das Kaiserliche Gouvernement hat natürlich sofort die notwendigen Abwehr- und Bekämpfungsmassregeln ergriffen; auch der Wurzel des Uebels, den Ratten, soll, wie ich höre, mit dem ganzen Rüstzeug der modernen Wissenschaft zu Leibe gegangen werden.

Die Sandfloh-plage.

Die Sandfloh-Plage ist nur ein kleines, aber immerhin recht lästiges Uebel.

Der ursprünglich aus Südamerika stammende Sandfloh ist bekanntlich vor etwa 30 Jahren nach Westafrika verschleppt worden und erreichte auf seinem unaufhaltsamen Siegeslauf Ende 1896 die Küste der Deutsch-Ostafrikanischen Kolonie;[5]) der Süden der Küste war im Frühjahr 1897 noch frei von dieser Plage, die jedoch in Ungoni und Uhehe damals bereits heimisch war. Im Winter 1898/99 traf F. Plehn[6]) den Sandfloh aber schon im Innern von Indien an, so dass er wohl bald sein Reise um die Erde vollendet haben dürfte.

Das Sandflohweibchen — nur etwa halb so gross wie unser »Hausfreund« —, dessen gewöhnliche Nahrung in Blut besteht, bohrt sich in befruchtetem Zustande mit dem Kopf voran in die oberflächlichen Schichten der Haut ein, dabei ein ungemein lästiges Jucken verursachend. Im Verlauf einiger Tage schwillt der mit Eiern gefüllte Hinterleib des Eindringlings mächtig an und erreicht schliesslich die Grösse einer kleinen Erbse; wie man an extrahierten Exemplaren sieht, bildet das übrige Tier nur zwei eben sichtbare, dunkle Pünktchen an den Polen des grossen Eiersackes. Vor allem dringen die Sandflöhe in die Haut der Hände und Füsse, und besonders die Haut unter den Fussnägeln ist ihr Lieblingssitz; vernachlässigte Kinder sind aber zuweilen über und

---

[1]) **33**, S. 442; [2]) **92**; [3]) **33**, S. 473—477 u. 441—443; [4]) **97**; **102** S. 19; [5]) **71**; [6]) **71**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über mit Sandflöhen besät, und F. Plehn[1]) meint, dass während der Hungersnot 1897/98 wohl Hunderte der entkräfteten Leute an den gerade damals sich an der Küste ausbreitenden Sandflöhen zu Grunde gegangen seien. Denn wird der Floh nicht rechtzeitig entfernt, so bilden sich Geschwüre, die bei ihrer, beim unbeschuhten Neger der Verschmutzung und Insulten ja besonders ausgesetzten Lage, zu recht bösen Entzündungen Veranlassung geben können. In Uhehe waren zu meiner Zeit die Sandflöhe sehr häufig, und besonders in alten verlassenen Tembe stürzten die ausgehungerten Tiere in Menge auf den Eindringling. Fast ein Dutzend dieser unliebsamen Gäste wurden mir einmal, als ich, anstatt in den einen ziemlichen Schutz gewährenden Schnürstiefeln, in niederen Schuhen eine solche Tembe betreten hatte, nach 48 Stunden — dem zur Extraktion günstigsten Zeitpunkte — von meinem »Boy« in üblicher Weise mit einer Nadel aus den Füssen entfernt.

Die Sandfloh-Plage ist in Gegenden, die frisch davon infiziert werden, besonders arg, um dann, wenn die Bevölkerung gelernt hat, sich der Parasiten zu erwehren und die noch unreifen Eier mit dem Weibchen zugleich zu entfernen, erheblich abzunehmen; vielleicht sind auch die verschiedenen Jahre der Entwicklung der Sandflöhe nicht gleich günstig.

Ahnenkult, Bestattung etc.

Die einzigen religiösen Zeremonien, welche man bei den Wahehe beobachtet — und dasselbe gilt offenbar auch für die Wassangu und Wabena — stehen in Verbindung mit der Ahnenverehrung.*) Man glaubt, dass die Seelen der Abgeschiedenen zwar unsichtbar, aber mit denselben Gewohnheiten wie im Leben weiter existierten, bei Gelegenheit auch wohl wieder erscheinen könnten, und man bittet um ihren Beistand und bringt ihnen Opfergaben dar.[3]) (Siehe Seite 227).

Aber man fürchtet sich auch vor diesen Mazimu oder Masoka und ist im allgemeinen froh, wenn sie ruhig schlummern und nicht als Gespenster herumspuken.[4])

Die Vornehmen und ihre nächsten Anverwandten werden bei den Wahehe bestattet, niedere Leute aber gewöhnlich einfach in die Wildnis geworfen — oder wie Magdalene Prince[5]) berichtet, dort auf einen Hügel zusammengeschichteter Baumstämme niedergelegt — wo Geier und Hyänen dann das übrige tun. Im Felde gefallene Krieger bleiben aber, wie mir Herr Leutnant Braun mitteilte, immer unbegraben.

Nach Adams[6]) würde bei den Wahehe der Tote in die Matte oder Rindshaut gewickelt, auf der er verstorben, und dann 2—3 Stunden unter Wehklagen »gerüttelt«. Bevor man das Grab schlösse, würde die Leiche von den nächsten Verwandten berührt. Das Klagegeheul der Weiber dauere gewöhnlich drei Tage und fände zu bestimmten Stunden gegen Morgen und Abend statt.

Nach Magdalene Prince[7]) sollen bei der Bestattung nicht nur die leidtragenden Weiber klagen, sondern auch die Männer weinen; die Totenklage der Weiber dauere 3—4 Tage, die Mutter trauere 5 Tage in dieser Art. Nachdem die Leiche in die Wildnis gebracht sei, fände eine Reinigungszeremonie der leidtragenden Anverwandten durch Waschungen in einem Flusse statt.

*) Magdalene Prince[2]) berichtet allerdings auch über eine dem »Mungu«, d. h. Gott, geweihte Stätte: ein schönes fruchtbares Tal, das die Menschen nur schweigend betreten durften, wenn sie dem Scheitani (der Suaheli-Name für Teufel) nicht verfallen und durch ihn übles erfahren wollten.

[1]) **71**; [2]) **91**, S. 139: [3]) **46**, S. 40; **76**, S. 123 Anm.; [4]) **76**, S. 123 Anm.; [5]) **91**, S. 105; [6]) **46**, S. 40; [7]) **91**, S. 106.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch äussere Trauerzeichen legen die Wahehe, und speziell die Weiber, gleich den Wangoni, Konde-Leute usw., an. Ist ein Angehöriger gestorben, so binden die Wahehe-Weiber je einen frischen Baststreifen um Stirn und Brust, welche nach einigen Tagen durch geflochtene Schnüre ersetzt werden. (Tb. 47b, Tb. 49 No. 20.) Die Stirnschnur wird angeblich zwei Monate lang, die Brustschnur nur einen Monat getragen. Heiratet jedoch eine derartig um ihren Gatten trauernde Frau ausnahmsweise vor Ablauf der Trauerzeit, so legt sie die Trauerzeichen ab. (Siehe auch Seite 149 Anm. und S. 225.)

Oefter sah ich auch die Bündel dünner, um die Fussgelenke nach Wahehesitte getragenen Drahtringe mit blauem europäischem Stoff umwickelt, und man sagte mir, dass auch dieses ein Zeichen der Trauer sei. Ganz entsprechendes wurde mir auch bei den Wakissi mitgeteilt.

Der Grabhügel ist flach und länglich und an einem Ende wird eventuell ein Topf eingelassen, der, nach Adams,[1]) mit Wasser und Opfergaben gefüllt wird. Ich sah bei einigen Häuptlingsgräbern in Kihuwere — den einzigen Grabstätten, die ich ausser dem Erbbegräbnis der Kwawa-Familie in Uhehe, Ubena und Ussangu überhaupt zu Gesicht bekam — in den angeblich am Kopfende des Grabes eingelassenen Töpfen nur Asche, die aus dem Hause des Verstorbenen stammen sollte, während bei einem andern daselbst befindlichen Grabe nur ein Binsenstrauch an Stelle des Topfes vorhanden war. Adams[1]) berichtet, »dass der Sterberaum rein ausgefegt und Kehricht, Töpfe, Schmucksachen des Verstorbenen ausserhalb der Tembe, mit Vorliebe an Scheidewegen, hingeworfen würden.« Angeblich aus dem Totenhause stammende Aschenhaufen sah ich auch in Ubena am Wege liegen (siehe Seite 65 Anm., S. 150 und S. 225).*)

Das Erbbegräbnis der Kwawa-Familie.

Eine besondere Erwähnung verdient das Erbbegräbnis der Kwawafamilie, das sich bei Rungembe, dem Stammsitz des Fürstenhauses, befand und das im Laufe des letzten Wahehe-Krieges zerstört wurde. Diese Grabstätte ist von mehreren Autoren geschildert und besonders von Stierling[2]) in einem besonderen Aufsatz genau beschrieben und abgebildet worden; ich benutze dessen Angaben zur Ergänzung meiner eigenen Beobachtungen.

Mitten in freiem Felde, nur von einer Gruppe alter Bäume beschattet, befand sich eine etwa 20 m lange und 7 m breite, ungefähr rechteckige Pallisadenumfriedigung, deren etwa doppelmannshohe Stämme zum Teil wieder frisch ausgeschlagen waren; nur dort, wo sich das überschattende Baumdickicht anschloss, fehlte dieser Zaun. Ein enger, durch Querhölzer verschlossener Eingang in den Pallisaden gewährte Zutritt zu der Grabstätte. Im Innern befanden sich etwa 16 flache Grabhügel; einige waren von etwa Mannslänge und ungefähr

*) An dieser Stelle sei erwähnt, dass, wie Herr Miss. Kootz beobachtete, in Utengule unterm Beja beim Ausbruch einer Seuche sämtliche Feuer in der Stadt gelöscht wurden, und dass man die Asche auf einem Platze vor dem Orte zusammentrug. Neues Feuer wurde dann von dem als Zauberer geltenden Wassafua-Häuptling Marema geholt.

[1]) **46**, S. 40; [2]) **48**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

0,50 m breit; die meisten waren an ihrer geringen Grösse aber als Kindergräber kenntlich. Bei einer Anzahl dieser Gräber war an einem Ende je ein grosser, bis 1,50 m langer, zu $^2/_3$ in der Erde steckender, stark verwitterter Elfenbeinzahn eingegraben, während andere Zähne auf dem Boden zerstreut umherlagen. Nur über einem Grabe, nach Stierling und auch Adams[1]) dem des Sultans Njugumba,*) war auf Pfählen ein altes verblichenes Tuch ausgespannt. Früher soll überhaupt der ganze Begräbnisplatz mit Zeug überspannt gewesen sein, wie Stierling und Adams berichten. Die Gruft des Njugumba war nach Stierling mit Lehm und Steinen ausserordentlich fest zugestampft und über »brusttief«; das Gerippe lag nicht direkt unter dem Hügel, sondern in einer kleinen Seitengruft, das Haupt nach Nord-Osten gerichtet. Beigaben, oder auf Sklavenopfer deutende Anzeichen wurden in dem Grabe nicht gefunden. Stierling vermutet, dass arabischer Einfluss bei dieser Bestattungsart mitgewirkt hat; hierfür spricht ja auch, dass man gemeine Leute unbegraben lässt. Die Wahehe hatten eine grosse Ehrfurcht vor der würdigen Ruhestätte ihrer Fürsten, und scheu blieben meine Hehe-Führer von ferne stehen, als ich die Gräber betrachtete

Die Grabstätte Mereres II.

Die ebenfalls hochverehrte Grabstätte Merere II. soll sich in Utengule unterm Beja in einer Tembe befunden haben.**) Bei den Wassangu sollen nach Adams[6]) die Toten überhaupt fast stets begraben werden: freilich erinnere ich mich nicht, jemals die von Adams erwähnten, »mit Straucheuphorbien umfriedigten Grabstätten in der Nähe der Wohnungen oder innerhalb des Tembenhofes« gesehen zu haben.

Bei den Wabena ist Leichenbestattung üblich. Der Grabstätte des Wabena-Sultans Saggamaganga wurde bereits im vorigen Kapitel gedacht, und Missionar Gröschel[7]) erwähnt das in einem schattigen Bambushaine unter einer verfallenen Hütte gelegene Grab des Wabena-Häuptlings Muakunohidja.

Die Totengebräuche der Wabena schildert Schumann aus Lupembe sehr ausführlich.[8]) Ich lasse seine hochinteressanten Angaben hier ungekürzt folgen:

Schumann über die Totengebräuche der Wabena.

»Ich hatte heute Gelegenheit, einer Begräbnis-Feierlichkeit der hiesigen Eingeborenen beizuwohnen. Als ich nachmittags um 4 Uhr beim Trauerhause ankam, war die Leiche gewaschen und gesalbt. Beides wird noch bei Lebzeiten besorgt, kurz vor dem Eintreten des Todes. Gleich nach meinem Eintreffen wurde die Leiche an den Rand des Grabes getragen. Das Grab war oben 1 m lang und 0,25 m breit, nach unten war es derart erweitert, dass die

*) Die Mutter des Kwawa, Sigimba, ruht aber nicht in diesem Erbbegräbnis, wie man Liebert[2]) berichtete, sondern sie wurde in Iringa bestattet.[3])

**) Der »Missionsfreund« vom März 1899[4]) enthält allerdings eine Abbildung, »Sohn des Häuptlings Merere am Grabe seines Vaters mit Gefolge« — offenbar eine Reproduktion nach einer Photographie, die auch Magdalene Prince[5]) bringt —, nach der das ganz flache, mit dem Felle eines Opfertieres überspannte Grab mitten im Busch zu liegen scheint. Vielleicht haben die Wassangu die Gebeine ihres Sultans mit sich aus Ussafua in die alte Heimat genommen.

[1]) **46**, S. 25; [2]) **36**, S. 36; [3]) **46**, S. 26; [4]) **48a**; [5]) **91**, S. 88; [6]) **46**, S. 88; [7]) **78**; [8]) **75**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leiche bequem darin liegen konnte. Am Grabesrande wurde der Leiche innerhalb der Mattenumhüllung alles ausgezogen, was sie anhatte. Die Matte selbst wurde an einer Stelle durchschnitten und ein Arm dadurch genommen, sodann die Leiche in die Matte festgewickelt, doch so, dass der eine Arm ausserhalb der Matte verblieb. Nunmehr traten die Verwandten ans Grab und jeder warf sowohl nach der Kopf- als nach der Fussseite des Grabes etwas Lehm, einige Blätter von Bäumen und einer Schlingpflanze und Gras hinein. Dann wurde mit Lianen die Leiche ins Grab gesenkt, ähnlich wie wir den Sarg ins Grab senken. Die Leiche wurde so gelagert, dass das Gesicht nach der Seite schaute, wo das Geschlecht der Familie seinen Stammsitz herschreibt, und dass der freie Arm oben lag. Darauf stieg einer der Verwandten ins Grab und verstopfte mit Lehm und Blättern das obere Nasenloch und das obere Ohr. Nachdem man noch einmal Lehm, Blätter und Gras nach dem Kopf- und Fussende der Leiche geworfen hatte, traten die Blutsverwandten an das Grab und schoben Erde ins Grab. Es geschah das auf eine ziemlich mühsame Art. Die betreffenden knieten am Kopfende nieder, legten die Ellenbogen auf die lose Graberde, die Arme nach oben gebogen, nahmen den Kopf zwischen die Arme und schoben mit Kopf und Ellenbogen zugleich die lose Erde vor sich her, bis sie ins Grab fiel. Dasselbe Manöver wiederholte sich am Fussende. Nun wurde das Grab zugeschaufelt und die Erde festgetreten. Der ausserhalb der Matte befindliche Arm wurde hochgehalten und so erhoben begraben, in die Hand legte man ein langes Gras und dieses von der Hand ausgehende Gras wurde nun sorgfältig derart mitbegraben, dass es ausserhalb des Grabes noch ein Stück heraussah. Auch am Fussende wurde solches Gras derart versenkt, dass es noch ein Stück heraussah. Das Grab wurde mit einem Hügel versehen, noch einmal wurden Lehm, Blätter und Gras am Kopf- und Fussende und neben dem Hügel das Zeug des Verstorbenen und ein Wanderstab hingelegt. Alles, was der Verstorbene trug und vor dem Tode benutzt hatte, Medizinen desselben, Asche von der Feuerstelle, sowie der Kehricht seines Hauses, alles wird unweit des Grabes hingeschüttet.«

»Es folgte nunmehr die Waschung. Alle Geräte, die beim Begraben benutzt waren, wurden sorgfältig abgewaschen, es wuschen sich dann alle Leidtragenden den ganzen Körper. Die Waschungen geschehen teils am Grabe selbst, teils begibt man sich dazu an den Fluss. Die Blutsverwandten beobachten dabei die besondere Zeremonie, dass sie Gras um die Brust legen, sodann Grasringe zwischen den kleinen und den Goldfinger legen und bei Beginn der Waschung das Gras nach dem Rücken werfen.«

»Nach der Waschung begab sich die Trauerversammlung an einen Kreuzweg. Hier wurde ein Feuer entzündet und es begann eine neue Zeremonie. Es wurde mit einem Sensenmesser rechts und links vom Feuer Gras abgemäht und aufs Feuer geworfen, dann mit einer Hacke rechts und links etwas Erde ausgehoben und ebenfalls aufs Feuer geworfen. — Oben darauf wurde eine alte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kürbisflasche gestellt. Nun musste jeder Verwandte, einer nach dem andern, über das Feuer schreiten, derart, dass er beim Ueberschreiten die Flasche oder einen Teil davon zertrat; ebenso musste er wieder zurückschreiten. Beim Ueberschreiten hielt man rechts und links vom Feuer eine Hacke, der Ueberschreitende fasste diese an und ging über das Feuer, dem Hause den Rücken kehrend. Dann wandte er sich um und schritt jetzt dem Hause zu über das Feuer. Bemerkt sei noch, dass bei all diesen Handlungen streng darauf gehalten wurde, dass sie dem Verwandtschaftsgrade entsprechend von den Leidtragenden ausgeführt werden mussten. Das älteste Kind beginnt, danach die andern Kinder, dann folgen die ältesten Neffen und Nichten usw.«

»Nach Beendigung der Feuerzeremonie setzten sich die Kinder bei der Feuerstelle hin, es wurde ein Rasiermesser und ein Maiskolben gebracht. Dann rasierte man, wieder dem Alter nach, an den Schläfen den Kindern einige Haare fort und warf sie bei Seite. Die Kinder nahmen von dem Mais, zerkauten einige Körner und spien sie nach rechts und links aus. Noch einmal nahmen sie Maiskörner, assen einige davon, die andern warfen sie fort.«

»Jetzt kehrten alle nach dem Trauerhause zurück. Die Frauen stellten sich auf einer Seite auf, die Männer sich ihnen gegenüber. Dann sagte eine Frau, zu den Männern gewandt: ‚Euch hat Trauer betroffen.' Die Männer antworteten: ‚Euch auch, Euch auch, Euch auch, Euch auch.' Dann wieder die Frauen: ‚Ihr habt uns helfen begraben. Die Männer: ‚Wir haben ihn nicht oben liegen lassen.' (Viermal hintereinander wurde auch dies gesprochen.) Die Frauen wieder: ‚Wir danken Euch für Eure Hilfe.' Die Männer: ‚Weinet und werdet wieder still' (auch viermal hintereinander). Endlich die Frauen: ‚Wir grüssen Euch', die Männer: ‚Auch wir grüssen Euch' usw. viermal. Nun begrüssten sich alle gegenseitig, den nächsten Verwandten wurde dabei die Hand gedrückt. Dieses allgemeine Grüssen machte der Feier des Tages ein Ende.«

»Am nächstfolgenden Tage rasierten sich alle Leidtragenden die Kopfhaare, am vierten Tage ackerten alle Trauernden ein Stück Land um, wobei einer rief: ‚Auf diese Weise ackere auch Du dort, hole auch Holz zum Feuer, reinige auch den Acker vom Unkraut.' Auch hier geschah alles der Reihe nach. Nach dem Ackern wurden die Haupterzeugnisse des Landes: Mais, Hirse, Erbsen, Bohnen, Kürbis gepflanzt. — Nach etwa einem Monat werden die Kopfhaare noch einmal abrasiert und dann wird wohl das Wort Wahrheit geworden sein, das mir einer der Trauernden sagte: ‚Ja, so geht's, heute begraben wir ihn, morgen haben wir ihn schon wieder vergessen.'«

»Nun mögen die Erklärungen der Symbole folgen. Der Tote schaut nach dem Lande, wo er herstammt, der eine Arm wird freigelassen, damit er den oben hingelegten Wanderstab ergreife auf seinem Wege ‚zur Gottheit'. Das Gras, das in die Hand gelegt wird und ausserhalb heraussieht, soll nur anzeigen, wo der Tote liegt, auch werden Nasenloch und Ohr nur zugestopft, damit keine Erde hineinfällt. Lehm, Blätter und Gras sind Abzeichen der Baumaterialien:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pfähle, Lianen zum Binden, Gras zum Decken, Lehm, die Pfahlwände zu bewerfen. Der Tote soll auch in dem neuen Lande, dahin er gezogen, bauen. Dass die Kinder kniend mit Ellenbogen und Kopf Erde ins Grab schieben, soll bedeuten: Auch wir folgen Dir bald in die Erde mit Kopf, Händen und Füssen. Die Waschung ist Reinigung von der Unreinheit, die ihnen durch Anfassen und Begraben des Toten anklebt, das Abwerfen von Gras bei der Waschung ist Zeichen des Vergessens, des Abschüttelns aller Traurigkeit. Das Feuer am Kreuzwege ist eine Art Opfer: ‚Ackere und pflanze in dem Lande, dahin Du gegangen.' Daher auch hernach das Kauen und Ausspeien von Mais. Das Ueberschreiten des Feuers zwischen zwei Hacken symbolisiert das Hineintreten in die Unterwelt. Dem Hause abgekehrt, tritt man durch die Tür (die beiden Hackenstiele stellen die Türpfosten dar) in die Welt des Heimgegangenen. Dann kehrt man von dort wieder zurück auf die Oberwelt und schreitet seinem Hause zu. Das Grüssen nimmt die Leidtragenden, welche vom Eintritt des Todes an keinen Gruss annehmen noch erwidern dürfen, in die Gemeinschaft aller wieder auf. — Auch das am vierten Tage wiederholte Ackern und Pflanzen geschieht mit Bezug auf den Verstorbenen. Er soll auch im neuen Lande ackern. Zugleich werden mit dieser Ackerzeremonie die Pflichten gegen den Verstorbenen beendet. Vor dieser Zeremonie darf vom Eintritt des Todes an niemand ackern, er muss dem Verstorbenen den Vortritt lassen. Nach der Zeremonie aber darf jeder wieder seiner Beschäftigung nachgehen.«

»‚Wir folgen bald nach', sagte mein Gewährsmann, ‚für uns hier oben bleibt das eine Grosse: Ackern, damit wir etwas für den Magen haben, der Hunger, der Hunger ist das Grosse.'«

»Der Missionar aber hat auch etwas Grosses, welches er heimträgt, es ist die Gewissheit, dass der Glaube an ein Fortleben der Seele auch hier felsenfest im Gemüt des Volkes wohnt. Sie wissen alle genau: Er ist noch da! Nur über das wohin? und wo? zucken sie die Achseln.«

»Die Totenfeier, der ich beiwohnte, war nur eine kleine. Es gehört sonst noch dazu Klagen und Weinen, Opfer von Bier und Vieh, Pflanzen eines Baumes. Letzteres darf vor allen Dingen bei Häuptlingen nicht versäumt werden. Das Opfer an Vieh besteht je nach dem Reichtum aus einer Ziege oder einem Rind. Der Sinn auch dieser Opfer ist der: Nimm das mit in jene andere Welt und hüte dort Rinder und Kleinvieh.«

Die Wahehe opfern ihren Toten, nach den Angaben der Autoren,[1]) Stiere, Schafe, Ziegen und Hühner, ferner Getreide, Mehl, Milch, Bier und Kleider; die Kleider sollen ebenso wie die Opfertiere angeblich von schwarzer Farbe sein. Die Gaben würden dem Toten in die Wildnis gebracht, die ja die Gebeine der meisten Wahehe aufnimmt; besonders der Kreuzweg scheint eine Toten-Opfer.

[1]) **46**, S. 40, 46; **76**, S. 123 Anm.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beliebte Stelle für das Opfer zu sein. (Siehe auch Seite 225.) Milch und Bier würden, nachdem der Opfernde ein wenig davon getrunken, nach allen vier Himmelsrichtungen hin ausgeschüttet. Totenopfer würden aber nur für Freie, nicht für Sklaven gebracht.

Die Fürstengräber als Nationalheiligtum.

Die Gräber ihrer Fürsten gelten den Wahehe und Wassangu als eine Art Nationalheiligtum,[1]) und hier opfern die Sultane den Geistern ihrer Ahnen.

So berichtet Adams,[2]) dass Kwawa allmonatlich in Rungembe nächtlicher Weile am Grabe seines Vaters geopfert habe: war das niedergelegte Fleisch am andern Morgen verschwunden, so galt dies für ein Zeichen des Friedens, war es noch vorhanden, bedeutete es Krieg. Magdalene Prince[3]) erwähnt, dass bei Totenopfern, die der Sultan resp. dessen Brüder und Söhne an den Gräbern der Eltern verrichteten, Frauen sich niemals im Gefolge befinden dürften, wennschon die Hauptfrau des Sultans nach ihrem Tode Ehrungen wie ein verstorbener Fürst erfahre.

Auch Merere IV. opferte recht häufig in Utengule, und Herr Miss. Kootz erzählte mir, »jeder der Anwesenden habe dabei ein Stück des Opferfleisches erhalten, nachdem es der Sultan vorher bespien hätte.«*)

Ueber Geburtssitten, Pubertätsfeiern und Hochzeitsgebräuche ist von den Wahehe, Wabena und Wassangu leider so gut wie nichts bekannt.

Zwillingsgeburten.

Die »Chronik der Schwestern aus Madibira in Uhehe«[4])**) erzählt von den bei Zwillingsgeburten üblichen Gebräuchen, die ganz an die des Konde-Landes erinnern. Demnach würde auch in Uhehe das derartig überreich beglückte Ehepaar — obgleich es sich in dem berichteten Falle um einen Häuptling handelte — zwei Monate lang im Hause eingesperrt. »Im dritten Monat aber wird der Ausgang feierlich mit Tanz und Trinkgelage geöffnet. Die beiden Kleinen werden in ein Getreidesieb gelegt und herumgetragen. Der Häuptling erhält zum Geschenk einen weissen Hahn, weisse Perlen und andere Dinge, auch der böse Geist [offenbar die »Ahnen«; s. Seite 222] bekommt seinen Teil. Nachdem das Fell, in dem das Kind von der Mutter getragen wird, in einer gewissen Dawa [Medizin] gewaschen ist, begibt sich alles an den nächsten Kreuzweg. Dort wird das Blut eines Hahnes oder einer Ziege ausgegossen, Wasser hingestellt und der böse Geist beschworen, doch gut zu schlafen und zu ruhen und die Kinder nicht mit Krankheit oder Tod zu verderben.«

*) Es ist mir nicht bekannt, ob Miss. Kootz diese Zeremonie selbst mitangesehen hat oder nur durch Eingeborene davon weiss. Möglich wäre ja ein Bespeien des Fleisches, da dem Speichel zumal dem königlichen, bei manchen ostafrikanischen Stämmen Zauberkräfte zugeschrieben werden. Vielleicht handelt es sich aber nur um ein Besprühen des Opferfleisches mit in den Mund genommener Opfer-Pombe. (Siehe Kapt. V.)

**) Es wird in diesem Artikel auch ein Jumbe Schabruma erwähnt, so dass es nicht ganz unmöglich wäre, dass hier versehentlich eine Missions-Chronik aus Ungoni vorliegt. Es mag aber wohl bei Madibira auch einen Schabruma geben. (?)

[1]) **46**, S. 40, 46; **76**. [2]) **46**, S. 25; [3]) **91**, S. 105; [4]) **81**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Maturitätsfeier bei den Wassangu.

Ueber die Maturitätsfeier der Wassangu verdanke ich Herrn Miss. Kootz eine interessante Notiz. Es sei dabei Sitte, dass der Kandidat, in einer Hand ein Gefäss mit Milch, in der andern Mehlbrei haltend, diese laufend verzehren müsse, während man mit Knütteln hinter ihm herlaufe.

Stellung der Frau: Polygamie,

Selbstverständlich herrscht auch in Uhehe, Ussafua und Ubena Polygamie — Merere II. und Saggamaganga sollen mehrere hundert Frauen besessen haben[1]) —, denn die Frauen, denen fast alle Arbeit obliegt, bilden neben seinen Rindern den Hauptreichtum eines Mannes, der ihm ein bequemes Leben und volle Biertöpfe garantiert. Daher die zahllosen Raubzüge, die Scharen kriegsgefangener Weiber nach Uhehe führten, daher die endlosen Prozesse um Weiber, wobei erotische Gründe viel weniger mitsprechen, als rein materielle Interessen.

Brautpreis,

Nach Glauning[2]) war der dem Vater der Braut zu entrichtende Kaufpreis früher sehr hoch, während er in neuerer Zeit auf eine Ziege und zwei Feldhacken gesunken sei; aus Ubena bezeichnet Miss. Maass[3]) »einen Ochsen, sechs Ziegen und zehn Hacken« als eine reichliche Morgengabe für einen gewöhnlichen Mann. Entläuft eine Frau ihrem Manne, so kann dieser den Kaufpreis zurückfordern. Die Witwe wird vom Bruder des Verstorbenen übernommen, und ist ein solcher nicht vorhanden, so kehrt sie zu ihrem Vater zurück.[4])

Ehebruch,

Ehebruch wird streng geahndet. »Die natürliche Sittlichkeit«, schreibt Adams[5]) »ist beinahe gross zu nennen. Ehebruch mit Vergewaltigung wurde vom Sultan mit dem Tode des männlichen Teiles oder durch Zweikampf entschieden, freiwilliger Ehebruch der Frau hatte ihren Tod zur Folge, oder harte Rutenstrafe.« — Magdalene Prince[6]) erwähnt eine Mbena-Frau, der die Ohren abgeschnitten waren; vielleicht ist dies auch in Ubena eine Strafe für Untreue wie es im Konde-Lande der Fall ist. (Siehe Kpt. V.)

Auch für das Leben ihres Kindes muss die ungetreue Gattin nach der Ansicht der Wahehe besorgt sein, wenn man das Unheil nicht durch eine Zaubermedizin abwendet. Fällt der Gatte im Kriege, so hat ihm sein Weib, nach dem Volksglauben, nicht die Treue gehalten und sie wird von den Verwandten des Verstorbenen zur Rechenschaft gezogen.[7])

Rechte und Pflichten der Frauen,

»Die Stellung der Frau«, schreibt Adams,[8]) »ist im allgemeinen eine untergeordnete, jedoch nicht gerade entwürdigende. Die Frau eines Häuptlings besitzt eine Art Hausrecht. Unter ihr stehen die Sklaven und Sklavinnen ihres Mannes, sie hat diese zur Haus- und Feldarbeit anzuleiten, sie hat als Mdalamtemi, d. h. Herrin des Hauses, die Grösse und Art der Aussaat, die Aecker, die Zeit der Ernte usw. zu bestimmen, kurz, die eigentliche Hauswirtschaft zu beaufsichtigen. Auch das Flechten von Matten, Körben und Biertöpfen, das Herstellen der Tongefässe, gehört mit zur Beschäftigung der Weiber.« Aus einem Missionsberichte[9]) geht hervor, dass für gewöhnlich jede Frau für sich einen bestimmten Acker zur Bewirtschaftung erhält.

[1]) **12**, S. 357; **45**, S. 28; [2]) **28**, S. 60; [3]) **99**, [4]) **28**, S. 61; [5]) **46**, S. 35; [6]) **91**, S. 58; [7]) **46**, S. 35; [8]) **46**, S. 34; [9]) **50**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Benehmen der Fürstinnen.

Ein ganz besonderes Ansehen geniessen die Hauptfrauen der Sultane, die Mütter der Thronerben; wie bereits erwähnt, werden sie auch nach dem Tode noch fürstlich geehrt. Die alte Mutter des Merere, die ich persönlich kennen lernte, benahm sich, entsprechend ihrer Stellung, durchaus vornehm, und Beispiele würdevoller Wahehe-Fürstinnen bringt Magdalene Prince[1]); dass die Mutter des Kwawa, Singimba, eine politisch nicht unwichtige, Rolle gespielt zu haben scheint, wurde bereits oben (Seite 208) berichtet, und dass — ähnlich wie in Ungoni — die Frauen der Sultane in Vertretung ihrer Männer die Honneurs zu übernehmen scheinen, geht aus einer Schilderung von Pater Alfons hervor.[2]) Die Weiber des jetzigen Merere sollen dagegen nach Källner[3]) in strenger Abgeschlossenheit gehalten werden: dem wiederspricht allerdings, dass Merere seine Weiber uns zu Ehren mehrfach Tanz-Aufführungen veranstalten liess.

Beschäftigung der Wahehe-Männer

Der freie, stolze Mhehe-Krieger kümmerte sich früher nur um das Vieh, um die Jagd und um den Krieg; andere Beschäftigungen hielt er für unter seiner Würde. Die Wassangu dagegen sollen von ihren Sultanen von jeher zu Arbeitsleistungen herangezogen worden sein und hielten Arbeit daher nicht für etwas Entwürdigendes.[4])

mit Jagd

Die Jagd lieferte nicht nur Fleisch für die Küche, sondern war bei dem Elefantenreichtum des Landes auch recht einträglich. Aber alles Elfenbein musste von den Wahehe an Kwawa abgeliefert werden, und dieser kaufte dafür bei den Küstenhändlern Stoffe, die er dann an die einzelnen Distrikte verteilte.[5]) Wie die reiche Beute bei der Erstürmung Iringas beweist, besassen die Wahehe ganz ungeheure Elfenbeinvorräte.

im Krieg.

Da jeder waffenfähige Mhehe auch Krieger war und in den letzten 40 Jahren eigentlich beständig Kriegszustände herrschten, so hat die heute lebende Generation einen grossen Teil ihres Daseins auf dem Kriegspfade verbracht, denn schon als Knaben folgten die Wahehe ihren Vätern in den Krieg, um ihnen Proviant, ihre Schlafmatte und dergleichen zu tragen.[6])

Kriegserklärung.

Eine Kriegserklärung soll es, nach Glauning,[7]) bei den Wahehe nicht gegeben haben, sondern ein Beute verheissender Stamm wurde ohne weiteres überfallen.*)

Kriegsmedizin.

Die für ein solches Unternehmen vermeintlich günstigste Zeit, die »Mugoda«, wurde nach dem Stande des Mondes bestimmt,[8]) und auch die Kriegsmedizin des Kwawa spielte eine grosse Rolle. (Siehe Seite 217, Anm. *).)

Die unterworfenen Stämme wurden durch in festen Temben stationierte Wahehe-Krieger beaufsichtigt.[9])

Militärische Subordination.

Die militärische Subordination der Wahehe ist tadellos. »In Gefolgschaften, unter einem Msagira geordnet«, schreibt Liebert,[10]) »setzen sie durch ihre Folgsamkeit, Ordnung und Zucht selbst den geschulten Soldaten in Erstaunen. Auf einen Wink formieren sie sich zur Marschkolonne und aus dieser in Zeltgenossenschaften, um Lager zu beziehen. Im Nu sind aus Strauchwerk Wandschirme gebaut, an diese werden sorgsam die Schilde, einer neben dem andern,

*) Bei den Wassangu scheint die auch im Konde-Land vorkommende Sitte, einen Speer als Kriegserklärung zu übersenden, wenigstens bekannt zu sein.

[1]) **91**, S. 74, 158; [2]) **46**, S. 52; [3]) **79**, S. 24; [4]) **46**, S. 90; **79**, S. 23; **1** (Vol. II), S. 271; [5]) **28**, S. 63; [6]) **36**, S. 25; [7]) **28**, S. 62; [8]) **46**, S. 38; [9]) **46**, S. 45; **30**, S. 263; [10]) **36**, S. 25.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelehnt, und unter dem Schutze dieser doppelten Wand zünden sie Feuer an. Ohne Kommando, ganz selbstverständlich, senden sie beim Marsch eine Marschsicherung (mit Spitze und Verbindungsmann) aus, beim Halt schwärmen einzelne Krieger aus und besetzen die umliegenden Höhen; der einzelne Posten kniet nieder, setzt den Schild vor sich hin und beobachtet lautlos das Vorgelände «*)

Ausdauer der Krieger.

Dabei sind die Wahehe so abgehärtete Krieger, dass sie, wie Thomson[2]) berichtet — und dasselbe erzählt Burton[3]) von den Wassangu — tagelang, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, marschieren können, und zwar im Trabe. »Sie haben«, schreibt Liebert[4]), »einen eigenen Laufschritt ausgebildet, dessen Bewegung dem Passgang des Pferdes ähnelt. Sie heben die Beine sehr hoch dabei, was wahrscheinlich des hohen Grases halber geschieht; ihre Ausdauer im Laufen ist erstaunlich.«

Mut der Wahehe, ihre Taktik und Kriegslisten.

Von ihrem Mute haben die Wahehe selbst den deutschen Truppen gegenüber blutige Proben abgelegt, sie vermeiden es aber nach ihrer altbewährten Taktik, sich einem mächtigen Gegner in offener Feldschlacht zu stellen: ruhig lassen sie ihr Land verwüsten, um dann bei günstiger Gelegenheit mit ungeschwächten Kräften über den sorglos gewordenen Gegner aus dem Hinterhalt herzufallen.

Werden die Wahehe verfolgt, so flüchten sie oft in natürliche Felsenhöhlen, wo sie sich hartnäckig verteidigen;[5]) auch suchen sie die Wege für den Gegner durch allerlei Hindernisse ungangbar zu machen. Magdalene Prince[6]) schreibt darüber: »Von der Taktik der Wahehe, die Wege ungangbar zu machen, konnte auch Leutnant Kuhlmann erzählen. Sie stecken giftige Bambusspitzen in den Weg [einige von mir in Uhehe erworbene Exemplare solcher ‚Fussangeln' waren allerdings anscheinend nicht vergiftet], verlegen denselben mit riesigen Hindernissen, die grossen Aufenthalt verursachen, oder legen kleinere Hemmnisse an, so dass die Leute fallen oder mindestens stolpern; ferner machen sie in die Urwälder und Pori grosse Sackstrassen, so dass man falsch geht; auch Graf Fugger weiss davon ein Liedchen zu singen.«

ihr Kriegsruf,

Der gewöhnliche Kriegsruf der »Wahehe« ist das »he, hehe, he, he«, resp. »ahēē« das ihnen ihren Namen gegeben hat, oder auch der langgezogene Schrei der Hyäne »uuĭ, uuĭ«, der bei dem verhängnisvollen Ueberfall von Rugaro erklang[7]); der Hyänenschrei und der Ruf des Uhu dient ihnen auch bei nächtlicher Spionage als Verständigungsmittel.[8]) Die Ueberfälle auf feindliche Dörfer erfolgten vor Morgengrauen, wenn noch alles in tiefstem Schlafe lag;[9]) die Männer wurden dabei meist getötet, die Frauen und Kinder mit der übrigen Kriegsbeute davongeschleppt. Aber die verwundeten Feinde wurden, nach Adams[10]), nicht gequält, sondern erhielten den Gnadenstoss ins Herz. Zuweilen wurde eine Hand des Gegners als Siegestrophäe ausgelöst;[11]) ich sah im Lager des Kiwanga solche Hände als Siegeszeichen aufgepflanzt. (Tb. 39c.)

Behandlung der Gefangenen und Verwundeten, abgeschnittene Hände als Siegestrophäe.

*) Wegen ihrer trefflichen militärischen Eigenschaften hat man den Versuch gemacht, Wahehe in die deutsche Schutztruppe einzureihen.[1])

[1]) **85**, Anl., S. 93; [2]) **4** (Vol. I), S. 235; [3]) **1** (Vol. II), S. 273; [4]) **36**; [5]) **36**; **27** (1896), S. 242; **91**, S. 115; [6]) **91**, S. 110; [7]) **15**, S. 495; [8]) **46**, S. 28; [9]) **46**, S. 39; **15**, S. 244; [10]) **46**, S. 28; [11]) **15**, S. 243.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Den Schild im Kampfe zu verlieren, ist für den Mhehe eine ebensolche Schmach, wie es dies bei den Spartanern war.[1]) Reichard[2]) berichtet, die Wahehe hätten, vom Kampfe heimkehrend, den Schild auf den Kopf gelegt.

Siegeszeichen der Wassangu.

Die Wassangu aber haben eine ganz eigentümliche Art, ihre Waffen bei der festlichen Heimkehr aus dem Kriege zu schmücken; denn Herr Missionar Kootz erzählte mir, dass die Wassangukrieger, die einen Feind erschlagen hätten, als Trophäe einen Klumpen Kuhmist auf ihren Speer steckten.

Die Bewaffnung der Wahehe usw. von den Sulu adoptiert.

Die Bewaffnung der Wahehe bestand ursprünglich nur aus dem Wurfspeer; Stossspeer und Schild waren unbekannt, und noch die Väter der jetzigen Generation zogen, wie Arning[3]) berichtet, ohne Schild in den Kampf. Schild und Stossspeer lernten die Wahehe erst in den Kämpfen mit den Wassangu kennen, die diese überlegene Bewaffnung von ihren Feinden, den Sulu-Wangoni, angenommen hatten.[4])*) Die Wurfspeere, deren jeder Krieger eine ganze Anzahl zusammen mit seinem Schilde in der linken Hand führt, haben einen schlanken Schaft und eine eiserne, oft mit Widerhaken versehene Spitze. Die Spitze wird in den Schaft eingebrannt und dieser dann durch einen nass darüber gezogenen Hundeschwanz verstärkt; das Ende wird mit ein paar dicken dreikantigen oder runden Messingringen, welche ohne Schweissung der Naht durch Hämmern umgelegt werden[7]), oder durch ein breites, in einigen Spiraltouren herumgewickeltes Metallband beschwert. (Tb. 49, No. 1—3.)

Die Wurfspeere;

das Schleudern derselben,

Beim Schleudern wird der Wurfspeer mit der vollen Faust gefasst und durch einen kräftigen Ruck zum Vibrieren gebracht; auch erhält er beim Abwerfen noch eine Rotation um seine Längsachse, so dass er drehend und zitternd durch die Luft saust. Die Vibration ist zuweilen so stark, dass ich einen Speer in der Luft zerbrechen sah.

Treffsicherheit.

Reichard[8]) berichtet, dass er sich persönlich von der staunenswerten Kraft und Treffsicherheit, mit der die Wurfspeere von den Wahehe geschleudert wurden, überzeugt und gesehen habe, wie noch auf 100 Schritt Entfernung eine festgewickelte Strohpuppe getroffen und gänzlich durchbohrt wurde, und wie in einem Gefechte ein auf 40 Schritt Entfernung geschleuderter Wurfspeer durch die ganze Brust eines fliehenden Feindes hindurchdrang.

Die Proben freilich, die ich bei einem Speer-Preiswettwerfen einiger Dutzend Wassangukrieger mit ansah, waren auch nicht annähernd mit derartigen Leistungen, weder in Bezug auf Kraft, noch Treffsicherheit, zu vergleichen: im Gegenteil, wir wunderten uns alle über die schlechten Treffresultate. Auf 10 m allerdings

*) Allerdings waren den Uhehe benachbarten Wassagara schon zu Burtons[5]) Zeiten Schilde bekannt: dieselben waren aber von anderer Form als die typischen Sulu-Schilde.

»The hybrid article, between a billhook and an axe«, welches Thomson[6]) erwähnt, ist offenbar ein Buschmesser, wie es die Wahehebauern oft führen und das bei den Wakinga, nicht bei den heutigen Wahehe, auch als Kriegswaffe gebraucht wird (Tb. 91 No. 4 und 5; Fig. 62).

[1]) **27** (1896), S. 246; [2]) **15**, S. 243; [3]) **27** (1896), S. 238; [4]) **27** (1896), S. 238; **23**, S. 478 u. 482—484; [5]) **1** (Vol. I), S. 238; [6]) **4** (Vol. I), S. 235; [7]) **15**, S. 242; [8]) **15**, S. 243.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist, wie Giraud[1]) angibt, der Lanzenwurf ein sicherer: aber das kann schliesslich jeder Europäer nach geringer Uebung erreichen.*)

Der Stossspeer.

Die Stossspeere der Wahehe sind oft von ausgezeichnet schöner Arbeit und werden als eine Art Prunkstücke betrachtet; es wird auf sie viel mehr Sorgfalt verwandt als in Ungoni. Die bis zwei Spannen lange Klinge ist nicht flach, sondern hat einen bayonettförmigen Querschnitt, wodurch sie sehr an Festigkeit gewinnt. Wie bei den Wurfspeeren, wird die Klinge in den Schaft eingelassen und dieser dann durch ein übergezogenes Stück Tierschwanz verstärkt. Der Schaft ist oft in der ausgiebigsten Weise mit einer Lage ganz dünnen Messing- oder Kupferdrahtes umwickelt. (Tb. 49, No. 4 und 5.)

Der Stossspeer wird beim Gebrauche nicht in der Mitte, sondern an seinem Ende gefasst;[3]) er dient beim Nahkampfe, und mit ihm wird dem verwundeten Feinde der Gnadenstoss versetzt.[4]) Sein Prunkspeer dient dem Mhehe aber nicht nur als Waffe, sondern zugleich auch als Spazierstock und Messer.

Der Schild.

Der Schild der Wahehe gleicht im allgemeinen seinem Prototyp, dem Wangonischilde, er ist jedoch bedeutend länger und schmäler und sein Rand ist im Gegensatz zu den Wangonischilden etwas aufgebogen, wodurch er steifer wird. Das Material ist ungegerbte Rindshaut, doch erwähnt Reichard[5]) auch Schilde aus Antilopen- und Zebrafell, Giraud[6]) solche aus Zebra- und Büffelfell. In der Mitte wird der Schild der Länge nach von zwei hineingeflochtenen Fellstreifen durchzogen; diese Streifen sind anders gefärbt als der Grundton des Schildes. Die einzelnen Wahehe-Regimenter sollen früher, wie P. Basilius[7]) erwähnt, gleichfarbene Schilde geführt haben, nach denen man rote, schwarze und weisse Wainga unterschied. Auf der Innenseite gibt ein Stock, der gleichzeitig als Handhabe dient, dem Schilde Halt, und auf Viertelhöhe von unten befindet sich ein Täschchen zur Aufnahme der Stossspeer-Spitze.[8]) (Tb. 47a und Tb. 49, No. 6.)

Feuerwaffen.

Die Bewaffnung der Wabena und Wassangu gleicht derjenigen der Wahehe, nur dass ich bei den Wabena Schilde sah, die in ihrer Form denen der Wangoni entsprachen. Ausser Speer und Schild führten die Wahehe in dem letzten Kriege aber auch sehr viele Vorderlader, deren Kolben sie oft recht geschmackvoll mit Messingnägeln verziert hatten (Tb. 47a). Kwawa war überdies noch im Besitze einer ganzen Anzahl Mausergewehre, die von der Zelewskyschen Niederlage stammten und vertragswidrig nicht alle ausgeliefert waren.

Kriegsputz.

Wie die Bewaffnung, so hatten die Wahehe, Wassangu und Wabena auch von dem Kriegsputz der Wangoni angenommen[9]), doch sieht man den grossen Federkopfputz nach Wangoni-Art jetzt kaum noch, höchstens ein kleines

*) Auch die Kondeleute werfen recht schlecht, und dasselbe gilt nach Johnston[2]) auch für die Neger von Britisch-Zentral-Afrika.

[1]) **7**, S. 158; [2]) **33**, S. 404; [3]) **15**, S. 243; **32**, S. 203; [4]) **15**, S. 243; [5]) **15**, S. 242; [6]) **7**, S. 129; [7]) **32**, S. 203; [8]) **32**, S. 203; [9]) **23**, S. 481; **28**, S. 62.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Haar- oder Federbüschel auf dem Kopfe, oder — zumal bei den Wassangu — eine diademartig um die Stirn gelegte Zebramähne. (Tb. 47 a; Tb, 49, No. 12.)

Auch behängen sich die Wahehe, Wabena und Wassangu, wenigstens heutzutage, nicht mit Fellen oder Fellstreifen, sondern tragen auch auf dem Kriegspfade ihre gewöhnliche Tracht: sie gehen nicht etwa nackt, wie es die ältere Literatur berichtet.[1]) (Vergleiche auch Seite 247.)

Kriegsbemalung.

Ebenso bemalen sich die modernen Wahehe im Kriege ihr Gesicht wohl nur ganz ausnahmsweise mit weisser Farbe, eine Sitte, die von Glauning[2]) und Herrmann[3]) erwähnt wird. Bei den Wassangu bestand früher ebenfalls dieser Brauch; denn Elton[4]) erzählt, dass eine Schar von Weibern, die in Utengule vor dem Merere einen Kriegstanz im Schmucke der Waffen aufführten, Brust und Gesicht weiss gefärbt hatten, und dass sich ihnen zu Ehren auch der Sultan so bemalt habe. Auch die schwarz und weiss bemalten Krieger die Johnson[5]) erwähnt, waren offenbar Wassangu.

Kriegs-Tänze

Vor dem Auszug zum Felde werden von den Wahehe, Wassangu und Wabena Scheinkämpfe abgehalten. Man stürmt entweder in langen Linien oder in Kolonnen unter lautem Kriegsrufe auf einander los, dabei die Speere schwingend oder wohl auch mit den Ladestöcken taktmässig auf die Vorderlader klopfend. Liebert[6]) erzählt von derartigen »Einzel-, Paar- und Gruppenkämpfen und -tänzen, die jedem Ballett Ehre gemacht hätten«, welche er bei Kiwanga mit ansah. Bei diesen Scheinkämpfen putzt man sich gerne mit den schönsten und buntesten Tüchern, die man hat; dass man dabei mit Vorliebe auch Sonnenschirme aufspannt, macht allerdings nach unsern Begriffen keinen sehr kriegerischen Eindruck. (Tb. 46c und d.)

Friedliche Tänze.

Auch bei friedlichen Gelegenheiten sind die Wahehe und Wassangu, gleich allen Nachbarstämmen, grosse Freunde des Tanzes.

Ueber die Tänze der Wahehe entnehme ich aus meinem Tagebuch folgende Schilderung: »Zu Ehren des Sultans Kiwanga, ihres neuen Herrn, wurden heute von den unterworfenen Wahehe festliche Tänze veranstaltet. Die Männer und die Weiber tanzten abgesondert von einander, wenn auch hin und wieder eine Frau an dem Tanze der Männer sich beteiligte; natürlich den obligaten Säugling auf dem Rücken, dem aber das Getrampel und Geschrei völlig gleichgültig zu sein schien.«

»Die Männer traten zum Tanze, einer dicht hinter dem andern, im Kreise an, und dann ging es langsam im Kreise herum, wobei jeder so stark als möglich mit den Füssen aufstampfte, einige wilde Luftsprünge machten und die ganze Gesellschaft ein eintöniges hē, hē, hē, hē, sang; ab und zu lief einer in die Mitte und sang ein paar an den Sultan Kiwanga gerichtete Worte. Das Ganze machte einen recht wilden und unzivilisierten Eindruck und war in eine dichte Staubwolke gehüllt.«

---

[1]) **23**, S. 481; **15**, S. 241; [2]) **28**, S. 62; [3]) **9**, S. 195; [4]) **3**, S. 362; [5]) **5**, S. 529; [6]) **36**, S. 38.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

»Viel gesitteter war der Tanz der Weiber, an dem sich übrigens keine Männer beteiligten. In geschlossenem Haufen kamen die Frauen singend und in die Hände klatschend zum Tanze anmarschiert, um sich dann in einzelne Gruppen zu teilen. Der Reigen bestand gleich dem Männertanz darin, dass man, eine dicht hinter der andern, mit trippelnden Schritten langsam im Kreise herumlief, aber es fehlten die wüsten Bocksprünge und das Getrampel dabei. Auch sang der ganze Chor unter gleichzeitigem Händeklatschen monotone Lieder von verschiedenem Rhythmus. Der Inhalt der Gesänge bezog sich durchweg auf den ‚Bana sakrani' (Hauptmann Prince), auf Kiwanga und auf die Unterwerfung der Wahehe: ‚Leute sind gekommen von weit her, unser Land zu unterwerfen', oder: ‚Wir wollen ihn zeigen (den Kiwanga); wo ist er denn?' und ähnliches. Der Text wurde von einer in die Mitte des Kreises tretenden Vorsängerin improvisiert und dann vom Chore wiederholt. Dann und wann lief auch eine oder die andere Frau in die Mitte, um bald wieder, ohne etwas Besonderes getan zu haben, in den Reigen einzutreten; so befanden sich immer mehrere Weiber innerhalb des Kreises, einen Platz, den auch die Frauen des Sultans Kiwanga mit Vorliebe einnahmen, wenn sie sich am Tanze beteiligten, wozu sie der Sultan sichtlich anhielt. Ab und zu blieb der Kreis auch stehen, alle drehten sich nach der Mitte und tanzten gewissermassen ‚an der Stelle', indem sie ihren Gesang mit rhythmischen Körperbewegungen begleiteten.«

»Ausser dieser einfachen Tour gab es aber noch kompliziertere: z. B. man tanzte in zwei konzentrischen Kreisen um die Vorsängerin herum oder der Kreis rollte sich zu einer Spirale auf, wie bei einer ‚Polonaise'.«

»Musikinstrumente fehlten, vielleicht weil man in den Kriegszeiten keine zur Hand hatte.«

Ganz ähnlich beschreibt Adams[1]) auch die Tänze der Wassangu-Weiber und -Knaben. Die Frauen des Sultans Merere, die uns zu Ehren bei andern Gelegenheiten in ihrem besten Staate einen Tanz aufführten, trugen dabei jede einen Stab in der Hand: diese Damen bewiesen beim Tanzen übrigens eine Ausdauer, die, wenn möglich, jener tanzlustiger Europäerinnen noch überlegen ist. (Tb. 46b.)

Musikinstrumente der Wahehe usw.

Als Musikinstrument kommen bei diesen Tänzen wohl nur Trommeln zur Anwendung, jedoch besitzen die Wahehe resp. Wabena und Wassangu auch guitarrenartige Saiteninstrumente und Flöten, da sie, wie alle Neger, sehr musikliebend sind.

Volks- und Hof-Sänger.

Glauning[2]) berichtet uns die recht charakteristische Tatsache, dass Kwawa selbst auf seiner Flucht ein Musikinstrument mit sich geführt habe, und Arning[3]) und Adams[4]) erwähnen berufsmässige Volks- und Hof-Sänger, die bei Festgelagen am abendlichen Feuer die grossen Taten der Vorfahren preisen. Auch ich sah am Hofe des Merere einen blinden Spielmann.

---

[1]) **46**, S. 78; [2]) **28**, S. 63; [3]) **27** (1897), S. 46; [4]) **46**, S. 36.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Musik u. Musikinstrumente im Süden v. Dtsch.-Ostafrika.

Es sei an dieser Stelle im Zusammenhange einiges über die Musik und die Musikinstrumente der im Süden der deutsch-ostafrikanischen Kolonie von mir besuchten Volksstämme berichtet.

Gesang.

Gesang ist überall beliebt: Die Träger singen häufig auf dem Marsche, es wird zum Tanze gesungen, und die Njassa-Leute stimmen gleich den Suaheli, die jede Arbeit mit Gesang zu begleiten lieben, Lieder zum Takte der Ruderschläge an. Gewöhnlich ist der Gesang zwar streng rhythmisch, aber recht monoton; es gibt aber auch recht wohllautende Melodien, z. B. den das Wogen der Wellen trefflich zum Ausdruck bringenden Rudergesang der Wakisi, und Porter[1]) und Wiese[2]) loben den Wohllaut der Wangoni-Lieder. Von Wanjamwesi und Wanjika hört man sogar zweistimmige Lieder, die, von den schönen, kräftigen Männerstimmen gesungen, gar nicht übel klingen. Freilich trifft die auf die Neger von Britisch-Zentral-Afrika bezügliche Bemerkung Johnston,[3]) »their singing is nasal and they are much given to using the falsetto voice«, oft auch für unsere Neger zu. — (Ueber die Gesänge der Wangoni siehe Seite 165, über die der Konde und Wakinga Kpt. V und VII.)

Pfeifen.

Das Pfeifen mit den blossen Lippen ist bei den Stämmen des Innern ziemlich wenig verbreitet; ich erinnere mich jedoch eines Konde-Sängers, der zur Begleitung eines Saiteninstruments ein ungemein an italienische Volksweisen erinnerndes Rezitativ vortrug und zwischendurch recht hübsch pfiff.

Von Musikinstrumenten gibt es eine grosse Anzahl: Schlaginstrumente, Saiteninstrumente, Blasinstrumente, Rasseln usw.*) (Siehe Tb. 50.) Die Abstimmung der Instrumente lässt freilich oft recht zu wünschen übrig, aber es wäre verfehlt, daraus auf ein fehlerhaftes musikalisches Gehör bei den Negern zu schliessen, denn sie lernen unter europäischer Leitung, wie die Missionszöglinge beweisen, sehr bald ganz vortrefflich singen.

Trommeln.

Wohl nirgends fehlt die Trommel, das gewöhnlich zum Tanze aufgespielte Instrument, wenn nicht etwa ein alter Petroleumbehälter oder dergl. diese Stelle vertritt. Die Trommeln bestehen aus einem verschiedenartig gestalteten, ausgehöhlten Holzkörper, der auf einer Seite mit Fell überspannt wird; Doppel-Trommeln, d. h. solche, deren beide Seiten überspannt sind, sah ich nur im Schire-Sambesi-Gebiet (Tb. 112c). Der Holzkörper kann auf der nichtüberspannten Seite geschlossen sein, wie bei den Wanjika und ihren Nachbarn (Gefässtrommeln nach Ankermann) (Tb. 100d), oder er kann unten offen sein (Röhrentrommeln nach Ankermann) (Tb 50, No. 14—17). Die Röhrentrommeln kommen im Süden von Deutsch-Ostafrika, wenn ich von seltenen Stücken absehe, vor allem in zwei verschiedenen Formen vor. Bei der einen ist der zylindrische Holzkörper in der Mitte sanduhrförmig verjüngt: ich nenne sie »Sanduhr-Trommeln«. Bei der andern ist der Holzkörper oben becherartig verbreitert, um dann in einen langen, relativ dünnen, hohlen Stiel auszulaufen: ich will sie »gestielte Trommeln« nennen; Elton[5]) bezeichnet sie als »claret-glass shaped drums«. Die Sanduhr-Trommeln sind, wie ich vermute, am Ruwuma, in Ungoni, in Uhehe und Ubena und jetzt auch im Konde-Land und bei den Wakissi die herrschende Form; die gestielten Trommeln trifft man bei den Wakinga, Wantali und Wassangu und sie sollen früher auch im Konde-Land gebräuchlich gewesen sein. Zur Bespannung der Trommeln wird Säugetierfell, zuweilen aber auch die Haut der grossen Waran-Eidechse benutzt. Das Trommelfell wird entweder mit Holzstiften auf dem Trommelkörper angepflöckt — wie es bei den Sanduhr-Trommeln üblich ist — oder es wird durch Riemen angespannt, die am andern Ende des Trommelkörpers befestigt werden; auf die letztere Art werden die Gefäss-Trommeln der Wanjika und die »gestielten« Trommeln bespannt (Tb. 50, No. 14—17; Tb. 44 und Tb. 100d). Die Grösse der Trommeln ist sehr verschieden und variiert zwischen kleinen Hand-Trommeln und riesigen Exemplaren; eine ganz besonders grosse, ein Beutestück der Wahehe aus der Kissaki-Gegend, soll bei der Erstürmung Iringas mitverbrannt sein; sie soll eine Höhe von 2 m und einen Durchmesser von 1,5 m gehabt haben.[6]) Besonders zu erwähnen wäre, dass die Gefäss-Trommeln der Wanjika resp. ihrer Nachbarn zuweilen im Holzkörper seitlich ein kleines Loch besitzen, welches mit dem festen, papierartigen Gewebe, womit einige Spinnenarten ihre Eierhaufen schützen, überzogen ist; hierdurch entsteht beim Trommeln gleichzeitig ein schwirrender Ton, den der Musikant beliebig verschwinden oder entstehen lässt, je nachdem er diese Membran mit der Hand bedeckt oder nicht.

*) Ueber die Form und Verbreitung afrikanischer Musikinstrumente ist von Ankermann[4]) ausführlichst berichtet.

[1]) **6**, S. 280; [2]) **53**, S. 187; [3]) **33**, S. 403; [4]) **70**; [5]) **3**, S. 353; [6]) **46**, S. 36.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Trommeln werden in der Regel nur mit den blossen Händen bearbeitet; die Sanduhrtrommeln werden dabei von dem Musikanten gewöhnlich zwischen die Beine geklemmt, die kleinen Trommeln der Wakinga werden mit der einen Hand an einem deren angebrachten Henkel gefasst, mit der andern geschlagen. Manchmal findet man Trommelpaare, deren Ton zu einander abgestimmt ist; aber nach unsern Begriffen wirklich gutes Trommeln habe ich von den Eingeborenen nicht gehört. Elton[1]) erzählt aber, dass der Sultan Merere (II) sich einen besonderen Trommler-Chor hielt, der auf verschieden abgestimmten Instrumenten unter Benutzung von Trommelschlägeln trefflich konzertiert und sehr gut Takt gehalten habe; der Sultan verschmähte es nicht, diesen Chor persönlich zu dirigieren.

Um bei der Tanzmusik zu bleiben, so werden dabei ausser den Trommeln, die die Hauptrolle spielen, noch eine Anzahl anderer Instrumente gebraucht, die allerdings auf den Namen »Musikinstrumente« kaum Anspruch haben

Rasselstäbe.

So werden bei den Wakinga und in der Wiedhafen-Gegend als Tanzmusik unter anderm auch »Rasselstäbe« gebraucht. Sie bestehen aus einem dicken Bambusstabe, an dessen einem Ende man in der Längsrichtung mehrere die Rohrwand durchtrennende Rinnen ausgeschnitten hat, und dieser zerspaltene Teil ist mit einer Reihe ringförmiger, flacher Einkerbungen versehen; streicht man mit einem Stabe über diese Kerben hinweg, so entsteht ein lautes, rasselndes Geräusch. (Tb. 50 No. 12.)

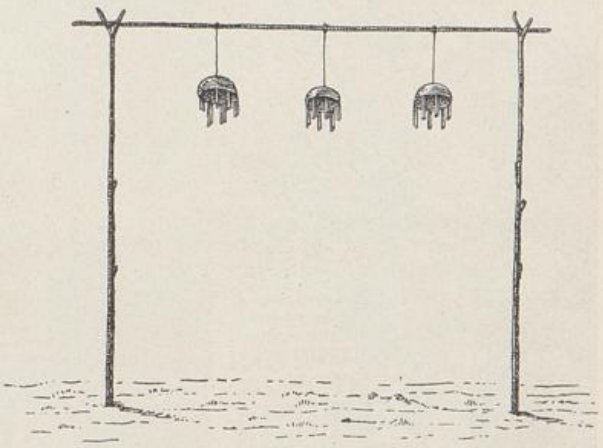


Fig. 86.
»Aeolsharfen«-ähnliche Vorrichtung. (Ungoni.)

Klappern.

»Tanzklappern«, die aus kleinen, mit Kernen gefüllten Fruchtschalen bestehen und die man zu einer oder mehreren auf Stiele steckt, sah ich am Njassa und am Schire (Tb. 50 No. 11 und Tb. 112c). Ob die Klappern, welche die Konde-Leute als kleine, rechteckige, flache Kästchen aus starken Halmen zusammenflechten, ebenfalls zur Tanzmusik gehören, weiss ich nicht; das Kästchen wird mit beiden Händen gefasst und dann die darin enthaltenen Kerne rhythmisch geschüttelt (Tb. 50 No. 13). Beim Tanzen umwickelt man sich auch wohl die Beine mit langen Rassel-Ketten aus den grossen schwarzen Kernen der wilden Banane (Tb. 49. No. 16), ebenso wie sich die Tänzer an dem taktmässigen Erklingen ihrer Fussschellen erfreuen. (Tb. 50 No. 39 u. 40.)

»Aeolsharfen«.

An »Aeolsharfen« erinnert gewissermassen die in Fig. 86 abgebildete Vorrichtung, welche ich in Ungoni sah: die an Kürbisschalen befestigten Rohr-Klöppel sollen im Winde gegen einander klappern, lautete die mir darüber erteilte Auskunft.

Schwirr-Instrumente.

Die primitiven »Schwirr-Instrumente«, die ich ein paarmal antraf, sind wohl nur eine Spielerei für Kinder. So fand ich einmal in einer Hütte in Unjika ein flaches Holzstück, welches, an einer Schnur schnell herumgewirbelt, einen sausenden Ton hören liess; es war auch meinen Küstenleuten wohlbekannt. (Tb. 50 No. 41.)

Ferner sah ich bei den Wakissi die aufgeplatzte, dicke, holzige Schale eines bestimmten Baumes zu einem schwirrenden Kinderspielzeug verwandt: Jede der beiden Schalenhälften wird durchbohrt und durch jede eine Schnur gezogen; dann werden die Schnüre an den Enden zusammengebunden. Dreht man nun die Schnüre zusammen und zieht dann stark an den Enden, so dass sich die Schnüre schnell von einander abwickeln, so gerät die Schale in schnelle Rotation und schwirrt dabei. (Tb. 50 No. 42.)

Der Musikbogen.

Von den »Saiten-Instrumenten« ist der so weit über Afrika verbreitete »Musikbogen« das primitivste; er besteht aus einem einfachen, mit Kürbisresonator versehenen Holzbogen, dessen Schnur durch

[1]) 3, S. 353.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen Steg gespannt wird; man spielt ihn, indem man die Saite mit einem dicken Strohhalm anschlägt. (Tb. 50 No. 6 und Tb. 76c.) Ich traf den Musikbogen in Ungoni, Unjika und bei den Wakissi an; im Konde-Land soll er, wie mir Herr Missionar Nauhaus mitteilte, erst seit kurzem Eingang gefunden haben. Statt des einfachen Bogens kann aber auch ein schön geschnitzter Saitenträger mit Vorsprüngen — gegen den die Saite angedrückt und so verkürzt wird — vorhanden sein, und solche Instrumente pflegen auch eine zweite Saite zu besitzen;[1]) ich sah diese Instrumente in Ussafua und bei den Wahjao am Schire. (Tb. 50 No. 7.)



Fig. 87. Zwei Flöte blasende Wantali.
Derartige Flöten werden bei den Konde-Leuten und Wantali auch im Kriege zur Begeisterung der Mannschaft geblasen.

Gitarren- und zitherähnliche Instrumente.

»Gitarrenartige« Instrumente sind vor allem in Uhehe, »zitherartige« — deren Boden aus mit einander zu einer Platte verschnürten Stäben oder aus einem muldenartig ausgehöhlten Holze besteht — besonders im Konde-Land und bei den Wakissi verbreitet, kommen aber auch in Ukinga vor; ein Stück sammelte ich auch in einem von Donde-Händlern bewohnten Hause in Ungoni. Man spielt diese Instrumente mit den drei ersten Fingern beider Hände. (Tb. 50 No. 1—5 und Tb. 47b.)

Die Marimba.

Die nach Ankermann[2]) sonst so weit verbreitete »Marimba« (Holzharmonika) sah ich auf meinen Reisen nur in einem einzigen, ebenso grossen wie primitiven Exemplare bei den Wampoto am Njassa-See: man hatte über zwei Bananenstauden Holzkloben gelegt, die man mit dicken Knütteln bearbeitete. (Tb. 77b.)

Die Sansa.

Das »Sansa« genannte, recht melodische Instrument — aus einem Brettchen oder Resonanzkasten mit darauf befestigten Reihen dünner zungenförmiger Metall- oder Rohrstäbe bestehend, die, mit

[1]) **70**, S. 7; **70**, S. 101.

dem Daumen herabgedrückt, beim Zurückfedern einen je nach der Länge des Stabes sich richtenden Ton erzeugen — sah ich nirgends im deutschen Gebiete und nur am Schire-Sambesi. (Tb. 50, No. 8—10.)

Rohr-Flöten sammelte ich im Konde-Land, in Ukinga, Ubena, Ussangu, Unjika und Ussafua; in Ussafua gibt es deren ganz riesige Exemplare. Diese Flöten werden entweder durch seitliche Flöten.

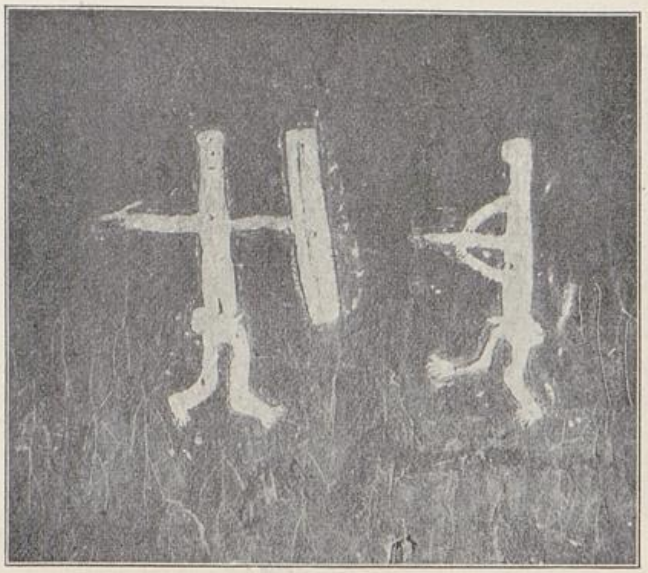


Fig. 88. Wand-Zeichnungen von einer Temben-Wand in Idunda (Ubena).
Speerwerfer und Flintenschütze; ausserdem noch viele ganz roh in die Wand eingekratzte menschliche Figuren.

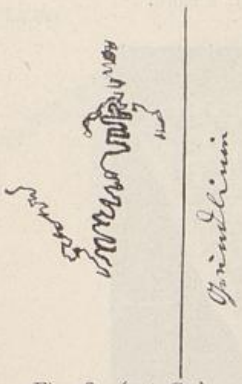


Fig. 89 (nat. Gr.)



Fig. 90a (nat. Gr.)

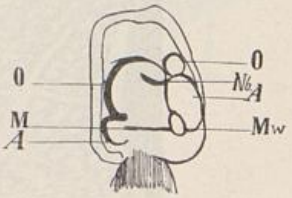


Fig. 90b.

Fig. 89 und 90.
Menschliche Figuren, die mir ein Mbungu-Mann auf Wunsch in mein Tagebuch zeichnete.
Fig. 89 ist ein vom Berge herabsteigender Mann;
Fig. 90b ist der Kopf von 90a vergrössert; A, Auge; O, Ohr; M, Mund; Mw, Mundwinkel; Nb, Nasenbrücke.
(Genaueres über diese und eine Reihe ähnlicher Figuren siehe in »Ueber die Darstellung der Lebensformen usw.«) [1]

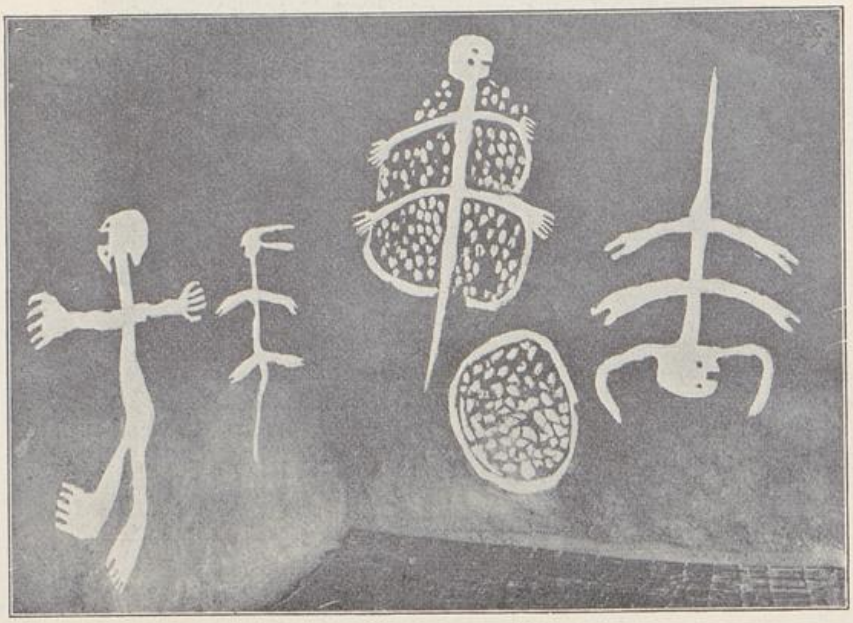
Oeffnungen oder von einem Ende aus mit vibrierenden Lippen angeblasen; Kugelflöten, aus kleinen Fruchtschalen hergestellt, gibt es in Uniamanga. (Tb. 50 No. 18—23 und Fig. 87.)

Besonders zu erwähnen wären Sätze von Rohrflöten, die in ihrer Gesamtheit gewissermassen einer auseinander genommenen Pan-Flöte entsprechen, nur dass die verschieden abgestimmten Flöten-

[1] **55.**

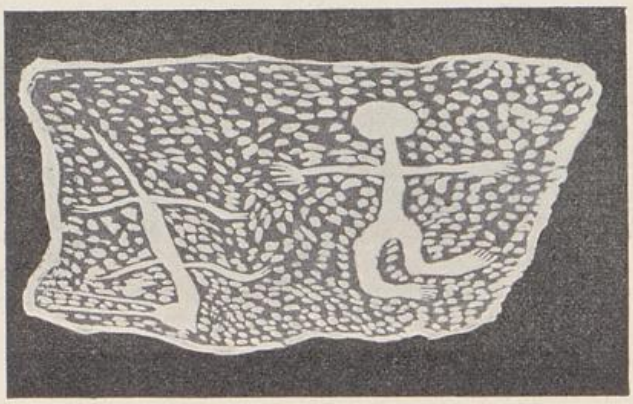
rohre nicht von einer und derselben Person, sondern von einer Anzahl von Leuten geblasen werden, deren jeder in das ihm zugeteilte Rohr zur rechten Zeit hineinblasen muss; es erinnert das ganz an manche Clown-Scherze unserer Variété-Theater. (Tb. 83b.)

Eigentlich nur ein Kinderspielzeug schien eine Flöte zu sein, die ich in Urambia sammelte und bei der das eine Ende mit einer der bei den Trommeln beschriebenen Spinnen-Membranen über-



a b c d e

a Kind, b Antilope (Barapi), c Leopard, d Weibertuch, e Büffel.



Antilope Kind

Fig. 91 u. 92.

Wandzeichnungen aus Ungoni, angeblich von einem Njassa-Mann gefertigt.

zogen war, so dass sie einen summenden Ton erzeugte: ähnlich, wie wenn unsere Kinder auf einem mit Seidenpapier überspannten Kamm blasen. (Tb. 50 No. 19.)

Signalpfeifen. Die aus Knochen geschnitzten Signal- resp. Hundepfeifen der Wangoni (Tb. 36, No. 24) wurden bereits im Kpt. III erwähnt; in Ukinga bedient man sich zu demselben Zwecke ganz kleiner Antilopenhörnchen, oder man imitiert diese Antilopenhörner aus Holz (bei den Wampoto fand ich eine ganz ähnliche Form aus Eisen geschmiedet). (Tb. 50, No. 18 und Tb. 79, No. 28.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



b c b c b d a

a menschliche Figur, b Jäger mit Flinte, c Löwe, d stilisierter Vogel.
(Der Kopf des „Vogels", ähnlich wie Fig. 109—111, wird durch das Tembendach stark beschattet, so dass er in der Reproduktion nicht zu erkennen ist.)

Fig. 93. Wandzeichnungen einer Tembe aus Alt-Iringa.



Fig. 94 und 95. Antilope und Vogel.
(Von einer Hauswand am Ruwuma; schwarz auf dem roten Grunde.)

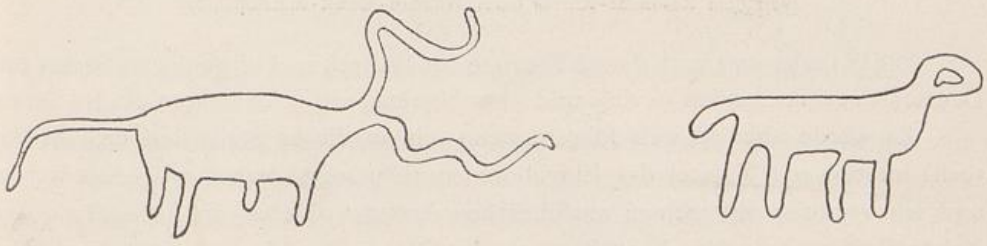


Fig. 96 und 97. Antilope und Warzenschwein.
(Von einer Hauswand in Ungoni; weisse Vollzeichnung auf lehmgelbem Grunde.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Signalhörner. Endlich wäre noch der grossen Signalhörner, wie sie im Konde-Land bei den Wakissi und in Urambia vorkommen, zu gedenken; meist sind es die gewaltigen Gehörne der Kudu-Antilope, welche entsprechend hergerichtet werden (Tb. 50, No. 26 und Tb. 100a). Im Konde-Lande, wo diese Hörner zu Kriegssignalen dienen, sammelte Herr Zenke auch das aus einem Kuhhorn mit daran befestigtem, lederüberzogenen Bambus bestehende Signalhorn (Tb. 50, No. 24).

Glocken. — Auf die verschiedenen Formen der Glocken (Tb. 50, No. 27—40) will ich an dieser Stelle nicht näher eingehen, da sie von den Schellen, die man um Arme und Beine bindet, abgesehen, in diesen Gegenden nur als Viehglocken benutzt werden und daher nicht unter die Musikinstrumente im engeren Sinne gehören.



Fig. 98.
Tier (von einer Hauswand in Ungoni).



Fig. 99.
Rind (von einem Mbungu-Mann in mein Tagebuch gezeichnet).



Fig. 100.
Vierfüssiges Tier, angeblich Eidechse (von einer Hauswand am Ruwuma).

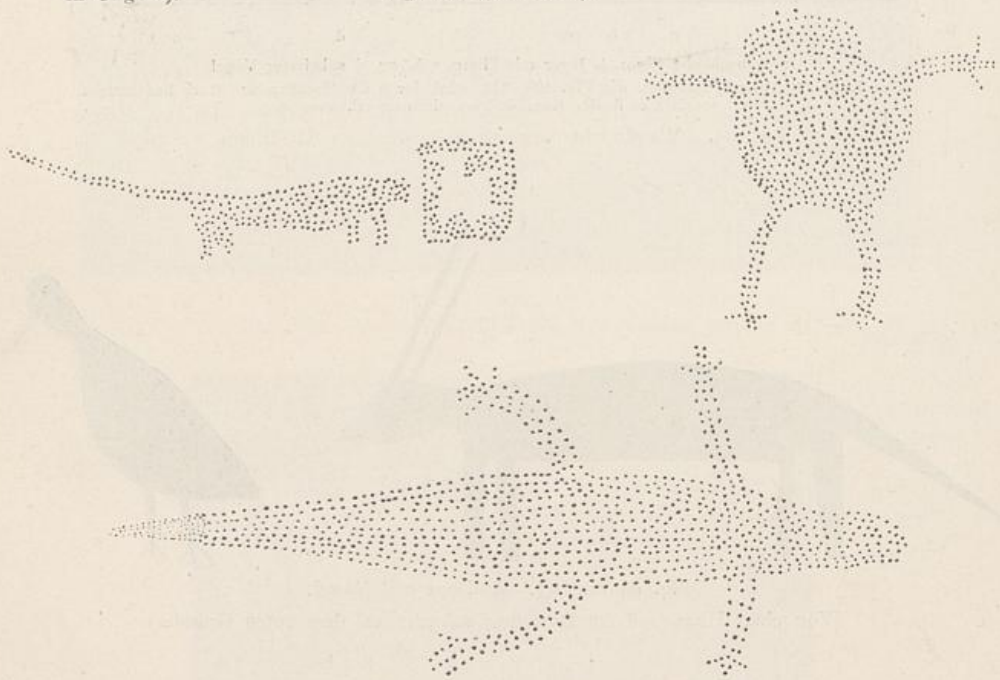


Fig. 101 – 103. Leopard, Frosch und Krokodil
(von dem Resonanz-Kürbis eines Wahehe-Musik-Instrumentes).

Malerei bei den Wahehe und im ganzen Süden von Deutsch-Ostafrika.

Die Wahehe sind auch grosse Freunde der Malerei, und nirgends im Süden von Deutsch-Ostafrika sah ich so viele und so wohlgelungene Zeichnungen als bei ihnen.

Es würde aber zu weit führen, wenn ich an dieser Stelle auf das freilich recht interessante Kapitel der Eingeborenenzeichnungen näher eingehen würde, und ich verweise auf meinen ausführlichen Aufsatz: »Ueber die Darstellung der Lebensformen bei den Eingeborenen im Süden der deutsch-ostafrikanischen Kolonie«.[1]) Ich will nur den hier reproduzierten Bildern (Fig. 88—123; Fig. 22

[1]) 55.

und 24; Tb. 27d; Tb. 33b; Tb. 37, No. 47 und 48; Tb. 42b—e; Tb. 44d; Tb. 72, Nr. 24—32) einige erläuternde Worte hinzufügen.

Ausser anscheinend »rein geometrischen Mustern« werden mit Vorliebe »Lebensformen«, d. h. Gegenstände aus der Umgebung des Künstlers, dargestellt.

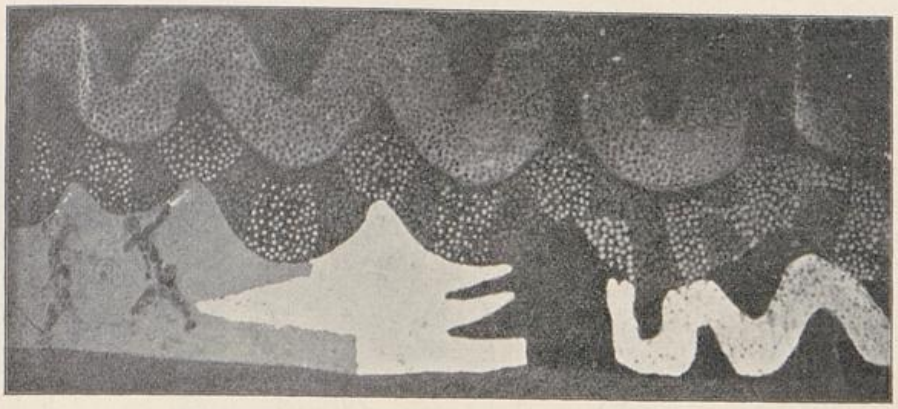


Fig. 104. Schlangenornament (aus dem Versammlungsraum der Königsburg in Gawiro).



Fig. 105. Schlangenornament (Temben-Wand in Uhehe).

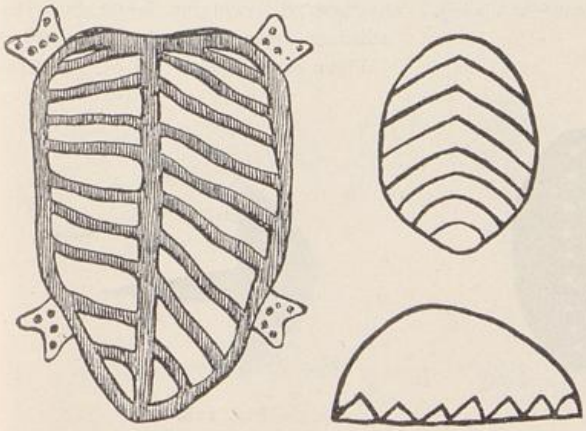


Fig. 106—108.
Schildkröte und schildförmige Zeichnungen.
(Von der Wand desselben Hauses wie Tb. 33b; Ungoni.)

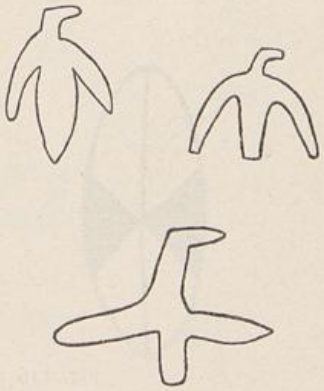


Fig. 109—111.
Stilisierte Vögel aus Uhehe.
(Siehe auch Fig. 93d.)

Man bemalt damit die Lehmwände der Häuser oder schmückt Gebrauchsgegenstände mit solchen Figuren. Vor allem sind Tier- und Menschengestalten, oft zu Jagd- und Kampfszenen vereinigt, beliebte Darstellungsobjekte.

Die Ausführung ist zumeist freilich recht primitiv und erinnert lebhaft an die Kritzeleien unserer kleinen Kinder; auch werden die Gegenstände oft so stark »stilisiert«, dass man die »Lebensformen« für »geometrische Muster« halten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würde, wenn nicht Uebergangsformen zu deutlicher charakterisierten Darstellungen desselben Objektes vorhanden wären (z. B. Fig. 106 u. 107; 109—111).

Die Fresken der Königsburg zu Gawiro.

Weit besser als alle andern Malereien, welche ich im Süden von Deutsch-Ostafrika sonst sah, sind die Fresken, mit denen die Innenwände eines als Versammlungsraum dienenden Hauses in der alten Hehe-Königsburg der Tembenstadt Gawiro in Ubena geschmückt sind. Sie wurden auf Befehl des Sultans Kwawa angeblich von einem aus Uhenge stammenden Mhehe-Künstler gemalt: ein Beispiel, wie auch hier politische Macht und die Initiative der Fürsten die Künste fördert.

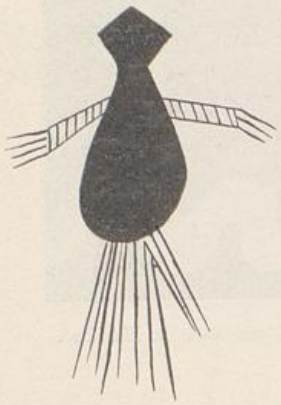


Fig. 112.
Stilisierte Eidechse (von einer Wangoni-Kalabasse).



Fig. 113.
Stilisiertes, angeblich eidechsenartiges Tier (Tembenwand in Uhehe).

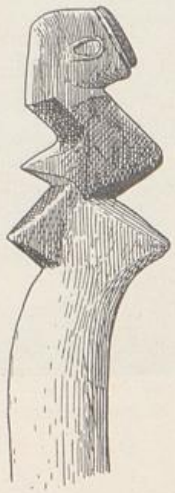


Fig. 114.
Ende des Saitenträgers eines Musikinstrumentes aus Ubena; vielleicht eine stilisierte menschliche Figur darstellend.

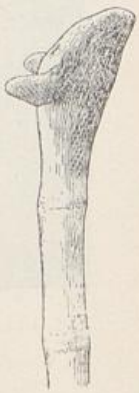


Fig. 115.
Spazierstockgriff aus Ukinga, vielleicht einen Tierkopf darstellend. (Verl. Tgb. 84b.)





Fig. 116 u. 117.
Schilde (von der Wand desselben Hauses wie Fig. 106—108 und Tb. 33b; Ungoni).



Fig. 118.
Feldhacke (auf einer Wangoni-Kalabasse eingebrannt). (Tb. 36, No. 57.)

Die Bilder sind auf dem rotbräunlichen Lehmuntergrunde in weisser, roter, schwarzer und grauer Farbe gemalt: leider werden die vergänglichen Gebilde wohl schon heute der Zeit zum Opfer gefallen oder durch ungeschickte

Restaurationsversuche (deren Spuren ich bei meinem zweiten Besuche in Gawiro schon bemerkte) entstellt sein.

Ausser recht hübsch gezeichneten Tier- und Jagdbildern, auf denen des Kwawa Elefantenjäger Schotomarula in der Ausübung seines Berufes dargestellt ist (Tb. 42b, d und e), interessierte uns vor allem die Darstellung des Sultans

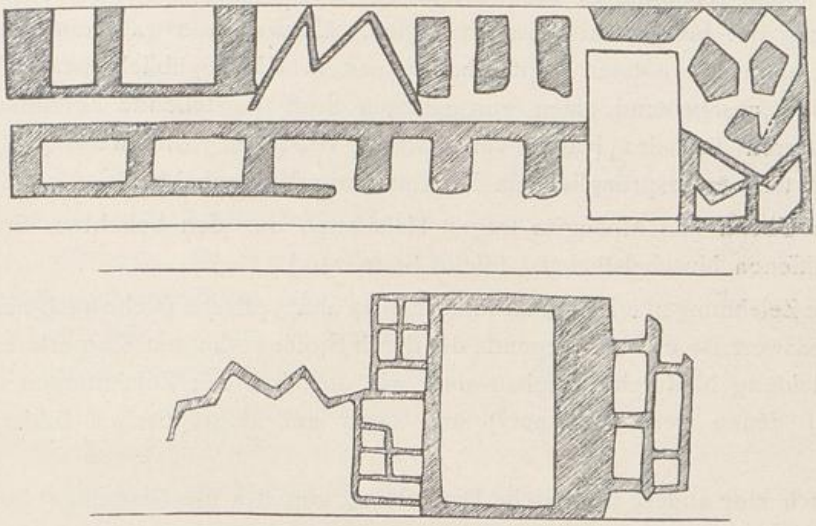


Fig. 119 u. 120. Bemalte Tembenwände aus Uhehe.
(Die hier schraffierten Zeichnungen sind in Wirklichkeit weiss auf der lehmgelben Hauswand; siehe auch Tb. 44d.)

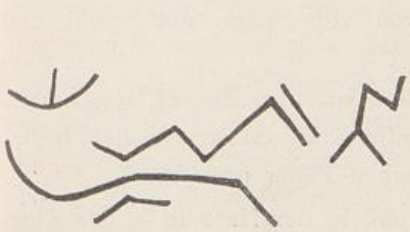


Fig. 121.

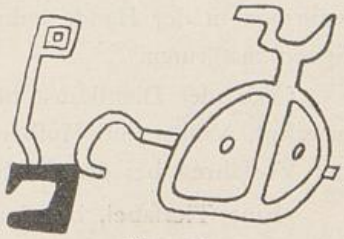


Fig. 122.

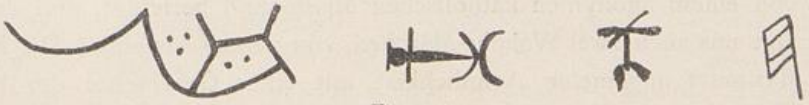


Fig. 123.

Fig. 121—123. Wandzeichnungen, die mir von den Eingeborenen nicht gedeutet worden sind.
(121 vom Ruwuma; 122 aus Ukinga; 123 aus Ungoni.)

Kwawa und seiner grossen Wassagira. Es sind (Tb. 42c, von rechts nach links aufgezählt): 1. Makambakue (von Abstammung ein Massai), 2. der Sultan Kwawa, 3. Nja-Ubena, 4. Mpangire, des Kwawa Bruder, 5. Mangumba.

Auf keinem dieser in halber Lebensgrösse dargestellten Porträts sind allerdings die Gesichtszüge angedeutet (oder wenigstens in dem vorliegenden Zustande der Bilder erkennbar), sondern die Figuren sind nur durch ihre Trachten und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Embleme gekennzeichnet. An Grösse überragt sie alle die Gestalt Kwawas. Sie führen den typischen, lederdurchflochtenen Rindshautschild in der einen, den wurfbereiten Speer in der andern Hand; nur Mangumba trägt eine Flinte mit nägelverziertem Kolben über die Schulter und die ihm verliehene schwarz-weiss-rote Flagge.

Auf den Kopfputz ist besondere Sorgfalt verwendet und ebenso auf die Bekleidung mit bunten europäischen Stoffen. Makambakue trägt ein unter dem Kinn zusammengeknotetes Kopftuch, wie es in Uhehe üblich ist. Was die eigenartige, anscheinend einen europäischen Stoff darstellende Zeichnung um den vorderen Teil des Halses von Kwawa vorstellen soll, weiss ich nicht; vielleicht trug er ursprünglich ein Kopftuch wie Makambakue.

Nja-Ubena und Mpangire tragen Halsketten aus den beliebten, dreieckig zugeschliffenen Muschelstücken. (Siehe Seite 249.)

Die Zeichnungen erinnern unwillkürlich an altägyptische (siehe auch Seite 81). Bemerkenswert ist es, dass nirgends die durch Stoffe verhüllten Körperteile durch die Bekleidung hindurch zu sehen sind, wie dies bei den Zeichnungen unserer Kinder,[1]) denen der Brasilianer[2]) und sogar auf altägyptischen Bildern vorkommt.

Auch eine andere historische Darstellung, von der uns Glauning[3]) berichtet, ist erwähnenswert. Es ist ein grosses Fresko-Gemälde an der Aussenwand eines Hauses und stellt die Zelewskyschlacht dar: man sieht die Karawane im Vormarsch begriffen, die Europäer auf ihren Reittieren sitzend und mit Sonnenschirmen in der Hand, während die Wahehe von vier Seiten mit Schild und Speer anstürmen.

Die Dichtkunst bei den Wahehe.

Von der Dichtkunst bei den Wahehe wissen wir nur, dass es, wie bereits erwähnt, Volks- und Hofbarden gibt, welche »die Kriegstaten und den Ruhm der Vorfahren bei den Festgelagen am abendlichen Feuer preisen.«[4])

Eine Tierfabel, bei der, wie in Ostafrika üblich, der Hase in seiner Klugheit die Rolle unseres Fuchses vertritt und den täppischen Elefanten überlistet, wird uns von einem anonymen katholischen Missionar[5]) berichtet, und derselbe Autor erzählt uns auch zwei Wahehe-Märchen, von denen das eine (»Der Knecht und die Mazimu«) ungemeine Aehnlichkeit mit einer Geschichte der Konde-Leute hat. (Vergleiche Kpt. V.)*)

Künstliche Körper-Verunstaltungen bei den Wahehe usw.

Körperliche Verunstaltungen irgend welcher Art sind in Uhehe, Ubena und Ussangu unbekannt; höchstens dass man ab und zu je zwei senkrechte Striche an den Schläfen tätowiert sieht.**) Nur die Jagdtätowierung am Unterarm kommt auch in Uhehe sehr vielfach vor. Wenn man, zumal in Ubena und

*) Ueber Klagelieder um den Tod des Kwawa siehe »Chronik aus St. Gertrud zu Iringa«.[6])
**) Vergleiche auch Seite 206, Anm.

[1]) **34**, Fig. 41; [2]) **16**, S. 251 u. Tb. XVIII; [3]) **28**, S. 63; [4]) **27** (1897), S. 46; [5]) **76**; [6]) **50**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ussangu, einzelne Leute mit deformierten Zähnen trifft, so handelt es sich in der Regel offenbar um Fremde resp. Sklaven; früher soll allerdings in der Kitugala-Gegend Zahndeformation nach Art der benachbarten Wakinga üblich gewesen sein.

Behandlung des Haares.

Die Männer epilieren den Bart und rasieren das übrige Körperhaar. Auch das Kopfhaar wird bei beiden Geschlechtern meist abrasiert resp. ganz kurz getragen; Glauning[1]) berichtet, dass sich die Männer auf dem Kopfe Figuren ausrasieren liessen, doch ist das in diesen Gegenden nicht häufig. (Tb. 47 d. u. Kpt. V.) Kleinen Kindern lässt man aber oft auf dem sonst kahl rasierten Schädel ein aus bis 10 cm langen, verfilzten Strähnen bestehendes Haarbüschel in der Stirngegend und ein ebensolches auf dem Scheitel stehen; in diese Strähnen werden dann häufig kleine Holzklötzchen als Amulette oder bunte Perlen eingeflochten. (Tb. 25 e, Tb. 47 c.) Man schmiert den Kindern, hier wie in andern Gegenden, auch manchmal ein Gemisch von Fett und rotem Lehm auf den Kopf (vielleicht ein Mittel gegen Kopfläuse?). Der Körperbemalung bei besonderen Anlässen wunde bereits auf Seite 217 und 234 gedacht.

Tracht der Männer.

Die Tracht der Wahehe-, Wabena- und Wassangu-Männer besteht gewöhnlich aus europäischen Stoffen, von denen besonders die Wahehe grosse Mengen besitzen. Bei den Wassangu sieht man zuweilen auch die von den Wassafua und ihren Nachbarn gewebten Baumwolltücher, während sich — soweit mir bekannt — die Wassangu selbst zur Zeit wohl kaum mit deren Herstellung beschäftigen.*)

Die europäischen Stoffe werden zu einem grossen Tuche zusammengenäht und dieses wird togaartig um die linke Schulter geworfen; das malerische Gewand passt trefflich zu den schönen stolzen Gestalten. (Tb. 42a; Tb. 47.)

Aermere Leute begnügen sich mit einem Lendentuche oder selbst nur mit einem roh zugerichteten Fellschurz (Tb. 49, No. 15, Fig. 62), der manchmal nicht einmal die Genitalien bedeckt; letzteres sah ich aber eigentlich nur in der Gegend zwischen Lupembe und Idunda, wo man sehr wenig europäische Stoffe zu haben schien. Zu Thomsons[4]) Zeiten gingen die Wabena-Männer im Gegensatz zu den wohl bekleideten Wahehe überhaupt nackt; freilich genierten sich auch die Wahehe damals nicht, sich völlig entblösst zu zeigen und ihre Kleidung bei der Arbeit und auf dem Marsche völlig abzulegen.[5]) Für die heutigen Zeiten trifft es aber jedenfalls nicht mehr zu, dass die Wahehe, wie Reichard[6]) berichtet, mit Ausnahme der älteren Männer nackt gingen.

An den Füssen trägt man häufig Sandalen aus ungegerbter Rindshaut, um den Fuss gegen die Dornen zu schützen. (Tb. 49 No. 9, Tb. 47a.)

*) Nach Adams[2]) sollen die Wassangu früher eifrige Weber gewesen sein, und er berichtet, dass noch heute am Barali-Flusse in Ussangu gewebt werde; gerade am Barali sitzt aber nach Prince[3]) eine grosse Wassafua-Kolonie.

[1]) **28**, S. 61; [2]) **46**, S. 85, [3]) **49**, S. 733; [4]) **4** (Vol. I), S. 246; [5]) **4** (Vol. I), S. 218; [6]) **15**, S. 241.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Um den Kopf wickelt man gerne »ein oben in Form einer Mütze verknotetes Tuch«,[1]) und ebenso oft wird ein Stück Zeug, in der Art wie es unsere Bauernfrauen zu tun pflegen, über den Kopf gezogen und unter dem Kinn zusammengebunden.*) (Tb. 47a und Figur 124).

Tracht der Frauen.

Die Tracht der Weiber ist, wie überall im Innern des südlichen Deutsch-Ostafrika, viel ärmlicher als die der Männer; der Mann behält das nicht nur schmückende, sondern auch wärmende Zeug eben lieber für sich. Die Bekleidung der wohlhabenderen Frauen ist ein nach Suaheli-Art um den Körper gewickeltes Stück Stoff (Tb. 46b, Tb. 45c u. f); sehr oft besteht das Frauen-Kostüm jedoch nur aus einem Läppchen Zeug, welches vorne von dem fast stets getragenen Perlengürtel herabhängt, und aus einem in Zipfel auslaufenden Stück Fell über dem Gesäss. (Tb. 49 No. 10; Tb. 45f; Tb. 47c; Tb. 43d.)

Der Perlengürtel ist nur ein dicker Wulst kunstlos auf Schnüre gereihter bunter europäischer Perlen.**)

Bei kleineren und auch älteren Mädchen sah ich statt des hinteren Fellschurzes ein in vier Zipfel auslaufendes, oft recht hübsch mit Perlen besticktes Stück Zeug (Tb. 49 No. 11), und ausserdem kommt bei diesen auch ein um die Hüften gebundener, bis zu den Knöcheln herabreichender Fransenschurz aus einheimischem Material vor (Tb. 49 No. 14; Tb. 47b). Kaum jemals sah ich weder hier noch sonst wo in Deutsch-Ostafrika selbst ganz kleine Mädchen mit unbedeckten Genitalien herumlaufen, während dieses überall bei den kleinen Buben üblich ist.

(Kinderschurz.)

Einen wesentlichen Teil der Frauen-Bekleidung bildet aber eigentlich auch ihr lederner Kinderschurz (Tb. 47b; Tb. 49 No. 13), zumal die Frauen in dem betreffenden Alter fast immer Gelegenheit haben, denselben anzulegen. Auf die Verzierung des Kinderschurzes wird in Uhehe usw. grosse Sorgfalt verwandt, viel mehr als auf irgend ein anderes Kleidungsstück. Man schmückt ihn mit langen Fransen, Kauri-Muscheln und mit Metall-Perlen eigenen Fabrikates. Sehr häufig hängen am Schurze auch eine Anzahl Klötzchen, welche zum Teil als Amulette für Kindersegen zu dienen scheinen, zum Teil angeblich Medizin sind, welche durch Reiben auf Steinen pulverisiert und dann, mit Wasser befeuchtet, dem Kinde eingegeben

*) Dass dieses Kopftuch aber, wie Glauning[2]), Liebert[3]) und Adams[4]) angeben, nur bei grosser Kälte über die Ohren gebunden wird, ist nicht zutreffend. P. Basilius[5]) scheint der Annahme nicht abgeneigt, dass Kwawa diese Tracht, die besonders ehrwürdig aussehe (?), vielleicht befohlen habe; zu einer solchen Annahme ist aber eigentlich kein Grund vorhanden, und auf mich und andere[6]) hat dieses Kopftuch eher einen komischen Eindruck gemacht.

**) Ueber Perlengürtel bei den Frauen Mereres II. schreibt Bumiller[7]): »Zahlreiche über einander gelegte Perlenschnüre von allen Farben bilden einen breiten losen Gürtel, der von dem Becken aus Scham und Gesäss bedeckt. Von diesem Gürtel hängen zu beiden Seiten je zwei schmale Streifen feiner Stoffe zu den Fussgelenken herab, so dass die Beine (das Ganze erinnert an das Gewand der indischen Tänzerinnen), teilweise verhüllt, nur beim Gehen sichtbar werden.« (Siehe auch Merensky[8]).)

[1]) **28**, S. 61; [2]) **28**, S. 61; [3]) **36**, S. 25; [4]) **46**, S. 35; [5]) **32**, S. 206; [6]) **36**, S. 25. [7]) **12**, S. 357; [8]) **17**, S. 241 Anm. **).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden soll. Die Kinder spielen natürlich mit diesen Klötzchen, doch hängt man ihnen auch Schneckenhäuschen, Puppen usw.[1]) noch besonders als Spielzeug an den Schurz. (Ueber Kinderspielzeug siehe Kpt. V.)

Vornehme Frauen suchen übrigens ebenso wie die Männer europäische Tracht nachzuahmen. So besass die Hauptfrau des Sultans Kiwanga einen mit rotem Bande garnierten Strohhut und schmückte sich mit einem alten Korsett. Ihr Gemahl, der überhaupt in allem die Europäer zu imitieren sucht,[2]) ging, ebenso wie Merere, völlig europäisch gekleidet und schien besonders auf einen Krimstecher, von dem er sich selten trennte, stolz zu sein.*) Ich muss gestehen, es wurde mir selten so schwer, das Lachen zu verbeissen, als damals, als das Ehepaar Kiwanga in diesem Aufzuge seine Staatsvisite bei mir machte.

Schmuck der Männer und Frauen.

Der gewöhnlichste Schmuck der Männer besteht aus ganz dünnen Ringen aus feinstem Messing- oder Kupferdraht, der um ein Bündel dicker Tierhaare (Kuhschwanz?) gewickelt wird. Man trägt diese Ringe um die Handgelenke und Knöchel, und bei Vornehmen bilden sie zuweilen faustdicke Wülste, die wohl aus an die Hundert Einzelringen bestehen. (Tb. 49 No. 24.) Auch aus selbstgeschmiedeten Metallperlen werden Armbänder hergestellt (Tb. 49 No. 21), und an den Handgelenken wohlhabender Männer sieht man zuweilen schwere Elfenbeinringe (Tb. 49 No. 23).

Um den Hals trägt man häufig zu Kolliers aufgereihte, weisse, dreieckige Muschelstücke; das Material bildet aber nicht eine Flussmuschel, sondern die dickwandige, von der Küste des Indischen Ozeans stammende Konus-Muschel (Tb. 49 No. 26).

Europäischer Perlenschmuck wird heutzutage in Uhehe, Ubena und Ussangu, abgesehen von den schon erwähnten Weibergürteln, nicht viel getragen und von den Männern so gut wie ganz verschmäht. Früher war die Mode offenbar anders, denn Elton[3]) berichtet uns, dass die Wassangu 12—15 Pfund schwere Perlenhalsbänder trügen — er bildet den Merere auch mit einer solchen Perlenlast um den Hals ab,[4]) — und nach Burton[5]) behängten sich bei den Wabena und Wassangu die Männer mit grossen Perlenmassen; auch noch Thomson[6]) berichtet, dass die Wahehe pfundweise Perlen um Hals und Brust trügen,**) und W. P. Johnson,[7]) dessen Reisen ebenfalls Anfang der achtziger Jahre stattfanden, erwähnt von den Wassangu ausser »geschmackvollem Weiber-Perlenschmuck« auch einen mit »Perlen ganz behangenen Häuptling«.

*) Merere besass leider auch das Attribut des deutschen Offiziers, einen Schutztruppen-Säbel.

**) Ueber die älteren Trachten in Uhehe, Ubena und Ussangu siehe Burton,[8]) Elton,[9]) Thomson,[10]) Giraud.[11]) Die »thick girdles of brass wire, neatly wound round a small cord«, die Burton von den Wahehe-Männern erwähnt, erinnern übrigens ganz an die Leibringe, wie man sie im Konde-Land heutigen Tages trägt; vergleiche jedoch Seite 200 Anm.

[1]) **46**, S. 35; [2]) **36**, S. 37; [3]) **3**, S. 346; [4]) **3**, S. 361; [5]) **1** (Vol. II), S. 270, 273; [6]) **4** (Vol. I), S. 218; [7]) **5**, S. 529; [8]) **1** (Vol. I), S. 239—240, (Vol. II), S. 270, 273; [9]) **3**, S. 346; [10]) **4** (Vol. I), S. 217—219; [11]) **7**, S. 129.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Schmuck aus Grasgeflecht, Fruchtkernen, Tierknochen, Kaurimuscheln usw. sieht man nur wenig. (Tb. 49 No. 16—19.) Aber man trägt auch in Uhehe, entgegen den Angaben von Reichard,[1]) die sonst bei Negern üblichen Amulett-Hölzchen usw. am Arm und um den Hals (Tb. 47a, Tb. 48e), und ein beliebter Talisman sind die Schuppen des abenteuerlichen Schuppentieres (Tb. 49, No. 25). Von den Wassangu, die besonders an die Kraft ihrer Amulette glaubten, erwähnt Adams[2]) »getrocknetes Löwenblut, in einem Fellsäckchen verwahrt, oder Krallen der Leoparden, an Schnürchen getragen, gewisse Vogelschnäbel, Krallen der Kenge-Eidechse [Waranus] und deren gelbes Bauchfett.«

Spazierstäbe. —

Endlich sei an dieser Stelle des etwa 2 m langen Stabes gedacht, den die Wahehe-Männer zu Friedenszeiten als eine Art Spazierstock tragen und der nach Adams[3]) »nach Rang und Vornehmheit des Besitzers schön geschnitzt und mit Draht verziert ist«*) (Tb. 49 No. 7).

Ackerbau: angepflanzte Früchte,

Die Felder werden in Uhehe, Ubena und Ussangu in der gewöhnlichen Weise (siehe Seite 100—109), und zwar recht sorgsam, bestellt. Man pflanzt vor allem Sorghum, Eleusine, Mais und Süsskartoffeln, daneben Bohnen, Erbsen, Gurken, Kürbisse und Erdnüsse und nach P. Basilius[4]) auch »Senf und andere Gewürze.« Auch wohlschmeckende Waldfrüchte werden gesammelt,[5]) besonders die Früchte von Uapaca Kirkiana (Seite 127 Anm. und Seite 192) spielen zu Notstandszeiten eine grosse Rolle. Ein grosser Teil des Getreides wird natürlich in Gestalt von Pombe genossen.

Trocknen des Getreides,

Zum Trocknen des geernteten Getreides bietet das flache Tembendach treffliche Gelegenheit; aber man muss schon einen kleinen Strohzaun um die ausgebreiteten Kornvorräte errichten, sonst weht sie der ewige Wind herunter (Tb. 93b).**)

die Speicher.

Der gewöhnliche Speicher ist ein geflochtener und mit Lehm verschmierter Korb, der auf einer kleinen Plattform aufruht. Das Getreide wird von oben oder durch eine Seitenöffnung, die durch einen kleinen Lehmsockel zuweilen bequemer zugänglich gemacht ist, entnommen; bis zum Gebrauche des Inhalts wird die Oeffnung mit Lehm verschmiert; ein aufgesetztes Strohdach schützt das Ganze gegen den Regen. (Tb. 43a und Tb. 45c.) Die Wassangu verstehen es aber auch, nur aus Mist und Erde grosse, dickbauchigen Krügen ähnliche Gefässe zu formen, in die man das Getreide schüttet und die man zu mehreren unter einem schrägen Strohdach aufzustellen pflegt (Utengule, Ggawiro) (Tb. 43a).

*) Die Europäer pflegen diese Stäbe Wassagira-Stäbe zu nennen, doch kann ich nicht angeben, ob es sich wirklich um Rangabzeichen handelt, wie ja auch Adams zu vermuten scheint.

**) Auch die Kürbisse hebt man natürlich auf den Tembendächern auf.[6]) Ausnahmsweise sah ich in Ussangu (am Mbarali) auch eine aus Lehm und Kuhmist zu ebener Erde hergestellte Tenne, die mit einem flachen Rande umgeben war und die zum Trocknen von Getreide diente. Maisbündel hängt man zum Trocknen öfter auch an die Bäume.

[1]) **15**, S. 241; [2]) **46**, S. 88; [3]) **46**, S. 35; [4]) **32**, S. 206; [5]) **46**, S. 36; [6]) **4** (Vol. I), S. 215.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch aus Strohseilen — ganz ähnlich wie unsere Bienenkörbe — geflochtene Kornbehälter sah ich einmal in Ubena (Tb. 45c). Besonderer Erwähnung bedürfen noch die grossen Proviantürme, die Kwawa im alten Iringa hatte errichten lassen;[1]) noch zu meiner Zeit waren Reste derselben erhalten (Tb. 43b).

Der Standort der Speicher ist der Tembenhof; nur einmal sah ich in Ussangu kleine, spitze, angeblich mit Getreide gefüllte Strohkegel oben auf dem Tembendach, doch erwähnt Giraud[2]) aus Uhehe kleine, auf den Dächern stehende Speicher. Man trifft aber Kornbehälter zuweilen abseits von den Ansiedlungen an, und — zu Kriegszeiten wenigstens — wird das Getreide auch auf den Feldern vergraben.[3])

Viehzucht.

Den Hauptreichtum und den Stolz der Wahehe resp. Wabena und Wassangu bildeten einst ihre recht stattlichen Rinderherden; so erzählt Elton,[4]) dass in der belagerten »Boma des Merere« allein 10000 Stück Rinder vorhanden gewesen seien, und auch nach Bumiller[5]) muss Merere II. vor dem Ausbruch der Rinderpest ganz ungeheure Herden besessen haben. Durch die Rinderpest und durch die letzten Kriegsjahre sind, wie oben erwähnt, die schönen Bestände gar arg zusammengeschmolzen, aber das noch vorhandene Vieh zeichnet sich durch Grösse und Stattlichkeit aus, und man sieht hier wahre Prachtexemplare des Buckelrindes. Nach Liebert[6]) ist »das Grossvieh nur im Besitz der wohlhabenden Leute, der Wassagira und Jumben, die niederen haben nur einen gewissen Niessbrauch an den Herden ihres Oberhauptes.«

Um den Hals der Rinder hängt man an geflochtenen, oft mit Messingspangen verzierten Lederriemen grosse, sehr sorgsam geschmiedete und verschiedenartig gestaltete Eisenglocken. Einzelne derselben sind von so kolossaler Grösse, dass sie angeblich täglich von drei Kühen nach einander getragen werden, da sie auf die Dauer für ein Tier zu schwer sein würden; derartig grosse Glocken haben insofern einen praktischen Zweck, weil ihr tiefer Ton besonders weit hörbar ist und so das Auffinden der Herden, falls sie sich im Gebirge verlaufen haben, erleichtert wird. Neben den Eisenglocken kommen aber auch Vieh-Glocken aus Holz vor. (Tb. 50 No. 28—36.)

Ueber die Pflege und Wartung des Viehs und was damit zusammenhängt, soll im Zusammenhange in Abschnitt V berichtet werden; hier sei nur erwähnt, dass man die Rinder des Nachts in schönen Ställen unterbringt, die, gleich den Wohnhäusern, Tembenform besitzen (siehe Seite 257). Ausser Rindern werden auch Schafe, Ziegen, Hühner und Tauben als Schlachtvieh gehalten, und ebenso Hunde, die man sehr gern zu essen scheint.*) Der Schwanz der Hunde dient, wie erwähnt, zum Schäften der Wurfspeere. Auch Blut wird nach Glauning[8]) in

*) Schon Burton[7]) erzählt von den Warori, dass die Häuptlinge sehr grosse Freunde von gemästeten Hunden seien, und Kiwanga hätte nur zu gern meinen fetten Dackel gehabt.

[1]) **21**, S. 108; [2]) **7**, S. 125; [3]) **11**; [4]) **3**, S. 368; [5]) **12**, S. 357; [6]) **36**, S. 27; [7]) **1** (Vol. II), S. 273; [8]) **28**, S. 62.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geronnenem Zustande gekocht und gegessen. Honig wird ebenfalls geschätzt, und in Utengule unterm Beja sah ich Bienenzucht, die auch Adams[1]) erwähnt.

Volksnahrung. Wie Adams[2]) resp. Glauning[3]) berichten, lebten »die freien Wahehe-Männer und die Herrin mit ihren Kindern ausschliesslich von Fleisch, Milch und Pombe«, und nur die Sklaven und gewöhnlichen Weiber*) nährten sich hauptsächlich von Vegetabilien. Nun, in den guten Zeiten des Vieh-Ueberflusses mag das vielleicht so gewesen sein, aber viele Leute können sich heutzutage bei dem wenigen Vieh und der unglaublich geringen Milchmenge, welche die einzelne Kuh liefert (vergl. Kpt. V), sicherlich nicht solchen Luxus gestatten. Bei den Wabena scheint Milch übrigens gar nicht einmal sehr beliebt zu sein, denn sie wird, wie Schröter[5]) berichtet, fast durchgängig den Kälbern überlassen.

Pombe. Aber Pombe wird dafür nach wie vor in ganz unglaublichen Quantitäten vertilgt, zumal in der Trockenzeit, wo die Feldarbeit ruht und die Weiber dann Zeit und Material zum Brauen haben: »Negerbier wird dann in ungeheuren Mengen gebraut und getrunken; Erzählungen und Spiel nehmen kein Ende; die Trinkhallen sind stets mit Gästen gefüllt, die dem freigebigen Hausbesitzer ihre Aufwartung machen«, berichtet Adams.[6]) In Kwawas »Hofbräu-Haus zu Iringa« zählte P. Basilius[7]) nicht weniger als sechzig gemauerte Feuerstellen.

Wie Glauning[8]) erwähnt, besässen die Häuser der Vornehmen stets ein besonderes Trinkgemach. »Die Trinkhalle in der Sultans-Tembe des Mpangire in Gominji«, schreibt er, »war ein in der Mitte 4 m hohes Gebäude. Das Dach wurde durch drei Reihen Holzsäulen gestützt. Von der Haupthalle war der Vorraum für die Dienerschaft durch eine in der Mitte offene Wand getrennt. An den Innenwänden des Hauptgemaches befanden sich gemauerte Bänke, ebenso war um jede Säule ein Rundsitz gemauert. Diese Plätze waren für die Gäste des Sultans bestimmt. Der Sitz des Fürsten war erhöht. Rechts und links von demselben befanden sich, halbkreisförmig geordnet, die Bänke für die Frauen des Sultans. Vor den Sitzen lagen die aus vertieften, konzentrischen Ringen bestehenden, gemauerten Feuerstellen. Die ganze Anlage erinnerte etwas an die Trinkgemächer unserer germanischen Vorfahren.« (Tb. 42a und 43e.)

P. Basilius[9]) findet, dass die Wahehe-Pombe, mit der anderer Gegenden verglichen, ein recht guter Stoff sei, wahrscheinlich, weil zu ihrer Bereitung eine Mischung von mehreren Getreidearten verwandt werde, und er berichtet, dass es das erste Erfordernis einer Mhehe-Hausfrau sei, ein gutes Bier zu brauen, da man von dem Grundsatze ausgeht: »Eine Frau, die nicht für genügend Pombe sorgen kann, ist keine Frau«.[10]) — In Süd-Ubena wird wie in Ukinga auch übermässig viel Bambuswein getrunken.[11])

*) Die Angabe Girauds,[4]) die Frauen dürften kein Fleisch essen, finde ich sonst nicht erwähnt. Die gewöhnliche Mhehe-Frau wird allerdings selten Gelegenheit haben, solches zu bekommen. Ueber einzelnen Familien verbotene Speisen wird aus Lupembe (Ubena) berichtet; siehe hierüber Kpt. V.

[1]) **46**, S. 23; [2]) **46**, S. 36; [3]) **28**, S. 62; [4]) **7**, Si 154; [5]) **92**, S. 56; [6]) **46**, S. 26; [7]) **32**, S. 200; [8]) **28**, S. 65; [9]) **32**, S. 208; [10]) **50**; [11]) **100**, S. 65.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tabak.

Die Wahehe, Wabena und Wassangu schätzen den Tabak und rauchen ihr selbst gezogenes Kraut aus kurzen Pfeifen oder rollen sich daraus eine Art primitiver Zigarren (Tb. 37 No. 15—17, 29, 30, 45); bei den Wassangu soll auch Hanf sehr beliebt sein, und ebenso berichtet Schröter[1]) von den Wabena. Geschnupft wird ebenfalls, im ganzen aber recht wenig; über die eigenartige Manier, wie man dabei zuweilen verfährt, ist bereits in Abschnitt III berichtet. (Tb. 37 No. 35 und 36.)



Fig. 124. Eingemauerte Töpfe zum Salzsieden resp. Bierbrauen (Ubena).

Salzgewinnung. —

Da die Volksnahrung eine vegetabilische ist, so gebraucht man Salz und bereitet es sich, gleich den Nachbarstämmen, in Ermangelung von etwas besserem, aus verbrannten Pflanzen.

In Ubena und Ussangu ist die Gewinnung von Steppensalz sogar anscheinend zu einer kleinen Industrie geworden, welche die Nachbarschaft versorgt; so tauschen sich die Wakinga Steppensalz aus Ubena gegen ihre eisernen Feldhacken ein.[2]) Ich sah öfter Erdhügel mit eingemauerten Töpfen darin, die der Salzgewinnung dienen sollten; in ebensolchen Anlagen wird übrigens auch Bier gebraut.[3]) (Fig. 124; Tb. 45d.)

Form des Hauses: die »Scheunenhäuser«.

Die herrschende Bauform ist in ganz Uhehe, Ubena und Ussangu die Tembe. Nur im Utschungwe-Gebirge und weiter westlich davon bis zu den Lupembe-Bergen und dem Mbejera-Gebiete hin finden sich die im vorigen Abschnitt bereits charakterisierten Scheunen-Häuser (Tb. 44a), und in Ussangu, zumal

[1]) **92**, S. 51; [2]) **52**, S. 157; [3]) **46**, S. 26.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

am Mbarali-Flusse, kommen neben Temben auch Rundhütten nach Wassafua-art vor (Tb. 45b).*)

Die Temben; ihre Herkunft.

Die Temben haben die Wahehe, Wassangu und Wabena mit ihren nördlichen Nachbarn, wo diese Bauform überall verbreitet ist, gemeinsam. Ursprünglich aber scheinen die Temben, wie v. Luschan[7]) nachgewiesen hat, aus Vorderasien nach Afrika importiert zu sein, und auch die Hütten der Fellah in Ober-Aegypten erinnern stark an Temben: nur mit dem Unterschied, dass die Temben unserer Neger bei weitem sorgsamer gebaut sind, als die elenden, aus Nilschlamm zusammengekleisterten Hütten, in denen die Enkel der Pyramiden-Erbauer hausen.

ihre Gestalt.

Eine Tembe ist ein rechteckiges Gebäude mit einem flachen Dache; durch das letztere unterscheidet sich die Tembe von den ähnlich gebauten Scheunenhäusern. In der Regel umschliesst eine Anzahl solcher aneinander gebauter »Einzeltemben« einen viereckigen Hof, und auch ein solcher Gebäude-Komplex wird als »Tembe« bezeichnet. Zuweilen bleibt auch eine Seite des Hofes unbebaut, so dass ein hufeisenartiger Gebäudekomplex entsteht, oder die Einzeltemben sind nur zu einem langen Gebäude nebeneinander gereiht, und auch andere Varianten in der Anordnung kommen vor. (Fig. 125 u. 126 und Tb. 41; 42a; 43c u. d; 44c; 45c; 46b; 93b.)

ihr Umfang.

Je nachdem sie nur einer Familie oder Sippe oder einer grösseren Gemeinschaft zur Wohnung dienen, ist die Grösse der Temben-Vierecke recht verschieden; es gibt solche, deren Hof nicht viel grösser als ein geräumiges Zimmer ist, während andere so ausgedehnt sind, dass man von einer »Tembenstadt« reden kann.[8]) So sollen Uhenge und Idunda nach Adams[9]) mehr als einen Kilometer [?] Länge besessen haben, und die Tembenstadt Gawiro in Ubena ist nach meiner Schätzung etwa 600 m lang und 200 m breit.**)

befestigte Temben.

Nach der Aussenseite haben die zur Verteidigung eingerichteten grossen Temben (wie z. B. Gawiro) nur wenig Eingänge, und der Zugang zu den ein-

*) Prince[1]) gibt an, dass am Mbarali eine starke Wassafua-Kolonie zwischen den Wassangu ansässig sei und dass hier jedermann neben der Wassangu-Tembe auch eine Rundhütte besässe; die ersten für die nasse, moskitoreiche Jahreszeit, die letztere für die trockene, moskitoarme. Auch v. Schleinitz[2]) bestätigt das häufige Vorkommen von »Kegelhütten« bei den Wassangu.

P. Adams[3]) meint, dass die Rundhütten die ursprüngliche Bauform der Wassangu seien. Soweit unsere Nachrichten aber zurückreichen, haben die Wassangu von jeher Temben gebaut — und zwar recht grosse, die 400 bis 500 Seelen fassten[4]) —, und ebenso wohnten die »Wahehe« Burtons in Temben,[5]) wie ich im Gegensatz zu Weule[6]) konstatieren möchte.

**) Nach Glauning[10]) dürften die grossen Wahehe-Temben erst unter dem Einfluss Kwawas entstanden sein, der seinen Untertanen befohlen habe, zum Zweck besserer Verteidigung an Stelle der für Familien und kleine Genossenschaften berechneten kleineren Temben grosse stadtartige Komplexe zu bauen. Die Wassangu aber wohnten, wie bereits oben erwähnt, schon zu Burtons Zeiten in grossen Temben-Anlagen mit Hunderten von Leuten.

[1]) **49**; [2]) **64**, S. 444; [3]) **46**, S. 90; [4]) **1** (Vol. II), S. 273; [5]) **1** (Vol. I), S. 240; [6]) **23**, S. 476; [7]) **35**; [8]) **46**, S. 36; [9]) **46**, S. 36; [10]) **28**, S. 65.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zelnen Wohnungen erfolgt nur vom Hofe aus; die gewöhnlichen Temben besitzen aber auch von aussen her oft eine ganze Anzahl Eingänge.

der Tembenhof.

Der Hof der Temben dient vor allem als Tummelplatz für das Vieh. Auf dem übergrossen Hofe der bedeutenderen Anlagen befindet sich zwar noch eine Anzahl anderer Tembengebäude — vor allem der eventuell noch besonders befestigte Häuptlingssitz, der seinerseits wieder mehrere Höfe umschliesst (Fig. 125) —, doch wird das von den Aussentemben mauerartig umschlossene Viereck durch solche Bauten bei weitem nicht ausgefüllt.

Form der Tembenwand.

Die Wände der Tembengebäude verlaufen sehr oft nicht geradlinig, sondern besitzen zahlreiche kleine und grössere Einsprünge; diese mögen zum Teil zwar bei der Verteidigung als Flankierungen gute Dienste leisten, vor allem aber gewinnt die durch das schwere Dach belastete Hauswand dadurch viel mehr Widerstandsfähigkeit: wie ja ein zickzackartig gebogener Papierstreifen weniger leicht umkippt als ein gerader. (Fig. 126, Tb. 45c 93b.)

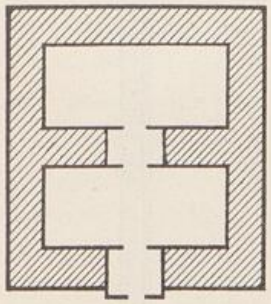


Fig. 125. Häuptlingstembe innerhalb der Tembenstadt Ussuka in Uhehe.

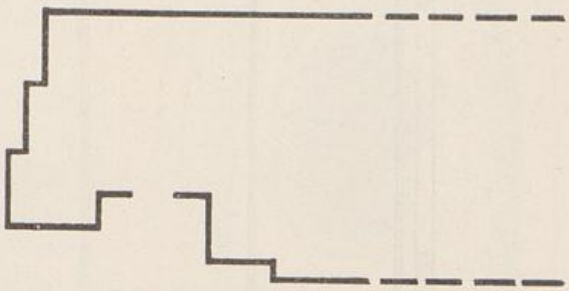


Fig. 126. Schema einer im Zickzack aus- und einspringenden Tembenwand.

Konstruktion der Tembenwände.

Die Temben-Wände bestehen aus einem zwischen festen Pfählen angebrachten Flechtwerk aus dünnen Aesten (Tb. 43d) oder aus dicht nebeneinander in die Erde gerammten, starken Pfählen, die durch quer verlaufende Rohrbündel zusammengehalten werden. (Tb. 47b.) Das Ganze wird sehr sorgsam mit Lehm verschmiert und dann aussen und innen geglättet.

Konstruktion des Tembendaches.

Das Tembendach ist eigentlich nicht ganz flach, sondern etwas gewölbt und wird von einer je nach der Grösse des Baues sich richtenden Anzahl von Pfeilerreihen getragen. Diese Pfeiler stehen in den grossen Hallen, wie ich sie in den Königstemben von Gawiro und Utengule unterm Beja sah, etwa im Abstand von 1—1,5 m von einander und erreichen eine Höhe von ca. 3—4 m. Sie sind mit der Axt sorgsam aus einem entsprechend dicken Baumstamm herausgehauen und besitzen einen flacheliptischen Querschnitt; unten sind sie schmaler als am oberen Ende, wo sich ein gabelartiger Ausschnitt zur Aufnahme der Deckbalken befindet. Man gibt ihnen vermutlich diese abgeflachte Form deshalb, um im Innern der Hallen durch die vielen Pfeiler nicht allzu sehr beengt zu werden In den Gabeln dieser Holzsäulen liegen Längsbalken, und auf diesen wieder,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwa im Abstand von Fuss zu Fuss, sorgsam behauene armdicke Knüttel; auf diese kommt dann eine mattenartige Rohrlage und darüber eine spanndicke Rohrschicht, die aussen mit Lehm bedeckt wird. Die Dachkonstruktion ist jedoch nicht in allen Temben genau die gleiche und wird auch von Glauning[1]) ein wenig anders beschrieben. (Fig. 127, Tb. 43e, 44b, 42c.)

Die gewöhnlichen Temben, bei denen oben gegabelte Baumstämme die Stelle der schönen Holzsäulen ersetzen, sind an der Aussenseite bis zum Dache etwa reichlich mannshoch, innen jedoch meist etwas höher als aussen, da der Boden der Tembe, wie dies auch Glauning[2]) erwähnt, etwas unter dem gewachsenen Erdboden zu liegen pflegt. (Fig. 127.)

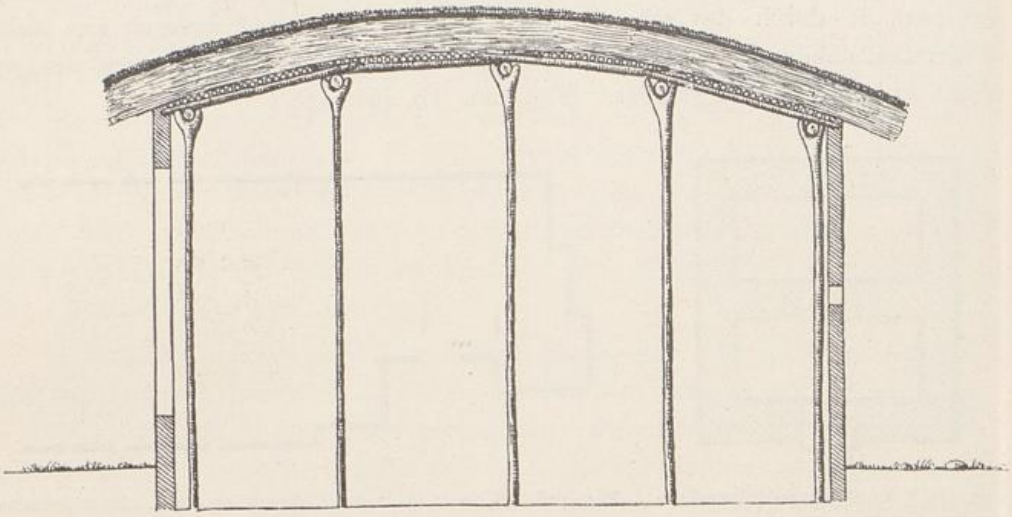


Fig. 127.
Schematischer Durchschnitt durch eine gewöhnliche Wahehe-Tembe.

Die Türen der Temben.

Die mit einer Schwelle versehene Türöffnung ist meist geräumig*) und in der Regel rechteckig gestaltet. Fast nur in der Wassangu-Stadt Utengule unterm Beja-Berge sah ich anders gestaltete Türöffnungen; hier bildete nämlich in der Regel eine Astgabel den oberen Schwellenrand, und die Türöffnung lief demzufolge nach unten spitz zu (Tb. 44b, 93b); auch sah ich an diesem Orte eiförmige (Tb. 43c), ja selbst runde Türöffnungen, neben denen jedoch auch quadratische und gewöhnliche rechteckige vorkamen.**) Die Türöffnungen sind aussen zuweilen mit Lehmreliefs verziert (Tb. 43c und Fig. 128).***) Der Tür-

*) Freih. v. Schleinitz erwähnt von seiner Grenzreise durch das nördliche Uhehe und Nord-Ussangu,[3]) dass die Tembentüren so klein waren, »dass man nur mit Mühe hineinkriechen könne«.

**) Thomson[4]) erwähnt aus Uhehe-Türen »in the form af a heart, with the apex down«.

***) Auch Thomson[5]) erwähnt die Reliefdarstellungen einer Schlange und eines Krokodils von einer Tembe. Der Wandmalereien wurde bereits oben gedacht.

[1]) **28**, S. 64; [2]) **28**, S. 64; [3]) **64**, S. 444; [4]) **4** (Vol. I), S. 219; [5]) **4** (Vol. I), S. 219.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verschluss besteht nach Glauning[1]) aus »zwei fest verbundenen, mit dazwischen geschobenen Knütteln verschnürten Reihen von senkrecht stehenden Bambus- oder Sorghumstengeln; er wird von innen vorgeschoben und mit Balken festgeklemmt.« Adams[2]) fügt hinzu, dass die Türplatten häufig mit Kuhmist verschmiert werden, was übrigens auch anderwärts, z. B. im Konde-Lande, üblich ist.

Innen-Einteilung der Temben.

Das Innere der Wohntemben wird durch oft nicht bis zum Dache hinaufreichende Querwände in mehrere Abschnitte geteilt. In der Regel gelangt man von aussen her erst in einen zum Hofe führenden, flurartigen Durchgang, in dem sich seitliche Eingänge zu den rechts und links davon gelegenen, häufig wieder aus mehreren Gelassen bestehenden, eigentlichen Wohnräumen befinden. (Siehe auch Fig. 75 und 76.)

Niedere, in der Regel verschlossene Türen dienen bisweilen dazu, mit der anstossenden Nachbarwohnung zu verkehren, ohne genötigt zu sein, über den Hof zu gehen.

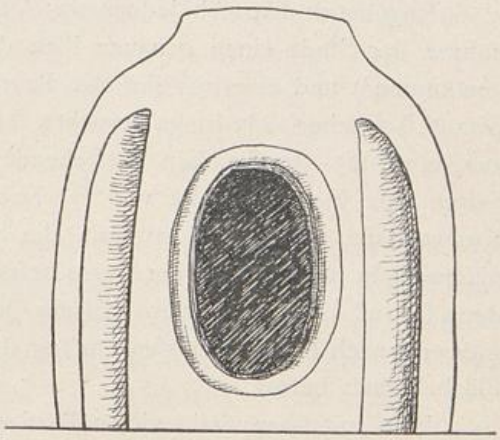


Fig. 128. Relief-Verzierung an einer Tembentür von Utengule unterm Beja.

Schiessscharten und Gucklöcher.

Das Innere der Räume ist entweder stockfinster oder erhält ein klein wenig Licht durch gucklochartige Oeffnungen in der Wand (Tb. 42a) oder einen schmalen Spalt zwischen Umfassungsmauer und Dach; nur sehr selten sah ich (in Utengule unterm Beja) etwa spanngrosse, runde, fensterartige Oeffnungen in den Wänden. Die kleinen Löcher in der Wand werden nebenher auch als Schiessscharten benutzt, und in Friedenszeiten scheint man einen Teil derselben von aussen her leicht mit Lehm zu verschmieren.*) (Ueber die Temben mit Vorhallen und deren grosse, fensterartige Oeffnungen siehe S. 260/61.)

Viehställe in Tembenform.

Auch das Vieh wird in den Temben untergebracht, und äusserlich unterscheiden sich die als Ställe dienenden, oft recht beträchtlichen Teile des Gebäudekomplexes kaum von den bewohnten Abschnitten desselben. Die einzelnen Rinderställe haben zuweilen sehr bedeutende Dimensionen, und in Utengule unterm Beja sah ich solche, die wohl über 100 Stück beherbergen konnten. Für das Kleinvieh dienten in Utengule unterm Beja niedere, nach Tembenart hergestellte Häuschen, die ein als Taubenschlag eingerichtetes zweites Stockwerk besassen. (Tb. 44c.)

*) Die Löcher in den Wänden dienen jedenfalls nicht bloss als Schiessscharten; so erzählte mir Herr Leutnant Braun, dass ihm ein Mhehe, den er darauf aufmerksam machte, dass die vermeintlichen Schiessscharten unzweckmässig angelegt seien, erwidert habe, »jene Löcher in der Wand sollten dazu dienen, die Milchgefässe davor aufzustellen, damit die Milch besser gerinne.«

[1]) **28**, S. 64; [2]) **46**, S. 38.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hecken um Tembe.

In Ubena werden die Tembe vielfach mit Hecken umgeben; in dieser windreichen Gegend sieht man die Leute auch oft hinter als Windschirm dienenden Euphorbienhecken sitzen.

Besonderer Erwähnung bedürfen noch zwei grössere befestigte Städteanlagen, die einzigen in ihrer Art, die im Süden von Deutsch-Ostafrika vorhanden waren. Es sind dies Iringa in Uhehe und Utengule unterm Beja-Berge; beide Stätten liegen jetzt in Trümmern.

Die Tembenstadt Alt-Iringa.

In Iringa fand ich, von einigen neu entstandenen Tembe abgesehen, ausser einigen Resten der Umwallungsmauer nur noch zwei künstliche, als Aussichtspunkte dienende Erdhügel und die oben erwähnten Reste eines turmartigen Speichers vor. (Tb. 39a; 40b; 41; 43b.)

Engelhardt hat sich jedoch das Verdienst erworben, gleich nach der Einnahme der Stadt einen genauen Plan der Befestigungsanlagen (Tb. 41b) aufgenommen[1]) und eine ausführliche Beschreibung dazu geliefert zu haben.[2])*) Giraud,[3]) welcher 1883 Iringa besuchte, fand bereits eine mit Pallisaden umgebene, aus etwa 25—30 Tembe bestehende, weitläufige Stadtanlage zu beiden Seiten des kleinen Ruaha vor.**) Nach der Zelewskyschen Niederlage liess Kwawa dann, wie bereits erwähnt, die Stadt mit Hilfe von Arabern und Wanjamwesi in ausgedehnterem Masse befestigen; der Platz wurde auch vergrössert, denn Giraud beschreibt Iringa als ein Quadrat von nur etwa 500 m Seitenlänge, während nach Engelhardt der Umfang der späteren Anlage $4^1/_2$ km bei $1^1/_2$ km Flächeninhalt betrug.

Eine mit übermässig vielen Bastionen versehene, etwa 4—5 m hohe und stellenweise über 1 m dicke Mauer, aus Lehm und Feldsteinen aufgeführt, umgab das Ganze.***) Auf dieser mit Schiessscharten versehenen Aussenmauer »ruhte ein flaches Dach, das nach inwendig von einer offenen Holzsäulenhalle getragen wurde«,[6]) so dass also die Verteidiger wie in einer Tembe standen. Aussen um die Mauer verlief fast in ihrem ganzen Umfange eine etwa 3,50 m hohe, dornendurchwachsene und durch vorgeschobene Blockhäuser flankierte Pallisadierung. Diese Blockhäuser waren zur Zeit der Erstürmung allerdings erst im Bau begriffen, und ebenso war ein mit Dornen gefüllter Graben nur auf eine kurze Strecke fertiggestellt.

Im Innern der Stadt befanden sich, ausser einer Anzahl anderer befestigter Tembe, noch auf jedem Ufer des an zwei Stellen überbrückten Flusses je eine mit

*) Zu bedauern ist nur, dass das sicher reichlich in Iringa vorhandene ethnographische Material nicht mehr Beachtung gefunden hat.

**) Der Zweifel des P. Basilius,[4]) ob Giraud wirklich in Iringa gewesen sei, scheint mir nicht berechtigt.

***) Ich folge hier der Engelhardtschen Darstellung. v. Schele[5]) schreibt: »Diese Mauer bestand aus einzelnen, starken, etwa 4 m hohen Baumstämmen, deren Zwischenräume durch eine in Lehm gelegte Steinmauer ausgefüllt waren.«

[1]) Tafel 3, Anlage zu **24**; [2]) **21**; [3]) **7**, S. 141; [4]) **32**, S. 206; [5]) **24**, S. 74; [6]) **24**, S. 74.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5 m hohen und 1,25 m dicken, bastionierten Mauern umgebene Zitadelle; die auf dem rechten Ruaha-Ufer wird von Engelhardt als die »Kriegsboma«, die auf dem linken als die »Weiberboma« des Kwawa bezeichnet. Im Innern der Zitadellen befanden sich Wohngebäude, Vorratsmagazine und ausserdem je ein etwa 8 m hoher künstlicher Aussichtshügel. Ein beträchtlicher Platz innerhalb der Stadtringmauer war aber, wie zu Girauds Zeiten, unbebaut. v. Schele schätzte die Einwohnerzahl Iringas auf 4000—5000 Seelen.

Die Tembenstadt Utengule unterm Beja-Berge.

Aehnlich wie Iringa war die Wassangu-Residenz Utengule unterm Beja-Berge angelegt: auch Utengule wurde von einem Bach durchflossen und besass innerhalb der Ringmauer noch eine besonders befestigte Zitadelle. Aber im Gegensatz zu Iringa mit seinen übergrossen freien Plätzen, war Utengule recht dicht bebaut, und stellenweise waren die Temben direkt zu Strassenzügen geordnet, so dass das Ganze einen wirklich stadtähnlichen Eindruck machte. (Tb. 92 u. 93.) Der bei weitem grösste Teil der Stadt mit der Burg darin lag auf dem linken Ufer des Ssotu-Baches; jenseits des Baches befand sich nur das schon durch seine spitzdachigen Hütten auffallende Viertel der Makua-Jäger (solche waren schon seit Eltons[1]) Zeiten beim Merere).

Die Aussenbefestigung der Stadt bestand aus einer rings um den Ort laufenden, etwa 3 m hohen und etwa 0,5 m breiten, aus Steinen mit Lehm-Mörtel erbauten Mauer*) mit zahlreichen Schiessscharten für liegende, kniende und stehende Schützen. Die Mauer besass recht geschickt angelegte Bastionen, und stellenweise zog sich vor ihr ein bis 2 m tiefer und ebenso breiter, steil abfallender Graben hin, der auch bis in Winkel der Flankierungsanlagen hineinverlief. Da der die Stadt durchziehende Bach nicht von der Umfassungsmauer überwölbt war, hatte man diese schwache Stelle der Befestigung durch dichtes Gebüsch zu schützen gesucht.

Eine rings um die Innenseite der Mauer sich herumziehende Halle, wie in Iringa, existierte nicht, und auch die vielfach an die Innenseite der Mauer gelehnten Temben waren nicht derartig angelegt, dass ihre Dächer einen ringsumlaufenden, ununterbrochenen Auftritt für die Verteidiger gebildet hätten, wennschon die Temben-Dächer stellenweise als Standplätze für Schützen benutzbar waren.**)

*) Es macht auf Tafel 93b den Eindruck, als seien zuerst einzelne Abschnitte der Mauer bis zur vollen Höhe aufgebaut und dann erst die nächstfolgenden Stücke angesetzt. Leider habe ich an Ort und Stelle nicht darauf geachtet, und ich wurde erst durch Herrn v. Luschan auf diesen Punkt aufmerksam gemacht.

**) Die von Bornhardt[2]) erwähnte zweite Umfassungsmauer, die noch ausser der Zitadellenmauer vorhanden sein soll, besteht nicht. Ich vermute, dass Bornhardt, als er diese Notiz niederschrieb, die lange, mauerartige Front der grossen Stalltemben vorgeschwebt hat; sein Hauptaugenmerk war ja auch auf die von ihm mit so wunderbarer Klarheit dargestellten topographischen und geologischen Verhältnisse des Landes, nicht auf ethnographische Details gerichtet.

[1]) **3**, S. 364; [2]) **52**, S. 167.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An Tor-Oeffnungen besass die Ring-Mauer eine übergrosse Anzahl (Tb. 92b). Ursprünglich waren sie offenbar sämtlich mit Türen verschlossen, die aus einem einzigen dicken Baumstamm herausgehauen waren,*) wie sie auch in dem benachbarten Unjika vielfach gebräuchlich sind. Sie drehten sich auf hölzernen Zapfen in hölzernen Zapfenlagern, und an der Innenseite der Toröffnung beiderseits eingepflanzte lebende Bäume hatten den Zweck, die Tür durch zwischengeklemmte Querhölzer zu verrammeln.

Innerhalb der Umfassungsmauer, aber nicht ganz in der Mitte der Stadt, befand sich die von einer etwa 3 m hohen, runden Mauer**) umgebene Königs-

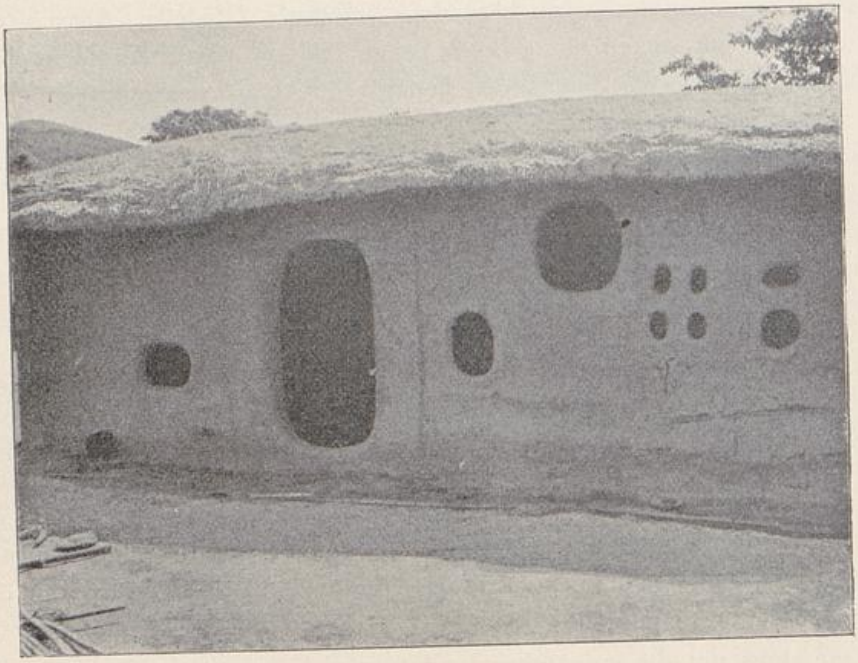


Fig. 129.
Tembe mit gefensterter Vorhalle aus der Königsburg zu Utengule unterm Beja.

burg. Eine Flankierung besass diese Mauer nur an einer Stelle, dicht neben ihrem einzigen Eingange. Mehrere grosse Kuhstall-Temben mit dazwischenliegenden freien Plätzen, die von den langen Fronten der Temben trefflich durch Schützenfeuer bestrichen werden konnten, mussten passiert werden, wenn man von dem Haupttore der Stadt zum Eingange der Burg vordringen wollte. Aber die Häuser der Stadt waren sonst vielfach unzweckmässig nahe an die Burgmauer herangebaut; an die Innenseite der Burgmauer stiessen jedoch keine Gebäude, so dass sie hier überall für die Verteidigung frei zugängig war.

*) Eine besonders grosse, die ich ausmass, war 2 m hoch, 1,5 m breit, etwa 15 cm dick und besass (wohl als Verzierung) auf der einen Fläche drei kurze, zapfenartige Vorsprünge.

**) Aus den Jahren 1892—93 wird von Bumiller[1]) und Merensky[2]) angegeben, dass die Burg mit Pallisaden umgeben war.

[1]) **12**, S. 357; [2]) **17**, S. 241.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Durchschritt man den Eingang in der Burgmauer, so befand man sich zunächst in einem kleinen Kuhstall, aus dem man auf einen von Temben umgebenen kleinen Hof trat; auf der rechten Seite befand sich hier eine offene Tembenhalle mit Lehmsitzen, in welcher der Sultan Beratungen abhielt und Audienzen erteilte. Die Temben der Burg zeichneten sich durch ihre Schönheit und die Höhe und Geräumigkeit ihrer Hallen aus, und an den Türöffnungen fand sich zuweilen Reliefschmuck (Tb. 43c und Fig. 128). Einige Temben besassen Vorhallen; diese Vorhallen, die ich auch in der Königsburg von Gawiro antraf, sind entweder offen, oder sie sind bis auf fensterartige Oeffnungen zugebaut (Tb. 42a u. Fig. 129). Zu meiner Zeit standen kaum viel mehr als etwa ein Dutzend Tembengebäude innerhalb der Burg; es war auch nicht, wie in Gawiro, eine Flucht mehrerer aneinandergereihter Tembenhöfe vorhanden.

Der Sultan selbst residierte nicht in einer Tembe, sondern in einem alle Häuser der Stadt hoch überragenden viereckigen Gebäude mit spitzem Strohdach, das an Suaheli-Häuser erinnerte und mehrere Gelasse enthielt; unter dem Dache war ein »Bodenraum« abgeteilt. Ausserdem gab es in der Burg noch einige andere spitzdachige Häuser von viereckigem oder rundem Grundriss; teilweise waren sie mit rings herumlaufender, von Pfählen gestützter Veranda versehen (Tb. 45a und 44c).*) Endlich befanden sich innerhalb der Burg, ebenso wie in der übrigen Stadt, auch noch recht viele Speicher und ausserdem einige Ställe, besonders für Kleinvieh. Die gewaltigen Viehställe aber, die insgesamt wohl Tausenden von Rindern Unterkunft gewähren konnten, lagen ausserhalb der Burg und nahmen einen erheblichen Teil der Stadt ein.

Die Wohngebäude der Stadt waren Temben, mit Ausnahme des schon erwähnten Makuaviertels und der Häuser der arabischen Küstenhändler und ihres Anhanges. Auch zu ihrer Blütezeit waren die Strassen, des vielen Viehs wegen, ungemein schmutzig, wie aus den Schilderungen von Merensky[2]) und Bumiller[3]) hervorgeht, welche dieselbe noch zur Zeit Merere II. besuchten; nur die Burg soll damals sehr sauber gewesen sein. Eine sehr eigenartige Dekoration bildeten in Utengule, und übrigens auch in Gawiro, die gegen die Aussenwände der Temben geklatschten grossen Kuhmistfladen, die man in getrocknetem Zustande als Brennmaterial benutzte.**)

Die Einwohnerzahl der Stadt schätzte Bornhardt[5]) 1896, also zur Zeit, als die Wassangu noch nicht abgezogen waren (siehe Seite 211), auf nicht mehr als 2000 Seelen. Für Eingeborene war der Platz, wie die lange erfolglose Belagerung durch die Wahehe bewies, fast uneinnehmbar.

*) Rundhütten gab es auch in den Zitadellen des alten Iringa, und Engelhardt [1]) gibt den Grund- und Aufriss einer Rundhütte, die dem Kwawa als Wohnhaus diente.

**) Dass Kuhdung als Feuerungsmaterial aufgehoben wird, berichtet auch Thomson [4]) aus Uhehe.

[1]) Tafel 3, Anlage zu **24**; [2]) **17**, S. 241; [3]) **12**, S. 357; [4]) **4** (Vol. I), S. 215; [5]) **52**, S. 167.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Jetzt ist Utengule völlig verfallen, und als ich im Jahre 1898 den Plan der Stadt aufnahm, waren Sandflöhe, Ratten und auf den Temben herumhuschende Eidechsen die einzigen Bewohner des einst so blühenden Handelszentrums.

Es sind noch einige Bemerkungen über die innere Einrichtung der Häuser und das Hausgerät in Uhehe, Ubena und Ussangu hinzuzufügen.

Die Einrichtung des Tembenhauses: Feuerstelle.

An der Feuerstelle dienen drei Steine oder drei Lehmkegel zum Aufsetzen der Töpfe; sollen mehrere Töpfe gleichzeitig aufgesetzt werden, so kommt noch ein breiter, bankartiger Lehmaufbau hinzu (Fig. 130). In den Beratungs- und Trinkhallen ist die Feuerstelle mit einer hübschen, zuweilen ornamentierten Lehmeinfassung umgeben (Tb. 43e).

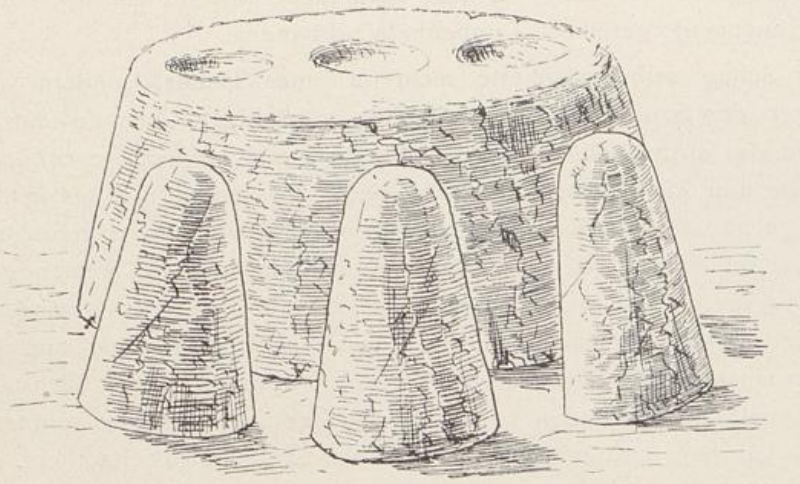


Fig. 130.

Feuerstelle mit Vorrichtung zum Aufsetzen mehrerer Kochtöpfe. Die Töpfe werden zwischen die Lehmkegel und den bankartigen Lehmaufbau eingeklemmt; flache Dellen oben auf dem letzteren dienen zum Absetzen der Töpfe.

Schlafstelle.

Bettstellen sind nur zuweilen vorhanden. »Zum Schlafen«, schreibt Glauning,[1]) »breitet der Mhehe ein Rindsfell oder eine Matte in der Nähe der Feuerstelle am Boden aus oder schläft direkt in der warmen Asche. Bisweilen findet man auch erhöhte gemauerte Schlafbänke, oder die Schlafstelle besteht aus einem fest verschnürten Holzrahmen, der etwa 60 cm über dem Boden auf der einen Seite in die Wand eingelassen ist, auf der andern in gegabelten Stützen ruht.« Es ist kaum erwähnenswert, dass es auch niedrigere Bettstellen gibt und solche, bei denen die eine Seite nicht in die Wand eingelassen ist.

Glauning[2]) und Adams[3]) erwähnen auch das Vorkommen von Nackenstützen aus Uhehe. Ich kann mich jedoch nicht erinnern, hier oder in Ubena oder Ussangu solche angetroffen zu haben, was auch den Erfahrungen von Dr. Stierling entspricht; die einzige Nackenstütze, die ich aus diesem Gebiete sammelte, stammt aus der Ulanga-Niederung.

[1]) **28**, S. 64; [2]) **28**, S. 64, [3]) **46**, S. 38.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Sitzen dienen bisweilen Lehmbänke in den Temben, aber man findet auch vielfach kleine, dreibeinige, natürlich aus einem Stück herausgeschnitzte Stühlchen. (Tb. 49 No. 38, 39.) Zum Schnitzen dieser Schemel, von Nackenstützen und von Stöcken, ebenso für Eisenarbeiten, besonders Speere, soll es nach Glauning[1]) besondere Handwerker geben, während das Flechten der Matten und Pombe-Gefässe mit zur Beschäftigung der Weiber gehöre. Natürlich fällt diesen auch, wie hier überall, die Anfertigung der Tongefässe zu.[2]) Lehmbänke und Schemel.

Adams[3]) erzählt aus Uhehe von eingemauerten tönernen Braukrügen (Fig. 124) von 1 bis 1,20 m Durchmesser bei 1 bis 1,5 m Höhe, und demnach würden allerdings die keramischen Leistungen recht achtbare sein; im allgemeinen sind die Töpfe aber weder was Form noch Ornamentierung anbelangt, besonders hervorragend. Henkeltöpfe sind seltene Stücke; in Ubena erwarb ich einen solchen, der vier seitliche Henkel besass (Tb. 49 No. 34), und in der Burg zu Gawiro hatte der Merere in seinem Wohnhause, zwischen einem Gestell von vier senkrechten Stäben festgebunden, zwei schwarz bemalte und reich skulpturierte Töpfe, von denen der eine einen Seitenhenkel, der andere einen die Topföffnung wie bei einem »Henkelkorbe« überwölbenden Henkel besass; diese beiden Stücke waren aber angeblich Makua-Arbeit. In Utengule, wohin freilich infolge der vielen Raubzüge und Sklavenkarawanen fremdartige Stücke recht leicht verschleppt werden konnten, sah ich einen mit eigentümlichen, raupenartigen Lehmwülsten ornamentierten Topf, und ein anderer hatte die Gestalt einer zweibauchigen Kalabasse (Fig. 131). Gesprungene Töpfe wusste man, beiläufig bemerkt, durch Umflechtung und durch einen Mantel von Kuhmist wieder haltbar zu machen. Töpfe.

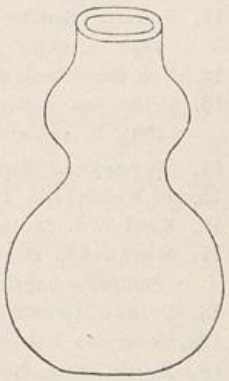


Fig. 131.
Tongefäss von der Form einer gewöhnlichen zweibauchigen Kalabasse (Utengule unterm Beja).

Zum Stampfen des Getreides bedient man sich der gewöhnlichen becherförmigen Holzmörser. Die Reibsteine werden häufig in einen Lehmunterbau eingelassen, der eine schüsselartige Vertiefung zur Aufnahme des fertigen Mehls besitzt (Fig 59). Getreidestampfmörser und Mahlstein.

Sehr geschickt ist man in der Herstellung von Körben aller Art. Besonders bemerkenswert sind krugähnlich gestaltete Pombekörbchen und die ebenfalls wasserdicht geflochtenen, hübschen, rot, schwarz und weiss gemusterten Körbchen, welche eine Spezialität der Frauen des Merere sein sollen. (Tb. 49, No. 31, 32, 33, 36 und Tb. 91 No. 25, 34, 38.) Körbe

Aus Bambus oder Holz geschnitzte Melkgefässe, zuweilen mit Brandmalerei gezierte Kalabassen, ferner hölzerne Kochlöffel, Esslöffel aus Kürbisschale und anderer Hausrat vervollständigen die einfache Einrichtung der Temben. (Tb. 49, No. 30, 35, 43, 44.) und sonstiger Hausrat.

[1]) **28**, S. 63; [2]) **46**, S. 35; [3]) **46**, S. 26.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die im Abschnitt „Uhehe, Ubena und Ussangu" zitierte Literatur.

1. F. Burton, The Lake Regions of Central Africa. II. Vol. London 1860.
2. David Livingstone, The last journals of David Livingstone in Central Africa etc. By Horace Waller. London 1874.
3. Elton und Cotteril, Travels und researches among the Lakes and Mountains of Eastern and Central Africa. London 1879.
4. Joseph Thomson, To the Central African Lakes and back. II. Vol. London 1881.
5. W. P. Johnson, Sewen years travels in the Region of Lake Nyassa. P. R. G. S. 1884.
6. W. C. Porter, The Magwangwara. Journ. of the Manchester Geog. Soc. 1886.
7. Giraud, Les lacs de l'Afrique équatoriale. Paris 1889. Hachette & Co.
8. P. Reichard, Deutsch-Ostafrika, Das Land und seine Bewohner etc. Leipzig 1892. O. Spamer.
9. Herrmann, Ugogo, Das Land und seine Bewohner. M. a. d. Sch. 1892.
10. Bericht über den Einfall der Wahehe in Kondoa. D. K. B. 1892, S. 609 etc.
11. Fromm, Bericht über die Okkupation in Uhehe und den Rückmarsch nach Kilossa. D. K. B. 1892, S. 133.
12. Von der Exped. d. Majors v. Wissmann. D. K. B. 1893, S. 354 etc.
13. Ueber den weiteren Verlauf d. Exped. d. kais. Kommissars Major v. Wissmann. D. K. B. 1893, S. 452 etc.
14. (Wynekens Bericht) D. K. B. 1893, S. 538.
15. P. Reichard. D. K. Z. 1893, S. 161.
16. Karl v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens. Berlin 1894.
17. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika. Berlin 1894. Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsges.
18. Prince, Geschichte der Magwangwara etc. M. a. d. Sch. 1894.

18a. Ueber den bisherigen Verlauf des Feldzuges gegen die Wahehe. D. K. B. 1895, S. 39—44.

19. Bericht über die Expedition des Gouverneurs von D. O. A. in das Gebiet des Rufidji etc. D. K. B. 1894, S. 224 etc.
20. Lieder, Beobachtungen auf der Ubena-Nyassa-Expedition etc. M. a. d. Sch. 1894.
21. Engelhardt, Ueber die Befestigung von Kuirenga. D. K. B. 1895, S. 108—109.
22. Ueber die Station Langenburg am Njassa-See. D. K. B. 1895, S. 379.
23. Weule, Die Wahehe. Verh. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. Bd. XXIII. 1896.
24. Frhr. v. Schele, Uhehe. M. a. d. Sch. 1896.
25. v. Elpons, Uhehe. M. a. d. Sch. 1896.
26. Prince, Ueber einen Zug nach der Landschaft Uhehe und die Begründung einer Station in Kuirenga. D. K. B. 1896, S. 773 etc.
27. Arning, Die Wahehe. M. a. d. Sch. 1896 und 1897.
28. Glauning, Uhehe. Verh. d. Abt. Berlin-Charlottenburg d. deutschen Kolonialges. Band II.
29. v. Bruchhausen, Ueber die Utshungwe-Berge in Uhehe. D. K. B. 1897.
30. Prince, Bericht des Hauptmanns Prince über den Abschluss der Wahehe-Expedition. D. K. B. 1897, S. 260 etc.
31. Prince, Uhehe. D. K. B. 1897, S. 653 etc.
32. P. Basilius, Ein Spaziergang nach Uhehe. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1897.
33. Sir Harry Johnston, British Central Africa. London 1897. Methuen & Co.
34. James Sully, Untersuchungen über die Kindheit, übersetzt von J. Stumpff. Leipzig 1897.
35. v. Luschan, Beiträge zur Ethnographie des abflusslosen Gebietes in »die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika« von C. W. Werther. Berlin 1898.
36. Liebert, Neunzig Tage im Zelt. Berlin 1898. Mittler & Sohn.
37. Arning, Uhehe als Ansiedlungsgebiet für deutsche Landwirte, Vortrag, gehalten i. d. deutschen Kolonial-Ges. Abt. Berlin. Göttingen [1898].
38. Arning, Die Uhehe-Hochebene als Ansiedlungsgebiet für Deutsche. D. K. Z. 1898, S. 49.
39. Arning, Die Zukunft von Uhehe. D. K. Z. 1898, S. 97.
40. Arning, Zur Besiedlungsfrage von Uhehe. D. K. Z. 1898, S. 154.
41. Graf Pfeil, Uhehe. D. K. Z. 1898, S. 132.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

42. Ueber die Lage und Entwicklung der neuen Versuchsstation Dabagga in Uhehe. D. K. B. 1898. S. 379.

43. Prince, Ueber die Kulturstation Dabagga. D. K. B. 1898, S. 692.

44. Merkel, Bericht ü. d. Tod des Sultans Kwawa. D. K. B. 1898, S. 654—655.

45. P. Maurus Hartmann, Die Reise des apostolischen Präfekten in das Innere der Präfektur Süd-Zanzibar. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1898.

46. P. Alfons M. Adams, Im Dienste des Kreuzes. Literarisches Institut in Augsburg. 1899. Michael Seitz.

47. Velten, Die Sprache der Wahehe. Mitt. d. Sem. f. orient. Sprachen. Jahrgang II (1899), S. 165.

48. Stierling, Die Königsgräber der Wahehe. Mitt. d. Sem. f. orient. Sprachen. Jahrgang II (1899), S. 257 etc.

48a. Merensky, Die Gründung von Stationen im Hehelande (Deutsch-Ostafrika). Der Missionsfreund, März 1899, S. 21.

49. Prince, Ueber eine Bereisung des Merere-Reiches. D. K. B. 1899.

50. Chronik aus St. Gertrud zu Iringa. Missionsbl. d. St. Benedict-Gen. 1899, S. 122.

51. v. Sowa, Skizze d. Grammatik des Kibena etc. Zeitschr. f. afrik. u. oceanische Sprachen, 1899/1900. Berlin, D. Reimer.

52. W. Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1900. D. Reimer.

53. Wiese, Beiträge zur Geschichte d. Sulu im Norden des Zambezi, namentlich der Angoni. Zeitschr. f. Ethnologie, 1900, Heft V.

54. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1898/99. Beilage zu D. K. B. 1900.

55. Fülleborn, Ueber die Darstellung der »Lebensformen« bei den Eingeborenen im Süden der deutsch-ostafrikanischen Kolonie. Verh. d. Berliner anthropol. Ges. 27. Okt. 1900. Zeitschr. f. Ethnol. 1900, Heft VI, S. (511)—(533).

56. Aus dem Bereiche der Missionen und der Antisklaverei-Bewegung (Bericht von Miss. Nauhaus). D. K. B. 1900, S. 64.

57. Aus dem Bereiche der Missionen und der Antisklaverei-Bewegung. D. K. B. 1900, S. 465.

58. Wolff, Ueberblick über das Jahr 1899 (Tandala). Berliner Missionsber. 1900, S. 320.

59. P. Cassian Spiss, Aus Peramiho. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1900, S. 17.

60. Kohlschütter, Die kartographischen und geographischen Arbeiten der Pendel-Expedition etc. Verh. des XIII. deutschen Geographen-Tages zu Breslau 1901. Berlin 1901. Dietrich Reimer.

61. Deutsch-Ostafrikanische Bezirksämter und Stationen im Berichtsjahre 1899/1900. D. K. B. 1901, S. 516.

62. Kolonialwirtschaftliches Komitee. D. K. B. 1901, S. 718.

63. Der landwirtschaftliche Reichtum des Bezirks Iringa. D. O. A. Z. 1901, No. 9.

64. Frh. v. Schleinitz, Grenzreise des Stationschefs von Iringa. D. K. B. 1901.

65. Gröschel, Mpangile (Mbeyela). Berliner Missionsber. 1901, S. 82 etc.

66. Schumann, Aus dem Bereiche der Missionen und der Antisklaverei-Bewegung. D. K. B. 1901, S. 42 etc.

67. Engelhardt, Meine Reise durch Uhehe, die Ulangaebene u. Ubena etc., Beiträge z. Kolonialpolitik u. Kolonialwirtschaft. 1901/1902.

68. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1900/1901. Mit einem Bande Anlagen. Beilage z. D. K. B. 1902.

69. v. Prittwitz, Eine Ansiedlung in Uhehe. D. K. Z. 1902, S. 489.

70. Ankermann, Die afrikanischen Musikinstrumente. Ethnol. Notiz-Blatt Bd. III, Heft 1. Berlin. A. Haack.

71. Friedrich Plehn, Tropenhygiene mit spez. Berücks. d. deutschen Kolonien. Jena 1902. G. Fischer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

72. Engler-Goetze, Vegetationsansichten aus Deutsch-Ostafrika etc. nach 64 von Walther Goetze auf der Nyassa-See- und Kinga-Gebirgs-Exped. d. Hermann u. Elise geb. Heckmann Wentzel-Stiftung hergestellten photographischen Aufnahmen zur Erläuterung der ostafrikanischen Vegetationsformen zusammengestellt und besprochen von A. Engler, Direktor des Königl. botanischen Gartens und Museums zu Berlin. Herausgegeben mit Unterstützung der Stiftung. Leipzig 1902. Wilhelm Engelmann.

74. Fülleborn, Beiträge zur physischen Anthropologie der Nord-Nyassa-Länder. Berlin 1902. D. Reimer.

75. Schumann, Ueber die Gebräuche, welche die Babena bei Begräbnissen üben. Verhandl. d. Berliner anthropol. Ges., 15. März 1902, Zeitschr. f. Ethnol. 1902, Heft 2, S. (127)—(130).

76. P. S. H., Wahehe-Geschichten, Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1902, S. 122 etc.

77. Klamroth, Heidnischer Aberglaube. Berliner Missionsber. 1902, S. 148 etc. auch D. K. B. 1902, S. 245.

77a. P. Hartmann, Bericht aus der St. Benedict.-Mission. D. K. B. 1902, S. 48.

78. Gröschel, Mpangile. Berliner Missionsber. 1902, S. 81 etc.

78a Gröstel, Mpangile. Berliner Missionsber. 1902, S. 102 etc.

79. Källner, Reise des Miss. Källner von Magoje in das Land Meleles. Berliner Missionsber. 1902.

80. P. Mauritius, Nachrichten aus der Mission. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1902, S. 11.

81. Chronik der Schwestern aus Madibira in Uhehe. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1902, S. 16.

82. Aus dem Bereiche der Missionen u. d. Antisklaverei-Bewegung. (Merensky, Tätigkeit der Berliner Miss. I etc.) D. K. B. 1902, S. 181.

83. Aus den Kolonien. D. O. A. Z. 1903, No. 14.

84. Dantz, Die Reisen des Bergass. Dr. Dantz in Deutsch-Ostafrika in den Jahren 1898, 1899, 1900. M. a. d. Sch. 1902 u. 1903.

85. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1901/1902. Mit einem Bande Anlagen. Beil. z. D. K. B. 1903.

86. Auszug aus den Jahresberichten der Bezirksämter und Militärstationen für die Zeit vom 1. Juli 1900 bis 30. Juni 1901. Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. I, 1903.

87. Auszug aus den Berichten der Bezirksämter, Militärstationen und andern Betriebsstellen über die wirtschaftliche Entwicklung im Berichtsjahre vom 1. April 1901 bis 31. März 1902. Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. I, 1903.

88. Leue, Zur Frage der Besiedlung. D. K. Z. 1903, S. 284.

88a. D. O. A. Z. 1903, No. 4.

89. Schlagintweit, Die Tegernseer in Uhehe. Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft, 1903.

90. Maurer, Deutsch-Ostafrika, eine klimatologische Studie. Geographische Zeitschrift, Leipzig, Band 9, Hett 1.

91. Magdalene Prince, Eine deutsche Frau im Innern von D. O. A. Berlin 1903. Mittler & Sohn.

92. Schröter, Auszug aus den ärztlichen Berichten etc. Berliner Missionsber. 1903.

93. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1902/1903. Mit einem Bande Anlagen. Beil. z. D. K. B. 1904.

94. Auszug aus den Berichten der Bezirksämter, Militärstationen und andern Dienststellen über die wirtschaftliche Entwicklung im Berichtsjahre vom 1. April 1902 bis 31. März 1903. Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. II, Hett 2, 1904.

95. A. Leue, Die Besiedlungsfähigkeit Deutsch-Ostafrikas. Wilhelm Weicher, Leipzig 1904.

96. Gerstenhauer, Niederdeutsche u. hochdeutsche Ansiedlung in Ostafrika. D. K. Z. 1904, S. 489.

97. Ueber einen Pestherd in D. O. A. Umschau 1904, No. 50, S. 904.

98. Schumann, Der Prophetenvogel auf Lupembe. Berliner Missionsber. 1904, S. 61.

99. Maass, Kidugala. Berliner Missionsber. 1904, S. 67.

100. Gröschel, Mpangile. Berliner Missionsber. 1904, S. 64.

101. P. Cassian Spiss, Die Visitationsreise d. Hochw. Apost. Vikars. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1904, S. 83 etc.

102. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1903/1904. Mit einem Bande Anlagen. Beil. z. D. K. B. 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Karten:

103. Map of the Routes between Zanzibar and the Great Lakes in Eastern Africain 1857, 1858 u. 1859, by R. F. Burton. Anlage zu Burton, the Lake Regions of Central Africa, London 1860. Vol. II.

104. Geologische Uebersicht der Reisen des Bergassessors W. Bornhardt im Nyassa-Gebiet Februar bis Dezember 1896. Masstab 1 : 500 000. Karten-Beilage IV von: Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1900. D. Reimer.

105. Aufnahmen des Hauptmann v. Prittwitz u. Gaffron in den Utshungwe-Bergen (Uhehe) 1897 und 1898. Konstruiert und gezeichnet von M. Moisel. Blatt I und II 1 : 75 000. Beilage zu M. a. d. Sch. 1900.

106. Uebersicht der geologischen Ergebnisse der Reisen der Bergassessoren Bornhardt und Dantz in Deutsch-Ostafrika in den Jahren 1895—1900. 1 : 2 000 000. M. a. d. Sch. 1903. Karte No. 2.

107. Karte von Deutsch-Ostafrika, Massstab 1 : 300 000. Sektion E 4 Iringa und F 4 Gawiro, bearbeitet von M. Moisel. [Demnächst erscheinend: Sektion F 3, Neu-Langenburg, bearbeitet von P. Sprigade.] Berlin, Dietrich Reimer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

KAPITEL V.

Das Konde-Land.

(Hierzu Atlas Tb. 51—72.)

Grenzen des Konde-Landes.

Unter dem Namen »Deutsches Konde-Land« wird nach dem heute allgemein üblichen Sprachgebrauch*) ein kleines Gebiet an der Nord-Spitze des Njassa-Sees zusammengefasst, dessen Grenzen sind: im Osten der Njassa-See, im Nordosten die steilen Abstürze des Livingstone-Gebirges, im Südosten die Untali- und Malila-Berge, im Norden der mächtige Stock des Rungwe-Vulkans und im Süden der Unterlauf des Ssongwe-Flusses (die Grenze gegen das englische Gebiet).

Tektonischer Aufbau des Njassa-Gebietes.

Bevor ich mit der Schilderung des Konde-Landes selbst beginne, wird es zweckmässig sein, mit einigen Worten auf den tektonischen Aufbau des in geologischer Hinsicht höchst interessanten Njassa-Gebietes einzugehen.**) (Siehe das Schema Fig. 131 und die dieser Arbeit beigefügte Karte des Konde-Landes.)

Der über 500 km lange und im Durchschnitt etwa 50 km breite Njassa verdankt seine Entstehung einem Einbruch der Erdrinde, bei welchem das früher etwa zur Höhe der jetzigen Randgebirge sich erhebende Gebiet bis zu dem heutigen Seegrunde hinabsank; da die von Moore gelotete grösste Tiefe des Sees 785 m beträgt, so reicht sein Grund stellenweise weit unter den Spiegel

(Der Name »Konde«.)

*) Das Wort »Konde« bedeutet bei den Eingeborenen nach der Auskunft sprachkundiger Missionare nur die »Niederung«, d. h. die flache Alluvial-Ebene am Njassa-Ufer, und es ist daher eigentlich falsch, von einem »Konde-Hochland« resp. »Konde-Oberland« zu sprechen; die hochgelegenen Gebiete müssten nach einheimischem Sprachgebrauch als »Muamba« (Bergland) bezeichnet werden. Ich schliesse mich der Bequemlichkeit wegen jedoch der herrschenden Nomenklatur an. Prince[1]) weist den Namen »Konde« für das deutsche Gebiet überhaupt zurück und will ihn nur für das südlich des Ssongwe-Flusses gelegene englische angewandt wissen; er hat darin jedoch nur insoweit recht, als der Stamm der »Wakonde« heutzutage allerdings südlich des Ssongwe sitzt, da er aus den einst im deutschen Konde-Land gelegenen Wohnsitzen grösstenteils nach Süden vertrieben wurde.

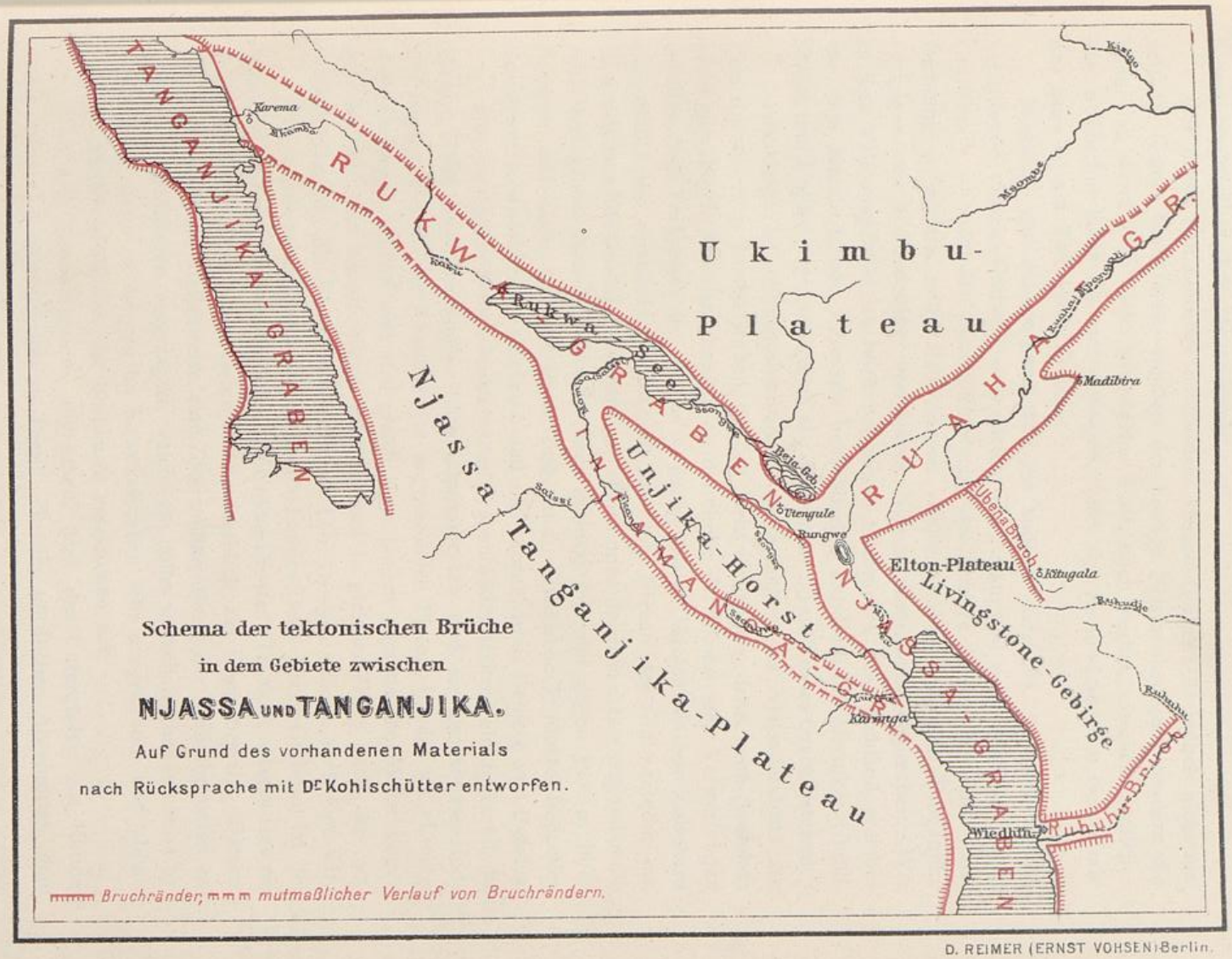
Johnston[2]) leitet den Namen »Konde« davon ab, dass dieses Wort bei benachbarten Stämmen »Banane« bedeute und dann auf das bananenreiche Konde-Land übertragen sei.

Giraud[3]) sagt: Condé veut dire en Kisuaheli »plaine« et en Kikondé il signifie »banane«.

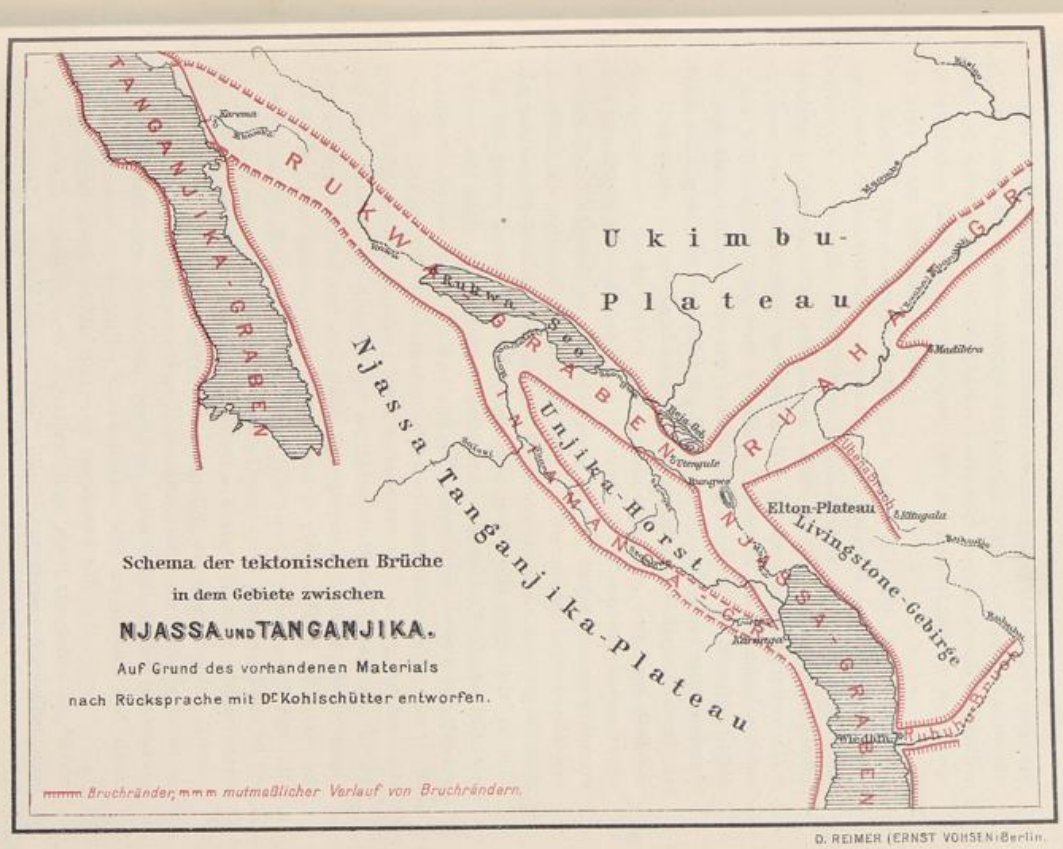
**) Ich folge hierbei den Ausführungen Bornhardts[4]) und benutze ferner die von Kohlschütter[5]) und Dantz[6]) veröffentlichten Mitteilungen.

[1]) **19**, S. 213; [2]) **25**, S 390; [3]) **7**, S. 171; [4]) **38**, S. 434 etc.; [5]) **50**; [6]) **70**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

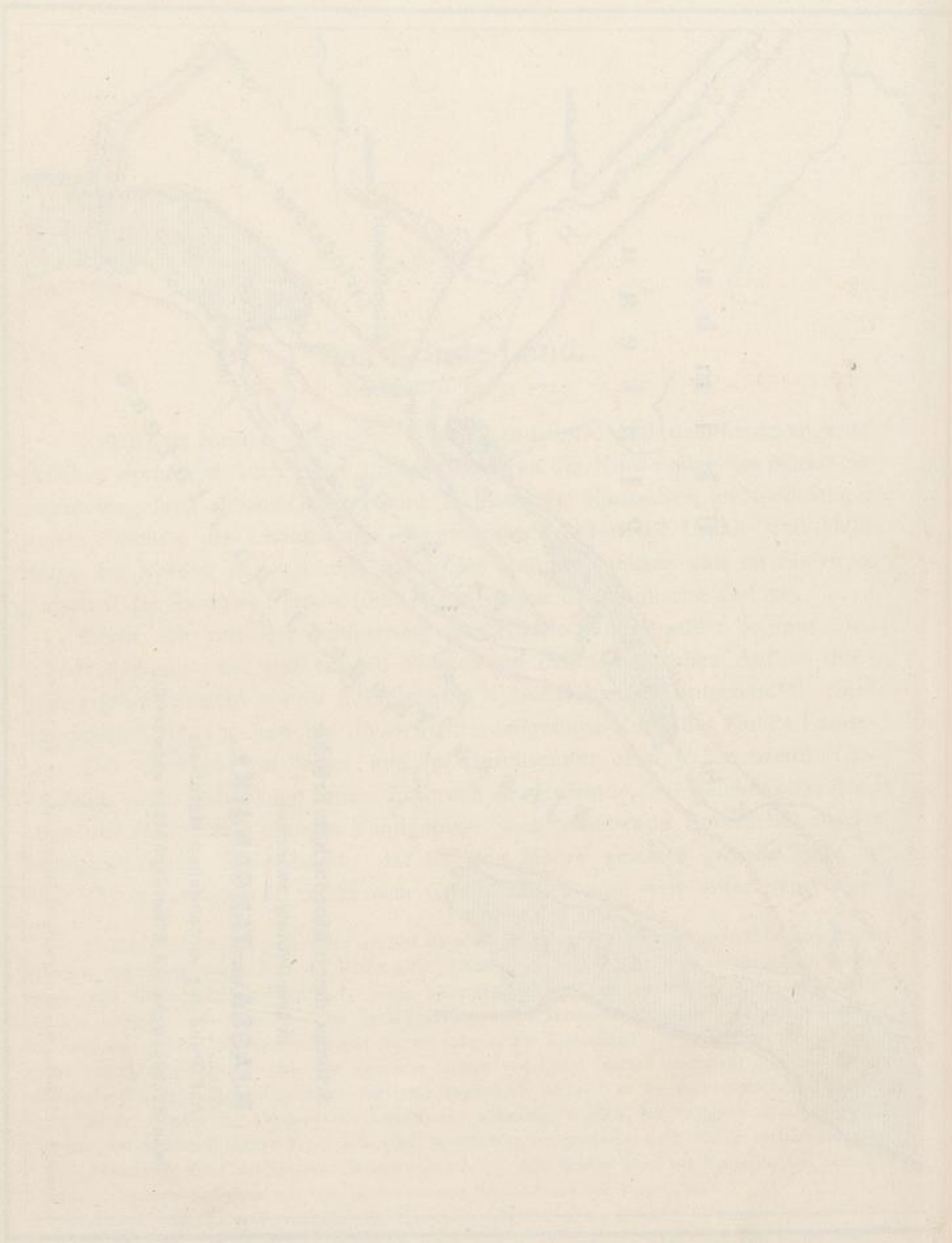


D. REIMER (ERNST VOHSEN) Berlin.



D. REIMER (ERNST VOHSEN) Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

des Indischen Ozeans hinab, denn nach Bornhardt[1]) liegt die Oberfläche des Njassa 500 m über dem Meeresniveau.

Der durch den Einbruch entstandene »Njassa-Graben« ist jedoch nicht nur auf das Gebiet beschränkt, welches der heutige Njassa überflutet, sondern die Senke ist, wenn auch nicht mit gleicher Tiefe, noch weithin, sowohl in südlicher wie nördlicher Richtung, zu verfolgen; auch das Konde-Land am Nord-Ende des Sees ist ein Teil jenes Grabens.

Nördlich vom Konde-Land trifft ein anderer »Graben«, der nordostwärts verlaufende »Ruaha-Graben« — vielleicht der Anfangsteil des »Ostafrikanischen Grabens«[2]) — auf den Njassa-Einbruch; der letztere lässt sich, ohne seine Richtung zu ändern, unter dem Namen »Rukwa-Graben« bis zum Tanganjika verfolgen: wir können daher von einem »Njassa-Rukwa-Graben« sprechen. Wie in Kpt. VIII ausgeführt ist, blieb bei diesen Einbrüchen das Hochland, welches die dem Konde-Lande westwärts benachbarten Landschaften Missuko, Untali, Malila und Unjika trägt, inselgleich als »Horst« im Njassa-Rukwa-Graben stehen.[3])

Allerdings ist ein unmittelbarer Zusammenhang des Njassa-Grabens mit dem Rukwa- resp. Ruaha-Graben zur Zeit nicht vorhanden; denn beim Absinken jener gewaltigen Schollen drangen an der Stelle der intensivsten Verwerfungen — eben dem Treffpunkt der Gräben — feurig-flüssige Massen aus dem Erdinnern und füllten die entstandene Lücke bis fast zum Niveau der Grabenränder mit jung-vulkanischen Produkten wieder auf. Wir finden daher in dieser Gegend heute eine sehr grosse Anzahl Vulkane, deren imposanteste der gegen 3000 m hohe Rungwe, der Kiejo und der Ngosi sind, und vulkanische Produkte bedecken das ganze nördliche Kondeland und die benachbarten Gebiete von Ussafua.

Die »Grabenränder« des Konde-Landes.

Die die Njassa-Senke flankierenden Grabenränder besitzen nicht überall die gleiche Höhe und Ausbildung. Am imposantesten sind sie am Nordost-Ende des Sees, wo sich die Abstürze des angrenzenden Plateau-Landes als »Livingstone-Gebirge« schroff und steil gleich einer langen gigantischen Mauer gegen 2000 m über den Njassa-Spiegel erheben und in gleicher Höhe auch die östliche Begrenzung des Konde-Landes bilden (Tb. 51—54). (Siehe auch Kpt. VII.)

Geologie des Konde-Landes.

Die westliche Begrenzung des Konde-Landes (resp. Njassa-Grabens) ist der hohe Ostrand des Missuko-Untali-Malila-Unjika-Horstes (Tb. 60c), dessen Gestein gleich dem des Livingstone-Gebirges hauptsächlich aus Gneis besteht. Diesem Gneis ist hier aber stellenweise eine Zone sedimentärer, der Karooformation zugehörender Bildungen vorgelagert, welche ein hohes wirtschaftliches Interesse beanspruchen; denn sie bergen im Kawolo-Rücken sehr ausgedehnte und abbauwürdige Steinkohlenflötze, die Bornhardt erschlossen hat.

Von den Grabenrändern abgesehen, liegt das Untergestein im Konde-Lande aber fast nirgends frei zu Tage.*) In den nördlichen Abschnitten, dem

*) Nur an »der Basis der Erhebungen«, welche das mit jung-vulkanischen Produkten bedeckte Konde-Oberland bilden, finden sich, wie Bornhardt[4]) berichtet, zum Teil noch Gneise und Sandsteine.

[1]) **38**, S. 68; [2]) **38**, S. 161; **70** (1903), S. 143; [3]) **50**, S. 146; [4]) **38**, S. 441.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

»Konde-Oberland«, haben, wie bereits erwähnt, die Asche und die Lavaströme der mächtigen Vulkane eine dicke Schicht von Tuff und Basalten darüber ausgebreitet, und der Süden, die Konde-Ebene, »das Konde-Unterland«, ist Schwemmland, das vor relativ kurzer Zeit aus dem Njassa emporgetaucht ist.

Denn einst breitete sich der See auch über die heutige Konde-Ebene aus. Die einmündenden Flüsse des benachbarten Hochlandes setzten hier aber ihre reichlichen Sedimente ab und füllten so mehr und mehr den Seeboden auf, und als dann in einer geologisch nur sehr wenig zurückliegenden Zeit[1]) der Spiegel des Njassa um etwa 5—10 m sank, gelangte der ehemalige Seeboden an die Oberfläche.

(Entstehung der Konde-Ebene.)

Die so entstandene Konde-Niederung — nach der Bornhardtschen Karte des Konde-Landes berechnet, beträgt ihr deutscher Anteil ungefähr 15 Quadratmeilen — liegt etwa 4—6 m über dem heutigen Njassa-Spiegel. Nach Norden zu geht sie, allmählich ansteigend, in das »Konde-Oberland« über, ein 1200—1500 m hohes, etwa 30 Quadratmeilen umfassendes Plateau, das im Norden durch den mächtigen Rungwe-Vulkan einen gewissen Abschluss findet, im Osten die Krater der Kiejo-Gruppe trägt.

Nördlich vom Rungwe zieht sich wie eine Barriere vom Ost- zum Westrand des Njassa-Grabens ein vulkanischer Bergzug, das »Ngosi-Gebirge«, hin; das Gebiet zwischen dem Rungwe und dem Ngosi-Gebirge, die Landschaft Poroto, gehört jedoch nur im physikalisch-geographischen Sinne zum Konde-Oberland, im ethnologischen Sinne nicht mehr. (Vergl. Abschnitt VIII.)

Auf drei Seiten, im Norden, Osten und Westen, von schroffen Bergwänden umschlossen, im Süden an den weiten Njassa grenzend, erinnert das Konde-Land an ein antikes Amphitheater, dessen Szene die Konde-Ebene, dessen ansteigenden Zuschauerraum das Konde-Oberland und die es begrenzenden Bergwände bilden würden.

Die Flüsse des Konde-Landes.

An grossen Flüssen ist das Konde-Land überreich, und obwohl alle mit Ausnahme des Ssongwe ihr Quellgebiet nur in dem kleinen Areal des Konde-Kessels und der angrenzenden Randberge haben, ist die dem Njassa von ihnen zugeführte Wassermenge eine recht bedeutende; es liegt dies an den noch zu erörternden, eigenartigen meteorologischen Verhältnissen.

Aber trotzdem die vier grossen Flüsse des Konde-Landes, der Lufirio, Mbaka, Kiwira und Ssongwe, an ihrer Mündung die ansehnliche Breite von 75—100 m haben,[2]) kommen sie für die Schiffahrt kaum in Betracht, da sie in der Regenzeit infolge ihres starken Gefälles eine übermässig starke Strömung haben, zur Trockenzeit aber der Wasserstand zu niedrig ist.

Grössere Fahrzeuge können daher nur ganz kurze Flussstrecken nahe dem See befahren; aber auch die Einbäume der Eingeborenen verkehren — von den Fährstellen abgesehen — nicht auf den Flüssen, obwohl man in kleinen Fahr-

[1]) **38**, S. 98; [2]) **38**, S. 87.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeugen zur günstigen Jahreszeit den Kiwira und Ssongwe aufwärts immerhin bis in die Nähe der Kohlenfelder gelangen kann.[1])

Entsprechend der Geländeformation, ist die Richtung der Flüsse im allgemeinen eine nord-südliche.

Der wasserreichste Fluss ist nach Bornhardt[2]) der Lufirio, der, aus wildromantischer Schlucht (bei Muakaleli) hervorbrausend, längs der Mauer des Livingstone-Gebirges in breiter Talsenke dahinströmt, den Kessel entwässernd, der von dem Livingstone-Gebirge, dem Rungwe und dem Kiejo umschlossen wird.

Der Mbaka fliesst, am Südabhang des Rungwe entspringend, westlich des Kiejo und der Steilabstürze des Mpata-Rückens dem Njassa zu.

Der Kiwira entspringt am Nordrande des Rungwe, den er in weitem Bogen umkreist, und sammelt, in tiefer Schlucht das »Konde-Oberland« durchtosend, die Wasser des westlichen Randgebirges, des Rungwe-Nord- und Westabfalls und des südlichen Ngosi-Gebirges; in Kaskaden stürzen die Nebenflüsse, die bisher nur flache Täler in das Plateau des »Konde-Oberlandes« nagten, zur Talschlucht des Kiwira hinab.[3])

Der vierte grössere Fluss des Konde-Landes ist der die Grenze gegen das englische Gebiet bildende Ssongwe; er entspringt weit westlich vom Konde-Land in Unjika, durchbricht die westlichen Randberge des Konde-Landes und mündet nach südöstlichem Lauf durch die Konde-Ebene in den Njassa.*)

Bei ihrem Eintritt in die Niederung haben die Flüsse gewaltige Lehm-, Kies- und Schottermassen abgelagert, die jetzt teilweise als deutliche Talterrassen unterscheidbar sind, teils zu einem welligen Gelände erodiert wurden.[4])

In die Konde-Niederung selbst haben sich die Flüsse 3 bis 6 m tiefe, steilwandige Betten eingeschnitten (Tb. 64b), deren Ufer auffallenderweise erheblich höher liegen als die vielfach sumpfige, zur Regenzeit weithin überschwemmte Umgebung (Tb. 51a): ein Hauptgrund, warum die Flussufer von den Eingeborenen bei der Ansiedlung bevorzugt werden.

»Die Uferaufhöhung«, erläutert Bornhardt,[5]) »kann nur zu einer Zeit zu stande gekommen sein, als das Flussniveau höher lag als heute und der gleichmässig ausufernde Fluss die Möglichkeit hatte, seine Sedimente vorzugsweise in der Nähe seines Strombettes fallen zu lassen.«

Der Alluvial-Boden der Konde-Niederung.

Abgesehen von der schmalen, sandbedeckten Uferzone, gegen die die Wellen des Njassa branden und die stellenweise Ansätze von Dünenbildung erkennen lässt,[6]) besteht der Boden der Konde-Niederung, nach Bornhardt,[7]) »hauptsächlich aus einem dunkelbraun gefärbten, feinerdigen, etwas festen Lehm, der nach gehöriger Auflockerung durch Hackarbeit vorzügliche Erträge liefert.«

*) Der zwischen Mbaka und Kiwira mündende Mbassi-Bach ist nur der Abfluss eines grossen Sumpfes.

[1]) **38**, S. 99; **70** (1903), S. 120; [2]) **38**, S. 87; [3]) **38**, S. 88; [4]) **38**, S. 87, 91, 173; [5]) **38**, S. 98; [6]) **38**, S. 97; **108**; [7]) **38**, S. 81.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entsprechend ihrem verschiedenen geologischen Aufbau, tragen die einzelnen Abschnitte des Konde-Landes ein ganz verschiedenes Gepräge.

Das Konde-Unterland.

Der erste Eindruck, den wir vom Konde-Land bekommen, wenn der Dampfer an der Küste Anker wirft, ist ein wenig günstiger. Der Dampfer kann sich bei dem flachen Wasser nur auf einige Hundert Meter Entfernung dem Lande nähern, keine schützende Bucht nimmt uns auf, und lassen wir uns im Boote an die einförmig flache Küste rudern, so geben uns die brandenden Wogen des Njassa recht oft noch zu guterletzt ein Bad als Abschiedsgruss mit auf den Weg. (Fig. 132 und Tb. 11 b.)

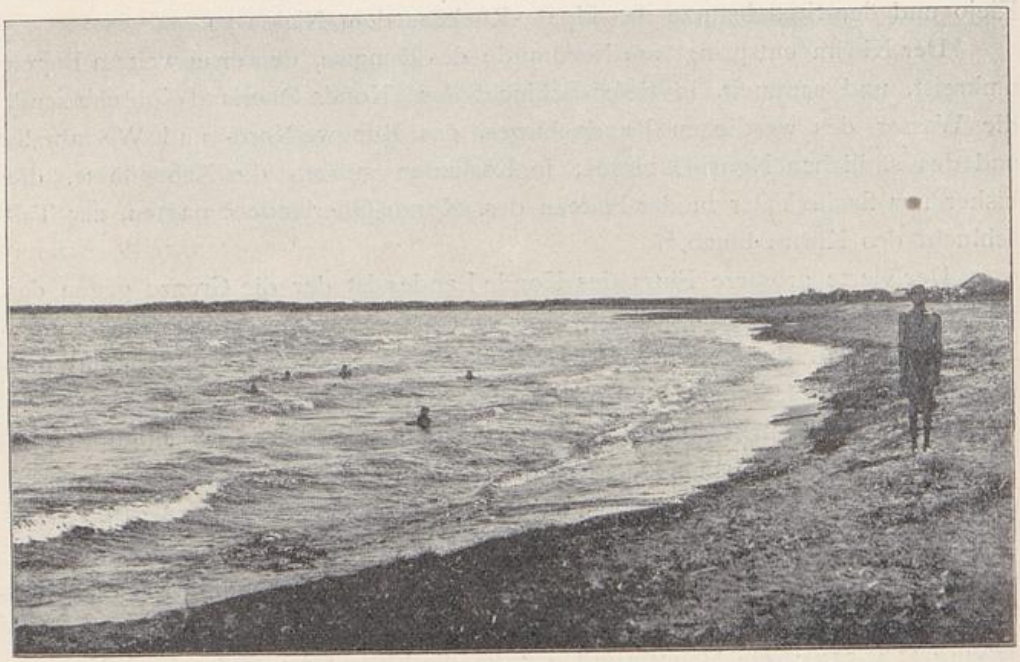


Fig. 132. Die flache Küste des Konde-Unterlandes bei Mwaja. Im Wasser badende Eingeborene.

Wir betreten nun eine sandige, mit Röhricht bewachsene Uferzone (Tb. 51 a, Tb. 54 a) und gelangen bald in ein Dorf mit Suaheli-Häusern und den armseligen Hütten, wo die Fischerbevölkerung der Wakissi haust, die ihren Maniok auf dem sandigen Boden baut. (Siehe Kpt. VI.)

Aber schreiten wir weiter landeinwärts, so ändert sich schnell das Bild. Die herrlichsten Bananenhaine, deren beispiellose Ueppigkeit die Reisenden aller Nationen von jeher in Entzücken versetzt hat, nehmen uns auf, auf peinlichst sauber gehaltenen Pfaden — denn Unkraut und Schmutz wird nirgends geduldet — schreiten wir an reizenden, mit minutiöser Sorgfalt gebauten, zwischen den Bananen zerstreut liegenden Bambushäuschen vorüber, schön gewachsene, heiter und sorglos blickende Menschen in fast paradiesischer Nacktheit ruhen im Schatten herrlicher alter Bäume und erwidern freundlich unsern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gruss, und behaglich drehen und wenden sich die Rinder an den schmauchenden Feuern, deren Rauch ihnen die Fliegen abwehrt. (Fig. 133 und Tb. 64—67.) Alles in diesem Arkadien, wie es Thomson[1]) nennt, scheint Frieden, behagliche Wohlhabenheit, Ordnungsliebe und heitere Lebenslust zu atmen.

So schreiten wir stundenlang durch die Bananenhaine, die sich in fast ununterbrochener Reihe entlangziehen am Ufer des Flusses, der stellenweise von kunstvollen Fischwehren überquert wird und aus dessen gelben Fluten hier und dort der lauernde Kopf eines Krokodils auftaucht, und wir bewundern die Frucht-

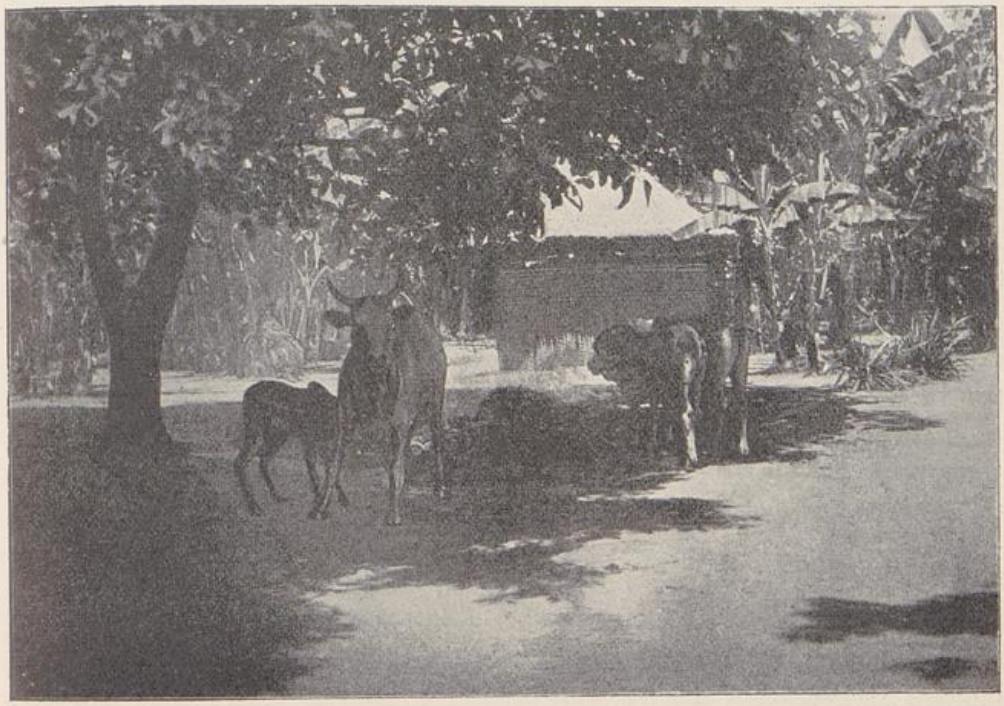


Fig. 133. Dorfbild aus dem Konde-Unterland. Kühe räuchern sich am Feuer.

barkeit der benachbarten Gärten, wo auf Reihen hochaufgeworfener paralleler Beete Bohnen, Süsskartoffeln und viele andere Früchte mit sichtlicher Sorgfalt kultiviert werden.

Die Ansiedlungen sind aber in der Konde-Ebene vor allem auf jene hochwasserfreien Flussufer beschränkt; denn wie schon erwähnt, ist die übrige Niederung — besonders zwischen dem Mbaka und Kiwira — vielfach versumpft und wird zur Regenzeit weithin überschwemmt. Sie ist mit hohem Grase bestanden, doch wird der gute Boden bei geeigneter Behandlung sich sicher für die mannigfachsten tropischen Kulturen vortrefflich eignen. Freilich herrscht in der Konde-Ebene schwüle Hitze, und sie ist reich an Malaria-Fieber.

[1]) **5** (Vol. I), S. 267.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Intermediäre Waldzone.

Wenden wir uns weiter nach Norden, so hören die Ansiedlungen einstweilen auf, die Ebene steigt erst allmählich, dann steiler an, und der aus Kies- und Schottermassen bestehende Boden ist mit lichtem Buschwald bedeckt. Diese unbewohnte Waldzone besitzt eine Breite von etwa 20 km. Das Hochland selbst ist wieder reich besiedelt und gleich der Niederung mit üppig prangenden Bananenhainen geschmückt.

Konde-Oberland.

Aber hier oben lastet nicht die drückende Fieberschwüle der Niederung, frei atmet man die erfrischende kühle Bergluft; das herrliche, fruchtbare Land — das schon Elton[1]) weit über Natal, den berühmten »Garten Süd-Afrikas« stellt —, wo ausser Kaffee und andern mehr tropischen Kulturen auch die Feldfrüchte der gemässigten Zone gedeihen, kann auch Europäern zur dauernden Heimat werden.

Wir können das Konde-Oberland in zwei Abschnitte teilen: einen östlichen, zwischen Lufirio und Mbaka gelegenen, und einen westlichen, zwischen dem letzteren und dem Kiwira. Das jenseits des Kiwira-Tales im Südwesten des eigentlichen Konde-Oberlandes gelegene Untali-Bergland können wir al einen dritten Abschnitt mit hinzufügen, da es in wirtschaftlicher und ethnographischer Beziehung viele Aehnlichkeiten mit jenem hat, obwohl es streng geographisch als ein Teil des Missuko-Untali-Malila-Unjika-Horstes nicht mit dazu gehört.

Untali.

Untali, um damit zu beginnen, ist ein 1300—1600 m hoch gelegenes, von zahlreichen Bächen stark zerschnittenes Bergland, dessen rundliche Gneiskuppen sich stellenweise auch bis auf 2000 m und darüber erheben.[2])

Die Kuppen und Hänge sind mit grasigen Matten bedeckt; Wald ist nur in den Schluchten vorhanden. Der tiefgründige Rotlehm, zu dem das Untergestein verwittert ist, und dessen Farbe in eigenartigem Kontrast steht zu den immergrünenden Matten,[3]) ist äusserst fruchtbar, wie die reichen Felder und üppigen Bananenhaine der zahlreichen Ansiedlungen zeigen; die grossen Bestände an Rindvieh finden an den Bergmatten vortreffliche Weide. (Tb. 62a.)

Alle Kenner können das herrliche Bergland nicht genug rühmen, man stellt es noch über das eigentliche Konde-Oberland, und Missionar Meyer[4]) nennt es »das reizendste Stück Erde, das er in Afrika gesehen«. Speziell für Kaffeeplantagen dürfte es eine Zukunft haben.

Nördlich schliesst sich an Untali das steil zum Konde-Oberland abfallende, etwa 2000 m hohe Malila-Plateau, das in einem der nächsten Abschnitte (Kpt. VIII) besprochen werden soll, an, südlich des Ssongwe-Flusses das etwa ebenso hohe, zerrissene und wenig besiedelte Missuko-Bergland, das bereits zum englischen Gebiete gehört.

Der westliche Abschnitt des eigentlichen Konde-Oberlandes, das Gebiet zwischen dem Kiwira und dem Mbaka, ist ein von seinen kräftigen, der Kiwira-

---

[1]) **4**, S. 331; [2]) **38**, S. 104; **42**, S. 344; [3]) **23**, S. 221; [4]) **35**, S. 166.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schlucht in flach eingesenkten Tälern zuströmenden Wasserläufen bisher nur wenig zerschnittenes, offenes Plateau, das von 1100—1200 m im Südwesten nach Nordosten zum Rungwe hin allmählich auf 1400—1500 m ansteigt.[1]) (Tb. 56a, Tb. 57a.) Sowohl sein Basaltboden, wie auch der daneben weit verbreitete Tuffboden sind im allgemeinen ertragreich.[2]) Das weithin übersichtliche Gelände ist mit einem dichten Grasteppich bedeckt, in den bloss vereinzelt Buschwerk und Bäume eingestreut sind; nur an den Abhängen des Rungwe befindet sich ein Gürtel von bambusreichem Urwald, »welcher der Sägerei des Bezirksamtes Stämme von 12—15 m Höhe und 1 m Dicke liefert, deren Qualität dem Eschenholz ebenbürtig ist.«[3]) (Der Waldzone am Uebergang vom Unter- zum Oberland wurde bereits gedacht.) Das westliche Konde-Oberland.

Dieser Abschnitt des Konde-Oberlandes mit seinen weiten Flächen kommt für Ansiedlungen weit mehr in Betracht als der östliche, der zwar stellenweise ebenfalls ganz trefflichen Boden besitzt, aber zu einem grossen Teil mit den mächtigen Vulkanen des Rungwe und der Kiejo-Gruppe bedeckt ist. Das östliche Konde-Oberland.

Landschaftlich ist jedoch der östliche Teil des Konde-Landes von geradezu hervorragender Schönheit, und es gibt wohl nicht viele Gebiete auf der Erde, wo sich eng zusammengedrängt so viele Naturschönheiten vereinigt finden.

An den Südabhängen des Kiejo glauben wir uns in liebliche heimische Gebirgstäler versetzt (Tb. 58c, 60b, 62b) — und wenn abends die zahlreichen Herden unter dem Geläute der Kuhglocken von den Bergmatten nach den Ställen ziehen, ist diese Täuschung fast vollkommen —, während dort, wo die majestätische Mauer des Livingstone-Gebirges schroff und wild zerklüftet zu den Wolken ragt, die Landschaft von so überwältigender Grossartigkeit ist, dass sie der weitgereiste Elton[4]) mit Szenerien aus dem Himalaya vergleicht (Tb. 53a). Der Blick von den Vulkangipfeln über das bergumrahmte, reiche Land und auf den weiten Spiegel des Njassa, aus dessen Fluten das Livingstone-Gebirge emporstarrt, und dann rückwärts gewendet in die finsteren Kraterschlünde mit ihren mächtigen Lavaströmen, oder auf die stillen Wasser eines märchenhaften Kratersees, ist von wunderbarem Reize! (Tb. 55.)

Alle benachbarten Gipfel überragend, steigt majestätisch in ruhiger, stetiger Linie der Rungwe-Vulkan zu etwa 3000 m Seehöhe an; er erhebt sich mithin 2500 m über den Spiegel des Njassa und noch mehr als 1500 m über das Plateau des Konde-Oberlandes als dessen weithin sichtbares Wahrzeichen. Der Rungwe-Vulkan.

Vom Konde-Land aus ist nur der Hauptgipfel, der Ssiga-Mbili[5]), sichtbar, doch erheben sich nördlich davon noch andere Höhen aus dem Rungwe-Massiv, das nach Osten durch das vulkanische Katete-Bergland mit dem Livingstone-Gebirge in Zusammenhang steht.[6]) (Tb. 56—58.)

Ich selbst bestieg den Rungwe Ende Oktober 1899 von dem Dorfe Makirassos aus auf einem Wege, auf dem mein Freund Goetze wenige Tage vorher, den Rungwestock von Norden nach Süden überquerend, abgestiegen war. Im Gegensatz zu der Schilderung von v. Elpons, welcher bei seiner Erstlingsbesteigung des Berges mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden hatte,[7]) gelangte ich

[1]) **38**, S. 88, 100, 101; [2]) **38**, S. 101; [3]) **57**, S. 550; [4]) **4**, S. 333; [5]) **38**, S. 186; [6]) **38**, S. 187; [7]) **28**.

äusserst bequem zum Gipfel: ja ich konnte einen grossen Teil des Weges sogar mein Reittier benutzen, da die Wege der Eingeborenen, die hier oben Holz und Bambus, vielleicht auch wilden Honig suchten, und Elefantenpfade den Marsch sehr erleichterten; der Rungwe ist nach meinen Erfahrungen sogar viel leichter zu besteigen als der Vesuv, da die beschwerliche Aschenkletterei fortfällt.

Beim Aufstieg ging es zuerst durch Wald, dann über abgebrannte Grasfluren und endlich durch dürren Bambuswald, der hier meistenteils auch nicht annähernd so kräftig war als an den Abhängen des Livingstone-Gebirges (siehe Tb. 64a). Der Weg führte etwa in halber Höhe an einem Krater vorbei, welcher den von Cross[1]) besuchten, auch von Bornhardt[2]) erwähnten Wutiwa-See enthalten sollte; zu der gerade herrschenden Trockenzeit war von einem See jedoch absolut nichts zu erblicken, sondern der Boden des Kraters war gleich der Umgebung mit Gras bewachsen.

Erst etwa vierzig Minuten unterhalb des Gipfels hörten der Bambus und mit ihm die Wege auf, und ein dichter, zwischen den Steinen wuchernder Moosteppich und Strauchwerk (darunter über mannshohe Erika-Gebüsche[3]) bildeten die Vegetation. Der Ssiga-Mbili-Gipfel selbst, den Dr. Kohlschütter*) auf ungefähr 2950 m berechnet, ist fast kahl.

Die Aussicht von hier oben ist eine ganz eigenartige. Nach Norden zu schauen wir in einen gewaltigen (Einsturz-) Krater, aus dem sich bis fast zur Höhe der Ssiga-Mbili-Spitze ein sekundärer Eruptionskegel erhebt; ich will den letzteren als »Zentral-Kegel« bezeichnen. Den Horizont begrenzt im Osten die gerade Linie des »Elton-Plateaus«, an das sich nach Norden zu in fast gleicher Höhe und hinter zum Rungwe-Massiv gehörenden Gipfeln zum Vorschein kommend, das vulkanische »Ngosi-Gebirge« anschliesst. Die westliche Kraterwand ist durchbrochen und ein 1—2 km breiter Lavastrom, der aus dem Westabhang des »Zentral-Kegels« seinen Ursprung zu nehmen scheint, wälzte sich von hier aus zu Tale; über Abhänge stürzte er gleich einem Wasserfalle hinab, und der Weg, den die zähflüssige Masse dabei genommen hat, ist noch deutlich an den erstarrten Flusskurven erkennbar. Ueberhaupt sieht das Ganze so frisch erhalten aus, als ob es erst in allerjüngster Zeit entstanden wäre; die Oberfläche des Lavastromes ist in ein wildes Chaos gewaltiger zackiger Blöcke zerborsten, die ein Vordringen ungemein erschwerten. (Tb. 56b.)

Der zwischen dem Ssiga-Mbili und dem »Zentral-Kegel« gelegene Abschnitt des Hauptkratergrundes, das Atrium, wird von dem Anfangsteile jenes Lavastromes bedeckt, dessen hochaufgestaute Massen auch eine Strecke weit nach Süden zu übergequollen sind; hier enden sie in einer steilen Wand, die zu einem nicht umfangreichen, jähen Schlunde abfällt, der sich, erheblich unter das Niveau des Atriums hinabreichend, direkt unter dem Gipfel des Ssiga-Mbili öffnet.

Der ganze Rungwe-Krater ist nackter Aschenboden und starrendes Lava-Gestein.

Während uns so der Blick nach Norden und Osten ein unvergessliches Bild gewaltiger zerstörender Naturkräfte erschliesst, dehnt sich in den andern Richtungen, zu unsern Füssen gleich einer Landkarte hingebreitet, das fruchtbare Konde-Land aus, über das der jetzt erloschene Vulkan einst in furchtbaren Katastrophen die verheerenden Aschen- und Lavamassen türmte, auf denen jetzt die üppigen Bananenhaine prangen.

Leider verbargen Wolken, die überhaupt meist die Spitze des Berges umhüllen, auch an den drei Tagen, wo ich die freilich recht spärliche Fauna des Rungwe-Gipfels zu erforschen suchte, gar oft das herrliche Panorama; dafür aber hatte ich Gelegenheit, die als Brockengespenst bekannte Erscheinung**) in allerschönster Weise zu beobachten. Die Eingeborenen fürchten sich vor dem Gipfel des Rungwe, auf dem, wie sie glauben, göttliche Wesen wohnen.[4])

Der Kiejo-Vulkan.

Der zweitgrösste Vulkan des Konde-Landes ist der schätzungsweise 2300 m hohe Kiejo, dessen Umgebung von einer Anzahl kleinerer Vulkane (Tb. 62b) mit zum Teil recht wohlerhaltenen, rings geschlossenen Kratern bedeckt ist.

*) Die genaue Berechnung der Höhen des Konde- und Kingalandes ist zur Zeit von Dr. Kohlschütter noch nicht abgeschlossen, doch wird die Publikation dieser Zahlen demnächst erfolgen.

**) Der Schatten des Beschauers erscheint riesenhaft vergrössert und von einer spektralfarbenen Aureole umgeben auf einer gegenüberliegenden Nebelwand.

[1]) **23**, S. 116; [2]) **38**, S. 187; [3]) **62**, Tb. 64; [4]) **23**, S. 116.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Der Kiejo selbst besitzt dagegen einen solchen rings geschlossenen grösseren Krater anscheinend nicht, sondern besteht aus einem schätzungsweise etwa 2 km im Durchmesser grossen, nach Westen zu eingestürzten Ringwall, aus dem sich ein etwa 1000 m grosser zweiter Ringwall erhebt, dessen Wände etwas besser erhalten sind. Auf dem Gipfel des Kiejo befinden sich prächtiger Laubwald und frische Bergwiesen.

Gleich wie Bornhardt[1]) gegenüber, sprachen die Eingeborenen auch zu mir von Kraterschlünden auf dem Gipfel des Kiejo. Obgleich ich aber den Kiejo umwanderte und mich zweimal auf seinen Gipfel führen liess, konnte ich davon nichts entdecken: wenigstens was mir der ortskundige Führer als den »Iketeko« des Kiejo (das Wort Iketeko bedeutet nach der mir von den Herren Missionaren gegebenen Auskunft »Topf«, ganz wie das griechische Κρατῆρ) vorstellte, war nur eine besonders tiefe, steilwandige Stelle zwischen den beiden oben erwähnten Ringwällen.

Freilich muss man stets damit rechnen, dass abergläubische Furcht die Eingeborenen abhält, gewisse Orte dem fremden Eindringling zu zeigen, und zumal der Kiejo soll als Sitz einer Gottheit gegolten haben, wie mir die Herren Missionare mitteilten.

Dass die eingeborenen Priester des Landes derartige Exkursionen, durch die der Nimbus heiliger Orte leiden muss, nicht gerne sehen mögen, ist ja begreiflich, und als ich auf dem Gipfel des Kiejo von einem bösen Gewitter und Hagelsturm überrascht wurde und den Führer neugierig fragte, wer denn eigentlich die Gewitter mache, antwortete er mir: der als Zauberer und Regenmacher berühmte greise Häuptling und Priester Makassissi sende das Unwetter. Jener alte Herr nämlich hatte es sicher recht ungern gesehen, dass ich als europäischer Medizinmann und eo ipso »Zauberer« einige Tage vorher auch einen heiligen Hain besucht hatte, in den sich, ausser den Eingeweihten, vordem kein Eingeborener hineintraute; mein Führer mochte glauben, dass sich Makassissi jetzt revanchiere.

Der Ngosi-Vulkan mit dem Wentzel-Heckmann-See.

An landschaftlicher Schönheit werden der Rungwe und Kiejo jedoch durch den Ngosi-»Vulkan«, die imposanteste Erhebung des Ngosi-»Gebirges«, übertroffen; denn der gewaltige Krater dieses Vulkans birgt den von Glauning und W. Goetze entdeckten herrlichen Wentzel-Heckmann-See: letzterer führt seinen Namen nach der Begründerin jener Stiftung, der Goetze und ich soviel verdanken.

Der etwa 2 km lange und etwa halb so breite See mit seinen bis 400 m hohen, jäh abstürzenden Felsenufern, umrahmt von herrlichstem Urwald, macht einen ebenso malerischen wie düsteren Eindruck; kein Wunder, dass auch die Eingeborenen sich dieser Wirkung nicht entziehen konnten und den See zur Stätte unheimlicher Sagen machten. (Titelbild; Tb. 54c u. d; 55a; 57d.)

In meinen Tagebüchern finde ich die folgenden Notizen, die ich nach meinem ersten Besuche des Sees niederschrieb; ich wiederhole sie hier ausführlich, um den Eindruck zu schildern, den der See auf den Beschauer ausübt, und gleichzeitig auch, um an einem Beispiele zu zeigen, in welcher Art und Weise meine zoologische Sammeltätigkeit sich abspielte, die ja, soweit ich nicht dienstlich in Anspruch genommen war, den Hauptzweck meiner Streifzüge bildete. Meine damaligen Aufzeichnungen lauten folgendermassen:

»Wir folgen dem Wege, den vor zwei Wochen Glauning und Goetze eingeschlagen haben, und erreichen durch prächtigen Urwald und Bambusdickicht gegen Mittag den Rand des Kraters, an einer nach der Aneroid-Ablesung 2565 m hohen Stelle;*) bis hierher waren Goetze und Glauning gelangt. Tief unter mir liegt, in leichten Nebel gehüllt, die weite, ruhige Fläche des Sees; er ist von länglicher, nicht ganz regelmässiger Gestalt und dürfte schätzungsweise 2 km lang und halb so breit sein;

*) Die ursprünglichen Zahlenangaben sind durch nachträgliche Berechnungen berichtigt.

[1]) 38, S. 185.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man sieht am diesseitigen Ufer zwei kleine Halbinseln in den See vorspringen und einige Stellen, an denen ein wenig angeschwemmtes, flaches Uferland ist; im allgemeinen jedoch steigen die Kraterwände gleich Mauern senkrecht aus der Wasserfläche empor; über die Ränder der gegenüberliegenden Kraterwand sieht man die Gipfel des Rungwe-Massivs aufragen.

Soweit die Steilheit der Wände dies gestattet, ist der Kessel meist mit dichtem Walde bestanden.

Das Ganze bietet in seiner finsteren Grossartigkeit ein Landschaftsbild, das die Vergleichung mit den berühmtesten Seen unserer Hochalpen nicht zu scheuen braucht.

Da ich das Seeufer, um dessen Fauna kennen zu lernen, unter allen Umständen erreichen wollte, so kletterten wir gegen 1 h. p. m. die schroffen Kraterwände hinab; die Eingeborenen mussten zum Mitgehen förmlich gezwungen werden, da unheimliche Sagen von Wassergeistern, die den Eindringling mit sich in die Tiefe ziehen, im Umlauf waren und angeblich noch keines Menschen Fuss es gewagt hatte, den steilen Weg zum See hinabzusteigen. Und in der Tat, der See sah unheimlich genug aus, und der Weg dorthin schien äusserst beschwerlich. Zuerst ging es etwa 50 m eine steile, meist mit einem schwammigen, sphagnumartigen Moose bewachsene Halde hinab, dann aber wurde der Hang so abschüssig, dass jedes weitere Vordringen unmöglich schien; es gelang mir jedoch — die Führer wollten absolut nicht mehr vorwärts, so dass ich selbst voranschreiten musste — eine Felsspalte zu finden, durch die wir in eine, sich zu unserer Rechten hinziehende, bambusbewachsene Schlucht hinabklettern konnten; hier stiegen wir etwa weitere 50 m hinunter. Der Bambus-Urwald war prächtig, wenn er auch nicht gerade bequem zu passieren war: mächtige Halme von wohl 20 m Höhe und mehr ragten empor, dazwischen alte abgestorbene, die halb umgesunken waren oder modernd den Boden bedeckten, das Ganze ein wirres Chaos von Stangen bildend. In und auf dem Bambus, der von dem vielen hier oben herrschenden Nebel und Regen auch jetzt, inmitten der Trockenzeit [17. Juli 1899] von Wasser förmlich triefte, fand ich eine auffallende Menge von Tieren (Spinnen, Schnecken, Käfer, Frösche, Tausendfüsse), die ich zum Teil vordem noch nicht gesammelt hatte. Merkwürdig war vor allem der Reichtum an Spinnen der verschiedensten Art, die sich im Innern der faulenden Bambusstengel verbargen und hier auch ihre Eier abgelegt hatten.

Ausser dem mannigfachen Getier, das die Stämme zernagte, waren auch pflanzliche Gebilde mit der Zerstörung der organischen Materie beschäftigt, und überall sah man die Mycelien der Schimmelpilze in das modernde Holz eindringen; auch fanden sich gallertartige Pilzbildungen an morschen Stämmen.

Doch ich hatte leider nicht Zeit genug, mich hier lange aufzuhalten; denn wer konnte wissen, was für Schwierigkeiten uns noch bevorstanden.

Aus dem Bambusdickicht gelangten wir auf eine etwa 300 bis 500 m lange ebene Strecke, die zum grossen Teil mit schönem hochstämmigen Urwald bewachsen war, der wegen des Gestrüpps das Vordringen sehr erschwerte; überall wucherten blaue Blumen, wie ich sie auch sonst in dieser Höhenlage in feuchten Schluchten vielfach antraf.

Ich überzeugte mich hier, dass ich mit der Wahl meines Weges Glück gehabt hatte; denn dicht unterhalb der Stelle, wo wir in die Bambusschlucht abgeschwenkt waren, ging die Halde, auf der wir anfänglich abgestiegen, in einen jähen Felsabsturz über.

Ich glaubte nun dicht am Seeufer zu sein und war recht unangenehm überrascht, als wir ganz unerwartet vor einem neuen steilwandigen Abstieg standen; noch mehr als 100 m unter uns sahen wir den See liegen, der sich im Walde unsern Blicken entzogen hatte: man konnte jetzt erkennen, dass das, was von oben als Halbinseln erschienen war, in Wirklichkeit kleine steilwandige Felseninseln waren.

Nachdem wir mehr rutschend als kletternd auch diese letzte Schwierigkeit überwunden hatten, standen wir endlich nach dreistündigem Abstiege gegen 4 h. p. m. am See selbst; durch einen Zufall hatten wir eine der wenigen Stellen erreicht, wo etwas Erdreich angeschwemmt war, und so konnten wir bequem bis ans Wasser gelangen.

Geringer Nebel, der wie ein leichter Schleier über der spiegelglatten Fläche des grünlichen Sees lag, trug nur dazu bei, die Schönheit des Landschaftsbildes zu erhöhen; es erinnerte an dieser Stelle etwas an den Königssee im Salzkammergut, nur dass die steilen Ufer hier mit der üppigen Vegetation des tropischen Gebirgswaldes, mit seinen herrlichen wilden Bananen und den schlangengleich an den Bäumen hinaufkriechenden Lianen bedeckt waren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Das Wasser des Sees ist von grünlicher Farbe, für einen Bergsee auffallend wenig durchsichtig und von brackigem Geschmack; das letztere kann nicht wundernehmen, da der See anscheinend keinen Abfluss hat und die Salze des abdunstenden Wassers sich allmählich anreichern müssen.

Eine ins Wasser geworfene Dynamitpatrone, bei deren Detonation das Schwemmland, auf dem wir standen, etwas unheimlich zu schwanken anfing, brachte keine Fische an die Oberfläche: wie sollten diese auch hier hinauf in den abgeschlossenen Kratersee gelangt sein! aber nachdem ich in dem Tschungruru-Kratersee [siehe Seite 280] Fische angetroffen hatte, musste man auch hier auf Unwahrscheinliches gefasst sein.

Ausser Plankton konnte nichts von der eventuellen Seefauna erbeutet werden, da sich eine Durchsuchung des angeschwemmten Grases auf Schnecken usw. aus Zeitmangel verbot; denn es war die allerhöchste Zeit zur Umkehr, wollten wir noch vor Eintritt der Dunkelheit den beschwerlichen Rückweg vollenden.

Ich schoss jedoch am See einen wenigstens in dieser Gegend recht seltenen Vogel, ein gehörntes Sumpfhuhn, das ich sonst bisher nirgends gesehen habe; hier auf dem weltentrückten See, von keinem Menschen je beunruhigt, waren diese Vögel recht zahlreich und sehr wenig scheu. Fast wäre mir freilich meine Beute entgangen, denn als ich einen Eingeborenen aufforderte, in den See zu waten, um das dicht am Ufer geschossene Tier herauszuholen, nahm er aus Entsetzen vor der Zumutung, in das verhexte Wasser zu steigen, Reissaus und konnte nur mit Mühe beruhigt werden; zum Glück genügte ein langer Stecken, um das Tier zu bergen.

Nachdem die Höhe des Seespiegels auf 2270 m bestimmt war, kletterten wir die Kraterwände wieder aufwärts und gelangten buchstäblich ‚bei Nacht und Nebel' glücklich zum Lager.«

Vom 20. bis 22. Oktober desselben Jahres besuchte ich — dieses Mal mit Lotleinen usw. versehen — den See nochmals, um ihn in Musse näher zu erforschen; ich umwanderte bei dieser Gelegenheit auch den ganzen Ostrand des Kraters.

Jetzt, am Ende der Trockenzeit, war es auch hier bedeutend dürrer als im Juli, und das Torfmoos war gänzlich verdorrt.

Die Tiefenmessungen, die ich auf einem aus wilden Bananenstauden zusammengebundenen Floss ausführte (Tb. 54c), ergaben, dass die Seeufer sehr steil, um etwa 70 m, unter das Wasserniveau abfallen, dass die Tiefe alsdann jedoch nach der Mitte des Sees anscheinend nicht mehr zunimmt.

Von dem Flosse aus untersuchte und photographierte ich auch die kleinen im See gelegenen Felseninseln, deren Gestein aus Tuffschichten besteht. Da diese Schichten, die sich ja auf dem Seeboden abgelagert haben müssen, heute etwa 13 m hoch aus dem See herausragen, so folgt daraus, dass der Seespiegel früher um mindestens ebensoviel höher als heute gestanden haben muss. Da ein oberirdischer Abfluss sicher fehlt, muss unter der Voraussetzung, dass auch ein unterirdischer Abzug nicht vorhanden ist — wofür auch die brackige Beschaffenheit des Wassers sprechen würde — geschlossen werden, dass früher grössere Regenmengen (die sich im Krater wie in einem gewaltigen Regenmesser ansammeln) dem See zugeflossen sein müssen.

Auch die Beobachtungen über einen früheren Höherstand des Njassa-, Tanganjika- und Rukwa-Sees würden für eine einst regenreichere Periode sprechen.*)

Was die Sage vom Wentzel-See anbelangt, so erzählte mir Herr Missionar Meyer, ein trefflicher Kenner von Land und Leuten, hierüber folgendes:

»Einst dehnte sich nicht weit von der Missionsstation Rungwe im Konde-Land ein See aus, dessen Ufer von den Eingeborenen besiedelt waren. Diese aber hatten von den Wassergeistern jenes Sees zu leiden, die ihnen Hühner und Weiber stahlen. Um die Necke zu strafen, machten sie einen gewaltigen Felsblock im Feuer glühend heiss und wälzten ihn in den See hinein. Das passte nun den Wassergeistern nicht, und sie machten sich mit samt ihrem See auf und davon und flüchteten in den Krater des Ngosi, wo sie weit und breit von keinem Menschen belästigt werden konnten.«

»Aber die Rache der Wassergeister ist noch immer zu fürchten, und wenn sie die Sprache des Landes hören, in dem einst ihr See gelegen, so ziehen sie den Sprecher mit sich hinab.«

Tatsächlich wagten denn auch die Eingeborenen sich nur flüsternd am See zu unterhalten. (Vergl. auch Seite 222 Anm.)

---

*) Vergl. Abschnitt VI und VIII.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausser dem Wentzel-See gibt es noch eine Anzahl kleinerer Seen im Konde-Oberland, die zwar recht hübsch gelegen sind, sich an Grossartigkeit jedoch nicht im entferntesten mit diesem messen können.

Der Tschungruru-See.

Der Tschungruru-See (Tb. 61a) — offenbar der Kiunguvuvu von Cross[1]) —, nahe der Missionsstation Neu-Wangermannshöhe gelegen, ist ein runder, etwa 500 m grosser und 45 m tiefer Krater-See, der ausser einer ganz kleinen, der steilen Kraterwand entspringenden Quelle keinen sichtbaren Zufluss besitzt. Auch ein Abfluss, wenigstens ein oberirdischer, ist nicht vorhanden; das Wasser des Sees schmeckt jedoch nicht brackig, und Cross[2]) mag recht haben, wenn er unterirdische Kommunikationen annimmt. Merkwürdigerweise finden sich in diesem scheinbar abgeschlossenen See zahlreiche Fische einer ganz auffallend dunkeln — geradezu schwarzen — Hemichromis-Art. Die ja an sich nahe liegende Annahme, dass die Eingeborenen Fische zu Zuchtzwecken hier ausgesetzt hätten, ist mir wenig wahrscheinlich, zumal man sich scheut, die schmackhaften Fische des Sees zu essen, da man ihren Genuss — freilich ohne Grund — für schädlich hält.

Der Kissiwa-See.

Ein anderer, recht idyllischer, kleiner See ist der südwestlich von der Missionsstation Manow am rechten Mbaka-Ufer in vulkanischem Gelände gelegene, runde Kissiwa-See,*) dessen klares Wasser von einem niederen, schön belaubten Bergwall teilweise umrahmt wird. Lieder[4]) schätzt seine Grösse auf etwa 650 m; er wird von zahlreichen Flusspferden bewohnt.

Offenbar ist es dieser See, von dem Missionar Schuhmann[5]) folgende schöne, interessante Sage, ein Gegenstück von der von Philemon und Baucis, berichtet:

»Vor langer Zeit stand hier [an der Stelle des Sees] ein Dorf. Da kam ein Wanderer seines Weges, müde von weitem Marsch, und bat um einen Trunk Wasser. ‚Wir haben nichts in der Hütte', hiess es, wo er zuerst ansprach, obwohl Wasser im Hause war. Er ging zur nächsten Hütte mit derselben Bitte, und dieselbe Antwort ward ihm zu teil. Endlich spricht der müde Wanderer einen Knaben an, der unter einem Baum sitzt. Der Knabe entgegnet: ‚Iss zunächst ein wenig, denn Wasser auf einen hungrigen Magen ist nicht gut.' Der Wanderer aber sagt: ‚Ich möchte nur etwas zu trinken haben.' Darauf gab ihm der Knabe Bier, und der fremde Mann trank. Als er ausgetrunken hatte, fragte er den Knaben: ‚Wo ist denn Deine Mutter?' ‚Die ist zum Ackern aufs Feld gegangen.' ‚So gehe schnell hin und rufe sie.' Sobald der Knabe ausserhalb der Gesichtsweite war, senkte sich plötzlich das Dorf, von allen Seiten drang Wasser hervor und ein See entstand. Der Wanderer aber rief mit weithin schallender Stimme: ‚Ihr Leute dieses Ortes! Ihr sagtet, ihr hättet kein Wasser; hier habt ihr welches, nun trinket!' Ein Muare [der Schattenbaum der Konde-Dörfer] stand noch eine lange Zeit in der Mitte des Sees, und ein Hahn, der sich auf diesen Baum gerettet hatte, krähte noch manchen Tag, bis auch er verstummte.«

Andere kleine Seen.

Nicht weit südwestlich vom Kissiwa-See, aber am linken Mbaka-Ufer, liegt der Ikapo-See, der im Gegensatz zum Kissiwa-See mit Wasserpflanzen bestanden ist und recht flach zu sein scheint. Den südlich davon gelegenen Kingire-See (identisch mit dem Kiwande neuerer Karten?) habe ich nicht besucht, ebenso nicht den nördlich vom Ikapo-See befindlichen Itamba-See, die beide von Cross[6]) er-

*) Kissiwa heisst eigentlich nur »Quelle«, sowohl im Suaheli wie in der Sprache des Kondelandes.[3])

[1]) **23**, S. 114; [2]) **23**, S. 114, [3]) **23**, S. 115; [4]) **21**, S. 275; [5]) **18**, S. 108; [6]) **23**, S. 114 und 115.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wähnt werden.*) Dagegen untersuchte ich den am linken Mbaka-Ufer, oben auf dem Mpata-Rücken gelegenen und malerisch von Bergen umschlossenen Itende-See (Tb. 61b). Dieser See ist etwa 1 km lang, halb so breit und, wie die Messungen ergaben, nur etwa 5—7 m tief; einen sichtbaren Abfluss besitzt er jetzt nicht, doch hat er früher an seinem westnordwestlichen Ende vielleicht einen solchen gehabt. Endlich hat östlich vom Rungwe Goetze den noch nicht genauer beschriebenen Lusiwa-See entdeckt.

Mineral-Quellen usw.

Wie in vulkanischen Gegenden so häufig, kommen auch hier im Konde-Oberland eine Anzahl heisser Quellen vor.

So gibt es kohlensäurereiche, salzhaltige Thermen — die nach einer Mitteilung von Herrn Goetze von den Eingeborenen auch medizinisch ausgenutzt werden — ganz nahe beim Ikapo-See, und Bornhardt[4]) erwähnt aus dem westlichsten Teil des Konde-Landes nicht weit von dem Kassimulo-Hügel gelegene heisse Quellen mit Kohlensäure- und starkem Alkali-Gehalt, die aus der Spitze von 0,5 bis 1,5 m hohen Sinterkegeln entspringen.

Kohlensäurehaltige, recht wohlschmeckende, kalte Quellen kommen ebenfalls mehrfach vor und werden wegen ihres Salzgehaltes vom Vieh gern aufgesucht.

Ueber einen schweflige Säure ausströmenden Spalt, den ich leider selbst nicht besuchen konnte, berichtet Merensky.

Merensky[5]) schreibt: »Auch wird ein Ort, der an der Südseite des Kiejoberges liegt, heilig gehalten. Hier zeigt sich in einer halboffenen Höhle die brausende Flut eines unterirdischen Flusses, der aber wieder in der schwarzen Tiefe verschwindet. ‚Kibira' [nicht zu verwechseln mit dem grossen Kiwira-Flusse im westlichen Konde-Land; ‚Kibira' bedeutet Leben[6])] heisst dieser Fluss. Wohl der Gedanke, dass der Fluss Gebete und deren Zeichen in die Unterwelt trage, hat die Leute veranlasst, hier irgend etwas, Hölzchen, Gras usw., in das Wasser zu werfen und dabei um irgend etwas Gutes zu bitten. Weiter unten, wo der Fluss für immer ans Tageslicht tritt, wird auch gebetet. — Br. Schumann besuchte diesen Ort und berichtet: ‚Wir kamen an die Stelle, an der der Kibira aus der Erde mit Getöse herausbricht. Viele unserer Begleiter reissen Halme aus, schlagen sich damit die Beine und werfen sie dann in den Fluss, indem sie sprechen: ‚Gott, lass unsere Beine, damit wir gehen und nicht müde werden.' Wer dieses nicht tut, kommt nicht weiter. Früher haben sie der Quelle noch mehr Ehre angetan. Wenn eine Mutter hier vorüberkam mit ihrem Kinde auf dem Rücken, so trug sie Sorge, dass das Kind nicht schlief, sonst wachte es nie wieder auf. Kam ein Vogel über diese Stelle geflogen, so tötete Kiara [Gott] ihn, dass er sofort niederfiel. Der Schwefeldunst, der der Quelle entsteigt, mag in früheren Zeiten stärker gewesen sein als jetzt. Heute wird er nur lästig, wenn man unter dem Winde steht; wo er aufsteigt, sieht man es flimmern wie von grosser Glut. Tote Schmetterlinge lagen in Menge da. Das Wasser des Kibira ist an der Quelle eisig kalt und wird von den Eingeborenen gern getrunken.'«

*) Aus dieser Gegend erwähnt Thomson[1]) noch einen auf dem linken Mbaka-Ufer gelegenen, kleinen, nur 60 Fuss im Durchmesser messenden, im Krater eines unmittelbar aus der Ebene aufsteigenden Vulkan-Kegels liegenden See. Ich habe denselben nicht besucht; mit dem Itende-See kann er nicht identisch sein, höchstens mit dem Itamba-See von Cross

Ueber die Kraterseen des Konde-Landes siehe auch Fülleborn[2]), über ihr Plankton Schmidle[3]).

[1]) **5** (Vol. I), S. 278; [2]) **41**; [3]) **64**; [4]) **38**, S. 99; [5]) **18**, S. 113—114; [6]) **55**, S. 185.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Tschiwuë-Naturbrücke.

Endlich sei zum Schlusse dieser Schilderung des Konde-Landes noch einer ganz eigenartigen Bildung gedacht, die ebenfalls der Tätigkeit vulkanischer Kräfte ihren Ursprung verdankt.

Es ist dies die auch von Bornhardt[1]) beschriebene, »Tschiwuë« genannte, natürliche Felsbrücke, welche das Bett des zwischen hohen Bergwänden hinabschäumenden Kiwira-Flusses in mächtigem Bogen überspannt. Die Brücke selbst besteht aus Basalt, der sich einst über den aus Gneis bestehenden Untergrund ergossen hat; das Wasser hat sich dann im Laufe der Zeit unter dem Basalte hindurch einen Weg gebahnt, und so entstand jene natürliche Brücke. Nachdem der Fluss den Felsenbogen passiert hat, stürzt er in einer mächtigen Kaskade, die Goetze und ich bei unserm gemeinsamen Besuche den »Heckmann-Fall« tauften, eine senkrechte Felswand hinab (Tb. 59b und Tb. 60a).

Für die Eingeborenen ist diese Brücke praktisch von erheblicher Bedeutung, da sie zur Hochwasserzeit die einzige Verbindung zwischen den Flussufern bildet.

Nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn Missionar Meyer erzählen die Eingeborenen über die Entstehung der merkwürdigen Brücke folgende Sage: »Da es den Geistern leid tat, dass so viele Leute beim Ueberschreiten des reissenden Flusses verunglückten, kamen die Geister vom rechten und linken Ufer überein, eine Brücke über den Fluss herzustellen, doch sollte der Bau nur eine einzige Nacht dauern und beim Hahnenschrei fertig sein. Die Geister des rechten Ufers waren nun fleissig, die vom linken aber lässig, und so kam es, dass am Morgen die rechte Seite fertig war, die linke aber noch eine Lücke [es ist dies eine Stelle, wo sich der Fluss vor Bildung der Brücke in den Basalt ein Bett gegraben hat; vergleiche Tb. 60a] aufwies.«

Auch von einer etwas oberhalb dieser Felsbrücke gelegenen Stelle, wo der Fluss in eine Lavawand, über die er als Wasserfall hinabstürzt, ein nur wenige Meter breites Bett genagt hat (Tb. 59a), erzählte mir Herr Missionar Meyer eine hübsche Sage: »Fünf Wanjika, die mit eisernen Hacken, um Schafe dafür einzutauschen, ins Konde-Land gekommen waren, wollten den Fluss überschreiten. Als sie die schmale Stelle sahen, sagte der eine spottend: ‚Da kann man ja hinüberspringen!' Und es gelang ihm auch. Die Wassergeister fassten das aber als eine Beleidigung auf, und als der zweite den Sprung versuchte, wichen die Felsen auseinander, und der Fürwitzige ertrank. ‚Der ist eben schlecht gesprungen, ich werde schon hinüberkommen,' meinte der dritte, aber auch ihm erging es nicht besser, als seinem Vorgänger. ‚Jetzt ist es Ehrensache, da hinüberzuspringen,' sagte sich der vierte; aber die Wassergeister liessen auch ihn ertrinken. Der letzte aber wagte den Sprung nicht mehr, und jetzt springt kein Mnjika mehr über die Stelle.«

Fauna des Konde-Landes.

An Wild ist das Konde-Land nicht übermässig reich; zwar kommen verschiedene Antilopen-Arten, Zebras und wilde Schweine vor, und die Büffel, die auf den benachbarten Livingstone-Bergen stellenweise noch ziemlich zahlreich sind, steigen wohl ab und zu auch ins Konde-Land hinab, aber von den noch vor wenigen Jahren recht häufigen Elefanten — Elton[2]) sah eine Herde von über 300 Stück — ist jetzt, abgesehen vom Rungwe-Gipfel, auf dem ich frische Spuren fand, kaum etwas zu merken.

Flusspferde gibt es noch in erheblicher Menge. Auch Löwen, Leoparden und Hyänen kommen ausser dem kleineren Raubzeug vor.

Affen finden sich nur in den Bergen. Ausser Meerkatzen und Pavianen sind auch die prächtigen schwarzen Kolobusaffen recht häufig: es ist ein wahres

[1]) **38**, S. 101; [2]) **4**, S. 319.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vergnügen, diese schönen Geschöpfe mit ihren flatternden weissen Mähnen behende durch die Kronen der Urwaldbäume turnen zu sehen.

Wasservögel der verschiedensten Art sind in der Konde-Niederung sehr



Fig. 134. Kolobus-Affe von den Abhängen des Rungwe.

zahlreich; ihre grössten Vertreter sind der etwa 1,5 m grosse Sattelstorch und der nicht viel kleinere Riesenreiher.

Es würde viel zu weit führen, hier auf die Vogelwelt näher einzugehen. Erwähnt seien nur noch der am Njassa sehr verbreitete schöne Seeschreiadler, der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bunt befiederte Kronenkranich, der in den Bergen ziemlich häufige, etwa taubengrosse Turaco Livingstonii — der mit seinem metallisch-grünen Federkleid und seinen karmoisinroten Schwingen zu den schönsten existierenden Vögeln zählt — und endlich die Kolibris der alten Welt, die winzigen, in allen Regenbogenfarben schillernden, allerliebsten, zierlichen Honigsauger; wilde Tauben, wilde Enten und Gänse sowie Perlhühner kommen ebenfalls vor.

Die Flüsse des Konde-Landes werden von vielen Arten recht wohlschmeckender Fische belebt, denen die Eingeborenen auf mannigfache Art nachstellen (siehe Abschnitt IX); weniger angenehme Gäste sind die Krokodile, von denen die Flüsse des Konde-Landes geradezu wimmeln und denen so mancher Eingeborene zum Opfer fällt; auch ein Europäer fand vor einigen Jahren in dieser Gegend seinen Tod im Rachen eines der widerwärtigen Ungetüme.

Flora. Was die Vegetation des Konde-Landes anbelangt, so verweise ich auf die von Engler erläuterten Vegetationsbilder von W. Goetze.[1])

Meteorologie Im Gegensatz zu seiner Umgebung, ist das Konde-Land ungemein regenreich, denn die hier vorherrschenden, mit Feuchtigkeit beladenen Südwinde, die längs des bergumrahmten Njassa wie zwischen Mauern dahinstreichen, müssen beim Aufsteigen an den Wänden des Konde-Kessels ihr Wasser infolge der Abkühlung abgeben. Ueber das Gebirge ziehen die Wolken nicht hinweg, und so sieht man sie sich an den Randbergen zusammenballen, und Ströme von Regen ergiessen sich über das Konde-Land — zumal das Konde-Oberland —, während das Gebiet jenseits in Dürre schmachtet.

der Konde-Niederung. Von den klimatischen Verhältnissen des übrigen Deutsch-Ostafrika ist das Konde-Land fast unabhängig, da eben der gewaltige meeresgleiche Njassa dessen Witterungsverhältnisse bedingt.[2]) »Sowohl der Unterschied zwischen Land und Wasser,« schreibt Maurer,[3]) »wie der zwischen Tal und Gebirgskamm, verlangen beide bei Tage Winde, die vom See aus die Hänge hinaufströmen, in der Nacht umgekehrt gerichtet, und so wehen denn in der Tat in Ikombe [am Njassa-Ostufer, der Konde-Ebene unmittelbar benachbart gelegen] das ganze Jahr hindurch nachmittags zwei Uhr südliche, um neun Uhr abends nördliche Winde. Die Winde vom See bringen sehr reichliche Regengüsse, und wir finden hier eine jährliche Regenmenge von 1800 mm, 2 1/2 mal soviel wie in Hamburg und doppelt so viel wie in der gleichen Breite am Indischen Ozean; als eigentlich trockene Monate sind höchstens September und Oktober zu bezeichnen. Die Hauptmengen fallen allerdings in der Zeit vom Januar bis Juni; am regenreichsten sind April und Februar. Ikombe hat im Regenmaximum in 24 Stunden bis jetzt den Rekord in Deutsch-Ostafrika erreicht; es fielen in den 48 Stunden vom 16. bis 18. Juni 1898 473 mm, davon in 24 Stunden 315 mm, d. h. in einem Tage nahezu soviel wie in Hamburg in einem halben Jahr.«

---

[1]) **62**; [2]) **75**, S. 218; [3]) **75**, S. 218.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der November mit 26,2° Mitteltemperatur ist nach Maurer der heisseste, der Juni mit 20,5° der kälteste Monat in Ikombe.

des Konde-Oberlandes.—

Ueber die Witterung des Konde-Oberlandes schreibt Maurer[1]): »Von drei Missionsstationen, Wangermannshöh in 900, Rutenganio in 1300 und Manow in 1600 m Seehöhe, liegen meteorologische Beobachtungen vor. Danach ist auch hier der November der wärmste Monat, aber auch er erreicht in Manow kaum mehr 20° Mitteltemperatur, während der Juli dort schon unter 14° Mitteltemperatur sinkt. [Morgens und abends sind im Konde-Oberland 12—19° C., mittags 16—24° C. gemessen worden, so dass sich eine recht nervenstärkende Differenz von 6—10° zwischen Tag und Nacht ergibt.[2])] Die jährlichen Regenmengen sind noch grösser als direkt am See; sie übersteigen in Rutenganio und Manow 2000 mm beträchtlich und kommen mitunter an 3000 mm heran. Im April 1893 fielen in Manow 979 mm, davon 203 mm an einem Tage. Von einer Regenpause im Sommer ist hier keine Rede; aber auch die verhältnismässig trockenen Wintermonate Juni bis Oktober bringen hier immer noch 300 mm.«*)

Schwere Gewitter sind im Konde-Land sehr häufig, zu manchen Jahreszeiten, besonders März, April und Mai, alltägliche Erscheinungen, und durch Blitzschlag wird oft Schaden angerichtet.[3]) Kleinere Erdbeben sind im Konde-Lande keine Seltenheit, doch habe ich von ernsteren Katastrophen nichts gehört.

Die Erschliessung des Konde-Landes:

Der Besprechung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Konde-Landes sei eine kurze historische Uebersicht über seine kulturelle Erschliessung vorausgeschickt.

1859 Njassa entdeckt.

1859 war der Njassa durch Livingstone und seine Begleiter entdeckt worden, und bald erschienen die Landsleute des grossen Forschers auf dem Plane, um in den neuen Gebieten zu wirken. Von Süden her die Sambesi-Schire-Wasserstrasse stromaufwärts vordringend, voran die mutigen Glaubensboten, errichteten sie eine Reihe Missions- und Handelsstationen im Schire-Hochland und am See, und schon 1875 schaukelte sich ein Missionsdampfer, die »Ilala«, auf dessen Wogen.

1875 erster Njassa-Dampfer.

(Die Erforscher des Konde-Landes.)

Die »Ilala« war es auch, die 1877 Konsul Fredric Elton, den ersten Erforscher des Konde-Landes, der bald darauf leider dem tückischen Fieber erlag, mit seinen Begleitern nach dem Nord-Ufer des Sees führte, während der Engländer Thomson (1879) und der Franzose Giraud (1883) über das Livingstone-Gebirge nach dem Konde-Lande vordrangen. In der Folgezeit wurden unsere Kenntnisse vom Konde-Land sehr wesentlich durch den englischen Arzt und Missionar Dr. Kerr-Cross vertieft (1889); dann vor allen durch den Superintendenten der Mission Berlin I**) A. Merensky (1891), der uns besonders die

*) Das Konde-Oberland hat daher auch recht viel trübes Wetter, während am See der Platzregen niederprasselt und dann bald wieder die Sonne lacht; jedenfalls hatte Alt-Langenburg trotz seiner grossen Niederschlagsmenge viel mehr Sonnenschein als Hamburg.

**) Ueberhaupt haben die Missionare der Berliner Mission und ebenso die der Brüdergemeinde es sich im Konde-Lande stets angelegen sein lassen, das Denken und Fühlen des Volkes, auf dessen Herzen sie wirken sollten, zu erforschen, und die Wissenschaft verdankt ihnen viele wertvolle Mitteilungen.

[1]) **75**, S. 219; [2]) **57**, S. 549; [3]) **43**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bewohner und ihre Sitten, und durch den Geologen W. Bornhardt (1896), der uns das Detail des geologischen Aufbaus kennen lehrte und dem wir eine treffliche Karte des Konde-Landes verdanken.

Die Schotten gründen Karonga

Die erste europäische Niederlassung im Konde-Land war die südlich des Ssongwe-Flusses im heute britischen Territorium gelegene Station Karonga der African Lakes Comp., einer ursprünglich zur Unterstützung der schottischen Missionen gegründeten Handelsgesellschaft. Die Niederlassung wurde Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts errichtet und war von Wichtigkeit

und legen Stevenson-Road an.

als Ausgangspunkt der zum Tanganjika führenden »Stevenson-Road«, die freilich den Namen einer »Strasse« eigentlich nicht verdiente.[1]) Zu gleicher Zeit mit den Engländern hatten sich aber Araber und ihre Suaheli-Gefolgschaft — Araberansiedlungen gab es schon seit vielen Jahrzehnten am Njassa[2]) — mit Erlaubnis der Konde-Leute nur wenige Kilometer von Karonga entfernt niedergelassen.

Arabische Sklavenhalter bei Karonga angesiedelt, bedrücken die Eingeborenen

Anfangs traten diese Araber bescheiden auf und stellten sich freundschaftlich zu der britischen Station, mit der sie in Handelsverbindungen traten und von der sie auch ihr Pulver bezogen. Je mehr aber ihre Zahl und damit ihr Einfluss stieg, desto gewalttätiger wurden sie gegen die Eingeborenen. Sie befestigten ihre Ansiedlung, und vereint mit den benachbarten Wahenga-Leuten, denen sie die Flinten lieferten, überfielen sie die fast wehrlosen und unkriegerischen Konde-Leute der Karonga-Gegend, sengten und mordeten in der barbarischsten Weise und schleppten die Eingeborenen in die Sklaverei.[3])*)

und greifen Schotten an (1887).

Im Jahre 1887 kam es auch zu Zerwürfnissen mit den Schottländern, in denen die Araber ja ihre natürlichen Feinde und Konkurrenten erblicken mussten, und mit welchen sie es, wie die Zukunft lehrte, damals aufnehmen konnten.

Fotheringham, der Chef von Karonga, hatte sich überdies — freilich nur platonisch, denn mehr erlaubten ihm seine Machtmittel damals auch nicht — für die misshandelten Eingeborenen, die in den Europäern ihre Beschützer erblickten, zu verwenden gesucht, und er hatte mit dem Wanjakjussa-Sultan Muanjabara I., dem mächtigsten Fürsten des später deutschen Konde-Gebietes, ein Bündnis abgeschlossen.[5])

Nach der Niederwerfung der Konde-Leute — freilich nur der der Karonga-Gegend — prätendierte nun der Araber Mlosi, das Haupt der dortigen Sklavenhändler, Sultan der Wakonde zu sein, forderte als solcher Tribut von den Engländern, und

*) Zu Ehren der Njassa-Araber sei es aber gesagt, dass sich wenigstens nicht alle an dem auch von dem vornehmen Maskat-Araber als »unfair« betrachteten Sklavenhandel beteiligten. So verabscheute der einflussreiche Mirambo das Treiben des Mlosi und schloss sich daher den Engländern an.[4]) Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, dass dies derselbe Mirambo (sein eigentlicher Name ist Salim bin Najum, Lugard nennt ihn allerdings Majid) ist, welcher später an der Ssongwe-Mündung ansässig war und der eine Vertrauensstellung bei dem Bezirksamt Langenburg inne hatte. Er hat sich stets als ein ebenso tüchtiger und intelligenter Mann, wie als zuverlässiger Freund unserer Regierung erwiesen.

[1]) **25**, S. 71; [2]) **25**, S. 62; [3]) **16** (Vol. I), Kap. III und IV; **25**, Kapt. III und IV; [4]) **16** (Vol. I), S. 95; [5]) **18**, S. 155.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Karonga wurde angegriffen. Die wenigen Europäer, die zum Schutze der Station herbeigeeilt waren, verteidigten sich heldenmütig, aber sie wären, zumal Munitionsmangel eintrat, erlegen, wenn sich nicht Muanjabara als zuverlässiger Bundesgenosse erwiesen und mit 5000 Kriegern das hart bedrängte Häuflein der tapferen Schotten entsetzt hätte;[1]) denn einer solchen Uebermacht waren die Sklavenhändler nicht gewachsen.

Die Schotten durch die Wanjakjussa gerettet.

Die Schotten, die sich in Karonga nicht mehr halten konnten, folgten ihren abziehenden Wanjakjussa-Bundesgenossen nach Norden; aber sie hatten nicht die Absicht, mutlos die Flinte ins Korn zu werfen, die Njassa—Tanganjika-Verbindung aufzugeben und das ganze Land der Willkür der Sklavenhändler auszuliefern. Denn im Bunde mit dem, arabischem Einflusse sehr zugänglichen, Merere von Ussangu wäre es der geschickten Politik der Araber sicher bald gelungen, auch die grossen, freien Stämme des jetzt deutschen Konde-Gebietes zu knechten.[2])

Nachdem Verstärkung herangezogen war, wurde Mlosis Befestigung von den Schotten mit Unterstützung der Eingeborenen wiederholt aufs energischste angegriffen, aber es gelang nicht, die Sklavenhändler zu vertreiben, und der Friede, der dann nach zweijährigem Kampfe von Harry Johnston — dem allerdings aus politischen Gründen an einer raschen Beseitigung des Konfliktes gelegen sein musste — abgeschlossen wurde, war ein recht schwächlicher.

1889 Karonga britisch; Scheinfriede mit Mlosi.

Die Araber erkannten zwar, als im Oktober 1889 in Karonga die britische Flagge gehisst wurde, formell die Oberhoheit Englands an, aber es fiel ihnen gar nicht ein, die übrigen Bedingungen zu erfüllen, und unter den Augen der englischen Station setzten sie ihr schändliches Gewerbe ungestraft fort.[3])

1895 Araber-Unwesen definitiv beseitigt. Mlosi gehängt.

Endlich im Jahre 1895, als die Araber sich nicht mehr darauf beschränkten, die Eingeborenen auszuplündern, sondern sogar einen englischen Missionar durchzupeitschen wagten und offen die Absicht kundgaben, die Engländer wieder anzugreifen, rafften sich diese auf, um dem für die britische Flagge so schmachvollen Unwesen ein Ende zu bereiten.[4]) Mit genügender Truppenmacht und mit Artillerie wurde die starke Befestigung der Araber angegriffen, Mlosi selbst wurde gefangen genommen und im Dezember 1895 gehängt.[5])

Konde-Land wird 1890 deutsch.

Zur grossen Enttäuschung der Engländer — die allerdings die einzige Nation gewesen waren, die bisher etwas wesentliches zur Erschliessung dieser Gebiete getan hatten[6]) — war durch das soviel geschmähte deutsch-englische Abkommen vom 1. Juli 1890 ausser dem nördlichen Drittel des Njassa-Ostufers auch der beste Teil der Njassa-Länder überhaupt, das Konde-Land nördlich vom Ssongwe-Flusse, Deutschland zugesprochen worden, und bereits im Jahre 1891 begannen die Herrnhuter Brüdergemeinde und die Missionsgesellschaft Berlin I im Konde-Land mit der Anlage von Missionsstationen. Auch englische Missionare waren schon vordem (1888) vorübergehend im Konde-Ober-

Die Missionare die ersten im Lande.

[1]) **18**, S. 155; [2]) **18**, S. 155 u. 230; [3]) **16** (Vol. I), S. 161—167; [4]) **25**, S. 135; [5]) **25**, S. 143; [6]) **8**, S. 293.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

land tätig gewesen, hatten ihre Ansiedlung bei Kararamukas jedoch wieder aufgegeben.

Berliner Mission.

Die Berliner Mission wählte die östliche, die Brüdergemeinde die westliche Hälfte des Konde-Landes als Feld ihrer Tätigkeit. Zur Zeit besitzt die Berliner Mission ausser dem am Njassa gelegenen, recht ungesunden Ikombe, das als Eingangshafen und Station für den kleinen Missionsdampfer »Paulus« dient, aber aus Gesundheitsrücksichten als dauernde Europäer-Station aufgegeben ist,[1]) noch drei Stationen im Konde-Oberland: Manow, Muakaleli und Neu-Wangermannshöhe; das ungesunde Alt-Wangermannshöhe wird nicht mehr mit Europäern besetzt. Vom Konde-Land aus hat die Berliner Mission ihre Tätigkeit auch auf Ukinga, Upangwa und Uhehe-Ubena ausgedehnt.

Brüdergemeinde.

Die Brüdergemeinde unterhält in der ungesunden Konde-Niederung die Station Ipiana, im Konde-Oberland Rungwe und Rutenganio (Tb. 63a), in dessen Nähe ihre kaufmännische Zentrale Kjimbila liegt.

Ausserdem hat sie in Ussafua die Station Utengule, in Unjika und Untali die Plätze Mbosi und Isoko angelegt, und hat auch Urambia mit in ihr Missionsbereich gezogen.[2])

Katholische Missionen.

Endlich bestehen am Rukwa-See drei katholische Missions-Stationen der »pères blancs« des Kardinals Lavigerie. (Siehe Kpt. VIII.)

Die Tätigkeit der Missionen im Konde-Land.

Die Missionen haben sich im Bezirk Langenburg dadurch ein grosses wirtschaftliches Verdienst erworben, dass sie Versuche mit europäischen und tropischen Nutzpflanzen anstellten und den Beweis erbrachten, dass die so günstigen Urteile der Reisenden auch berechtigt waren. Ausser solchen Anpflanzungsversuchen betreibt die Herrnhuter Mission auch Handelsgeschäfte mit den Eingeborenen, um dadurch einen Teil der entstehenden Unkosten zu decken.

Der Berliner Mission verdanken wir eine Grammatik des Kinjakjussa, und in dieser Landessprache — leider bisher nicht auch in Kisuaheli — lernen Zöglinge beider Missionsgenossenschaften lesen und schreiben.

Ueber die Erfolge der so opfer- und arbeitsfreudigen Missionare auf rein religiösem Gebiete und über ihren sonstigen Einfluss auf die Bevölkerung zu urteilen, gehört nicht in den Rahmen dieser Arbeit.*)

---

*) Das Missionsblatt der Brüdergemeinde[3]) schreibt unter anderm: »Es bleibt bestehen, dass diese Heiden [Konde-Leute] im Vergleich mit vielen andern manche edle Eigenschaften besitzen, aber ein allzu lichtes Bild dürfen wir uns von ihnen nicht machen, zumal sich trotz des Eingangs, den das Evangelium schon bei einer Anzahl von ihnen gefunden hat, mehr und mehr zeigt, dass das Volk im grossen und ganzen für Gottes Wort weniger empfänglich ist, als die Njika, mit denen wir in Mbosi zu tun haben, und die Warambia, an denen wir neben den Wantali in Isoko arbeiten.« Ferner:[4]) »Der Gedanke der Völkerchristianisierung, der in der Heimat oft erwogen wird, mag ja seine Berechtigung haben, in der Wirklichkeit nimmt sich aber die Sache recht anders aus. Hier erfährt unsere Arbeit viel Widerspruch. Etwas Neues hören die Leute ganz gern, jetzt aber fragen sie schon, ob wir Christen denn nichts anderes wüssten, als immer wieder ‚Jesus'.«

---

[1]) **102**, S. 21; [2]) **85** (Anl.), S. 24; **100**, S. 296; [3]) **69**, S. 248; [4]) **56**, S. 163.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Begründung des kaiserlichen Bezirksamts Langenburg ist eng verknüpft mit dem Dampfer »Hermann von Wissmann«, den Major v. Wissmann für das Antisklaverei-Komitée nach dem Tanganjika bringen sollte.*) Als Stützpunkt für den Weitertransport des Dampfers und zum Schutze der deutschen Missionen des Konde-Landes war gleich von Anfang an die Gründung einer Station am Nord-Ende des Njassa in Aussicht genommen.[6] Die Dampfer-expedition

Im Juni 1892 landete die Expedition in Chinde; v. Wissmann befehligte ein Korps von 30 Weissen, unter denen Offiziere, Techniker und Schiffsleute vertreten waren, und von 230 Sudanesen und Sulu; also eine recht stattliche Macht.[7]

Nach mannigfachen Schwierigkeiten, bei deren Ueberwindung die Engländer bereitwilligst halfen, gelang es, den in Lasten zerlegten Dampfer bis nach Mpimbi am oberen Schire zu bringen; hier wurde er zusammengesetzt, um dann weiter flussaufwärts nahe Fort Johnston (in Port Maguire) armiert zu werden. Es hatte sich nämlich als unmöglich herausgestellt, unter den obwaltenden Verhältnissen einen so grossen Dampfer wie den »Hermann von Wissmann« bis zum Tanganjika zu schaffen, und so hatte man sich entschliessen müssen, den Dampfer für den Njassa zu bestimmen.[8])**) und der »Hermann von Wissmann« auf dem Njassa (1893).

Dieser scheinbare Fehlschlag war aber in Wirklichkeit ein wahrer Segen, denn der Dampfer war auf dem Tanganjika weniger nötig als auf dem Njassa, wo er das belebende Element des deutschen Gebietes wurde. In jeder Beziehung hat sich der »Hermann von Wissmann«, der Stolz des Bezirksamts Langenburg, trefflich bewährt, er gilt als das seetüchtigste Handelsfahrzeug auf dem Njassa, und trotz seiner geringen Ladefähigkeit von 40 Tons brachte er nach Zache[9]) einen jährlichen Betriebsüberschuss von etwa 50 000 Mk., da sich auch die englischen Firmen in ausgedehntem Masse seiner bedienen.***) (Tb. 12a und Titelbild).

---

die Konde-Missionen. — Die Missionsstationen der Berliner Mission zählten im Bereiche der Synode »Konde-Kingaland« im Jahre 1904 317 Christen und 451 Taufbewerber;[1]) über den gegenwärtigen Stand dieser Mission siehe ihren neuesten Jahresbericht.[2]) — Die Njassa-Missionen der Brüdergemeinde hatten 1903 1087 »in Pflege und Unterricht stehende« inkl. von 340 Getauften;[3]) über Stand und Fortschritte der Mission berichtet das Missionsblatt der Brüdergemeinde.[4])

*) Eine treffliche kurze Schilderung der Dampfer-Expedition gibt Merensky.[5])

**) 1899 wurde dann durch Hauptmann Schloifer die »Hedwig von Wissmann« auf der Stevenson-Road glücklich zum Tanganjika gebracht.

***) Auch seinen ursprünglichen Zweck, die Bekämpfung des Sklavenhandels, erfüllte der »Hermann von Wissmann« auf dem Njassa, denn er erschwerte den Sklavenhändlern, die damals noch flott ihr Gewerbe trieben, die Fahrt über den See und so den Weg zur Küste. Die Wissmannsche Expedition hatte auch mehrfache Gelegenheit, energisch gegen die Sklavenhändler und ihren Anhang vorzugehen; mehrere Sklaventransporte konnten befreit werden, v. Wissmann brachte den am Tanganjika plündernden Wawemba-Horden Respekt vor den deutschen Flinten bei, und man konnte den Engländern am Schire recht willkommene Hilfe gegen die Sklavenhändler leisten und sich so für das englische Entgegenkommen revanchieren. Endlich unterstützte der »Hermann von Wissmann« unter Kapitän Berndt im Sinne seiner Stifter die Engländer 1895 beim Zuge gegen den berüchtigten Sklavenhändler Mlosi, indem er auf Ansuchen Johnstons die englischen Truppen transportieren half.[10]) [Die Dampfer-expedition und der Sklaven-handel.]

---

[1]) **104** (Anl.), S. 40; [2]) **104** (Anl.), S. 38—41; **102**; [3]) **99**; [4]) **99**, **100**; [5]) **18**, S. 18; [6]) **12**; [7]) **18**, S. 302; [8]) **13**; [9]) **57**, S. 554; [10]) **25**, S. 137.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da der Schwerpunkt der deutschen Interessen im Konde-Land lag, so suchte v. Wissmann einen möglichst in dessen Nähe gelegenen Hafen als Stützpunkt für den Dampfer, denn die flache Küste des Konde-Landes selbst besitzt ja leider keinen einzigen geschützten Ankerplatz.

Gründung von Alt-Langenburg (1893).

Die günstigsten Bedingungen bot noch die zwar auf dem Landwege so gut wie unzugängliche, im Ruderbote aber in einigen Stunden vom Konde-Land aus erreichbare, nur wenige Hektar grosse Halbinsel, welche der aus dem Livingstone-Gebirge hervorbrechende Rumbira-Fluss an seiner Mündung angeschwemmt hat und die wie ein Schwalbennest an der steilen Bergwand klebt. (Tb. 8—11.)

Hier hatte auch Johnston schon 1889 für die African Lakes Co. eine Station beabsichtigt, mit deren Bau auch am linken Flussufer begonnen wurde; aber 1890 fiel das Gebiet vertragsmässig an Deutschland und die Station war daher von den Engländern aufgegeben worden.[1])

Selbstverständlich war es v. Wissmann nicht entgangen, dass der Platz als Konde-Station recht ungünstig gelegen war, aber das allerwichtigste war damals naturgemäss zunächst der Dampfer, für den Magazine, ein Slip usw. gebaut werden mussten.[2])

Zu Ehren des Fürsten Hohenlohe-Langenburg, des damaligen Ehrenpräsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft, wurde »(Pa)rumbira«, wie der Platz bei den Eingeborenen heisst, in »Langenburg« umgetauft und der Hafen »Hohenlohe-Hafen« genannt,[3]) doch hat sich die letztere Bezeichnung nie eingebürgert.

Das Bezirksamt Langenburg und sein Gebiet.

Zwei Jahre nach der Gründung wurde Langenburg Bezirksamt, und sein Gebiet umfasst zur Zeit ausser dem ganzen deutschen Njassa-Ufer mit dem angrenzenden Gebirgs-Abschnitt auch das Plateau-Land zwischen Njassa- und Rukwa-See: insgesamt ein Gebiet, etwas grösser als das Königreich Württemberg, mit ca. 170 000 Eingeborenen*) und 108 Europäern.[4])

Vorerst war der Einfluss der Regierung von dem abgeschlossenen Langenburg aus nur ein geringer. Zwar hatten v. Wissmann und 1894 der Kais. Gouverneur Frhr. v. Schele am Njassa die deutsche Macht gezeigt, aber von einer geregelten Verwaltung des ganzen weitläufigen Gebietes konnte ja einstweilen keine Rede sein; man musste schon zufrieden sein, wenn man mit den Konde-Leuten fertig wurde.

Es konnte naturgemäss nicht ausbleiben, dass dem freien Konde-Volke die bewaffnete Autorität der Station bald anfing lästig zu werden, und so kam es Ende 1897 nach einigen kleineren Zwischenfällen zu einem grösseren Auf-

*) Nach dem Jahresbericht 1903/04[5]): Konde-Unterland 23 093, Konde-Oberland 40 000, Untali 40 000, Unjika 7000, Ussafua-Rukwa-Gebiet 21 000, Tanganjika-Plateau 4183, Ukinga 25 110, Alt-Langenburg 1898, Wiedhafen 9000.

[1]) **25**, S. 94; [2]) **14**; [3]) **15**; [4]) **104** (Anl.), S. 10; [5]) **104** (Anl.), S. 24.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

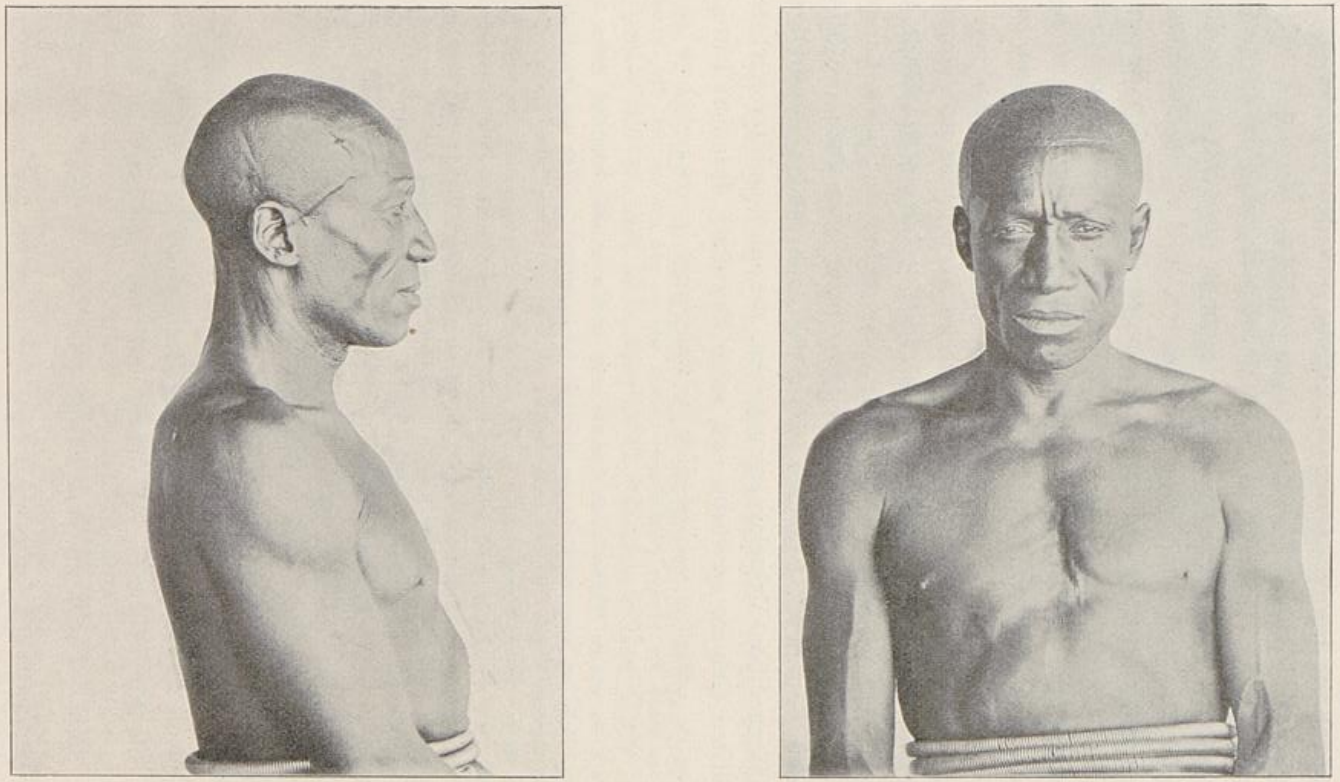


Fig. 135. Der Wanjakjussa-Sultan Muankenja.

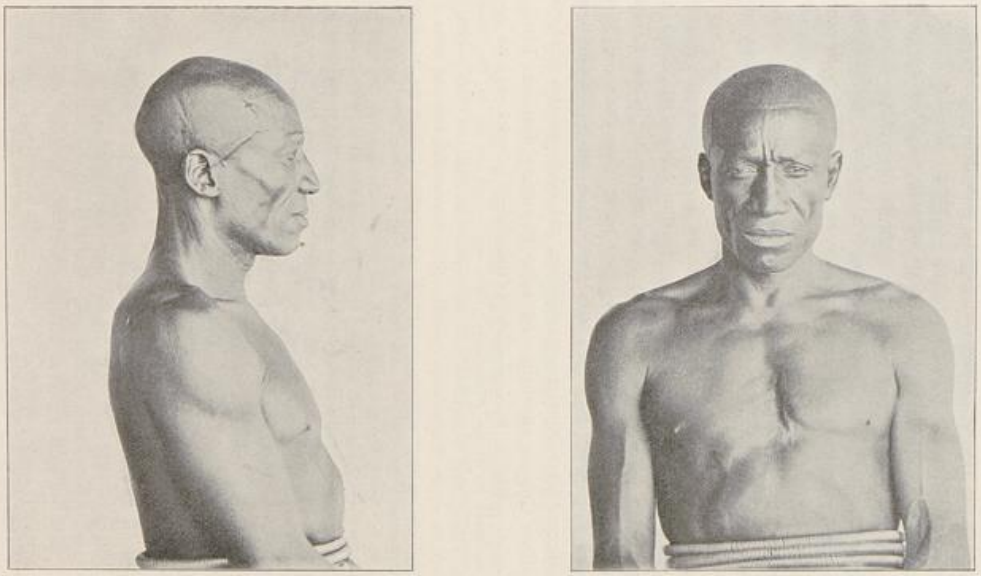


Fig. 135. Der Wanjakjussa-Sultan Muankenja.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Wanjakjussa-Aufstand niedergeworfen (1897).

stand unter den Wanjakjussa der Konde-Ebene, an dem sich jedoch die Leute des einflussreichen Sultans Muankenja nicht beteiligten.

Zum Glück gelang es, dank der vortrefflichen Disziplin unserer schwarzen Truppen, dem Kais. Bezirksamtmann v. Elpons und dem Bezirksamtssekretär Bürkard mit einer Handvoll Soldaten (einigen 50 Mann) die auf Tausende geschätzten Angreifer zurückzuschlagen. Wahrscheinlich wäre die kleine Truppe aufgerieben worden, wenn die Eingeborenen nicht in ihrer Siegeszuversicht darauf verzichtet hätten, mit ihren Speeren zu werfen, in der ausgesprochenen Absicht, die Europäer lebendig gefangen zu nehmen; denn in den Bananenhaindörfern bei Mwaja, wo das Gefecht stattfand, war es den mit anerkennenswertem Mute zu wiederholten Malen anstürmenden Wanjakjussa gelungen, so nahe an die Soldaten heranzukommen, dass einzelne deren Flinten mit den Händen fassen konnten.

Die Bedeutung dieses Aufstandes scheint im allgemeinen sehr unterschätzt worden zu sein. Wäre es den Eingeborenen damals gelungen, die kleine, tapfere Schar zu vernichten, so wäre nicht nur die völlig entblösste Station Langenburg unrettbar verloren gewesen, sondern zweifellos hätte man auch die Missionen zum mindesten ausgeraubt, und alles dies hätte dann wieder notwendigerweise zu einer Strafexpedition Veranlassung gegeben, die eines unserer reichsten und hoffnungsvollsten Gebiete verwüstet und seine Bewohner dezimiert hätte.

Je grösser die anfängliche Siegeszuversicht der Eingeborenen gewesen war, um so niederschmetternder war ihnen die blutige Niederlage; freilich war — und das ist für den leichtfertigen Charakter des Volkes recht bezeichnend — das anfängliche Entsetzen bald verflogen. Als v. Elpons und ich sie wenige Wochen nach dem Gefechte in Mwaja aufsuchten und ihnen mitgeteilt wurde, dass nun Friede sei, umstanden sie uns fröhlich und scherzend, zeigten uns ihre Wunden, berichteten mit lachendem Munde von der verheerenden Wirkung der Hinterlader, erzählten v. Elpons ganz naiv, dass sie ihn hätten lebend fangen wollen, um ihn zu entkleiden und ihm einen Kupferring nach Wanjakjussa-Sitte umzulegen, weil er einige von ihnen wegen ihrer Nacktheit geneckt hätte;*) sie benahmen sich überhaupt so harmlos heiter, als ob sie mit uns im Bunde einen Dritten besiegt hätten, während doch fast alle durch die Kugeln unserer Soldaten Freunde und Verwandte verloren hatten und auch der angesehene Sultan Makalinga im Gefechte gefallen war.

Seit diesem gefährlichen Aufstande haben, von einigen unvermeidlichen Strafexpeditionen abgesehen, ernstere Zusammenstösse mit den Eingeborenen im Bezirksamt Langenburg nicht stattgefunden, und auch die Einführung der Hüttensteuer ging im allgemeinen ziemlich glatt von statten.

Die Hüttensteuer

Aber zur Durchführung der Besteuerung — die ja ausser dem recht erheblichen Gewinn an Geld**) oder zu leistender Kulturarbeit den unschätzbaren Nutzen hat, die Eingeborenen zur Arbeit und zum Gehorsam zu erziehen,***)

*) In der Absicht, sie zum Ankauf von Stoffen und so zu Gelderwerb und Arbeit zu veranlassen.

**) Es wurden im Bezirke Langenburg 1903/04 über 40 000 Rp. baar vereinnahmt.[1])

***) Ausserdem wirkt die Hüttensteuer auch der Polygamie entgegen und trägt so zur Volksvermehrung bei, da nach Landessitte jede Frau ihr eigenes Haus hat, für das der Mann die Steuer tragen muss.[2])

[1]) **104** (Anl.), S. 139; [2]) **57**, S. 556.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

— erwies es sich als unumgänglich nötig, eine Anzahl von Nebenstationen im Konde-Lande zu errichten, da Langenburg eben allzu abseits lag.

und provisorische Stationen im Konde-Land.

Es wurden daher im Jahre 1898 im Konde-Land die Nebenstationen Kassiabona (Tb. 60b) und Massewe errichtet, und auch von Ssongwe (Tc. 51a) aus — der Grenz- und Zollstation gegen das englische Gebiet, die in jener Zeit des aufblühenden Gummiexports eine gewisse Bedeutung gewonnen hatte — wurde Hüttensteuer eingetrieben. Vordem befand sich nur eine, mit einem Europäer besetzte Nebenstation im Bezirk, nämlich das am Njassa-Ostufer gelegene Wiedhafen, ein Platz, der wegen der Ausmündung der Njassa-Kilwa-Strasse als Zollstelle und ausserdem als Stützpunkt und Feuerholzstation für den deutschen Dampfer von erheblicher Wichtigkeit ist. (Tb. 9a u. Tb. 73a).

(Wiedhafen).

Bezirksamts-Sitz ins Konde-Land verlegt (1901).

Nachdem die Regierung durch Gründung der Nebenstationen im Konde-Lande erst festen Fuss gefasst hatte, verschob sich der Schwerpunkt immer mehr dorthin, und so war es nur konsequent, dass man 1901 den Sitz des Bezirksamts überhaupt nach dem Konde-Lande verlegte und in dem gesunden Oberland, nicht weit von der Missionsstation Rungwe, auf dem Mtekujo-Berge, in fast 2000 m Meereshöhe ein »Neu-Langenburg« gründete.[1])

Alt-Langenburg ist jetzt nur noch Dampferstation; als solche freilich bleibt es bei den schlechten Hafen-Verhältnissen am Njassa-Nordende unentbehrlich.

Der ganze Bezirk durch Nebenstationen gesichert.

Die Nebenstationen im Konde-Land wurden darauf eingezogen, da dessen Verwaltung nunmehr vom Bezirksamtssitze erfolgen kann; nur am Njassa-Ufer besteht eine Station (Mwaja), wo der Dampfer löschen kann und von wo aus Neu-Langenburg in elf Stunden auf gutem Fahrweg — der neuen Njassa-Tanganjika-Strasse — erreichbar ist.

Die frei gewordenen Arbeitskräfte wurden zur Anlage von Nebenstationen in Untali, Unjika, Ukinga usw. verwandt, so dass fast der ganze grosse Bezirk auch tatsächlich unter Verwaltung genommen[2]) und so Ruhe und Ordnung für den europäischen Unternehmer und Ansiedler garantiert ist. —

Der Gummihandel und sein schnelles Ende.

Die ersten europäischen Handelsfirmen, welche ihr Heil im deutschen Konde-Lande versuchten, erlitten leider eine herbe Enttäuschung:

Im Jahre 1897 gelangte Gummi von guter Qualität zu erstaunlich billigem Preise aus dem Bezirk Langenburg zur Küste, und die damals schon am Platz befindlichen Kaufleute machten glänzende Geschäfte. Hierdurch angelockt, errichteten das Haus Hansing & Co. aus Hamburg und dann die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, die beiden grössten Firmen der Kolonie, und ausserdem noch einige kleinere Firmen im Konde-Lande Faktoreien. Zuerst schienen auch ihre Aussichten vortrefflich, denn 1899/1900 konnten 40 000 Lbs. Kautschuk exportiert werden,[3]) aber bald versagten durch den unvernünftigen Raubbau der Eingeborenen die für unerschöpflich gehaltenen

[1]) **53**; [2]) **57**, S. 555; [3]) **48**, S. 516.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gummibestände: Schon 1900 war der Bezirk Langenburg so gut wie erschöpft,*) und immer weiter vom Tanganjika her musste der Gummi bezogen werden. Das Ende war, dass die beiden grossen Firmen, die durch die Eigenart des Gummigeschäfts zu reichlichem Kreditgeben an die unzuverlässigen farbigen Agenten gezwungen waren, sich nur mit erheblichem Kapitalverluste wieder zurückziehen konnten.[2])

Aber der Bezirk Langenburg verspricht für europäische Unternehmungen erfreulicherweise auch Erfolge auf soliderer Basis.

Aussichten für Plantagenbau

Wie die angestellten Versuche bewiesen haben, eignet sich das Konde-Oberland, Untali und Unjika, zum Kaffeebau, für den Boden und Klima wenigstens stellenweise recht günstig scheinen. Wie Zache[3]) 1902 berechnete, würde sich der Export selbst bei den heutigen Transportverhältnissen lohnen; doch darf nicht verschwiegen werden, dass jetzt selbst im Schire-Hochland der Kaffeebau als wenig rentabel zurückgeht (Kap. X); zudem hat die erste grössere Kaffeeplantage bei Rutenganio im Konde-Oberland insofern eine Enttäuschung gebracht, als im Berichtsjahr 1902/03 als erster Ertrag von etwa 12 000 Bäumen nur 7 1/2 Zentner geerntet wurden und auch die folgende Ernte nicht besser zu werden versprach, da der Boden bei Rutenganio sich ohne Düngung als zu arm erwiesen hat.[4]) In manchen Abschnitten des Konde-Oberlandes »scheint der Boden für Kaffeebau noch zu unverwittert und die Gegend den Winden allzusehr ausgesetzt zu sein«[5]): an andern Stellen aber gedeiht der Kaffee ganz vortrefflich **)

Versuche mit Tabak sind im Konde-Oberland recht befriedigend ausgefallen und haben ein gut brennendes Produkt von vorzüglichem Aroma ergeben.[7])

Tee und Chinarinde könnten voraussichtlich in Unjika und auf dem Livingstone-Gebirge angepflanzt werden, doch liegen darüber noch keine Versuche vor.

Das tropische Klima der allerdings sehr ungesunden Konde-Ebene »dürfte für alle Tropenkulturen, insbesondere Kautschukpflanzen, geeignet sein«[8]) und die weiten Sumpfflächen liessen sich für Reis und Zuckerrohr nutzbar machen.

Freilich könnten diese billigen Massenprodukte zur Zeit auf dem Weltmarkte nicht konkurrieren, und ebensowenig Baumwolle, die in Unjika und Ussafua wild resp. verwildert vorkommt und von den Eingeborenen auch bereits verwebt wird.

und für Landwirtschaft.

Im Konde-Oberland und den angrenzenden Bergländern gedeihen aber nicht nur tropische Kulturen, sondern, wie genugsam erwiesen ist, auch unsere heimischen Gemüse, Kartoffeln, Getreide***) usw., und der weisse Ansiedler

*) Allerdings gibt es nach der »Auskunft für Ansiedler«[1]) auch jetzt noch in Malila, Unjika und Ukinga Gummilianen-Bestände; eine Waldschutzverordnung vom 2. Februar 1905 untersagt einstweilen ihre Ausbeutung.

**) Ein Kaffeebohrkäfer und eine ähnlich wirkende Insektenlarve fehlen auch hier im Konde-Lande nicht, scheinen aber nur wenig Schaden anzurichten.[6])

***) Weizen wird schon seit Jahren von den Missionen gebaut; er hat in manchen Jahren freilich sehr unter dem Rost zu leiden [9])

[1]) **89**; [2]) **57**, S. 553; [3]) **57**, S. 561; [4]) **86**, S. 73; [5]) **40**; [6]) **72**, S. 269; [7]) **86**, S. 72; [8]) **89**; [9]) **72**, S. 270; **85** (Anl.), S. 23.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann ohne Schaden für seine Gesundheit das zu seinem Lebensunterhalte Nötige auch durch persönliche körperliche Arbeit selbst gewinnen;[1]) speziell das kleine Konde-Land würde Platz für ein paar Dutzend Ansiedler bieten. Der grosse Viehreichtum des Landes würde denselben sehr zu statten kommen.

Viehstand des Bezirks.

Trotz der verheerenden Seuche der neunziger Jahre ist der Viehbestand des Konde-Landes schon wieder auf 50 000 bis 60 000 Haupt Rinder angewachsen und nimmt stetig zu; vor Ausbruch der Pest muss nach den Berichten der Reisenden und Missionare das Land ganz kolossale Herden ernährt haben.

Die andern Abschnitte des Bezirks Langenburg sind wegen der traurigen politischen Verhältnisse, die dort vor der deutschen Okkupation herrschten, freilich lange nicht so viehreich, haben aber doch immerhin gegen 10 000 bis 20 000 Stück und besitzen auch grösstenteils treffliche Weidegründe.

Der Viehbestand des Bezirkes Langenburg wird im Jahresbericht 1903/04[3]) auf: 67 000 Rinder, 44 000 Schafe, 118 000 Ziegen, 260 Schweine, 183 Esel und 5 Pferde angegeben.

Da die Nachfrage nach Vieh (Esel und Rinder) im englischen Nachbargebiete bisher stets eine sehr rege war — infolge des Burenkrieges hatte sie noch zugenommen —, so ist der Export einstweilen ein recht gewinnbringender.[4])*)

Die degenerierte heimische Buckelrind-Rasse, die klein ist und erstaunlich wenig Milch liefert, müsste aber durch geeignetes Zuchtmaterial aufgebessert werden.

Ebenso sind die heimischen Fettschwanz-Schafe nur als Schlachttiere brauchbar, da ihr Vlies nicht wollig ist. (Ueber Viehzucht und Viehkrankheiten siehe Seite 364 usw.)

Arbeiterfrage.

Was die so wichtige Arbeiterfrage anbelangt, so sind die Konde-Leute leider als Träger so gut wie gänzlich unbrauchbar und ausserhalb ihres Landes überhaupt nicht zu verwerten, da sie krank werden, wenn sie ihre heimische Nahrung — Milch und Bananen — entbehren müssen.

Sie arbeiten überhaupt nicht gerne für den Europäer, zumal nicht auf die Dauer, denn was sie zum Leben brauchen, liefert ihnen das reiche Land in Hülle und Fülle, und die Stoffe und was ihnen sonst der weisse Mann bringt, sind für sie Luxusartikel, die sie weniger schätzen als ihre beschauliche Musse.[8]) Die Hüttensteuer wird aber hier Wandel schaffen und sie mit der Zeit zu Arbeit und Gelderwerb zwingen; das Bezirksamt lässt es sich auch angelegen sein, dass die Lohnsätze auf ihrer geringen Höhe erhalten bleiben.[9])

*) Viehausfuhr ist jetzt gestattet, vordem bestand von deutscher Seite ein Ausfuhrverbot dagegen.[5]) Durch einen Erlass vom Oktober 1903[6]) wurde allerdings die Ausfuhr von Rindern aus Deutsch-Ostafrika von seiten des British Central Africa Protectorate wegen Seuchengefahr untersagt; doch hat es, nach der »Auskunft für Ansiedler«,[7]) den Anschein, als ob dieses Verbot im Juni 1904 nicht mehr bestand.

[1]) **57**, S. 557; [2]) **40**; [3]) **104** (Anl.), S. 81; [4]) **57**, S. 561; **89**; [5]) **57**, S. 561; [6]) **90**; [7]) **89**; [8]) **69**, S. 251; [9]) **57**, S. 566.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit Ausnahme der Konde-Niederung — hier würden Leute aus malariafreien Hochländern allzusehr dem Fieber ausgesetzt sein — kann man aber im Konde-Land und in den andern Abschnitten des Bezirks die Wanjika, Waniamanga, Wassangu usw. verwenden, die lebhafteren Erwerbssinn besitzen, ein treffliches Arbeiter- und Trägermaterial abgeben, und die, da sie unter der strammen Zucht ihrer Häuptlinge stehen, leichter herangezogen werden können als die freien Konde-Leute. Soviel über den Landbau.

Nutzbare Mineralien:

An mineralischen Schätzen besitzt der Bezirk Langenburg (abgesehen von den noch nicht genügend erforschten Kohlen-Vorkommnissen am Ruhuhu bei Wiedhafen) im Konde-Land abbauwürdige Steinkohlenlager, in Unjika, Ukinga und Upangwa mächtige Eisenlager, und im Livingstone-Gebirge darf man nach dem geologischen Aufbau auf Gold hoffen,[1]) von dem Spuren auch nachgewiesen sind (Kap. VII).*)

Gold,

Natürlich würde die Entdeckung von reichen, abbauwürdigen Goldlagern von unabsehbarem Einfluss auf die Entwicklung der Njassaländer sein, einstweilen sind solche aber noch nicht gefunden, und mit den grossen Eisenerzlagern ist zur Zeit nichts anzufangen, sie haben nur eine lokale Bedeutung für die eingeborenen Eisenschmelzer. Die Kohle, deren Entdeckung wir Bornhardt verdanken, ist nach den Untersuchungen der Kgl. Bergakademie zu Berlin etwa von mittlerer Qualität, die Flötze sind ergiebig und zum Abbau ohne wesentliche Schwierigkeiten und mit geringen Kosten sehr wohl geeignet;[4]) die Ausbeutung der Kohlen hat sich der Landes-Fiskus von Deutsch-Ostafrika vorbehalten.[5]) Aber zurzeit liegt wenig Bedürfnis vor, mit der Förderung zu beginnen, da die Njassadampfer viel billiger mit dem reichlich vorhandenen Holz heizen, wennschon damit viel Laderaum verloren geht und das häufige Holznehmen sehr erheblichen Zeitverlust verursacht.

Eisen,

die Steinkohlen und ihr Wert.

Erst durch eine Njassa-Bahn würde die Konde-Kohle eventuell mehr Bedeutung gewinnen; sie liesse sich vielleicht auf dem Kiwira- resp. Ssongwe-Fluss zu dem nur ein paar Meilen entfernten Njassa schaffen, um von dort per Dampfer nach Wiedhafen, dem Endpunkte der Bahn, transportiert zu werden. Freilich käme sie auch dann nur als Feuerungsmaterial für die Bahn selbst in Betracht; denn an der Küste des Indischen Ozeans würde sie sich nach den Berechnungen von Bornhardt[6]) teurer als die beste englische Kohle stellen, von den reichen Kohlenlagern am Sambesi ganz abgesehen. Es darf schliesslich auch nicht vergessen werden, dass nicht nur im deutschen Njassa-Land, sondern ebenso am britischen Njassa-Ufer eine gute Kohle vorhanden ist,[7]) mit der die deutsche Kohle eventuell konkurrieren müsste.

*) Ob das von Zache[2]) erwähnte Salz, das bei Wiedhafen gewonnen wird, Steinsalz oder nur Steppensalz ist, ist mir nicht bekannt; nur im ersten Falle hätte es eine wirtschaftliche Bedeutung. Schwarz[3]) spricht nur von in der Gegend von Wiedhafen stellenweise vorhandenen »kleinen Brakwassertümpeln, aus denen die Wangoni durch Eindampfen ein unreines Salz gewinnen.«

[1]) **38**, S. 79; [2]) **57**, S. 559; [3]) **38**, S. 177; [4]) **38**, S. 135–151; **70** (1903), S. 126; [5]) **61**; [6]) **38**, S. 143; [7]) **72**a, S. 28.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verkehrsverhältnisse:

Das Haupthindernis für die Entwicklung des deutschen Njassa-Landes ist naturgemäss die grosse Entfernung von der Küste; genauer betrachtet, ist jedoch dieses Gebiet dem Welthandel doch nicht so entrückt, wie es bei einer flüchtigen Betrachtung der Landkarte scheint. Auf der von zahlreichen Dampfern befahrenen Schire-Sambesi-Wasserstrasse, deren hohe Bedeutung im letzten Abschnitt noch gebührend gewürdigt werden soll, ist die Küste verhältnismässig schnell und bequem zu erreichen, und Waren sind relativ billig zu befördern; die im Bau befindliche Eisenbahn von Chiromo zum Njassa wird den Transport noch wesentlich erleichtern.

Der Wasserweg,

der Landweg,

Der direkte Landweg Kilwa-Wiedhafen ist zwar, was Kilometerzahl anbelangt, ganz erheblich kürzer, doch stellt sich der Transport auf den Köpfen von Negern gewöhnlich noch teurer. Freilich arbeitet man jetzt mit aller Macht an der Herstellung einer auch für Automobile — Rinder sind durch Tsetse gefährdet — fahrbaren Strasse,[1]) die besonders für Donde und Ungoni von unschätzbarem Nutzen sein würde; aber noch viel erstrebenswerter ist natürlich die von allen Kennern der Verhältnisse so heiss ersehnte Njassa-Bahn. Ich kann an dieser Stelle die Njassa-Bahn-Frage, über die mittlerweile schon eine ziemlich erhebliche Literatur vorhanden ist, nicht behandeln. Ich will nur erwähnen, dass die Trace sehr erhebliche Schwierigkeiten nicht zu überwinden hätte, und dass eine solche Bahn (resp. mit einer nördlichen Abzweigung) nicht nur dem Bezirk Langenburg zu gute kommen, sondern auch die Produkte des fruchtbaren Ungoni und der reichen Ulanga-Niederung nutzbar machen und eine Besiedlung Uhehes erst möglich machen würde.

die Njassa-Bahn und ihre Aussichten,

Dass eine Njassa-Bahn Aussicht auf Rentabilität hat, geht wohl daraus hervor, dass man vom portugiesischen resp. englischen Gebiet aus zwei Tracen zum Südende des Njassa führen will. Eine Kilwa-Wiedhafen-Bahn würde aber der bequemste und daher bevorzugte Weg auch für die Produkte eines grossen Abschnittes des britischen Njassa-Territoriums sein.

die Stevenson-Road,

Das Nordende des Njassa ist der natürliche Stützpunkt für die Erschliessung des Njassa-Tanganjika-Plateaus, und die Engländer gingen daher nach der Besitzergreifung des Nord-Njassa-Ufers unverzüglich an den Bau der »Stevenson-Road«, um Karonga mit dem Südufer des Tanganjika zu verbinden. Als wirkliche Strasse ist die Stevenson-Road freilich erst in allerjüngster Zeit fertiggestellt,[2])*) immerhin hat sie aber auch in ihrem früheren, nichts weniger als glänzenden Zustand den ganzen, sehr beträchtlichen Transithandel — 1901 passierten monatlich 4000 Lasten, d. h. Werte von ziemlich einer halben Million Mark, die Strasse[4]) — zu den Tanganjika-Ländern an sich gezogen: natürlich nicht zum Vorteile des deutschen Gebietes.**)

*) Hervorragend scheint sie auch jetzt nicht zu sein.[3])

**) Freilich hat diese Strasse den deutschen Interessen in mancher Beziehung auch genützt: auf ihr wurde z. B. der Dampfer »Hedwig von Wissmann« zum Tanganjika befördert.

[1]) **60**; [2]) **57**, S. 555; [3]) **71**, S. 120; **51**, S. 63; **92**; [4]) **57**, S. 555.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die deutsche Njassa-Tanganjika-Strasse.

Das Gouvernement hat daher 1900 mit dem Bau einer Njassa-Tanganjika-Strasse durch deutsches Gebiet beginnen lassen, die inzwischen fast fertig gestellt ist. Die nach südafrikanischem System zur Befahrung mit Ochsenwagen geeignete, etwa 50 Meilen lange Strasse führt von Mwaja am Njassa zuerst nach Neu-Langenburg im Konde Oberland, dann über den hohen Igale-Pass nach der Ussafua-Ebene, von hier aus ersteigt sie das Unjika-Plateau, von dem sie zur Uniamanga-Ebene hinabführt, dann erklimmt sie die steile Wand des Njassa-Tanganjika-Plateaus, um schliesslich am Tanganjika-See zu enden. Die Ueberquerung der Flüsse geschieht meist durch Anlage von Driften; steile Steigungen sind weniger vermieden als die für Ochsenwagen unpassierbaren scharfen Biegungen.[1]) Die neue Strasse, um deren Verwirklichung sich besonders der Bezirksamtmann von Langenburg, Herr Zache, grosse Verdienste erworben hat, hat vor der Stevenson-Road unter anderm den Vorzug besserer Wasserversorgung und Verproviantierung voraus.

Alles in allem sind wir wohl zu der Behauptung berechtigt, dass der Bezirk Langenburg nächst dem Kilimandscharo-Gebiet von allen Innen-Bezirken Deutsch-Ostafrikas die meisten Aussichten auf eine gedeihliche wirtschaftliche Entwicklung hat, und die Bedingungen für weisse Ansiedler sind hier entschieden erheblich günstiger als in den meisten andern Distrikten der Kolonie.

Die Pflanzer des Bezirks Langenburg.

Es haben sich denn auch bereits einige Pflanzer eingestellt. Die Ansiedlung einer grösseren Anzahl von Transvaal-Buren war kürzlich geplant, scheint aber, obschon man mit dem Siedlungs-Gebiete sich sehr zufrieden erklärte,[2]) einstweilen nicht in dem beabsichtigten Massstabe zur Ausführung gelangt zu sein.[3]) [Ueber die Aussichten weisser Ansiedler siehe Zache,[4]) Leue[5]) und die Auskunft des Kais. Gouvernements.[6])] —

Die Bewohner des Konde-Landes: ihre Anzahl,

Die Anzahl der Konde-Leute ist im Verhältnis zu dem geringem Umfange ihres Gebietes für afrikanische Verhältnisse eine sehr beträchtliche; wie bereits erwähnt, wohnen etwa 23 000 Eingeborene im Unterland, 40 000 im Oberland und die Anzahl der Wantali beträgt ebenfalls 40 000.[7])

ihre eigenartige Kultur,

Die Bewohner des Konde-Landes*) besitzen eine gemeinsame, von der ihrer sämtlichen Nachbarn, mit alleiniger Ausnahme der Wantali, durchaus abweichende Kultur, welche durch die intensive Ausnutzung von Banane und Bambus und die Pflege der Rinderzucht äusserlich ihr eigenartiges Gepräge erhält, während Körnerfrüchte, die sonst eine so bedeutende Rolle im Haushalt der Neger spielen, hier nur wenig angebaut werden. Aber auch abgesehen von diesen zum Teil ja durch Klima und Bodenbeschaffenheit hervorgerufenen Besonderheiten, haben die hier wohnenden Stämme viele Eigentümlichkeiten, und eine intensivere Vermischung mit den Nachbarn (vielleicht abgesehen von

*) Ich berichte hier nur über die Bewohner des »deutschen« Konde-Landes. Die nur wenig zahlreichen »britischen« Wakonde südlich des Ssongwe und die den Wantali benachbarten, ebenfalls unter England stehenden Wamessuko gleichen aber nach Cross[8]) den Bewohnern des deutschen Konde-Landes.

[1]) **91**; [2]) **74**; [3]) **88**; **100**, S. 297; [4]) **57**; [5]) **73**; **87**; [6]) **89**; [7]) **104** (Anl.), S. 24; [8]) **8**, S. 284.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Wantali und den wenigen, das unmittelbare Njassa-Gestade des Konde-Landes bewohnenden Wakissi) scheint nicht stattgefunden zu haben. Ausser der abgeschlossenen Lage ihres Gebietes, hat hierzu der friedliebende, Raub- ihre bisherige Abgeschlossenheit,

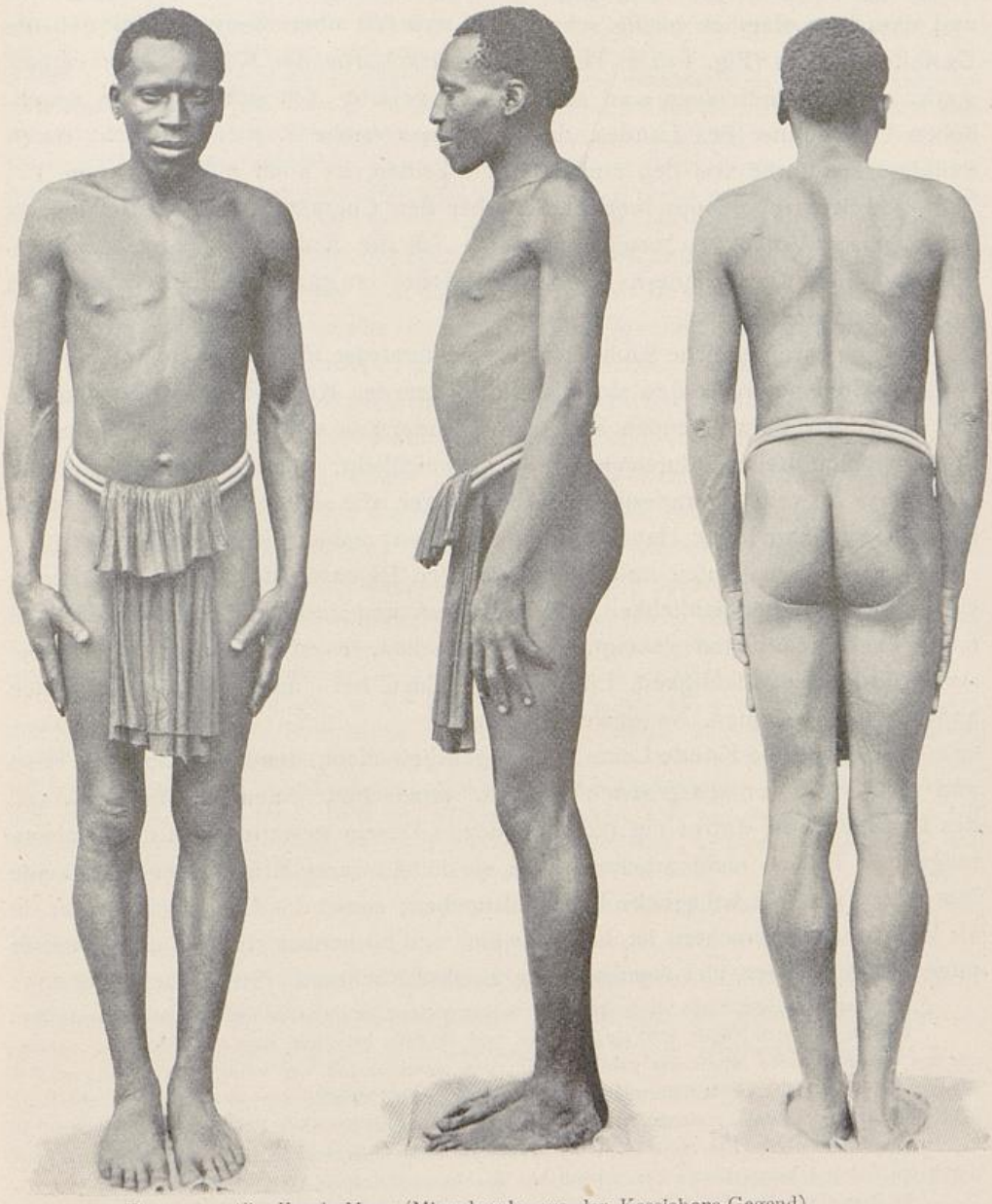


Fig. 130. Ein Konde-Mann (Mbundugulu aus der Kassiabona-Gegend).

zügen abholde Charakter der Leute und die damit im Zusammenhang stehende Sitte, keine Sklaven und Sklavinnen zu halten, beigetragen. Auch von dem Einfluss der europäischen und der suaheli-arabischen Küstenkultur waren die Bewohner dieser Länder bis vor kurzem noch unberührt geblieben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihre somatischen Eigentümlichkeiten.

Bezüglich der somatischen Eigentümlichkeiten der Konde-Leute und Wantali verweise ich auf die Typen- und Messungstabellen in meiner Arbeit über die Anthropologie der Nord-Njassa-Länder; es sei nur erwähnt, dass die Konde-Leute mit Recht für einen schönen, kräftigen Menschenschlag gelten, und dass man ziemlich häufig sehr grosse und fast übermässig schlank gebaute Gestalten antrifft (Fig. 136 u. Tb. 70). Die Hautfarbe der Konde-Leute variiert stark; einzelne Individuen sind auffällig hell gefärbt. Ob sich aber die angeblichen Urbewohner des Landes, die »Abirema« (siehe S. 302), vielleicht durch dunklere Hautfarbe von den andern unterscheiden, ist noch nicht erwiesen.[1])

ihre Charaktereigenschaften.

Soweit es überhaupt möglich ist, über den Charakter und die Befähigung eines ganzen Volkes zu urteilen, möchte ich die Konde-Leute, in Uebereinstimmung mit den andern Autoren, heiter, zugänglich, harmlos und intelligent nennen.

Durch ihre peinliche Sauberkeit und Akkuratesse in allen ihren Anlagen und Gerätschaften unterscheiden sich die Bewohner des Konde-Landes sehr vorteilhaft von den umwohnenden Stämmen. Anderseits sind sie trotz ihres relativ recht üppigen Lebens durchaus nicht verweichlicht, sondern im allgemeinen tapfere, ja bisweilen geradezu tollkühne Krieger, die sich gegen die eroberungslustigen Nachbarn ihrer Haut zu wehren gewusst haben. (Siehe Seite 303.)

Neben diesen guten und liebenswürdigen Eigenschaften besitzen sie aber ein gutes Teil Oberflächlichkeit und Leichtsinn und sind sehr zu Ueberhebungen und Unverschämtheiten geneigt, wo sie glauben, es sich leisten zu können. Auch sind Unzuverlässigkeit, Lügen und Stehlen bei ihnen, wie bei so vielen andern Negerstämmen, Nationaluntugenden.[2])

Faul sind die Konde-Leute aber eigentlich nicht, denn sie bestellen Haus und Acker mit der allergrössten Sorgfalt, wennschon ihnen die Fruchtbarkeit des Landes auch dabei ein recht bequemes Dasein gestattet. Bei den Weissen mögen sie freilich nicht arbeiten, denn sie haben wenig Erwerbssinn, und keine Not zwingt sie, ihre behagliche Ruhe aufzugeben; zumal das Lastentragen, das sie als Weiberarbeit verachten, ist ihnen zuwider, und tatsächlich sind sie auch zu dieser ungewohnten Arbeit viel weniger fähig als ihre Nachbarn. (Siehe auch Seite 295.)

Es seien an dieser Stelle noch einige bemerkenswerte Charakterzüge der Konde-Leute erwähnt.

Wie die meisten Neger, sind sie gutmütig, und die Sitte erfordert, dass man den nicht abweist, der um etwas Essbares bittet: das geht so weit, dass, wenn jemand ein wenig Salz erhält, er dies schnell den Augen der Umstehenden zu entziehen sucht, sonst behält der arme Besitzer überhaupt nichts davon übrig.[3]) Wer einem Wanderer einen Trunk abschlägt, hat die Strafe der Gottheit zu gewärtigen (Seite 280). Die Höflichkeit der Konde-Leute ist übergross, und ihr ganzes Leben wird durch ein äusserst kompliziertes Zeremoniell bis ins kleinste geregelt.

In Bezug auf den Alkoholgenuss sollen sie enthaltsam sein und sich nur selten betrinken.[4])

»Schamlose Reden und Gesänge« sind nach Merensky[5]) im Konde-Land verbreitet. Im allgemeinen sieht man hier aber im Benehmen der Leute »trotz« ihrer Nacktheit kaum je etwas indecentes, und in manchen Punkten (Verkehr mit den Schwiegereltern) sind sie nach unsern Begriffen geradezu prüde (vergleiche auch Seite 351). Auf das Verhältnis der Geschlechter zu einander gehe ich an dieser Stelle nicht näher ein.

[1]) **63**, S. 8 Anm.*); [2]) **18**, S. 132; [3]) **22**, S. 38; [4]) **18**, S. 104; [5]) **18**, S. 131.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Besonders innige Freundschaftsbündnisse zwischen zwei Männern — man bezeichnet dieses Verhältnis mit dem Ausdruck »einander kennen« —, erwähnt Merensky.[1]) Solche Freunde gingen gerne Hand in Hand und kämpften im Kriege nebeneinander. Fiele der eine in der Schlacht, so suche der andere wohl im dichtesten Kampfgetümmel seinen Tod.

Selbstmord kommt trotz der Leichtlebigkeit der Konde-Leute nach Merensky[2]) aus mannigfachen Beweggründen häufig vor, z. B. wenn jemandem ein Lieblingsweib stirbt, oder wenn man sonst in der Liebe Unglück hat, wenn man im Kriege verstümmelt ist, wenn man Aerger in der Familie hat: ja sogar der Tod einer Lieblingskuh kann zum Selbstmordmotiv werden. Männer erhängen oder erstechen sich, oder sie nehmen Gift; Mädchen sollen sich mit Vorliebe dort ins Wasser stürzen, wo sie von den Krokodilen bald gefasst werden. Um es gleich hier zu erwähnen, soll nach Missionar Hübner[3]) Selbstmord in Ukinga ebenfalls vorkommen, und Weiber rächten sich dort für schlechte Behandlung dadurch, dass sie durch Selbstmord den Besitz ihres Gatten schädigten; auch bei andern Stämmen des südlichen Deutsch-Ostafrika, besonders den Wahehe, hört man häufig von Selbstmorden.

Die Sprache des Konde-Landes

Nach Merensky[4]) gehört die Sprache des Konde-Landes, das »Kinjakjussa«, zu der »Manganja-Gruppe«, die vom Schire-Sambesi bis an das Livingstone-Gebirge reichen soll; Johnston[5]) unterscheidet eine besondere Sprachfamilie der »Awankonde« [Wakonde], zu der er unter andern auch die »Awa-wandia, Awa-nyakiussa [Wanjakjussa], Awa-ndali [Wantali], Awa-kukwe [Wakukwe], Awa-rambia [Warambia], Awa-wiwa, Awa-nyamwanga [Waniamanga], Awa-wanda [Wabuanda] und Awungu [Wabungu]« zählt.*)

Johnston rechnet zu dieser Gruppe mithin den nordwestlichsten Uferabschnitt des Njassa und die angrenzende Hälfte des zwischen Njassa-Nord- und Tanganjika-Südspitze gelegenen Gebietes; er hebt den altertümlichen Charakter der Wurzeln und grammatikalischen Formen dieser Sprachen hervor.

Nach den Angaben sprachkundiger Missionare soll die Sprache der Niederungsbewohner des Konde-Landes von der des Konde-Oberlandes dialektisch verschieden sein. Die Wantali haben noch einen besonderen Dialekt, doch wird auch Kinjakjussa bei ihnen allgemein verstanden.[6])

Besondere Zahlworte gibt es bei den Konde-Leuten nur bis 5; 6 bis 9 inkl. wird aus Addition zu 5 gebildet, 10 heisst Finger, 20 Finger und Zehen.[7]) 1 bis 5 werden nach einem Artikel der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung[8]) in derselben Weise an den Fingern abgezählt, wie es bei den Wabungu Sitte ist, 5—10 jedenfalls auch in ähnlicher Art (Tb. 101). »Das Zählen einiger Zehner«, sagt der eben erwähnte Autor, »wird folgendermassen erledigt, z. B. 50, der Zählende sagt: ‚Ich balle meine beiden Hände = 10, ebenso meine Füsse = 20, dann die Hände eines andern und ebenso seine Füsse = 40 und endlich die Hände eines dritten = 50'.«

Einen »Grundriss einer Grammatik der Kondesprache« verdanken wir Miss. Schumann.[9])

Nach mir von Herrn Missionar Schumann übermittelten Erkundungen zerfallen die Bewohner des Konde-Landes,**) die ich in ihrer Gesamtheit in dieser Arbeit als »Konde-Leute« bezeichnen will,***) in folgende Stämme:

*) Die in Klammern beigefügten Namen der betreffenden Volksstämme sind die in dieser Arbeit für dieselben gebrauchten Bezeichnungen; sie entsprechen den auf unsern Karten üblichen, obwohl das Praefix »Awa« hier richtiger sein mag, als das bei den Suaheli gebräuchliche »Wa«.

**) Von den Wakissi am Njassa-Ufer und den fremden Elementen, welche sich an den Landesgrenzen mit der Bevölkerung stellenweise gemischt haben (z. B. Wassangu resp. Wassafua in der Gegend von Muakaleli), wird abgesehen. Erwähnt sei, dass sich nahe der Ssongwe-Mündung, beim Araber Mirambo, zu meiner Zeit auch eine kleine, vom Süd-Ende des Tanganjika stammende Wawemba-Kolonie befand.

***) Die Europäer am Njassa pflegen die Konde-Leute nach ihrem gewöhnlichen Grusswort die »Sokiri« zu nennen, eine Bezeichnung, die sich schon bei Lugard[10]) findet.

[1]) **18**, S. 105; [2]) **18**, S. 106; [3]) **45**; [4]) **18**, S. 102; [5]) **25**, S. 390; [6]) **44**, S. 213; [7]) **18**, S. 363; [8]) **52**; [9]) **32**a; [10]) **16** (Vol. I), S. 131.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Stämme des Konde-Landes:

A. Wabundugulu
1. Wanjakjussa (am See und in der Gegend der Missionsstation Rutenganio; es ist der politisch und numerisch bedeutendste Stamm);
2. Wanjakiwinga (nahe dem Kiejo-Berge bei Manow);
3. Wanjakihawa (am Lufirio-Flusse).

B. Waluguli (zwischen Kiejo, Rungwe und Livingstone-Gebirge).

C. Wakukwe (westlich vom Kiejo und südlich vom Rungwe).

D. Wassako (in der Konde-Niederung, dicht an den Abhängen des Livingstone-Gebirges bei Kissako).*)

ihre Verwandtschaft zu einander,

Alle diese Stämme sollen mit einander verwandt sein, mit Ausnahme der Wassako, die desselben Stammes wie die im englischen Gebiete bei Karonga (dicht an der deutsch-englischen Grenze) sitzenden Wakonde sind.

Eine besondere Stellung nehmen die Bewohner des östlich an das Konde-Land grenzenden Untali ein. Zwar hat, wie bereits oben erwähnt, ihr ganzer Kulturbesitz viel Aehnlichkeiten mit dem der Stämme des Konde-Landes — mit denen sie in den Grenzdistrikten auch untermischt wohnen — doch sollen sie anderer Herkunft als jene sein und eigenartige Sitten besitzen; sie sprechen, wie oben erwähnt, auch einen besonderen, vom Kinjakjussa abweichenden Dialekt. Es heisst, die Wantali seien mit Stämmen des Livingstone-Gebirges verwandt, an deren Sprache auch vielleicht die ihre Anklänge besitzt[2]) (siehe auch Kpt. VIII).

ihre Herkunft,

Die Wanjakjussa und die ihnen verwandten Stämme kamen — so erzählte man mir — in grauer Vorzeit als die »Walissera« unter ihrem sagenhaften Führer Kalessi, dem Sohne des Gottes Kiara, von Osten her und stiegen von den Livingstone-Bergen nach Muamba, dem »Konde-Oberland«, hinab.

Hier trafen sie als Ureinwohner die sog. »Abirema« an, die weder das Feuer noch eiserne Hacken kannten; Kalessi soll ausser dem Feuer auch die Bananen und das Vieh ins Land gebracht haben, während die Hacken und Speere ein anderer Sohn des Kiara, Namens Liambiro, ein Mkinga (das eisenreiche Ukinga liefert die Hacken für das Konde-Land), erfunden haben soll.

Herr Miss. Schumann bemerkt zu diesen Sagen folgendes:

»Es geht nämlich unter den Wabundugulu die Rede, dass sie, von Osten kommend, der Sonne gefolgt wären. Wilde Tiere wären vorangegangen, dann kam der Zug der Menschen und wieder machten wilde Tiere den Schluss. Im Konde-Lande hätten sie ein Volk vorgefunden, welches mit Baumästen den Acker bestellte und alle Nahrungsmittel ungekocht verzehrte, weil ihnen der Gebrauch des Eisens und Feuers unbekannt gewesen wäre. Sie, die Wabundugulu, hätten erst Feuer und Eisen gebracht. Das Märchen »Ka mesi« [siehe Seite 336] erinnert nun sehr stark an diese Tradition des Volkes.«

Auch die Vorfahren der heutigen Wassako sollen, obgleich nicht eines Stammes mit den »Walissera«,**) nach diesen vom Livingstone-Gebirge herab-

*) Siehe auch »Beiträge zur Anthropologie der Nord-Njassa-Länder«.[1])

**) Sie selbst erheben allerdings auch Anspruch auf den gottentsprossenen Kalessi als ihren Führer.

[1]) **63**, S. 7 Anm.*); [2]) **18**, S. 294.

gestiegen sein und nach Verjagung der Abirema als Wakonde die Konde-Niederung besiedelt haben.

Vor etwa fünfzig Jahren drangen aber — nach der mir gegebenen Darstellung — die Wanjakjussa erobernd von Norden her*) in die Konde-Niederung ein und unterwarfen die dort ansässigen Wakonde, von denen sich ein Teil nach Karonga hin zurückzog, ein anderer sich bis zum heutigen Tage am Fusse der Livingstone-Berge in der Gegend von Kissako hielt. Die Zurückgebliebenen vermischten sich mit den Eroberern; einige der nach Karonga hin Vertriebenen kehrten später auch wieder zurück und vermischten sich ebenfalls mit den Wanjakjussa.

Soviel konnte ich über die Herkunft der verschiedenen Stämme in Erfahrung bringen. Nach Thomson[1]) sind die Bewohner der deutschen Konde-Ebene »nicht Wachungu,**) wie Elton und Cotterill annehmen, sondern Wakinga, die aus politischen Gründen von den hohen Bergen im Norden des Sees auswanderten und von den fruchtbaren Ebenen am Njassa Besitz ergriffen.« Die Bewohner des Konde-Oberlandes werden von Elton und von Thomson als Wakukwe bezeichnet.

ihre Geschichte.

Von den Kriegen der Konde-Leute mit ihren Nachbarn ist wenig zu berichten. Die Konde-Leute scheinen die angrenzenden Stämme, mit Ausnahme der in ihrer unmittelbarsten Nachbarschaft wohnenden Wakinga (resp. Wamahassi)[3]) unbehelligt gelassen zu haben, sie selbst wurden dagegen mehrfach angegriffen, da ihre zahllosen Rinderherden reiche Beute verhiessen.

Aber die tapferen Konde-Leute wussten ihre Freiheit erfolgreich zu behaupten. Der Ansturm der sonst alles niederwerfenden Wangoni wurde abgeschlagen, und ebenso glückte es den Wassangu nicht, auf die Dauer festen Fuss im Konde-Land zu fassen, wennschon der Merere zur Zeit Eltons (Mitte der siebziger Jahre) offenbar einen grossen Einfluss selbst auf die mächtigen Häuptlinge am See ausübte und ein Teil des Konde-Oberlandes ihm sogar eine Zeitlang direkt unterworfen oder tributpflichtig war.[4]) Anfang der achtziger Jahre wurde jedoch der Einfluss der Wassangu im Konde-Land gebrochen, nachdem der für unverwundbar gehaltene Hauptführer des Merere von dem Wanjakjussa-Sultan Muanjabara I. geschlagen und getötet worden war.[5])

Die Gegend von Muakaleli, die alte Einbruchspforte der Wassangu (Elton-Pass), blieb freilich bis gegen 1893 von dem Merere abhängig,[6]) und bis dahin wurde auch das Konde-Oberland durch gelegentliche Einfälle der Wassangu

*) Die Wanjakjussa sollen aus der Gegend von Rutenganio gekommen sein, wo sich ein ihnen heiliger, jetzt vom Blitz zerstörter Baumriese, der (Pa)mpoguego-Baum befindet; zum Andenken an ihre Herkunft begraben sie ihre Toten mit dem Gesicht nach diesem Baume blickend, und auch die Rinder werden beim Schlachten angeblich mit dem Kopfe dorthin gewandt.

**) Das Uchungu der Thomsonschen Karte[2]) entspricht etwa der Gegend von Untali und Urambia, und sein Ukinga entweder der heute so bezeichneten Landschaft oder einem Teil des östlich vom Rukwa-See gelegenen Plateaus, welchen jene Karte mit demselben Namen belegt.

[1]) **5** (Vol I), S. 272; [2]) **104**a; [3]) **18**, S. 290; [4]) **18**, S. 274 u. 249; **4**, S. 329; [5]) **23** S. 119; **18**, S. 249; [6]) **18**, S. 274.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beunruhigt.[1]) Auch die Wahehe, Wangoni und Wawemba liessen es an gelegentlichen Raubzügen in die Grenzgebiete nicht fehlen.[2])

Fehden mit den benachbarten Wantali und zwischen den einzelnen Distrikts-Häuptlingen gab es natürlich auch, sie verliefen aber wohl meist wenig blutig.[3]) Die neueste Geschichte des Konde-Landes seit dem Auftreten der Europäer ist bereits oben abgehandelt.

Die Häuptlinge des Konde-Landes

Was die politische Verfassung des Landes anbelangt, so gibt es im Konde-Land eine grosse Anzahl untereinander unabhängiger Häuptlinge, deren mächtigste die Wanjakjussa-Sultane der Konde-Ebene sind.*) Die Kriegsmacht der letzteren ist recht bedeutend; so konnte der bereits oben erwähnte, am Mbaka herrschende Muanjabara I. s. Z. 5000 Krieger zum Entsatze Korongas unter seiner Führung vereinigen.

Die meisten Häuptlinge sind jedoch kaum mehr als »Dorfkönige«.

und ihre Stellung.

Die Person des Häuptlings ist geheiligt, und er besitzt mancherlei Vorrechte. Er ist oberster Priester seines Volkes, die Grabstätten verstorbener Häuptlinge gelten als Volksheiligtümer,[4]) er führt den Vorsitz bei Gericht,[5]) er erhält als oberster Kriegsherr einen Teil der Beute,[6]) kehren Freunde bei ihm ein, so steuert das Volk zu deren Verpflegung bei,[7]) er braucht — wenn es je einer wagen sollte, ihn der Zauberei zu beschuldigen — nicht selbst den Muavi-Gifttrank zu seiner Reinigung zu trinken, sondern lässt sich durch einen seiner Söhne vertreten,[8]) er und seine Söhne dürfen bei sonst mit dem Tode bedrohten Vergehen (Ehebruch) nie getötet werden.[9])**)

Der Einfluss der Häuptlinge auf ihre Untertanen ist jedoch sonst ein recht geringer und nicht annähernd so grosser wie bei den Wahehe und Wassangu-Sultanen. Der Häuptling müsse nach Merensky[12]) sogar stets darauf gefasst sein, abgesetzt zu werden, wenn er sich nicht durch eine stets offene Hand die Gunst seines Volkes zu erhalten wüsste; auch alte Häuptlinge würden ohne weiteres abgesetzt, und missliebige liesse das Volk bei Stammesfehden einfach im Stich.

Die Räte des Häuptlings, deren ihm in der Regel fünf zur Seite stehen,[13]) und denen er alle wichtigeren Entscheidungen vorlegt, haben offenbar einen sehr grossen politischen Einfluss: soll es doch nach Merensky[14]) vorgekommen sein, dass die Räte ihren Häuptling banden und schlugen bis er Besserung gelobte. Bei den benachbarten Stämmen wäre so etwas ganz unerhört! Man hat im Konde-Land eben wenig wirklichen Respekt vor den Häuptlingen, und ich selbst

*) Merensky[10]) gibt eine Stammtafel der Wanjakjussa-Häuptlinge.

**) Gleich wie es aus Uhehe von Kwawa berichtet wird (siehe Seite 208), glaubte man vor der näheren Bekanntschaft mit den Europäern, dass ein Häuptling keinen Weissen sehen dürfte, sonst würde er sterben; den Missionaren der Brüdergemeinde stellten sich demzufolge die Häuptlinge des Konde-Oberlandes anfangs mit verhülltem Haupte vor.[11])

[1]) **18**, S. 247; **23**, S. 119; [2]) **4**, S. 333, **18**, S. 249, 290, 159; **15**, S. 357; [3]) **18**, S. 136; [4]) **18**, S. 127; [5]) **18**, S. 133; [6]) **18**, S. 133; [7]) **18**, S. 133; [8]) **22**, S. 71; [9]) **52**; [10]) **18**, S. 359; [11]) **18**, S. 162 u. 164; [12]) **18**, S. 130 u. 131; [13]) **18**, S. 130; [14]) **18**, S. 131.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war Zeuge, wie junge Burschen einen allerdings etwas einfältigen Häuptling ganz offen verhöhnten und auslachten.

Thronfolge.

Der gesetzliche Nachfolger des Häuptlings ist sein ältester Sohn, für den der Bruder des verstorbenen Häuptlings die Regentschaft übernimmt, ohne dass ihn feste Gesetze zwängen, dem Nachfolger zu einer bestimmten Zeit Platz zu machen.[1])

Krieg.

Bei Stammesfehden zieht der Häuptling unter dem Schutze einer besondern Schar mit ins Feld und beteiligt sich am Kampf.[2])

Nur ausnahmsweise überfällt man einen »befreundeten« Gegner ohne Kriegserklärung und in der Regel geht eine solche den Feindseligkeiten voraus.[3]) Herr Missionar Meyer erzählte mir, dass man in der Rungwe-Gegend einen Speer und einen Ochsen dem Gegner übersende, und Johnston[4]) berichtet von Stämmen aus Britisch-Zentral-Afrika, dass man bei dieser Gelegenheit eine Feldhacke und einen Speer resp. eine Flintenkugel überbringen lasse: wählt der Gegner den Speer, so bedeutet es Krieg, wählt er Hacke oder Rind, dass er zum Nachgeben bereit ist. So sollen gelegentlich des Wanjakjussa-Aufstandes (siehe Seite 292) die Eingeborenen auch beabsichtigt haben, dem Bezirksamte einen Speer als Kriegserklärung zu übersenden.

Droht ein feindlicher Ueberfall, so werden Kriegshörner (Tb. 50 und 24) geblasen, um die Genossen zu warnen. Die zu Felde ziehende Mannschaft wird durch die Töne einer Kriegsflöte begeistert.[5])

Bewaffnung.

Die gegenwärtige Bewaffnung der Konde-Leute besteht hauptsächlich aus kurzen dünnen Speeren, deren Blatt aus alten Feldhackenstielen im Lande selbst geschmiedet wird. (Tb. 71 No. 2—11.)

Vielfach besitzen diese Speere sehr kunstvoll gearbeitete Widerhaken; ein um den obersten Teil des Schaftes gelegtes eisernes Spiralband gibt der Klinge Festigkeit, und ebensolche Bänder dienen als Beschuhung des spitz zulaufenden Speerendes; oft werden ausserdem Kupfer- und Messingspiralen um den sauber polierten dunkeln Holzschaft gelegt, so dass die Speere ein wirklich recht gefälliges Aussehen erhalten. Neben den Stossspeeren der Wahehe sind die Konde-Speere die schönsten, die im Süden von Deutsch-Ostafrika gefertigt werden. Der Konde-Mann hält auch viel auf seine Speere, und wie Merensky[6]) erwähnt, »nenne man den unordentlich oder nicht anständig, der nicht dafür sorge, dass die Schäfte seiner Speere stets hübsch dunkel glänzten.«

Diese Speere, von denen mehrere zu jeder Ausrüstung gehören, werden zumeist als Wurfspeere gebraucht.[7]) Ausserdem kommen jedoch noch kräftiger gebaute, durch Ueberziehen eines Stückes Tierschwanz geschäftete Stossspeere vor, die keine Widerhaken tragen. (Tb. 71 No. 1.)

Nach Cross[8]) sollen nicht weniger als fünfzehn verschiedene und besonders benannte Speervarietäten vorhanden sein.

---

[1]) **18**, S. 130; [2]) **18**, S. 137; [3]) **18**, S. 136; [4]) **25**, S. 469; [5]) **18**, S. 140; [6]) **18**, S. 104; [7]) **18**, S. 138; [8]) **23**, S. 118.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bogen und Pfeil habe ich im Konde-Lande gleich Merensky[1]) niemals gesehen.*)

Von Kriegsschilden kommen zwei Formen nebeneinander vor. Erstens ein langer, schmaler, rinnenartig gebogener Schild, dessen Prototyp vielleicht ein ausgehöhltes Stück Baumstamm (Tb. 71 No. 15) gewesen ist; er besteht aus einem kunstvollen Flechtwerk von mit Fellstreifen zusammengehaltenen Bambus-Splinten und ist an seiner konvexen Aussenseite mit Rindshaut überzogen. (Tb. 71 No. 13 und 14.) Ferner findet man einen andern Schild aus Büffelleder, der in seiner Form dem Wangoni-Schild entspricht, nur dass er erheblich kleiner ist. (Tb. 71 No. 12.) Merensky[4]) hat offenbar recht, wenn er die erste Form als die ursprüngliche, die zweite als die infolge der Berührung mit den Wangoni eingeführte bezeichnet.**)

Ueber die früheren Kriegsgebräuche der Konde-Leute berichtet Merensky[5]) folgendes:

»In früheren Zeiten, so berichtet eine merkwürdige Tradition, sollen Stammesfehden durch eine Art von Gottesurteil geschlichtet worden sein. Jede Partei musste im Angesicht der andern ein gewaltiges Feuer anzünden. Dann griff jeder Haufe sein Feuer an und versuchte, es schnell zu löschen. Verunglückte dabei ein Mann dadurch, dass er in das Feuer fiel und starb, so hatte seine Partei verloren, sie musste die Flucht ergreifen. Kam kein Unfall vor, so galt der Teil als Sieger, der sein Feuer zuerst auslöschte. Der unterliegende Teil erkannte das an und rühmte den Sieger, der nun das Vieh des Besiegten beim Siegesmahl verzehrte. ‚Das war so vor langer Zeit', erklärte unser Gewährsmann, ‚aber mein Grossvater hat es noch selbst gesehen.' Später verliess man den Gebrauch, eine Sache durch das Urteil des Feuers zu schlichten; weil Menschen sich dabei verletzten und starben, verwarf man die Sitte als grausam und griff nun zu zugespitzten Stöcken aus hartem Holz (emesu), wie die Konde sie noch heute sehr geschickt verfertigen und als tägliche Wanderstöcke und Handwaffen führen (Tb. 72 No. 2 bis 4). Sie sind an der Spitze ohne Eisen, am unteren Ende, das beim Gehen sich durch die Berührung des Bodens abnutzt, sind sie mit einer starken ‚Zwinge' und vielen eisernen und messingenen Ringen versehen; mit diesen Stöcken focht man damals Fehden aus. Erst als Feinde von ausserhalb in das Land fielen, die Schilde trugen, die sich mit den hölzernen Speeren nicht durchbohren liessen, kam man darauf, andere Waffen zu verfertigen. Zuerst freilich, so heisst es, zeigten diese den Sulu verwandten Raubstämme nur die bekannten Wurfkeulen, und die Konde verfertigten nun solche auch. Aber es geschah, dass dann im Gefecht die Fremden plötzlich Speere hinter den Schilden hervorzogen und mit Hilfe dieser Waffen siegten. Da lernten denn die Konde auch Speere schmieden und haben es zu einer ganz bedeutenden Kunstfertigkeit in diesem Stück gebracht.«

Rechtspflege.

Wir kommen zur Rechtspflege im Konde-Land. Streitigkeiten innerhalb der einzelnen Gemeinden werden nach Merensky[6]) durch die Räte des Häuptlings entschieden; der Sultan führt dabei zwar stets den Vorsitz, er verhält sich aber schweigend und seine Räte fällen allein das Urteil; für den geleisteten

*) Das zu friedlichen Zwecken auch im Konde-Land oft benutzte, zuweilen mit eingelegtem Metalldraht verzierte Sichelmesser (»Bananenmesser«), die Nationalwaffe der Wakinga, wird von Merensky[2]) ebenfalls als Konde-Kriegswaffe erwähnt, und ebenso wird von diesem Autor ein »Schlachtbeil« (?) der Konde-Leute abgebildet.[3])

**) Wenn Merensky den Wangoni-Schildtypus s. Z. als den bei weitem vorherrschenden fand, so entspricht dies nicht meinen Erfahrungen, doch kann dies sehr wohl daher rühren, dass Büffelleder in den letzten Jahren infolge der Vieh- und Wildseuche nicht mehr erhältlich war, wie ich mich denn auch nie ein neues Stück dieser »Sulu-Schilde« gesehen zu haben erinnere. Möglich auch, dass je nach den verschiedenen Landesteilen mehr die eine oder die andere Schildform in Gebrauch ist.

[1]) **18**, S. 138; [2]) **18**, S. 138; [3]) **18**, S. 139; [4]) **18**, S. 138; [5]) **18**, S. 137; [6]) **18**, S. 133.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rechtsbeistand wird nach einer mir durch Herrn Bezirksamtssekretärs Zenke gemachten Mitteilung von den Prozessierenden eine Gebühr (in der Regel ein Schaf) gezahlt.

Frauen dürfen nach Merensky[1]) bei Gerichtsverhandlungen nicht zugegen sein, obgleich auch sie Rechtsschutz geniessen und ein an einem Weibe begangenes Unrecht sogar schwerer gelten soll als ein einem Manne zugefügtes[2]) (bei den Stämmen in Britisch-Zentral-Afrika werden nach Johnston[3]) die Interessen eines Weibes gewöhnlich durch einen männlichen Verwandten vor Gericht wahrgenommen).

Die gewöhnlichste Strafe besteht im Zahlen einer Busse an Vieh, die dem Geschädigten resp. dem Häuptling oder der Gemeinde gezahlt wird; im letzteren Falle verzehrt das Volk das Vieh.[4]) Leute geringen Standes sollen auch Stockschläge erhalten, z. B. für Viehdiebstahl.[5]) Todesstrafe und Verstümmelungen scheinen im ganzen selten zu sein, wenn sie auch nicht ganz fehlen.

So zahlt bei Ehebruch der Verführer gewöhnlich zwar nur einen Ochsen als Strafe, doch soll dem Ehegatten angeblich das Recht zustehen, den auf frischer Tat ertappten Ehebrecher (nicht aber das treulose Weib) zu töten.

Auch sollen dem Ehebrecher zuweilen die Haupthaare und der Penis zur Strafe angesengt, dem betreffenden Weibe die Genitalien mit Feuer gebrannt werden. Dass das Abschneiden der Ohren — welches Merensky[6]) erwähnt, aber für tatsächlich wohl nicht vorkommend ansieht — wirklich als Strafe für ungetreue Weiber angewandt wird, steht fest, und ich selbst habe eine so verstümmelte Frau gesehen.*)

An Viehdieben wird angeblich bisweilen eine besondere Körperstrafe vollzogen: Man fesselt ihnen die Hände mit Strohseilen, die man dann anzündet, wenn auch das Feuer meist gelöscht werden soll, bevor es die Hände erreicht hat. Früher jedoch, so erzählte mir Herr Missionar Kretschmer, habe man den Viehdieb nach der oben erwähnten Feuerstrafe in die Erde eingegraben und dann einen Pfahl durch ihn hindurchgetrieben.

Immerhin sind solche grausamen Strafen bei dem milden und harmlosen Charakter des Volkes aber offenbar recht seltene Ausnahmen, und jedenfalls ist man hier nicht annähernd so roh und grausam gegen Verbrecher, wie es unsere christlichen Vorfahren noch vor wenigen Jahrhunderten waren und wie es benachbarte Stämme, z. B. die Wawemba, noch heute sind, bei denen Abhacken der Hände, Abschneiden von Lippen, Nase und Penis an der Tagesordnung sein sollen.**)

*) Auch Magdalene Prince[7]) berichtet von einer Mbena-Frau, der man die Ohren abgeschnitten hatte. Beiläufig bemerkt, wird nach Merensky[8]) auch Sodomie (Bestialität) bestraft, und zwar durch Landesverweisung.

**) Die Photographie eines derartig verstümmelten Mwemba-Mannes siehe Fülleborn.[9])

[1]) **18**, S. 133; [2]) **18**, S. 120; [3]) **25**, S. 468; [4]) **18**, S. 132; [5]) **18**, S. 132; [6]) **18**, S. 122; [7]) **76**, S. 58; [8]) **18**, S. 131; [9]) **49**, S. 21.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie gesagt, besteht die gewöhnliche Strafe in einer Busse an Vieh, und selbst Totschlag kann so gesühnt werden.

Merensky[1]) berichtet hierüber wie folgt: »Wenn ein Mensch getötet wird, so flieht der Totschläger zunächst in die Ferne. Kommt er nach langer Zeit zurück und bittet um Versöhnung, so muss er der Familie des Erschlagenen zehn Rinder und dem Bruder desselben ein Mädchen zum Weibe geben. Ist die Sühne geleistet, so findet die Versöhnung unter Beistand eines Priesters statt. Ein Huhn oder eine Ziege wird geschlachtet, und beide Teile geniessen von dem Blut dieses Opfers. Auch trinken alle Medizin, denn es ist Volksglaube, dass alle, die mit dem Totschläger aus einem Geschirr essen oder trinken, an einer schleichenden Krankheit sterben müssen, wenn dieses Mittel nicht gebraucht wird.«

Bei Körperverletzungen muss ebenfalls Busse geleistet werden, und die Verletzten sollen ihre Wunden zuweilen absichtlich vernachlässigen, um einen desto grösseren Betrag dabei herauszuschlagen. Nach Merensky[2]) zahlt der, welcher einen andern blutig schlägt, gleichviel, ob er im Streite recht hatte oder nicht, ein Rind als Strafe, und auch der, welcher unabsichtlich einen andern verletzt hat, muss Strafe zahlen; speziell für den Verlust eines Auges sind vier Rinder zu entrichten und ausserdem muss der Täter seine Schwester dem Verstümmelten zum Weibe geben, da der Einäugige sonst eventuell kein Weib finden würde.

Diebstahl, der besonders im Konde-Oberland sehr verbreitet ist und zuweilen mit der grössten Unverfrorenheit ausgeübt wird, wird ebenfalls durch Zahlen einer Busse geahndet. Speziell der sehr beliebte Viehdiebstahl wird in der Regel durch Zahlung von einem oder mehreren Rindern bestraft. Das zur Strafe gezahlte Rind werde, wie Merensky[3]) berichtet, vom Volke verzehrt, sind zwei gezahlt, so falle das andere dem Häuptling zu.*) Stiehlt jemand am Tage Esswaren, so wird der »Mundraub« durch seinen Hunger entschuldigt; es ist ja auch allgemeine Konde-Sitte, niemandem, der um Essen bittet, dasselbe abzuschlagen.[4])

Das Erbrecht bestimmt, dass, ganz ähnlich wie es Johnston[5]) aus Britisch-Zentral-Afrika berichtet, die Brüder des Verstorbenen in der Reihenfolge ihres Alters die zuerst Erbberechtigten sind, und dass dann erst die Söhne an die Reihe kommen; doch übernimmt der Erbe die Verpflichtung, für die leer ausgegangenen Kinder des Erblassers in entsprechender Weise zu sorgen. Nur die Häuptlingswürde wird, wie schon erwähnt, nominell vom Vater auf den Sohn vererbt.

Die Frauen des Verstorbenen gehen, wie es weiter unten ausführlich erörtert wird, ebenfalls in den Besitz des Erben über, doch sollen die Frauen ein Recht haben, über die Morgengabe aus erster Ehe zu verfügen und sie eventuell den Töchtern aus dieser Ehe zuzuwenden, wie denn überhaupt die

*) Es wurde mir mitgeteilt, dass im Konde-Oberland die Sitte bestehen soll, dass, wenn jemand ein Stück Vieh gestohlen hat und er dieses in ein fremdes Haus treibt, der den Dieb verfolgende Eigentümer dieses Haus nicht betreten darf, bis sich der Dieb zurückgezogen hat: dass also ein fremdes Haus ein gewisses Asylrecht gewähren würde.

[1]) **18**, S. 133; [2]) **18**, S. 133; [3]) **18**, S. 132; [4]) **22**, S. 38; [5]) **25**, S. 471.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frauen Privatbesitz erwerben können. Einen Anspruch an die Hinterlassenschaft ihrer Gatten haben Weiber aber nicht, sondern beim Fehlen männlicher Erben fällt das Erbe dem Häuptling zu.[1])

Auch im Konde-Land findet sich die überall in diesen Gegenden verbreitete Sitte, unklare Rechtsfälle durch Muavi-Trinken und andere Gottesurteile zur Entscheidung zu bringen; auch der Eid vor Gericht ist bekannt.

Schwören usw.

Hierüber berichtet Merensky[2]) wie folgt: »Die Volkssitte kennt Mittel, das gegebene Wort bindend zu machen und das vor Gericht abgelegte Zeugnis zu erhärten. Wenn zwei Leute einen Kauf schliessen, geben sie sich die Hände, und ein dritter ‚schlägt durch'. Oder die Handelnden nehmen ein Hölzchen, jeder von ihnen ergreift ein Ende davon und zerbrechen es in der Mitte, oder ein dritter schneidet es in der Mitte mit dem Blatt seines Speeres durch. Jeder wirft dann sein Stücklein über den Kopf nach hinten. Dadurch wird der geschlossene Vertrag fest und unverbrüchlich. Aussagen vor Gericht können durch den Schwur bekräftigt werden. Ein Mann schwört ‚bei dem Häuptling N. N. im Totenreich'. Der heiligste Schwur aber, den beide Geschlechter leisten können, ist der Reinigungseid. Er lautet: ‚Ich habe keine Schuld, auf die Gefahr hin, dass wir sofort in das Totenreich wandern müssen.' Durch das ‚wir' ist die Familie des Schwörenden mit eingeschlossen. Ist dieser Schwur geleistet, so untersucht man die Schuld nicht weiter. Die Richter sagen: ‚Er hat geschworen, er hat sogar beim Totenreich geschworen.' Man ist aber mit dem Fordern dieses Eides nicht vorschnell, und wir hatten selbst Gelegenheit, zu beobachten, dass die Leute eine gewisse heilige Scheu haben, ihn zu leisten; um so schneller ist man im Konde-Land bei der Hand, sich einem Gottesurteil zu unterwerfen. Das Trinken des giftigen Muavi ist als solches Urteil so beliebt, dass jedermann das Wort im Munde führt: ‚Ich will Muavi darauf trinken.' Selbst Knaben führen diese Rede. Muavi wird getrunken, nicht nur um Schuld und Unschuld zu beweisen, sondern auch als einfaches Mittel, in eine verwickelte Rechtssache Licht zu bringen. Wozu soll man sich noch mit mühsamen Untersuchungen plagen, man kann es ja so leicht haben, wenn man den Muavi-Topf Recht sprechen lässt!«

Muavi-Trinken.

»Der Gebrauch des Muavi ist in Ostafrika weit verbreitet; während aber bei andern Stämmen das Verfahren einen grausamen Charakter trägt, tritt bei den Konde auch hierbei die Milde ihrer Sitten recht augenfällig hervor. Der Muavibaum (Erythreum guinense) soll ein so gefährliches Gift hervorbringen, dass Bienen sterben, wenn sie seine Blüten saugen. Während nun anderwärts eine starke, wirklich giftige Abkochung der Rinde bei dem Urteil gebraucht wird, muss bei den Konde der Doktor, der das Gebräu bereitet, dafür haften, dass es keinen Schaden anrichtet. Er übergiesst die Rinde deshalb wieder und wieder mit Wasser, bis der Trank schwach genug ist; von der Stärke desselben muss er sich durch wiederholtes Kosten überzeugen. Wenn klagende Parteien Erlaubnis erhalten haben, ihre Sache durch diesen Trank entscheiden zu lassen, so bereiten sie sich zunächst durch Fasten auf das Verfahren vor. Am Morgen des Entscheidungstages geniessen sie ein wenig Brei aus Bananenmehl. Die Streitenden legen allen Schmuck und den gewöhnlichen Schurz ab und bedecken ihre Blösse mit Bananenblättern, dann trinken sie das Muavi und hinterher soviel Wasser, als ihnen möglich ist. Nun werden sie einander gegenübergestellt, Angesicht zu Angesicht gewendet, und dürfen kein Glied bewegen, selbst Fliegen dürfen sie nicht mehr verscheuchen. Endlich fühlt einer Brechreiz, er kauert nieder und gibt den Trank von sich, worauf seine Freunde mit Jubelgeschrei seinen Sieg verkünden und die Gegner mit Schimpf und Schande davontreiben. Der andere, der das Gift bei sich behielt, gibt es nach einiger Zeit auch von sich. Dem Sieger bereiten die Seinen ein gutes Mahl, den Besiegten verpflegen seine Freunde auch. Beide sind wohl. Der Besiegte zahlt dem Sieger ein Rind, und damit ist die Sache erledigt.«*)

»‚Von der Untrüglichkeit dieses Gottesurteils ist der Konde fest überzeugt', schreibt Missionar Schumann. ‚Vor dem, der das Gift erbrach, haben sie Respekt und ehren ihn. Den Muavi-Becher trinkt gross und klein, Mann und Frau, nur die Häuptlinge nicht, die gegebenenfalls sich durch

*) Immer scheint allerdings auch im Konde-Lande das Muavi-Trinken nicht so harmlos abzulaufen. Vergl. Seite 310, Anm. †.

[1]) **52**; [2]) **18**, S. 133—135.

andere vertreten lassen. Ich habe einen Mann unter meinen Arbeitern, der als Junge von 8—10 Jahren das Gift trank und Sieger blieb. Es kann kaum wundernehmen, wenn einem solchen Mittel, das untrügliche Entscheidung gibt, auch in anderer Hinsicht Zauberkraft zugeschrieben wird. Wenn jemand sich irgendwo anbauen will, so benutzt er das Orakel, er gibt einem Huhn oder einem Hund Muavi. Gibt das Tier die Arznei von sich, so gilt der Platz als günstig, und der betreffende baut dort sein Haus mit Freuden.'*) Die Sitte dieses Volkes kennt noch einige andere Methoden,

Andere Gottesurteile.

die Wahrheit zu erkunden; sie sind von geringerer Bedeutung, sollen aber doch hier erwähnt werden. Man durchbohrt das Ohrläppchen des Angeklagten mit einem Pfriemen. Kommt Blut zum Vorschein bei der Operation, so ist er schuldig, lässt sich kein Blut sehen, so gilt seine Unschuld für erwiesen.**) Oder: der Beschuldigte reibt ein Stück Bast vom Stamme der Bananenstaude auf einem irdenen Gefäss hin und her, unter dem Rufe: ‚Die Schuld ist bei jenem Manne!' Geht das Reiben glatt von statten, so ist der Mann unschuldig, hakt der Bast fest, so hält man ihn selbst für überführt.***) Weiter: Ein ‚Doktor' sitzt vor dem Angeklagten und schüttelt eiserne Schellen nach ihm hin mit den Worten: ‚Rede die Wahrheit!' und bald gibt der kluge Mann sein Urteil über Schuld und Unschuld ab. Endlich sei erwähnt, dass man noch eine andere Arznei (Mbembe) ähnlich wie das Muavi anwendet. Der zu Prüfende trinkt sie und muss dann hin- und herlaufen. Wenn er unschuldig ist, bleibt er gesund, aber der Schuldige wird bald von Zittern und Ohnmacht befallen.«

So erzählt Merensky, und entsprechend berichten auch Meyer und Richards aus dem Konde-Oberland.[4]) Johnston[5]) erwähnt das Verabreichen von Muavi ausser an Menschen auch an Tiere von den Anyanja ebenfalls. Nach diesem Autor[6]) soll es im Konde-Land noch folgende Methode, um Diebe zu ermitteln, geben: sie besteht im wesentlichen darin, dass der Diebssucher eine schwanke Gerte, deren unteres Ende abgeknickt ist — so dass dieses nur ganz locker mit dem übrigen Teil zusammenhängt —, oberhalb der Bruchstelle mit der Hand fasst und sich dann von dem hin und her schwankenden freien Ende zu dem Hause des angeblichen Diebes leiten lässt.

Keine »Losstäbe« im Konde-Land.

Losstäbe resp. Zauberwürfel-Klötzchen mit eingeschnittenen Zeichen, wie sie in Süd-Afrika vielfach gebräuchlich sind, kenne ich aus dem Konde-Lande nicht. Johnston[7]) sagt ganz allgemein von den Bewohnern Britisch-Zentral-Afrikas: Divination and the drawing of lots are constantly practised, und beschreibt dann mehrere Methoden, um ein Omen zu erhalten, ohne aber derartige Klötzchen zu erwähnen, und Merensky, der sich sehr eingehend mit den Zauberwürfeln der Südafrikaner beschäftigt hat, schreibt aus dem deutschen Konde-Lande nichts über dergleichen; ich möchte daher vermuten, dass die von Bartels[8]) beschriebenen und abgebildeten »Zauberklötzchen der Konde« aus dem Berliner Museum für Völkerkunde nicht von den Konde-Leuten am Njassa stammen, zumal mich diese Stücke stets fremdartig anmuteten.

Zauberei:

Natürlich glauben die Konde-Leute an allerlei Zauberei, wenn sie auch, wie Merensky[9]) meint, nicht in dem Masse unter dem Banne des Aberglaubens stehen, wie andere afrikanische Völker, und man bei dem milden Volkscharakter der Konde-Leute wenig von so grausamen Hexenprozessen†) hört,

*) Zwei Streitende lassen sich eventuell auch jeder durch einen Hund beim Muavi-Trinken vertreten.[1]) Die Angabe, »dass bei der Thronbesteigung eines neuen Häuptlings das ganze Volk, Männer und Weiber, Muavi trinken muss, und dass, wer den Trank bei sich behält, für einen schlechten Untertan angesehen und weggejagt wird«[?], findet sich bei Meyer und Richards,[2]) die aus dem Konde-Oberland berichten.

**) Nach Jauer kommt es darauf an, ob der oder die betreffende bei dieser Prozedur Schmerz äussert oder nicht.

***) Etwas anders beschreiben die Herrnhuter Missionare dieses Orakel aus dem Konde-Oberland:[3]) der Kundige legt ein Holz auf den Boden und reibt auf demselben ein anderes, senkrecht gefasstes Stück Holz hin und her, wobei er konstatiert, ob letzteres gleitet oder haftet.

†) Ueber einen Hexenprozess aus dem Konde-Oberland berichtet Miss. Nauhaus[10]): »Eine Frau bei Muangake merkt daran, dass man nachts immer etwas Gras aus dem Dache ihrer Hütte zieht, dass sie für eine Zauberin gehalten wird. Ihr junger Häuptling, dem sie ihre Not klagt, kann ihr

[1]) **52**; [2]) **22**, S. 71 Anm.; [3]) **22**, S. 72; [4]) **22**, S. 70 usw.; [5]) **25**, S. 450; [6]) **25**, S. 451; [7]) **25**, S. 450; [8]) **83**, S. 364—365; [9]) **18**, S. 131; [10]) **102**, S. 17.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie sie nach Johnston in Britisch-Zentral-Afrika vielfach gang und gäbe sind. Freilich erinnern die unheimlichen Barossi der Konde-Leute an die Mfiti, welche die Gemüter in Britisch-Zentral-Afrika beunruhigen, aber die Barossi sind nach dem Konde-Glauben anscheinend keine leichenverzehrenden Wehrwölfe,*) wennschon sie allerhand Unheil anzurichten vermögen.

Die »Barossi«.

Nach dem Glauben der Konde-Leute haben nämlich die Seelen bestimmter Menschen — die Barossi, Singular Ndossi (gleichbedeutend ist nach Merensky[2]) auch Nkungussi) — die angeborene Fähigkeit, im Schlafe, aber auch im Wachen, und ohne dass es jemand merkt, den Körper ihrer Besitzer in einer diesen ähnlichen Gestalt, aber mit der Fähigkeit begabt, sich unsichtbar zu machen, zu verlassen, um dann, durch kein Hindernis aufgehalten, in die Ferne zu schweifen und allerlei Unfug zu treiben, z. B. das Vieh zu verhexen, anderer Leute Essen zu verzehren, ihren Feinden allerlei krankmachende Dinge in den Körper zu hexen oder sie durch äusserlich unsichtbare Speerwunden zu töten; Leute, denen solche Seelen eigen sind, können auch als »Hellseher« von Dingen erzählen, die in der Ferne geschehen sind.

Die Barossi-Seelen spuken ferner mit Vorliebe auch in Gestalt von Nachteulen umher, oder man stellt sich den Ndossi nach Schumann[3]) als eine kleine Schlange vor, die im Leibe des betreffenden wohnt und jederzeit von diesem ausgesandt werden kann.**) Durch allerlei Amulette, die man vom »Arzt« erhält, sucht man sich gegen die Barossi zu schützen; wird die wandernde Seele aber von einem Menschen, der die Fähigkeit dazu besitzt, gefangen, so erwacht ihr Besitzer nicht wieder, sondern er ist tot.

Ist jemand nun verdächtig, ein Ndossi zu sein, und so seine Mitmenschen zu schädigen, so muss er sich dem Muavi-Urteil unterwerfen; erweist sich dabei seine Schuld, so wird er seiner Habe beraubt und aus dem Lande getrieben, zeigt sich seine Unschuld, so hat er Anspruch auf Entschädigung wegen der falschen Anklage, die man gegen ihn erhoben.

Die eben gegebene Schilderung des Barossi-Glaubens ist eine Zusammenstellung von dem, was Meyer und Richards,[4]) sowie anderseits Merensky[5]) darüber berichten. Merkwürdigerweise finden sich auch bei Stämmen aus Kamerun gleiche Anschauungen.[6])

keinen Trost geben; da kommt ein Verwandter von ihr und gibt ihr den Rat, das Gottesurteil entscheiden zu lassen. Mit ihrer todkranken Tochter geht sie zu einem Manne, der »Muavi« kocht, und beide trinken. Die Tochter stirbt an dem Gift, und die Frau selbst bricht es nicht aus. Sie ist also schuldig. Der Häuptling erklärt sie nach Väter Weise für vogelfrei und gibt sie der Dorfjugend preis. Ein Christ unserer Gemeinde hörte ihr Geschrei und rettete sie.

*) Während der Korrektur dieses Abschnittes finde ich allerdings Notizen,[1]) nach denen wenigstens die benachbarten Wanjika und Wabuanji an leichenverzehrende Unholde zu glauben scheinen. Vergl. auch Seite 70 und Kpt. VII und VIII.

**) Nach der Darstellung der Herrnhuter Missionare hielten die Konde-Leute die Barossi mehr für eine Art böser Geister, die von den betreffenden Besitz ergriffen hätten.

[1]) **101**, S. 301, **102**, S. 39; [2]) **18**, S. 116; [3]) **18**, S. 117; [4]) **22**, S. 67—71; [5]) **18**, S. 116—117 [6]) **98**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Zauberer und Aerzte.

Mit den Barossi-Gespenstern sind die Zauberer resp. Aerzte, die Baganga, nicht zu verwechseln.

Es sind dies allgemein bekannte, geachtete und einflussreiche Leute.[1]) Sie bilden nach Merensky[2]) gewissermassen einen besonderen Stand, verschmähen es aber, sich durch gauklerischen Aufputz äusserlich kenntlich zu machen.[*]) Wer Arzt werden will, geht zu einem schon erfahrenen Manne in die Lehre und zahlt ihm für den Unterricht Rinder;[4]) es gibt auch Aerztinnen.[5])

Man gibt dem Arzt nach den Aufzeichnungen von Missionar Jauer gleich zu Beginn der Kur eine Anzahlung und nach der Heilung wiederum eine Gabe; nach Merensky[6]) erhält der Arzt erst nach erfolgreicher Behandlung seinen Lohn, sonst geht er leer aus, und wie ich einem Bericht vom Missionar Schüler[7]) entnehme, zieht er sich beim Tode eines Patienten unter Umständen Unannehmlichkeiten zu.

Nach Merensky[8]) soll es den Konde-Aerzten nicht an Mitteln gegen innere Krankheiten fehlen, und nach dem Volksglauben erschienen ihnen die in dem jeweiligen Falle indizierten Heilkräuter im Traume.

Auch gegen Schlangenbiss behaupten die Medizinmänner, Heilmittel zu besitzen, doch handelt es sich hierbei wohl kaum um wirksame Stoffe; wenigstens scheint dies aus dem hervorzugehen, was Merensky darüber mit folgenden Worten berichtet: »Nach dem Volksglauben spähen die Zauberer nach kämpfenden Schlangen; wenn solche sich beissen, dann stirbt etwa eine, die andere eilt und frisst ein Kraut und spuckt die tote oder sterbende Schlange an, die davon wieder lebendig wird. Solches Kraut lernt der Doktor also kennen, und wenn ein Mensch gebissen ist, kaut er es und spuckt Menschen an, die gebissen sind, die werden davon gesund.«

Von Chirurgie verständen nach Merensky[9]) die Konde-Aerzte — obgleich ihnen die weiter unten erwähnten Leichen-Obduktionen obliegen, die ja Gelegenheit zu anatomischen Beobachtungen geben könnten — absolut nichts, wenn sie auch vielleicht ab und zu einen oberflächlichen Abszess öffneten, und sie könnten nicht einmal kranke Zähne ziehen.[**]) Schröpfen ist auch im Konde-Lande üblich (siehe Seite 219).

Wie schon erwähnt, sind die Aerzte auch die Bewahrer und Bereiter des Muavigiftes, und ausser der eigentlichen Medizin treiben sie auch sonst, trotz der gegenteiligen Behauptung Merenskys[10]) anscheinend recht viel Hokuspokus. So kommt es ihnen, wie Meyer und Richards[11]) berichten, gar nicht darauf an, Leuten ein Stück Bananenbast — das ihnen jemand, um sie krank zu machen,

*) Eine Ausnahme berichtet Schüler[3]) von einer Zauberin: »Sie hatte sich mit allen möglichen Lappen und Läppchen behängt, die rings um den Körper hingen, in der Weise, dass die einzelnen Hauptstückchen durch dazwischengeschobene Kalebassen getrennt wurden. Schellen an den Füssen und ein gewaltiger Federputz auf dem Kopf mussten den Anzug vervollständigen. In diesem Aufputz sprang sie auf dem Stationsplatz zur Freude aller Anwesenden wie eine Tolle umher.«

**) Sie würden dann freilich hinter den Aerzten der benachbarten Wakissi und Wakinga zurückstehen, denn bei den ersteren werden hohle Zähne mit einem heissen Eisen ausgebrannt, und die Wakinga entfernen, wie mir Herr Missionar Wolf mitteilte, kranke Zähne in allerdings recht roher Weise mit Hammer und Meissel.

[1]) **22**, S. 71; [2]) **18**, S. 153; [3]) **37**; [4]) **18**, S. 153; [5]) **37**; [6]) **18**, S. 153; [7]) **37**; [8]) **18**, S. 153; [9]) **18**, S. 153; [10]) **18**, S. 153; [11]) **22**, S. 69.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in den Körper gehext hat — aus dem Rücken zu ziehen, oder ihnen Knochenstücke aus ihrem kranken Auge zu nehmen, die 3—5 mal grösser als das Auge selbst sind.

Aerzte verfertigen auch die Amulette, mit denen man sich vor den Barossi schützt,*) und treiben allerlei Zauberei, von deren Wirksamkeit das Volk fest überzeugt ist; denn ich glaube nicht, dass man bei den Konde-Leuten die Kategorie der »Aerzte« von der der »Zauberer« reinlich scheiden kann.

Hervorzaubern wilder Tiere

Mehrfach wird berichtet,[4]) dass nach dem Volksglauben der Konde-Leute und Wantali — auch die Wahjao und wohl alle Njassa-Stämme glauben daran[5]) — Zauberer wilde Tiere schaffen und gegen ihre Feinde oder die ihrer Klienten hetzen könnten.**) Man macht diesen Zauberern jedoch anscheinend meist nicht den Prozess, sondern sucht so gefährliche Leute lieber durch Gaben milde zu stimmen.

Die Zauberer können aber auch auf andere Weise Menschen verderben.

und anderer böser Zauber.

Will jemand z. B. einen ihm unbekannten Dieb töten, so geht er zum Zauberer und bittet ihn um Lupembe- (Horn-) Medizin. Der Zauberer mischt darauf gegen Belohnung in einem grossen Horn eine Medizin aus Oel und allerlei Tierteilen, die in ihrer abenteuerlichen Zusammensetzung an die Freikugel-Medizin aus der Wolfschlucht erinnert. Der Konsulent holt dann aus dem Walde ein bestimmtes Holz, in das eine kleine Höhlung gemacht wird; in diese kommt etwas von der Medizin, der man einen Tropfen Blut, das durch Abschneiden der Zehe eines Huhnes gewonnen wird,***) hinzufügt. Das betreffende Huhn wird dann lebendig begraben; doch steckt man in das Grab ein Bambusrohr hinein, in das man nach Zuwerfen der Grube etwas von der Medizin hineinschüttet, so dass die Medizin auf das Huhn fällt.

Auf das Grab legt man nun das mit dem Zauberöl und Hühnerblut getränkte Holz und quirlt in der beim Feuerreiben üblichen Weise mit einem Holzstabe darin umher bis Rauch aufsteigt.

Der Missetäter muss nun sterben.

Falls dann bei der üblichen Sektion (siehe Seite 325) »Lupembe« als Todesursache von dem Kundigen festgestellt ist, so wird ein Gegenzauber angewandt, um weiteres Unheil abzuwenden. Man setzt auf das Grab des Verstorbenen eine Kürbisschale mit Medizin und steckt ausserdem ein Horn auf das Grab. In der folgenden Nacht wird dann von dem Zauberer mit einer Fackel Wache gehalten, denn es sollen sich zu dem einen Horn zwei kleine Hörnchen gesellen und Erde von dem Grabe holen, um damit andere Leute zu verderben; sobald sie kommen, erschlägt sie der Medizinmann mit einem dicken Knüttel.

Diese Schilderung entnehme ich mir freundlichst zur Verfügung gestellten Aufzeichnungen des Herrn Missionars Jauer; dass ein solcher Glaube tatsächlich besteht, davon konnte ich mich persönlich überzeugen. Als ich dem berühmten Regenmacher und Zauberer des Konde-Oberlandes, dem

*) Solche Amulette werden nach Richards und Meyer,[1]) die aus dem Konde-Oberland berichten, um den Hals getragen. Freilich erinnere ich mich nicht, in Uebereinstimmung mit Merensky,[2]) im Konde-Land äusserlich sichtbare Amulette bemerkt zu haben, wie sie als Hals- und Armbänder so vielfach bei den benachbarten Stämmen üblich sind. Elton[3]) berichtet freilich aus der Muakaleli-Gegend von am Körper getragenen »Horn-Amuletten«, aber dort war und ist die Bevölkerung mit fremden Elementen untermischt. [Seite 301 Anm.**).]

**) Manchmal begnügen sie sich auch damit, Bienen zu senden (Privatmitteilung von Zache). Wennschon dieser Glaube an durch Menschenzauber entstandene feindliche Tiere zu dem Mfiti- resp. Barossi-Glauben gewisse Beziehungen hat, ist er damit doch nicht zu identifizieren.

***) Auf solche Weise gewonnenes Blut spielt nach einer von Johnston[6]) übermittelten Angabe von Cross (die durch Aufzeichnungen des Missionars Jauer bestätigt wird) auch sonst beim Medizinbrauen eine Rolle im Konde-Land.

[1]) **22**, S. 71; [2]) **18**, S. 119; [3]) **4**, S. 333; [4]) **18**, S. 119; **23**, S. 119; **55**, S. 187; [5]) **25**, S. 451; [6]) **25**, S. 442 Anm.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

greisen Häuptling Makassissi, meinen kollegialen Besuch abstatten wollte, war der alte Herr nicht zu Hause, und ich erfuhr, dass er wegen eines Todesfalls als Sachverständiger in ein benachbartes Dorf gerufen sei. Ich begab mich dorthin und fand mitten im Dorfe einen frischen Grabhügel,*) auf dem ein schwerer Stein lag, während an dem mir als Kopfende bezeichneten Teil ein dickes Bambusrohr $^3/_4$ Meter weit aus der Erde herausragte.

Man sagte mir, Makassissi habe »Lupembe« als Todesursache festgestellt, daher der Stein und das Bambusrohr auf dem Grabe, und nun suche man nach der Gegenmedizin, die durch das Bambusrohr auf den Toten gegossen werden müsse, sonst stürben alle Leute an »Lupembe«.

Eine andere Methode, um jemand durch Zauber ins Jenseits zu befördern, ist nach Missionar Jauer folgende:

Will jemand etwa seine entlaufene Frau verhexen oder sich an einem Viehdieb dadurch revanchieren, dass er die gestohlene Kuh sterben lässt, so nimmt er ein Stück von einem Bast-Hüfttuch dieser Frau resp. den Strick, an dem die Kuh angebunden war, tränkt es mit einer Zaubermedizin und hängt es an einem Baume auf, wo es allmählich vermodert. Nach dem Volksglauben geht es dabei in den Bauch des Verhexten hinein, der daran sterben muss. Bei der Sektion werden dann diese Stricke gefunden, indem man wohl die Adern oder die Fettträubchen des Netzes für solche anspricht. Zuweilen demonstriert freilich der Sezierende auch dem staunenden Publikum — das aus leicht begreiflichen Gründen nicht allzu nahe zusehen darf — den im Leibe des Toten gefundenen Gegenstand, wohl gar ein grosses Kuhhorn oder dergleichen.

Endlich kann man jemand noch durch den »Kirasso-Zauber« schädigen.

Man geht zum Zauberer und lässt sich von ihm ein Zauberholz und eine zubereitete Nadel geben, die man in das Holz hineinsticht. Der betreffende, dem der Zauber gilt, wird dann krank und stirbt schliesslich, wenn die Nadel lange genug stecken bleibt. Glaubt jemand ein Leiden durch diesen »Kirasso«-Zauber verursacht, so lässt er sich von einem Medizinmann in kleine Hautschnitte an Brust oder Schläfe ein Gegenmittel einreiben, und der böse Zauber schwindet.

Ein kleines, speerartiges Gerät (Fb. 72 No. 14), das ich im Konde-Lande sammelte, sollte nach den Angaben meines Gewährsmannes (eines Mkissi aus Langenburg) in seinem ausgehöhlten und mit Federputz verzierten Schaftende wahrscheinlich solche »Kirasso«-Medizin enthalten, doch ist mir letztere Angabe recht zweifelhaft, zumal das Stück in der nahe der Ssongwe-Mündung gelegenen Wawembakolonie erworben wurde. Ein anderes Mal sah ich einen Speer, und zwar von ungefähr normaler Grösse, der in seinem verdickten, hohlen Schaftende eine schwarze, offenbar als Zaubermedizin dienende Paste enthielt.

Verschiedene Zaubermedizinen.

Andere Zaubermedizin, aus dem Konde-Oberlande stammend, bestand in einer öligen Schmiere, die sich in einem Horn befand, das auch Holzspatel zum Auftragen der Masse enthielt; kleine Deckelkörbchen von konischer Form, leere Patronenhülsen und Zähne waren aussen an dem Horn befestigt; nach einer Notiz von Miss. Schüler[1]) sind die Zähne, Krallen und die Nasen von Leoparden für Zaubermedizin begehrte Dinge. Eine Medizin, die nach Missionar Zeeb[2]) kaum in einer Hütte Untalis fehlt und Menschen und Vieh vor allerlei Krankheit bewahren soll, besteht »aus einem 2 cm langen runden Stückchen Holz, welches 1 cm im Durchmesser misst. An dieses Holz ist eine leichte Schnur gebunden; manchmal ist es auch mit feinem Kupfer- oder Messingdraht umwunden, an den eine Perlenschnur gebunden wird, dann gilt die Arznei als besonders wirksam«. Ueber die Zubereitung der Zaubermedizinen, die natürlich Sache der Aerzte ist — denn ein Laie getraut sich hier nicht, eine als Medizin erkannte Pflanze abzuschneiden[3]) —, erzählt man sich im Konde-Lande auch wunderbare Dinge. So sollen es die Zauberer, wie man Jauer erzählte, verstehen, ihre Medizin in einem Topfe zu brauen, der auf einem ausgespannten Seil balanziert, ohne dass der Topf dabei umkippt oder das Seil verbrennt. Ein Mkissi-Arzt freilich, den ich in Langenburg aus Blättern eine Medizin für eine mit Zwillingen gesegnete Wöchnerin kochen sah, hatte sich

*) Der Grabhügel war ganz flach und etwa 1,5 m lang und 1 m breit. Die für ein »Hockergrab« auffällige Länge war wohl dadurch bedingt, dass der Tote, wie man mir sagte, als Häuptlingssohn ein lebendes Kalb als Beigabe mit ins Grab erhalten hatte.

[1]) **66**; [2]) **68**, S. 74; [3]) **22**, S. 68.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

damit begnügt, über dem Topfe eine Gerte, deren Enden in die Erde gesteckt waren, bogenartig auszuspannen.

Regenzauber.

Wie überall bei diesen Völkerschaften, spielt auch der Regenzauber eine besonders wichtige Rolle. Wie mir Herr Missionar Richards mitteilte, soll der Regenzauberer angeblich Steinchen in eine grosse Schüssel mit Wasser werfen, und diese schwämmen dann wie Fischchen munter darin umher. Ferner befanden sich, wie mir die Herren Missionare weiter mitteilten, seiner Zeit auf der kleinen, dem Konde-Lande unmittelbar benachbarten Halbinsel Ikombe am Ostabfall des Livingstone-Gebirges, wo man in der Grotte des Kiara der Gottheit bei anhaltender Dürre zu opfern pflegte, in dem heiligen Haine des Regenzaubers eine Anzahl schöner, grosser, altertümlicher Tongefässe, die in ihrem Innern wiederum kleine, mit Buckeln verzierte Krüge bargen; diese Gefässe sollten beim Regenzauber ebenfalls eine Rolle gespielt haben (Tb. 79 No. 1—5).

Ein angeblich von dem wolkensammelnden Rungwe-Vulkan stammendes kleines Stück Obsidian wurde mir gelegentlich ebenfalls als Regenzauber bezeichnet.

Man glaubt fest an die Wirkung des Regenzaubers, und als ein berühmter Regenmacher starb und bald darauf andauernder Regen eintrat, hiess es im Konde-Land: »Der Regen beweint seinen Herrn« (Mitteilung von Miss. Jauer).

Es seien in diesem Zusammenhang noch einige andere abergläubische Gebräuche aus dem Konde-Land mitgeteilt.

»Glückshügel« usw.

Auch hier sieht man am Wege zuweilen Steinhaufen, die jeder Vorübergehende vergrössert, eine Sitte, die ja bei so vielen Volksstämmen wiederkehrt. Ein gewissermassen historischer Steinhaufen ist der »Iripasio«, von dem Merensky[1]) folgendes berichtet: »Ein Stein oder Fels wird am Wege gezeigt, dem sie den Namen ‚iripasio', Schleifstein, geben. Jeder Krieger wetzte hier seinen Speer und warf einen Stein, ein Zweiglein oder einen Grashalm auf den iripasio mit der Bitte: ‚Mache meine Beine stark, dass ich auf diesem Zuge nicht schwach werde.' Heute noch wetzt jeder Vorübergehende gern seinen Speer an diesem geschichtlichen Stein und vergrössert den Haufen, den der Aberglaube dort gestiftet hat.« (Siehe auch Seite 281.)

Auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau sind diese »Glückshügel« auch vorhanden: jeder Vorübergehende nimmt einen Stein, speit darauf, reibt ihn an seinen Beinen und wirft ihn dann auf den Haufen, um so »seine Beine leicht zu machen«.[2]) Thomson[3]) erwähnt solche Steinhaufen aus Uhehe.

Körbe mit verbrannten Gegenständen werden, wie mir Miss. Kretschmer mitteilte, auch im Konde-Land an den Weg gestellt, und zwar dorthin, wo man einen bösen Geist vermutet; ob diese Sitte, wie in Ungoni, Ubena und im Lindihinterland, mit den Bestattungszeremonien irgend etwas zu tun hat, ist mir unbekannt.

Zauber zum Schutz der Felder usw.

Durch Medizin sucht man natürlich auch die Felder, besonders die wertvolleren Kulturen, vor Dieben zu schützen. Miss. Zeeb berichtet darüber aus Untali[4]) — entsprechendes gilt auch für das Konde-Land — folgendes: »Ferner sah ich öfters unkota (Medizin) liegen an Orten, wo Tabak und Bambus gepflanzt war. Bambus und Tabak sind ja viel begehrte Dinge und werden darum häufig gestohlen. Ist aber eine Medizin in der Nähe, so getrauen sich die Diebe nicht, zu stehlen, denn sie glauben, die Medizin habe die böse Wirkung, die Beine des Diebes anschwellen zu lassen, dass er nicht davonlaufen könne. Dadurch soll der Dieb bekannt werden. Woraus besteht denn nun die gefürchtete Medizin? Aus einem toten Gegenstand! Diejenige unkota, welche das Schwellen der Beine verursachen soll, besteht aus einer Art Zwiebel, die an einen Stecken gebunden und in der Nähe der Tabak und Bambuspflanzung in die Erde gesteckt wird. Soll sie von besonders kräftiger Wirkung sein, so ist die Zwiebel gross, etwa wie ein Straussen-Ei und geschmückt mit zehn grossen Hühnerfedern. Wehe dem, der in der Nähe stehlen geht.«

Ich hörte von den Herren Missionaren auch, dass Bambus vor dem Schlagen mit einer Medizin besprengt werden müsse, sonst würde derjenige krank, der ihn abhaue.

Wenn Hühner Eier legen sollen, so gibt man ihnen nach Jauer Schildkrötenblut, und die Eierschalen, aus denen Küken ausgekrochen waren, sah ich in Langenburg sorgsam auf ein Stückchen Holz gespiesst und so in dem Stroh des Hüttendaches befestigt, angeblich um die jungen Hühner vor dem Sterben zu bewahren. Aehnliches wird von Hösemann aus dem Kamerun-Hinterlande berichtet.[5])

---

[1]) **18**, S. 154; [2]) **32**, S. 589; [3]) **5** (Vol. I), S. 228; [4]) **68**, S. 74; [5]) **84**, S. 179.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine eigene Bewandtnis scheint es mit dem Chamäleon zu haben. Nach Jauer hält man dasselbe für giftig, erschlägt es aber nie mit einem Stocke, sondern träufelt ihm Tabaksaft ins Maul, wenn man es töten will.

Religiöse Anschauungen der Konde-Leute:

Ueber die religiösen Anschauungen der Konde-Leute berichten uns die Herrnhuter Missionare und vor allem auch Merensky, und zwar konnten sie ihre Beobachtungen zu einer Zeit anstellen, als noch verhältnismässig wenig fremder Einfluss die Vorstellungen dieses Naturvolkes beeinflusst hatte; immerhin dürfen wir aber auch nicht vergessen, dass Konde-Leute schon seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Gelegenheit gehabt hatten, Missionspredigten anzuhören und auch mit Mohammedanern in Berührung gekommen waren.

Der Kiara-Mbamba.

Aus dem Konde-Oberland schreiben die Herrnhuter Missionare Richards und Meyer:[1]) »Ein Gottesbewusstsein ist dem ganzen Volke eingeprägt; ein Gott ist da, der einerseits über allem steht und als solcher auch angerufen wird, der anderseits aber infolge seiner Machtlosigkeit und Schwäche nur eine niedrige Stellung in den Gemütern einnimmt. Ein Gemisch von Achtung und Verachtung, von Anbetung und Vernachlässigung kennzeichnet das religiöse Verhalten der Leute. Ueber sein Wesen, den Sitz seines Reiches und die meisten seiner Eigenschaften sind sie im Unklaren.« Dieser »Mbamba« oder »Kiara« ist nach der Vorstellung der Leute auch der Schöpfer aller Dinge und gibt den Menschen, was sie brauchen.

Nach Merensky[2]) thront diese Gottheit nach dem Konde-Glauben zusammen mit den »Gotteskindern« über dem Firmament. Er sei leuchtend weiss und von menschenähnlicher Gestalt,*) offenbar eine Personifikation des leuchtenden Himmels.

Kiara werde, wenn man zu ihm bete, als »Vater« angeredet. Dies deutet vielleicht auf eine Vermischung des Gottesglaubens mit dem Ahnenkult hin, der in der religiösen Vorstellung der Konde-Leute wie bei allen ihren Nachbarn offenbar die Hauptrolle spielt.

Der Mbassi

Nach Merensky[4]) glaubten die Konde-Leute aber auch an ein böses Prinzip, einen persönlichen Teufel, den »Mbassi«, der unsichtbar sei, sich aber nächtlicherweile vernehmen liesse und den man durch Opfergaben milde stimmen müsse; er werde auch mit Riampiru, dem ersten von Gott erschaffenen, dann aber wegen seines Frevels verstossenen Menschen, identifiziert (siehe Seite 333), doch sei der Begriff des Mbassi anderseits auch ganz verquickt mit dem des Kiara.

Es dürfte aber mit dem »Mbassi« wohl folgende Bewandtnis haben. Wie aus verschiedenen Notizen hervorzugehen scheint, verehren als den »Mbassi« die Abkömmlinge einer aus Ukinga eingewanderten und nicht weit von der Missions-

*) Freilich berichtet Miss. Nauhaus:[3]) »Der Sultan Muanyabara habe in seinem Gotteshause einen Umputi (Beter, Vermittler), der öfter den Kiara erscheinen liesse. Die eine Seite des Kiara sei ein Rind, die andere Kupfer gewesen.« Rinder und Kupfer sind die Symbole des Reichtums für die Konde-Leute.

[1]) **22**, S. 65; [2]) **18**, S. 109—110; [3]) **17**; [4]) **18**, S. 112, 212.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

station Manow ansässigen, angesehenen Priesterfamilie ihre Gottheit — offenbar den Kiara oder eine ihm analoge, vielleicht von den Wakinga übernommene Gottheit*) —, und die Vertreter des Mbassi wurden wohl auch mit demselben Namen wie ihre Gottheit selbst bezeichnet: ganz ebenso, wie man die Missionare im Konde-Lande »Gott« nannte.[2])

und die Mbassi-Priester.

Ein Mbassi-Prophet — Muamafungubo, des Geistes Mbassi »Kuhhirt« —, der sich durch die Missionare in seinem Ansehen bedroht sah, stellte sich feindlich zu diesen und ihrem Anhang, liess weissagend die Stimme seines Gottes nächtlicherweile gegen die Missionare erschallen[3]) und suchte unter der Maske der Gottheit seine Macht über die Gemüter des Volks in betrügerischer Weise zu persönlichem Vorteil auszunutzen; der »Mbassi« meldet sich in derselben Weise auch jetzt noch gelegentlich in der Kiejo-Gegend.[4])

Dass man den Mbassi auch mit dem Suaheli-Worte für Satan — offenbar sheitano — bezeichnete, wird auch von Merensky[5]) auf mohammedanischen Küsteneinfluss zurückgeführt.

Nach Missionar Hübner wäre »Mbassi« nur der Name, den sich ein Mitglied der erwähnten Priesterfamilie beigelegt habe. Das steht aber im strikten Gegensatze zu Merensky, nach der Mbassi durchaus als unsichtbarer Geist gedacht wird; die obigen Ausführungen gleichen diesen Widerspruch vielleicht aus. Hübner scheibt:[6])

»Dass der Ahne der Priesterfamilie Luembe, südlich von Manow wohnend, ein Kinga war, ist hier allgemein bekannt, aber noch nie hatte ich eingehenderes über die Geschichte jener im Volke so berühmt gewordenen Priesterfamilie erfahren können. Heute hörte ich folgende unglaubliche Sachen von ihr. Der Grossvater des jetzt noch lebenden Luembe — so erzählte man mir — wohnte beim Kinga-Häuptling Nkuama, also im Gebiet unserer Station Tandala. Schon als Hirtenknabe verstand er sich auf geheime Künste und zog dadurch des Volkes Aufmerksamkeit auf sich. Sein erstes Zauberkunststück war, frisches Wasser aus der Erde hervorzaubern zu können, wo keines zu erwarten war, z. B. auf Berggipfeln usw. Es bedurfte seinerseits nur eines Aufhebens der obersten Erdscholle, so floss frisches Quellwasser. Zweitens sammelte jener Knabe runde, weisse Steine, die sich unter seinen Händen in Kälber verwandelten, jedoch immer des Abends sich in jene Substanz zurückverwandelten. Der Vater des Zauberkindes wollte sich nun von der Wahrheit dieser Gerüchte überzeugen und versteckte sich eines Tages in der Nähe der weidenden Kühe. Der Junge merkte es aber sofort und sagte: ‚Mein Vater ist hier, er hat sich nur versteckt, darum kann ich heute keine Kälber aus weissen Steinen schaffen.' Als der Vater jedoch das Sichverstecken unbemerkt wiederholte, sah er zu seinem Erstaunen die Zauberkünste seines Kindes. Der Knabe wuchs zum Mann heran, und mit Aufgabe seiner Hirtenarbeit verlor sich auch bei ihm die Kunst des Kälberschaffens, dafür aber verstand er, Malessi (Korn) auf seiner Hand wachsen zu lassen, welches in wenigen Minuten Früchte zeigte, ebenso wuchsen Kürbiskörner in seiner Hand. Diese geheime Kunst wurde dem Volke zu viel, und als Zauberer wollte man ihn nach Landessitte töten; er merkte aber das Vorhaben seiner Stammesgenossen und verzog mit seinen wenigen Leuten und Reichtümern, nur der Vater blieb mit seinen Leuten zurück. — Am Tage des Verzuges war Botschaft zum Kinga-Häuptling Mugilo gesandt worden, dass er die Flüchtlinge bei der Durchreise ergreifen und töten solle. Er wollte es auch tun, aber der Zauberer Luembe schuf vorn, vor sich, Löwen und hinter sich Elefanten (cf. S. 302), auch er selbst ritt auf einem. Vor diesen Ungeheuern fürchtete sich denn Mugilo mit seinen Leuten, und sie liessen ihn ziehen. So zog der Zauberer in nordwestlicher Richtung um Ukinga, kam nach der Gegend unserer Station Muakaleli, aber auch da war seines Bleibens nicht, er zog weiter und liess sich südlich von Manow nieder, wo noch heute die Luembe-Familie wohnt.«

*) Mbassi schleudert z. B. Blitze gegen die Häuser der Missionare.[1])

[1]) **102**, S. 17; [2]) **18**, S. 110; [3]) **18**, S. 211 usw.; [4]) **102**, S. 17; [5]) **18**, S. 112; [6]) **67**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

»Als nun der Zauberer verzogen war, kam eine Hungersnot über Kingaland, wie eine solche noch nie dagewesen war; man sah hierin die gerechte Strafe für die Ausweisung eines so bedeutenden Mannes. Gesandte der Bakinga folgten Luembe mit Geschenken und baten ihn dringend, in sein Vaterland zurückzukehren, was er jedoch ablehnte. Als Gegengeschenk gab er den Abgesandten Samenkörner von Landesfrüchten mit, wodurch Ukinga eine reich gesegnete Ernte hatte. Dies Wunder machte grosses Aufsehen, und der verkannte (Zauberer) Luembe wurde durch dasselbe der geehrteste Priester. Nun gingen bei jeder beginnenden Ackerzeit Gesandte mit Geschenken von Vieh und Hacken zu ihm, um seines Beistandes für die kommende Ernte gewiss zu sein. Wie die Väter, so taten es auch die Söhne, und an des alten Priesters Luembe statt, war der Nachfolger von derselben Ehre und Gunst des Volkes getragen. Der ersann sich nach längerer Zeit einen neuen Namen und sagte: ‚Gott ist mir aufs neue erschienen, ich heisse nun Mbasi.' Dieser neue Name brachte dem Zauberer sehr viel Reichtum ein. Er war aber kein Geizhals, sondern schlachtete den Gesandten etwas von dem Dargebrachten, und somit nahmen die Festlichkeiten bei ihm kein Ende. Auch die Götter waren ihm bei diesem neuen Namen besonders hold. Es folgte ein reich gesegnetes Jahr, welches soviel Früchte hervorbrachte, dass im Konde-Land die Bananen an den Stauden verkamen und auch Kinga-Land nicht im stande war, das aufzuessen, was gewachsen war. Ebenso verstand der Zauberer, genau die Zeit vorher zu bestimmen, in welcher Einfälle von Feinden zu erwarten waren. Und wunderbar, alles, was Mbasi prophezeite, ging in Erfüllung. Da kam die Nachricht auch nach Ukinga, dass Weisse (unsere Missionare) in das Konde-Land gekommen seien und sich daselbst anbauten. Man fragte den Priester um Rat, und er verhiess ihren baldigen Abzug. Doch die Prophezeiung ging nicht in Erfüllung, ebensowenig die Versicherung, dass alle an der Seuche gefallenen Rinder wieder lebendig werden würden. Diese und noch andere unerfüllt gebliebene Prophezeiungen raubten allmählich dem einst so geachteten Priester das Ansehen unter dem Volk, man begann, an ihm irre zu werden.«

Der jetzige Nachfolger des Luembe ist der Häuptling Muanjara (Tb. 70a),[1]) ein Sohn des berühmten Regenzauberers Makassissi; über die heiligen Haine der Luembe-Familie siehe Seite 329.

Verehrung des Kiara in heiligen Hainen.

Die Seelen der Ahnen gelten nach Merensky[2]) als die Vermittler zwischen Kiara und den Menschen. Sowohl zu Kiara wie zu den Ahnen wird gebetet, und beiden werden Opfer dargebracht; in den heiligen Hainen, in denen man den Kiara verehrt, darf aber nach Merensky[3]) niemand begraben werden.

Ein solcher heiliger Hain, den man für den Wohnort der Gottheit und seiner Kinder hält, befindet sich am Rungwe, und hier wird zu Kiara gebetet: »Man nimmt sehr viel Bier mit,« schreiben Richards und Meyer,[4]) »und in dem Hain angekommen, in welchem die Gottheit sich aufhalten soll, singt das ganze Volk, und singend und tanzend dringen sie in den Busch. Sie singen und rufen: ‚Mbamba lass unsere Kinder gedeihen! Möge das Vieh sich vermehren! Möge unser Mais und unsere Bataten geraten! Nimm die Seuche hinweg!' usw. Sie bedanken sich wohl auch dafür, dass der Gott ihnen Essen gegeben und nur wenig Krankheit über sie gebracht hat. Dann füllen sie den Mund mit einer gewissen Sorte Blätter, die sie leicht zerkauen, und mit Bier und die vermeintliche Gottheit wird angeblasen, d. h. das Bier wird dann staubförmig in den Busch geblasen (beten heisst wörtlich: ‚Gott anblasen').« Dann werden Rinder geschlachtet, deren Fleisch man verzehrt, und das mitgebrachte Bier wird ausgetrunken. Festlichkeiten mit Lärm und Tanz schliessen sich überhaupt wohl meist an derartige Gebetversammlungen an, wenigstens im Konde-Oberland.[5])

---

[1]) **102**, S. 27; [2]) **18**, S. 112; [3]) **18**, S. 116; [4]) **22**, S. 66; [5]) **27**, S. 221.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fig. 137. Der Lorelei-Felsen am Hafen von Alt-Langenburg. Der Eingang zur Kiara-Grotte ist auf der Abbildung nicht zu erkennen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

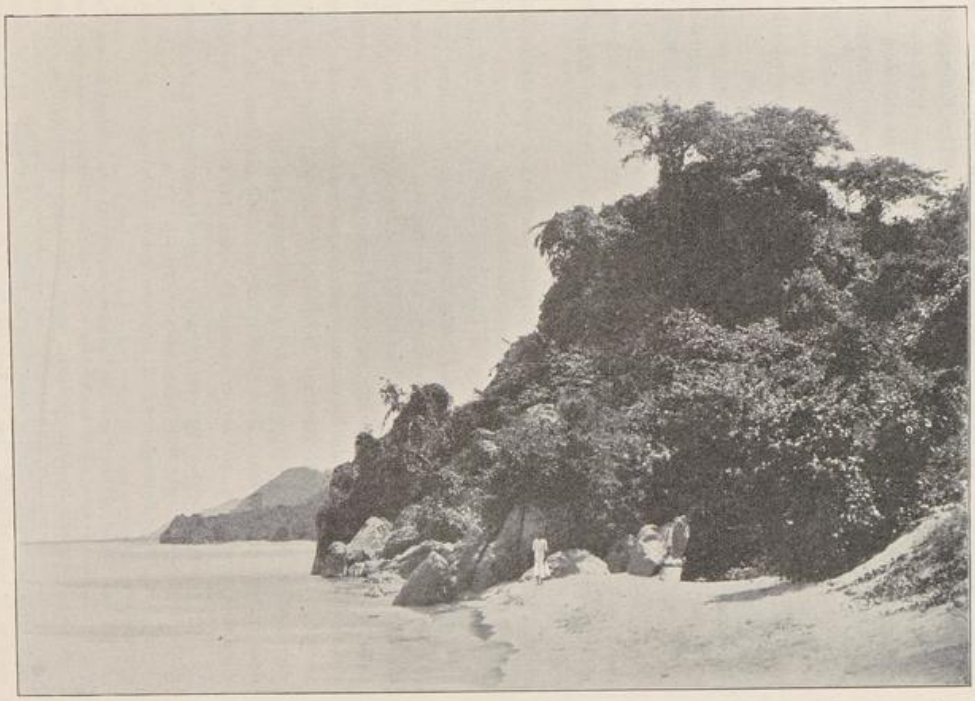


Fig. 137. Der Lorelei-Felsen am Hafen von Alt-Langenburg. Der Eingang zur Kiara-Grotte ist auf der Abbildung nicht zu erkennen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verehrung des Kiara in der Grotte von Ikombe.

Eine berühmte Opferstätte befindet sich auf der Halbinsel Ikombe, wo man »den Gottesfels«, die Stätte, an der auch die erste Frau und die Mutter des Menschengeschlechts gewohnt haben soll, heilig hält. »Unter hohen Bäumen«, schreibt Merensky,[1]) »in deren Schatten ein klares Bächlein rauscht, erhebt sich am nordöstlichen Ende des Sees der ‚Gottesfels'. Der Eingang zu dem ‚Gotteshaus', wie man eine kleine Grotte im Felsen nennt, ist von Schlinggewächsen umrankt.«[*]) Der Boden der Grotte war noch zu der Zeit, als ich sie besuchte, in mehreren Schichten mit Töpfen, die einst die Opfergaben enthielten, bedeckt; wertvollere Stücke, wie Beile und Hacken, soll ein Neffe des Häuptlings Muankenja vor einigen Jahren geraubt haben.[3])

Der alte Priester, der das Heiligtum hütete und der mit Kiara sprach, hiess Muakinjassa, »Sohn des Sees«, und besass eine Frau und Rinder, die jedoch — ebenso wie die Frauen und Rinder des Mbassi-Propheten Muamafungubo — als Eigentum des Gottes galten.[4]) Von den altertümlichen Tongefässen, die in Ikombe zum Regenzauber benutzt wurden, war bereits oben die Rede.

Gegenwärtig, wo das Auftreten der Europäer alle alten Sitten ins Wanken bringt, scheint man das Heiligtum zu vernachlässigen.[**]) Es ist jedoch noch nicht lange her, dass die Konde-Häuptlinge an dieser Stätte zu Kiara[***]) zu beten pflegten.

»Wenn Trockenheit herrschte«, berichtet Merensky,[7]) »versammelten sich die Häuptlinge am Ufer des Sees, am Gottesstein. Da wurde ein Opfer geschlachtet, und das Fleisch wurde in das ‚Gotteshaus' gelegt. Ein Häuptling als Vorbeter schöpfte mit einem Flaschenkürbis Wasser aus dem See, nahm davon in den Mund und blies es auf die Erde, bis das Gefäss leer war. Dann betete er: ‚Mbamba! Kiara! Du hast uns Regen verweigert, schenke uns Regen, damit wir nicht sterben. Errette uns vom Hungertode, du bist ja unser Vater, wir sind deine Kinder, du hast uns geschaffen, weshalb willst du, dass wir sterben? Gieb uns Mais, Bananen und Bohnen! Du hast uns Beine gegeben zum Laufen, Arme zum Arbeiten und Rinder auch, gib uns nun auch Regen, dass wir ernten können!' Blieb Gott zornig und hielt die Dürre an, so gingen die Leute wieder hin, um wieder ebenso zu beten, bis sie erhört wurden.«

*) Von den »zahlreichen Tropfsteingebilden«, die Johnston[2]) im Anschluss an Cross erwähnt, sind in Wirklichkeit nur ganz geringfügige Spuren vorhanden.

**) Nach der im Aufstande von 1897 erlittenen, blutigen Niederlage soll hier jedoch noch geopfert sein.

***) Nach Cross[5]) soll in Ikombe ein Heiligtum des Mbassi sein, während in Langenburg — wo sich das weiter unten näher beschriebene Kiara-Heiligtum befindet — behauptet wurde, in Ikombe würde ein Sohn des Kiara (Riampiru?) verehrt. Merensky[6]) endlich erwähnt, dass nach den Angaben der Missionare der Brüdergemeinde aus dem Konde-Oberland »weiter unten am See« ein Vertreter des Mbassi wohne; ob damit das Kiara-Heiligtum von Ikombe oder Langenburg gemeint ist, ist nicht ersichtlich. Dass ich Kiara und Mbassi für identisch halten möchte, ist bereits oben erwähnt.

[1]) **18**, S. 112; [2]) **25**, S. 450; [3]) **18**, S. 112; [4]) **18**, S. 112; [5]) **25**, S. 450; [6]) **18**, S. 113; [7]) **18**, S. 115.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kiara-Grotte bei Alt-Langenburg.

Eine andere heilige Grotte des Kiara befindet sich bei Langenburg, und zwar in einem unmittelbar am Hafen aus dem Njassa aufragenden Ufer-Felsen, den die Europäer seines romantischen Aussehens wegen den Lorelei-Felsen getauft haben; ganz nahe bei der Grotte mündet eine Quelle in den Njassa, ganz wie bei der Höhle von Ikombe, deren vollständiges Gegenstück diese Grotte ist. (Fig. 137.)

In meinen Tagebüchern finden sich darüber folgende Aufzeichnungen: Da ich den Wunsch hatte, die einst offenbar weit berühmte Grotte des Kiara zu sehen, so wandte ich mich an den Orts-Häuptling von Langenburg, Makanagamo, der mich dorthin führen sollte; dieser sagte mir, dass zwei Leute Bescheid wüssten, ein Alter und ein Junger, letzterer der Sohn des ehemaligen Priesters dieses Heiligtums. Offenbar nur ungern, entschloss sich nach längeren Verhandlungen der jüngere, mir die Grotte zu zeigen. Auch Makanagamo hatte nicht geringe Angst; er kam auch tags darauf zu mir und bat mich um Medizin, damit ihm Kiara nichts anhabe: denn dass ich offenbar im Besitz eines Gegenzaubers sein müsse, da ich mich vor Kiara nicht fürchtete, setzte er natürlich voraus.

Da der sichtlich schon lange nicht mehr betretene Weg zur Höhle vollständig verwachsen war, musste ich, nachdem ich mir den Eingang von weitem hatte zeigen lassen, auf eine sofortige Untersuchung verzichten, doch kehrte ich tags darauf zurück und liess mir mit dem Buschmesser einen Weg durch das Gestrüpp bahnen.

Die Grotte liegt auf der südlichen Seite des Lorelei-Felsens, etwa 15 m über dem Spiegel des Njassa und ist von der Seeseite aus zugänglich.

Sie wird durch eine Lücke zwischen zwei grossen Gesteinsblöcken gebildet und ist oben offen: es ist also keine eigentliche Höhle, sondern eine sich nach unten zu verbreiternde Kluft. Die Breite ist etwa so weit als wie ein Mann klaftern kann, oder noch schmäler, die Tiefe etwa doppelt so gross; die Höhe ist nicht viel über Mannshöhe, doch kommt dies daher, dass viele Schichten übereinander liegender Töpfe, ganz wie in Ikombe, den Boden der Höhle erhöht haben; die Töpfe waren alle mit, wohl vom Regen hineingespülter, Erde gefüllt, und nirgends zeigten sich Spuren einer jüngst stattgehabten Benutzung der Grotte.

Kiara sei wohl fortgegangen, meinte Makanagamo, denn er liesse nichts mehr von sich hören: wenn er es befehlen würde, werde man ihm wieder opfern. Er berichtete mir weiter, dass einst das Heiligtum des Regen spendenden Gottes bei den Konde-Leuten und Wakissi in hohem Ansehen gestanden habe; ja selbst die Wakinga stiegen zu ihm hernieder, um hier zu opfern.

Die Opfer bestanden in Mehl, das man in den in der Grotte angehäuften Tongefässen darbrachte, in weissen Hühnern und ferner in Ziegen und Rindern, bei denen die Farbe jedoch gleichgültig war; wenn das zum Opfer bestimmte Rind brüllte, so war das ein Zeichen, dass Kiara das Opfer desselben nicht wollte, und man tötete es nicht.

Man opferte die Rinder in der Nähe der Grotte und legte den Kopf und ein Bein in dieselbe; war das Opfer genehm, so war es am andern Tage verschwunden, sonst warf es der Gott aus der Grotte wieder heraus.

Die Ziegen wurden etwas abseits an einer von alten Bäumen beschatteten Felswand geschlachtet und dann angeblich völlig verzehrt. Die weissen Hühner brachte man lebend zum Heiligtum; niemand fing sie weg, und der Priester des Heiligtums fütterte sie mit Hirse.

Alles, was in dem sich etwa 100 m weit am Strande hinziehenden geweihten Bezirk des Heiligtums zufällig zur Erde fiel, war diesem verfallen und durfte nicht aufgehoben werden. Kiara konnte Leute besessen machen, und diese verkündeten dann den Willen des Gottes und die Opfer, die er wünschte.*)

Berufs-Priester.

Wie aus dem Erwähnten hervorgeht, gibt es also im Konde-Lande Berufspriester, welche die Heiligtümer hüten und mit der Gottheit verkehren; besonders

*) Ganz wie dies von Merensky[1]) nach Makay von der Gottheit Lubari (=Mbassi) am Viktoria-See berichtet wird.

[1]) **18**, S. 112.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

berühmt ist die Luembe-Priesterfamilie (siehe Seite 317). Es scheint auch »Hofpriester« zu geben, wenigstens erwähnt Nauhaus [siehe Seite 316, Anm. *)], dass der Sultan Muanjabara ein besonderes Gotteshaus — wo er betet und Rinder schlachtet[1]) — und dafür einen »Vermittler« oder »Beter« habe, der öfter den Kiara erscheinen lasse. Cross[2]) unterscheidet bei den Wantali ausser den »Priestern«, den »Waputi«, welche in den heiligen Hainen zu den Ahnen beten, noch die »Awaraghusi«, »die Propheten«, welche die Botschaften der Ahnen an dieser Stätte verkündigten.

Sultan und pater familias als Priester der Ahnen.

Ausserdem ist der Häuptling Priester seines Volkes, und er betet zu seinen Ahnen und zu Kiara zuzeiten öffentlicher Not, ebenso wie der Familienvater der Priester der Familie ist und deren Ahnen anruft.[3])

Miss. Schumann[4]) beschreibt eine solche Gebets-Versammlung folgendermassen: »Bei dem Häuptling (Muakorobo) fanden wir zunächst nur die alten Leute, bald aber erschien auch die junge Mannschaft, bewaffnet mit Speer und Schild. Der Kriegstanz wurde aufgeführt, in geschlossenem Zuge rannte der ganze Haufe nach dem Takt hin und her. Dann begab sich der Häuptling in die Hütte seiner grossen Frau, holte die Kürbisflasche, die mit Bier gefüllt war, das man mit Wasser vermischt hatte, und begab sich damit an die Hintertür der Hütte. Sofort bildeten die Geladenen vor ihm einen ovalen Kreis, die mächtigen Schilde vor sich haltend. Als sich alle geordnet hatten, herrschte Totenstille, man hätte ein Blatt hören zur Erde fallen. Nunmehr ergriff der Häuptling das Wort zum Gebet: ‚Ich rief euch, erschreckt nicht, ich sage, die Seuche hier oben, die uns tötet, die möge weichen. Ich sage: du mein Vater Muakarassja, du Muakarindire, du Muanssassa, du Muaitarako du Karembussja, du Muaipopo, du Muakibinga (lauter Vorfahren von Muakorobo) steht bei mir! Erhöret das Wort, das ich rede, fallet nieder vor Gott und sagt: weshalb soll das Vieh Muakorobos sterben? Die Seuche möge weichen! Siehe, du gabst mir die Hacke, den Mais, die Banane, das Bier!‘ Der Häuptling schwieg, und im Namen der Versammlung redete ihn ein vornehmer Mann an: ‚So beten sie alle, bete auch du, sage es deinem Vater, auch Gott sieht diese Versammlung.‘ Hierauf ergriff Muakorobo die Kürbisflasche, goss von dem Bier, das sie enthielt, in die linke, hohl gehaltene Hand, zog es in den Mund und sprühte es gegen die Schilde im Kreise umher, bis die Flasche leer war.«

Die Opfer-Gaben.

Die Opfer, die man dem Kiara darbringt, sind im Vorigen bereits erwähnt, und die Totenopfer sollen noch weiter unten besprochen werden. Nur folgendes sei besonders hervorgehoben.

Bemerkenswert ist der Brauch, beim Anrufen der Gottheit oder der Ahnen eine in den Mund aufgesogene Flüssigkeit wieder auszusprühen (siehe auch Seite 318).

Dem Kiara, dem regensendenden Himmelsgotte, werden weisse Hühner dargebracht, den Toten, wie wir sehen werden, schwarze Kälber mit ins Totenreich gegeben.

Das Blut der Opfertiere wird aufgefangen und dann verspritzt,[5]) und auch ein Teil des Fleisches (besonders der Kopf) wird geopfert.*)

Früher wurden im Konde-Land auch Menschen geopfert, um — wie es heute noch in Ukinga üblich — die Seelen Grosser in die Unterwelt zu be-

*) Nach Johnston[6]) würden im Konde-Land angeblich die zum Opfern bestimmten Rinder mit einer besonderen Art von Aexten durch Nackenschlag getötet.

[1]) **18**, S. 114; [2]) **23**, S. 119; [3]) **18**, S. 116; [4]) **18**, S. 115; [5]) **25**, S. 450; [6]) **25**, S. 450.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleiten oder um die Gottheit milde zu stimmen. So entnehme ich den Aufzeichnungen von Miss. Jauer (siehe auch[1]), dass noch 1896, das Gerücht verbreitet gewesen sei, man wolle anlässlich eines Regenzaubers bei dem schon mehrfach erwähnten Luembe-Priester eine Frau und ein Kind opfern, und selbst aus Kinga-Land seien Priester zu der Feier eingetroffen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Jauer, dass tatsächlich Menschenopfer üblich waren; man schnitt den Opfern die Kehle durch und spritzte das Blut umher.

Ausser Schlachtopfern werden dem Kiara und den abgeschiedenen Seelen auch Nahrungsmittel, wie Mehl und Bier, dargebracht.

Man kennt endlich im Konde-Land auch das Weihen lebender Objekte. So weiht man den Toten Rinder und Bananen (siehe Seite 326 u. 331), und die Rinder und Frauen, die der Priester erhält, gelten ebenfalls als Eigentum des Gottes (siehe Seite 320).

Fortleben der Seelen.

Wie aus dem Ahnenkultus der Konde-Leute hervorgeht, glaubt man an ein Fortleben der Seelen nach dem Tode. Der Tote steigt zur »Wurzel der Bananen« (Jauer) hinab ins Totenreich, das »Bosyuku«, wo er alles so findet, wie er es auf Erden gewohnt ist. Der in die Erde hinabgesenkte Leib verwest zwar, aber Gott bekleidet die Seele*) mit einem aus dem Herzen und dem Blute gebildeten neuen Leib;[2]) nur die von wilden Tieren gefressenen Menschen kommen nicht ins Totenreich.[3])

Aber es gibt, wie ich den Aufzeichnungen von Miss. Jauer entnehme, auch in der Unterwelt ein Sterben, und wer hier gestorben ist, mit dem ist es dann definitiv aus.

Die Guten leben herrlich und in Freuden und haben Fleisch und Bier in Hülle und Fülle. Am Tage schlafen sie und des Nachts wandeln sie mit Kiara auf Erden umher. Sie haben die Macht, den Ihren zu nützen und Kiara milde zu stimmen. Die Bösen aber kommen in das Reich eines bösen Herrschers; sie schlafen des Nachts, müssen aber bei Tage hart arbeiten.[4])

Dieser Glaube an eine belohnende und strafende Gerechtigkeit nach dem Tode, der auch als sittliches Moment wirksam sein soll, und von dem uns Merensky erzählt, ist aber nicht im ganzen Konde-Land verbreitet und vielleicht auch nicht ursprünglich. Denn im Konde-Oberland führen nach Meyer und Richards[5]) die Seelen im »Bosyuku« ein »ödes, leeres Fortleben« und müssen hungern und dursten, wenn die überlebenden Anverwandten sie nicht mit Opferspenden versehen. Des Nachts rufen sie dann nach Speise und Trank und bringen Unheil und Krankheit in die Familie, bis sie das Ihrige erhalten haben.**)

*) Vielleicht stellt man sich diese als »Schatten« vor. Miss. Jauer erwähnt nämlich, die Konde-Leute glaubten, Tote hätten keinen Schatten, und dass sie sich wunderten, als sie bei einer toten Kuh einen solchen sahen, obgleich sie sich doch, wie Jauer bemerkt, täglich von dieser Tatsache hätten überzeugen können.

**) Hat eine Kuh geworfen und erhalten die Ahnen keine Milch, so versiegt zur Strafe die Milch der Kuh (Jauer).

[1]) **27**, S. 217; [2]) **18**, S. 118; [3]) **18**, S. 118; [4]) **18**, S. 118; [5]) **22**, S. 72.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Toten können im Traume erscheinen,[1]) zuweilen kommen sie aber auch in leibhaftiger Gestalt zu den Ihrigen. Aber von solchen Erscheinungen soll man nicht sprechen: sie sind von übler Vorbedeutung und kündigen den baldigen Tod an (Jauer).

Dem Missionsfreund[2]) entnehme ich folgende Erzählung, die mit einigen Varianten sich auch in den Aufzeichnungen von Miss. Jauer findet:

»Einem Mädchen starb die Mutter. Als es nun die harte Arbeit des Hackens tat, jammerte es um die Mutter: ‚Ach, wenn meine Mutter noch lebte, so würde sie mir helfen, das Gras forträumen, und ich würde schneller mit dem Umhacken des Gartens fertig werden.' Unter Wehklagen und Tränen vollbrachte sie ihr Tagewerk und kehrte am Abend traurigen Herzens heim. In der Nacht kam die Mutter aus der Unterwelt herauf und hackte für ihre Tochter. Als diese am Morgen ihre Arbeit wieder aufnehmen wollte, schien es ihr, als habe sie am gestrigen Abend nicht so viel fertig gehabt, ‚doch', sagte sie, ‚ich werde es wohl vergessen haben.' Auch an diesem Tag arbeitete sie unter Klagen und Seufzen, merkte sich aber am Abend genau die Stelle, bis zu welcher sie gehackt hatte. In der Nacht steigt wieder die Mutter aus der Unterwelt empor und arbeitet rüstig. Als das Mädchen am andern Morgen ihre Arbeit wieder aufnehmen will, merkt sie, dass in ihrer Abwesenheit doch jemand geackert hat. ‚Morgen werde ich in aller Frühe herkommen und sehen, wer hier auf meinem Grund und Boden arbeitet.' Gesagt, getan. Am folgenden Tage macht sie sich in aller Frühe auf den Weg, ehe die Hähne krähen. Mit leisen Schritten und scharf umspähend nähert sie sich der Stelle, und richtig, es ackert jemand dort. Sie eilt herzu, und wer ist es? Die Mutter! Mit lautem Freudenruf wirft sie sich derselben um den Hals. Doch jene ruft dem Kinde ängstlich zu: ‚Kind, lass mich los, du darfst mich nicht anfassen, gehe fort!' ‚Ach Mutter, ich dachte, du wärest tot, und nun bist du doch noch am Leben!' ‚Kind, lass mich los, ich muss gehen, siehst du nicht, dass der Tag naht?' ‚Ich lass dich nicht, ich will mit dir gehen!' ‚Das geht auf keinen Fall, lass mich los.' ‚Ich will mit dir gehen!' ‚Nun, so komm morgen, aber in aller Frühe, wie heute.' Die Mutter verschwindet, und das Mädchen eilt nach Hause. Beim Morgengrauen steht sie wieder am Acker, wo sie auch die Mutter findet. Sie gehen beide in die Unterwelt hinab [nach der Jauerschen Variante reisst die Mutter ein Bündel Gras aus und beide steigen durch das Loch in die Erde hinab]. Dort unten versteckt die Mutter ihre Tochter in dem abgeschlossenen Raum der Hütte und untersagt ihr, ein Wort zu reden. Es dauert nicht lange, so kommen Verwandte und Bekannte, lauter Schatten des Schattenreiches, zum Besuch. Doch kaum haben sie sich in die Hütte gesetzt, als sie, die Nase rümpfend, fragen: ‚Was ist hier in der Hütte? Wonach riecht das? Es riecht so nach Leben.' Was hast du hier versteckt?' ‚Nichts ist hier, geht nur', ist die Antwort. [Nach der Jauerschen Variante entdecken die Toten die Tochter und fragen sie: ‚Wo ist denn deine Kürbisflasche und wo die Matte, die sie dir beim Begräbnis gegeben haben? Gehe zurück und lebe noch!'] Wie die Geister der Verstorbenen fort sind, holt die Mutter das Kind aus dem Versteck hervor und sagt: ‚Nun geh' schnell wieder hinauf; hier hast du einen Flaschenkürbis; hänge denselben in deiner Hütte gut auf und nimm dich in acht, dass derselbe nicht herabfällt und zerbricht. Zerbricht der Kürbis, dann ist es auch mit deinem Leben aus. Erzähle auch auf keinen Fall auf der Oberwelt, was du hier unten gesehen hast.' Als das Mädchen indes glücklich zu Hause angelangt war, hatte es nichts Eiligeres zu tun, als zu erzählen, wie schön es in der Unterwelt gewesen sei, was sie dort alles gegessen habe und wen sie gesehen habe. Sie habe so viele Bekannte gesehen, diesen und jenen, der vor Jahr und Tag starb; es sei herrlich in der Unterwelt, es gäbe so sehr viel schöne Sachen dort. Nicht lange darauf fiel der Flaschenkürbis, den sie sorgfältig in der Hütte aufgehängt hatte, herab, zerbrach und — das Mädchen fiel in demselben Augenblick tot zur Erde.«

Toten-Feierlichkeiten:

Was die Toten-Feierlichkeiten der Konde-Leute anbelangt, so variieren die mir darüber zur Verfügung stehenden Notizen, zum Teil wohl infolge lokaler Abweichung, nicht unerheblich; doch hoffe ich, dass die folgende Darstellung, die ich aus den vorhandenen Literatur-Notizen — vor allem Merensky[3]), Cross[4]), Johnston[5]) — und den mir persönlich gemachten Angaben, die ich grösstenteils

[1]) **24**; [2]) **24**; [3]) **18**, S. 126—129; [4]) **23**, S. 118—119; [5]) **25**, S. 443—445.

den Herren Missionaren des Konde-Landes verdanke, zusammenstelle, ein einigermassen richtiges Bild gibt. (Siehe auch die Bemerkungen über das verschiedene Quellenmaterial auf Seite 344.)

Obduktion der Leiche.

Ist jemand gestorben, so wird die Leiche vor allem von einem Arzte obduziert, um festzustellen, ob der Tote etwa an ihm in den Leib gehexten Stricken zu Grunde gegangen oder ob er gar am »Lupembe-Zauber« verstorben sei, da im letzteren Falle besondere Vorkehrungen bei der Beerdigung nötig werden (siehe Seite 313): denn Zauberei wittert man bei jedem Todesfall.[1])

Aus begreiflichen Gründen findet die Obduktion abseits von den Zuschauern statt. Der Arzt öffnet mit einem scharfen Bambussplitter*) den Leib in der Mittellinie durch einen vom Brustbeinende bis zum Nabel**) oder durch einen quer über den Bauch verlaufenden Schnitt***) und untersucht sorgsam das Mesenterium und die Blutgefässe, nach deren Anordnung er dann, wie Johnston[8]) berichtet, sein Urteil abgibt. (Siehe auch Seite 314.) Solche Leichen-Oeffnungen sollen allgemein üblich sein und nach Cross[4]) nur [?] bei im Kriege Gefallenen unterbleiben.†)

Toten-Toilette.

Dann wird die Leiche (die man zur Vermeidung der Totenstarre geknetet hat) unter dem Wehklagen der trauernden Weiber gewaschen, rasiert und gesalbt. Frauen erhalten einen neuen Lendenschurz, auch seine wertvollen Leibringe gibt man dem Toten meist mit ins Grab. Wo europäisches Zeug vorhanden, umhüllt man die Leiche mit Stoffen; irgend eine Fesselung des Toten findet nicht statt,††) doch gehört es in manchen Teilen des Landes anscheinend zur Totentoilette, Nase und Ohren des Gestorbenen mit Lehm oder Medizin zu verstopfen (vergleiche auch Seite 225).

Das Herrichten der Leiche wird von den Angehörigen des Verstorbenen besorgt und scheint vor allem, wenn auch nicht ausschliesslich, Sache der

*) Es ist sehr bemerkenswert, dass die Obduktion der Leichen — ebenso wie vielleicht auch das Abschneiden des Nabelstranges der Neugeborenen (Seite 353) — mit einem Bambusspan stattfindet, nicht mit einem eisernen Instrumente oder etwa einem Steinmesser. An geeignetem Material zu letzteren ist in dem jungvulkanischen Gebiete sicher kein Mangel.

**) Johnston[2]) nach Angaben von Cross.

***) Von Jauer persönlich beobachtet.

†) Auch bei Stämmen aus Kamerun findet, wie A. Plehn[5]) berichtet, Leichenöffnung statt, um eventuellen Zauber als Todesursache zu konstatieren.

††) Wie aus einer Tagebuch-Notiz von Miss. Wolff[6]) hervorgeht, scheint es sogar direkt verboten zu sein, den Toten irgendwie zu fesseln: sogar die Stricke der Matte, in welche die Leiche in einem erwähnten Spezialfalle gehüllt war, mussten gelöst werden, wenn man nicht die Strafe der Toten gewärtigen wollte.

Johnston[7]) sagt freilich: »With the Wankonde the body is tied up in a sitting position, the knees drawn up against the chin with the hands clasped round the legs. This appears to be the position adopted by almost all the other tribes of British Central Africa.« Ferner: »In the wilder parts of the country corpses are usually tied up with strips of bark in a sitting position.«

[1]) **22**, S. 72; [2]) **25**, S. 443; [3]) **25**, S. 443; [4]) **25**, S. 443; [5]) **98**; [6]) **46**; [7]) **25**, S. 343 u. 344.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frauen.*) Auf den Schultern wird der Verstorbene wohl auch in feierlichem Umzuge durch das Dorf getragen, und klagend singen sie dazu: »Du hast uns verlassen, grüss unsere Eltern, wenn du sie siehst.« Im Kriegsschmuck führen während dieser Zeit Jünglinge eine Art Kriegstanz auf, wobei sie, wie nach unsichtbaren Feinden, mit ihren Speeren stossen, die Speere gegen die Hütte des Verstorbenen schleudern und im Laufe das Totenhaus umkreisen; auch Weiber beteiligen sich dabei.

Das Grab.

Unterdessen hat unweit von der Hütte, unter den Bananen, ein Totengräber das Grab gegraben; das Amt des Totengräbers, das man, wie alle Beschäftigungen mit der Leiche, als unrein ansieht, wird gewissermassen berufsmässig ausgeübt, und nicht jeder gibt sich damit ab. Das Grab ist eine tiefe, runde Grube, etwa $^3/_4$—1 m im Durchmesser und gegen $1\,^1/_2$ m tief. Am Boden sah Schumann noch eine seitliche Aushöhlung, die zur Aufnahme für die Leiche bestimmt war; mir sprach man nur von einer kleinen Höhlung, gegen die das Haupt des Toten lehne.

Das Betten der Leiche.

Auf Stoff oder einer untergebreiteten Matte wird die Leiche in kauernder Stellung beigesetzt, d. h. mit halbangezogenen Beinen und die Arme zwischen den Schenkeln [vergl. auch S. 325, Anm. ††)]. Das Antlitz der Leiche ist dabei nach der Heimat des Stammes hin gerichtet: der Tote blickt z. B. bei den Wanjakjussa nach der heiligen Stätte des (Pa)mpampuguso-Baumes. Mit einer zweiten Matte deckt man die Leiche zu, damit sie nicht unmittelbar mit der Erde in Berührung kommt; anscheinend werden hier und da auch grüne Zweige zu diesem Zwecke verwandt. Bevor die Grube geschlossen wird, legt man dem

Beigaben.

Toten Beigaben mit ins Grab, denn ohne diese darf er sich im Totenreiche nicht sehen lassen. (Vergl. Seite 324.) Bier oder Essen bekommt er in einer Kalebasse oder einer Schüssel mit, auch ein Gefäss mit Salböl wird beigefügt, und Männer erhalten noch ihre Tabakspfeife und Tabak mit ins Grab; im Konde-Oberlande soll zuweilen auch ein Speer als Beigabe vorkommen.

Man gibt aber, wenigstens in einigen Gegenden, dem Toten auch lebende Geschöpfe mit auf den Weg zur Unterwelt, z. B. ein Huhn; bei Vornehmeren wird ein junges Rind lebend mitbegraben, und zwar, wie Miss. Bunk[2]) gelegentlich erwähnt, eins von schwarzer Farbe.

Eine interessante Modifikation dieser Sitte ist es, dass man sich zuweilen damit begnügen soll, ein Rind in das Grab hineinschauen zu lassen und es dadurch dem Toten weihe, dass man dieses Rind dann aber nicht mitbegrabe oder töte. Ebenso werden an den heiligen Bananen (Seite 321) Schafe und Rinder den Toten geweiht.

*) Merensky[1]) berichtet, dass beim Tode einer Frau sich ausschliesslich Weiber mit der Leiche zu schaffen machen, und dass die Männer erst zum Grabe einer Frau gingen, wenn dieses wieder gefüllt sei. Im übrigen vergleiche S. 330—331.

[1]) **18**, S. 126; [2]) **27**, S. 210.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Menschenopfer, wie sie in Ukinga beim Tode eines Häuptlings noch gebräuchlich sind (siehe Kpt. VII), waren auch im Konde-Lande üblich, denn Cross[1]) erwähnt — allerdings als den einzigen ihm bekannten Fall — dass beim Tode des Sultans Chungu Menschen lebend mitbegraben sein sollen.*) Miss. Kretschmer teilte mir ferner mit, es käme angeblich vor, oder sei doch früher vorgekommen, dass man an den Gräbern, mit dem Speer in der Hand, Streit anfinge, um die Gefallenen so dem Abgeschiedenen als Begleiter zur Unterwelt mitgeben zu können. Menschen-Opfer.

Hat der Tote seine Beigaben erhalten, so wirft jeder der Verwandten ein paar Hände voll Erde ins Grab, andere Erde wird nachgeschüttet und sorgsam festgetreten, bis die Grube geschlossen ist.**) Auf dem geschlossenen Grabe soll dann die Kalebasse, aus der der Tote stets getrunken, und seine Tabakspfeife, bei Frauen statt letzterer eine Schüssel, zerschellt werden; doch geschieht dies vielleicht nur, wenn man ausnahmsweise keine Beigaben mit ins Grab gelegt hat. Schliessen des Grabes usw.

Die Stelle des Grabes wird für gewöhnlich nicht weiter bezeichnet,***) und so kommt es, dass man im Konde-Land fast nie eine Grabstätte erkennt, obgleich es deren sicher eine grosse Anzahl in den Bananenhainen geben muss.

Ist das Grab geschlossen, so findet, begleitet von dem Klagegeheul der Weiber, über demselben wohl noch von neuem ein Tanz der kriegerisch geschmückten jungen Mannschaft statt, wodurch der Grabhügel wieder geebnet wird, und man wirft mit Speeren in die Büsche, wie um böse Geister zu verscheuchen. Dann wird ein Teil von des Verstorbenen Vieh geschlachtet, von seinen Bananen werden etliche umgehauen und das Trauerhaus wird demoliert;†) man tut dies, um dem Toten seine Habe zur Unterwelt nachzusenden.[5])

*) Vielleicht ist »Chungu« — gleich mehreren andern Namen der zitierten Arbeit — verdruckt und gemeint ist »Mbungu«-Makula den Elton[2]) und andere erwähnen.

**) Bei den Wakissi sollen die Angehörigen unter Anrufungen des Toten über das Grab springen, und die kleinen Kinder, die noch nicht springen können, hinüber heben. (Källner.)

***) Wenn Merensky[3]) und Johnston[4]) von Häusern oder Grasdächern, die über Gräbern errichtet würden, sprechen, so muss ich gestehen, dass ich bei den Konde-Leuten auch nicht ein einziges Mal, wohl aber in unmittelbarer Nachbarschaft bei den Wakissi derartiges gesehen habe. Man erzählte mir jedoch, dass man zuweilen im Konde-Lande Bäume, besonders Panda-Panda-Bäume, auf die Gräber pflanze, entweder an allen vier Ecken oder einen am Fuss- und einen andern am Kopfende des Toten, um die Grabstelle zu bezeichnen. Solche Bäume dürften dann nicht geschlagen werden, da sie Sitz der Geister wären. Mit den dem Toten geweihten Bananenstauden hätten diese Bäume nichts zu tun, und Bananen sollten überhaupt niemals auf Gräber gepflanzt werden. Zuweilen legt man angeblich auch einen Zweig von einem bestimmten Baum aufs Grab, bis seine Blätter welken. Grabsteine sollen für gewöhnlich nicht Sitte sein, es handele sich denn um ein »Lupembe-Grab« (siehe Seite 314); die Stätte, wo der Vater des Häuptlings Makassissi angeblich ruhte, war allerdings durch eine fusshohe Basaltsäule gekennzeichnet. Werden Männer begraben, so wird ausserhalb des Grabes am Kopfende wohl auch ein Speer in den Boden gestossen; derselbe bleibt jedoch nicht etwa als dauerndes Zeichen des Grabes hier stecken. [Kenntlichmachen der Grabstätte.]

†) Dies geht aber nicht so weit, dass man das Haus etwa ganz zerstört, wie es bei andern Stämmen der Fall ist, sondern man reisst nur das Dachstroh herunter, zerschlägt den Putz usw. Man bewohnt das Haus dann auch nachher ruhig weiter.

[1]) **23**, S. 118; [2]) **4**, S. 323; [3]) **18**, S. 112; [4]) **25**, S. 445; [5]) **18**, S. 126.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach dem Begräbnis wird das geschlachtete Vieh verzehrt, nachdem die Trauernden die ihnen vom Toten anhaftende Unreinigkeit durch eine Waschung getilgt haben. In der ganzen jetzt folgenden Trauerzeit aber müssen sie auf jegliche Pflege ihres Aeusseren verzichten; sie dürfen sich weder waschen, rasieren, noch salben; ja man scheint sogar etwas darin zu suchen, zum Zeichen der Trauer möglichst verwahrlost auszusehen, z. B. am ganzen Körper mit dem Staube bedeckt zu sein, der an der Haut haftet, wenn man sich wehklagend am Boden gewälzt hat. Die nächsten Verwandten, vor allen die Weiber, beschmieren das Gesicht, die Brust oder auch den ganzen Körper zum Zeichen der Trauer auch mit weissem Lehm, wodurch sie wie Clowns aussehen (Tb, 87a). (Siehe auch Seite 390.)

Trauerzeit und Trauerzeichen.

Auch scheint es, wenigstens manchmal, Sitte zu sein, gleich wie bei den Wakissi um Stirn, Körper und Unterschenkel Streifen aus Bast oder solche von europäischem Stoff als Trauerzeichen zu binden (Tb. 78a). Während der Trauerzeit schlafen nach Merensky die nahen Verwandten in den Trauerhäusern.

Die Dauer der Trauerzeit ist offenbar recht verschieden und richtet sich wohl nach dem Geschlecht, Alter und Ansehen des Verstorbenen. So gibt Merensky an, dass um einen Mann fünf Monate getrauert würde, während man mir sagte, dass die Trauerzeit schon nach fünf Tagen beendet sei. Ist die Trauerzeit verstrichen, so finden wiederum eine Anzahl Zeremonien statt.

Zeremonien am Schluss der Trauerzeit.

Die Angehörigen treten an das Grab, berühren es zuerst mit dem Knie, dann mit den Ellenbogen und endlich mit der Stirn; wenn die Tote eine Frau war, so berühren die Weiber das Grab angeblich mit den rechtsseitigen Gliedmassen, wenn es ein Mann war, mit denen der linken Seite; die Männer machen es entsprechend umgekehrt. Ferner werden Bananen in der Asche geröstet, und eine Zauberfrau steckt dann am Kopfende des Toten eine Banane mit einem Kürbiskern an der Spitze in den Boden. Von jedem Trauernden wird nun eine solche Bananenspitze mit samt dem Kürbiskern abgebissen und dann wieder ausgespien; man darf jedoch beim Herunterbücken mit den Knien den Boden nicht berühren. (Vergl. auch S. 67 u. 224—227.)

Toten-Schmaus.

An diesem Tage wird auch der bisher nicht gekehrte Trauerplatz sauber gereinigt und die Beteiligten dürfen sich wieder waschen, rasieren und salben. Die Hirse zum Bier wird jetzt vorbereitet, und wenn dieses nach etwa sechs Tagen fertig ist, findet ein grosses Gelage statt, zu dem auch Freunde des Toten ihren Anteil als eine Art Ehrengabe beisteuern; der Tote bekommt aber bei den Konde-Leute von diesem Biere angeblich keinen Anteil. Bei Gelegenheit des Totenschmauses wird auch das Erbe des Toten an dessen Bruder übergeben. Dieser Erbe wird von den Männern ergriffen und mit den Frauen des Verstorbenen in des letzteren Haus gesperrt. Ist die Tür hinter ihm verschlossen, so mahnen ihn die Alten, er solle die Weiber und Kinder des verstorbenen Bruders gut behandeln. Nachdem er hinter Schloss und Riegel diese Ermahnungen angehört hat, lässt man ihn wieder heraus, und nun

Uebergabe des Erbes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

treten die verwaisten Kinder hervor, begrüssen ihn und reden ihn als »Vater« an.[1])

Während für gewöhnlich Totenklage und Begräbnis gleich nach dem Ableben eines Angehörigen stattfinden, wartet man, wenn der älteste Sohn zufällig abwesend sein sollte, mit den Zeremonien bis zu dessen Ankunft.

Totenfeier bei Häuptlingen.

Der Tod eines Häuptlings wird jedoch fünf Tage lang verheimlicht,*) und infolgedessen begraben ihn seine Räte feierlich bei Nacht in einem der heiligen Haine.

Ich hatte Gelegenheit, einen solchen bei Kassiabona zu besuchen: es war eine etwa 100 m grosse Parzelle, mit schönem alten Hochwald bestanden und ringsum von Dickicht umgeben. Ein Weg führte nicht hinein, und da meine Konde-Führer sich fürchteten, so musste ich voranschreiten, doch folgte man mir dann willig. Inmitten einer kleinen Lichtung befand sich eine etwa fusshohe Basaltsäule, angeblich die Grabstätte des Vaters des greisen Sultans Makassissi bezeichnend; Spuren anderer Grabstätten oder Reste von stattgehabten Opfern konnte ich nicht entdecken; dicht daneben befand sich noch eine andere, ganz ähnliche Waldparzelle, die ich jedoch nicht besuchte.

Missionar Jauer[2]) erwähnt, dass sich in einem dieser Haine eine jetzt verfallene und augenscheinlich selten benutzte kleine Opferhütte befinde; in der Hütte und aussen davon steckten eiserne Hacken senkrecht in der Erde.

Während man bis dahin dem Volke nur von einer Krankheit des Häuptlings spricht, und z. B. in seiner Hütte mit seinen Beinschellen klappert, als ob er noch umhergehe, wird der Tod am fünften Tage offiziell bekannt gegeben und nun an Stelle der schon begrabenen Leiche eine mit Stoff umwickelte Puppe, gleich, als wäre sie der Häuptling selbst, betrauert. Bei der Leichenfeierlichkeit, zu der alle Nachbarn herbeiströmen, soll in den verwaisten Dörfern arg gehaust werden; die Bananen werden umgeschlagen und jeder nimmt von dort, was er nur fortschleppen kann. Doch darf während der Trauerzeit niemand ohne Abzeichen der Trauer das Dorf betreten, ohne Gefahr zu laufen, dass man ihn durchprügelt, seinen Speer zerbricht und sein Zeug zerreisst.**)

Toten-Gebräuche der Wantali.

Bei den benachbarten Wantali herrschen andere Toten-Gebräuche. Nach Johnston[4]) wird die Leiche ausserhalb des Hauses zu einer Seite der Tür begraben und ein Grasdach über den Grabhügel gebaut.***) Wenn jedoch innerhalb eines Jahres jemand von den Angehörigen des Verstorbenen krank wird, so schiebt man das Unglück auf den Toten, und, um weiterem Unheil vorzubeugen,

*) Dies geschieht wohl, wie bei andern Negerstämmen, aus politischen Gründen, um die Nachfolge zu regeln.

**) Ich entnehme die Schilderung der beim Tode eines Häuptlings üblichen Gebräuche hauptsächlich der Darstellung von Merensky[3]). Als ich etwa zwei Monate, nachdem der Sultan Makalinga im Aufstande gefallen war, dessen Dorf besuchte, waren die Folgen der Trauerfeierlichkeiten noch darin zu erkennen, dass man den schönen Stuck an den Wänden einer seiner Hütten herunter geschlagen hatte (Tb. 67 d). Trauerbemalung trugen die Leute jedoch zu dieser Zeit nicht mehr, diese scheint vielmehr schon kurze Zeit nach dem Begräbnis entfernt zu werden.

***) Untali kenne ich nur flüchtig, kann daher wenig aus eigener Anschauung berichten; bei meinem kurzen Besuche erinnere ich mich aber nicht, derartige Grasdächer gesehen zu haben, wohl aber wird derartiges von den benachbarten Warambia durch Cross[5]) erwähnt. [Siehe auch S. 327, Anm. ***).]

[1]) **18**, S. 127; [2]) **102**, S. 29; [3]) **18**, S. 127; [4]) **25**, S. 445; [5]) **8**, S. 288.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Exhumierung. gräbt der nächste Verwandte nächtlicherweile dessen Gebeine aus und trägt sie in einen dichten Busch. Cross[1]) fand den Boden aller dichten Waldparzellen dieses Landes, die er besuchte, mit menschlichen Knochen bedeckt. Die Tatsache, dass die Wantali die Gebeine wieder ausgraben und »in Haine oder Büsche werfen, weil sie fürchten, von den Geistern der Abgeschiedenen krank gemacht zu werden«, wird auch von Häfner[2]) bestätigt; die Zeit der Exhumierung würde von den »Zauberdoktoren« bestimmt.

Schumann über ein Konde-Begräbnis. Es sei hier noch eine von Merensky[3]) abgedruckte Schilderung, die Missionar Schumann, der treffliche Kenner der Konde-Leute, von einem Begräbnis in der Manow-Gegend entwirft, im Wortlaute wiedergegeben; sehr charakteristisch kommt es in dieser anschaulichen Darstellung auch zum Ausdruck, wie äusserlich all die Trauerfeierlichkeiten der Neger sind und wie sie weniger dem Schmerze um den Verstorbenen entspringen, als dem Gefühl einer Verpflichtung gegen den Toten, der man auf solche Weise zu genügen glaubt.

Schumann schreibt: »Ich nahm gern die Gelegenheit wahr, einem heidnischen Begräbnisse beizuwohnen, und begab mich hin. Da sassen denn auf der einen Seite unter dem Schatten von Bäumen und Bananen die Frauen, eine zahllose Menge, und klagten: ‚Ha, mein Vater, hea, hea, hea, he ha', in einem singenden Tone. Auf der andern Seite sassen die Männer, während auf dem freien Raum dazwischen junge Leute einen Kriegstanz ausführten. Etliche Frauen, die des Klagens müde waren, gingen ab und zu in den abseits rauschenden Bach, um sich mit Fischfang zu belustigen.«

»Ich musste mich zu den alten Männern setzen, denn dort war der Ehrenplatz. Wie es die Sitte erheischt, drückte ich ihnen mein Beileid aus: ‚Ihr beweint euern Freund, ihr begrabt euern Freund,' worauf sie alle mit ‚ja' antworteten. Dann erhob ich mich, um auch den hervorragendsten unter den Frauen mein Beileid auszusprechen, und begegnete einem alten Manne, der wie unsinnig sich gebärdete, ‚ein naher Verwandter', hiess es. Da war es denn schön, dass gleich zwei ältere hinzusprangen und dem Trostlosen zusprachen, indem sie ihn fest umschlungen hielten. Ich schritt weiter, liess die grosse Frau rufen und sprach ihr mein Beileid aus. Ein schrilles, ohrenbetäubendes Geschrei, das alle Frauen, gegen mich gewandt, ausstiessen, drückte ihre Freude über meine Teilnahme aus.«

»Nunmehr begannen etliche der jungen Leute einen Rundlauf um das Trauerhaus in grossem Bogen, woran auch Frauen teilnahmen. Die andern Jünglinge fuhren fort, den Kriegstanz auszuführen; sie sprangen im Angriffslauf gegen die Hütte des Verstorbenen vor, warfen ihre Speere in dieselbe und zogen sich wieder zurück, um das Spiel von neuem zu beginnen. Andere machten Kriegsübungen mit den Bananenstauden, und wenn sie an einer Staude eine ziemlich reife Traube fanden, so legte ein geschickter Streich mit dem Speer die Staude nieder. Ueberall wurde ein wenig zerstört, der Besitzer war ja tot. Tabak wurde zerpflückt und zertreten, Anpflanzungen zerstört (alles freilich mit Vorsicht, um nicht viel zu verderben), ja, eine der Frauen des Verstorbenen ergriff ein Scheit Holz und hieb auf die Hütte ein; sie beschädigte indes nur den Putz an den Türpfosten. Plötzlich wälzte sich (buchstäblich) nicht weit vor mir eine junge Frau im Staube und jammerte dabei ganz erbärmlich und setzte das solange fort, bis junge Männer sie trösteten. Da erhob sie sich endlich, riss eine Tabakstaude heraus und rief, damit herumrennend: ‚Der Tabak ist vor der Zeit gereift, er muss ausgerissen werden, he, mein Vater, hea, hea, hea, he he.'«

»So stand ich mitten in der Trauerversammlung. Rechts sassen in verschiedenen Gruppen die Männer, schwatzend, rauchend, lachend; vor mir die jungen Leute mit Speer und Schild, in der Sonnenglut die tollsten Sprünge machend, in Schweiss gebadet; zur Linken, mitten unter dem Schwarm der fortwährend heulenden Weiber, die Leiche, gehalten von den Kindern und nächsten Anverwandten, die sich alle mit weisser Lehmerde am nackten ganzen Körper bemalt hatten. (Die Weissen trauern in schwarz, die Schwarzen in weiss.) Die Angehörigen wuschen die Leiche, trugen sie wieder umher, salbten sie, hüllten sie in Baumwollenstoff, legten sie ins Grab und begruben sie mit Hilfe des Totengräbers. Das ist ihre heilige Pflicht. Ich war Zeuge, wie eine ältere Frau

---

[1]) **25**, S. 445; [2]) **44**; [3]) **18**, S. 128.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einem jungen Manne ernst zurief, weshalb er nicht käme und den Toten salbe. ‚O,' erwiderte er lächelnd, ‚ich dachte nicht, dass ihr schon so weit wäret,' ging hin und salbte den Verstorbenen. ‚Wer war dieser?' fragte ich. ‚Der Sohn des Verstorbenen.' Nach jeder Handlung des Waschens, Salbens usw. erhebt sich einer oder eine der Anverwandten, preist die Vorzüge des Verstorbenen nach allen Seiten hin und bestellt Grüsse an früher Heimgegangene, worauf als Antwort ein verstärktes Wehklagen durch die Trauerversammlung erfolgt.«

»Unterdes gräbt ein Totengräber das Grab. Es war mir ungemein interessant, dass die Konde Totengräber haben. Als das Grab fertiggestellt war, wurde die Leiche von den Angehörigen an den Rand desselben gebracht. Ich trat heran, um das Grab zu besehen. Es war rund (gegraben vor der Hütte des Verstorbenen), etwa anderthalb Meter tief, unten war noch seitwärts ein Loch gegraben. In dieses Seitenloch wurde der Tote gelegt, hiess es. Ich musste mich zurückziehen, die Leute baten mich darum, es sei ihnen unheimlich, wenn ein Häuptling in das Grab schaue. Ich konnte daher das Betten der Leiche nicht beobachten. Ich sah nur, wie noch einmal die Kinder des Toten an die Leiche herangelassen wurden, wobei sie wie wahnsinnig schrien und sprangen, und sah, wie zwei Frauen des Verstorbenen in das Grab stiegen und die Leiche in Empfang nahmen Ich sah ferner, wie man eine Tabakspfeife, Tabak, einen Topf mit Salbe, einen Topf Bier und eine Schlafmatte mit ins Grab legte. Das ist für den Weg in die Unterwelt. ‚Wo ist aber das Feuer, um den Tabak zu rauchen?' fragte ich. ‚Das gibt ihm Gott,' war die Antwort. Das Grab wurde sodann vom Totengräber zugeschüttet, jeder Anverwandte warf aber einige Hände voll Erde ins Grab, wobei er ‚lebe wohl' rief. Andere riefen dem Toten zu: ‚Dass du aber nicht lügst und sagst, es sind noch andere Menschen hier oben, sage, du warst der letzte.'«

Ahnen-verehrung

in heiligen Hainen.

Um die Grabstätten selbst scheint man sich im Konde-Land später wenig zu kümmern, da sie ja, wie schon erwähnt, auch äusserlich in der Regel nicht bemerkbar sind. Nur die heiligen Haine, in denen die Häuptlinge begraben liegen, werden hoch in Ehren gehalten. Sie sind sakrosankt, kein Unbefugter darf sie betreten, kein Baum darf hier gefällt, kein Zweig gebrochen werden. In diesen heiligen Hainen opfert man den Verstorbenen Rinder.[1])*)

an heiligen Bananen.

Die gewöhnlichen Leute benutzen als Familienheiligtum eine Bananenstaude, die der Sohn beim Tode seines Vaters pflanzen soll, und wo er dann als Priester seiner Familie zu den Ahnen betet und ihnen opfert;[2]) man tut dies gewöhnlich des Abends, da ja die Toten des Nachts auf die Erde zurückkehren. Als Totenopfer werden Rinder und Hühner, nach Miss. Schüler jedoch niemals Schafe geschlachtet.

Toten-Opfer.

Es geht nämlich die Sage, dass früher, als es den Tod noch nicht gab, die Menschen uneinig gewesen seien, ob man den Tod von Gott für die Menschheit erbitten solle oder nicht, und dass diejenigen, welche den Tod für wünschenswert gehalten hätten, das Schaf, die Gegenpartei den Hund an Gott gesandt hätten; das Schaf sei früher angelangt und habe den Tod für die Menschheit erwirkt. (Miss. Schüler.)

Nach Miss. Schüler, der jahrelang in der Gegend von Muakaleli im Konde-Oberland lebt, werden beim Toten-Opfer einem roten Hahn (den man übrigens leben lässt) vier Federn ausgerupft und unter der heiligen Banane im Boden aufgepflanzt; dann legt man für jeden einzelnen Ahnen seine Portion Opferfleisch unter die Staude, und wenn es ihrer zu viele sind, bittet man die, welche

*) Dass in der Regel ausser dem Blute des Tieres auch dessen Kopf oder noch andere Teile geopfert werden, wurde schon oben (Seite 322) erwähnt. Miss. Richards sagte mir allerdings, dass man das des Nachts geschlachtete Opfertier bis zum andern Morgen liegen lasse, damit der Tote sich sein Teil nehmen könne, und dass man dann alles verzehre.

[1]) **18**, S. 127; [2]) **18**, S. 114.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwas bekommen haben, den andern abzugeben; das übrige Fleisch wird verzehrt.

Auch setzt man unter die Bananen Bier und Milch für die Toten hin — nach Merensky[1]) wird es hier vergraben — oder bringt es ihnen in Gestalt von mit dem Munde gegen die Staude gespritzten Libationen dar. Wenn ich eine Aufzeichnung aus dem Tagebuch von Miss. Jauer richtig verstehe, stellt man dem Verstorbenen auch in einen Winkel der Hütte solche Gaben, unter denen auch Tabak nicht fehlt. Fällt jemandem beim Essen etwas zur Erde, so heisst es: »Der Geist hat es genommen.« (Jauer.) (Siehe auch S. 321.)

Dass ausser geschlachteten Opfertieren auch lebende Rinder den Toten geweiht werden, wurde bereits oben erwähnt. Den durch Heirat in die Familie gekommenen Weibern ist es untersagt, von der Milch solcher Kühe zu geniessen, ebensowenig wie sie sich am Verzehren des Opferfleisches und der Früchte der geweihten Bananen beteiligen dürfen:[2]) hängen doch diese Dinge mit ihrem Schwiegervater zusammen (siehe Seite 351) und ausserdem gehören die Weiber ja auch einer andern Sippe an.

Kosmische und mythologische Vorstellungen:

Sehr bemerkenswert ist das, was Merensky[3]) über die kosmischen und mythologischen Vorstellungen der Konde-Leute berichtet: Der Himmel ist ihnen ein festes Gewölbe, ein wirkliches Firmament. Die Sonne, die männlichen

Himmel und Erde,

Geschlechtes ist, wandert am Tage auf der uns zugekehrten Seite des Himmelsgewölbes von Osten nach Westen, um Nachts, den Menschen unsichtbar auf der andern Seite zu ihrem Ausgangspunkte zurückzukehren. Sonnen- und Mondfinsternis sind Zeichen von Gottes Zorn, dass sich die Menschen unter einander bekriegen; deshalb betet man bei solchen Anlässen zu Gott; auch bläst man dann überall im Lande Signalhörner.*)

Der Mond ist weiblichen Geschlechtes; vom vielen Wandern wird er müde und schwach, nimmt immer mehr ab und stirbt endlich, worauf Gott einen neuen Mond schafft.

Die Sterne sind der Sonne und des Mondes Kinder; am Morgen fallen sie herab und glänzen im Grase als Morgentau; des Abends sieht man sie dann noch einmal im Abendtau; dann steigen sie wieder zum Himmel empor und sind fröhlich mit ihren Eltern.**)

Blitz und Donner.

Die Wolken sind diesseits des Firmaments; wenn sie sich streiten, so erschallen die Stimmen der Kämpfenden als Donner, und ihre Waffen sind die Blitze. Verfehlt ein Blitz sein Ziel und fährt zerstörend zur Erde nieder, so

*) Will man vielleicht einen Feind der Sonne verscheuchen?

**) Von den Wakinga erzählte mir Miss. Wolff, dass sie die Sterne für Maulwürfe (resp. die maulwurfsartigen Wühlmäuse) halten, deren glänzend weisse Zähne vom Himmel herableuchten; fällt eine Sternschnuppe, so sucht man tags darauf nach dem toten Maulwurf, denn man schätzt solche hier als Leckerbissen.

[1]) **18**, S. 114; [2]) **18**, S. 114; [3]) **18**, S. 107—112.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

findet man ihn dennoch nicht, denn er kehrt, da himmlischen Ursprungs, wieder nach oben zurück.

Wenn — wie dies im Konde-Land öfter der Fall — Erdbeben eintritt, so kommt dies daher, dass Kiara mit seinen Gotteskindern die abgeschiedenen Seelen in der Unterwelt mustert und unter den Schritten der antretenden Massen die Erde erzittert. Erdbeben,

Trotz der gegenteiligen Vermutung von Johnston[1]) hat Cross entschieden Recht, wenn er behauptet, dass die Konde-Leute an Elementar-Geister glauben; aus den auf Seite 279 und 282 berichteten Sagen und auch aus einer Andeutung bei Merensky[2]) geht der Glaube an Wassergeister klar hervor. Wassergeister,

Auch nach dem Konde-Glauben hat Gott — wie Merensky des weiteren berichtet — die Welt geschaffen. Dort, wo jetzt der Njassa flutet, war einst ein paradiesisches Land, die Tiere kämpften nicht mit einander und die Löwen frassen Gras; überall herrschte eitel Friede. Hier schuf Gott den ersten Mann Riampiru und das erste Weib Ngogotike (d. h. die Grosse) und gab ihnen alles, die Häuser, die Früchte des Feldes und auch das Feuer.*) Gott als Weltschöpfer, das Paradies, die ersten Menschen.

Aber das Weib erhielt von Gott auch Gold**) und allerlei Schmuck, und neidisch darüber, erschlug Riampiru sein Weib mit dem Bananenmesser. Da erzürnte Gott, nahm alle seine Gaben wieder und vertrieb Riampiru (Mbassi? ?) ins Gebirge, wo er, selbst von den Tieren gemieden, unstät und flüchtig umherirrt.***)

Das Weib aber erweckte Gott zu neuem Leben; sie gebar Kinder und alle Menschen stammen von ihr. Die Stätte, wo sie lebte, wird als Heiligtum betrachtet und als »Gottesstein« heilig gehalten (cf. Seite 320). Die ersten Menschen starben nicht; doch als sie statt Pflanzennahrung das Fleisch gefallener Büffel assen, mussten auch sie sterben. Wie nun die Menschen aber gar anfingen absichtlich Wild zu erlegen, war der paradiesische Zustand völlig aus und die Feindschaft zwischen Menschen und Tieren ausgebrochen. Da sprach Gott zu den Menschen: »Hier habt ihr die Welt, die ich schuf, baut

*) Ueber die Herkunft des Feuers siehe auch Seite 302. Es darf natürlich nicht befremden, wenn sich auch die Sagen der Konde-Leute zum Teil widersprechen; ist dies doch wohl bei dem Sagenschatz eines jeglichen Volkes der Fall, und es wäre verfehlt, in solchen Fällen die eine Version etwa als falsch berichtet zu verwerfen.

**) Dass Merensky hier das Gold erwähnt, ist auffällig, da Gold und Silber im Konde-Lande, soweit mir bekannt, niemals als Schmuck getragen wird, auch jetzt nicht, wo die Eingeborenen infolge der Anlage der europäischen Stationen ziemlich viel silberne Rupie-Stücke besitzen; auch sah ich niemals mit Gold oder Silber verzierte Geräte im Konde-Land. Das »Gold« der Konde-Leute ist das Kupfer, und früher war es das Eisen; denn »Eisen« und »reich« werden nach Cross[3]) durch dasselbe Wort »ifiera« bezeichnet. Entsprechendes gilt übrigens auch von den andern in diesem Buch besprochenen Stämmen Deutsch-Ostafrikas, wenn auch ab und zu eine Häuptlingsfrau gleich wohlhabenden Suaheli-Weibern eine silberne Knöchelspange indischer Arbeit besitzen mag.

***) Die Aehnlichkeit dieser Sagen mit Genesis Kap. 1—4 ist geradezu frappant. Ueber die Möglichkeit eines Missionseinflusses siehe Seite 316.

[1]) **25**, S. 449, Anm. [2]); [2]) **18**, S. 255; [3]) **23**, S. 118.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

euch Häuser, damit die Löwen und Hyänen euch nicht fortschleppen des Nachts.«

Konde-Märchen.

Eine Anzahl, soweit mir bekannt, zum Teil noch unpublizierter Märchen, die die Herren von der Berliner Mission, besonders Herr Missionar Jauer und Schumann, im Konde-Land gesammelt haben, im Wortlaut wiederzugeben, würde leider den Rahmen dieses Buches überschreiten, doch kann ich es mir nicht versagen, wenigstens einiges davon mehr oder weniger ausführlich mitzuteilen:

»Zwei Mädchen gingen einst zum Walde, um wilde Früchte zu sammeln. Unterwegs kommen sie an ein reissendes Wasser, und wie sie ratlos dastehen, bemerken sie ein altes Weib, das aber nur einen Arm und ein Bein besitzt. Das alte Weib hilft ihnen nun über den Fluss und auch wieder zurück, als sie mit ihren Früchten nach Hause zurückkehren; aber sie verbietet den Mädchen, von dem Vorgefallenen etwas verlauten zu lassen. Doch die jüngste kann nicht reinen Mund halten und plaudert alles aus. Als nun die Mädchen ein andermal wieder in den Wald gehen und zu dem Bache kommen, ist auch das alte Weib wieder da, aber diesmal hält sie die Mädchen fest und sperrt sie in ihr Haus. Hier gibt sie ihnen Mahlstein und Hirse*) und spricht: ‚Ich gehe jetzt fort und rufe meine Gefährten, wenn ich wiederkomme, sollt ihr geschlachtet werden. Bis dahin mahlt mir das Mehl, damit ich es als Zukost zu eurem Fleische kochen kann.‘

Wie nun die armen Mädchen traurig dasitzen, kommt auf einmal, tap, tap, ein Frosch hineingehüpft: ‚Pfui über das scheussliche Tier!‘ ruft die jüngste; aber die ältere tadelt die Schwester und heisst den Frosch willkommen. Der bittet um etwas Mehl; da fährt ihn gleich die jüngste wieder an: ‚Du Scheusal, was fällt dir ein!‘ Doch die ältere sagt in ihrer milden Art: ‚Aber so gib doch dem Frosche etwas‘, greift mit beiden Händen in das Mehl und reicht es dem Frosche. Da fängt der Frosch zu schlingen an, verschlingt das Mehl, dann den Mahlstein, die Töpfe und Körbe nebst allem Hausgerät und dann auch beide Mädchen; zuletzt verschluckt er dann noch etwas Russ.

Darauf hüpft er fort, tap, tap. Aber unterwegs begegnet ihm das alte Weib mit ihren Nachbarn, und argwöhnisch fragt sie: ‚Woher des Weges? Du bist wohl in meiner Hütte gewesen und hast die Mädchen aufgefressen?‘ Der Frosch leugnet. ‚So würge einmal!‘ spricht das Weib. Da würgt der Frosch, aber nur ein wenig Russ kommt heraus, und unbehelligt lässt man ihn seines Weges ziehen. Er hüpft davon, tap, tap, und kommt zur Hütte, wo der beiden Mädchen Eltern wohnen. Hier quakt er, und als man ihn nach seinem Begehren frag', da würgt er wieder und gibt nun alles von sich, was er verschlungen hatte. Die Eltern, die ihre Kinder schon als tot beweint, freuen sich sehr, als sie dieselben heil und gesund wieder haben, und der brave Frosch erhält zur Belohnung ein Rind, mit dem er froh von dannen zieht, tap, tap.«**)

Der »Menschenfresser« spielt auch in einem andern Märchen eine Rolle: »Zwei Mädchen bitten Perlhühner, ihnen doch auch schöne Tätowierungen***) zu machen, aber die Perlhühner wollen nicht, und als die Mädchen ihnen immer weiter folgen, kommen sie endlich in ein Dorf, wo die Grossmutter der einen wohnte. Doch der Mann der Grossmutter ist ein Menschenfresser, und als dieser des Abends von der Jagd nach Fröschen und Schlangen nach Hause kommt, muss die Grossmutter die Mädchen vor seinem Appetite in einen grossen Topf verstecken; der Mann wittert zwar das Menschenfleisch, aber die Grossmutter verrät die Kinder nicht und lässt sie am andern Morgen fort. Aber unterwegs treffen sie doch den Menschenfresser und flüchten sich vor ihm auf einen Baum, den sich der Menschenfesser nun umzuhauen anschickt.†)

*) Das Mehlreiben kommt in den Konde-Märchen recht oft vor, was auffällig ist, da Hirse im Konde-Land relativ recht wenig gebaut wird und Mehlreiben daher hier nicht die Rolle spielt wie in den meisten Nachbarländern, wo es eigentlich die Hauptbeschäftigung der Weiber bildet. Vergl. Seite 298.

**) Herr Missionar Schumann, der dieses und das auf Seite 336 wiedergegebene Märchen berichtet, weist dabei auf Märchen aus Kamerun von E. Meinhof, Strassburg, F. H. Ed. Heitz, hin. [Siehe auch Seite 311 u. 325, Anm. *)].

***) Die Tätowierungen der Konde-Leute bestehen, wie die Flecken der Perlhühner, aus einzelnen Punkten. Vergl. Seite 386.

†) In dieser Weise jagt man auf Bäume geflüchtete Colobus-Affen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da bitten die Mädchen singend den Baum: ‚Falle nicht, falle nicht, wir geben dir eine Kuh.' Der Menschenfresser aber sagt: ‚Falle doch, falle doch, ich gebe dir dieses und jenes.' Aber immer, wenn der Baum schon fallen will, bitten die Mädchen aufs neue, und der Baum richtet sich wieder auf. Endlich kommen Leute und erlösen die Mädchen.« Konde-Märchen.

Ein anderes langes Märchen berichtet von dem boshaften und schlauen Ukukwe und dem braven und einfältigen Kasiba (beides nach Jauer Namen für ein iltisähnliches Tier), von denen der Dumme von dem Schlauen auf alle Art gefoppt wird und für dessen Schandtaten schliesslich obendrein totgeschlagen wird. Aber des einfältigen Kasiba jüngster Bruder, den Ukukwe auf dieselbe Weise foppen will, durchschaut den Bösewicht, der seine gerechte Strafe findet und erschlagen wird.

Im folgenden Märchen findet der Schlechte schliesslich ebenfalls seine Strafe: »Ein Mann wirft mit einem Speer, den er vom Nachbar geliehen, auf einen Elefanten, da dieser seinen Garten verwüstet. Aber der Elefant entflieht mit dem geliehenen Speer im Leibe, und da der Besitzer sein Gut durchaus wieder haben will, muss sich der Jäger aufmachen, um den Speer zu suchen. Er folgt der Fährte des Elefanten, und von einem kleinen Wild, das ihm den Weg weist, geleitet, gelangt er zum Hause eines Mannes, der viele Elefanten besitzen soll. Dort setzt er sich ruhig auf den Müllhaufen, bis man kommt und fragt, was er eigentlich wolle. Nach Negersitte sagte er anfänglich, er wolle gar nichts, er ginge nur spazieren, bis er dann allmählich mit seinem Anliegen herausrückt. Der Elefantenbesitzer hat seine Tiere gerade zur Weide getrieben, wie er aber abends heimkehrt, fährt er den Fremdling, der nach seinen ‚Kühen' mit dem Speere geworfen, hart an; der aber verteidigt sich und sagt, dass die Elefanten ihm ja doch seinen Garten zertreten hätten. Der Elefantenbesitzer bewirtet nun zwar seinen Gast, heimlich aber sinnt er darauf, ihn zu töten. Zum Abendessen gibt er ihm einen Hahn, den der Fremde schlachtet und verzehrt und dann den Kopf oben in der Hütte aufhängt. Als es aber Morgen wird, da fällt der abgeschnittene Hahnenkopf zu Boden und fängt zum Staunen des Elefantenbesitzers zu krähen an. Dies Wunder rettet dem Fremden das Leben, der sich nun auch seinen Speer aus all den vielen Speeren aussuchen kann, mit denen die Elefanten davongelaufen waren. Aber der Mann, der einen andern um eines Speeres willen in so grosse Gefahr gebracht, wird dadurch gestraft, dass der Elefantenbesitzer den Gast lehrt, eine kleine eiserne Schelle zu verschlingen und wieder von sich zu geben, und als der Besitzer des Speeres dieses Kunststück nachmachen will, muss er daran ersticken, denn mit der Schelle war vorher Zaubermedizin gemacht.« Ein ganz ähnliches Märchen wird aus Uhehe berichtet (vergl. S. 246).

Psychologisch recht unverständlich klingt ein Märchen, in dem eine Frau von einer andern verführt wird, ihr eigenes Kind fortzuwerfen, da es zu schlecht sei. Als sie aber, die Tat bereuend, jammernd überall umherirrt, kommt sie zu Leuten, wo man viele Kinder aufbewahrt, und dort schenkt man ihr als Ersatz ein recht schönes Kind, mit dem sie ihren bekümmerten Mann, der sich zu Hause eingeschlossen hatte, erfreut. Als nun aber die Verführerin ihr Kind ebenfalls fortwirft, um einen guten Tausch zu machen, und zu jenen Leuten kommt, erhält sie zwar auch ein Kind geschenkt, aber das hat zum Entsetzen ihres Mannes nur einen Arm und ein Bein. — Eine hübsche Variante dieses Märchens erzählt Miss. Nauhaus unter dem Titel »Frau Holle im Konde-Land«.

Auch eine Anzahl anderer Märchen endet damit, dass die Braven belohnt und die Schlechten bestraft werden, und es finden sich Erzählungen, die einen ausgesprochen didaktischen Zweck haben, z. B. wenn die Mutter ihren faulen Söhnen Steine statt Essen kocht, da sie nichts besseres verdienten.

In einigen wenigen Erzählungen bleiben böse Taten allerdings auch unbestraft.

Von eigentlichen Tierfabeln ist mir aus dem Konde-Land nur eine bekannt, die Miss. Nauhaus[1]) publiziert hat: das Ehepaar »Schildkröte« überlistet den tölpelhaften Elefanten beim Wettspringen und Wettlaufen ganz in derselben Weise wie in dem bekannten deutschen Volksmärchen der »Has den Swienegel«. Eine völlig analoge Erzählung ist übrigens auch in Kamerun bekannt.

Tiere spielen jedoch in den Märchen des Konde-Volkes sonst eine grosse Rolle, und ebenso die Verwandlungen von Menschen in Tiere oder Pflanzen, so dass ein Ovid reichlichen Stoff für »Metamorphosen«-Dichtungen finden würde; entweder verwandeln sich die Menschen selbst in Tiere, oder sie werden unfreiwillig in solche umgewandelt.

So wird eine Frau durch den Genuss einer ihr von ihrem Manne untersagten Fleischart zu einem Wild mit Menschenkopf verwandelt, und nur durch Abbrühen der Tierhaare wieder zum Menschen. Der Genuss von Kranicheiern verwandelt in einer andern Erzählung in Kraniche, und als man die

[1]) **34**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Konde-Märchen.

in diese Vögel Verwandelten verbrennt, wachsen aus der Asche Kürbisse, deren Früchte man aber nicht brechen darf, denn sie kleben an den Händen der Pflückenden fest und lassen nicht eher los, als bis man sie zu ihrem Standort zurückbringt, wo sie wieder festwachsen.

Von einer Metamorphose in Fische berichtet Jauer in folgendem Märchen:

»Eine Häuptlingstochter heiratet einen gewöhnlichen Mann, aber alle Hausarbeit, das Mahlen, Holzhauen und Fegen ist ihr ungewohnt, und als sie eines Tages wieder Mehl reibt, klagt sie: ‚He, he, he, zu Hause habe ich nie gemahlen, und nur auf der Matte gelegen', und dabei rinnt ihr der Schweiss in Strömen aus allen Poren, und sie schwitzt, und sie schwitzt, bis der Schweiss zum See wird, in dem das ganze Dorf ertrinkt. Aber einige Frauen sind zum Holzholen fortgegangen, und ihnen sagt ein Waldvögelein: ‚Tia, tia, tia, im Dorf sind alle fort, völlig verschlungen.' Die Frauen gehen nun zurück zum Dorfe und finden dort den See. Doch als der See eintrocknet, da lesen sie die Fische auf, in die die Bewohner des Dorfes verwandelt waren, und einige davon werden nun wieder lebendige Menschen, die andern Fische aber werden aufgegessen!« Auch berichtet Jauer von einem See im Konde-Land, dessen Fische man sich zu essen scheut, da sie in Fische verwandelte Menschen seien;*) vielleicht ist dieser See mit dem auf Seite 280 erwähnten Tshungruru-See identisch.

In einigen Konde-Märchen finden sich übrigens ganz phantastische Vorstellungen: so kommt z. B. ein Mädchen in ein Dorf, wo den Leuten die natürliche Oeffnung zum Entleeren der verdauten Speisen fehlt, so dass sie eine solche Entleerung überhaupt nicht nötig haben, und als das Mädchen dann mit einem Nagel den Leuten die obligate Oeffnung an der gehörigen Stelle bohrt, so dass sie normale Menschen werden, wird sie zur Belohnung Häuptlingsfrau.

Zum Schlusse endlich sei ein in mannigfacher Beziehung interessantes Märchen in dem Wortlaut, wie es Herr Miss. Schumann aufgezeichnet hat, hier wiedergegeben (eine Variante zu demselben berichtet Nauhaus[1]) unter dem Titel »Wie das Feuer zu den Konde kam«, und eine dritte Version erzählt Miss. Jauer in seinen Tagebüchern):

»Aka mesi (das [sc. Märchen] des Wassers.) [Siehe auch S. 302.] Ein Zwillingspaar wollte Wasser holen. Die älteste nahm des Vaters neue Bierkürbisflasche, die andere eine gewöhnliche Kürbisflasche. Da sagte die jüngste: ‚Warum nimmst du des Vaters schöne grosse Flasche? Wer wird dir die auf den Kopf helfen, wenn sie mit Wasser gefüllt ist?' ‚Das tue ich allein!' ‚Gut, wir werden sehen.' Sie schöpfen Wasser. Darauf sagt die älteste: ‚Hilf mir die Flasche auf den Kopf, sie ist mir zu schwer.' ‚Fällt mir nicht ein', sagt die jüngere, ‚hilf dir selbst!' Sie versucht es, doch die Flasche entgleitet ihren Händen und zerschellt. Sie eilt davon und versteckt sich in einer Höhle, welche im Stein war. Die jüngste erzählt zu Hause den Vorgang, und der Vater gerät ausser sich vor Zorn. Die Mutter entfernt sich heimlich, das Kind zu suchen. Sie ruft in das Feld hinein: ‚mwana, mwana uli kugu, uli kugu?' (Kind, Kind, wo bist du, wo bist du?)**)

Doch keine Antwort erfolgt, es bleibt alles still ringsum. Sie geht weiter und kommt in die Nähe des Steines und ruft: ‚mwana, mwana, uli kugu, uli kugu?' Da hört sie plötzlich eine Stimme antworten: ‚Juba, juba ndi kuno, ndi kuno, ngogile ikifulu kya tati, kya tati,' (Mutter, Mutter, ich bin hier, ich habe zerbrochen die Flasche meines Vaters, meines Vaters [tati für tata].)

Die Mutter folgt der Stimme und findet ihr Kind in der Höhle, sie eilt nach Hause, holt Nahrungsmittel und bringt sie der Tochter. So versorgt die Mutter jeden Tag ihr Kind mit Nahrungsmitteln, welches in der Höhle, verborgen vor aller Welt, lebt. Eines Tages aber folgt die jüngste unbemerkt der Mutter, sieht, wie sie in der Höhle verschwindet und der entflohenen Schwester Nahrungsmittel gibt. Sie eilt nach Hause und sagt zum Vater: ‚Wenn ich einen Vater hätte, so gäbe er mir eine Banane.' Der Vater reicht ihr eine Banane. ‚Wenn ich einen Vater hätte, so gäbe er mir auch noch einen Leibring und ich würde ihm dann etwas sagen.' Sie bekommt auch einen Leibring. Da verrät sie dem Vater den Ort, wo seine Tochter sich versteckt hält, sagt ihm auch die Worte, welche das Mädchen aus ihrem Versteck herauslocken. Er ergreift eine Hiebwaffe, geht zum Stein und ruft: ‚mwana, mwana uli kugu, uli kugu?' Da erschallt die Antwort: ‚Juba, juba, ndi kuno, ndi kuno, ngogolile ikifule kya tati, kya tati,' und zugleich tritt die Tochter aus ihrem Versteck hervor. Der Vater ergreift sein Kind und zerstückelt es.

*) Von dem Genuss des aus diesem See stammenden Wassers soll man Blut-Harnen (Bilharzia-Krankheit) bekommen.

**) Diese Verschen werden beim Erzählen rezitativ gesungen und einige Male wiederholt.

[1]) **34**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bald darauf kommt die Mutter. Aber als sie ruft: ‚mwana, mwana, uli kugu, uli kugu?' da erschallt keine Antwort. Sie tritt in die Höhle und sieht das Schreckliche. Sie versucht, die einzelnen Körperteile wieder zusammenzusetzen, aber es gelingt ihr nicht. Da setzt sie sich hin und weint. Plötzlich braust ein heftiger Wind über die Höhle hin; die Mutter neigt sich in Ehrfurcht und tritt abseits. Es war Gott; er legte die Körperteile zusammen und sagte: ‚Nun geh!' Das Mädchen versuchte zu gehen, rief aber sofort: ‚Die Beine sind noch nicht fest, sie fallen heraus.' Gott befestigte sie und sagte: ‚Versuche jetzt.' Sie versuchte, sagte aber: ‚Die Hüfte ist noch lose.' Gott befestigte die Hüfte und liess sie das Gehen wieder versuchen. Aber die Arme und Ohren fielen heraus. Als Gott auch diese befestigt hatte, da stand das Mädchen in schöner Gestalt da.*) Nun gab ihr Gott Feuer, einen Topf und drei Herdsteine und hiess sie alles verschlucken. Das Mädchen gehorchte und bekam darauf die Gestalt eines Hundes mit einem Affengesicht.**) Gott befahl ihr, der Sonne zu folgen und zu Muigani (nach andern zu Liampilu) zu gehen.***) So ging sie, von Osten kommend, nach Westen. Unterwegs begegnete sie Leuten, welche mit krummen Aesten ihren Acker bestellten. Denn dazumal gab es noch keine eisernen Hacken. Als die Leute den schönen Hund erblickten, riefen sie ihn: ‚swe, swe' (ssüä gesprochen, der gewöhnliche Lockruf für Hunde). Als er kam, boten sie ihm ungekochtes Essen an: damals war nämlich das Feuer noch nicht bekannt und die Leute assen alles roh. Der Hund nahm nichts an; als ihm aber reife Bananen angeboten wurden, nahm er dieselben an und ass. Aber bleiben wollte der Hund nicht, sondern sagte: ‚Ich gehe zu Muigani.'

Sie ging weiter und begegnete wieder Ackersleuten. Auch diese hatten ihre Freude an dem schönen Hund, sie vergassen über demselben sogar das Bestellen ihres Ackers. Endlich kam sie zu Muigani; dort blieb sie in dessen Hütte. Es wurden ihr Bohnen gereicht und Negerhirse. Sie nahm alles an, ass aber nichts, sondern legte alles beiseite. Aber in der Nacht, als alle schliefen, erbrach der Hund Feuer, Topf und Herdsteine und kochte, was ihm gegeben war. Hierbei hatte er wieder Menschengestalt angenommen. Das junge Mädchen ass, liess etwas Gekochtes übrig, verschlang wieder Feuer, Topf und Herdsteine und bekam wieder die Gestalt eines Hundes mit einem Affengesicht. Als am andern Morgen der Häuptling und seine Frau Gekochtes sahen, riefen sie: ‚Was ist denn das? Unsere Bohnen sind ja verfault?' und warfen es fort. Sie gingen hinaus auf das Feld, ihren Acker zu bestellen. Das Mädchen, allein in der Hütte gelassen, nahm wieder Menschengestalt an und kochte, ass, liess wieder etwas übrig, verschlang Feuer, Topf und Herdsteine und war wieder Hund.

Gegen Mittag kam der Häuptling mit seiner Frau, sah das Gekochte und sagte: ‚Da ist ja wieder verfaultes Essen, aber es riecht sehr schön.' Da sagte die Frau: ‚Gehe zu einem Doktor und frage ihn, was das zu bedeuten habe.' Der Häuptling ging zu einem bekannten Doktor und erzählte ihm den ganzen Vorgang. Der Doktor hörte zu, sang einen langen Ton, und der Häuptling sagte: ‚Ich sehe schon, du weisst auch nicht, was das alles bedeuten soll.' Und er ging zu einem andern Doktor. Als er diesem den Vorgang erzählt hatte, sang auch er einen langen Ton und sagte dann: ‚Das kommt von Gott! Er hat Feuer, Topf und Herdsteine ins Haus gesandt, auch Eisen wird euch jetzt geschenkt werden, und ihr werdet die Schmiedekunst erlernen, auch nichts Ungekochtes mehr essen. Bleibe diese Nacht auf und gib acht, was der Hund tut.'†)

Muigani ging heim. Am Abend legte er und seine Frau sich schlafen, dann stand er ganz leise wieder auf und versteckte sich hinter der Bambuswand, welche die Hütte in zwei Teile teilt. Es dauerte nicht lange, da sah er, wie der Hund die Gestalt eines schönen Mädchens annahm, welches Feuer, Topf und Herdsteine von sich gab und zu kochen anfing. Als er das Feuer flackern sah, bekam er grosse Angst und zitterte wie Espenlaub. Aber er fasste sich endlich, stürzte aus

---

*) In der von Jauer erzählten Version dieses Märchens kommt Gott nicht vor, sondern die Mutter setzt das Mädchen wieder zusammen.

**) In der von Nauhaus erzählten Version kriecht das Mädchen in ein Hundefell hinein.

***) Liampilu = Riampiru ist der Name des ersten Menschen (S. 333) und offenbar identisch mit Liambiro, den man mir als Vater der Schmiedekunst bezeichnete (vergleiche das Ende dieser Erzählung).

†) In der von Jauer erzählten Version verrät der Holzwurm, der ja des Nachts nicht schläft, wie das Kochen des Nachts zustande kommt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seinem Versteck und ergriff des Mädchen: ‚Wo kommst du her? Wie heisst du?' ‚Ich heisse mbasa.' ‚Was ist mbasa?' ‚Ich heisse mbasa.'*)

‚Werde meine Frau.' Das Mädchen willigte ein, sie blieb in Menschengestalt, und auch das Feuer brannte weiter. Am folgenden Tage wunderten sich alle Nachbarn über den merkwürdigen Nebel, der aus der Hütte herausstieg. Muigani aber ging zu seinem Vater und meldete ihm alles. Da brachte der Vater eine Kuh, aber die junge Frau nahm sie nicht, auch einen Ochsen nahm sie nicht an; als aber ein Schaf gebracht wurde, nahm sie dasselbe, schmiedete ein Messer**) und schlachtete das Schaf. Auch Hacken schmiedete sie und verkaufte sie an die Leute. Es strömten von allen Seiten Leute herbei mit Nahrungsmitteln und Vieh, um Feuer und Hacken zu erstehen. Und die junge Frau gab ihnen allen, und sie wurde die Wohltäterin aller und brachte ihrem Mann viel Reichtum ein.« —

Auch im Anfange dieses Kapitels sind einige Sagen berichtet (Seite 279, 280, 282, 317).

Die uns bekannten Sagen und Erzählungen der Konde-Leute zeugen entschieden von Reichtum an Phantasie, welche die Grossartigkeit der sie umgebenden Natur geweckt haben mag.[1])

Musik. Von Musik und Tanz bei den Konde-Leuten wäre folgendes zu berichten: Die Gesänge, die ich gelegentlich zu hören bekam, waren recht melodiös;***) ihren Inhalt konnte ich leider nicht verstehen; es sollen nach Merensky[3]) auch obscöne Texte verbreitet sein.

Ich hörte im Konde-Land auch recht gut pfeifen (Seite 236). Das gewöhnlichste Musikinstrument ist ausser Trommeln eine Art Zither, daneben kommen auch die Kpt. IV beschriebenen Rasselkästchen und Flöten vor.

Die Flöten erklingen, wie Merensky[4]) berichtet, auch im Konde-Lande als Schlachtmusik und begeistern die junge Mannschaft (siehe Seite 238).

Die Signalhörner, mit denen man bei Ueberfällen die Genossen warnt, bestehen meist aus einem grossen Antilopenhorn (Seite 236—242 u. Tb. 50).

Im allgemeinen hört man aber im Konde-Land wenig Musik, mit Ausnahme der als Tanzmusik dienenden Trommeln, bei deren Klange man oft, besonders bei Mondenschein, bis spät in die Nacht hinein tanzt. Es sind die grossen »Sanduhrtrommeln« (Seite 236 u. Tb. 50), welche hier gebräuchlich sind. Der Musikant pflegt sie zwischen die Beine zu klemmen und springt damit herum, während er das Fell mit den Händen bearbeitet, wie es schon Giraud[5]) beschreibt (Tb. 67e). Früher soll die kleine »gestielte Trommel« der Kinga in Gebrauch gewesen sein, die sich anscheinend noch in Untali findet.[6])

Tänze. Die Tänze werden entweder von einzelnen Tänzern, von nur aus Männern oder nur aus Weibern bestehenden Gruppen und endlich von Männern und Weibern gemeinsam ausgeführt. Die von einzelnen ausgeführten Tänze resp. Vorführungen, denen ich beizuwohnen Gelegenheit hatte, trugen mehr den

*) Mbasa ist die Bezeichnung für das erste Kind bei Zwillingen. Zwillinge sind unrein, daher soll die Antwort bedeuten: »Forsche nicht weiter und nenne mich mbasa.« (Nach Schumann.)

**) Davon, dass dieses Mädchen auch Bringerin der Schmiedekunst ist, erwähnt die Jauersche Version nichts.

***) Die Missionare benutzen beim Gottesdienst mit religiösen Texten versehene Melodien der Wanjakjussa, anscheinend des liederreichsten Stammes.[2])

[1]) **18**, S. 107; [2]) **102**, S. 36; [3]) **18**, S. 131; [4]) **18**, S. 140; [5]) **7**, S. 543; [6]) **8**, S. 286.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Charakter von Pantomimen; kleine Knaben leisten bei dieser Gelegenheit und anscheinend zum Behagen der erwachsenen Zuschauer in Obscönität das menschenmögliche,*) während ich bei erwachsenen Konde-Leuten, wie schon erwähnt (Seite 300), nichts derartig Lascives beobachtet habe.

Eine von einem erwachsenen Mann ausgeführte Pantomime, die ich anzusehen Gelegenheit hatte, bestand darin, dass er, am Boden hockend, in eine Kürbisflasche**) ruckweise hineinblies und dann mit der Hand nach seinem Bauche fuhr, auf dem sich Spuren einer im Aufstande erhaltenen Schussverletzung befanden. Durch das ruckweise Blasen, wollte er die Schüsse unserer Soldaten andeuten.

Bei einer andern Gelegenheit rannte ein Mann unter Gesängen, in denen er die Macht des anwesenden Bezirksamtmanns rühmte, gegen Bananenstauden und stiess sie mit den Füssen um, wohl um anzudeuten, wie jenem nichts widerstehen könne.

In welchem Grade nur von Männern ausgeführte Tänze verbreitet sind, weiss ich nicht, doch erinnere ich mich, eine Anzahl junger Burschen zum Trommelklange tanzen gesehen zu haben.

Ueber einen nur von Weibern ausgeführten Tanz finden sich in meinen Tagebüchern folgende Aufzeichnungen: »Nachdem wir die Knaben, die jungen Leute und die Weiber um ausgesetzte Preise hatten wettlaufen lassen, wobei sich alles ganz köstlich zu amüsieren schien, wurde uns zu Ehren von den Weibern ein Tanz aufgeführt; alle Touren wurden von recht melodiösen Gesängen begleitet, in denen man uns zu verherrlichen schien. Die Weiber hatten sich zum Tanze zu einer Gruppe zusammengeschart, und die Männer sahen dem Tanzen mit sichtlichem Vergnügen zu. Der Gesang wurde von wiegenden, unverkennbar coitus-artigen Bewegungen der Hüften begleitet; merkwürdigerweise machten auch ganz kleine Mädchen von etwa acht Jahren, und zwar diese ganz besonders, jene Gesten mit. Die Gruppe verweilte dabei meist auf derselben Stelle, und nur einzelne traten vor die Front der übrigen, um nach kurzer Zeit andern Platz zu machen; doch gab es auch eine Tour, bei der die Weiber unter erotischen Verrenkungen auf uns zukamen, ein Weilchen dicht vor uns herumtanzten und dann, einen Arm wie zum Lebewohl erhebend, wieder zurückkehrten. Die muntere Gesellschaft glich dabei in ihrer Lebhaftigkeit einer Bacchantinnenschar, aber das Ganze wirkte trotz seiner auf das Sexuelle anspielenden Gesten in dieser natürlichen Form durchaus nicht obscön.«

Johnston[2]) bemerkt in bezug auf Negertänze unter anderm folgendes: »So far as I known, the only dance of a really indecent nature which is indigenous to Central Africa and has not been introduced

*) Puer saltans penem inter manus capit, vel testiculos ita inter crura conclusa ponit, ut a tergo appareantur. Giraud[1]) berichtet aus dem Konde-Land von Tänzen, die er »lascives et même révoltantes« nennt. Vergleiche auch weiter unten.

**) Eigentlich soll man nach dem Konde-Glauben nicht in eine Flasche hineinblasen, da sonst die Zähne faulen (Jauer).

[1]) **7**, S. 194; [2]) **25**, S. 408.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

by low caste Europeans or Arabs, is on which represented originally the act of coition, but it is so altered to a stereotyped formula that its exact purport is not obvious until explained somewhat shyly by the natives.«

Beim Tanze sind durch den Gebrauch eben Dinge erlaubt, die sonst als gegen die gute Sitte verstossend angesehen werden: fasst doch auch der Europäer der besten Gesellschaft bei dieser Gelegenheit ohne weiteres eine Dame, die er gar nicht näher kennt, um die Taille. In einem Falle sah ich jedoch in Langenburg bei der dortigen Wakissi-Bevölkerung einen Weibertanz, bei dem die Absicht, obscön zu wirken, offenkundig war: die Weiber vom rechten Ufer des Lumbira, auf dem die europäische Station gelegen ist, waren mit denen vom linken Ufer in Differenzen geraten, weil diese an die Soldaten unserer Garnison Holz verkauft hatten, was die andern als ihr Privileg zu betrachten schienen. Infolgedessen versammelten sich die streitenden Weiber mehrere Tage hindurch einander gegenüber an den Ufern des Flusses und sangen sich höhnende Lieder zu; dazu klatschten sie in die Hände und führten die oben erwähnten coitusartigen Bewegungen aus. Die Weiber von drüben sangen: »Wir werden hinüberkommen« [um Holz zu verkaufen], die von diesseits: »Schlaft ihr bei euern Männern« [und störet nicht unsere Rechte], und sie bekräftigten diesen Text pantomimisch in nicht misszuverstehender Weise: ex illis altera in solum se posuit, altera penem erectum permagnum ex vestis parte imitans sub illam se posuit et motus sicut vir in coitu fecit. Und das alles in Gegenwart einer zahlreichen Korona von Soldaten usw., ohne dass man sich im allergeringsten zu genieren schien.

Bei den von Männern und Weibern gemeinsam ausgeführten Tänzen (Tb. 67 e) stehen sich Männer und Weiber im Abstand von wenigen Schritten gegenüber, und einzelne Paare, die in die Mitte treten, tanzen zum Trommelklange, wohl auch vom Händeklatschen der andern begleitet,[1]) um einander herum, wobei der Mann seine Partnerin mit den vorgestreckten Händen nur an den Hüften berührt. Das Ganze erinnert an unsere »Française«. Wahrscheinlich handelt es sich bei diesem Konde-Tanz ursprünglich ebenfalls um eine mimische Darstellung sexueller Natur.

Bei den Tänzen werden wohl auch besonders zu diesem Zwecke geschnitzte Stäbe in der Hand gehalten; wenigstens bezeichnet Zenke eine von ihm aus der Manow-Gegend zusammengebrachte, schöne Sammlung eigenartig geschnitzter Stäbe als »Tanz-Stäbe« (Tb. 72).

Die Beschreibung von »Kriegstänzen« respektive von »Totentänzen« siehe Seite 322 und 330.

Malerei und Plastik.

Die Malerei und Plastik beschränkt sich bei den Konde-Leuten, von gelegentlichen Spielereien abgesehen — manchmal werden Tiere aus Ton geformt, einmal sah ich auch eine in Gestalt eines Tieres geschnitzte, kleine Bank —, ganz auf die Darstellung »geometrischer Muster«. Diese sind aber ziemlich beliebt: Man bemalt mit »geometrischen Figuren« in weisser, schwarzer und roter Farbe die Rohrplatten der Türen, ausnahmsweise auch die Wände; man schmückt ferner die Baststoffe der Weiber mit farbigen Zeichnungen; auf dem Lehmbewurf der inneren Hüttenwand und aussen an dem der Türpfeiler stellt man sehr hübsche Relief-Muster her; man ordnet das Rohrgeflecht der äusseren Hüttenwand zu zierlichen Figuren; man tätowiert geometrische Muster auch auf die Haut oder rasiert sie aus dem übrigen Kopfhaar heraus; auch

[1]) 7, S. 543.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gerätschaften werden oft mit geometrischen Mustern verziert. (Tb. 64c; 66c; 67a—d; 71; 72; Fig. 141; 145 und 146; 148—171.)

Alles das geschieht mit der den Konde-Leuten eigenen Akkuratesse und Sauberkeit, die sich nirgends verleugnet und mit der sie sich auch ihre Hütten, oft wahre Schmuckkästchen, möglichst schön und behaglich zu gestalten suchen; besonders gilt dies von den Bewohnern des Konde-Unterlandes.

Grussformen usw.

Die Konde-Leute sind ungemein höflich; ihre Umgangsformen sind bis ins kleinste vorgeschrieben, und Verstösse dagegen werden recht übel vermerkt. Merensky[1]) und Källner[2]) verdanken wir über dieses Thema recht eingehend Angaben, von denen ich hier das Wichtigste wiedergebe.

Der gewöhnliche Gruss ist ein von beiden sich Begrüssenden abwechselnd, zuweilen wohl an ein dutzendmal und öfter hintereinander gesprochenes: »Sokile«, ein Wort, das, wie schon erwähnt, den Konde-Leuten bei den Europäern den Namen »die Sokiri« (l und r werden von den Negern im Süden von Deutsch-Ostafrika nicht unterschieden) eingetragen hat. Nach Merensky[3]) heisst »Sokile« wörtlich »aufgestanden«, ursprünglich offenbar als Frage gemeint.

Ein anderer häufiger Gruss ist »Gonile« (»geschlafen«), womit man sich nach der Nachtruhe des betreffenden erkundigt.

Ausserdem gibt es aber noch eine grosse Anzahl anderer Grussformen, mit denen man Ankömmlinge bewillkommnet, Scheidenden einen guten Weg wünscht, Freunden gratuliert oder kondoliert und dergleichen.

Kinder reden ihren Vater nach Merensky[4]) mit »ihr« statt mit »du« an.*) Respektspersonen spricht man als »Vater« resp. »Mutter« an, wie dies ja auch in andern Gegenden gebräuchlich ist.

Nach persönlichen Mitteilungen von Miss. Richards hätte der Höherstehende zuerst zu grüssen, der andere zeige höchstens durch einen Ausruf an, dass er jenen bemerkt habe; bei gleichem Range grüsse der Ankommende zuerst. Mit »Issaga« wird dann der Ankömmling zum Nähertreten aufgefordert. Sind die Leute, die man besuchen will, in der Hütte, so hustet der Fremde draussen, um seine Ankunft bemerklich zu machen, und wird dann durch »Ingila« (»tritt herein«) zum Eintreten aufgefordert.[6]) Vornehmen Fremden geht man entgegen, führt sie an der Hand oder am Arme ins Dorf und gibt ihnen, wenn sie fortgehen, ebenso das Geleit; zum Abschied und Willkommen schüttelt man ihnen auch recht kräftig mit beiden Händen die rechte oder linke Hand. Auch sonst schreiten Befreundete gern Hand in Hand miteinander.

---

*) Auch sonst gebraucht man die Pluralform, wenn man von jemand redet, man sagt z. B. statt: »wir haben ihn geleitet«, »wir haben sie geleitet«.[5])

---

[1]) **18**, S. 104—105; [2]) **33**; [3]) **18**, S. 104; [4]) **18**, S. 124; [5]) **18**, S. 104; [6]) **33**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Treffen sich zwei Männer auf dem Wege, so gehen sie mit dem landesüblichen Grusse an einander vorüber, trifft man aber einen Häuptling*) oder sonst eine Respektsperson, z. B. den eigenen Schwiegervater — auf das unter Verwandten übliche Zeremoniell kommen wir noch zurück (Seite 350) —, so hockt man dabei nieder.

Im Gegensatz zu dem freien und offenen Gruss der Männer, grüssen die Frauen äusserst devot. Begegnen sie Männern unterwegs, so treten sie trotz Dornen und Dickicht mehrere Schritt abseits vom Wege; beachtet man sie nicht, so schleichen sie still weiter, grüsst man sie, so hocken sie augenblicklich zur Erde nieder und lispeln mit tief zur Erde geneigtem Haupte und abgewendetem Gesichte ihren Gegengruss.

Wenn Frauen jedoch Lasten auf dem Kopf tragen, erlaubt ihnen die Sitte, stehen zu bleiben, und sollte es jemand einfallen, sie deswegen zu beschimpfen, so muss er zur Strafe ein weibliches Schaf zahlen.

Kleine Mädchen begrüssen ihren Vater kniend, der ihnen beim Gegengruss gerne die Hand aufs Haupt legt.[1])

Als Zeichen besonderer Devotion, z. B. beim Danke, legt man sich — besonders Weiber — auf die Erde, und zwar auf eine Seite und wiederholt dies zuweilen vier- bis fünfmal.[2])**)

Beschenkte klatschen wohl auch in die Hände, wälzen sich am Boden oder springen wie unsinnig umher; doch sieht man derartig exaltierte Dankesbezeugungen wenigstens heutzutage selten, denn unsere Neger pflegen selbst ansehnliche Geschenke — wenigstens wenn diese von Europäern kommen — in der Regel ohne ein Zeichen besonderen Dankes, wie etwas ihnen zukommendes und selbstverständliches, entgegenzunehmen. Freilich erheischt es die Sitte, die kleinste Gabe mit beiden Händen in Empfang zu nehmen, und wären es nur ein paar Körner Salz.[4])

Mimischer Ausdruck der Affekte.

Händeklatschen ist nicht nur ein Zeichen der Devotion, sondern, wie beim Europäer, auch ein Ausdruck freudiger Erregung. Bei grossem Staunen stossen unsere Neger ein kurzes É, É aus und fahren eventuell mit der Hand nach dem halbgeöffneten Munde. Schimpft im Konde-Land einer den andern, so hält sich der Beschimpfte wie zur Abwehr den Kopf und ruft »Bienen«. (Jauer.) Ausspeien gilt als Versöhnungszeichen; man sagt: »Speie aus, schlage ihn nicht.« (Richards.)

Gratulationen sind im Konde-Land bei allen möglichen Gelegenheiten üblich, und man scheint streng auf diese Formalitäten zu achten. So wurde es, wie uns Merensky[5]) erzählt, einem Missionar arg verdacht, dass er aus Unkenntnis dieser Sitte es unterlassen hatte, einem Häuptling, der einen feindlichen Einfall zurückgeschlagen hatte, zu gratulieren, und jemand, der die obligaten Kranken-

*) Die Europäer werden von den Eingeborenen zwar auch als »Malafiale« (Häuptling) oder »Fumo« (Grosser, Herr) angeredet, aber es hat sich im Konde-Land leider die Sitte eingebürgert, keinem derselben die Ehrenbezeugung zu erweisen, die einem Malafiale nach Landessitte zukommt.

**) Einmal sah ich auch, wie ein Beschenkter, am Boden liegend, sich mit der flachen Hand auf die Hinterbacken schlug, wie dies Johnston[3]) von Stämmen Britisch-Zentral-Afrikas berichtet.

[1]) **18**, S. 124; [2]) **33**; [3]) **25**, S. 407; [4]) **33**; [5]) **18**, S. 105.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kondolenz-Visiten unterlässt, kommt in Verdacht, durch Zauberei die Krankheit verschuldet zu haben.[1])

Stellung der Frau.

Die Stellung der Frauen ist nach dem Zeugnis aller Autoren im Konde-Land eine verhältnismässig recht hohe, wozu wohl sehr wesentlich der Umstand beiträgt, dass sie keine fremden, kriegsgefangenen Sklavinnen, sondern durchweg Landestöchter sind. Wie schon die Devotion, mit der sie Männer zu grüssen haben, zeigt, werden sie diesen zwar nicht als gleichgestellt betrachtet: aber die Konde-Frauen geniessen Rechtsschutz, haben meist einen Einfluss bei der Wahl ihres Gatten,[2]) haben in allen häuslichen Dingen recht viel mitzureden,[3]) und die Hauptfrau eines Sultans scheint sogar eine gewisse politische Rolle zu spielen.[4])

Arbeitsteilung zwischen den beiden Geschlechtern.

Den Weibern fällt auch nicht, wie bei andern Stämmen, alle harte Arbeit zu. Das schwere Umbrechen des Bodens ist Männerarbeit, die Frauen besorgen dafür — nach Merensky[5]) von den Männern dabei noch unterstützt — das Säen, Jäten und Ernten.[6]) Das Eintragen der Feldfrüchte ist auch Frauensache, und ebenso das Herbeischaffen von Brennholz und Wasser, sowie der Materialien zum Hüttenbau; denn Männer geben sich nur sehr ungern mit Lastentragen ab. Den Frauen fällt beim Hausbau auch die Lehmarbeit zu — d. h. das Verputzen der Wände und die Herstellung der Lehmflure — während die Männer das Holz- und Rohrgerüst des Daches herstellen und das Dach eindecken.[7])

Von den übrigen Arbeiten fällt die Wartung des Viehs ausschliesslich den Männern zu, die Weiber sorgen nur für die nötige Streu und reinigen jeden Morgen die Ställe.[8]) Auch mit Korbflechten und Mattenflechten beschäftigen sich die Männer[9]) und sie bereiten ebenfalls die Fellschurze zu, in denen die Weiber die Kinder tragen.[10]) Die Rindenstoffe ihrer Tracht muss sich die Frau dagegen selbst fertigen, und sie hat auch das Kochen und den übrigen Haushalt zu besorgen.[11]) Mit dem Zubereiten der Speisen aber hat es die Konde-Frau verhältnismässig leicht, denn das so mühsame Stampfen und Mahlen von Sorghum und Mais, womit sich die Frauen in andern Gegenden plagen müssen, fällt hier so gut wie ganz fort. Kann eine junge Frau allerdings nicht kochen, so braucht sich der Gatte das schlechte Essen nur drei Tage lang gefallen zu lassen und schickt sie dann zu ihrem Vater zurück, der wegen der mangelhaften Ausbildung seiner Tochter eines der bei der Werbung gezahlten Rinder herausgeben muss. Lernt sie auch dann noch nicht kochen, so lässt sie ihr Gatte ganz laufen, und ihr Vater muss alsdann auch den Rest der Kaufsumme wiedergeben[12]): Schlechtes Kochen ist also im Konde-Land ein Scheidungsgrund!

Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern scheint streng durchgeführt zu werden, und Männer halten Frauen-Arbeit offenbar für ihrer unwürdig. So vermissen wir bei den Häusern, in denen die jungen Burschen zusammen wohnen und die sie sich selber bauen müssen, den Lehmbewurf, und Meyer und Richards[13]) berichten, »dass unverheiratete Männer, die keine Mutter mehr

[1]) **33**; [2]) **18**, S. 120; [3]) **18**, S. 123; [4]) **23**, S. 119; **7**, S. 188; [5]) **18**, S. 123; [6]) **22**, S. 36; [7]) **18**, S. 123; [8]) **18**, S. 123; [9]) **18**, S. 123; **22**, S. 36; [10]) **18**, S. 123; [11]) **18**, S. 123; [12]) **18**, S. 121; [13]) **22**, S. 36.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

haben und denen keine liebende Schwester zur Seite steht, sich mit geringerer Kost begnügen, aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie zu stolz sind. Es geht nämlich gegen die Ehre des Mannes, Bohnen zu pflanzen oder auch Mais, Erbsen und Buschbohnen; auch gehört die Arbeit des Auskörnens und Trocknens bei der Ernte nicht in sein Fach, und so begnügt er sich mit Bananen, süssen Kartoffeln und Masimbi.«

(Quellenmaterial für Konde-Sitten.

Ueber die Sitten, die mit der Eheschliessung und mit der Geburt und Erziehung der Kinder in Zusammenhang stehen, berichten uns vor allem Merensky[1]), Meyer und Richards[2]), ein anonymer Artikel der deutsch-ostafrikanischen Zeitung vom 29. Juni 1901[3]) und Johnston[4]); ausserdem finden sich noch eine Reihe Notizen über diese Themata in der Literatur zerstreut, und mir selbst wurden durch die Herren Missionare, zumal Herren Richards — resp. durch deren freundliche Vermittlung bei dem Befragen der Eingeborenen — eine Anzahl diesbezüglicher Mitteilungen gemacht.

Schwierigkeit solcher Erkundungen.

Wie dies bei derartigen Erkundungen in ganz besonderem Masse der Fall zu sein pflegt, decken sich die verschiedenen Quellen nicht völlig mit einander, da sie — von Irrtümern oder gar absichtlichen Täuschungen durch die eingeborenen Gewährsleute ganz abgesehen — aus verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Teilen des Landes stammen; so scheint es, dass im Konde-Oberland etwas andere Gebräuche herrschen als in der Ebene.

Polygamie.

Natürlich besteht auch im Konde-Land Polygamie, und die Häuptlinge haben wohl an ein halbes Hundert Frauen; aber die zuerst geheiratete bleibt unter allen Umständen die angesehenste, selbst wenn ihre Nachfolgerinnen von vornehmerem Range sein sollten.[5])

Es kann sich aber durchaus nicht jeder den Luxus leisten, mehrere Frauen sein eigen zu nennen, sondern nur Wohlhabende, die den Kaufpreis dafür an die Väter der Mädchen zahlen können, »und so ist reich und vornehm sein und viele Weiber besitzen im Konde-Lande eins«.[6])

Brautpreis.

Die Preise für eine Frau schwanken je nach dem Stande ihres Vaters und dem jeweiligen Viehreichtum der Gegend; so soll vor der verheerenden Viehseuche der neunziger Jahre eine Häuptlingstochter 10—12 Kühe, jetzt nur 2 Kühe und einen Ochsen bewertet sein, während für ein gewöhnliches Mädchen, das jetzt für eine Kuh und eine Hacke zu haben ist, früher 3 Kühe gezahlt wurden.[7])

Pflichten des Gatten.

Aber mit dem blossen Brautpreise ist für den Mann die Sache noch nicht getan: denn im Konde-Land hat der Gatte jeder Frau eine besondere Hütte zu übergeben — für die jetzt noch obendrein Hüttensteuer entrichtet werden muss — und zur Saatzeit erwartet jede ein beackertes Stück Land, und ist der Mann nicht im stande allein die ganze Arbeit zu verrichten, so muss er gegen Entgelt junge Leute als Helfer dingen.[8])

Freilich bringt dem Eheherren jede Tochter, die ihm von einem seiner Weiber geboren wird, später wieder ebensoviel Rinder ein, wie ihm deren

[1]) **18**, S. 120—125; [2]) **22**, S. 38—40; [3]) **52**; [4]) **25**, S. 415; [5]) **18**, S. 122; [6]) **18**, S. 122; [7]) **52**; [8]) **22**, S. 36.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mutter gekostet hat — Töchter sind im Konde-Lande »bares Geld« — aber dafür verliert er anderseits die Kälber der gezahlten Kühe, und ausserdem verlangen seine Söhne, wenn sie heiratsfähig sind, von ihrem Vater Rinder, damit sie sich selbst eine Frau erwerben können.

Ein grosser Harem ist mithin für den Konde-Mann nicht dieselbe gute Kapitalsanlage wie bei andern Volksstämmen, wo die einmal gekaufte Frau gleich einer Sklavin alle Arbeit verrichtet und ihrem Gatten das Leben bequem macht.

Mädchen-Mangel.

Obgleich, wie Zache[1]) meint, im Konde-Land die Zahl der Knaben in auffallendem Missverhältnis zu der der Mädchen stehen soll,*) herrscht dennoch infolge der Polygamie Mangel an Mädchen, ein Defizit, das nach der Landessitte nicht durch den Erwerb geraubter Sklavinnen gedeckt werden kann. Die Folge dieser Zustände ist, dass zwar wohlhabende — also zumeist alte — Leute überreichlich Frauen haben, zahlreiche junge Leute dagegen keine finden können[2]): ein Umstand, der natürlich für die Nachzucht ungünstig ist.

Ausserehelicher Verkehr Unverheirateter.

Da sich nicht jeder heiratsfähige Jüngling ein Frau erwerben kann, ist ausserehelicher Verkehr zwischen jungen Leuten häufig, doch muss der Verführer, wenn dies bekannt wird, dem Vater für die Entwertung seiner Tochter, wenn er dazu imstande ist, den Kaufpreis zahlen, wodurch das Mädchen dann in seinen Besitz übergeht.[3]) Hat er aber kein Vieh, so wird ihm sein Speer genommen, und er muss das Land verlassen; meist freilich zieht er es vor, zusammen mit seiner Erwählten in das Dorf eines andern Häuptlings zu entfliehen.

Verlobung Unmündiger.

Der Mangel an Mädchen trägt wohl auch mit dazu bei, dass dieselben zuweilen schon im zartesten Kindesalter, ja sogar als Säuglinge von ihrem Vater, der sich vielleicht gerade in Zahlungsschwierigkeiten befindet, verkuppelt werden.

Man übergibt das bräutlich geschmückte Kind einem Brautwerber, einem »pusia«, und dieser zieht solange damit herum, bis er einen zahlungsfähigen Reflektanten findet.[4])

Ist das auf diese Art durch »Zutragen«, wie dieser Modus der Eheschliessung bezeichnender Weise genannt wird, verheiratete Mädchen dann herangereift, so ist ihr Gemahl vielleicht schon ein Greis, und man nimmt es ihr auch gar nicht so übel, wenn sie bei der ersten besten Gelegenheit mit einem flotten Burschen durchgeht; der Ehemann lässt sich das aber natürlich nicht gefallen und zieht den Verführer zur Rechenschaft (Seite 349).

Aber auch wenn die Ehe nicht durch »Zutragen« geschlossen wird, ist es Sitte, Mädchen oft mit viel zu alten Männern zu verheiraten.

*) Da Kindermord im Konde-Land nicht üblich ist, so wäre allerdings ein so starkes Ueberwiegen der Mädchen schwer zu erklären.

[1]) **57**, S. 551; [2]) **57**, S. 551; [3]) **22**, S. 40; [4]) **52**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anderseits sollen auch kleine Knaben schon mit kleinen Mädchen verlobt resp. versprochen werden.*) Bei der Verlobung noch nicht geschlechtsreifer Mädchen wird aber nicht der ganze Kaufpreis gezahlt, sondern es wird nur eine Anzahlung geleistet, während man den Rest erst nach stattgehabter Pubertätsfeier entrichtet. Vor dieser Zeit bleibt das Mädchen im Hause der Eltern oder Verwandten wohnen, wie andere Kinder (Seite 358), und ein regulärer geschlechtlicher Verkehr findet offiziell angeblich nicht statt.**)

Erst nach der Pubertätsfeier — die im übrigen bei den Verlobten ganz ebenso wie bei einer jeden andern statthaben soll — zieht das Mädchen zu ihrem Gatten; doch halten sich so junge Frauen auch viel bei ihren Eltern auf (Seite 348).***)

Das Mädchen bei der Gatten-Wahl.

Im allgemeinen haben die Mädchen aber doch ein entscheidendes Wort bei der Wahl ihres Gatten mitzusprechen, und Häuptlingstöchtern soll sogar das Recht zustehen, sich selbst einen Gatten zu werben.[2])

Wenn auch zuweilen von den nach möglichst viel Vieh begierigen Eltern ein Druck auf die Mädchen ausgeübt wird, so erhält doch ein verkrüppelter, selbst ein einäugiger Mann, selten ein Weib.

Billigen die Eltern die Wahl eines Mädchens nicht, so soll es gelegentlich zum Selbstmord aus unglücklicher Liebe kommen.

Verwandten-Ehen verboten.

Heiraten zwischen Blutsverwandten sind streng verpönt, und es darf auch niemand seine Nichten oder Basen heiraten.

Werbung und Eheschliessung.

Werbung und Eheschliessung vollzieht sich gewöhnlich folgendermassen: Will ein Jüngling heiraten, so spricht er mit seiner Erwählten, und sind sich beide einig, so gehen sie zum Vater der Braut und bitten um seine Einwilligung.†) Ist diese erfolgt, so begibt sich der Bräutigam in Begleitung von andern Jünglingen und einem ihm gleichaltrigen Brautwerber und den zu zahlenden Rindern offiziell zum Brautvater. Erklärt sich der Brautvater und dessen Verwandte nach sorgsamer Prüfung mit dem Vieh einverstanden, so setzen sich die Parteien auf einem freien Platze einander gegenüber, und der Vermittler (nach Merensky der Bräutigam selbst) wirft einen vom Bräutigam empfangenen Speer zur Erde, damit der Schwiegervater die Pfähle für sein neues Vieh im Stalle eingraben kann. »Dann«, so schildert der Aufsatz in der Deutsch Ostafrikanischen Zeitung die Zeremonie, »ruft der Schwiegervater seiner Tochter

*) Die Angabe von Cross[1]): »Kein Mann darf hier heiraten, bevor er gegen 30 Jahre alt sei und eine Frau kaufen kann«, ist in ihrem ersten Teile nicht zutreffend. Ich selbst kannte eine ganze Reihe von verheirateten Konde-Leuten, die viel jünger waren.

**) Dicitur, cum puellis non magis quam octo annos natis coitum fieri: non autem in vaginam sed inter crura conclusa.

***) Ein äusseres Zeichen für Verlobte resp. Vermählte scheint im Konde-Land nicht zu bestehen; dagegen vermutet Richards, dass in Unjika verlobte Mädchen ein Kopftuch (?) trügen.

†) Nach einer andern Darstellung verhandelt nur der Brautwerber, nicht der Bräutigam mit der Braut und deren Eltern.[3])

[1]) **9**, S. 87; [2]) **52**; [3]) **52**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

zu: ‚Hole mir diesen Speer, wenn du deinen künftigen Mann liebst.' Das Mädchen holt ihn und überreicht ihn ihrem Vater, dieser gibt ihn ihr wieder zurück, damit sie mit demselben die Kühe eintreibe. Sie treibt nun die Kühe ihren Brüdern zu und überreicht ihnen auch den Speer. Diese ermahnen sie nun, durch etwaiges Davonlaufen von ihrem Manne ihnen nicht inongua (Streitigkeiten) heraufzubeschwören; durch diese feierliche Uebergabe habe sie gezeigt, dass sie nicht gezwungen, sondern aus Liebe zu ihrem Manne gehe.«

Dann folgt ein festliches Gelage vor der Hütte; aber nicht für Männer und Frauen gemeinsam, sondern diese und jene bilden, etwa 100 Schritt von einander getrennt, ihre besonderen Gruppen.[1]) Bei den Weibern ist die Brautmutter, bei den Männern der Brautvater der Mittelpunkt. Damit ist die Festlichkeit zu Ende.

Giraud[2]) hatte Gelegenheit, während seines Aufenthaltes in Karonga eine Konde- (Kissi-?) Hochzeit (?) mitanzusehen, und beschreibt das Zeremoniell anders (vergl. Seite 360): In festlichem Zuge begibt sich die Braut mit ihren Gespielinnen, begleitet von würdigen Matronen, zum See, um dort zu baden. Nach einiger Zeit kehrt die ganze Gesellschaft im Festschmuck wieder ins Dorf zurück, voran die jungen Mädchen, etwa 30 an der Zahl, alle eine kleine geschlossene Kalebasse auf dem Kopfe balanzierend, dann die junge Frau und endlich der Bräutigam mit seinen Kameraden. Alsdann folgt ein Tanz ähnlich wie auf Seite 340 beschrieben.

Die Braut folgt jedoch noch nicht gleich am Tage der Eheschliessung ihrem neuen Gatten, sondern bleibt einstweilen noch zu Hause.

Nach 3—4, manchmal auch erst nach 8—10 Tagen sendet dann der Bräutigam seinen Vermittler mit einer Hacke als Geschenk zu seinem Schwiegervater und verlangt seine Frau.

Im üblichen Festschmucke, d. h. den kahl rasierten Kopf dick mit rotem Farbbrei beschmiert und den Körper gesalbt, folgt nun die Braut, geleitet von einer Freundin, die den Salbtopf trägt, dem Vermittler in dessen Haus, und beide Mädchen werden hier mit je einem Speere beschenkt; diese Speere sind jedoch nur Pfänder, die man später für Hühner, Baststoffe oder was die Frauen sonst brauchen können, wieder auslöst.

Aus dem Hause des Vermittlers begibt man sich in die Hütte des Bräutigams, wo die Braut und die Freundin abermals beschenkt werden.

Wie Merensky[3]) erzählt, soll die Braut im Hause ihres neuen Gatten anfänglich sehr spröde tun und sich nur allmählich durch Geschenke zum Sprechen und Essen bewegen lassen.

Die Begleiterin der Braut leistet dieser nun noch einige Tage Gesellschaft, ja sie schläft sogar mit dem jungen Paar in derselben Hütte.

Dann kehrt die junge Frau (angeblich wenigstens) nochmal zu ihren Eltern zurück, um endlich definitiv von den Frauen ihres Vaters, die bei dieser Gelegenheit bewirtet werden, ihrem Gatten zugeführt zu werden.

Auch wenn ganz kleine Mädchen verlobt werden, finden dieselben oder doch ähnliche Zeremonien wie bei Erwachsenen statt.

---

[1]) **22**, S. 39; [2]) **7**, S. 543; [3]) **18**, S. 121.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich folge bei der Schilderung der nach erfolgter Eheschliessung stattfindenden Gebräuche vor allem den mir persönlich gemachten Mitteilungen des Herrn Miss. Richards, der die Konde-Leute des Oberlandes und der Ebene gleich vortrefflich kennt; etwa nicht ganz klare Punkte wurden bei dieser Gelegenheit durch Befragen eines anwesenden vertrauenswürdigen Eingeborenen noch ergänzt; trotzdem könnten sich ja aber Ungenauigkeiten eingeschlichen haben. Allerdings wird dieses Zeremoniell gleich den andern nicht immer in derselben Weise innegehalten werden. So heisst es in einem von der Redaktion des Missionsblattes der Brüdergemeinde aus einem Aufsatz von Miss. Meyer und dem Tagebuch Miss. Richards zusammengestellten Artikel[1]), dass, wenn die junge Frau einige Tage nach der Eheschliessung auf den Wunsch ihres Gatten durch dessen Freunde vom Schwiegervater erbeten wird, diese »in Begleitung ihrer Mutter und einiger Frauen, die jede eine Kalebasse mit Bier auf dem Kopf tragen, zu ihrem Manne geführt wird; dort wird getrunken. Dann wandern die Weiber mit einigen Hühnern und Bananen, die der junge Ehemann ihnen mitgibt, nach Hause zurück. Diese Hühner und Bananen werden unterwegs gegessen, wie nahe auch das Ziel sein mag. Damit endet die Feier. Ist die junge Frau noch sehr jung, nach unsern Begriffen ein Kind, 10, 12, 14 Jahre alt, so wohnt sie einige Tage bei ihrem Manne, geht dann wieder auf etliche Tage zu ihren Eltern zurück, und so abwechselnd, allerdings nur, wenn die Entfernung zwischen den beiderseitigen Wohnungen nicht zu gross ist; sonst bleibt sie noch länger zu Hause und wird nur gelegentlich von ihrem Manne besucht.«

Die Frau als gekauftes Wertobjekt.

Im Konde-Lande folgt das Weib, wie wir gesehen haben, dem Gatten in dessen Dorf, und nur ausnahmsweise mag zuweilen das Gegenteil stattfinden.[2]) Mitgift bekommt die Frau, für die ja der Gatte ihren Vater bezahlen muss, natürlich nicht, höchstens einige Kleinigkeiten.

Stirbt eine Frau, ohne dass erwachsene(?) Kinder vorhanden sind, so soll der Gatte das Recht haben, die Rückgabe seiner Kühe oder als Aequivalent eine Schwester der Verstorbenen als Frau zu verlangen, und dieser Anspruch geht auch auf die Erben über.[3])

Beim Tode des Gatten gehören die Weiber dessen Erben, also meist dem Bruder, und werden dessen Weiber (Levirats-Ehe; siehe auch S. 528). Beerbt der Sohn seinen Vater, so hat er für seine Mutter zu sorgen, die andern Frauen desselben werden aber seine Weiber; für die betagteren wird die Uebernahme durch den Erben freilich nur eine Altersversorgung sein.

Natürlich passt es den Frauen nicht immer, sich wie eine Kuh einfach vererben zu lassen, und sie gehen dann gelegentlich mit einem andern Manne durch; findet sich ein Freier, der dem Erben den üblichen Kaufpreis zahlt, so tritt dieser die geerbte Frau eventuell auch freiwillig ab.

(Gattenliebe.)

Johnston[4]) meint, indem er sich dabei auch auf das Zeugnis anderer beruft, dass die Eheleute im Konde-Land einander sichtlich mehr zugetan seien, als es sonst bei den Negern dieser Gegenden der Fall sei, wo es der Frau ziemlich gleichgültig sei, welchem Herrn und Gemahl sie gehorche, falls sie nur gut behandelt würde.[5]) In dem Aufsatz von Meyer und Richards[6]) wird aber im Gegensatz hierzu betont, »dass nur in sehr seltenen Fällen eine Verbindung auf wirklicher Liebe beruhen dürfte«; man kenne wohl geschwisterliche Liebe, aber Liebe zwischen Mann und Weib sei unbekannt. Es kommt wohl darauf an, was man eben unter »Liebe« verstehen will.

---

[1]) **22**; [2]) **25**, S. 415; [3]) **52**; [4]) **25**, S. 452; [5]) **25**, S. 412; [6]) **22**, S. 40.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Ehebruch usw.

Jedenfalls ergibt sich die Konde-Frau nicht, wie die meisten ihrer schwarzen Schwestern, so ohne weiteres in ihr Schicksal, wenn ihr der Gatte nicht zusagt, und Männer und Frauen sind temperamentvoll und leichtsinnig genug, um sich durch sexuelle Zuneigung auch zu übereilten Schritten hinreissen zu lassen: »das Davonlaufen mit der Frau eines andern Mannes«, berichtet der sichtlich wohlunterrichtete, offenbar den Missionen zugehörige anonyme Autor des mehrfach zitierten Artikels der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung[1]) »wird ebenso oft stattfinden wie eine regelrechte Eheschliessung.«

Bezeichnenderweise geht im Konde-Land die Veranlassung zum Davonlaufen nicht nur vom Mann, sondern auch sehr häufig von der Frau aus, die sich nächtlicherweile geschmückt vor die Hütte des Erwählten setzt und ihm ihre Liebe gesteht.[2]) Sind die beiden einig, so flieht das Pärchen zunächst in ein fremdes Dorf, um das weitere abzuwarten.

Besteht der legitime Gatte darauf, seine Frau wieder zu bekommen, und will diese sich nicht zur Rückkehr bewegen lassen, so müssen die Entlaufenen seine Rache fürchten und bleiben unter Umständen zeitlebens verbannt. In der Regel zieht es der betrogene Ehemann aber vor, die Sache gütlich zum Austrag zu bringen und verzichtet auf die Person der Ungetreuen.[3]) Er schickt seinen ehemaligen Brautwerber an den Schwiegervater und verlangt seine Rinder zurück; dieser wendet sich dann seinerseits an den neuen Schwiegersohn, der zuerst ein Rind als Sühne, dann den Kaufpreis, den die ungetreue Gattin gekostet hat, an den früheren Gatten entrichten muss; hat die Frau diesem aber eine Tochter hinterlassen, so kommt der Entführer angeblich billiger fort, denn die Tochter gilt soviel Rinder, als die Mutter wert war, und wird bei dem Geschäft in Abzug gebracht.[4])

Lässt sich ein Mann beim Ehebruch auf frischer Tat ertappen, so muss er, wie bereits erwähnt (Seite 307), gewärtigen, erschlagen oder grausam misshandelt zu werden; die gewöhnliche Strafe besteht freilich nur in der Zahlung eines Rindes.

Die Ehebrecherin wird ebenfalls zuweilen verstümmelt, und eine andere harte Strafe besteht darin, dass sie nach Merensky[5]) von ihrem Gatten gezwungen werden kann, das im Ehebruch erzeugte Kind lebendig zu begraben, und zwar muss es die Mutter selbst in die Grube legen.

Der Gatte kann seine ungetreue Frau auch verstossen und von deren Vater die Rückerstattung des Kaufpreises oder doch einen Teil desselben beanspruchen, resp. ein anderes Mädchen als Ersatz verlangen. Ist beides nicht ausführbar, weil der Schwiegervater nichts hat, »so bekommt die ungetreue Frau ordentlich Schläge vom Manne, und damit ist die Sache abgetan«, berichtet der anonyme Autor der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung.[6])

Wird eine Frau gewaltsam missbraucht, so beklagt sich der Gatte beim Häuptling; dieser lässt das Vieh des Schuldigen einziehen, es wird geschlachtet und an das Volk verteilt.[7])

[1]) **52**; [2]) **52**; [3]) **18**, S. 122; [4]) **52**; [5]) **18**, S. 122; [6]) **52**; [7]) **52**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was für Folgen die Verführung eines unverheirateten Mädchens für den Verführer nach sich ziehen kann, wurde bereits besprochen (Seite 345).

Ehescheidungsgründe: Zanksucht und deren Sühne.

Nach einer Notiz von Zache kann eine Frau, die kinderlos bleibt, ihrem Vater zurüchgesandt werden. Dass schlechtes Kochen im Konde-Land ebenfalls Ehescheidungsgrund ist, wurde schon oben (Seite 343) erwähnt. Auch Zanksucht gilt als ein grosses Laster, und wenn sich eine solche Xantippe trotz Ermahnung des auch in ehelichen Zwistigkeiten als Schiedsrichter fungierenden Häuptlings nicht bessert, so kann sie damit gestraft werden, dass sie andern Männern preisgegeben wird;*) der Mann nimmt natürlich diese Frau nicht wieder auf und erhält den gezahlten Kaufpreis wieder zurück.[1]) Man glaubt auch, dass das Kind einer Frau, die ihren Mann geschmäht hat, dürr und elend wird, und Missionar Schumann war Zeuge, auf welche Weise eine derartige Schuld im Konde-Land gesühnt werden muss:[2])

In Gegenwart ihres Mannes und zahlreicher Weiber begibt man sich ans Wasser, und hier hat die Frau alle jene Schmähungen zu wiederholen; dann betet eine Priesterin, Gott möge die Schuld tilgen, ein Hahn wird eine Zeitlang im Flusse untergetaucht, und der Strom nimmt die Schuld mit hinweg; diesen Hahn erhält nachher die Priesterin. Dann werden der Frau die Haare abrasiert und das kranke Kind erhält Medizin. Ein zweiter Hahn wird mit Bananen verspeist.

Die Schwiegereltern:

Bei den Konde-Leuten besteht, wie bei den Wakinga und bei vielen andern Negerstämmen, die eigentümliche Sitte, dass sich Schwiegervater und Schwiegertochter nicht sehen dürfen, höchstens, wie Merensky[3]) berichtet, bei der ersten Vorstellung.

Achtung vor denselben.

Anderseits werden die beiderseitigen Schwiegereltern aber hoch geehrt, sogar mehr als die eigenen Eltern.

Solange ihm seine Frau noch keine Kinder geboren hat, begrüsst ein Mann seinen Schwiegervater wie jeden andern; hat sie ein Kind, so grüsst er in hockender Stellung, wie vor einem Häuptling.

In Gegenwart seines Schwiegervaters darf der Schwiegersohn nur auf dem blossen Boden, nicht einmal auf einem Bananenblatt sitzen, und naht sich sein Schwiegervater, so rutscht er ganz allmählich und möglichst unauffällig von seinem Sitz herunter, was, wie mir Herr Miss. Richards erzählte, recht komisch aussehen soll.**)

In Gegenwart seines Schwiegervaters darf der Schwiegersohn kein irgendwie anstössiges Thema (hierzu gehören nicht nur sexuelle Dinge, sondern z. B.

*) Diese Strafe trifft Frauen auch aus andern Gründen. Siehe Seite 310 Anm.†).

**) Nach dem Anonymus der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung,[4]) setzt sich der Schwiegersohn überhaupt nicht in die Nähe seiner Schwiegereltern, und wenn er mit ihnen spricht, geschehe es nur unter dem Zeichen der grössten Unterwürfigkeit. Nach Johnston[5]) wäre es der Schwiegersohn, der seinen Schwiegervater nicht sehen dürfe; dies ist aber offenbar nicht zutreffend.

[1]) **18**, S. 122; [2]) **18**, S. 122; [3]) **18**, S. 125; [4]) **52**; [5]) **25**, S. 415.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch die Erwähnung des Körperhaares) mit anhören, und der Anonymus des mehrfach zitierten Artikels der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung[1]) berichtet sogar, dass diese Prüderie soweit gehe, dass der Schwiegersohn sich sofort bei der Ankunft seines Schwiegervaters aus einer grösseren Versammlung entferne, aus Furcht, einer der Anwesenden könne ein unanständiges Wort gebrauchen, worüber er sich dann schämen müsse.

Schwiegertochter darf den Schwiegervater nicht sehen und nicht nennen;

Die Schwiegertochter darf, wie erwähnt, ihren Schwiegervater — und ebenso dessen Bruder — überhaupt nicht sehen oder sich von ihnen sehen lassen, sonst wird sie mager und ihre Kinder gedeihen nicht. Begegnet eine Frau zufällig ihrem Schwiegervater, so versteckt sie sich, oder sie kauert nieder und hält ein Fell oder ein Bananenblatt vor die Seite, auf der sich ihr Schwiegervater befindet. Sie darf ihren Schwiegervater natürlich nicht grüssen, ja sie darf ihn nicht einmal nennen.

daraus entstandene »Weibersprache«.

Am ausführlichsten berichtet uns über diese merkwürdige Sitte, die direkt zu einer besonderen Weibersprache führt, der anonyme Autor in der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung:[2]) »Sie darf die Hauptstammnamen der Familie ihres Mannes nicht aussprechen, nicht einmal Teile der Namen, die in andern Wörtern vorkommen; so z. B. Muankenjas-Frauen dürfen nicht sagen mkenja = Junggeselle; wollen sie über einen Junggesellen etwas sagen, so setzen sie statt mkenja: kepiki = Holz. Ebenso dürfen sie keine Silbe aussprechen, die an Muañonda erinnert, weil das auch ein Familienname ist; so kommt statt ñombe = Rind nguafi zum Vorschein, für ñosi = Schaf ekea mpepe = das des Schwanzes. Die gefürchtete Silbe ist ño.« Bleibt das Kind einer Frau klein und schwächlich, so heisst es: »Sie hat gewiss den Namen des Schwiegervaters genannt.«[3])

Böse Schwiegermütter. —

Die Schwiegermütter scheinen aber auch im Konde-Land den Schwiegersöhnen zuweilen das Leben sauer zu machen. So berichtet Miss. Schüler[4]) von einer sehr energischen Schwiegermutter, die ihren Schwiegersohn blutig schlug und so bösartig war, dass der machtlose Häuptling seinen Untertan nicht zu schützen wagte: sie sei eine gar zu böse Frau! Freilich antwortete man Merensky[5]) stolz: »Ein Mann würde die Frau töten, die ihn schlägt«, aber eine Schwiegermutter scheint sich eben manches erlauben zu dürfen!

Kinderlosigkeit und Adoption.

Dass eine Frau, die kinderlos bleibt, zu ihrem Vater zurückgeschickt werden kann, wurde bereits erwähnt.*) Nach den mir gemachten Angaben sucht man zunächst ärztlichen Rat. Stellt sich keine Nachkommenschaft ein, so soll nach Cross[7]) sehr oft die auch sonst bei den Konde-Leuten übliche Adoption anderer Kinder stattfinden; andere berichten nichts davon. Nach demselben Autor**) müsste sich ein Ehegatte selbst töten, wenn mehrere seiner

*) Impotenz des Mannes ist angeblich kein Scheidungsgrund, im Gegensatz zu den Gebräuchen der Atonga[6]). Davon, dass man etwa auch im Konde-Land, wie bei manchen Stämmen von Britisch-Zentral-Afrika, nicht nur von der Frau, sondern auch vom Manne eheliche Treue verlangt, habe ich nichts gehört.

**) Ich zitiere hier nach Johnston, da mir die betreffende Originalmitteilung von Cross nicht zugänglich ist. Ich möchte aber fast vermuten, dass Cross an dieser Stelle und ebenso an einigen andern [siehe Seite 346 Anm.*)] vielleicht die Sitten der Gegend von N'cherenji, seiner Missionsstation auf

[1]) **52**; [2]) **52**; [3]) **18**, S. 125; [4]) **27**, S. 218; [5]) **18**, S. 122; [6]) **25**, S. 414; [7]) **25**, S. 417.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kinder hintereinander stürben; auch diese Notiz findet in der übrigen Literatur über das Konde-Land meines Wissens keine Bestätigung.

Abtreiben unerwünschter Früchte.

Aus unehelichem resp. ehebrecherischem Verkehr stammende Früchte sollen, um unangenehmen Konsequenzen zu entgehen, häufig abgetrieben werden, wobei angeblich viele Frauen sterben; an und für sich wird diese Prozedur nicht als Unrecht betrachtet.

Uneheliche und verkrüppelte Kinder.

Im Ehebruch erzeugte Kinder werden, wie erwähnt (Seite 349), eventuell auf Veranlassung des Ehemanns getötet, doch soll man die unehelich geborenen Kinder unverheirateter Mädchen leben lassen. Auch Kinder, die verkrüppelt zur Welt kommen, und solche, bei denen die Oberzähne zuerst durchbrechen, werden nicht getötet, wie dies nach Johnston[1]) in Britisch-Zentral-Afrika allgemein gebräuchlich ist. (Ueber die besonderen Gebräuche bei Zwillings-Geburten siehe Seite 353.)

Menstruation.

Ein menstruierendes Weib wird als unrein angesehen und darf während dieser Zeit mit ihrem Manne nicht geschlechtlich verkehren; ferner darf sie, wie man mir sagte, nicht aus demselben Topfe wie ihr Mann essen, und wenn sie trinken wolle, tue sie dies aus einem zusammengelegten Blatt; auch dürfe eine Frau während der Menses niemals hinter Männern herumgehen, so dass diese ihr den Rücken wenden. Während der Menstruation darf eine Frau nicht baden, und erst nach derselben erfolgt ein Bad und eine Reinigungszeremonie unter Assistenz einer Medizin-Frau.

Geschlechtsverkehr. —

Schwangere dürfen dagegen angeblich im Konde-Land geschlechtlichen Umgang haben, und ebenso dürfen sie dies bereits zwei Monate nach Ablauf der Geburt; es steht dies allerdings im Gegensatz zu der von Johnston[2]) berichteten Sitte aus Britisch-Zentral-Afrika, die er auch für das Konde-Land als gültig annimmt.[3]) (Siehe auch Seite 61.)

Geburtssitten: Die erste Schwangerschaft,

Ueber die mit der Geburt eines Kindes zusammenhängenden Gebräuche wäre folgendes zu berichten: Nach Johnston[4]) finden im Konde-Land, gleichwie im britisch-zentral-afrikanischen Gebiet, von ihm ausführlich beschriebene Zeremonien statt, wenn eine junge Frau zum erstenmale schwanger wird. Sonst ist mir hierüber aus dem Konde-Land nichts bekannt, doch soll derartiges bei

Entbindung,

den Wakissi Sitte sein. Wenn im Konde-Land eine Frau ihrer Entbindung entgegen sieht, so begibt sie sich in das Haus ihrer Mutter, wo die Geburt unter Assistenz einer als Hebeamme figurierenden Frau stattfindet. Einige dieser Geburtshelferinnen erfreuen sich eines besonderen Rufes und scheinen auch wirklich recht erfahren zu sein. Der Gemahl darf während der Geburt ebenso-

---

dem Njassa-Tanganjika-Plateau, schildert und nicht die des Konde-Landes, resp. dass die Sitten der Konde-Leute von Karonga, die Cross wohl hauptsächlich kennt, durch ihre Nachbarn beeinflusst sind. So wird angegeben, dass sich der Vater, dem mehrere Kinder gestorben sind, erhängen oder erschiessen soll, und Gewehre sind im deutschen Konde-Land, im Gegensatz zum Njassa-Tanganjika-Plateau, so gut wie gar nicht gebräuchlich.

[1]) **25**, S. 417; [2]) **25**, S. 411; [3]) **25**, S. 415; [4]) **25**, S. 411.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenig zugegen sein, wie andere Männer. Die Abnabelung soll erst nach vollständiger Ausstossung der Nachgeburt stattfinden, und zwar indem man nach Anlegung einer Ligatur den Nabelstrang durchschneidet, wozu, wie mir Miss. Bunk erzählte, ein scharfes Stück Bambus gebraucht werden soll.*) Die Nachgeburt wird in der Nähe der Hütte vergraben.

Bis der Nabelschnurrest des Kindes abgefallen ist — nach Johnston[1]) allerdings einen ganzen Monat lang (?) — bleiben Mutter und Kind in der Hütte. Alsdann findet eine Reinigungszeremonie statt, die nach Johnston[2]) darin bestehen soll, dass die Frau allein in ein fliessendes Wasser steigt, sich dort wäscht und dann salbt; auch werden der Mutter und dem Kinde bei dieser Gelegenheit die Haare abrasiert.[3]) Jetzt endlich bekommt man das Kind auch zu sehen, alles beglückwünscht die beiden Eltern, und ist es ein Sohn, so unterlässt es auch der Häuptling nicht, zu dem künftigen Krieger zu gratulieren.[4]) Als ein sehr grosses Unglück gilt es, wenn sich bei der Geburt eine abnorme Kindslage findet (Richards), oder wenn Zwillinge geboren werden. Aus Angst, dass es dadurch Zwillinge geben könnte, soll eine schwangere Frau es auch nicht dulden, dass eine andere Frau sich zu ihr auf denselben Baumstamm setzt. Ist das Unglück nun aber doch passiert, so herrscht grosser Schrecken: alles flüchtet, denn man fürchtet, dass durch den blossen Anblick einer solchen Frau einem der Körper anschwelle und man dann sterben müsse.**) Zwillinge.

Auch der Vater von Zwillingen wird als unrein betrachtet, und er und sein Weib werden für einige Monate***) aus der Gemeinschaft der andern verbannt; man sperrt sie abseits vom Dorf in eine Hütte, die sie bei Strafe nicht verlassen dürfen. (Ebenso wird angeblich auch in Uhehe verfahren. Siehe Seite 228.) Sie werden in dieser Zeit von Leuten verpflegt, die selbst als Zwillinge geboren wurden, oder die selbst Eltern von Zwillingen sind (Jauer). Nach Richards dürfe der Mann während dieser Zeit nicht einmal mit seiner Gattin und Leidensgefährtin — geschweige denn mit seinen übrigen Frauen — verkehren, denn die Hütte, in die man sie sperre, besitze eine trennende Scheidewand. Mit ihren Pflegern dürfen die Eingeschlossenen reden, geht aber sonst jemand an dem Hause vorüber und ruft einen Gruss hinein, so darf derselbe nicht erwidert, sondern als Antwort nur mit einem Holze aufgeklopft werden.

---

*) Ein Bambussplitter wird bezeichnenderweise ja auch bei dem Aufschneiden der Leichen benutzt. (Seite 325.) Nach einer andern Version geschieht das Abschneiden der Nabelschnur mit einer Speerklinge, die auch sonst häufig die Stelle eines Messers ersetzt.

**) »Ja, selbst die Riesenschlangen hätten aus Furcht vor den vielen Zwillings-Geburten die Gegend verlassen!« erzählten die Eingeborenen Miss. Schüler.

***) Nach Merensky[5]) im Sommer vier, im Winter zwei Monate lang, nach den mir von Miss. Richards übermittelten Angaben fünf Monate lang, nach Johnston einen Monat lang. Ich führe diese verschiedenen Zahlen nur deshalb an, um an einem Beispiel zu zeigen, wie sehr derartige Angaben zu differieren pflegen.

---

[1]) **25**, S. 417; [2]) **25**, S. 417; [3]) **25**, S. 417; [4]) **33**; [5]) **18**, S. 123.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An dem unglücklichen Weib haftet der Makel, statt eines, zwei Erdenbürger gleichzeitig auf die Welt gesetzt zu haben, selbst dann noch, wenn sie in der noch zu beschreibenden Weise entsühnt ist, und zwar angeblich solange, bis sie wieder in gewöhnlicher Weise ein Kind geboren hat. Sie darf nach der Reinigungs-Zeremonie freilich wieder frei umhergehen, Miss. Richards erzählte mir aber, sie dürfe den gewöhnlichen Gruss »Sokile« andern nicht zurufen, sondern müsse sich anderer Grussworte bedienen; auch sei ihr während dieser Zeit der Genuss von Milch untersagt.*)

Ueber die Reinigungs-Zeremonie selbst berichtet Miss. Nauhaus[2]) als Augenzeuge folgendes: »Wir waren zuerst auf dem Festplatze, allmählich aber strömten die Leute zusammen, aber trotzdem der Häuptling gekommen war, nahm die Feierlichkeit noch keinen Anfang. ‚Es fehlt noch etwas', heisst es. Der Nachbar, ein Verwandter, will sich den Kopf nicht rasieren lassen, es sei ihm denn zuvor ein Rind gegeben. ‚Die Rinder sind gestorben, tuts denn eine Hacke nicht?' Nun aber fehlt die Hacke. Die Eltern der Zwillinge haben keine. Der Häuptling muss wieder einmal aushelfen und lässt eine Hacke holen. Der Nachbar kann aber doch nicht an der Feier teilnehmen, denn es steht ihm ein frohes Familien-Ereignis bevor, und seine Teilnahme am heutigen Fest könnte Unglück auf seine Frau bringen. Sein jüngerer Bruder muss sich statt seiner rasieren lassen. Nach den verschiedenen Genossenschaften steht man um die mit Bier gefüllten Kürbisflaschen. Das mit heissem Wasser vermischte Bier ist ungefährlich, es berauscht nicht. Die Frauen nahmen an diesem Gelage nicht teil, nur vier oder fünf der vornehmsten taten einen guten Zug und entfernten sich dann. Die alte Priesterin hatte unterdessen ihre Medizinen fertig gekocht, und alles strömte nun zu ihrem Topf heran. Mit einem Pinsel aus Bananenblättern wurden nun alle mit der heissen Suppe bespritzt. Das gab ein Schreien unter den Kindern, von denen besonders die kleinen Mädchen aufs unbarmherzigste herbeigeholt wurden. Dann stellte sich die ganze Gesellschaft so auf, dass sie der Hütte, in der sich die Zwillinge mit ihren Eltern befanden, den Rücken zukehrten. Der Vater schleicht nun heraus, erhält von der weisen Frau den Topf mit Medizin und bespritzt die Anwesenden alle, darauf geht er wieder in die Hütte, kommt aber auf einen Wink der Priesterin rückwärts in gebeugter Stellung wieder heraus und ruft: ‚Ich bin gereinigt!' Alle antworten: ‚Du hast uns geschlagen!' Er geht dann wieder in die Hütte. Plötzlich schreit alles: ‚Der Feind ist da!' und läuft in wilder Flucht von dannen. An der Tür der Hütte wartet eine Frau, die der nun erscheinenden Mutter den einen der kleinen Weltbürger abnimmt und dann sich den Fliehenden anschliesst. Drei- bis vierhundert Schritt weit wird die Flucht fortgesetzt, dann kehren alle zurück. Die Männer begrüssen den Vater, die Frauen die Mutter, und jede herzt jetzt die Kindlein.«

Wartung und Erziehung der Negerkinder:

An dieser Stelle sei im Zusammenhang über die Wartung und Erziehung der Negerkinder im Süden von Deutsch-Ostafrika berichtet. Die Angaben über dieses Thema sind in der Literatur recht spärlich, doch verdanken wir P. Rüdel (der seine Beobachtungen offenbar in der Gegend von Lukuledi angestellt hat) darüber eine Anzahl Notizen.[3])

Wartung der Säuglinge.

Das neugeborene Negerkind ist bekanntlich nicht dunkel, wie die Erwachsenen, sondern ganz hell, erhält dann aber ziemlich schnell seine dunkle Farbe. In der Lukuledi-Gegend wird es alsbald nach der Geburt kalt gebadet, und auch später wird stets kaltes Wasser zum Baden benutzt. Als Wiege dient der Mutterarm; »die Mutter legt nämlich den Kopf des Kindes in die flache Hand, lässt seinen Leib auf dem Vorderraum ruhen und schaukelt und wiegt

*) Nauhaus[1]) erwähnt nichts davon; vielleicht ist diese Sitte nicht in allen Teilen des Landes verbreitet.

[1]) **18**, S. 124; [2]) **18**, S. 124; [3]) **47**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so ihr Kind.«[1]) In den ersten Jahren werden die Kleinen fast beständig von der Mutter im Kinderschurze herumgetragen, selbst bei der Arbeit und beim Tanze; sie reiten dabei in der Regel auf den Hüften der Mutter.

Nach einem Jahre fangen die Kinder nach P. Rüdel gewöhnlich zu laufen an. Wenn sie nicht mehr im Schurze getragen werden, so erhalten die kleinen Mädchen ein Läppchen Zeug oder Baststoff um die Lenden, die Jungen lässt man aber in der Regel viel länger nackt einhergehen; es richtet sich das danach, welchen Wert die Erwachsenen auf die Kleidung legen, im Konde-Land laufen z. B. 8—10 jährige Burschen oft nackt herum. Was die Ernährung anbelangt, so werden die Kinder mindestens zwei, manchmal auch drei Jahre lang von der Mutter gesäugt, doch erhalten sie, wie P. Rüdel berichtet, nach dem ersten halben Jahr, nachdem die Vorderzähne durchgebrochen sind, auch dünn gekochten Sorghum-Brei oder dergleichen.*)

Bekleidung der Kinder.

Ernährung der Kinder.

Es scheint zuweilen auch bei Negerinnen vorzukommen, dass Frauen nicht genügend Milch zum Säugen haben, und alsdann erhalten sie Medizin. Ein Njassa-Mann erzählte mir, diese »Daua« sei so wirksam, dass sogar die Grossmütter danach das Kind säugen könnten, wenn die Mutter zufällig stürbe. Ich hielt das natürlich für eine Fabel und war daher recht überrascht, dass Livingstone[4]) ganz unzweifelhafte, von ihm selbst beobachtete Fälle berichtet, in denen mindestens 40 Jahre alte Negerinnen, und zwar viele Jahre nach ihrer letzten Entbindung (in einem genau beschriebenen Fall mehr als 17 Jahre nach diesem Termin), im stande waren, ein Enkelkind zu säugen. Mit einer eingegebenen Medizin hat diese Erscheinung freilich nichts zu tun, sondern es handelt sich um einen ganz merkwürdigen physiologischen Vorgang.

(Stillende Grossmütter.)

Alle unsere Neger scheinen sehr gute und zärtliche Eltern zu sein. P. Rüdel berichtet, dass sie ihre Kinder niemals schlügen, sondern mit blossem Tadel auskämen; sie nähmen es daher auch sehr übel, wenn sich andere an ihren Kindern vergriffen. Prügel bekämen die Jungen erst, wenn sie nach der Maturitätsfeier sich etwas zuschulden kommen liessen: weil sie dann ja gelernt hätten, was sich schicke. (Siehe Seite 63.)

Kinder und Eltern.

Auch die Konde-Leute behandeln nach Merensky[5]) ihre Kinder freundlich und liebreich, und kleine Kinder würden vom Vater auf den Schoss genommen und geliebkost; die Kinder behandelten ihrerseits die Eltern mit dem schuldigen Respekt, wennschon Knaben leicht ungezogen, ja herrisch gegen ihre Mutter würden.

Ganz wie bei uns, verfertigt man auch bei den Negern Spielsachen für die Kinder (Tb. 72). Die schwarzen kleinen Mädchen spielen mit Puppen, ganz wie ihre weissen Schwestern, und die Konde-Knaben lieben ihre Tonrinder wohl nicht weniger, als ihre Väter die lebendigen; da man bei Rindern ein schönes Gehörn und einen grossen Höcker besonders schätzt, so macht man auch den Lehm-

Kinder-Spielzeug.

*) Wie Reichard[2]) berichtet, beginnt die Wanjamwezi-Mutter schon 2—3 Tage nach der Geburt ihr Kind mit dünnem Mehlbrei zu füttern. Brechdurchfall soll nach Dr. Schröter[3]) in Ubena bei den Kindern unbekannt sein. Darüber, in welchem Grade die Kindersterblichkeit durch die bei ihnen in Wechselfieber-Gegenden regelmässige Malaria beeinflusst wird, sind die Akten wohl noch nicht geschlossen.

[1]) **47**; [2]) **10**, S. 356; [3]) **77**, S. 53; [4]) **1**, S. 126; [5]) **18**, S. 124.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kühen einen recht schönen grossen Höcker und stattliche Hörner.*) Zuweilen schauen freilich die Lehmpüppchen nach unsern Begriffen für Kinderspielzeug etwas realistisch aus: aber das Negerkind, welches ja selbst ganz oder fast ganz nackt geht, wird sich kaum besonderes dabei denken. Manchmal schrumpfen die Puppen auch zu einem Ding zusammen, bei dem man auch nicht im entferntesten an eine Nachbildung der menschlichen Figur denken würde, aber die Phantasie der Kinder setzt sich ja leicht über solche Aeusserlichkeiten hinweg, erkennt ohne weiteres ein Lehmklümpchen mit einer Feder darauf als einen Konde-Jungen mit einem schönen Federputze an und lässt von ihm die Lehm-Kühe auf die Weide treiben. Die kleinsten spielen mit Schneckenhäuschen, die an der Tragschürze der Mutter hängen, und ganz wie bei uns, gibt es auch Kinder-Klappern.

Für die Kinder fertigt man auch Miniatur-Hausrat und macht ihnen niedliche kleine Körbchen und Tongefässe. Ja man sieht zuweilen sogar kleine Häuschen nach dem Muster der landesüblichen Hütten, in denen die Kinder spielen können und die sich die etwas älteren vielleicht auch selbst gebaut haben mögen. Dem kleinen Kinga-Jungen gibt man gelegentlich auch ein winziges Sichelmesser von der Form, wie es die Erwachsenen als Waffe tragen, der kleine Mgoni bekommt seinen Schild, und wo Bogen im Gebrauch sind, schiessen die Jungen natürlich mit »Flitzbogen«, während der hoffnungsvolle Mkissi-Sprössling, dessen Vater auf dem Njassa herumrudert, ein Stück Holz stolz als den »Dampfer Hermann von Wissmann« erklärt. Kreisel, manche mit einer recht sinnreichen Abzugsvorrichtung, sind ebenfalls bekannt.

Bei den kleinen Kissi-Jungen ist folgendes Kreisel-Spiel beliebt, das auch an der Küste bekannt sein soll: In zwei Parteien geteilt, sitzt man in etwa vier Meter Abstand auf der Erde einander gegenüber, und jeder hat ein etwa spannlanges, dünnes Stäbchen vor sich im Sande stecken. Jeder sucht nun mit einem kleinen Kreisel, den man sich aus einem runden Stückchen Kalebasse und einem hindurchgesteckten Hölzchen hergestellt hat, das Stäbchen eines Partners von der Gegenpartei zu treffen; ist der Gegner fünfmal getroffen, so ist er »tot« und darf nicht weiter spielen, der Sieger spielt nun gegen einen andern. Die Jungen sind beim Spielen recht geschickt. Man zankt sich dabei übrigens weidlich herum, und am Schlusse lacht die Partei, die gewonnen hat, die andern aus und klatscht zum Zeichen ihres Sieges in die Hände.

Sehr erstaunt war ich, als ich in Unjika ein anderes Spiel sah, das auch bei unsern Kindern vielfach beliebt ist: es wird dabei ein etwa 1 m langes Band an den Enden zusammengebunden und darauf zwischen den beiden Händen so ausgespannt, dass es jederseits zwischen den Daumen und die übrigen vier Finger jeder Hand zu liegen kommt; dann wickelt man die Schnur in verschiedener

*) Zuweilen spielen auch Erwachsene mit solchen Tonrindern. So schreibt P. Ambrosius[1]) aus Uhehe: »Mitten auf der Strasse lag ein wohl sechs Schuh langer Mhehe und bei ihm ein Haufen Staub mit Wasser gemischt, den er nach Herzenslust knetete. Auf meine Frage, was er tue, meinte er, (Kesa) Spiel machen. Ich lachte und ging zum Jumben Johensa, um Daua auszuteilen. Bei meiner Rückkehr sah ich um jenen Mann noch mehrere Bärenkerls auf dem Bauch liegen und ‚spielen'. Und was für ein Spiel? Der Haufen Kot hatte jetzt Formen von Kühen und Hirten angenommen. Dazu war ein Stall gestaltet worden, und da hatten die guten Männer ihre kindliche Freude, diese Kühe aus Lehm in den Stall aus- und einzutreiben, die Hirten nachzuschieben usw.«

[1]) 29.

Weise um die Finger, so dass Geflechte entstehen, in denen unsere Kinder — und wohl auch die schwarzen — bestimmte Gegenstände wiedererkennen wollen.

Ueber Kinderspiele ist, wie ich einer Notiz von P. Rüdel entnehme, auch im »Heidenkind« 1898, No. 2 und 3 berichtet.

Ein durch die Küsten-Leute recht weit verbreitetes Spiel, bei dem nach Art unserer Brettspiele Steinchen nach bestimmten Regeln in die Vertiefungen eines Brettes oder auch in einfache Löcher am Boden hineingelegt werden, ist eigentlich nicht hierher zu rechnen, da es wohl mehr ein Spiel der Erwachsenen ist.

Die Mädchen müssen aber schon früh der Mama im Haushalt helfen oder die jüngeren Geschwister warten: sie haben es nicht so gut wie die Jungen;[1]) die toben weidlich im Freien herum, fangen sich Ratten, schiessen Vögel und



Fig. 138. Wakissi-Kinder beim Kreisel-Spiel.

amüsieren sich nach Herzenslust. Sind sie etwas älter, so weiden sie die Herden, tragen ihren Vätern bei den Wahehe im Kriege das Gepäck und haben im Konde-Land oft sogar schon ihre eigenen kleinen Felder.

Im allgemeinen sind die Negerjungen weniger kindlich und viel selbstständiger, als unsere europäischen Kinder, sie gleichen darin mehr den kleinen Yankees. Sie nehmen oft schon im Alter von zehn Jahren Stellung bei Europäern und zeigen sich dabei vielfach bei weitem anstelliger als die Erwachsenen: eine auffallende Tatsache, die auch Johnston[2]) hervorhebt; es scheint, als ob die Konzentration auf das Geschlechtsleben ihren Intellekt später vermindert.

Ueber Maturitätsfeiern bei den verschiedenen Stämmen ist bereits berichtet. Von der Erziehung der Konde-Jugend ist ausser diesen allgemeinen Bemerkungen noch folgendes zu erwähnen: Sind die Knaben sieben bis zehn Jahre alt, so

Erziehung der Kondeknaben.

[1]) **47**, S. 112; [2]) **25**, S. 408.

verlassen sie das Elternhaus und ziehen in ein besonderes Jünglings-Viertel, das am Ende des Dorfes*) sich befindet und wo sie in langen, rechteckigen, den Kuhställen ähnlichen Häusern oder auch in kleineren Hütten dieser Art wohnen.**)

Zuweilen haben die Knaben hier auch ihre eigenen kleinen Felder, meist aber sollen sie nach Miss. Richards bei den Eltern hocken und dort auch mitessen; der Vater lasse seinen Söhnen auch selbst die notwendigen Unterweisungen zuteil werden. Nach Merensky[2]) und Nauhaus[3]) soll ein »Rat« die Aufsicht über das Jünglings-Viertel ausüben.***) Sind die Jungen erwachsen, so bauen sie in diesem Knaben-Viertel die Häuser für sich und ihre Frauen, und so wird die Jünglings-Niederlassung allmählich zum eigentlichen Dorf.

Eine Maturitätserklärung der Knaben scheint nicht stattzufinden; wenigstens wurde es stets in Abrede gestellt, aber Cross[5]) vermutet, dass vielleicht doch derartiges auch im Konde-Lande Sitte sei. Ob ein Namenswechsel nach erlangter Pubertät auch bei den Konde-Leuten eintritt, weiss ich nicht.

(Namen-Gebung.) Wie Merensky[6]) berichtet, werden die Männer im Konde-Land durchweg nach der Mutter genannt, was auf ein ursprünglich bestehendes Mutterrecht deuten würde. Makatungira hiesse z. B. Sohn der Katungira und der Stammname Wanjakjussa demnach Söhne der Kjussa.†)

Bei den Wakissi wird, wie es Johnston[7]) auch aus Britisch-Zentral-Afrika berichtet, der ursprünglich dem Kinde gegebene Name zur Jünglingszeit gewechselt, und auch im späteren Leben ändern die Leute vielfach ihre Namen ganz nach Belieben, so dass einer deren manchmal eine ganze Reihe hat. Meist haben die Namen eine jedermann verständliche Bedeutung, die sich oft auf irgend eine Eigenschaft des betreffenden oder eine ihn angehende Begebenheit beziehen, und der Sinn der Namen ist nicht so abgeschliffen wie bei den unsrigen. (Eine Ausnahme machen nach Johnston nur seit vielen Generationen traditionell gewordene Namen.) So wurde z. B. ein Kissi-Knabe bei seiner Geburt angeblich »Tawona« genannt, d. h. »du wirst [ihn] sehen«; er erhielt diesen Namen, weil vor seiner Geburt der Vater gestorben war und die Mutter wie zum Troste dem Kinde zurief: »Du wirst [deinen Vater] sehen.« Ein anderer nennt sich den »Starken«, »Den nach Speise bettelnden« usw. Ueber Eigennamen und Familiennamen bei den Wabena siehe Seite 374, Anm., bei den Wahjao Seite 47 und 63.

Die Konde-Mädchen. »Die Mädchen verlassen«, so berichtet das Missionsblatt der Brüdergemeinde aus dem Konde-Oberland,[8]) »die Eltern zur selben Zeit wie die Knaben und wohnen, wenn der Vater andere Frauen hat, bei einer derselben, aber auch allein in einer Hütte, wenn der Vater nur ein Weib hat, jedoch je nach Um-

*) In dem nach den Angaben von Meyer und Richards zusammengestellten Aufsatz des Missionsblattes der Brüdergemeinde von 1894[1]) heisst es, »dass die Knaben mit ihren Altersgenossen zusammen meist nicht im eigenen, sondern in einem andern Dorfe wohnten.«

**) Man weiss manchmal nicht recht, ob man es mit einem solchen »Jünglingshaus« oder einem Kuhstall zu tun hat, da einerseits in den Jünglingshäusern Vieh — dessen Hirte ja die Burschen sind — eingestallt sein kann, und anderseits in den eigentlichen Vieh-Ställen auch Hirten schlafen.

***) Von einem solchen offiziellen Knaben-Erzieher war Richards nichts bekannt. Auch der Aufsatz in dem Missionsblatt der Brüdergemeinde 1894[4]) erwähnt nichts davon.

†) Es würde damit freilich nicht recht übereinstimmen, dass »Kenja« Junggeselle bedeuten soll (siehe Seite 351), da es einen Namen »Muankenja« gibt.

[1]) **22**, S. 35; [2]) **18**, S. 143; [3]) **17**; [4]) **22**; [5]) **25**, S. 410; [6]) **18**, S. 120; [7]) **25**, S. 418; [8]) **22**, S. 35.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ständen auch mit andern Mädchen zusammen. Wenn die Mutter eines Mädchens nicht erste Frau des Vaters ist,*) so bleibt dasselbe auch bei ihrer Mutter bis zur Heirat. In dieser Angelegenheit halten die Leute sehr streng auf Ordnung.«

Maturitätsfeier der Konde-Mädchen.

Wenn die Mädchen geschlechtsreif werden, so findet bei den Konde-Leuten, nach den mir gemachten Angaben, folgende Zeremonie statt:**)

Wenn ein Mädchen merkt, dass es zum erstenmale die Regel bekommt, so wird sie in ein Haus gesperrt und darf dieses 1—2 Monate lang nicht verlassen. Sie darf aber während dieser Zeit ihre Gespielinnen empfangen, und es soll sich dann die ganze Dorfjugend, Knaben sowohl wie Mädchen, in diesem Hause Rendezvous geben, wobei allerlei sexueller Unfug getrieben wird [siehe Seite 346 Anm.**)]. Nur das Mädchen, dem zu Ehren das Ganze stattfindet, darf ihren Liebsten nicht zu sich kommen lassen. Während dessen führen junge Burschen vor der Hütte einen Tanz auf, der, am Tage wenigstens, dezent verlaufen soll.

In dieser Zeit erhält das Mädchen von alten Frauen auch Unterweisung über sexuelle Angelegenheiten und über ihre Pflichten als Gattin.

Nach Ablauf der 1—2 Monate wird das Mädchen dann von Weibern innerhalb der Hütte auf ihre Virginität untersucht; fällt die Prüfung nicht befriedigend aus, so muss das Mädchen eventuell durch Muavi-Trinken ihre Integrität nachzuweisen suchen. Der etwaige Bräutigam (siehe Seite 346) ist auch berechtigt — falls er nicht selbst der Schuldige ist — eine als Nicht-Virgo befundene zurückzuweisen und vom Schwiegervater sein angezahltes Vieh zurückzuverlangen.

Fällt die Untersuchung aber befriedigend aus, so findet ein Fest statt, bei dem die assistierenden Weiber mit Fleisch bewirtet werden. Die Streu, auf der das Mädchen während jener Zeit geschlafen hat, wird dann entfernt. Der eventuelle Bräutigam zahlt nun den Rest der Kaufsumme an den Brautvater, und das Mädchen folgt ihm in sein Dorf. (Seite 346 u. 348.)

So wurde mir berichtet. Jauer erwähnt in einem Konde-Märchen auch eine bei der »Mündigkeitserklärung« der Mädchen gebrauchte Wurzel, die von Knaben ausgegraben wird.

---

*) Nach derselben Quelle pflegt nämlich der Vater im Hause seiner ersten Frau zu wohnen.

**) Die betreffenden Erkundungen stammen von einem zuverlässigen Eingeborenen aus der Konde-Niederung. Da ein Europäer wohl selten Zeuge dieser Zeremonien sein wird, ist man auf die eingeborenen Gewährsleute angewiesen. Von einer Maturitätsfeier der Konde-Mädchen berichtet aber auch Johnston,[1]) indem er schreibt: »After the first menstruation the girl is kept apart with a few companions of her own sex in a darkened house. The floor is covered with dry banana leaves, but no fire is allowed in the house, which is named ‚The house of the Awasungu' (‚maidens who have hearts').«

[1]) 25, S. 411.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An dieser Stelle sei auch gleich erwähnt, was ich über die in der Wiedhafen-Gegend üblichen Maturitäts-Zeremonien von Eingeborenen erfuhr:

Maturitätsfeier der Mädchen in der Wiedhafen-Gegend.

An dem Tage der Maturitätserklärung sitzt das Mädchen mit zwei Verwandten, einem Mann und einer Frau, zu Hause, während ihre Freunde draussen einen Tanz aufführen. Gegen Mittag wird sie zum Njassa geleitet und im Beisein von Weibern von jenen beiden gebadet. Das Mädchen darf nun auch an dem ihr zu Ehren veranstalteten Tanz teilnehmen, die Eltern des Mädchens sind aber nicht zugegen und dürfen ihr Kind erst bei Sonnenuntergang sehen. Von dem Vollzug der Zeremonie werden sie von den beiden die Waschung ausführenden Verwandten benachrichtigt, und zwar der Vater von dem Weibe, die Mutter von dem Manne.

(Siehe auch die von Giraud beschriebene Festlichkeit auf Seite 347.)

Wenn wir den äusseren Kulturbesitz der Konde-Leute betrachten, so sehen wir, dass dieselben auch hierin auf einer relativ recht hohen Entwicklungsstufe stehen.

Der Ackerbau im Konde-Land:

Der Ackerbau wird im Konde-Lande auf das allersorgsamste betrieben; nach Johnston [1]) könnten von den Eingeborenen Britisch-Zentral-Afrikas überhaupt nur die Anjanja mit den Konde-Leuten in dieser Beziehung verglichen werden, und von den Eingeborenen der deutschen Njassa-Länder kommen höchstens die Wangoni in Betracht. Merensky,[2]) dessen Ausführungen ich mich im folgenden anschliesse, kann nicht genug Worte des Lobes für die Zweckmässigkeit der Konde-Landwirtschaft und für die Sorgfalt, mit der man sich der Bebauung des Landes widmet, finden, und ebenso berichten auch alle andern Autoren.

Die Bananen.

Obenan steht die Kultur der Banane, die hier in herrlichster Ueppigkeit gedeiht, die dem ganzen Lande sein charakteristisches Gepräge gibt, und der es nach Johnston sogar seinen Namen verdankt (vergl. S. 268). Denn stundenlang wandert man im Konde-Land durch die prachtvollen Bananenhaine, in denen die zierlichen Hütten der glücklichen Bewohner liegen.

Meist pflanzt man die einzelnen Bananenbüsche in schnurgeraden Alleen und je einen vom andern in gleicher Entfernung; den Boden dazwischen hält man auf das sorgsamste von jeglicher Vegetation frei (Tab. 65 b).

Freilich lohnt auch die Banane, die in einem Jahre über 2 Zentner Früchte zu liefern vermag,[3]) die auf sie verwandte Sorgfalt. Meist sind es grosse, wenig süsse Früchte — die, in noch unreifem Zustande in der Asche gebraten, das »tägliche Brot« der Konde-Leute sind[4]) — doch findet man ab und zu auch eine kleine, süsse und sehr wohlschmeckende Varietät; nach Merensky[5]) soll man sieben Arten von Bananen hier kultivieren, und Cross[6]) gibt sogar an, dass er über 20 verschiedene Bananenarten, »die alle bekannt und genannt und zu verschiedenen Zwecken benutzt seien«, daselbst sammeln konnte.

Welche Rolle die Banane im Haushalte der Konde-Leute spielt, schildert Merensky,[7]) indem er schreibt: »Die Bananenstaude ist den Leuten alles. Ihre Früchte sind tägliche Nahrung, die Staude gibt Schatten, der Bast des Stammes dient zum Binden, das Blatt als Regenschirm,*) Matte, Tischtuch und Teller, ein

*) Einmal sah ich auch ein kleines viereckiges Rohrgeflecht im Konde-Oberlande, das man mir als einen Regenschirm für die die Rinder weidenden Kinder bezeichnete.

[1]) **25**, S. 424 u. 425; [2]) **18**, S. 146—149; [3]) **18**, S. 148, Anm.; [4]) **18**, S. 151; [5]) **18**, S. 148; [6]) **9**, S. 88; [7]) **18**, S. 148.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stück davon zusammengedreht ist Kelle und Löffel, der hohle Blattstiel dient gelegentlich als Tabakspfeife. Das Wasser der Rippe dient wohl auch zur Reinigung des Körpers, und das Blatt dient dabei als Handtuch.«*) Endlich wäre noch hinzuzufügen, dass bisweilen zopfartig zusammengedrehte, getrocknete Bananenblätter in dem holzarmen Lande ein willkommenes Feuerungsmaterial bieten (Tb. 71 No 52).

Andere Früchte.

Aber nicht nur dem Bananenbau widmen sich die Konde-Leute mit der ihnen eigenen Akkuratesse, sondern auch andere Früchte werden auf das allersorgsamste kultiviert. »Man glaubt sich nach Thüringen versetzt«, bemerkt Merensky[2]) treffend, »wenn man im oberen Konde-Land die Berghänge von oben bis unten mit den kleinen viereckigen Feldern bedeckt sieht, die je nach den Früchten, die sie tragen, in den verschiedensten Farben prangen.«

Merensky[3]) führt als im Konde-Lande angebaute Feldfrüchte an: Mais, Sorghum, Eleusine,**) Bataten, Yamswurzeln, Arachis, Kassawa (Maniok), Bohnen, Erbsen, den Erbsenbaum, Kürbisse,***) Zuckerrohr und Reis; der Aufsatz in dem Missionsblatt der Brüdergemeinde von 1894[4]) fügt noch die »Masimbi« (?) genannte Knollenfrucht hinzu, und auch Rizinus zur Salbölbereitung wird dort erwähnt.[5])

Der Reis ist aber keine Kulturpflanze der Konde-Leute, sondern wird nur von den Arabern und ihrem Anhang gebaut; dasselbe gilt auch von den hier trefflich gedeihenden Ananas, wennschon man solche auch jetzt ab und zu in den Konde-Dörfern antrifft. Echte Erbsen erinnere ich mich nicht, im Konde-Lande gesehen zu haben, im Gegensatz zu dem benachbarten Ukinga, wo sie reichlich angebaut werden. Hirsearten werden im Konde-Land, wie bereits mehrfach erwähnt, lange nicht in dem Masse kultiviert, wie es sonst üblich ist, und auch Maniok spielt kaum eine Rolle; bei den Wakissi allerdings — die ja auch im Konde-Land, jedoch nur unmittelbar am Seeufer, sitzen — werden Sorghum und Maniok reichlich angepflanzt. Auch der Anbau von Kartoffeln — freilich wohl mehr für den Verkauf als die eigene Küche — wird seit den letzten Jahren von den Eingeborenen in steigendem Masse betrieben, und ebenso der von Zwiebeln.[6])

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist eine derartige, dass, wie Merensky[7]) berichtet, eine dreifache Ernte im Laufe eines Jahres auf demselben Acker möglich ist, indem man zuerst Mais, dann Bohnen und endlich Yamswurzeln bauen kann.

---

*) Nach Cross[1]) wird im Konde-Land auch Wein aus den Bananen bereitet. Ich habe aber davon nichts bemerkt; auch andere Autoren erwähnen es nicht.

**) Merensky schreibt allerdings Pennisetum, meint aber augenscheinlich Eleusine: eine Verwechselung die sich auch sonst mehrfach in der Literatur findet. Herr Professor Engler hatte die Freundlichkeit, mir auf eine Anfrage bezüglich dieser beiden Hirsearten Auskunft zu erteilen.

***) Auch der Taler-Kürbis (Telfairia pedata) kommt vor.

---

[1]) **9**, S. 88; [2]) **18**, S. 148; [3]) **18**, S. 148; [4]) **22**, S. 36; [5]) **22**, S. 34; [6]) **72**, S. 268; [7]) **18**, S. 148.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Hacken der Beete. Der Boden wird mit einer langgestielten grossen Eisenhacke (Tb. 67 f)*) bearbeitet, und die Felder werden in Form von reihenweise nebeneinander liegenden, langen, hochaufgeworfenen Beeten angelegt (Tb. 62a), ganz wie es bereits aus Ungoni beschrieben wurde (Seite 167). Nach Merensky[2]) und Johnston[3]) bringt man beim Aufhäufen der Beete oft ganze Reihen von Unkraut unter den Boden, der dadurch gedüngt und durchlässiger wird.

Das Düngen.

Auch mit Asche wird gedüngt (zumal die Eleusine), und nach Johnston soll ausser dem verbrannten Unkraut — das ja auch bei den andern Stämmen überall dazu benutzt wird — auch die Holzasche sowie jeglicher Abfall aus dem Dorfe zum Düngen dienen. [Siehe auch Giraud.][4])

Nach Merensky soll man für die Bananen auch den Dung aus den Ställen verwenden, während Johnston[5]) meint: dass Rindermist in diesen Gegenden überhaupt nicht zum Düngen verwandt würde, wenn man auch Tabak ab und zu auf einem Dunghaufen kultiviere. Einmal bemerkte ich, wie jemand ein mit Gemüse bestandenes Beet mit Rinderjauche besprengte; ich erfuhr jedoch, dass dies nicht des Düngens wegen geschähe, sondern um die Kühe vom Abfressen des Krautes abzuhalten.

Einhegen der Felder. Um die Felder gegen Vieh und Wildfrass zu schützen, umgibt man sie zuweilen mit Dornen oder lebenden Hecken, und Merensky[6]) erwähnt zum Schutze gegen Wildschweine angelegte Fallgruben. Dass man gegen Felddiebstahl Zaubermedizin auf den Aeckern aufstellt, wurde bereits oben (Seite 315) berichtet.

Speicher usw. Mit der grossen Fruchtbarkeit des Bodens, der eben zu allen Jahreszeiten Erträge liefert, und der geringen Rolle, die Körnerfrüchte im Konde-Lande spielen, erklärte ich es mir, dass ich dort kaum jemals besondere Getreidespeicher sah. Das Missionsblatt der Brüdergemeinde von 1894 berichtet aber aus dem Konde-Oberland, dass zwar nicht in den Dörfern, sondern der Ratten wegen »draussen auf freiem Felde, im Busch, im hohen Grase« kleine Hütten zur Aufnahme der Feldfrüchte errichtet würden, die man, um etwaige Diebe abzuschrecken, mit Fallen versehe. Ob man Knollenfrüchte wie bei uns in Erdmieten vergräbt, weiss ich nicht, es scheint mir aber naheliegend zu sein. Kleine Vorräte oder die Aussaat hebt man im Innern der Wohnhütten, meist wohl auf dem »Bodenraum« unter dem Dache, auf. Man bringt sie in Körben, grossen Töpfen und gelegentlich auch in grossen Bambuszylindern unter. Bohnenvorräte umgibt man zuweilen auch mit Grasbüscheln, so dass das Ganze ein grosses mit Bohnen gefülltes Paket bildet, das dann aussen eventuell noch mit einem groben Netze umflochten wird.

Ernte-Feste usw. Von Festen beim Beginn der Hackezeit und nach der Ernte, wie sie nach Johnston[7]) überall in diesen Gegenden üblich sein sollen, ist mir aus dem Konde-Lande nichts bekannt.**) Dem Tagebuch von Missionar Jauer entnehme

*) Zum Ausjäten der Unkräuter dient eine hölzerne Hacke.[1])

**) Ich hörte nur gelegentlich von einer Festlichkeit, die irgendwie mit der Bananenernte in Zusammenhang steht, und bei welcher vermummte und mit Bananenbast aufgeputzte junge Leute in den Dörfern umherziehen und denen die Töpfe zerschlagen sollen, die sich bestimmten Vorschriften nicht fügen.

[1]) **22**, S. 36; [2]) **18**, S. 148; [3]) **25**, S. 425; [4]) **7**, S. 176: [5]) **22**, S. 431; [6]) **18**, S. 152; [7]) **25**, S. 426.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist jedoch die Notiz, dass die Häuptlinge auch im Konde-Lande das Recht haben, wenn es ihnen gut dünkt, das Ernten gewisser Früchte zu verbieten, z. B. zu untersagen, dass unreife Bananen gepflückt würden.

Baum-Anpflanzungen.

Da der bebaute Teil des Landes, zumal die Konde-Ebene, arm an Holz ist, so hegt man nicht nur die in den Dörfern vorhandenen Baumbestände, sondern pflanzt sogar Bäume an.

Dass man Bäume und Sträucher als lebende Umfriedigungen um Aecker und Gehöfte pflanzt, oder einzelne Baumarten, z. B. den Ficus, zur Rindenstoffgewinnung kultiviert, kommt freilich auch bei benachbarten Stämmen vor: aber nirgends steht die Baumkultur auf einer so hohen Stufe wie im Konde-Land; man legt geradezu kleine Baumschulen an, indem man ein Dutzend Bäumchen und mehr in gerader Linie nebeneinander pflanzt.

Nach Merensky[1]) werden nicht weniger als 7 Baumarten zu Bauzwecken und dergleichen, 5 Arten der Früchte wegen,*) andere zur Baststoffbereitung oder als Zier- und Schattenbäume gepflanzt. Häufig sieht man den Msunguti-(Chunguti-)baum, dessen rote, kleinen Kastanien ähnliche Früchte gekocht werden und die auch zur Oelbereitung dienen (Seite 114). Den Bast für die Weiberschurze geben zwei Ficusarten: die eine liefert nach Merensky[3]) weissen,**) die andere rötlichen Stoff.

Der schönste von allen ist der majestätische Muare-Baum, wie Merensky[4]) ihn treffend nennt, die »Linde« der Konde-Dörfer, den man schon von weitem als Wahrzeichen der Ansiedlungen erblickt und der dem müden Wanderer den ersehnten tiefen Schatten spendet; sein Holz wird ausserdem zum Bau der grossen Kanus verwandt.[5])

Ueberall in den Konde-Dörfern pflanzt man auch den zum Hüttenbau unentbehrlichen Bambus, der hier ganz trefflich gedeiht, und dessen dichte Büsche 15 m und höher werden;[6]) es ist nicht dieselbe Art, wie sie wildwachsend die Abhänge der Gebirge bedeckt, sondern es ist nach Merensky[7]) »indischer« Bambus, dessen Vorkommen an dieser Stelle freilich ein Rätsel sei. Bambus wird übrigens auch sonst im Süden von Deutsch-Ostafrika angebaut, und zwar auf dem Livingstone-Gebirge und in den östlich benachbarten Landschaften, wo man Bambuswein sehr zu schätzen weiss. (Siehe auch Seite 164 und Kpt. VII.)

Die Viehzucht im Süden von Deutsch-Ostafrika:

Bevor ich auf die für das Konde-Land so wichtige Viehzucht näher eingehe, seien einige zusammenfassende Bemerkungen über die Haustiere im Süden von Deutsch-Ostafrika vorausgeschickt.

Die Eingeborenen halten: Rinder, Schafe, Ziegen, Hunde, Hühner und Tauben, ausnahmsweise auch Perlhühner und Enten.

*) Wilde Früchte fehlen natürlich auch im Konde-Lande nicht; vor allem der Mssukubaum (Seite 127) ist reichlich vertreten, und Zache[2]) erwähnt auch eine Anonaart. Wilde Himbeeren und Brombeeren kommen im Konde-Oberland ebenfalls vor und werden gesammelt.

**) Ich sah allerdings nur rötliche Baststoffe im Konde-Land.

[1]) **18**, S. 149; [2]) **72**, S. 268; [3]) **18**, S. 149; [4]) **18**, S. 149; [5]) **18**, S. 149; [6]) **18**, S. 149; [7]) **18**, S. 149.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rasse der Rinder.

Die Rinder gehören zur Rasse der Buckelrinder und stammen nach Johnston[1]) von den altägyptischen Rindern ab, die ihrerseits wohl wieder aus Asien stammten; jedenfalls glichen sie den indischen Zebus ungemein.*)

Der grosse Fetthöcker auf dem Rücken, nach dem sie ihren Namen tragen, gibt ihnen für das europäische Auge ein ungewohntes Aussehen.

Von Statur sind sie meist recht klein und wenig ansehnlich, und sie werden nicht fett, selbst wenn sie gut Fleisch angesetzt haben.[3]) Ihre Färbung ist eine sehr mannigfaltige, und ebenso variiert das Gehörn ungemein: bald ist es stark aufwärts gebogen; bei andern steht es horizontal; bei einem erheblichen Prozentsatz hängt es nach unten und sitzt dabei oft so lose, dass es bei Bewegungen des Tieres hin und her wackelt; manche Rinder endlich sind überhaupt hornlos**) (Tb. 68 u. 69).

Rinderpest.

Die Rinderpest, die Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wütete, ist zur Zeit in unserm Gebiete nicht mehr vorhanden, hat jedoch den früher beträchtlichen Viehstand und ebenso das Wild sehr vermindert.

Bei weitem die grössten Rinderbestände hat das Konde-Land einschliesslich Untali; sehr viel weniger, zumal im Verhältnis zu ihrem Umfang, haben Ubena, Uhehe, Ussangu, Unjika und Ungoni; die trefflichen Weideflächen Ukingas besitzen recht wenig, und am Ruwuma, in der Ulanga-Niederung und in der Rukwa-Steppe gibt es (wenigstens in den mir bekannten Teilen) überhaupt keine Rinder.

Es liegt dies zum Teil an politischen Gründen; so haben ausser der Rinderpest auch die Kriege der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts den blühenden Viehstand Uhehes dezimiert und anderwärts haben die ewigen Raubzüge ihrer Nachbarn den Eingeborenen die Viehzucht verleidet: denn im grossen ganzen sind die deutschen Njassaländer anscheinend für Viehzucht sogar recht geeignet.

Tsetse und Texasfieber.

Stellenweise freilich machen Krankheiten die Viehzucht unmöglich. Die wichtigste scheint für das Innere des südlichen Deutsch-Ostafrika die durch Trypanosomen bedingte und durch gewisse Fliegen übertragene Infektion zu sein, die man bei Rindern und Pferden, soweit sie in Afrika beobachtet wird, unter dem Namen der »Tsetse-Krankheit« zusammenzufassen pflegt. (Siehe unten.)

In zweiter Linie kämen die zur Gruppe der »Texasfieber« gehörenden Viehkrankheiten (Texasfieber, Küstenfieber und eine Reihe anderer, von denen aus Süd-Afrika berichtet wird); sie werden, soweit unsere Kenntnisse reichen, durch Zecken übertragen, die sich selbst und zugleich ihre Brut durch Blutsaugen an kranken Tieren mit einer der verschiedenen Piroplasma-Arten infiziert haben. Die Krankheiten pflegen daher, den Lebensgewohnheiten der Zecken entsprechend, an den Plätzen zu haften, wo krankes Vieh geweidet hat.

*) Es sei an dieser Stelle auf die eingehenden Angaben Johnstons[2]) über die Haustiere und Kulturpflanzen von Britisch-Zentral-Afrika hingewiesen.

**) »Wackelhörnige« und »hornlose« Rinder kommen ja auch sonst in Afrika und anderwärts vor.

[1]) **25**, S. 430; [2]) **25**, S. 426—435; [3]) **18**, S. 150.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Piroplasmen Erkrankungen kommen fast bei allen Haustieren vor; praktisch am wichtigsten sind die der Rinder.

Wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, sind die Piroplasmen-Krankheiten der Rinder in Deutsch-Ostafrika nicht nur auf den Küstengürtel am Indischen Ozean beschränkt,[1]) sondern kommen auch im Innern vor, obschon sie meines Wissens in den deutschen Njassa-Ländern bisher noch nicht nachgewiesen sind.*)

Leider machen Tsetsekrankheit und Texasfieber nicht nur den Vieh-Transport aus dem Innern zur Küste unrentabel, sondern sie verhindern auf den befallenen Strecken auch einen Verkehr mit den gewöhnlichen Zugtieren. Inwieweit die ostafrikanischen Zebras in der Praxis gegen die oben erwähnten Krankheiten fest sind, wird die Zukunft lehren;**) als Reit- und Zugtiere bewähren sie sich sonst ganz tadellos.[7])

Dass die Tsetse-Fliege (Glossina morsitans, Westwood), die Ueberträgerin der durch ein zu den Flagellaten gehöriges Protozoon, das Trypanosoma Brucei, verursachten Vieh-Krankheit, in Deutsch-Ostafrika vorkommt, wurde, wie bereits Seite 99 erwähnt, schon von Livingstone — der auch sonst ganz vorzügliche Beobachtungen über diese Seuche machte[8]) — festgestellt. Diese Tatsache war jedoch anscheinend völlig in Vergessenheit geraten, bis Robert Koch (dem die Kolonie auch den Nachweis des dortigen Texasfiebers verdankt) im Jahre 1898 auch für Deutsch-Ostafrika das Vorhandensein des zugehörigen protozoischen Krankheitserregers konstatierte.

---

*) Oft leiden die Rinder, in viel höherem Grade aber die Schafe, an Leberegeln (Distomum hepaticum var. aegyptica). Das Fleisch der Rinder ist auch öfters finnig (Taenia africana v. Linst.). Zache[2]) berichtet aus dem Konde-Lande und Ukinga, Ewerbeck[3]) aus dem Bezirk Lindi über einige Viehkrankheiten, Fromm[4]) aus Uhehe über das Vorkommen von »Klauenseuche« bei Rindern.

**) Man hat allerdings durch Einspritzen von trypanosomenhaltigem Blute auch ostafrikanische Zebras töten können:[5]) anderseits ist es aber eine allgemein bekannte Tatsache, dass Wild in Tsetse-Gegenden oft massenhaft vorkommt, und die ostafrikanischen Zebras machen davon ebensowenig eine Ausnahme wie die Südafrikas[6].)

Unsere Kenntnisse über die Trypanosomen-Erkrankungen sind erst sehr jungen Datums, und zumal über den mutmasslich vorhandenen Entwicklungszyklus des Parasiten im Leibe der Tsetse-Fliege und die damit zusammenhängende Infektion unter natürlichen Bedingungen — die wir mit der im Laboratorium üblichen wohl nicht so ohne weiteres identifizieren dürfen — ist so gut wie nichts bekannt. Konstatiert ist aber, dass, wie oben erwähnt, in den allerschlimmsten Tsetse-Gegenden, wo sich zahmes Vieh nicht halten kann, das Wild ganz vortrefflich gedeiht, obschon letzteres in einem sehr erheblichen Prozentsatz Trypanosomen im Blute beherbergt. Das Wild besitzt also gegen die natürliche Infektion mit den in der betreffenden Gegend vorkommenden Trypanosomen eine »relative Immunität«; das im übrigen gesunde Wild liefert jedoch, ebenso wie tsetsekrankes Vieh, den Fliegen Material zur Infektion anderer Tiere: ein Umstand, der praktisch von der allergrössten Bedeutung ist.

Auf welche Weise die »relative Immunität« des Wildes zu stande kommt, wissen wir bisher noch nicht; die Beantwortung dieser Frage nähert uns vielleicht der ersehnten Lösung des grossen Problems, wie unsere Haustiere gegen jene mörderische Seuche geschützt werden können, die ungeheure Landstrecken für den Europäer entwertet.

---

[1]) **85**, S. 382; **109**; [2]) **72**, S. 268; **86**, S. 72 u. 74; [3]) **71**; [4]) **11**; [5]) **79**; **80**; [6]) **1**, S. 80—83; [7]) **97**; [8]) **1**, S. 80—83; **3**, Kpt. I. u. II.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neuere Untersuchungen[1]) sprechen dafür, dass in Ostafrika verschiedene Trypanosomen-Erkrankungen des Viehs eine Rolle spielen, und dass ausser der Tsetse-Fliege vielleicht auch andere Insekten-Arten als Ueberträger in Betracht kommen; je mehr wir in den letzten Jahren von den Trypanosomen kennen gelernt haben, desto mehr hat sich überhaupt gezeigt, dass es eine ganze Reihe für unsere Haustiere — und leider auch für den Menschen! — pathogener Trypanosomen-Arten resp. Varietäten gibt: Was wir in Afrika gewöhnlich unter »Tsetse-Krankheit« verstehen, ist anscheinend nicht eine einheitliche Krankheit, sondern eine Krankheits-Gruppe, und das Fehlen der »Tsetse-Fliege« beweist noch nicht ohne weiteres auch das Nichtvorhandensein von ähnlich wie die »Tsetse-Krankheit« verlaufenden Trypanosomen-Erkrankungen.

Anderseits genügt die Tsetse-Fliege oder eine andere Ueberträgerin allein nicht, um die Krankheit hervorzurufen, sondern dazu ist auch das Vorhandensein der spezifischen Trypanosomen nötig: doch bedingt die Anwesenheit solcher Fliegen zum mindesten eine latente Gefahr, die — wie die Mauritius-Epidemie lehrt — aktuell werden kann, sobald trypanosomenkranke Tiere eingeführt werden.

Was die Verbreitung der »Tsetse-Krankheit« im Süden von Deutsch-Ostafrika anbelangt, so haben wir damit im Kilwa-Hinterland, am Ruwuma und in der Ulanga-Niederung zu rechnen;[2]) vielleicht kommt die Seuche auch im Bezirke Langenburg vor.*)

Die Tsetse-Fliege pflegt auf bestimmte Gebiete, manchmal sogar auf ganz kleine, eng umgrenzte Bezirke, die sog. »Fly-belts« beschränkt zu sein. Im allgemeinen gelten tiefgelegene, wildreiche Flussniederungen als besonders gefährdet, die Untersuchungen von Lommel und andern zeigen aber, dass die Fliege und die Krankheit in Deutsch-Ostafrika auch in andern Gebieten häufig sein kann.[9])

Bei den texasfieberartigen Erkrankungen pflegen die Rinder endemisch infizierter Gebiete in der Jugend die Krankheit in leichter Form zu überstehen, wie wir Masern und Scharlach, und sie besitzten dann für das übrige Leben einen hohen Grad von Widerstandsfähigkeit gegen die Piroplasma-Art, mit der sie infiziert waren: d. h. die Rinder leiden dann nicht mehr unter der Krankheit, wennschon sie den Erreger in infektionsfähigem Zustand noch jahrelang mit sich herumtragen können. So kann sich in durchseuchten Gebieten Vieh halten, doch erkrankt fremdes hier unfehlbar und geht, von den Kälbern abgesehen, in einem grossen Prozentsatz zu Grunde.

Diese Verhältnisse haben für die Praxis hervorragende Bedeutung; ein Rindertransport aus Uhehe z. B. hat beim Herabsteigen vom Plateau damit zu rechnen, dass das Vieh in der Niederung

---

*) An der ganzen Westküste des Njassa kommt die Fliege stellenweise vor, und eine nahe verwandte Art (Glossina fusca Walk.), von der man freilich nicht weiss, ob sie ebenfalls die Tsetse-Krankheit überträgt, wurde im britischen Konde-Land nur wenige Kilometer vom Songwe-Fluss (der deutschen Grenze) beobachtet.[3])

Tsetse-verdächtig ist auch die Rukwa- und Iniamanga-Steppe. Wennschon, wie mir Herr Zache mitteilte, daselbst vom Gouvernement an einigen Plätzen stationierte Rinder gut gedeihen sollen, so ist damit noch nicht die Seuchefreiheit jener Gebiete erwiesen [cf. Schilling[4])]; Thomson[5]) erwähnt übrigens das Vorkommen von »Tsetse-Fliegen« aus Iniamanga, doch mag es sich dabei vielleicht um andere Stechfliegen gehandelt haben.

Johnston[6]) berichtet, dass die Fliege in dem Njassa-Gebiete im allgemeinen nicht über etwa 3000 Fuss sich aufhalte, und dass mithin das Njassa-Tanganjika-Plateau frei sei. Crawshay[7]) fing sie jedoch in dem Hochland von Henga — südwestlich von Deepbay am West-Njassa-Ufer — in einer Höhe von 3300 Fuss, und in Nord-Rhodesia kommt sie sogar in 4110 Fuss Meereshöhe noch reichlich vor.[8])

---

[1]) **93**; **96**; [2]) **109**; [3]) **78**; [4]) **94**; [5]) **5** (Vol. I), S. 294; [6]) **25**, S. 378; [7]) **78**, S. 289; [8]) **78**, S. 7; [9]) **81**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit Tsetse infiziert wird und nach etlichen Wochen oder Monaten eingeht. Ein Weg, auf dem das Vieh dieser Gefahr nicht ausgesetzt wird, ist bisher noch nicht bekannt,[1]) und dies gilt wahrscheinlich solange, als keine Bahn in die Nähe der Hochländer führt. (Siehe Seite 199.)*)

Aber selbst wenn es gelingt, den Transport von Tsetse uninfiziert zur Küste zu bringen, so wird das Vieh hier auf den mit piroplasmahaltigen Zecken behafteten Weiden mit Texasfieber angesteckt und geht ein, wenn man es nicht vorzieht, es vor Ausbruch der Krankheit zu schlachten. Will man das Vieh zu andern Zwecken verwenden, so müssten die für die Küste bestimmten Rinder schon als Kälber mit Piroplasmen künstlich infiziert und dadurch gegen spätere schwere Erkrankungen gefestigt werden, eine Methode, die bereits vielfach mit Erfolg angewandt wird; freilich besteht die Gefahr, durch dies Verfahren bis dahin freie Gegenden ebenfalls zu verseuchen!

Nur eingehende wissenschaftliche und praktische Untersuchungen an Ort und Stelle können es ermöglichen, in diesen so überaus wichtigen Fragen das Zweckmässigste zu treffen.

Kuhmilch.

Die Kühe der Njassaländer liefern ungemein wenig Milch, selbst dort, wo die Weiden gut sind. Gleich nach dem Kalben geben sie nach P. Häflinger[3]) täglich 5 Liter, dann aber sinkt das Quantum schnell auf einen Liter herab. Wie P. Häflinger[4]) resp. P. Basilius[5]) aus Ungoni und Uhehe berichten, muss das Kalb zuerst gesogen haben oder doch beim Melken zugegen sein, wenn die Kuh Milch geben soll, und P. Basilius fügt hinzu, dass man das Kalb eventuell durch ein ausgestopftes Kalbfell vertreten lasse, eine Sitte, die Livingstone[6]) auch aus andern Gegenden berichtet. Beim Melken werden den Kühen oft die Hinterfüsse zusammengebunden. Ueber die Kunstgriffe, welche die Konde-Leute beim Umgange mit dem Vieh anwenden, siehe Seite 371.

In Uhehe werden, wie Reichard[7]) und Basilius[8]) berichten, die Milchgefässe mit Rinderurin ausgeschwenkt oder mit dem Rauch einer widerlich riechenden Holzart behandelt, wodurch die Milch einen unangenehmen Beigeschmack bekommt; freilich gewöhnt sich der Europäer in Afrika auch daran. Im Konde-Land scheint man Rinderurin nicht zu diesem Zwecke zu verwenden, wenigstens nicht im Konde-Unterland; denn den Missionaren war dort nichts davon bekannt, und ein danach gefragter Konde-Mann tat ganz entsetzt über eine solche Zumutung. Johnston[9]) berichtet allerdings, dass die Milchgefässe auch bei den Konde-Leuten mit Urin gespült werden und dass man gelegentlich solchen sogar zur Milch hinzugiesse; auch wüschen sich die Hirten oft mit Kuhurin.

Die Milch wird meist in geronnenem Zustande genossen, und in den noch Milchreste enthaltenden Gefässen gerinnt das frisch Hinzugemolkene sehr schnell.[10]) Es wird jedoch auch frische Milch nicht verschmäht; solche wird, wie Reichard[11])

*) Freilich scheint es immerhin nicht ausgeschlossen, dass es in Zukunft gelingt, einen Weg ausfindig zu machen, auf dem das Vieh der drohenden Infektion entgehen kann: denn die Tsetse-Fliege ist, wie erwähnt, oft auf ganz bestimmte, eng umschriebene Gebiete beschränkt, die sich eventuell umgehen, oder bei Nacht (wo diese Fliegen weniger zu stechen pflegen), oder zu günstiger Jahreszeit passieren lassen; Sander[2]) betont, dass sich auch fast stets freie »Pässe« durch das Fliegengebiet fänden. Ueberdies scheinen stark riechende Substanzen als Schutzmittel gegen die dagegen sehr empfindlichen Fliegen nicht aussichtslos.

[1]) **58**; [2]) **82**; [3]) **54**, S. 16; [4]) **54**, S. 16; [5]) **26**, S. 225; [6]) **3**, S. 51; [7]) **10**, S. 271; [8]) **26**, S. 226; [9]) **25**, S. 431; [10]) **18**, S. 151; [11]) **10**, S. 271.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und P. Basilius[1]) berichten, in Uhehe getrunken, und nach dem öfter zitierten Artikel in der Daressalamer Zeitung vom 29. Juni 1901 mischt man im Konde-Lande die geronnene Milch vor dem Genusse gerne mit frischer zusammen.*) Milch wird aber nicht von allen Stämmen in gleicher Weise geschätzt. Bei den Konde-Leuten bildet sie einen wesentlichen Bestandteil der Nahrung, und auch die Wahehe lieben sie sehr; die Wabena[2]) und Wangoni[3]) machen sich aber nicht viel daraus und überlassen das meiste den Kälbern, und bei den Wangoni des britischen Gebietes soll Milch den erwachsenen Männern sogar verboten sein.[4]) Bei den Wahjao und Anjanja ist der Milchgenuss nach Johnston[5]) überhaupt nicht üblich. Die Konde-Leute bereiten auch Butter, indem sie die Milch in Kürbisflaschen schlagen;[6]) die Butter wird aber nur zum Salben benutzt, wie es auch in Ungoni Sitte ist.

Dort, wo man die Milch schätzt, erhalten die Kälber davon entschieden zu wenig; wenigstens pflegt das im Konde-Land der Fall zu sein, und es tut einem ordentlich leid, wenn man die elenden mageren Geschöpfe wie verzweifelt an dem vorher fast ausgemolkenen Euter der Mutter saugen sieht. Das trägt sicher nicht zur Verbesserung der Rasse bei, und auch wegen der starken Inzucht wäre eine Aufbesserung des Konde-Viehs (natürlich am besten durch milchreiche Rassen) sehr wünschenswert.[7])

Kastration von Stieren usw.

Kastration von Stieren ist den Eingeborenen bekannt. Auch Ziegen werden kastriert, und (in Ungoni wenigstens) auch Hühner und angeblich Hunde: die letzteren, um ihnen die Neigung zu nächtlichen galanten Streifzügen zu nehmen, da sie nachts ausserhalb der Hütten leicht eine Beute von Raubtieren werden.

Stallungen der Rinder.

Bei den Wahehe und im Konde-Land stehen die Rinder des Nachts in gut gebauten Ställen, in Ungoni werden sie nur in einer Pallisadenumfriedigung untergebracht. Am Tage werden sie auf die Weide getrieben, aber, wie

Weide. —

P. Basilius[8]) resp. P. Häflinger[9]) übereinstimmend aus Uhehe und Ungoni berichten, erst des Morgens gegen 8—9 Uhr, da das taunasse Gras ihnen schädlich sein soll.

Die Konde-Leute, die sich überhaupt durch die Sorgfalt, mit der sie ihr Vieh behandeln, auszeichnen, füttern die Rinder auch mit Bananenblättern. Ueber die Pflege des Viehs im Konde-Land siehe im übrigen Seite 370—373.

Schafe.

Die Schafe gehören zur Rasse der »Fettschwanzschafe«, doch ist ihr Fettschwanz nur wenig entwickelt. Wolle haben sie nicht, sondern statt dessen nur »Haare«; ihre Färbung ist schwarz, schwarz-weiss oder bräunlich. Das Fleisch ist schmackhaft. (Tb. 69c.)

*) Wenn die Hirtenjungen im Konde-Land und in Uhehe Milch stehlen wollen, so melken sie sich direkt in den Mund.

[1]) **26**; [2]) **77**, S. 56; [3]) **54**, S. 16; [4]) **39**, S. 141; [5]) **25**, S. 437; [6]) **22**, S. 34; [7]) **57**, S. 558; [8]) **26**; [9]) **54**, S. 16.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ziegen.

Mit Ausnahme des völlig von Vieh entblössten Ruwuma-Ufers sind Schafe wohl überall vertreten, wenn auch lange nicht so zahlreich als die Ziegen. Gleich den Schafen werden die Ziegen von den Eingeborenen nicht gemolken, sondern nur als Schlachttiere benutzt; die Konde-Leute sollen Ziegenfleisch nicht schätzen.[1])

Die Ziegen müssen bei den Suaheli wohl in dem Rufe stehen, eine recht geringe Intelligenz zu besitzen; denn in Fällen, wo wir das Bedürfnis fühlen, jemanden mit dem Epitheton »Schaf« zu titulieren, wendet man auf Suaheli den Ausdruck »mbusi«, »Ziege« an. Johnston[2]) hat aber ganz recht, wenn er für die Intelligenz der afrikanischen Ziegen eine Lanze bricht und die Klugheit und Munterkeit der den afrikanischen Reisenden so unentbehrlichen Tiere rühmt. Er betont auch, dass sie auf Reisen sehr bequeme Milchlieferanten sind, eine Eigenschaft, die von den meisten Europäern zu wenig, von den Eingeborenen gar nicht ausgenutzt wird.

Hunde.

Die Hunde gehören einer recht hässlichen, kleinen, langbeinigen Rasse an und sind meist gelb gefärbt (Tb. 69e, 87b, 88f); wo europäische Hunde hinkommen, gibt es natürlich Mischlinge. Die eingeborenen Hunde sind unsympathische, feige Geschöpfe; bellen können sie nicht, doch werden sie oft durch ein unangenehmes heiseres Heulen lästig. Die Eingeborenen benutzen die Hunde besonders zur Treibjagd, wobei man ihnen zuweilen Glocken aus Holz oder Metall um den Hals hängt; auf der Jagd verwenden die Jäger angeblich Signalpfeifen zum Rufen der Hunde; der gewöhnliche Lockruf ist ein kurz ausgestossenes É, É (resp. ssüä, ssüä). In Uhehe, Ubena und Ussangu werden Hunde auch verzehrt und gelten als ein geschätzter Leckerbissen (Seite 251).

So freundschaftliche Empfindungen, wie wir sie in der Regel für unsere vierbeinigen Kameraden hegen, besitzen die Eingeborenen wohl selten für ihre Hunde, und meist traktiert man die räudigen Köter nur mit Stössen und Schlägen; auch baut man ihnen nur recht selten Hundehütten (resp. lässt ein Loch neben der Tür als Eingang für den Hund offen).

Europäische Hunde, mit Ausnahme von Terriern und Teckeln, pflegen sich in Deutsch-Ostafrika recht schlecht zu halten.*)

Katzen.

Hauskatzen findet man nur ausnahmsweise, abgesehen von den europäischen und arabischen Niederlassungen.

Schweine.

Schweine halten sich vortrefflich und vermehren sich sehr stark; sie sind im Innern von Deutsch-Ostafrika aber erst seit wenigen Jahren durch die Europäer (die mohammedanischen Araber und Suaheli verschmähen ja Schweinefleisch) eingeführt.

Hühner.

Hühner werden überall im Süden von Deutsch Ostafrika von den Eingeborenen gehalten; man isst ihr Fleisch, verschmäht aber vielfach die Eier (im Konde-Land isst man sie; siehe Seite 110). Der Rolle, welche die Hühner auf der Tafel des Europäers zu spielen pflegen, wurde bereits im ersten Kapitel gedacht; gemästet sollen sie übrigens nach Johnston[3]) einen guten Braten geben.

*) Sehr viele Europäer halten sich in Deutsch-Ostafrika Hunde; sie leisten als Rattenvertilger gute Dienste und sind auf Expeditionen und auf einsamen Stationen willkommene Gefährten. Freilich ist auf den Stationen das Bellen eines halben Dutzends manchmal keine angenehme Zugabe.

[1]) **18**, S. 151; **25**, S. 438; [2]) **25**, S. 432; [3]) **25**, S. 434.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Derselbe Autor erwähnt, dass die Hühner nur etwa alle zwei bis drei Tage für etwa acht Monate im Jahre Eier legen; die Eier sind jedoch ganz auffallend klein, und nur in Ukinga erinnere ich mich, nach europäischen Begriffen normal grosse erhalten zu haben. Es ist jedenfalls sehr dankenswert, dass man jetzt gute Zucht-Hühner in Ostafrika eingeführt hat.

Tauben. Auch Tauben werden, wenn auch nicht so häufig wie die Hühner, so doch fast überall, gehalten; in manchen Dörfern von Unjika, Urambia und Ussafua sind sie in sehr grosser Menge vorhanden.

Gänse, Enten. Gänse und Enten erinnere ich mich nur in europäischen und arabischen Ansiedlungen gesehen zu haben, doch werden sie von dem Wamakonde-Plateau und aus der Gegend der Ruwuma-Mündung erwähnt (siehe Seite 100). Zuweilen findet man bei den Eingeborenen auch zahme Perlhühner, z. B. am Ruwuma, doch ist das immer eine seltene Ausnahme.

Perlhühner.

Von Europäern gezähmte Tiere. Auf den europäischen Stationen wird aber, wie bereits im ersten Kapitel (Seite 12) erzählt, mannigfaches Getier gehalten und gezähmt.

Junge Ichneumons lassen sich ohne weiteres zu Haustieren erziehen: die munteren, drolligen Tierchen machen sich durch Vertilgung von allerlei Ungeziefer recht nützlich; doch sie stehlen Hühnereier, wo sie nur wissen und können, und würgen die Hühner ab, so dass sie so manches Mal der rächenden Hand eines Hühnerbesitzers zum Opfer fallen.

Auch Schakale können so zahm werden, dass sie wie Hunde hinter einem herlaufen.

In einer englischen Niederlassung am Schire sah ich ein paar gezähmte Wildkatzen, die zwar wie Hauskatzen gehalten wurden, aber doch ziemlich ungemütliche Hausgenossen zu sein schienen. Zahme Affen und Antilopen sieht man sehr häufig, aber selbst zahme junge Löwen und Leoparden sind nichts unerhörtes auf den Stationen. Von grösseren gezähmten Vögeln seien der prächtige Kronenkranich (Tb. 69f.), der philosophische Marabu und zahme Strausse erwähnt.

Hausungeziefer. Als Haustiere, allerdings wenig angenehme, wären schliesslich noch die Ratten zu erwähnen, von denen die Hütten der Eingeborenen wimmeln und die auch in den europäischen Stationen häufiger sind, als es lieb ist; sie sind so dreist, dass sie einem im Schlafe zuweilen an den Fussnägeln herumknabbern. Auf den Dampfern machen sich grosse Mengen von Schaben recht unangenehm bemerkbar. Der Sandflohplage wurde schon gedacht (Seite 221).

Die Rinderzucht im Konde-Land: Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, einiges über die Viehzucht im Konde-Land! Die Rinderzucht steht hier in einer sonst nirgends in den Njassa-Ländern erreichten Blüte, und obgleich auch im Konde-Land (zumal in der Ebene) die Rinderpest stark gewütet hat, übertrifft das kleine Konde-Land mit seinen 50—60000 Haupt Rindern alle benachbarten Gebiete bei weitem an Viehreichtum.

Die Konde-Leute verstehen es aber auch vortrefflich, mit dem Vieh umzugehen und sind weit und breit als die besten Hirten geschätzt. Bei dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Interesse, welches sie an ihrem Vieh haben, ist es nicht zu verwundern, dass ihre Sprache, wie uns Cross[1]) berichtet, »erstaunlich reich an auf Vieh bezüglichen Ausdrücken ist«. Der Wunsch, recht viele Rinder zu besitzen, füllt das ganze Trachten des Konde-Herzens aus — bei den meisten Prozessen handelt es sich darum — und man liebt seine Kühe so sehr, dass, nach Merensky,[2]) zuweilen sogar Selbstmord aus Kummer um den Verlust einer Lieblings-Kuh vorkommen soll. Die Kühe vergelten hier aber auch gleiches mit gleichem und gehorchen ihren Hirten fast so aufs Wort, wie bei uns die Hunde; auf das »ssŭă, ssŭă« ihres Hirten kommen sie im Trabe herbeigelaufen und belecken ihn zärtlich, wie es uns Giraud[3]) auf einer niedlichen Abbildung zeigt. Diese Anhänglichkeit der Kühe erwerben sich die Hirten mit dadurch, dass sie bei der Geburt eines Kalbes bei diesem die Mutter und bei der Mutter die Stelle des Kalbes zu vertreten suchen: Sie lassen sich nämlich ihre Hände, an denen Schleim von der Geburt des Kalbes haftet, von der Kuh ablecken, oder sie legen sich, wie Johnston[4]) berichtet, die Nachgeburt um; das Kalb dagegen wird von der Mutter entfernt und in den ersten Tagen mit einem Saugapparat (Tb. 72 No. 18) ernährt; erst nach etwa drei Tagen bringt man es zur Mutter. Auch sonst kennen die Konde-Leute allerhand Kunstgriffe bei der Behandlung des Viehes; so melkt man sich zuweilen, um mehr Milch zu erhalten, erst einige Tropfen auf die Hand und lässt sie von der Kuh ablecken, oder man bläst der Kuh auch mit dem Munde die Vagina auf, was die Milch-Sekretion befördern soll (Tb. 68e).*)

Wertschätzung der Rinder.

Die Kunstgriffe der Konde-Hirten.

Des Nachts steht das Vieh, an Pfähle angebunden, unter der Obhut der Hirten [cf. S. 358 Anm.**)] in seinen peinlich sauber gehaltenen, schönen Ställen. Es sind dies rechteckige Bambusgebäude, die häufig eine recht erhebliche Länge besitzen (Tb. 51c; Tb. 67c; Fig. 139); Merensky[6]) erwähnt solche von hundert bis zweihundert Fuss Länge. Dies gilt aber hauptsächlich für die Konde-Ebene — wo man überhaupt in allen Punkten besonders sauber ist —, während man im Oberland und in Untali das Vieh auch in den Wohnhütten anzubinden pflegt;[7]) für den Abfluss des Urins ist aber in jedem Falle durch Oeffnungen in der Wand der Gebäude Sorge getragen. Zum Zusammenscharren des Mistes dient ein Stab oder wohl auch eine Kuhrippe, doch scheut man sich nicht, auch die Hände beim Wegschaffen des ja nicht als unrein angesehenen Kuhmistes zu gebrauchen.[8]) Schliesslich wird der Stall jeden Morgen so sauber gekehrt, dass auch nicht das kleinste Restchen von Unrat zurückbleibt; das Reinigen der Ställe ist Pflicht der Weiber,[9]) die auch für die nötige Streu zu sorgen haben; alle andern Verrichtungen beim Vieh, auch das Melken, sind, wie bereits erwähnt, Sache der Männer.

Die Stallung der Rinder.

*) Offenbar war Giraud,[5]) wie aus einer Andeutung hervorgeht, diese Prozedur bekannt.

[1]) **9**, S. 87; [2]) **18**, S. 106; [3]) **7**, S. 209; [4]) **25**, S. 431; [5]) **7**, S. 190; [6]) **18**, S. 143; [7]) **22**, S. 34; [8]) **22**, S. 34; [9]) **18**, S. 123; **22**, S. 34.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pflege und Wartung der Rinder.

Das Weiden des Viehs wird in der Regel von halbwüchsigen Burschen besorgt. Ausser dem Weidefutter bekommen die Rinder, und zwar vor ihren Ställen, auch noch Bananenblätter zu fressen.[1]) Man gibt dem Vieh auch Salz zu lecken, wozu besonders die Mineralquellen Gelegenheit bieten.

Um Fliegen und Zecken fernzuhalten, zündet man den Rindern mit Mist genährte, schmauchende Feuer an, deren Rauch die Tiere mit offenbarem Verständnis für die ihnen gebotene Wohltat aufsuchen, denn sie kommen im Trabe herbeigelaufen und stellen sich in den dicksten Rauch (Fig. 133).[2])

Nach Merensky[3]) werden die Rinder — wohl um die brenzlichen Oele, die sich durch die Räucherung auf der Haut niederschlagen, zu entfernen — alle fünf

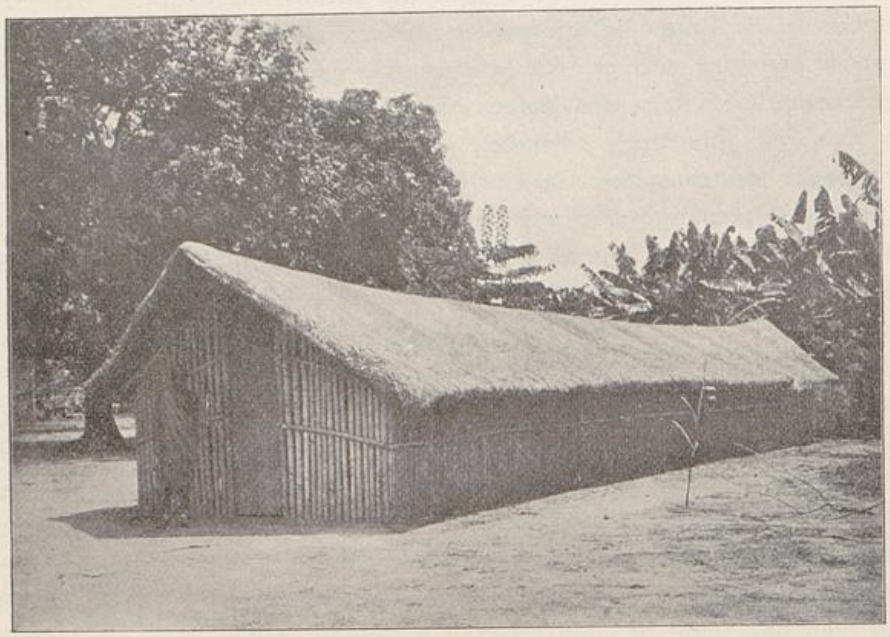


Fig. 139. Rinderstall aus der Konde-Ebene.

Tage abgewaschen, und man schabt ihnen auch die Hörner. Mit Viehkrankheiten wissen die Konde-Leute so trefflich bescheid, dass, wie Cross,[4]) — der selbst Arzt ist — meint, europäische Tierärzte noch manches von ihnen lernen könnten.

Viehglocken sind auch im Konde-Land im Gebrauch; sie sind aber durchaus nicht regelmässig vorhanden und es sind auch nur kleine eiserne Schellen: man treibt hier mit Kuhglocken nicht den Luxus wie in Uhehe.

»Eigentumsmarken«.

Zuweilen kerbt man den Rindern die Ohren aus (Tb. 68a): nach Johnston,[5]) um dadurch Eigentumsmarken herzustellen. Möglich, dass dies damit beabsichtigt ist; so oft ich aber auch danach fragte, wollte man von einer solchen Bedeutung nichts wissen, und ganz ebenso, wie die Tätowierung der

[1]) **18**, S. 143; [2]) **18**, S. 150; [3]) **18**, S. 150; [4]) **9**, S. 87; [5]) **25**, S. 431.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leute kein Stammesabzeichen, sondern lediglich Schmuck sein soll, sucht man vielleicht auch die geliebten Tiere nur entsprechend zu schmücken.*)

Verwertung der Rinder.

Vor allem schätzt man im Konde-Lande die Kühe wegen der Milch, die in geronnenem Zustande — oder auch geronnene mit frischer Milch gemischt[1]) — neben den Bananen die Nationalspeise der Konde-Leute bildet. Freilich liebt man auch das Fleisch der Rinder gar sehr (man isst angeblich auch die Nachgeburt der Kuh), und bei allen Festlichkeiten spielt das Schlachten von Rindern eine Hauptrolle; ich glaube, Merensky irrt, wenn er das Gegenteil behauptet.[2])

Die Kühe werden durch Axtschlag in den Nacken getötet.**) Bei den Wanjakjussa der Konde-Ebene lässt man sie angeblich beim Schlachten nach dem (Pa)-mpugusso-Baum, der Heimat des Stammes, hinblicken, gleich wie man tote Menschen mit dem Antlitz nach jener Stätte gewandt beerdigt (cf. Seite 326).

Verwertung des Rindermistes. —

Auch für den Mist der Kühe hat man mancherlei Verwendung; zum Düngen scheint er zwar nur ausnahmsweise gebraucht zu werden (siehe Seite 362), doch dient er, mit Lehm gemischt, als Wandverkleidung resp. Estrich der Hütten und wird auch zum Verschmieren der Türfugen usw. benutzt; er soll, nach Johnston[4]), mit Wasser verdünnt auch zum Auswischen der Hütten gebraucht werden, um daraus die Insekten zu vertreiben, während er getrocknet und angebrannt zwar nicht sehr angenehm riecht, aber ein treffliches Mittel zum Vertreiben von Mücken und anderm Ungeziefer ist (siehe Seite 372).

Man betrachtet übrigens, wie bereits erwähnt, Kuhdung durchaus nicht als unrein und scheut sich daher auch nicht, Körbe zur Aufnahme von Honig und anderer Nahrungsmittel damit dicht zu machen.[5])***) Dagegen scheint es im Konde-Land nicht üblich zu sein, die Milchgefässe mit Kuhurin auszuspülen (siehe Seite 367).

Schafe und Ziegen im Konde-Land.

Auch Schafe und Ziegen werden im Konde-Land gehalten, doch wird das Kleinvieh hier nur wenig geschätzt und meist an die Nachbarstämme verhandelt. Merensky[6]) erwähnt, dass man das Ziegenfleisch als gesundheitsschädlich verschmähe — manche Leute können es, wie Cross und Johnston[7]) berichten, tatsächlich nicht vertragen —, und dass man erst durch das Beispiel der Araber und Europäer bewogen wurde, sich zu dessen Genuss zu bequemen.

Hühner und Tauben im Konde-Land.

Hühner und Tauben gibt es im Konde-Land ebenfalls. Es findet sich bei Johnston[8]) die Notiz, dass die Kondeweiber niemals Hühnerfleisch ässen, doch

*) Anderwärts in Deutsch-Ost-Afrika rasiert man den Kühen sogar recht kunstvolle Muster in die Haut.

**) Nach Johnston[3]) ausserdem durch Speerstich ins Herz; Ziegen und Schafen wird der Hals durchschnitten.

***) Im Gegensatz hierzu hat man nach Jauer vor menschlichem Kot, Eiter und dergl. den allergrössten Abscheu, und er erzählt, dass eine Frau, die eine andere beim Stillen ihres Kindes versehentlich mit etwas Muttermilch bespritzte, als Strafe hierfür durchaus ein Schaf zahlen sollte.

[1]) **52**; [2]) **18**, S. 151; [3]) **25**, S. 432; [4]) **25**, S. 431; [5]) **22**, S. 34; [6]) **18**, S. 151; [7]) **25**, S. 438; [8]) **25**, S. 438.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Verbotene Speisen.) wurde mir dieses auf meine Anfrage nicht bestätigt; auch Hühner-Eier werden hier, wie erwähnt, gegessen. Es bestehen dagegen andere Speiseverbote. So dürfen nach Merensky[1]) »halbreife Bananen [?] und einige Baumfrüchte nur Männer essen, andere Früchte wieder nur Weiber, und auch für Kinder bestehen gewisse Nahrungs-Verbote«. Ebenso berichtet jener Autor, dass nicht nur das Fleisch von reissenden Tieren, Krokodilen und Schlangen verschmäht wird, sondern auch das des Rhinozeros, Zebras und das mancher von den Europäern als Leckerbissen geschätzten Antilopen-Arten, wie Kudu und Elenantilope; Büffel-, Wildschwein- und Elefantenfleisch würde verzehrt, doch dürften Fischottern und Erdschweine nur die Häuptlinge essen.*)

Fische im Konde-Land.

Fische sind im Konde-Land ein sehr beliebtes Gericht; nur »Schlammfische«, wie Welse und die — ja allgemein als Schlangen betrachteten — Aale sollen nach Merensky[3]) verschmäht werden. Man fängt die Fische mit Reusen und fischt ausserdem mit Fisch-Speer und Fisch-Gift (vergleiche Kpt. IX). Jäger sind die Konde-Leute nicht,[4]) obgleich sie, wenigstens stellenweise, gute Gelegenheit dazu haben würden.**) Bienenzucht wird auch im Konde-Lande getrieben.

Honig und Salz im Konde-Land.

Salz gewinnt man in der allgemein üblichen Weise durch Auslaugen salzhaltigen Lehms oder aus Pflanzenasche.

Speisenbereitung im Konde-Land.

Was den gewöhnlichen Speisezettel der Konde anbelangt, so besteht, wie schon mehrfach erwähnt, die tägliche Nahrung ausser geronnener Milch vor allem in Bananen, die man meist in halbreifem Zustande in der Asche brät, als Bananenmehl zu Brei verkocht und in reifem Zustande auch roh verzehrt.[6]) Gekochte Erbsen und Bohnen werden ebenfalls fast täglich genossen, daneben Bataten und Mais, dessen Kolben man am liebsten in halbreifem Zustand kocht, oder den man am Feuer röstet.[7]) Die Früchte des Msunguti-Baumes

---

*) Wie man mir erzählte, ist bei den Wakissi und Wakinga gewissen Familien der Genuss bestimmter Tierarten untersagt.

(Speisevorschriften der Wabena.) Eine Notiz bei Miss. Schumann,[2]) die mir erst während der Korrektur dieses Abschnittes bekannt wird, berichtet ebenfalls von diesem Brauche, der ja überhaupt weit verbreitet ist. Schumann schreibt: »Eigentümlich ist diesem Volke [den Wabena] das Vorhandensein von Familien-Ehrennamen neben dem Namen der Familie selbst. Und jede Familie hat sich einer gewissen Sache zu enthalten, meist sind es Tiere, die für unrein gelten. So gibt es eine Reihe kleiner Vögel, die gewisse Familien nicht essen dürfen. Unter meinen Täuflingen kamen folgende mi-dzilo, wie sie es nennen, vor: Zebra, Buschbock, Traufwasser, mit dem Löffelstiel umgerührter Brei und kleine Vögel. Jedem Kinde wird eingeschärft, sich des mu-dzilo zu enthalten. Haben Ehegatten verschiedene mi-dzilo, dann enthalten sich in der Regel beide Ehegatten der gegenseitigen mi-dzilo, die Kinder aber enthalten sich nur des mu-dzilo des Vaters. Der einfachste Weg, um die Zusammengehörigkeit der Familien ausfindig zu machen, ist die Feststellung der Familiennamen in Verbindung mit dem mu-dzilo. Der Familienname allein kann irreleiten. Die mi-dzilo haben die Kinga, Bena, Hehe, Pangwa und jedenfalls auch die Buandji, Ssangu und Ssafua. Der Konde kennt diese Eigentümlichkeit nicht [?].«

**) Giraud erwähnt,[5]) dass im Konde-Lande auffallenderweise beide Zähne eines erlegten Elefanten Eigentum des Jägers sind, während ja in der Regel einer derselben dem Häuptling des Landes, in dem das Tier gejagt wurde, abgegeben werden muss. Heutzutage ist zu dieser Jagd freilich kaum mehr Gelegenheit.

---

[1]) **18**, S. 151; [2]) **103**, S. 63; [3]) **18**, S. 152; [4]) **18**, S. 152; [5]) **7**, S. 186; [6]) [7]) **18**, S. 151.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurden bereits oben (Seite 363) erwähnt. Auch Brei aus Mais und Eleusine soll gegessen werden,[1]) doch bereitet man im Konde-Lande sicher nur sehr wenig Mehl aus Getreide, es sei denn, um Hirse-Bier zu brauen, wozu man Eleusine verwendet. Merensky[2]) hebt aber hervor, dass die Konde-Leute nüchtern sind und sich nur selten betrinken; dass das Bier mit heissem Wasser vermischt wird, wodurch es seine berauschenden Eigenschaften verliert, wurde bereits oben erwähnt (vergleiche Seite 354).

Tabak und Hanf im Konde-Land. —

Geraucht wird im Konde-Lande sehr gern, und zwar im Konde-Oberland von Männern, Frauen und Kindern,[3]) während es in der Konde-Ebene bei den Frauen nicht üblich zu sein scheint. Ausser Tabak wird auch Hanf*) geraucht, und zwar beides aus Wasserpfeifen (Tb. 76c). Tabakschnupfen ist im Konde-Lande nicht verbreitet, doch sollen es die Weiber zuweilen tun, wie mir Miss. Richards erzählte.

Die Konde-Dörfer.

Die Schilderungen der Dorfanlagen und Wohnungen der Konde-Leute möchte ich mit den Worten von Miss. Grieguszies[5]) einleiten, welche ganz trefflich die Stimmung wiedergeben, in die unwillkürlich jeder Europäer beim ersten Betreten dieses afrikanischen »Arkadien«, wie es Thomson[6]) nennt, versetzt wird:

»Wir wandelten stundenlang durch prächtige Bananenhaine und konnten uns an den zierlich gebauten und rein gehaltenen Hütten unserer Konde erfreuen. Wenn man diese Leute ansieht, so kommt es einem vor, als ob sie alle Tage Feste feierten. Sie sehen alle so reinlich aus, als ob sie von keiner Arbeit etwas wüssten. Die Frauen und Kinder sieht man in aller Gemütlichkeit die abgefallenen Früchte auflesen, und die Männer oder jungen Leute meist zu zweien Hand in Hand umhergehen. Und die ganze Gegend, so weit sich Dörfer erstrecken, ein grüner Bananenhain, der ab und zu von gewaltig breiten, schattigen Bäumen unterbrochen wird. Das bietet ein so reizendes Bild, dass man es mit Worten nicht schön genug ausmalen kann.«

Wie aus dieser Schilderung hervorgeht, gleichen die Ansiedlungen der Konde-Leute eher grossen Gärten wie Dörfern im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die weitläufige Bauart bringt es mit sich, dass hier Befestigungen oder Umwallungen wie in Uhehe und in dem Gebiete zwischen Njassa und Tanganjika nicht möglich sind. Meist liegen die Hütten und Ställe ganz regellos zerstreut zwischen den Bananen-Boskets; längs der breiten Wege gruppieren sie sich zuweilen zwar zu einer Art »Strasse«, doch sind die einzelnen Gebäude auch dann stets durch einen grösseren oder geringeren Zwischenraum von einander geschieden. An den Wegen, vor allem aber auf den grossen freien Plätzen, zu denen sich diese stellenweise erweitern, spenden alte prächtige Bäume

*) Aus dem Konde-Oberland werden Intelligenz-Defekte bei Hanfrauchens erwähnt,[4]) wie ich dem auf Seite 157 über das Hanfrauchen Berichteten nachtragen will.

[1]) **18**, S. 151; **22**, S. 36; [2]) **18**, S. 104; [3]) **22**, S. 36; [4]) **36**; [5]) **18**, S. 144; [6]) **5** (Vol. I), S. 267.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihren wohltuenden Schatten. Ab und zu findet man wohl ein Beet mit Kürbissen, Ananas oder dergleichen vor einer Hütte, die eigentlichen Aecker liegen im Konde-Land*) jedoch ausserhalb der Ortschaften, und nur Frucht- und Nutzbäume, sowie mächtige Bambusbüsche unterbrechen den herrlichen Bananengarten, der mit peinlicher Sauberkeit gefegt und von jeglichem Unkraut frei gehalten wird. (Tb. 64—67).

Die grössten und schönsten Ansiedlungen findet man bei den Wanjakjussa der Ebene; im Konde-Oberland und in Untali sind die Hütten meist mit viel geringerer Sorgfalt hergestellt, könnten aber dennoch allen umwohnenden Stämmen noch als Muster an Sauberkeit und Zierlichkeit dienen.**)

Form und Bauart der Häuser:

Die Häuser sind entweder rund oder rechteckig (Tb. 64—67). Die runden dienen als Wohnstätte für verheiratete Leute; die rechteckigen werden entweder ebenfalls von solchen bewohnt oder sind Häuser für unverheiratete Burschen. Die Häuser der jungen Burschen sind aber niedriger als die andern und haben im Gegensatz dazu keinen Lehmbewurf, dessen Herstellung ja Frauenarbeit ist. Da in der Regel mehrere Jünglinge gemeinsam hausen, so besitzen ihre Hütten meist eine erhebliche Länge und ähneln so ganz den Viehställen. (Vergl. Seite 358.)

Bambus-Gerüst,

Als Baumaterial für das Gerüst der Konde-Häuser dient ausschliesslich Bambus. Nur die das lange Dach der Ställe und stallartigen Jünglingshäuser tragenden Mittelpfeiler bestehen nicht aus Bambus, sondern aus einer Reihe von Baumstämmen, und auch die langen Stallwände werden wohl hier und da durch einen festen Pfahl verstärkt, um dem ganzen mehr Halt zu geben;[2]) denn eine lange Bambuswand ist auf die Dauer ziemlich wenig widerstandsfähig, und oft genug sieht man denn auch schiefstehende oder eingestürzte Wände, die freilich baldigst durch Neubauten ersetzt werden. Die zu den Bauten verwandten Bambusstangen werden zwischen den Internodien bis etwa zur Hälfte ihres Umfanges angeschlagen, und sind die Stangen dann getrocknet, so klaffen sie an dieser Stelle weit auseinander (Tb. 66a; 67b); es soll auf diese Weise vielleicht einem nachträglichen Verziehen der Stangen vorgebeugt werden (?).

Die runden Hütten besitzen fast durchweg nach oben hin divergierende Wände. Der Grund hierfür ist nach Merensky[3]) der, dass an einer senkrechten Wand der von innen aufgetragene Lehmputz nicht haften würde; freilich besitzen auch die geraden Wände der viereckigen Häuser den gleichen Lehmputz. Offenbar gewinnt aber die wenig feste Bambuswand durch ihre Schrägstellung an Widerstandsfähigkeit gegen den Druck des schweren Daches.

*) Tb. 62a ist in Untali aufgenommen. Gelegentlich findet man natürlich auch im Konde-Land, besonders im Oberland, von Aeckern umgebene Hütten, während man anderseits in Untali auch Bananenhain-Dörfer wie im Konde-Lande anlegt.

**) An dieser Stelle sei erwähnt, dass die Konde-Leute auch Lianen-Hängebrücken zu bauen verstehen.[1])

[1]) **18**, S. 144 und Titelbild; **38**, S. 102; [2]) **18**, S. 143; [3]) **18**, S. 143.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine runde Hütte wird folgendermassen gebaut (Tb. 66a u. c; Fig. 140): Zuerst werden dicke Bambusstangen im Kreise in die Erde eingegraben und dann wird ein von einem Bambus-Mittelpfeiler gestütztes Dachgerüst aufgesetzt. Die Spitze dieses Mittelpfeilers überragt in der Regel das Dach erheblich;*) dort, wo die ebenfalls aus

Dach der Rundhütten.

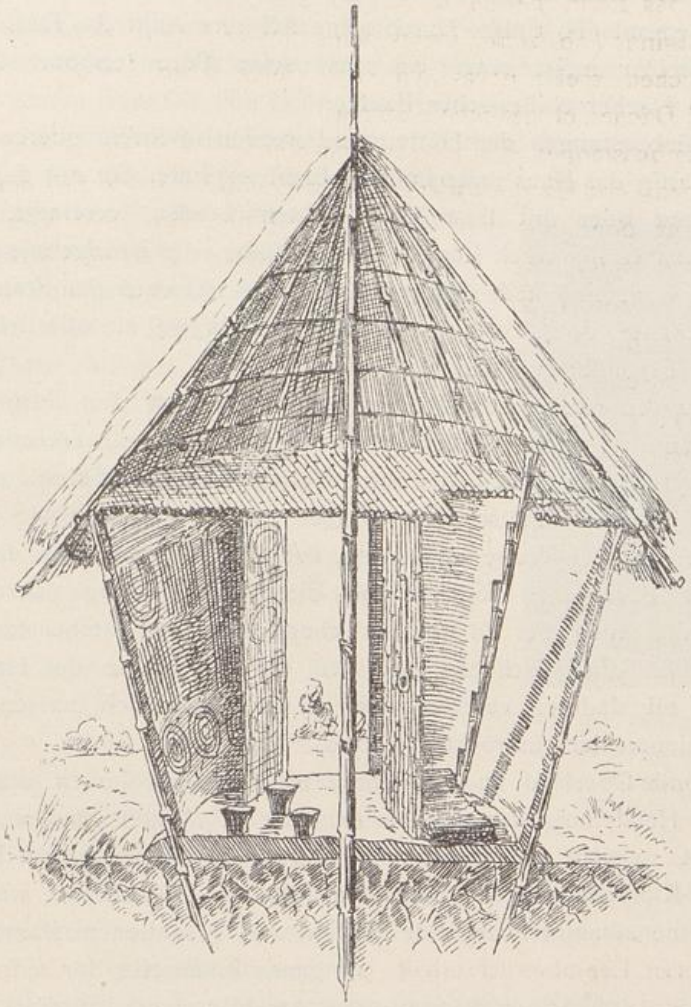


Fig. 140. Schematischer Durchschnitt durch eine Konde-Rundhütte.

Bambus bestehenden Dachsparren aufruhen sollen, befestigt man eine runde Holzscheibe an dem Mittelpfeiler. Die Zwischenräume zwischen den Dachsparren werden durch ein Geflecht von mattenartig sorgsam nebeneinander angeordneten Rohrstengeln bedeckt, und das Ganze wird dann mit Grasstroh eingedeckt; der Grasbelag reicht jedoch nicht bis an den freien Rand des Daches.

*) Im Konde-Oberlande erinnere ich mich, auf Häusern, bei denen der Mittelpfeiler das Dach nicht überragte, einen Kranz kurzer spitzer Stäbe gesehen zu haben. Angeblich sollte dies die den Hühnern nachstellenden Raubvögel daran verhindern, sich auf dem Dache niederzulassen. Vergleiche hierzu Merker **65**, S. 7.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Um den Abschluss zwischen Dach und Haus dichter zu gestalten, wird ein Kranz aus zusammengebundenen Rohrstengeln von aussen in den Zwischenraum zwischen dem überstehenden Dache und der Hüttenwand eingeklemmt; ein ebensolcher Rohrkranz läuft zuweilen auch an der oberen Seite der Dachsparren um das Dach herum, dort, wo das stets sehr sauber abgeschnittene Dachstroh beginnt (Tb. 67 b). Durch seine Schwere sinkt das Dach in der Mitte der Seitenflächen meist etwas ein, und seine Form erinnert dann an die geschweiften Dächer chinesischer Bauten.

Wand-verkleidung,

Die Bambusstangen der Hüttenwand werden in ihrem oberen Teile durch tonnenreifenartig das Haus umspannende Bambussplinte, die mit dünnen Streifen von Rindshaut oder mit Bast festgeflochten werden, vereinigt. Demselben Zwecke dienen häufig auch kürzere Bambusstäbe, die in regelmässiger Anordnung — teils horizontal, teils schräg verlaufend — zwischen den Stangen befestigt werden (Tb. 64 b, 66 c). Man stellt auf diese Weise oft allerliebste zierliche Muster her, besonders an den viereckigen Häusern.

Von aussen werden die Häuser, abgesehen von den Türpfeilern, nicht mit Lehm verputzt; doch erhalten die Rundhütten stets, die rechteckigen häufig (siehe Seite 376), von innen her eine Verkleidung aus Lehm, resp. aus mit Lehm vermischtem Kuhmist. Die Weiber, denen diese Arbeit obliegt, verfahren dabei in der Weise, dass sie äusserst sorgsam aus Lehm kleine, semmelartige Klümpchen formen und diese, regelmässig übereinander geschichtet, von innen her in die Zwischenräume der Bambusstangen hineinklemmen.*) Ist dies geschehen, so wird die Innenfläche des Hauses sauber poliert und oft dadurch verziert, dass man in den noch nassen Lehm sehr hübsche Linienmuster eindrückt (Tb. 67 d).**)

Im Konde-Oberland und in Untali ist man gewöhnlich nicht so sorgsam in der Herstellung der »Lehmsemmelchen«. Wenn man sich überhaupt damit abgibt, so sieht man hier häufig nur eine etwa drei Spannen hohe Schicht von solchen Klösschen an dem untersten Teile der Hüttenwand, während höher hinauf oft eine zusammenhängende Schicht von gespaltenem Bambus, die von innen her ihren Lehmbewurf erhält, die ganze Innenseite der aufrechten (oder richtiger gesagt schrägen) Bambusstäbe der Hauswand bekleidet. (Tb. 65 b; Fig. 87; siehe auch Tb. 103 a.)

*) Die Grösse des zwischen den Bambusstangen sichtbaren Abschnitts der »Semmelchen« schwankt in der Regel zwischen der eines plattgedrückten halben Hühnereis und der doppelten Grösse. Wenn Elton[1]) und nach ihm Cross[2]) sie als »strausseneigross« beschreiben, so entspricht das nicht dem, was ich gesehen habe. Auch Giraud[3]) beschreibt sie als »faustgross«, doch irrt er offenbar, wenn er angibt, dass sie im Feuer gebrannt seien.

**) Man bemalt auch die Innenwände gleich andern Teilen des Hauses (siehe Seite 379) zuweilen mit farbigen Mustern, doch sah ich, wie bereits auf S. 340 erwähnt, auffälligerweise niemals im Konde-Land Tierfiguren oder andere »Lebensformen« an die Wände gemalt.

[1]) **4**, S. 323; [2]) **23**, S. 117; [3]) **7**, S. 173.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Bei den rechteckigen Häusern, soweit sie keinen Lehmbewurf besitzen, ist die Wand in der Regel durch sehr exakt hergestellte mattenartige Rohrgeflechte, deren Spalten mit Kuhmist verklebt werden, von innen her bekleidet.*)

Sockel, Um gegen die Bodenfeuchtigkeit geschützt zu sein, wird der Untergrund der Hütten um etwa einen Fuss über die Umgebung erhöht, so dass sie, von aussen betrachtet, auf einem niederen Sockel zu stehen scheinen.

Tür, Ganz besondere Sorgfalt widmet man der Verzierung der Türpfeiler, indem man sie mit einem Gemisch von Lehm und Kuhmist überzieht und diese Schicht dann öfter auch zu allerlei Reliefornamenten formt, die eventuell noch farbig bemalt werden (Tb. 66c und Fig. 141); ab und zu werden übrigens auch die Lehmklösschen der Hütten-Aussenwand farbig angestrichen.**)

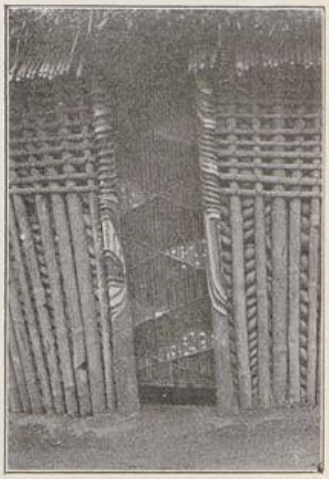


Fig. 141. Farbige Lehmreliefs an den Türpfeilern einer Konde-Hütte und mit farbigen Mustern bemalte Türplatte.

Die Türöffnungen sind geräumig und reichen bis zum Dach hinauf. Die typischen Rundhütten der Konde-Ebene besitzen zwei einander gegenüberliegende Türen, im Konde-Oberland ist häufig nur eine vorhanden.

Der Türverschluss besteht aus einer mit Kuhmist gedichteten Rohrplatte, deren einzelne Stäbe von oben nach unten verlaufen. Die Schnüre, welche das Geflecht zusammenhalten, verlaufen nicht einfach quer über die Platte, sondern sind in verschiedenartigen Mustern angeordnet; öfter sind die Türplatten auch mit Mustern in weisser, roter, schwarzer und gelber Farbe bemalt (Tb. 64c, 66c, 67a und b, Fig. 141). Die Türplatte wird entweder nur vor die Türöffnung gesetzt, oder sie besitzt, wie dies die Regel ist, oben und unten einen kurzen Zapfen, der durch eine seitliche Rohrschlinge in seiner Lage gehalten wird. Will man die Tür von innen zusperren, so klemmt man einen Stab zwischen sie und den Mittelpfeiler des Hauses ein.

Dach der rechteckigen Hütten. — Von den rechteckigen Hütten wäre nach dem darüber bereits gesagten nur noch die Dachkonstruktion zu besprechen. Mit Ausnahme der sehr seltenen Fälle, in denen das Dach nach allen vier Richtungen schräg geneigt ist, hat dasselbe die Gestalt wie unsere »Scheunendächer«, doch lässt man es an den

*) Im letzten Jahre meiner Anwesenheit im Konde-Land sah ich unter dem zunehmenden Einfluss der Küstenkultur nahe dem Seeufer auch Konde-Hütten entstehen, die, den Suaheli-Hütten nachgebildet, aussen und innen mit Lehm verputzt waren und eine von Pfählen gestützte Veranda besassen; nur waren sie viel zierlicher und sauberer als ihre Vorbilder, und die Aussenwände waren mit weissen und roten Mustern bemalt.

**) Ab und zu sieht man im übrigen typische Konde-Hütten der rechteckigen Form, die in ihrer unteren Hälfte auch von aussen einen glatten Lehmputz tragen, der eventuell mit farbiger Bemalung geschmückt ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Giebeln stark vorspringen, und zwar im oberen Teil mehr als im unteren. Die Dachkante bildet in der Regel keine gerade Linie, sondern die Giebelteile sind höher als die Mitte; ob diese Form von vornherein beabsichtigt ist oder sich durch allmähliches Senken des Daches nach der Mitte zu von selbst ergibt, weiss ich nicht. Das Dachstroh wird auf ein sehr sorgsam hergestelltes, mattenartiges Rohrgeflecht aufgelegt (Tb. 64b, 65a, 66b, 67a—c, Fig. 139 u. Fig. 142).

Innenreinigung der Häuser: Sauberkeit,

Was das Innere der Hütten anbelangt, so herrscht auch hier nicht weniger Sauberkeit und Akkuratesse als aussen. Dies gilt vor allem für die Konde-Ebene, während ich in einzelnen Abschnitten des Oberlandes allerdings auch

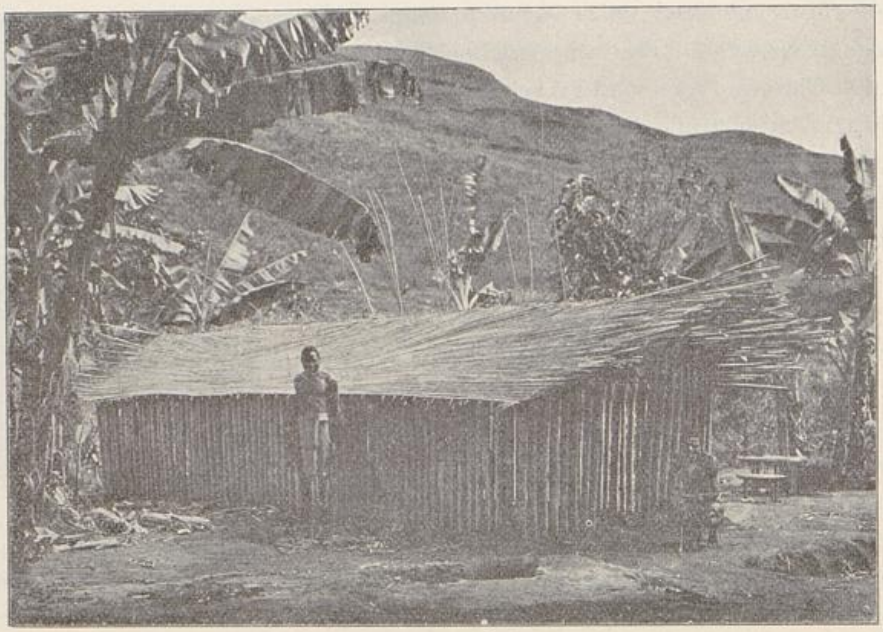


Fig. 142. Im Bau begriffene Hütte aus dem Konde-Oberland.

manche Hütten antraf, in der es wenig sauber aussah; schon der Umstand, dass man im Konde-Oberland und ebenso in Untali das Vieh in den Wohnhäusern unterbringt, zeigt, dass man weniger penibel ist als in der Ebene. Gefegt werden aber auch im Konde-Oberland die Hütten zum mindesten einmal täglich mit einem Reiserbesen oder mit einem einfachen Zweige.[1])

Estrich,

Der Boden der Hütten wird sorgsam aus Lehm (resp. Lehm und Kuhmist) gestampft.

Feuerstelle,

An der Feuerstelle dienen drei aus Lehm geformte Aufsätze zum Hinstellen der Kochtöpfe; diese Topfaufsätze haben durchweg die Gestalt von etwa 20 cm hohen, abgestumpften, vierseitigen Pyramiden, die mit der spitzeren Seite nach unten stehen; die Kanten sind nicht gerade, sondern etwas konkav, die Flächen

[1]) 22, S. 35.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuweilen mit Relief-Ornamenten verziert (Fig. 140). Befindet sich die Feuerstelle sehr nahe dem Mittelpfeiler, so dass ein Anbrennen desselben zu befürchten ist, so umgibt man diesen eventuell mit einem Lehmmantel.

Der unter dem sich zuspitzenden Dach befindliche Teil des Hauses wird in den Rundhütten fast stets durch eine horizontale Bambuslage in einen »Bodenraum« verwandelt, zu dem man durch eine viereckige Oeffnung von unten her einsteigen kann. Hierzu dient in der Regel ein leiterartig ausgekerbter Bambusstab, oder man stellt auch zuweilen eine richtige Leiter her, indem man in zwei durchlochte Bambusstangen Stäbe als Sprossen einfügt (Untali). Die Lagerstelle befindet sich in den sorgsamer eingerichteten Hütten hinter einer besonderen Wand (Fig. 140);*) in den langen Häusern, die von mehreren unverheirateten Burschen bewohnt werden, trifft man auch — entsprechend der Anzahl der Lagerstellen — mehrere, ich möchte sagen, feststehende »spanische Wände«, eine hinter der andern, an. In Hütten für verheiratete Leute ist, soweit mir erinnerlich, fast stets nur eine Lagerstelle vorhanden.

»Bodenraum«.

Lagerstelle.

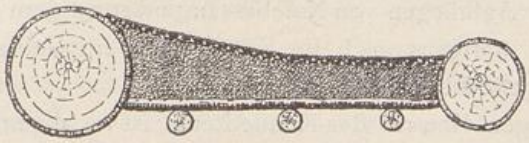


Fig. 143. Lagerstelle aus dem Konde-Lande.

Die Lagerstelle ist in typischen Fällen folgendermassen hergestellt: zwischen zwei aus dicken Baumstämmen herausgehauenen Walzen befindet sich auf — in der Art, wie es Fig. 143 zeigt — übereinander gelegten dünneren Stämmen eine grosse Anzahl quer zur Längsrichtung des Lagers angeordneter Rohrstäbe, die fast den ganzen Raum zwischen den beiden Walzen ausfüllen; über das Ganze ist dann eine jalousieartige, grobe Matte aus dünnen Holzstäben gebreitet, die endlich von feineren Matten bedeckt wird. Die Seitenflächen der beiden Walzen werden zuweilen noch mit farbigen Mustern geschmückt. Aber nicht in allen Hütten finden sich so sorgsam zubereitete Lagerstätten, und in Untali wie im Konde-Oberland sind es meist nur fuss- bis kniehohe, mattenbedeckte Gestelle, ähnlich den von Ruwuma (Seite 92) beschriebenen.**) Kopfstützen sind nicht im Gebrauch.

*) Am Eingang zu diesen »Bettverschlägen« sieht man zuweilen etwa einen Fuss breite, bis zur Mitte des Oberschenkels reichende und auf der Fläche mit eingeschnittenen Linien-Ornamenten verzierte Bretter aufrecht in den Erdboden eingegraben. Abgesehen hiervon und von durchlochten Brettern zum Anbinden des Viehes, trifft man im Konde-Land kaum jemals Bretter an. Vergleiche auch Seite 93.

**) Bisweilen ist das Kopf- und Fussende dieser einfachen Lagerstätten durch einen Holz-Kloben erhöht, oder es findet sich auch wohl eine primitive Rückenlehne aus Rohrgeflecht. Zur Seite der Lagerstätte werden — in Untali wenigstens — senkrechte Bambusstäbe in den Boden gegraben. Siehe auch Anm.*).

Die Lagerstätte auf der schematischen Figur 140 ist, beiläufig bemerkt, zu niedrig gezeichnet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Stühlchen,

Stühlchen, sowohl runde wie viereckige, findet man im Konde-Land ziemlich häufig,*) doch hat man es in dem Schnitzen grösserer Stücke lange nicht zu der Fertigkeit gebracht, die man z. B. in Unjika besitzt (Tb. 72 No. 15 u. 16). Meist dient auch nur ein Baumstamm (Tb. 64c) oder ein flaches Stück Holz oder ein Bananenblatt als Sitz.**)

Vorrichtungen zum Unterbringen des Hausrates,

Der fast stets vorhandene »Bodenraum« der Hütten dient vor allem zum Aufheben von Feldfrüchten und Feuerholz. Von diesem abgesehen, bemerkte ich im Konde-Unterland innerhalb des Wohnraumes kaum jemals irgend welche Regale oder ähnliche Vorrichtungen, um Haushaltungs-Gegenstände aufzubewahren. Im Konde-Oberland und in Untali dagegen stellt man Wandbretter her, indem man etwa in Brusthöhe mehrere Bambusstäbe — einer neben dem andern liegend, so dass sie zusammen eine horizontale Platte bilden — in die runde Hüttenwand einfügt (Fig. 58). Ab und zu findet man, demselben Zwecke dienend, wohl auch ein zwischen Reifen ausgespanntes Netzgeflecht oder einen ausgehöhlten Baumstamm; in die Wand eingelassene Holzriegel dienen zum Anhängen von Päckchen — mit Salz oder Medizin, mit Rindenstoffkleidung und anderm — oder zum Aufhängen von Kalebassen und sonstigem Hausrat (Seite 95). »Fellsäckchen« sind übrigens auch im Konde-Land im Gebrauch, und ebenso kleine, aus Binsen geflochtene Täschchen.

Von dem übrigen Hausrat der Konde-Leute ist im allgemeinen recht wenig zu sagen, und man findet hier kaum mehr als in den Hütten benachbarter Stämme, nur dass sich alles durch grössere Sauberkeit und Zierlichkeit auszeichnet.

Körbe, Töpfe und sonstiger Hausrat. —

Von Körben gibt es mannigfache Formen: die gewöhnlichsten sind solche mit viereckigem Boden und runder Oeffnung (Tb. 71 No. 43 u. 44); um sie dicht zu machen, schmiert man, wie erwähnt, die Ritzen mit Kuhmist aus. Zu nennen wären ferner sehr hübsch in schwarz-weissen Mustern geflochtene runde Körbe (Tab. 71 No. 45 u. 46), deren Geflecht so eng ist, dass sie auch ohne besondere Dichtungsmasse Flüssigkeiten halten.

Ihre Töpfe beziehen die Konde-Leute von den Wakissi-Weibern, die damit in der Nachbarschaft hausieren gehen; in Untali dagegen fand ich Formen, die offenbar nicht von den Wakissi stammten.

Recht hübsch mit Brandmalerei in geometrischen Mustern verziert, sind zuweilen die Bambus-Melkgefässe. Dicke lange Bambusstäbe mit durchstossenen Querwänden dienen auch als Wasserbehälter.

Bemerkenswert ist das recht seltene Vorhandensein von Reibsteinen zum Getreidemahlen und das gänzliche Fehlen von grossen Getreide-Mörsern; nur ab

---

*) In einem Falle sah ich ein Stühlchen, welches ein vierbeiniges Tier darstellen sollte (Tb. 72 No. 17).

**) Ab und zu sieht man wohl auch ein aus ein paar in die Erde gesteckten Hölzern zusammengebautes niederes Bänkchen mit Rückenlehne vor den Hütten, doch glaube ich, dass dies nur eine Nachbildung des durch die zahlreichen Missionen ja bekannt gewordenen europäischen Mobiliars ist. (Tb. 67c und Fig 142.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und zu findet man einen etwa fusshohen Holzmörser (Tb. 71 No. 40 u. 41), der aber andern Haushaltungszwecken als dem Getreidestampfen dienen mag.

Löffel aus Holz und Kürbisschale, grosse Kalebassen für Milch und Bier, Spatel zum Umrühren der Speisen oder Abgiessen der Flüssigkeit von der geronnenen Milch, Gefässe mit Salböl, Bastzeugklopfer, Tabakspfeifen, Messer zum Rasieren und zu andern Zwecken, das »Sichelmesser« [siehe auch Seite 306, Anm.*)], die Axt, die Feldhacke, der Schild und die Speere, allerlei Schmuck und andere Kleinigkeiten: das sind die Dinge, die man sonst noch in einer Konde-Hütte gewöhnlich findet (Tb. 71 u. 72).*)

Die Bekleidung spielt im Konde-Land eine so geringe Rolle, dass sie mit einem gewissen Recht erst am Ende dieses Abschnittes besprochen wird. Bekleidung usw.:

Die Männer tragen nichts als ein schmales Läppchen europäischen Stoffes, das von dem gleich zu besprechenden, kupfernen Lendenring vorn herabhängt und eben nur die Genitalien bedeckt; zuweilen ist aber selbst dies nicht vorhanden und man begnügt sich damit, die Blösse mit einigen Blättern oder grünen Zweigen notdürftig zu verhüllen (Fig. 136 und Tb. 67b). Schamschurz der Männer.

Bevor europäische Stoffe ins Land kamen, waren Blätter usw. überhaupt die einzige Bekleidung, meist aber ging man völlig nackt, wie es die Männer auch heute noch tun sollen, wenn sie zu Hause sind.[2])**) Zum Schutz gegen Kälte braucht die von Jugend auf abgehärtete Bevölkerung keine Kleidung, obschon es im Konde-Oberland recht kalt werden kann.

Jetzt nimmt aber der Gebrauch europäischer Stoffe immer mehr zu, und man sieht schon Leute, die sich nach Art der Nachbarstämme in ein grosses Stück europäischen Stoffes hüllen.

Auch der Hauptschmuck der Konde-Leute, der etwa fingerdicke Lendenring (Tb. 70; Fig. 135 u. 136), den man herstellt, indem Kupfer- oder Eisendraht***) von Streichholzdicke spiralig um ein Bündel Kuhschwanzhaare gewickelt wird, scheint erst neueren Datums zu sein, denn Elton und Thomson erwähnen ihn nicht, sondern erst Giraud[8]) und Johnson[9]). Jetzt ist dieser Schmuck un- Metallene Leibringe.

*) Ueber die Schmiedetechnik im Konde-Lande siehe Seite 170—173. Merensky[1]) gibt an, dass die Schmiede die einzigen »Handwerker« im Konde-Lande seien: alles, was man ausser den Metallgeräten gebrauche, fertige sich jeder selbst. Die Töpfe werden, wie schon erwähnt, von den Wakissi bezogen. (Schmiede im Konde-Land).

**) Als Elton[3]) 1877, Thomson[4]) 1879 und Johnson[5]) 1883 das Konde-Land besuchten, gingen die Männer in der Regel ganz nackt oder hatten sich höchstens ein Stück Bananenblatt oder ein Grasbüschel vorgebunden; Giraud,[6]) der 1883 das Konde-Land besuchte, beschreibt die Tracht aber schon ganz wie sie heute üblich ist. Cross[7]) gibt allerdings noch aus dem Ende der achtziger Jahre an, dass die Leute meist nackt gingen oder sich höchstens mit einem Stück Bananenblatt verhüllten; offenbar wird sich die Bekleidung mit Stoffen danach gerichtet haben, ob den Leuten einer bestimmten Gegend diese leichter oder schwerer erhältlich waren.

***) Messing wird weniger dazu verwandt.

[1]) **18**, S. 152; [2]) **18**, S. 103; [3]) **4**, S. 322; [4]) **5** (Vol. I), S. 270; [5]) **6**, S. 525; [6]) **7**, S. 176; [7]) **9**, S. 88; [8]) **7**, S. 176; [9]) **6**, S. 525.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemein beliebt, sowohl bei Männern wie Weibern, und Wohlhabendere tragen ein halbes Dutzend und mehr solcher Ringe, die, stets blitzblank geputzt, sich auf der braunen Haut gar nicht übel ausnehmen. Diese Lendenringe sind für die Konde-Leute recht charakteristisch, und bei den Nachbarstämmen sieht man sie nur dort, wo man mit dem Konde-Land Verbindung hat.*) Es ist aber recht unbequem, diesen Schmuck an- und abzulegen, denn man muss die Ringe von oben über den Körper streifen, und für jemand, der nicht so gelenkig ist wie ein Neger, ist es gar nicht so einfach, hineinzukriechen. Wer keine Ringe hat, wie z. B. die halbwüchsigen Burschen, begnügt sich mit einem um die Lenden gelegten einfachen Baststreifen, oder, wie ich es einmal in Untali sah, mit einem aus Bananenbast zusammengedrehten, fingerdicken Ringe (Tb. 71, No. 17); irgend etwas aber pflegt man regelmässig um die Lenden zu tragen, selbst wenn, wie man dies bei Knaben sieht, nichts zur Verhüllung der Genitalien daran hängt [siehe auch Thomsen[2]) und Elton[3])].

Anderer Metallschmuck.

Abgesehen von den Lendenringen, den »manyeta«, wird recht wenig Metallschmuck im Konde-Lande getragen. Messingspiralen oder auf Schnüre gezogene Metallperlen eigenen Fabrikats um die Hand- resp. Fussgelenke, Schellenketten um die Knöchel und Metallringe an den Fingern sieht man zuweilen (Tb. 50 No. 39 u. 40, Tb. 71 No. 29—35). Schmuck aus europäischen Perlen hat sich, abgesehen von einer gelegentlichen Halskette, bisher nicht eingebürgert. Amulette pflegt man, wie schon erwähnt [siehe Seite 313, Anm.*)] ebenfalls nicht zu tragen.

Kopf- und Stirnschmuck.

Um das, was über Schmuckstücke sonst noch zu sagen ist, gleich zu erledigen, so tragen junge Männer häufig einen mit Federputz geschmückten Haarpfeil, und die Frauen ein mit farbig aufgemalten Mustern verziertes Stirnband aus Baststoff (Tb. 70 No. 18 u. 19; Fig. 144); ich glaube diesen Stirnschmuck ab und zu auch bei jungen Burschen gesehen zu haben.**)

Kriegsschmuck.

Als Kriegsschmuck dient vielleicht ein Stirnband mit langen Federn (Tb. 71 No. 21) und ein Stirnschmuck, der aus ganz kleinen Antilopenhörnchen besteht, die nebeneinander auf einem Lederstreifen befestigt sind (Tb. 71 No. 25). Bei den Wantali kommt auch ein offenbar von den Wangoni übernommener grosser Kopfputz aus Hühnerfedern vor, und im Konde-Oberland sammelte ich einen Schurz (Pellerine?) aus zerschlitztem Rinderfell, der an die Kriegstracht der Wangoni erinnert.

Spazierstöcke usw.

An dieser Stelle wäre auch der Spazierstöcke zu gedenken, mit denen ein grosser Luxus getrieben wird; denn die Konde-Männer lieben es, wenn sie

*) Burton[1]) beschreibt aber solche Messinggürtel von seinen »Wahehe«.

**) Nur äusserst selten werden, und zwar nur von spielenden Kindern, Blumen ins Haar gesteckt. Es ist recht auffallend, dass man Blumen im Innern des südlichen Deutsch-Ostafrika gar nicht als Schmuck verwendet.

[1]) **2** (Vol. I), S. 240; [2]) **5** (Vol. I), S. 270; [3]) **4**, S. 333.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausgehen, etwas in der Hand zu haben, sei es ein Speer,*) ein Sichelmesser oder ein Spazierstock. Häufig laufen diese Stöcke, die von ansehnlicher Länge sind, oben in eine scharfe Holzspitze aus, so dass sie als gelegentliche Waffe dienen können (siehe Seite 306); am Fussende befindet sich eine Metallzwinge. Die Stäbe sind stets sehr sorgfältig geschnitzt und oft recht hübsch mit Metallbandumwicklung oder mit eingelegtem Draht verziert. (Tb. 72 No. 2—7.)

Als »Weiberstöcke« wurden mir Stäbe mit grosser, schnabelartiger Krücke bezeichnet; vielleicht dient die Krücke zum Abbrechen der trockenen Zweige beim Holzsammeln. Aehnliche Stäbe sollen, wie mir Herr Zache mitteilte — der davon eine schöne Kollektion in der Manow-Gegend sammelte und sie mir als Geschenk für das Königliche Museum für Völkerkunde übergab —, als »Tanzstöcke« im Konde-Oberland benutzt werden (Tb. 72 No. 8—13). (Siehe Seite 340.)



Fig. 144. Weibertracht im Konde-Land.

Weiberkleidung.

Die Bekleidung der Weiber besteht aus einem Streifen Baststoff, der zwischen den Schenkeln hindurch gezogen und an dem kupfernen Lendenringe befestigt wird, und zwar so, dass der Lendenring hinten zwischen eine Duplikatur dieses Streifens zu liegen kommt, während vorn die beiden freien Zipfel über ihn hinweg hängen (Fig. 144). Dieser Stoff ist, entsprechend der Naturfarbe der Rinde, braun und wird häufig mit dunkelroten, schwarzen und gelben Mustern bemalt (Tb. 71 No. 23).

Auch die Felle, in denen die Weiber die Kinder auf dem Rücken tragen (Tb. 70b), sollen angeblich bisweilen rot gefärbt werden. Als rote Farbe dient der auch dem Salböl zugesetzte Farbholzbrei (Seite 387), gelb wird durch Auslaugen einer gelben Wurzel hergestellt (Curcuma?), und eine rotbraune Farbe gewinnt man durch Abkratzen der Oberhaut der Bananenstengel; nach der Herstellung der schwarzen Farbe habe ich zu fragen vergessen.

Künstliche Körperverunstaltungen.

Mit Ausnahme einer, übrigens durchaus nicht entstellenden, Tätowierung, die sich stets nur auf den Körper beschränkt, nie im Gesichte findet, gibt es im Konde-Land keine künstliche Körper-Verunstaltung; es ist nur eine Ausnahme, wenn man bei dem einen oder andern spitz geschlagene Zähne nach Wanjika-Art antrifft, doch soll diese hässliche Mode leider im Zunehmen begriffen sein, wie mir Herr Miss. Richards mitteilte.

*) Das Tragen von Speeren wurde nach dem letzten Aufstand allerdings verboten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tätowierung. Die Tätowierung wird derart hergestellt, dass man eine kleine Hautfalte (eventuell nach vorheriger Durchbohrung mit einer Nadel) empor hebt und ihre Kuppe mit einem Messer abschneidet. Es entstehen so kleine, flache, warzenartige Hervorragungen, die nicht dunkler gefärbt sind als die normale Haut.

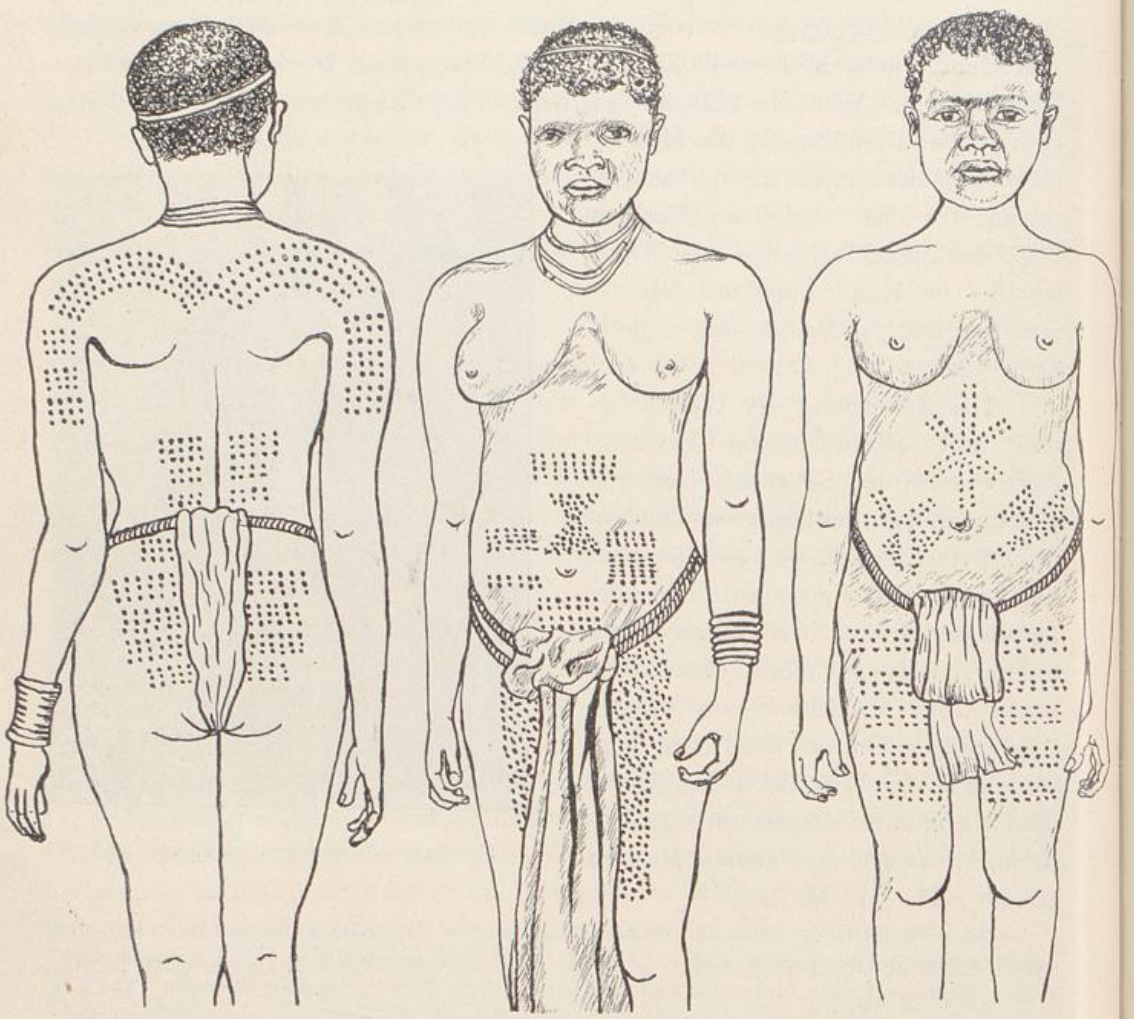


Fig. 145. Tätowiertes Mtali-Weib.

Fig. 146. Tätowiertes Mkukwe-Weib.

Mit gewohnter Akkuratesse verfährt man auch beim Tätowieren und gruppiert die schnurgeraden oder bogenförmigen Punktreihen einander genau parallel zu hübschen Mustern. Am häufigsten sieht man eine von den Schulterblättern auf die Streckseite des Oberarmes verlaufende Tätowierung; sie ist bei Männern und Frauen gebräuchlich. Weiber tätowieren sich auch auf dem übrigen Körper (Fig. 145 u. 146).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Haare werden in der Regel kurz getragen oder man geht mit kahlrasiertem Kopf. Als Rasiermesser dient ein kleines spatelartiges Eisen, wie man es überall im Süden von Deutsch-Ostafrika antrifft (Fig. 147). Haartracht.

Junge Männer, seltener die Weiber, lieben es, nur einzelne Stellen des Kopfes abzurasieren, an andern die Haare stehen zu lassen. So rasiert man, wie weiland Demosthenes, die eine Kopfseite kahl, oder die Haare bleiben hahnenkammartig nur auf der Mitte des Kopfes stehen, oder man lässt sich in den mannigfachsten Variationen allerhand Figuren ausrasieren: je nach der Mode oder nach dem Geschmack des einzelnen. Schon Giraud erzählt aus dem Kondeland von dieser auch sonst im südlichen Deutsch-Ostafrika weit verbreiteten Haartracht. (Siehe Fig. 148 – 170.)



Fig. 147. Rasiermesser. (1/2 nat. Gr.)

Manchmal flicht man auch verschiedenen Zierrat in die Haare, wie Konusmuschel-Deckel oder die Messingenden von Schrotpatronen-Hülsen; der federgeschmückten Haarpfeile wurde schon gedacht. Andere Haartrachten sind im Konde-Lande selten. So sah ich in einem Falle einen Mkukwe-Mann, der die Haare auf dem Scheitel zu vier langen, aufrecht stehenden Schöpfen zusammengebunden hatte, während das Haar der Schläfengegend, zu kleinen Strähnen vereinigt, an Baststreifen befestigt war, die zum Hinterkopf verliefen (Fig. 171); Johnston[1]) beschreibt diese Haartracht auch von den Wantali, und Elton[2]) eine ähnliche aus dem Konde-Oberland.

Kranke lassen ihre Haare vor der Genesung nicht abrasieren, und ebenso geschieht dies, wie bereits erwähnt wurde, nicht während der Trauerzeit.

Die Augenwimpern werden, besonders bei den Weibern, ausgerissen, und die Augenbrauen werden abrasiert. Auch sonst duldet man kein Haar auf dem Körper, doch kommt es immerhin vor, dass Männer den Bart stehen lassen.

Die Hautpflege der Neger besteht in häufigem Einfetten des Körpers; geschieht dies nicht, so wird die Haut grau und spröde.[3]) Das Fett entfernt auch den Schmutz und vertritt so, wenn auch nur unvollkommen, die Stelle der Seife. Hautpflege.

Das Salben des Körpers ist wohl bei allen Stämmen im Süden von Deutsch-Ostafrika üblich, nirgends aber in dem Masse, wie bei den sauberen Konde-Leuten.*) Die Konde-Leute verwenden hierzu Oel und auch Butter (siehe Seite 114). Dem Salböl fügt man zwischen Steinen zerriebenes Farbholz, das man aus Untali bezieht, hinzu, und die Haut bekommt dadurch einen bedeutend rötlicheren Ton als ihr von Natur zukommt; schon Säuglinge werden so gesalbt.

*) Wenn ich aber einen anscheinend ganz reinen Arm eines Konde-Mannes mit Wasser und Seife bearbeitete, um das rote Farböl zwecks Untersuchung der Hautfarbe zu entfernen, ging auch stets recht viel Schmutz mit herunter, den man auf der dunkeln Haut sonst gar nicht bemerkte.

[1]) **25**, S. 421; [2]) **4**, S. 333; [3]) **25**, S. 394.



Fig. 148.



Fig. 149.



Fig. 150.



Fig. 151.



Fig. 152.



Fig. 153.



Fig. 154.



Fig. 155.



Fig. 156.



Fig. 157.



Fig. 158.



Fig. 159.



Fig. 160.

Fig. 148—160. Haartrachten von Konde-Leuten.

Die hellen Stellen entsprechen ausrasierten Feldern; bei Fig. 156 bestehen die halbdunkeln Dreiecke an der Stirn aus ganz kurzen Haaren, während die dunkelgezeichneten Partien etwas längere Haare andeuten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



Fig. 161.



Fig. 162.



Fig. 163.



Fig. 164.



Fig. 165.



Fig. 166.

Fig. 161—166. Haartrachten von Wangoni. (Vergleiche Seite 152.)

Die hellen Stellen entsprechen ausrasierten Feldern. Die Fig. 164—166 stellen Ansichten des Kopfes von oben gesehen dar.



Fig. 167.



Fig. 168.



Fig. 169.



Fig. 170.

Fig. 167—170. Haartrachten von Wabena. (Vergleiche Seite 247.)

Die hellen Stellen entsprechen ausrasierten Feldern. Fig. 167—169 stellen die Haartracht eines Mbena in der Ansicht von hinten, von oben und von der Seite gesehen dar. Fig. 170 ist die Ober-Ansicht vom Kopf eines andern Mbena.



Fig. 171. Haartracht eines Mkukwe-Mannes. (Vergleiche Seite 387.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Körperbemalung.

Zur besonderen Zierde bei festlichen Anlässen (Hochzeit usw.) wird solcher roter Farbbrei von den jungen Mädchen (nur ausnahmsweise von jungen Burschen) in dicker Schicht auf den kahlrasierten Schädel aufgetragen und zuweilen ausserdem auch in regellosen Flecken auf Gesicht und Oberkörper dick aufgeschmiert.*)

Dass sich die Weiber, weniger die Männer, zum Zeichen der Trauer im Gesicht und auf dem Oberkörper weiss färben, wurde schon Seite 328 erwähnt. Heutzutage sieht man derartig angestrichene Leute nur gelegentlich, während zur Zeit, wo Elton[1]), Thomson[2]) und Johnson[3]) reisten, Bemalungen in diesen Gegenden anscheinend häufiger waren.

Zahnpflege.

Auch die Zähne werden im Konde-Land gepflegt. Als Zahnbürste für die mehrmals täglich stattfindende Reinigung der Zähne dient, wie bei den Suaheli, ein »weiches fibröses Holz«,[4]) das sich beim Gebrauch pinselartig auffasert, oder auch nur eine frische Batate.[5])

*) Bei den benachbarten Wakissi von Langenburg sah ich, ausser dem roten ein braunes, stark nach Sandelöl riechendes Holz zu demselben Zwecke verwandt.

[1]) **4**, S. 322; [2]) **5** (Vol. I), S. 270; [3]) **6**, S. 527; [4]) **23**, S. 118; [5]) **22**, S. 37.

Die im Abschnitt „Das Konde-Land" zitierte Literatur.

1. David Livingstone, Missionary Travels and Researches in South Africa. London 1857, John Murray.
2. F. Burton, The Lake Regions of Central Africa. II. Vol. London 1860.
3. David Livingstone, The last journals of David Livingstone in Central Africa etc. By Horace Waller. London 1874.
4. Elton und Cotteril, Travels und researches among the Lakes and Mountains of Eastern and Central Africa. London 1879.
5. Joseph Thomson, To the Central African Lakes and back. II. Vol. London 1881.
6. W. P. Johnson, Sewen years travels in the Region of Lake Nyassa. P. R. G. S. 1884.
7. Giraud, Les lacs de l'Afrique équatoriale. Paris 1889. Hachette & Co.
8. Kerr-Cross, Notes en the Country between lakes Njassa, Rukwa and Tanganjika. Sct. Geog. Mag. 1890.
9. Kerr-Cross, Notes on the Country lying between Lakes Njassa and Tanganjika. P. R. G. S. Vol. XIII. 1891.
10. P. Reichard, Deutsch-Ostafrika. Das Land und seine Bewohner etc. Leipzig 1892. O. Spamer.
11. Fromm, Bericht über die Okkupation in Uhehe und den Rückmarsch nach Kilossa. D. K. B. 1895, S. 133.
12. Die Wissmannsche Dampfer-Exped. D. K. B. 1892, S. 312.
13. Ueber die Wissmannsche Seen-Exped. D. K. B. 1893, S. 150.
14. Von der Exped. d. Majors v. Wissmann. D. K. B. 1893, S. 228.
15. Von der Exped. d. Majors v. Wissmann. D. K. B. 1893, S. 354 etc.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

16. Lugard, The Rise of our East African Empire. II. Vol. Edinburgh and London 1893. W. Blackwood and Sons.
17. Nachrichten aus Deutsch-Ostafrika. Missbl. d. Brdgm. 1893, S. 522 etc.
18. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika. Berlin 1894. Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsges.
19. Prince, Geschichte der Magwangwara etc. M. a. d. Sch. 1894.
20. Bericht über die Expedition des Gouverneurs von D. O. A. in das Gebiet des Rufidji etc. D. K. B. 1894, S. 224 etc.
21. Lieder, Beobachtungen auf der Ubena-Njassa-Expedition etc. M. a. d. Sch. 1894.
22. (Meyer und Richards) Deutsch-Ostafrika. Missbl. d. Brdgm. 1894, S. 33—40 u. 65—72.
23. Kerr-Cross, Crater Lakes north of Lake Njassa. Geogr. Journ. Vol. V, 1895.
24. Eine Sage der Konde, Missionsfreund 1896, Seite 70.
25. Sir Harry Johnston, British Central Africa. London 1897, Methuen & Co.
26. P. Basilius, Ein Spaziergang nach Uhehe, Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1897.
27. Nachrichten aus Konde-Land (Deutsch-Ostafrika), Berl. Missber. 1897, S. 197—226.
28. v. Elpons, Ber. d. Bezirksamtmanns v. E. über eine Bereisung des Konde-Landes, D. K. B. 1898, S. 794.
29. P. Ambrosius, Nachrichten aus Uhehe, Missionsbl. d. St. Benedict-Gen. 1898, S. 34.
30. Das »Heidenkind«, 1898, No. 2 u. 3.
31. P. Alfons M. Adams, Im Dienste des Kreuzes, Literarisches Institut in Augsburg, 1899, Michael Seitz.
32. Boileau, Njassa-Tanganjika-Plateau, Geogr. Journ. 1899, I.
32a. C. Schumann, Grundriss einer Grammatik der Konde-Sprache. Mitt. d. Sem. f. orientalische Sprachen. Jahrgang II (1899).
33. Höflichkeitsbezeugungen bei den Konde in Deutsch-Ostafrika, Missionsfreund 1899, S. 63.
34. Nauhaus, Was sich die Konde in Deutsch-Ostafrika erzählen: »Die evangelischen Missionäre«, Illustr. Familienblatt, herausgegeben von Julius Richter, Fünfter Jahrgang 1899, Gütersloh.
35. Th. Meyer, Aus Th. Meyers Bericht usw. P. M. 1899, S. 166.
36. Nachrichten aus Konde-Land (Deutsch-Ostafrika), Berl. Missber. 1899, S. 32.
37. Nachrichten aus Deutsch-Ostafrika, Berl. Missber. 1899, S. 765.
38. W. Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1900. D. Reimer.
39. Wiese, Beiträge zur Geschichte d. Sulu im Norden des Zambezi, namentlich der Angoni. Zeitschr. f. Ethnologie, 1900, Heft V.
40. Ewerbeck, Ueber die Gebiete zwischen Njassa und Tanganjika-See, D. K. B. 1900, S. 371.
41. Fülleborn, Ueber Untersuchungen im Njassa-See und in den Seen im nördlichen Njassa-Land. Verh. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin, 1900 No. 6.
42. Herrmann, Bericht über Land und Leute längs d. deutsch-englischen Grenze zwischen Njassa und Tanganjika. M. a. d. Sch. 1900.
43. Aus Geschw. Ph. Richards Tagebuchblättern. Missbl. d. Brdgm. 1900, S. 128.
44. Deutsch-Ostafrika. Missbl. d. Brdgm. 1900, S. 213—214.
45. Nachrichten aus Deutsch-Ostafrika. (Tagebuch d. Miss. Hübner etc.) Berl. Missber. 1900, S. 28.
46. Nachrichten aus Deutsch-Dstafrika. (Tagebuch d. Miss. Wolff.) Berl. Missber. 1900, S. 32.
47. P. Ruedel, Negerleben. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1900 u. 1901.
48. Deutsch-ostafrikanische Bezirksämter und Stationen im Berichtsjahr 1899/1900. D. K. B. 1901.
49. Fülleborn, Ueber künstliche Körperverunstaltungen bei den Eingeborenen im Süden der deutsch-ostafrikanischen Kolonie. Ethnol. Notizbl. Bd. II, Heft 3. Berlin 1901. A. Haack.
50. Kohlschütter, Die kartographischen und geographischen Arbeiten der Pendel-Expedition etc. Vers. d. XIII. deutschen Geographen-Tages zu Breslau 1901. Berlin 1901, Dietrich Reimer
51. Moore, To the Mountains of the Moon. London 1901.
52. Einiges über d. deutsche Konde-Land. D. O. A. Z. 29. Juni 1901.
53. Neu-Langenburg. D. O. A. Z. 24. August 1901.
54. P. Häflinger, Land und Leute von Ungoni. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1901.
55. Deutsch-Ostafrika. Missbl. d. Brdgem. 1901. S. 184—187.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

56. Deutsch-Ostafrika. Missbl. d. Brdgm. 1901. S. 162—163.

57. Zache, Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Njassagebietes. Verh. d. deutschen Kolonialkongresses 1902. Berlin 1903. Dietrich Reimer.

58. F. Stuhlmann, Notizen über die Tsetsefliege etc. Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. (1902). Vol. I, Heft 2.

59. F. Stuhlmann, Vorkommen der Glossinia tabaniformis (Westw.) bei Daressalam. Ber. über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A., Vol. I, 1902, S. 175.

60. Zum Strassenbau in Deutsch-Ostafrika. D. O. A. Z. 1902. 30. August.

61. D. K. B. 1902, S. 2.

62. Engler-Goetze, Vegetationsansichten aus Deutsch-Ostafrika etc. nach 64 von Walther Goetze auf der Njassa-See- und Kinga-Gebirgs-Exped. d. Hermann u. Elise geb. Heckmann Wentzel-Stiftung hergestellten photographischen Aufnahmen zur Erläuterung der ostafrikanischen Vegetationsformen, zusammengestellt und besprochen von A. Engler, Direktor des Königl. botanischen Gartens und Museums zu Berlin. Herausgegeben mit Unterstützung der Stiftung. Leipzig 1902. Wilhelm Engelmann.

63. Fülleborn, Beiträge zur physischen Anthropologie der Nord-Njassa-Länder. Berlin 1902. D. Reimer.

64. W. Schmidle, Das Chloro- und Cyanophyceen-Plankton des Njassa und einiger anderer innerafrikanischer Seen. Englers Bot. Jahrbücher XXXIII. Bd., 1. Heft. Leipzig 1902. W. Engelmann.

65. Merker, Rechtsverhältnisse und Sitten der Wadschagga. P. M. Erg. Heft No. 138. 1902.

66. Nachrichten aus Deutsch-Ostafrika (Tagebuch des Miss. Schüler aus Muakaleli). Berl. Missber. 1902, S. 46.

67. Nachrichten aus Deutsch-Ostafrika (Tagebuch d. Miss. Hübner aus Bulongwa). Berl. Missber. 1902, S. 48—49.

68. Aus Deutsch-Ostafrika. Missbl. d. Brdgm. 1902, S. 68—77.

69. Deutsch-Ostafrika. Missbl. d. Brdgm. 1902, S. 248—265.

70. Dantz, Die Reisen des Bergass. Dr. Dantz in Deutsch-Ostafrika in den Jahren 1898, 1899, 1900. M. a. d. Sch. 1902 u. 1903.

71. Auszug aus den Jahresberichten der Bezirksämter und Militärstationen für die Zeit vom 1. Juli 1900 bis 30. Juni 1901. Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. I, 1903.

72. Auszug aus den Berichten der Bezirksämter, Militärstationen und andern Betriebsstellen über die wirtschaftliche Entwicklung im Berichtsjahre vom 1. April 1901 bis 31. März 1902. Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. I, 1903.

72a. Report on the Trade and General Conditions of the British Central Africa Protectorate for the Year 1902—1903 etc. Africa. No. 13 (1903) [Cd. 1772].

73. Leue, Zur Frage der Besiedlung. D. K. Z. 1903, S. 284.

74. D. K. Z. 1903, S. 329.

75. Maurer, Deutsch-Ostafrika, eine klimatologische Studie. Geographische Zeitschrift, Leipzig, Band 9, Heft 1.

76. Magdalene Prince, Eine deutsche Frau im Innern von D. O. A. Berlin 1903. Mittler & Sohn.

77. Schröter, Auszug aus den ärztlichen Berichten etc. Berl. Missionsber. 1903.

78. Austen, A monographie of the Tsetse-Flies. London 1903. S. 289.

79. E. Martini, Ueber die Empfänglichkeit nutzbarer Säugetiere für die Tsetsekrankheit, Deutsche Mediz. Wochenschrift 1903, S. 573—575.

80. Grothhusen, Archiv für Schiffs- und Tropenkrankheiten 1903, Seite 387.

81. Lommel, Bericht über eine Reise im Bezirk Kilwa zur Feststellung des Vorkommens u. z. Beobachtung der Lebensgewohnheiten der Tsetse-Fliege. Ber. ü. Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. 1903, S. 341.

82. Sander, Sammlung für angewandte Geographie, Heft 11 (zitiert nach Umschau 1903, S. 145).

83. M. Bartels, Der Würfelzauber südafrikanischer Völker, Zeitschr. f. Ethnol. 1903, Heft II u. III.

84. Hösemann, Ethnologisches aus Kamerun, M. a. d. Sch. 1903.

85. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1902/1903. Mit einem Bande Anlagen, Beil. z. D. K. B. 1904.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

86. Auszug aus den Berichten der Bezirksämter, Militärstationen und andern Dienstsellen über die wirtschaftliche Entwicklung im Berichtsjahre vom 1. April 1902 bis 31. März 1902, Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. II, Heft 2, 1904.

87. A. Leue, Die Besiedlungsfähigkeit Deutsch-Ostafrikas. Wilhelm Weicher, Leipzig 1904.

88. Gerstenhauer, Niederdeutsche und hochdeutsche Ansiedlung in Ostafrika. D. K. Z. 1904, S. 479.

89. Auskunft für Ansiedler im Bezirk Langenburg etc. Bearbeitet vom Kais. Gouv. im Juni 1904.

90. Einfuhrverbot, D. K. Z. 1904 No. 6, S. 59.

91. Der Bau der Strasse Njassa-Tanganjika, D. K. B. 1904, S. 533—535.

92. Neue Strasse im ostafrikanischen Seengebiet. Hamburger Nachrichten, 23. September 1904.

93. Laveran et Mesnil, Trypanosomes et Trypanosomiases, Paris 1904, Musson u. Cie.

94. Schilling, Ueber die Tsetse-Krankheit oder Nagana. Arbeiten aus dem Kais. Reichsgesundheitsamt, XXI. Bd., Berlin 1904

95. Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten. Arbeiten des Kais. Reichsgesundheitsamtes. XXI. Bd. Berlin 1904. S. 572—574.

96. Panse, Trypanosoma Theileri (?) in Deutsch-Ostafrika. Zeitschr. für Hygiene u. Infektionskrankheiten, 1904, Bd. 64, S. 376.

97. Ueber die praktische Verwendbarkeit von Zebras als Reittiere. D. K. B. 1904, S. 677.

98. A. Plehn, Beobachtungen in Kamerum. Ueber die Anschauungen und Gebräuche einiger Negerstämme. Zeitschr. f. Ethnol. 1904, Heft 6.

99 Wachstum des Njassa-Werkes in den letzten 7 Jahren. Missbl. d. Brdgm. 1904, S. 293.

100. Fortschritt des Njassa-Werkes im Jahre 1903. Missbl. d. Brdgm. 1904, S. 294—298.

101. Bachmann, Fortschritte der Arbeit unter den Nikas. Missbl. d. Brdgm. 1904, S. 299 etc.

102. Deutsch-Ostafrika, Synode Konde-Land. Berl. Missber. 1904, S. 13—41.

103. Deutsch-Ostafrika, Synode Heheland. Berl. Missber. 1904, S. 60—80.

104. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1903/1904. Mit einem Bande Anlagen. Beil. z. D. K. B. 1905.

Karten:

104a. Map of the Route of the R. G. S. East African Exped. etc. constructer from Mr. Thomsons original map etc. by W. J. Turner. Beilage zu: Joseph Thomson, To the Central Africans Lakes and back, London 1881.

105. Karte von Deutsch-Ostafrika, Massstab 1 : 300000. Sektion F. 3. Neu-Langenburg, bearbeitet von P. Sprigade. (Bisher noch unpubliziert.)

106 u. 107. Reisen des Bergassessors W. Bornhardt im Njassa-Gebiet, Februar bis Dezember 1896. Nach den Aufnahmen des Reisenden konstruiert und bearbeitet von P. Sprigade. Massstab 1 : 500000. Karten-Beilage zu Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. No. III »Njassa-Gebiet, Topographisch«, No. IV »Njassa-Gebiet, Geologisch«.

108. Deutsch-englische Njassa-Tanganjika-Grenzexpedition. Aufnahmen der deutschen Mitglieder Hauptmann Herrmann, Dr. Kohlschütter und Oberleutnant Glauning. 1 : 100000. Blatt IV. M. a. d. Sch. 1900, S. 347.

109. Beilage zum Medizinischen Bericht für Deutsch-Ostafrika 1902/1903 [Kartographische Uebersicht über Tsetse- und Texasfieber-verdächtige Plätze Deutsch Ostafrikas]. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete ders. im Jahre 1902/1903. Anl. S. 382.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

KAPITEL VI.

Der Njassa und die deutschen Njassa-Gestade.

(Hierzu Atlas Tb. 73—79.)

Von den Gestaden des Njassa-Sees gehört die nördliche Hälfte des Ostufers und ein kleines Stück des nördlichsten Westufers zum deutschen Gebiet; das ganze übrige Westufer und ebenso die Südspitze des Sees ist britisches Territorium, während die Südhälfte des Ostufers nominell portugiesischer Besitz ist.

Konde-Küste.

Der deutsche Anteil des Westufers, die flache, sandige resp. sumpfige Küste des Konde-Landes, die sich von dem deutsch-englischen Grenzfluss Ssongwe bis zum Fusse des Livingstone-Gebirges hinzieht, wurde bereits im vorigen Abschnitt besprochen.*)

Das deutsche Njassa-Ost-Gestade

Einen völlig andern Charakter trägt jedoch der östliche Teil des deutschen Njassa-Ufers, der von der Nordspitze des Sees bis zu 11°34,5′ südl. Br.**) reicht, wo das portugiesische Gebiet beginnt. Die nördliche Hälfte dieses Uferabschnittes ist wieder von der südlich des Ruhuhu-Flusses gelegenen so verschieden, dass es zweckmässig ist, beide gesondert zu betrachten.

Ich beginne, mich eng an Bornhardts[3]) Ausführungen anlehnend,***) mit der nördlichen Hälfte, die also vom Nordende des Sees bis zur Ruhuhu-Mündung, oder

*) Nach Drucklegung des Kpt. V erhielt ich erst Kenntnis von einem Aufsatz, in dem Prager[1]) auch über Dünen-Bildung am Ufer des Konde-Landes spricht; ohne näher darauf einzugehen und auf Seite 270 und 271 verweisend, lasse ich die betreffende Notiz im Wortlaut folgen: »Wie die von mir mit Sorgfalt aufgenommene Karte zeigt, erheben sich die Sanddünen, ein Schutzwall für die dahinter tiefliegenden Ebenen, erst in der eigentlichen Wissmannsbai, aber so hoch, dass sie vom Mastkorb des Dampfers ‚Hermann von Wissmann' aus nicht zu überblicken waren; nur die Dächer der in grünen Bananenhainen zerstreut liegenden Häuser und Hütten und die Kronen gewaltiger uralter Baobabbäume waren zu unterscheiden.«

**) Die Grenze, die durch die geograph. Breite der Einmündungsstelle des Mssindje-Flusses in den Ruwuma bestimmt wird,[2]) liegt nach neueren Feststellungen südlicher als das bisher als Grenze angenommene »Grenzkap«. (Vergl. Seite 398 Anm. *)

***) Bornhardt hat auch die ganze Küstenstrecke vom Ruhuhu bis zur Bamba-Bucht durchstreift, während ich hier nur die wenigen Orte besuchte, an denen der Dampfer Feuerholz zu nehmen pflegt. Was ich daher über diesen südlichen Küstenabschnitt bringen kann, ist mit Ausnahme der ethnologischen Beobachtungen lediglich ein Auszug aus dem, was Bornhardt darüber schreibt. Die Gegend von Wiedhafen kenne ich aus eigener Anschauung und ebenso die Strecke zwischen Wiedhafen und dem Nordende des Sees, da ich im Ruderboot von Wiedhafen bis Langenburg gefahren bin.

[1]) **32**, S. 196; [2]) **4**a; [3]) **14**, S. 106—133, 439—440.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

richtiger bis zu der ein paar Kilometer nördlich davon am Njassa gelegenen Station Wiedhafen reicht; denn die Gegend von Wiedhafen hat wieder ihre Besonderheiten, die eine separate Besprechung erheischen. in seinem Nordabschnitt

Auf dieser ganzen, etwa 140 km langen Strecke bespült der Njassa die jäh und unvermittelt aus ihm aufsteigenden Abstürze des Livingstone-Gebirges, und nur an wenigen Stellen ist von den einmündenden Gebirgsbächen ein schmales Streifchen flachen Uferlandes angeschwemmt, wo dann die Fischerdörfer der Wakissi liegen; meist aber ist am Seeufer entlang nicht einmal Platz für einen schmalen Negerpfad. längs des Livingstone-Gebirges:

Das Landschaftsbild ist vom Wasser aus betrachtet von geradezu überwältigender Grossartigkeit. landschaftlich.

Vom Nordende des Sees bis zu der 80 km weit südlich davon gelegenen Bucht von Lupingo bildet der Bruchrand des Livingstone-Gebirges (vergleiche Seite 268) eine fast schnurgerade, von NW. nach SO. ziehende Mauer, und zackig und wild zerrissen starren die jähen Wände weit über tausend Meter aus den klaren Fluten des Sees empor; ja ihr höchster Gipfel, der mächtige Djamimbi, erhebt sich bis gegen 2000 m über den Njassaspiegel (Tb. 52—54). Südlich von Lupingo, wo der Bruchrand aus der bisherigen NW.-SO.-Richtung in eine N.-S.-Richtung übergeht, verläuft die Strandlinie weniger gestreckt, die Berge werden auch etwas niedriger und weniger wild, aber bis zu dem etwas nördlich vom Ruhuhu gelegenen Wiedhafen — wo das »Livingstone-Gebirge« als solches endet (cf. Kpt. VII) — bleibt die Szenerie imposant genug und kann eine Vergleichung mit den berühmtesten Seen unserer Alpen vollauf bestehen.

Zwar sind höhere Felsabstürze unmittelbar an dem klippenbesetzten und mit grossen Rollblöcken übersäten Gestade längs des ganzen Livingstone-Gebirges nicht häufig, denn der untere Teil der Berge zeigt in der Regel eine verhältnismässig sanftere Böschung (20—30°); der obere Teil dieser Riesenmauer ist dafür aber um so steiler, und senkrechte, oft viele hundert Meter hohe Felswände starren uns dort überall entgegen (Tb. 54b).

Das Gestein, an vielen Stellen durch geologische Störungen in seiner Struktur verändert, besteht bis wenige Kilometer vor Wiedhafen fast nur aus Gneisen. Ihr Verwitterungsprodukt ernährt auf den steilen, steinigen Abhängen nur einen dürftigen Buschwald, und die genügsamen Wakissi pflanzen ihr bischen Sorghum und Maniok daher meist auf den schmalen Alluvialstreifen der Bachmündungen. Desto üppiger gedeiht aber die Vegetation in den tiefen, herrlich bewaldeten, lianendurchrankten Schluchten, welche sich die zahlreichen Bäche im Laufe der Jahrtausende in das Gestein nagten; von der Regenzeit geschwellt, schäumen sie in reissendem Lauf über die Felsblöcke ihres Bettes und stürzen in malerischen Kaskaden über jähe Wände hinweg, zur Trockenperiode werden sie freilich zahm, und viele versiegen dann gänzlich.

Wirtschaftlich ist dieser Abschnitt des Njassa-Ufers ohne jede Bedeutung, und die paar Tausend Wakissi, die hier wohnen, leben hauptsächlich von der Fischerei. wirtschaftlich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch Häfen, die gegen die schlimmen Südstürme Schutz gewähren könnten, fehlen, mit Ausnahme von Langenburg und Lupingo, gänzlich. Lupingo, der Hauptort der Wakissi, hat für die Eingeborenen auch insofern einige Bedeutung, als von hier aus der Hauptzugangsweg zu den Wapangwa des Livingstone-Gebirges führen soll.[1]) Für Karawanen ist der Abstieg zum See auf der Strecke von Wiedhafen bis zum Konde-Land aber äusserst schwierig, und de facto schliesst daher das Livingstone-Gebirge den Njassa fast völlig gegen die östlich davon gelegenen Länder ab; auch ethnographisch bildet es eine wirksame Völkerscheide.

Die Wiedhafen-Gegend:

Der einzige, praktisch in Betracht kommende Zugang von der deutsch-ostafrikanischen Küste zum Njassa befindet sich bei Wiedhafen. Hier endet infolge einer geologischen Störung (»Ruhuhu-Einbruch«) der »Livingstone-Gebirge« genannte Teil der Njassa-Randberge,*) und erst nach Bildung einer breiten Lücke, durch die sich der Ruhuhu in den See ergiesst, steigen jenseits desselben die Njassa-Randberge wieder an. Hierdurch entsteht ein guter Zugang

Njassa-Zugang,

von Ungoni zum Njassa, den die grösstenteils bereits fahrbar gemachte[2]) Karawanenstrasse benutzt, und auf dem auch eine Bahntrace den See erreichen könnte.

Wiedhafen, die Amelia-Bay der Engländer (von den Eingeborenen nach der dortigen Gemarkung »Manda« genannt), hat infolge dieser günstigen Lage eine recht erhebliche Bedeutung, zumal es auch ein brauchbarer Hafen ist.

In den zur Karooformation gehörenden Sandsteinen des Tafellandes, welches die oben erwähnte Gebirgslücke zum Teil ausfüllt, und das sich längs des Ruhuhu bis nach Ungoni hinein fortsetzt, sind von Bornhardt bei Wiedhafen und neuerdings von Booth auch in Ungoni[3]) Steinkohlenflötze aufgefunden

Steinkohlen,

worden. Leider sind die bisher genauer bekannten Vorkommnisse aber, wie Bornhardt[4]) meint, nicht sehr ermutigend, da die Lager wenig mächtig und die Kohlen auch sehr aschenreich seien. Wenn sich die Njassabahn-Pläne verwirklichen, so würden ergiebige Steinkohlenflötze gerade in dieser Gegend natürlich von allergrösstem Werte sein.**)

die Station

Das Stationsgebäude der zum Bezirk Langenburg gehörenden Nebenstation und Zollstelle Wiedhafen (Tb. 9a) liegt auf der Südseite der geräumigen Mbongo-Bucht auf einem ca. 20 m hohen, steil zum Njassa abfallenden Bergvorsprung. Das allerliebste Häuschen, dessen schneeweisse Wände weithin über den See grüssen, macht einen überaus freundlichen und recht stattlichen Eindruck, und wohl jeder erinnert sich gern der Tage, die er in seinen gastlichen Räumen zubringen durfte; die frische Seebrise lindert hier die in Alt-Langenburg so drückende Tropenschwüle, und man benutzte Wiedhafen daher zu meiner Zeit gern als Erholungs-Station für angegriffene Europäer.

Zwar besitzt die Gegend bei Wiedhafen nicht mehr die imposante Grossartigkeit, welche weiter nördlich die Gestade des Njassa auszeichnet, dafür hat sie aber einen eigenen idyllischen Reiz: »Landschaftlich«, schreibt Bornhardt[5]) treffend, »gehört die Mbongo-Bucht zu den anziehendsten Punkten des Njassa-Gebietes. Mächtige Affenbrotbäume und Sykomoren schmücken die grasige Talebene zu den Seiten der Mtama- und Maisfelder. Zierliche Schirmakazien sind über die sandi-

*) Vergleiche Kapt. VII und die Skizze zu S. 268.

**) Ueber Salzgewinnung bei Wiedhafen siehe Kap. V, S. 296 Anm.

[1]) **14**, S. 121; [2]) **35**; [3]) **31**; **35**; [4]) **14**, S. 127—133; [5]) **14**, S. 116.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geren Bodenpartien nahe den Talrändern verteilt. Die Mbongo-Berge, die mit ihrem höchsten Gipfel, der Dudyspitze, eine Höhe von 510 m über dem Spiegel des Njassa erreichen, haben nach Form und Farbe ein besonders reizvolles Aussehen. Licht bewaldet und mit grossen Sandsteinblöcken übersät, steigt ihr Hang steil aus der blauen, klaren Flut des Njassa empor . . . .« (Tb. 73a.)

Der Ankerplatz von Wiedhafen liegt etwas südlich von der Station, hinter einer gegen die Südstürme schützenden, flachen, sandigen Landzunge, da die geräumige, ebenfalls gut geschützte Mbongo-Bucht im Gegensatz zu der von den Dampfern benutzten Ankerstelle grossenteils felsigen und zu tiefen Grund besitzt.[1] und ihr Ankerplatz.

Das kleine Dorf, das zur Station gehört, schliesst sich südlich längs des Ufers an dieselbe an, und hier lagen zur Zeit des aufblühenden Gummihandels auch die Faktoreien der Handelsfirmen.

Der Ruhuhu.

Der südlich von Wiedhafen in den Njassa einmündende Ruhuhu ist ein wasserreicher, reissender Fluss, den Bornhardt[2] an der Mündung auf eine Breite von über 400 m schätzt. Schiffbar ist der Ruhuhu nicht; schon wenige Kilometer stromaufwärts beginnen Stromschnellen, felsige Ufer engen ihn bald auf 80—100 m ein,[3] und etwas oberhalb des Fischerlagers Gingima (ca. 20 km von der Mündung) sperrt ihn ein Riegel dickbankigen Sandsteins, so dass sich der Fluss in nur wenige Meter breitem Bette brausend durch die Felsen hindurchzwängen muss.

Vor der Ruhuhu-Mündung liegt (gleich wie bei den südlich davon in den Njassa fliessenden kleineren Wasserläufen) dicht unter der Wasseroberfläche eine Sandbarre, die in der Mitte, wo der Fluss hinausströmt, eine gegen 100 m breite Lücke aufweist.[4]

Das lehmgelbe Wasser beherbergt zahlreiche Flusspferde, auch Krokodile sind in geradezu unheimlicher Menge vorhanden und machen eine Kanu-Fahrt auf dem reissenden Flusse nicht gerade angenehm; der Fischreichtum des Flusses ist ebenfalls recht bedeutend.

Unmittelbar nach der Einmündung in den See verschwinden ganz auffällig, geradezu wie abgeschnitten, die trüben Fluten des Ruhuhu — und ebenso die des bei Alt-Langenburg einmündenden Lumbira (Tb. 10b) — unter der Oberfläche des wärmeren und daher leichteren Njassa-Wassers.

Das Ruhuhu-Delta.

Seiner Grösse und seinem Reichtum an mitgerissenen Sedimentstoffen entsprechend, hat der Ruhuhu an seiner Mündung ein umfangreiches Delta in den See vorgeschoben, das durch ein Sinken des Njassaspiegels[5] in einer Länge von 12 km und einer Breite von 5 km zu Tage getreten ist.

Im Gegensatz zu dem nur eine kümmerliche Vegetation ernährenden Sandsteingebiet der Umgebung, besitzt dieses lehmige Schwemmland ganz vorzüglichen Boden, und Bornhardt[6] meint, »Matama-Felder von so prächtigem Wuchse, wie hier, kaum irgendwo sonst in Ostafrika gesehen zu haben.« Wenn dies so ertragsfähige Land heute nicht in gebührendem Masse ausgenutzt ist und nur wenige Eingeborenen-Dörfchen trägt, so liegt das vor allem an der bis vor wenigen Jahren sich auch hier recht fühlbar machenden Beunruhigung durch die Wangoni.[7]

[1] **14**, S. 118; **32**, S. 198; [2] **14**, S. 115; [3] **14**, S. 63; [4] **14**, S. 115; [5] **14**, S. 63; [6] **14**, S. 116; [7] **14**, S. 133.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der südliche Abschnitt des deutschen Njassa-Ost-Gestades: landschaftlich,

Südlich des Ruhuhu beginnt der zweite Hauptabschnitt des deutschen Ost-Njassa-Ufers; er unterscheidet sich von dem nördlich Wiedhafens gelegenen sehr wesentlich dadurch, dass hier die den Njassa begleitenden Steilabfälle des benachbarten Gebirgsmassivs nicht bis unmittelbar an den See reichen, sondern durch einen 5 – 10 km breiten Streifen niederen Berg- und Hügellandes davon getrennt sind;*) dieser Abschnitt bietet daher vom Wasser aus nicht annähernd die grossartige Szenerie wie der nördliche.

Nur an zwei Stellen treten höhere Vorberge bis unmittelbar an das Gestade heran:**) nahe der Südgrenze des deutschen Gebietes, wo der inselgleich von den übrigen Vorbergen abgelöste, 330 m hohe, steile Mbamba-Berg die gleichnamige Bucht gegen die Südstürme schützt, und dann weiter nördlich in den schroffen, wogenumspülten Felsabstürzen des Bahi-Berges, dessen Gipfel sich ca. 500 m über den See erhebt.

Das Hochland, welches südlich des Ruhuhu-Einbruches am Ostufer des Njassa hinter den Vorbergen aufsteigt, besteht aus zwei Gebirgsmassiven, die durch einen breiten Zwischenraum getrennt sind, »in welchem das Ungoni-Hochland mit einer Höhe von 1000—1100 m ohne auffällige Randaufsätze bis an das dem Njassa benachbarte Hügelland herantritt«.[4])

»Das nördliche, aus Gneis bestehende Massiv hat eine mittlere Meereshöhe von etwa 1400 m und steigt dicht vor seinem steilen Abfall zum Ruhuhu-Tal in der gewaltigen, die Umgebung hoch überragenden Felskuppe des Namtschuëia bis zu 2000 m Meereshöhe an. Das südliche Massiv hat eine grössere Durchschnittshöhe und erhebt sich an mehr als einer Stelle auf über 2000 m. Zu dem Vorlande am Njassa bricht es in einer langgestreckten, schroffen Wand ab, die sich mit gleichbleibender Steilheit noch weit über die portugiesische Grenze hinaus nach Süden verfolgen lässt. Auch geologisch ist das südliche Massiv von dem nördlichen unterschieden, indem es ebenso

*) Nach den Spezialkarten[1]) zu urteilen, würden allerdings im allersüdlichsten Abschnitte des deutschen Njassa-Gestades — von der bei 11° 34,5′ eingetragenen neuen Grenze [vergl. S. 394 Anm.**)] bis ca. 20 km nördlich davon — ebenso wie im benachbarten portugiesischen Gebiete die Abstürze des Hochlandes wieder direkt an den See herantreten.

Dagegen schreibt Prager[2]), dem aber die Verlegung der deutsch-portugiesischen Grenze noch nicht bekannt ist, folgendes: »Südlich der Mbamba-Bai erstreckt sich bis zu dem terrassenförmig ansteigenden Gebirge wieder eine weite Ebene, die, mit dichtem Busch und Gras bestanden, in der Trockenzeit von der Sonnenglut verbrannt, öde und arm, in der Regenzeit grün und blühend erscheint. Am Ufer des Sees zeigten sich hier nur wenige elende Wampotodörfer, die in der Nähe von Felsenresten erbaut sind. Inmitten dieser Ebene unter 11° 29′ südl. Br. und 34° 46′ östl. Lg. erhebt sich nahe dem Rande ein einsamer kleiner Hügel, von dem in Südostrichtung eine tiefe Schlucht im weit zurückliegenden Gebirge sichtbar wird, diesen hat Major v. Wissmann als Grenzkap bestimmt: die angegebene Richtung schneidet das deutsch-portugiesische Gebiet. Von 11° 37′ bis 11° 56′ südl. Br treten die Gebirgsmassen nun wieder dicht an den See heran — —.« Vergleiche auch die der Pragerschen Arbeit beigefügte Njassa-Karte.[3])

**) Vergleiche aber die vorige Anmerkung *).

[1]) **43**; [2]) **32**, S. 308; [3]) **42**; [4]) **14**, S. 439.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie sein Vorland am See nicht aus Gneis, sondern aus Granit besteht.«[1]) Südlich vom Ruhuhu-Delta treten auch die Sandsteine des »Ruhuhu-Einbruchs« in niederen Tafelbergen auf einer Strecke von freilich nur wenigen Kilometern bis an den See heran.[2])

Wo nicht Gebirgsbäche schmale Streifen Alluvialland angespült haben, ist im Bereiche des Granits das Gestade des Sees mit einem Haufwerk mächtiger Blöcke, in die das Gestein bei der Verwitterung zerfallen ist, übersät; oft türmen sich die bis über 10 m grossen, rundlichen Trümmer zu gewaltigen Wällen am Ufer auf, oder ragen als Klippen und Inselchen über den Seespiegel empor (Tb. 73b; 74).

Die schmalen Alluvialstreifen längs der Küste sind, wie die prächtig stehenden Kulturen der freilich ziemlich unbedeutenden Ansiedlungen beweisen, in ihren besten, rein lehmigen Partien äusserst fruchtbar.[3]) Das Alluvialland ist sonst mit hohem Grase und Busch bestanden, während das Hügelland mit lichtem Buschwald bedeckt ist, der am Anstieg des Hauptgebirges allmählich immer spärlicher wird, bis sich zuletzt baumlose Hochweide einstellt.[4])

Besiedelung und wirtschaftliche Bedeutung.

Bewohnt ist nur das unmittelbare Seeufer, dessen Fischerbevölkerung Bornhardt[5]) auf der ganzen, 100 km langen Strecke vom Ruhuhu bis zur Mbamba-Bucht auf nur 5—6000 Seelen schätzt, was mit der amtlichen Zählung[6]) von 9000 Einwohnern im ganzen »Kreise Wiedhafen« gut übereinstimmen würde.*)

Beliebte Wohnplätze sind die kleinen, dem südlichsten Küstenabschnitt vorgelagerten Felseninselchen (besonders Pugulo und Lundo), die Schutz vor den der Wasserfahrt abholden Wangoni gewährten. Aus Furcht haben sich die Eingeborenen-Ansiedlungen auch auf die mächtigen Block-Wälle des Gestades geflüchtet, zwischen deren Spalten die Bewohner, Eidechsen gleich, verschwinden können (Tb. 74a).

Das ganze Hügelland zwischen dem See und den Hochländern ist, wie erwähnt, unbewohnt, die Hochländer selbst, das schon im Abschnitt III besprochene Matengo-Gebiet, ist aber wieder gut besiedelt.

Häfen.

Da der südlich des Ruhuhu gelegene Küstenabschnitt reicher als der nördlichere gegliedert ist, sind hier auch gute Häfen vorhanden. So befindet sich bei der kleinen, etwa 10 km südlich vom Bahi-Berge gelegenen Felseninsel Pugulo**) — der Papayen-Insel***) der Engländer, welche v. Wissmann Neu-Helgoland getauft hat[9]) und die sogar noch kleiner als ihre deutsche

*) Der Kreis Wiedhafen umfasst sicher die ganze Küstenstrecke zwischen Wiedhafen und der deutsch-portugiesischen Grenze; ob auch Abschnitte nördlich von Wiedhafen dazu gehören, ist mir nicht bekannt.

**) Auf der dieser Arbeit beigegebenen Karte ist der Platz leider nicht bezeichnet, vergleiche jedoch die Bornhardtsche Karte und die Sektion Ssongea der grossen Karte von Deutsch-Ostafrika.[7])

***) Nach den in der dortigen Eingeborenen-Ansiedlung vorhandenen Papayen-Fruchtbäumen so genannt.[8])

[1]) **14**, S. 439; [2]) **14**, S. 114; [3]) **14**, S. 113; [4]) **14**, S. 109, 110; [5]) **14**, S. 440; [6]) **33**, Anl. S. 24; [7]) **38**; **43**; [8]) **14**, S. 111; [9]) **34**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Namensschwester ist — ein ganz vorzüglicher Ankerplatz, da ausser dem Inselchen selbst ein zwischen ihm und dem Festlande vorhandener und nur teilweise überfluteter Blockwall von Süden her als Wellenbrecher dient (Tb. 74b). Auch die Mbamba-Bucht bietet einen trefflich geschützten Hafen, doch ist nach Prager[1]) ihr Ankergrund sehr schlecht.

Aber eine wirtschaftliche Bedeutung haben diese Häfen einstweilen und für absehbare Zeit nicht, und nur als Stapelplatz für das Dampfer-Brennholz leisten sie gute Dienste.

Der Njassa-See:

Es seien hier einige Bemerkungen über den Njassa-See*) angefügt.

Gestalt.

Bei einer Länge von über 500 km und einer Breite von im Mittel nur etwa 50 km erstreckt sich der Njassa als ein langes, schmales Band von Norden nach Süden. Tiefeinschneidende Buchten besitzt er nicht, ausser am Südende, wo er sich in zwei Zipfel teilt. Die wenigen Inseln des Njassa sind kleine,

Inseln.

felsige Eilande; die grösste von ihnen ist Likoma, das durch die dortige Missionsstation Bedeutung bekommen hat; Prager,[3]) auf dessen Aufsatz ich hiermit verweise, hat die Njassa-Inseln kürzlich eingehender besprochen.

Zuflüsse.

Seine Hauptzuflüsse erhält der See von Westen her, da die Hochländer des Ost-Ufers ihre Wasser durch den Ruwuma und Rufidji direkt zum In-

Abfluss.

dischen Ozean senden. Seinen Abfluss bildet der im Süden, am östlichen Endzipfel des Sees, ausmündende Schire, der sich in den Sambesi ergiesst; welch hohen wirtschaftlichen Wert die Wasserstrasse Schire—Sambesi besitzt, soll im letzten Abschnitt noch eingehender besprochen werden.

Entstehung.

Dass der Njassa einem Einbruch der Erdrinde seine Entstehung verdankt, wurde bereits oben (cf. S. 268) erwähnt.**) Die abgesunkene Scholle wurde hierbei gegen 2000 m tief versenkt; man kann dies daraus ermessen, dass sich das Hochland an seinen Ufern heute 1500 m und höher über den Spiegel des Njassa erhebt,[5]) und dass die Tiefe des Sees auf weite Strecken mehr als

Tiefe.

500 m, stellenweise sogar über 700 m beträgt.***) Da die Oberfläche des Sees 500 m über der des Indischen Ozeans liegt,[7]) reichen die tiefsten Stellen des Njassa somit noch mehr als 200 m unter den Ozean-Spiegel hinab.

Wie die zahlreichen Lotungen von Rhoades, der seine Resultate in einer Tiefenkarte des Njassa publiziert[8]) hat, ergeben, entspricht im allgemeinen der

---

*) »Njassa« oder, wie die Eingeborenen meist sprechen, »Nyanja« heisst einfach »grosses Wasser«, »See«.[2])

**) Kapitän Prager, der v. Wissmann auf seiner Njassa-Expedition begleitete, sucht in einer jüngst erschienenen Arbeit[4]) Beweise dafür zu erbringen, dass bei der Gestaltung des Njassa-Beckens auch eiszeitliche Gletscher-Erosion eine hervorragende Rolle gespielt habe. Die Fachgeologen haben jedoch meines Wissens keinerlei Spuren solcher Gletschereinwirkung in diesem Gebiete bemerkt, und sie deuten die von Prager angeführten Tatsachen in ganz anderm Sinne.

***) Moore lotete etwa in der Mitte des Sees bis 786 m. Eine so grosse Tiefe scheint aber im Njassa doch ganz exzeptionell zu sein, da Rhoades[6]) bei seinen sehr zahlreichen Lotungen nirgends mehr als 705 m fand.

---

[1]) **32**, S. 308; [2]) **11**, S. 16; [3]) **34**; [4]) **32**; [5]) **14**, S. 124; [6]) **21**; **40**; [7]) **14**, S. 68; [8]) **21**; **40**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neigungswinkel der unterseeischen Böschung dem des die Wasserfläche überragenden Terrains, und der See ist an denjenigen Stellen am tiefsten, wo seine Ränder am ausgesprochensten den Charakter von Steilabbrüchen zeigen; es fällt z. B. der Seeboden längs des Livingstone-Gebirgsrandes zwischen Langenburg und Wiedhafen ungemein steil zu grosser Tiefe ab, während er sich anderwärts nur ganz allmählich senkt, wie dies Bornhardt[1]) z. B. für die Uferzone bei Mbamba feststellt. Ausserdem spielt natürlich auch die Einmündung sedimentreicher Flüsse eine Rolle, wie bei der flachen Küste des Konde-Landes.*) Unterseeische Böschung.

Abgesehen von der mit Sand oder Geröll bedeckten Uferzone, besteht der Seeboden meist aus Schlick; der letztere enthält oft ungemein viel bituminöse Substanzen, so dass sich eine der von Rhoades[4]) gewonnenen Proben in getrocknetem Zustande sogar als brennbar erwies; an einer andern Stelle fand Rhoades den Boden mit Körnern von pisolithischem Eisenstein bedeckt; rein felsigen Seegrund fand dieser Forscher jedoch, im Gegensatz zu Moore, ebensowenig als ich. Seeboden.

Dass, wie Bornhardt[5]) an einer ganzen Reihe von Beobachtungen nachgewiesen hat, »der Wasserstand des Njassa in einer geologisch sehr jungen Vergangenheit durch lange Zeit um mindestens 4 m, vielleicht aber bis zu 10 m höher gewesen ist als heute«, wurde bereits Seite 270 erwähnt. Auch in den letzten Jahrzehnten hat der Njassa recht erhebliche Schwankungen gezeigt. Es ist dies nicht nur von theoretischem Interesse, sondern auch praktisch von der allergrössten Bedeutung, denn von dem Wasserstande des Njassa hängt die Schiffbarkeit des Schire ab, und hebt sich der Njassa nur wenige Fuss über sein Normalniveau, so stehen eine ganze Anzahl Ansiedelungen unter Wasser. Njassaschwankungen in den letzten 50 Jahren.

Man glaubt synchronische Schwankungen im Wasserstande der verschiedenen zentral-afrikanischen Seen feststellen zu können,[6]) die auf durch kosmische Einflüsse — Sonnenflecken oder Mondkonstellationen[7]) — hervorgerufene, regenreiche und regenarme Perioden gleichzeitig in dem ganzen grossen Gebiete schliessen liessen.

In grossen Zügen mag dies vielleicht der Fall sein, doch die Erfahrungen, die man in den allerletzten Jahren mit dem Wasserstande des Njassa- und Rukwa-Sees gemacht hat, scheinen

*) Das Vorhandensein eines nur 50—100 m breiten, mit 2—4 m hoch die Oberfläche überragenden Klippen besetzten Flachwasserstreifens, der sich zwischen Langenburg und Wiedhafen auf einer über 30 km langen Strecke zwischen den Abfall des Gebirges und dessen unterseeische Fortsetzung einschiebt, erklärt Bornhardt[2]) durch die abradierende Wirkung der Brandungswelle unter der gleichzeitigen Annahme eines früher höheren (d. h. die Klippen überspülenden) Seestandes. [Unterseeische Böschung.]

Auf der Strecke zwischen Wiedhafen und der deutsch-portugiesischen Grenze, wo die Steilabbrüche des östlichen Hochlandes durch eine mehrere Kilometer breite, relativ tief gelegene Zone von dem Gestade getrennt sind und die anfänglich flache Uferzone dann plötzlich jäh zu grosser Tiefe abfällt, ist das Absinken der Hochlandsscholle vielleicht unter Bildung einer »Stufe« erfolgt.

Ist die Basis der unterseeischen Abstürze erreicht, so nimmt die Tiefe des Njassa nicht mehr wesentlich zu, so dass der Seegrund, d. h. die »Grabensohle«, auf weite Strecken fast eben ist.[3])

[1]) **14**, S. 108; [2]) **14**, S. 122; [3]) **21**; **40**; [4]) **21**; [5]) **14**, S. 194; [6]) **6**; [7]) **25**, S. 47.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenig geeignet, diese Theorie zu unterstützen, da jetzt, wo der Rukwa-See sehr stark gestiegen ist, der Njassa einen ganz ausserordentlich niedrigen Stand hat.

Anscheinend hat nicht einmal das ganze Njassa-Gebiet — geschweige denn das ganze Zentral-Afrika — gleichzeitig ein regenreiches oder ein regenarmes Jahr: dies scheint schon daraus hervorzugehen, dass der Stand des Njassa durchaus nicht immer den Regenmengen entsprochen hat, die im britischen Protektorat in den einzelnen Jahren gefallen sind;[1]) *) allerdings macht Rhoades[4]) darauf aufmerksam, dass die Verdunstung des Seewassers ein sehr wesentlicher Faktor für den Stand des Njassa ist, und diese hängt ja von verschiedenen meteorologischen Umständen ab.

Unsere Kenntnisse über den Wasserstand des Njassa während der letzten Dezennien stützen sich auf direkte Wasserstandsbeobachtungen durch Europäer resp. Nachrichten über die Schiffbarkeit des Schire, ferner auf Angaben der Eingeborenen und endlich auf Wasserstandsmarken an den Uferfelsen. Leider decken sich die verschiedenen Quellen nicht vollständig, und selbst die amtlichen Berichte des britischen Protektorates stimmen nicht immer ganz mit einander überein.

Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war der Wasserstand des Njassa ein hoher, denn damals konnten Livingstone und seine Gefährten mit einem 5 Fuss tiefgehenden Fahrzeug den unteren Schire bis zu den Murchison-Fällen ohne alle Schwierigkeiten befahren;[5]) beim Tiefstande des Njassa, der den Schire ja speist, ist das mit ganz erheblich flacher gehenden Fahrzeugen nicht möglich. (Vergleiche Kpt. X.)

Von dieser Zeit bis zu den siebziger Jahren sind mir keine Daten bekannt, doch scheint die Schiffbarkeit des Schire bis zu Beginn der neunziger Jahre ungestört geblieben zu sein.[6])

In den siebziger Jahren soll der See, wie Bornhardt[7]) von zuverlässigen Eingeborenen in Alt-Langenburg resp. Ikombe erkundete, in mehreren aufeinanderfolgenden Regenzeiten einen Hochstand von 3—4 m gegen den Wasserstand von 1896 gehabt haben. Dies wird auch durch die Angaben des Miss. Dr. Laws bestätigt, der seit 1875 am Njassa lebte und angab, dass der See in den ersten Jahren seines dortigen Aufenthaltes beständig gestiegen sei; sein damals erreichter Höchststand wurde an den Uferfelsen durch einen Algenstreifen markiert, den Bornhardt in einer Höhe von etwa 3 m über dem Seeniveau des Dezembers 1896 konstatierte. Seitdem ist der See nach Laws' Angaben gefallen und hat nur 1888 (?) wieder einen höheren Wasserstand erreicht, der aber hinter dem Höchststand aus dem Ende der siebziger Jahre beträchtlich zurückgeblieben sei; ein anderer Algenstreifen, der etwa 1 m über dem Niveau vom Dezember 1896 zu konstatieren war, scheint diesem Anstieg aus dem Ende der achtziger Jahre zu entsprechen.[8])

Wie bereits angedeutet, muss der See aber trotz seines Fallens bis zum Beginn der neunziger Jahre einen relativ hohen Stand gehabt haben, denn Johnston[9]) fährt, nachdem er die Beschiffbarkeit des Schire zu Livingstones Zeiten erwähnt hat, in der Besprechung des Themas folgendermassen fort: »Even in the year 1889 the James Stevenson, wich draws about three feet of water was able to navigate the Shire through almost all the year up to the Murchisonfalls, while vessels of five feet drought have in like manner navigated the Upper Shire above the falls.«

Von 1891 bis 1895/96 sei dann aber, schreibt Johnston,[10]) der Schire tiefer und tiefer gefallen, bis die Pinda-Stromschnellen die Grenzen der Schiffbarkeit des unteren Schire wurden und auf dem oberen Schire ein durchgehender Verkehr nicht mehr möglich war. Im Jahre 1893 taxierte Kerr-Cross[11]) den Rückgang des Sees »innerhalb der letzten zehn Jahre auf 6 bis 10 Fuss.«

Im Jahre 1896 aber trat ein Umschwung ein: der See stieg in diesem Jahre so stark an, dass er bei Langenburg ein um fast 1 m höheres Niveau erreichte als in den vorhergehenden Jahren;[12])**)

*) Zum Beispiel für das Jahr 1900 nicht, denn in diesem Jahre stand der See zu Ende der Regenzeit höher als seit 1896,[2]) während sowohl 1899 wie 1900 als besonders regenarm registriert sind.[3]) Dem abnormen Tiefstand der letzten Jahre entspricht allerdings eine regenarme Periode auch dieses Gebietes. [Vergleiche Anm.**) und Seite 403 Anm.*)]

**) Rhoades,[13]) der in Fort Johnston stationiert ist, schreibt darüber: »The year 1895—1896 was a very dry on, the worst revonded since Europeans have been in the courty. — — — —

[1]) **17**, S. 4 u. 37; **23**, S. 11 u. 18; **24**, S. 15; **25**, S. 32; **30**, S. 8, 25, 47; **41**; [2]) **17**, S. 4; [3]) **41**; [4]) **30**, S. 25; [5]) **1**, S. 84, 85, 95; **11**, S. 38; [6]) **11**, S. 38; [7]) **14**, S. 195; [8]) **14**, S. 195; [9]) **11**, S. 38; [10]) **11**, S. 38; [11]) **9**, S. 113; [12]) **14**, S. 195; [13]) **30**, S. 25.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der untere Schire wurde dadurch in alter Weise wieder bis zu den Murchison-Fällen schiffbar und am oberen Schire wurden zahlreiche, tief gelegene Stationen mit Ueberschwemmung bedroht.[1])

Der Hochstand hielt, wenn auch nicht in gleichem Masse, bis 1900 an; im Frühjahr dieses Jahres erreichte er eine Höhe, wie er sie seit 1896 nicht gehabt hatte.[2]) (Siehe jedoch die vorige Anm.)

Seit 1901 aber ist der Wasserstand des Sees wieder sehr stark gesunken; 1901 stand er erheblich tiefer als im Vorjahre;[3]) 1902 hatte er noch mehr abgenommen, so dass die auf dem unteren Schire verkehrenden Dampfer bereits bei Villa Bocage, d. h. im portugiesischen Gebiet, etwa 40 englische Meilen unterhalb der portugiesisch-englischen Grenze, löschen mussten[4]) und auf dem oberen Schire nicht einmal Leichter das ganze Jahr hindurch verkehren konnten;[5]) der Wasserstand 1903 war sogar noch schlechter als 1902,[6]) und 1904 hatte er kaum zugenommen.[7])*)

Eine Zusammenfassung des oben ausgeführten ergibt: Ende der sechziger bis Anfang der neunziger Jahre Hochstand des Njassa mit starken Anstiegen in den siebziger Jahren und beginnendem Abfall seit etwa Anfang der achtziger Jahre. Erste Hälfte der neunziger Jahre infolge Andauer des Rückganges Tiefstand. Zweite Hälfte der neunziger Jahre Hochstand, eingeleitet durch plötzliches, sehr starkes Ansteigen 1896 und endend 1900 mit einer seit 1896 nicht mehr erreichten Niveauhöhe. 1901—1904 sehr starker, plötzlich einsetzender Tiefstand, von 1901—1903 allmählich immer bedrohlicher werdend; 1904 anscheinend keine Besserung.

Njassaschwankungen in prähistorischer Zeit.

Ausser diesen historisch beglaubigten Schwankungen des Njassaspiegels wissen wir aus dem Vorhandensein alter Strandterrassen, die schon Livingstone[10]) bemerkte, auch von einem lange zurückliegenden Hochstande des Sees. Wie bereits mehrfach erwähnt, konstatierte Bornhardt, dass der Njassa lange Zeit hindurch einen 4—10 m höheren Wasserstand als heutigen Tages besessen haben muss. Was den Zeitpunkt dieses alten Hochstandes anbelangt, so schliesst Bornhardt[11]) daraus, dass sich der Ruhuhu in dem heutigen Niveau seines Deltas »trotz der bedeutenden Uferarbeit, die er augenscheinlich bei jeder Hochflut verrichtet, erst eine verhältnismässig schmale, tiefer gelegene Talsohle (von 150 m Breite am oberen Ende bis zu 500 m kurz vor der Mündung) geschaffen hat«, und »aus der Grösse der auf dem Marsche sichtbaren jüngsten Uferabbrüche«, dass seit der Senkung des Seespiegels »noch kein Jahrhundert, vielleicht aber erst eine sehr viel kürzere Zeit vergangen ist.«**)

The lake then rose seven feet, and kept this level more or less for two years, since when the water seems to be gradually subsiding.«

Nach der dem Jahresbericht 1903/04 beigefügten Regenkarte vom Gebiete des britischen Protektorates[1a]) war 1895 jedoch ein ganz aussergewöhnlich regenreiches Jahr; 1896 hatte ein wenig mehr Niederschläge als durchschnittlich; 1897 war aussergewöhnlich trocken; 1898 hatte wieder so viel Regen wie 1896; 1899 hatte etwas weniger Regen als normal, und seit 1900 bis 1904 hatten alle Jahre ein sehr erhebliches Defizit an Niederschlägen.

*) Am 25. April 1902 stand der See bei Monkey-Bai 3 Fuss 6 Zoll unter dem Niveau von 1897;[8]) 1903 stand der See so tief, dass nur wenige Zoll Wasser am Schire-Ausfluss aus dem Njassa vorhanden waren; im Mai 1904 (d. h. zur Zeit des jährlichen Hochstandes) war dort 4 Fuss 2 Zoll Tiefe,[9]) und wie mir Herr Zache mitteilte, soll der See im November 1904 sogar noch tiefer gestanden haben als im Jahre zuvor.

[ihr mutmasslicher Grund].

**) Ueber den Grund dieses Absinkens des Njassaspiegels schreibt Bornhardt an anderer Stelle[12]): »Die Granitriffe bei Fort Liwonde [am oberen Schire] bestimmen den tiefsten Stand, unter welchen der Spiegel des Njassa heute nicht sinken kann. Mit ihrer fortschreitenden Zerstörung muss der Seespiegel eine Tieferlegung erfahren. Ich halte es zwar nicht für erwiesen, aber doch keineswegs für ausgeschlossen, dass die Senkung um 4—6 m, welche der Njassaspiegel nach lange andauernder Beharrung auf gleicher Höhe in geologisch sehr junger Zeit erlitten haben muss, auf eine Tiefereinschneidung der Schire-Flussrinne an den Granitriffen von Fort Liwonde zurückzuführen ist. Künftige Untersuchungen werden diese Frage weiter zu klären haben. Sie werden vielleicht auch ermöglichen, eine Vorstellung darüber zu gewinnen, ob nach dem Masse der gegenwärtig an den Riffen geleisteten Erosionsarbeit anzunehmen ist, dass in naher Zukunft eine weitere merkliche Senkung des Seespiegels eintreten wird.«

[1a]) **41**; [1]) **11**, S. 38; [2]) **17**, S. 4; [3]) **23**, S. 11; [4]) **25**, S. 4; **30**, S. 8; [5]) **25**, S. 32; [6]) **25**, S. 32; [7]) **30**, S. 8; [8]) **24**, S. 15; [9]) **30**, S. 8; [10]) **2** (Vol. I.), S. 94; [11]) **14**, S. 63; [12]) **14**, S. 193.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In geologischen Dingen darf ich mir als Laie selbstredend kein Urteil anmassen, immerhin aber möchte ich aus andern Erwägungen annehmen, dass die Zeit dieses dauernden Hochstandes eine sehr beträchtliche Reihe von Jahrzehnten zurückliegen muss. Denn wie die Nachfragen Bornhardts[1]) ergeben haben, deuten keine Ueberlieferungen der Eingeborenen auf jene Zeit hin, wo die heute bewohnten niederen Alluvialgebiete — darunter auch ein sehr erheblicher Teil des Konde-Landes — erst aus dem See auftauchten, und es scheint mir schwer verständlich, wie ein so einschneidendes Ereignis in 100 Jahren hätte in Vergessenheit geraten können; auch dass man Livingstone oder den zeitgenössischen Reisenden derartiges berichtet hätte, ist mir nicht bekannt: die alten Leute, die zu Livingstones Zeit am See wohnten, hätten die kritische Zeit ja in ihrer Jugend noch miterlebt haben müssen.

Beweiskraft der Ufer-Adansonien —

Merensky,[2]) welcher der Frage der Njassaschwankungen ebenfalls seine Aufmerksamkeit widmete, meint sogar, der Wasserstand des Sees sei seit Jahrtausenden annähernd unverändert geblieben; sein Hauptbeweis ist das Vorhandensein von »ungeheuren Adansonien von 3—5 m Durchmesser« — von Bäumen, deren Alter Adanson auf 5000 Jahre berechne und die nur auf trockenem Lande gediehen — dicht am Seeufer in Mponda, Livingstonia und in Leopards Bai, nur zwei bis drei Meter über der Linie des damaligen (1891) Nieder-Wasserstandes. In demselben Sinne äussert sich auch Cross.[3])

Das Alter der grossen Adansonien scheint aber stark überschätzt zu sein, denn nach einer Notiz im Berliner Missionsblatt 1901[4]) heisst es: »Bei der Anlegung Ikombes wurde ein solcher Baum (Adansonia digitata) gepflanzt, der schon heute, nach nachweislich kaum zehnjährigem Bestehen die stattliche Stärke von beinahe dreiviertel Meter im Durchmesser zeigt. Dazu steht der Baum auf sehr dürftigem Boden. Man kann hiernach leicht das Alter eines 5 m im Durchmesser zählenden Baumes berechnen.« Wie schnell »Ficus indica« wachsen, die von Cross[5]) neben den Adansonien als Beweis für ein mehrtausendjähriges Gleichbleiben des Njassa-Niveaus herangezogen werden, ist mir nicht bekannt.

Grosse Bäume befinden sich übrigens auch auf dem niederen Alluvial-Lande der Halbinsel Alt-Langenburg (Tb. 8d und Tb.10).

Jahreszeitliche Njassaschwankungen.

Die jahreszeitlichen Schwankungen des Njassa gibt Bornhardt[6]) auf etwa 75 cm an, und zwar erreiche der See im April bis Mai seinen höchsten, im Oktober und November seinen tiefsten Stand.

Tägliche Schwankungen.

Dass auch tägliche periodische Schwankungen des Seespiegels, gleich wie an andern Binnenseen, so auch am Njassa, beobachtet werden, sei beiläufig erwähnt.*)

Klarheit des Sees.

Das Wasser des Njassa ist von ganz hervorragender Transparenz; eine hinabgesenkte helle Scheibe von 40 cm Durchmesser konnte ich bei Likoma bis auf 16 m Tiefe mit den Augen verfolgen. Am Nordende des Sees, wo das Wasser durch die Einmündung zahlreicher trüber Flüsse weniger durchsichtig ist, war dies zwar nur etwa halb so weit möglich, aber selbst hier erscheint der See von kristallener Klarheit, und noch auf viele Meter Tiefe erkennt man die zwischen den Klippen sich tummelnden Fische. Die Farbe des Wassers ist ein prachtvolles tiefes Blau; im Herbst, wo eine gelbe Alge (Botryococcus Braunii Ktzg.) massenhaft im See wuchert, so dass sie die Oberfläche streckenweise in dicker Schicht bedeckt, erscheint das Wasser grünlicher.

*) Nach Bornhardt[7]) beobachtete Kapt. Chalmers tägliche periodische Schwankungen, welche den Betrag von 4—5 englischen Zoll erreichten; P. Cullen[8]) bestätigt das Vorhandensein von regelmässigen, durchschnittlich 4—6 Zoll betragenden »Gezeiten« (tides), »auch abgesehen von den durch Wind und Barometerstand bedingten Schwankungen.« Siehe auch Fülleborn.[9])

[1]) **14**, S. 63 u. 194; [2]) **7**, S. 79—80; [3]) **9**, S. 113; [4]) **19**; [5]) **9**, S. 113; [6]) **14**, S. 195; [7]) **14**, S. 196; [8]) **24**, S. 22; [9]) **15**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wassertemperatur.

Temperaturbeobachtungen, die ich aus Mangel an geeigneten Instrumenten leider nur im Dezember 1899 anstellen konnte, ergaben, dass eine sogenannte »Sprungschicht« der Temperatur — wie sie sowohl im Meere als in den Seen unserer gemässigten Zone beobachtet wird — auch im Njassa vorhanden ist: das heisst, dass von der Oberfläche nach der Tiefe die Temperatur erst relativ allmählich abfällt, um dann auf einer Strecke von nur wenigen Metern beträchtlich zu sinken, worauf wiederum bis zum Grunde nur eine ganz allmähliche Temperaturabnahme stattfindet.[1])

Der Njassa als Fahrwasser.

Der Njassa ist ein recht tückisches und stürmisches Fahrwasser, und die Dampfer, die auf ihm verkehren, müssen daher durchaus seetüchtig sein. Ehe man es sich versieht, wird man von einem der als Fallwinde[2]) von den Bergen herabsausenden Stürme überrascht, und urplötzlich hereinbrechende schwere Gewitter verwandeln im Nu den blanken Spiegel des Sees zur tosenden Flut. Die schweren Südstürme, die, an den Mauern der Randgebirge entlang brausend, auf Hunderte von Kilometern kein Hindernis finden, halten zuweilen tagelang an, und die Brandung, die dann gegen die Ufer rollt, gleicht der eines sturmgepeitschten Meeres (Tb. 11b). Auch Wasserhosen sind auf dem See keine Seltenheit.

Fischreichtum.

Der Njassa ist ungemein reich an Fischen, deren Brut an dem vielen Zoo- und Phyto-Plankton reichliche Nahrung findet. Auch die Anzahl der vorkommenden Fischarten scheint eine recht erhebliche: ergab doch schon eine oberflächliche Schätzung nur eines Teiles des von mir gesammelten Materials die Anwesenheit von 97 verschiedenen Arten.[3])

Wegen ihrer leuchtenden Farbenpracht seien vor allem die sehr zahlreich vertretenen Chromis- und Hemichromis-Arten, die in ihrer Gestalt kleinen Karpfen ähnlich sind, erwähnt: es ist eine wahre Freude, diese wunderbar schönen, gleich bunten Schmetterlingen schillernden Geschöpfe zu betrachten.

Aber auch für die Tafel sind die Njassa-Fische nicht zu verachten, und einige Arten geben sogar ein ganz ausgezeichnetes Gericht; besonders bemerkenswert ist dabei ein ganz kleines, etwa fingerlanges, schlankes Fischchen (Engraulicypris pinguis), das in ungeheuren Zügen auftritt und besonders für die Eingeborenen eine grosse Rolle spielt, das aber auch wir sehr gerne assen, zumal als »Anchovis« oder »Sardellen« frisiert.

Reptilien.

Von Reptilien wären grosse Schildkröten mit lederartiger Schale zu erwähnen und die Krokodile, welche aber nur nahe den Flussmündungen und an sumpfigen Uferabschnitten häufig sind; immerhin kommen sie aber auch an den felsigen Küstenabschnitten vor.

Flusspferde und Fischottern.

An den Mündungen grosser Flüsse trifft man Flusspferde im See, und die Autoren berichten auch von Fischottern, die ich am Nordende des Njassa freilich nie gesehen habe.

[1]) **15**; [2]) **26**, S. 218; [3]) **16**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Conchylien. Wennschon eine ganze Anzahl von Conchylien-Arten im Njassa vorkommen, so ist doch der See, soweit ich ihn genauer kenne, nicht reich daran*) und die vorhandenen sind klein und unansehnlich.

Krebse. Taschenkrebse sind recht häufig und werden fast mit jedem Fischkorb aus der Tiefe gezogen. Garnelenartige Krebse, wie sie aus dem Tanganjika beschrieben sind, vermisste ich im offenen Njassa,**) und ebenso trotz eifrigsten Keine Quallen. Suchens die für den Tanganjika so charakteristischen Quallen.

Kungu-Fliegen. Eine sehr auffällige Erscheinung auf dem Njassa sind die »Kungu« genannten Insekten, ganz winzige Zweiflügler, die in der trockenen Jahreszeit in ungeheuren Mengen dem Njassa entsteigen;[1]) es sind Caenis oder Corethraarten,[2]) um die es sich handelt. Wörtlich heisst Kungu[3]) sehr bezeichnend »Nebel«, denn viele Millionen oder Milliarden dieser kleinsten Insekten sind zu dichten Schwärmen vereinigt, die je nach den Windströmungen als breite Wolken über dem See schweben (Tb. 51 b) oder, gleich senkrecht aufsteigendem Rauch, wohl an 100 m hohe schlanke Säulen bilden.***)

Muss man eine solche lebendige Wolke auf dem See passieren, oder werden die Insekten gegen das Land getrieben, wo sie alsbald die Uferbäume und Büsche in dicker Schicht überziehen, so kann man sich kaum vor ihnen retten, und im Nu hat man Augen, Mund und Nase voll davon, so dicht ist die Luft mit ihnen erfüllt. Zum Glück stechen sie nicht und belästigen nur durch ihre Menge. Dass die Eingeborenen diesen »Nebel« zu Fleischgerichten verarbeiten und wie sie dabei verfahren, wurde bereits auf Seite 112 besprochen.

Vogelfauna der Ufer. — Die sumpfigen Strecken des Seeufers endlich werden von Scharen der verschiedenartigsten Wasservögel bevölkert: wir finden hier wilde Enten, Gänse, Schnepfen, Regenpfeifer, Möwen, Taucher, den Nimmersatt, Klaffschnabel, Schlangenhalsvogel, Pelikane, Kraniche, Flamingos, Ibisse und mannigfache Reiherarten, unter ihnen auch den gewaltigen Riesenreiher, dessen Grösse nur von dem hier ebenfalls vorkommenden Sattelstorch noch übertroffen wird. Auch der prächtige Seeschreiadler ist am Njassa recht häufig.

Die »Njassa-Leute«. Die Bewohner des Njassa-Ufers sind die Njassa- (Wasser-)Leute, die »Wanjassa« der Suaheli; die einheimische Form dieses Wortes lautet »Anyanja«, oder dialektisch etwas abweichend und mit doppeltem Pluralpräfix Wamanganja (Amañanja).[5])

Wenn der Suaheli an der Küste des Indischen Ozeans von den »Wanjassa« spricht, so denkt er an alle Anwohner des Sees; in dem Njassa-

*) Nur an der flachen Küste nahe der Ruhuhu-Mündung waren ziemlich viele vorhanden.

**) In den mit dem Njassa in Verbindung stehenden Ufer-Tümpeln und Flussbuchten kommen diese Krebse zwar vor, aber ich fand sie auch an Stellen, die mit dem Njassa in keinerlei Zusammenhang stehen, z. B. in einem Tümpel in Ussangu.

***) Moore[4]) bemerkt, dass diese »Säulen« eigentlich Hohlzylinder von mehreren Metern Weite seien, und dass sie daher den Eindruck von zwei einander parallelen Säulen machten.

[1]) **11**, S. 436; [2]) **3**, S. 415; [3]) **3**, S. 292; [4]) **18**, S. 59; [5]) **2** (Vol. I), S. 95; **11**, S. 390.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebiet selbst wird diese allgemeine Bezeichnung jedoch nur auf diejenigen beschränkt, welche von jeher in der Nähe des Sees sitzen, und nicht einmal diese alle pflegen so genannt zu werden, sondern nur die Bewohner bestimmter Gebiete.*)

Hierdurch erstarrte die ursprüngliche Allgemeinbezeichnung zu einer Art von Stammesnamen, und wie Johnston [1]) angibt, heissen: speziell »Wamañanja« (Wamanganja) die Bewohner der Schire-Ufer und des unteren Sambesi, und speziell »Anyanja« die Leute vom Chilwa-See, die von der Südküste des Njassa (einschliesslich der südlichsten 100 km der Westküste)**) und die von der Ostküste des Sees von seinem Südende bis etwa zur deutsch-portugiesischen Grenze hin.***)

Die deutschen Njassa-Anwohner.

Die Anwohner der nördlichen Seehälfte sind unter verschiedenen Namen bekannt. Speziell die des deutschen Gebietes werden folgendermassen genannt: 1. soweit sie als Fischerbevölkerung das unmittelbare Seegestade am Konde-Land und ferner die Uferzone längs des Livingstone-Gebirges bis nach Wiedhafen hin bewohnen, heissen sie »Wakissi«, d. h. »Bootsleute«;[6]) 2. die südlichsten Anwohner des deutschen Njassa-Ufers — ganz sicher die zwischen Mbamba und Neu-Helgoland, vielleicht aber auch die weiter nördlich und südlich davon sitzenden — heissen »Wampoto«; 3. endlich die zwischen Wakissi und Wampoto wohnenden, vor allem also die der Wiedhafen-Gegend, bezeichnet man meist schlechtweg als »Wanjassa«; wenigstens tun dies die Wangoni und die Suaheli. Fragt man aber hier an Ort und Stelle einen dieser »Wanjassa« nach seiner Herkunft und vermeidet man es, ihm von Anfang an zu suggerieren, dass er ein »Mnjassa« sei, so bezeichnet er sich in der Regel nur nach dem Orte oder der Gemarkung seiner engeren Heimat, z. B. als ein Mann aus Mbongo, als ein Mann von Manda u. s. w. Erkundigt man sich dagegen bei einem Mkissi in Langenburg, wo dieser oder jener Fremde her sei — als dessen Heimat sich später vielleicht Wiedhafen erweist —, so kann man die Antwort erhalten, es sei ein »Muëra«; doch dies heisst, wie mir sprachkundige Missionare sagten, weiter nichts als »ein Mann aus nebelgrauer Ferne«, also von weit unten am See her.

*) Bezeichnenderweise sind dies gerade die Eingeborenen solcher Gebiete, die zuerst und am intensivsten mit den Küstenleuten vom Indischen Ozean und mit deren Anhang in Berührung kamen, nämlich die Anwohner des Schire-Sambesi, ferner die westlichen Nachbarn der Whjao, und endlich die Leute an dem Njassa-Endpunkt der Kilwa-Wiedhafen-Strasse. (Siehe auch weiter unten.)

**) Siehe Johnstons Völkerkarte.[2])

***) Livingstone [3]) nennt die Bewohner der südlichen Ostküste »Manganja or Wanyassa« und nicht »Anyanja«; nach dem oben Ausgeführten ist das ja durchaus kein Widerspruch.

[Die Anyanja-Gruppe.]

Die heute als Anyanja resp. Wamanganja bezeichneten Leute gehören nach Johnston,[4]) zusammen mit andern benachbarten, unter verschiedenen Namen bekannten Stämmen, zu der grossen »Anyanja-Gruppe«, und Merensky [5]) rechnet ihrer Sprache nach sogar alle altansässigen Stämme am Njassa-See, mit Einschluss der Konde-Leute, zu dieser Völkerfamilie, als deren Verwandte er auch die Barori (Wassangu) und die in der Nähe des Tanganjika wohnenden Mambuë bezeichnet.

[1]) **11**, S. 390; [2]) **37**; [3]) **2**, S. 95; [4]) **11**, S. 390; [5]) **7**, S. 102; [6]) **7**, S. 182.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Entstehung von Stammes-Namen.)

Es ist für den, der, mit der Sprache und den tatsächlichen Verhältnissen nicht vertraut, in ein neues Gebiet kommt, gar nicht einfach, sich in einem solchen Labyrinth von Namen zurechtzufinden. Was aber soeben für die Njassa-Leute etwas eingehender besprochen wurde, gilt ebenso auch für andere Stämme, und so mancher scheinbare Widerspruch zwischen den Angaben der verschiedenen Reisenden findet dadurch seine einfache Erklärung.

Genauer betrachtet, ist es jedoch ganz natürlich, dass die Namen dieser Völker so wenig feststehen, und dass vor allem der Umfang des Begriffes, der mit dem einen oder andern dieser Namen zu verknüpfen ist, sich meist so schwer präzisieren lässt.

So lange ein Stamm mit seinen Nachbarn nicht in Berührung tritt, hat er eigentlich gar keinen Grund, sich einen besonderen Namen zuzulegen. Man unterscheidet höchstens zwischen Freien und Sklaven, und unter Umständen können solche ganz allgemeinen Bezeichnungen zu Namen werden, wie die Volksnamen »Wakinga« = »Wahenga« = »Finga« = »Knechte«[1]) zeigen; auch die »Franken« und »Franzosen« sind ja ein Beispiel hierfür.

Die einzelnen Sippen eines Stammes pflegen aber ihre Namen zu haben, und wenn deren eine besonders ausgedehnt oder einflussreich ist, so kann der Sippennamen zum Stammnamen werden, z. B. bei den »Wanjakjussa«, d. h. »den Söhnen der Kjussa«. (Siehe Seite 358.)

In der Regel wird der Name eines Stammes jedoch von den Nachbarn gebildet: Wenn Leute eines bisher isolierten Stammes mit ihren entfernteren Nachbarn in Berührung kommen, so kennt man in der Fremde den Sippennamen oder das Geburtsdorf, nach dem der einzelne sonst seine Herkunft zu bezeichnen pflegt, nicht, und um sich den Fremden verständlich zu machen, muss man die Bezeichnung wählen, die den Nachbarn, mit denen man gerade zu tun hat, für den betreffenden Stamm geläufig ist; denn das eine Nachbarvolk kennt den Stamm vielleicht nur unter diesem, das andere nur unter jenem Namen. (Vergleiche Seite 140, 200, 201, 407, 438.)

Allmählich adoptiert dann ein ganzer Stamm denjenigen Namen, unter dem er in der Nachbarschaft am bekanntesten ist, aber man schafft sich den Namen nicht selbst, sondern dies tun die Nachbarn. Solche Namen beziehen sich dann entweder auf die physikalische Beschaffenheit des Nachbarlandes, z. B. »die Leute vom Wasser (Wanjassa)«, »die Leute aus der Ebene (Wakonde)«, »die Leute von den Bergen (Wamuamba)«, die »Steppenbewohner (Warori)«;*) oder man nennt den Nachbarstamm nach dem Grenzfluss, z. B. »Magwangwara« (siehe Seite 140); oder die Namen knüpfen an die Beschäftigung des Nachbarn an, z. B. »die Bootsleute (Wakissi)«; oder man kennt den Nachbarstamm nur als Feinde und bezeichnet ihn einfach als »Feinde (Masitu)« oder nach seinem Kriegsruf als »Walihuhu«, »Wahehe«; auch der Name »Sokiri«, wie die Europäer am Njassa die Konde-Leute nach ihren typischen Grussworten zu bezeichnen pflegen [siehe Seite 301 Anm. ***)], wäre ein ähnliches Beispiel. Es ist natürlich nicht zu verwundern, wenn auf diese Weise nach irgend einer den Nachbarn auffälligen Eigenschaft Stämme mit einem gemeinsamen Namen zusammengefasst werden, die sonst absolut nichts mit einander zu tun haben (Mafiti), und dass ferner dieselben Volksnamen in verschiedenen Teilen Afrikas so häufig wiederkehren.

Der Name, unter dem ein neuer Stamm in der Literatur bekannt wird, hängt in der Regel davon ab, unter welcher Bezeichnung ihn der erste oder der gelesenste Forscher kennen gelernt hat; also auch mit davon, aus welcher Richtung er sich dem Stamme näherte. (Vergleiche Seite 140, 200, 407, 438.)

Herkunft der deutschen Njassa-Anwohner.

Die Bevölkerung des deutschen Njassa-Gestades mag immerhin einer gemeinsamen Völkergruppe angehören [siehe Seite 407 Anm.***)], aber sie ist nicht eines Stammes; sie besteht auch nicht etwa bloss aus dem am Seeufer sitzenden Teil der entsprechenden Hinterlandsvölker, sondern sie scheint grösstenteils aus Flüchtlingen verschiedener Stämme des Njassa-Gestades zu-

*) Nach Velten[2]) ist auch der Stammesname »Wanjamwesi (die Mond-Leute)« ursprünglich eine geographische, von den östlichen Nachbarn gegebene Bezeichnung.

[1]) **7**, S. 289; [2]) **13**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

sammengewürfelt zu sein: falls den wehrlosen Fischern ihre Felsen und Pfahlbauten nicht den genügenden Schutz gegen ihre Bedränger gewährten, so trugen ihre Einbäume sie ja so leicht zu gastlicheren Küsten!

So finden wir vor den Wangoni Geflüchtete aus der Wiedhafen-Gegend an der Küste des Konde-Landes und längs des Livingstone-Gebirges,[1]) in der Wiedhafen-Gegend gibt es Leute vom gegenüberliegenden Westufer des Njassa, und ähnlich wird es vielleicht auch an der südlich von Wiedhafen gelegenen Küstenstrecke sein, wennschon ein Teil der dortigen Leute mit den Wamatengo des Hinterlandes verwandt zu sein scheint.*)

Betrachten wir die Bevölkerung, welche die einzelnen Abschnitte des deutschen Njassa-Gestades bewohnt, etwas näher, indem wir mit dem räumlich am verbreitetsten Bestandteil, den Wakissi, beginnen.

Die Wakissi: Name und Wohnsitz,

Wie bereits oben erwähnt, heisst Kissi (oder, wie Merensky[3]) schreibt, Kessi) das Kanu, und »Wakissi« sind daher »Kanu-Männer«, »Bootsleute«. Unter Wakissi versteht man jedoch nach dem heutigen Sprachgebrauch nicht schlechtweg alle Bootsleute am Njassa, sondern nur die, welche längs des Livingstone-Gebirges das Njassa-Gestade bewohnen,**) und nicht die weiter südlich sitzenden.

Zusammensetzung,

Von einem »Stamme der Wakissi« kann man aber nicht sprechen, weil die Kanu-Leute längs des Livingstone-Gebirges verschiedenen Stämmen angehören. Zum mindesten sitzen nämlich etwa in der Mitte des betreffenden Küstenabschnittes — auf einer relativ gut bevölkerten Strecke von etwa 25 km von Nsissi bis Rundaue,***) wie man mir angab — Elemente, welche den nördlich und südlich davon wohnenden und ebenso auch den angrenzenden Wagogo des Gebirges nicht stammverwandt sein sollen; von den übrigen Wakissi werden sie »Wampungu« genannt, und sie sprechen angeblich einen besonderen Dialekt.

das Kikissi,

Nach Johnston[5]), der auch ein kleines Wörterverzeichnis der Sprache bringt, ist das »Kikissi« deshalb interessant, »weil es Bestandteile des Kihjao†)

*) Johnson[2]), der Anfang der achtziger Jahre die ganze in Betracht kommende Küstenstrecke bereist hat, schreibt darüber: »All this headland north of Mbampa is inhabited, and islands abound; the people with Amakita [Wanindi-Wamatengo] seem to be a united body — at least in language.«

**) Auch die paar Fischer, die an der Küste des Konde-Landes wohnen, pflegen Wakissi genannt zu werden; sie stammen, wie man mir sagte, aus der Wiedhafen-Gegend, und von dort werden wohl auch andere, die jetzt längs des Livingstone-Gebirges sitzen, her sein.

Schon Giraud[4]) erwähnt aus der Konde-Ebene zwischen Mbaka und Ssongwe elende, den Konde-Ansiedlungen ganz unähnliche Dörfer, doch konnte er die Stammeszugehörigkeit der Einwohner nicht in Erfahrung bringen. Vielleicht handelt es sich um solche versprengte Leute; allerdings lagen die fraglichen Dörfer nicht direkt am See, wie es bei den heutigen Wakissi-Ansiedlungen der Fall ist.

***) Ungefähr entsprechend der Strecke zwischen Pakunguluwe und Panandawo auf der dieser Arbeit beigegebenen Karte.

†) Man sollte eigentlich eher Anklänge an das Kinyanja erwarten.

[1]) **7**, S. 282; [2]) **4**, S. 518; [3]) **7**, S. 281; [4]) **5**, S. 200; [5]) **11**, S. 484.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und der Konde-Dialekte enthält«. Die Beimischung von Konde-Worten gilt aber wohl nur für die den Konde-Leuten benachbarten Wakissi, bei denen das Kinjakjussa die ursprüngliche Sprache allmählich verdrängt;[1]) denn meine farbigen Gewährsleute berichteten mir, dass man im nördlichen Drittel des Kissi-Gebietes (etwa bis in die Gegend des Ortes Mssele)*) zwar eine mit Kinjakjussa vermischte Sprache rede, südlich davon aber reines »Kikissi« in Gebrauch sei. (Dass die »Wampungu« ihren besonderen Dialekt haben sollen, wurde bereits erwähnt.) Von der Sprache der Wiedhafen-Gegend soll das Kikissi abweichen.

Mit ihren Nachbarn haben sich die Wakissi anscheinend stark vermischt.

Wakissi-Ansiedlungen.

Was die Bevölkerungsdichtigkeit auf der Küstenstrecke zwischen Wiedhafen und dem Nordende des Sees betrifft, so kann dieselbe längs der jähen Abstürze des Livingstone-Gebirges naturgemäss keine beträchtliche sein: nur die schmalen Alluvialstreifen an den Bachmündungen sind reichlicher bewohnt, die dem See zugewandten Hänge des Gebirges aber bleiben — von einigen Wagogo-Ansiedlungen in der Gegend von Lupingo abgesehen — so gut wie völlig unbesiedelt.

Von Wiedhafen bis nach Lupingo sind auch am Seegestade kaum nennenswerte Ansiedlungen vorhanden, und die Bevölkerung dieser etwa 40 km langen Strecke beträgt höchstens ein paar Hundert Seelen. Von hier aus nördlich werden die Ortschaften jedoch reichlicher, und bis zum Nordende des Sees findet sich auf den verschiedenen Alluvialstreifen immerhin eine ganze Anzahl von Ortschaften, deren Einwohnerzahl je ein halbes Tausend überschreitet,[2]) so dass die Gesamtzahl der Bevölkerung wohl sicher mehrere Tausende beträgt.**)

Die wichtigsten Ortschaften sind Langenburg — von den Eingeborenen nach dem Rumbira-Fluss Pa-rumbira genannt —, Ikombe und Lupingo. Langenburg verdankt seine Bedeutung der Regierungs-Station, Ikombe der dortigen Mission, und Lupingo, wo, wie erwähnt, der Hauptzugangsweg zu den Wapangwa des Gebirges ausmündet, ist ein ziemlich grosses Eingeborenendorf und das eigentliche Zentrum der Wakissi-Bevölkerung. Nennenswerte Plätze sind ferner Mssele, Kilondo und die angeblich von Wampungu bewohnten Orte Sunda (Passumba) und (Ruanda)-pa-Magaga.***) Endlich wäre an der Küste

*) Am Fusse des Djamimbi nahe dem Orte Lidjepano der dieser Arbeit beigefügten Karte gelegen.

**) Der Jahresbericht 1903/1904[3]) gibt für den »Kreis Alt-Langenburg« 1898 Seelen an. Dieser Kreis umfasst aber sicher nur die nächste Umgebung der Station, da der Jahresbericht 1897/1898 Langenburg auf 750, das benachbarte Ikombe auf 600 Seelen taxiert, so dass nach dieser Berechnung nur etwa 500 Seelen übrig bleiben würden, von denen ein paar Hundert schon auf das zwischen Langenburg und Ikombe gelegene Nkanda entfallen.

***) Auf der Bornhardtschen Karte[4]) und auf der danach gefertigten Karte, welche dieser Arbeit beigefügt ist, sind die Plätze zum Teil etwas anders geschrieben, als sie mir zu klingen schienen. (Ruanda)-pa-Magaga liegt zwischen Pifuma und Kimato.

[1]) **7**, S. 282; [2]) **14**, S. 125; [3]) **33** (Anl.), S. 24; [4]) **38**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

des Konde-Landes das zwischen der Mbaka- und Kiwira-Mündung gelegene Fischerdorf Mwaja zu erwähnen, wo bereits zu meiner Zeit ausser den Wakissi auch eine ganze Anzahl handeltreibender Suaheli sassen, und das jetzt als Ausgangspunkt der deutschen Njassa-Tanganjika-Strasse auf Kosten des früheren Dampferanlegeplatzes »Ssongwe (Mirambo's)« wichtig geworden ist.

Die Wanjassa Wiedhafens und die Wampoto. —

Die Bewohner der Wiedhafen-Gegend werden, wie bereits oben ausgeführt, meist einfach als »Wanjassa« bezeichnet und nach Busse[1]) ebenso auch die weiter südlich bei Bendera (10° 58′ s. Br.) wohnenden Leute; die »Wampoto« würden nach dieser Angabe nur auf den südlichsten Abschnitt des deutschen Njassa-Gestades beschränkt sein.

»Wanjassa« sitzen jedoch nicht nur an der Küste der Wiedhafen-Gegend, sondern auch noch einige Tagereisen weit im Hinterland; sie sind den Wangoni unterworfen und haben wohl unfreiwillig ihre Dörfer fern von der Seeküste angelegt; denn jetzt, wo die Macht der Wangoni gebrochen ist, kehren sie teilweise wieder zum Gestade zurück. Im übrigen siehe das auf Seite 407 über die Wampoto und die Leute der Wiedhafen-Gegend gesagte.*)

Geschichte und soziale Lage der deutschen Njassa-Anwohner.

Ueber die Geschichte der Bewohner des deutschen Njassa-Gestades kann ich leider nichts berichten. Sie wird recht traurig gewesen sein; denn bevor die deutsche Herrschaft mit starker Hand die Schwachen gegen ihre räuberischen Nachbarn beschützte, waren die armen Fischer in steter Gefahr, überfallen und ausgeraubt zu werden; das Zeugnis, das ihre Pfahlbauten und Felsenschlupfwinkel dafür ablegen, ist ja beredt genug. Vor allem waren die Wangoni die Störenfriede, und im Norden hatte man auch die Sichelmesser der benachbarten räuberischen Bergstämme zu fürchten.

Jetzt, wo ruhige, friedliche Zeiten herrschen, können auch diese Leutchen zu einem gewissen Wohlstand gelangen, zumal sie durch Holzschlagen für die Dampfer Geld verdienen und auf den Fahrzeugen der Stationen als vortreffliche Ruderer und tüchtige Matrosen geschätzt sind; einige Ortschaften nennen auch schon mit Stolz eine kleine Rinderherde ihr Eigentum.

Ackerbau.

Ausser mit Fischfang beschäftigen sich die Leute auch mit Ackerbau. Stellenweise bringt dieser auf fruchtbarem Schwemmland sogar recht reiche Erträge an Sorghum und Mais, und hier lässt man es auch nicht an der nötigen Sorgfalt fehlen; so berichtet Bornhardt[3]) aus der Wiedhafen-Gegend von der Anlage langer paralleler Abzugsgräben, um sumpfige Bodenflächen zu entwässern.

Im allgemeinen ist das Ackerland aber nicht so gut, und der mit armem Boden vorlieb nehmende Maniok bildet dann die hauptsächlichst angebaute Nährpflanze.**)

*) Ueber die physische Anthropologie der Stämme des Njassa-Gestades siehe Fülleborn.[2])

**) Aus dem südlichen Küstenabschnitt werden auch Erdnüsse und Erderbsen erwähnt.[4])

[1]) **20**, S. 15; [2]) **22**; [3]) **14**, S. 116; [4]) **14**, S. 113; **20**, S. 15.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pombe. Aus Maniok braut man hier auch Bier. In Mbamba kam ich gerade dazu, als die »Pombe« für den Leichenschmaus des verstorbenen Häuptlings bereitet wurde, und ich staunte über die ungeheure Menge des Stoffes, den man in dem kleinen, wohl kaum über 30 Hütten zählenden Dorfe — allerdings wohl mit Hilfe der Nachbarschaft — in wenigen Tagen vertilgen wollte; denn Pombe hält sich nicht lange und wird schnell sauer. Unter einem Schuppen standen hier, mit Pombe gefüllt, 68 Gefässe, meist grosse Kübel. Die letzteren waren aus Flechtwerk hergestellt, dessen Fugen man mit einer rötlichen Masse wasserdicht verklebt hatte; oben waren sie rund, am Boden viereckig, und das ganze ruhte auf je vier mit hineingeflochtenen Holzbeinen. (Fig. 172.) Der durchschnittliche Inhalt der Kübel mochte je 1 Hektoliter betragen, war aber bei einzelnen erheblich grösser. Aber dies war durchaus noch nicht alle Pombe, die in dem Dörfchen vorhanden war, so dass man das ganze Quantum wohl auf 100 Hektoliter schätzen kann.



Fig. 172. Pombe-Kübel in Mbamba.

Bananen und Papayen. Bananen (die man in den nördlichen Gebieten wohl vom Konde-Lande her eingeführt hat) werden nur vereinzelt kultiviert. Die Papayen Neu-Helgolands, die offenbar durch Araber oder Suaheli hier importiert sind, wurden bereits oben erwähnt; für gewöhnlich trifft man diese Bäume aber nicht in den Ansiedlungen der Njassa-Fischer an.

Viehzucht. Die Viehzucht beschränkt sich hauptsächlich auf das Halten von Ziegen. Es gibt freilich, wie bereits angedeutet, auch Dörfer, welche etwas Rindvieh besitzen, doch ist dies immer eine Ausnahme. Hühner hält man überall.

Fischfang. — Eine ganz hervorragende Rolle im Haushalt der Leute spielt der Fischfang im Njassa, und dort, wo die Ungunst des Geländes einen in Betracht kommenden Ackerbau nicht gestattet, ist man sogar fast ganz darauf angewiesen. Was sonst an Nahrungsmitteln zum Lebensunterhalte nötig ist, muss man gegen geräucherte oder getrocknete Fische von den benachbarten Stämmen eintauschen; auch ein beträchtlicher Teil von dem, was man in den Hütten an Hausrat findet, ist auf solche Weise aus der Nachbarschaft erworben.

Ich will an dieser Stelle auf die verschiedenen Methoden, wie man hier den Fischfang betreibt, nicht näher eingehen und verweise auf den der Jagd und dem Fischfang gewidmeten Abschnitt (Kpt. IX) dieses Buches.

Die Njassa-Leute als Schiffer: ihre Einbäume, Als Meister der Fischerkunst sind die Leute natürlich auch tüchtige Schiffer. Der See ist recht eigentlich ihr Lebenselement, und die Geschicklichkeit, mit der sie ihre Einbäume zu lenken wissen, ist nicht geringer als ihre Kühnheit, sich in solch schwanken Fahrzeugen einem so tückischen Fahrwasser wie dem Njassa anzuvertrauen, den sie zu überkreuzen wagen.

Beim Rudern, worin sie fast unermüdliche Ausdauer zeigen, sitzen sie, das Gesicht der Fahrtrichtung des Bootes zugekehrt, auf dem Rande der Einbäume, mit ihren kurzen, schmalen Rudern (Tb. 13a) das Fahrzeug gleichzeitig steuernd und fortbewegend. Ein fest am Hinterende des Bootes angebrachtes Steuerruder ist nicht vorhanden, und ebensowenig benutzen die Eingeborenen Ausleger oder Segelvorrichtungen; als Oesfass dient meist eine alte Blechbüchse oder dergleichen, doch werden besondere Oesfässer auch aus Holz geschnitzt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Herstellung der Einbäume (Tb. 77c) geschieht durch Aushöhlen eines geeigneten Stammes mit der Axt und, bei den Wakissi wenigstens, ohne Zuhilfenahme von Feuer;*) naturgemäss eignen sich nicht alle Bäume in gleicher Weise zum Bootbau, und die aus weicherem Holz hergestellten sind lange nicht so haltbar wie die, allerdings schwerer zu bearbeitenden, aus harten Stämmen. Ein treffliches Material ist der Muare-Baum, der im Konde-Land fast alle grossen Kanus liefert,[3]) und nur bei der Flusspferdjagd bevorzugt man Kanus aus ganz leichtem Holz, die nicht sinken können.[4]) Risse und Sprünge im Boote werden verstopft, oder es werden Holzstücke als Flicken auf die schadhafte Stelle aufgeflochten.

ihre Rudergesänge. —

Wie dies ja überall in Ost-Afrika Sitte ist, begleiten auch die Wakissi den Ruderschlag mit Gesängen; ein Vorsänger beginnt die Weise und der Chor fällt dann ein. Zum Teil sind diese Ruderlieder eigene Erfindung, zum Teil stammen sie von der Küste des Indischen Ozeans.**)

Manche der Melodien sind recht wohllautend und bringen den Rhythmus des Ruderns trefflich zum Ausdruck; ich bedauere, dass ich nicht in der Lage war, sie phonographisch zu fixieren.

Topf-Industrie der Wakissi-Weiber.

Während ihre Männer auf dem See durch Fischen für den täglichen Unterhalt sorgen, sind auch die Kissi-Weiber daheim nicht müssig, sondern benutzen die Zeit, welche Frauen anderer Stämme mit dem Bestellen der Aecker zubringen müssen, überall in der Umgebung von Langenburg zur Herstellung von Töpfen, und die ganzen Hütten sind in der günstigen Jahreszeit mit der fertigen Ware vollgepackt. Die benachbarten Bergbewohner kommen von weit her, um hier Töpfe für ihren Haushalt zu erstehen, und auf dem See sieht man mit Töpferwaren hochbeladene Kanus dem Konde-Lande zusteuern; denn auch hier benutzt man die Töpfe, mit denen die Kissi-Weiber hausierend die Konde-Dörfer besuchen. Das Material zur Herstellung der Töpfe ist ein grauer Ton, wie er an den Flussmündungen als Schlickstreifen abgelagert wird.[5])

Die Töpferei im Süden von Deutsch-Ost-Afrika: nur Töpferinnen.

Es sei an dieser Stelle im Zusammenhang einiges über die Töpferei im Süden von Deutsch-Ostafrika berichtet. Gleich wie bei den Wakissi, sind es auch sonst überall die Weiber, denen die Töpferarbeit, sowie überhaupt alle Beschäftigung mit Lehm zufällt und die daher auch das Verputzen der Häuser

*) Nach Johnston,[1]) der auch sonst einige Notizen über den Bootbau bringt, wäre die Anwendung von Feuer beim Aushöhlen der Boote in Britisch-Zentral-Afrika üblich. Ueber den Bootsbau in Ruanda siehe Kandt.[2])

**) So ist ein Lied, dessen Text beginnt: »Sina mama. Sina mama« usw., wie mir Herr Pater Torrent, der hervorragende Kenner der Schire-Sambesi-Bevölkerung, gütigst mitteilte, aus einem uralten, von den Jesuiten seinerzeit in die Landessprache übersetzten Marienlied (»Ich habe keine Mutter, sei Du [Maria] meine Mutter«) hervorgegangen und hat sich dann flussaufwärts allmählich bis zum Njassa verbreitet.

[1]) **11**, S. 856; [2]) **29**; [3]) **7**, S. 149; [4]) **10**; [5]) **14**, S. 94.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu besorgen haben; die Männer formen höchstens Spielzeugfiguren aus Lehm*) und vielleicht auch ihre Pfeifenköpfe.

Höhe der Wakissi-Keramik,

Die geschicktesten von allen Töpferinnen im Süden von Deutsch-Ostafrika, aber auch überhaupt im ganzen Njassa-Gebiet[1]) sind die Wakissi-Weiber, deren Erzeugnisse wirklich ganz vortrefflich gearbeitet sind. Johnston[2]) meint auf Grund am Njassa-Ufer im Sande alter Strandzonen ausgegrabener Töpfe, deren Alter er aus der sie bedeckenden Humusschicht und den über ihnen gewachsenen Adansonien auf 500—600 Jahre schätzt,**) den Schluss ziehen zu müssen, dass die Töpferei am Njassa eine rückschreitende Tendenz zeige. Er hat einen dieser Töpfe dem britischen Museum geschenkt, wo ich denselben zu sehen Gelegenheit hatte; der Topf ist allerdings von ganz trefflicher Arbeit, ich glaube jedoch, dass die grossen und reich ornamentierten Gefässe (Tb. 79, No. 1—3), die von den Missionaren in einem heiligen Haine zu Ikombe aufgefunden wurden (cf. S. 315), diesem Stücke an Form und Technik kaum nachstehen. Diese Ikombe-Gefässe spielten beim Regenzauber eine Rolle und sie mögen als mit heiliger Scheu gehegte Kultusgegenstände ja immerhin ein recht beträchtliches Alter besitzen, zumal die Art, in der sie ornamentiert sind, heutigen Tages nicht mehr üblich zu sein scheint. Immerhin zeugen aber auch die Gefässe, welche die Wakissi heutzutage zum täglichen Gebrauch und geradezu fabrikmässig als Handelsware herstellen, von einem recht hohen Stande ihrer gegenwärtigen Keramik.

Gefässformen,

Die gewöhnlichsten Formen der Wakissi-Gefässe sind folgende:

1. Bis gegen 1 m hohe Krüge in Gestalt dickbauchiger, kurzhalsiger Flaschen. (Tb. 78a, Tb. 79, No. 6).

2. Dickbauchige Kochtöpfe von etwa 25—30 cm Durchmesser. (Tb. 79, No. 7.)

3. Kleine tiefe Schälchen von gewöhnlich etwa 10 cm Durchmesser. Der Rand der Schälchen ist häufig mit einem Kranz angeklebter Lehmzacken verziert und manchmal stehen sie auf drei angesetzten Tonfüsschen. (Tb. 79, No. 8, 10, 11.)

4. Unverzierte Schälchen wie No. 3 oder auch grössere, mit siebartig durchlochtem Boden; man benutzt sie als Siebe, z. B. zum Auslaugen von Aschensalz. (Tb. 79, No. 12.)

5. Flache Schöpfkellen mit kurzem, breitem Tonstiel. (Tb. 79, No. 9.)

Die oben erwähnten Schöpfkellen und Siebe erinnere ich mich nur als Wakissi-Erzeugnisse gesehen zu haben; Töpfe, Krüge und Schälchen werden auch von den Töpferinnen der andern Stämme hergestellt. Ueber die bei

*) Es ist bemerkenswert, dass die Männer, die sich sonst nichts mit Lehm zu schaffen machen mögen, dennoch Figuren daraus formen, sich also künstlerisch in diesem Material betätigen.

**) Vergleiche jedoch Seite 404.

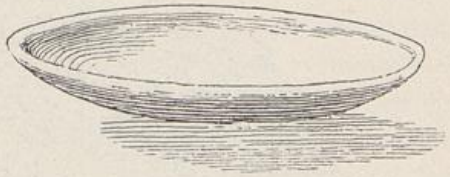
[1]) **11**, S. 459; [2]) **11**, S. 55.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den einzelnen Stämmen üblichen Formen dieser Gefässe verweise ich auf die betreffenden Kapitel, in denen diese Stämme besprochen werden.

Erwähnt sei nur, dass ich in Utengule unterm Beja-Berge einen Krug fand, der genau die Gestalt einer zweibauchigen Kalabasse, wie sie so vielfach in Gebrauch sind, nachahmte (Seite 263 Fig. 131). Nimmt man doch an, dass die Töpfe aus einer Nachbildung von Kalabassen und Körben entstanden seien, und es ist wirklich auffällig, wie oft auch in diesen Gegenden Flechtmuster zur Ornamentierung der Töpfe verwendet werden; schon Livingstone[1]) beschreibt dies aus der Ruwuma-Gegend und bildet solche Muster ab. Eine Zwischenstufe zwischen Körben und Töpfen bilden gewissermassen die mit wasserdichten Massen ausgeschmierten Körbe (Seite 162, 382, 412 und Fig. 172). Hinweise auf Töpferei-Ursprung,

Das Werkzeug, dessen sich die Töpferinnen bedienen, ist äusserst primitiver Art und besteht nur aus einem Kalabassenstückchen oder einem entkörnten Maiskolben zum Glätten des Tons und einem Stückchen Holz zum Einritzen der Muster. Die vollkommene Rundung wird mit freier Hand erzielt, denn eine Töpferscheibe im gebräuchlichen Sinne des Wortes ist nicht vorhanden. Man stellt jedoch die Töpfe während der Bearbeitung zuweilen auf einen alten Krugboden,[2]) und die Wakissi formen sich zu diesem Zwecke besondere tellergrosse Scheiben von der Gestalt einer flachen Kugelschale (Fig. 173). Der Hauptzweck dieser Unterlage ist der, den noch weichen Gefässboden vor Beschädigungen und Beschmutzung zu schützen, es ist aber nicht zweifelhaft, dass man grössere Stücke während der Arbeit auf oder mit dieser »Scheibe« auch herumdreht, um beim Arbeiten auf einer Stelle sitzen bleiben zu können.*) Dass aber (bei den Wakissi wenigstens) auf dieser Scheibe die Töpfe nicht regelrecht abgedreht werden, beweisen schon die von oben nach unten und nicht zirkulär verlaufenden Schlieren der fertigen Stücke. (Vergleiche Tb 79, No. 3.) Von den Makua erwähnt Adams[4]) — im Gegensatz zu Lieder[5]) — allerdings direkt, »dass ein alter Krugboden als Drehscheibe diene«, und v. Behr[6]) berichtet von demselben Stamme, »dass die Eingeborenen es nicht allein verstehen, Töpfe auf der Scheibe zu drehen, sondern auch Schüsseln und kleine Kufen in der Grösse von Tassen mittels Holzformen herzustellen«; solche Holzformen werden allerdings meines Wissens sonst nirgends, weder von den Wamakua des deutschen das Formen der Töpfe,



(»Drehscheibe«)

Fig. 173.
Tonteller, wie ihn die Wakissi-Weiber bei der Herstellung von Töpfen als Untersatz benutzen.

*) Das, was Krause[3]) über die primitive Drehscheibe sagt, bestätigt sich hier durchaus. Auch die allmähliche Entstehung grosser Tongefässe durch sukzessive aufgesetzte Lappen, die Krause für prähistorische Gefässe nachweist, wird ganz so, wie es sich dieser Autor vorstellt, durch Livingstone als die Methode der Töpferinnen am oberen Ruwuma beschrieben. (Siehe Seite 417.)

[1]) **2** (Vol. I), S. 79; [2]) **28**, S. 52; [3]) **27**; [4]) **28**, S. 52; [5]) **12**; [6]) **8**, S. 82.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebietes noch von andern Stämmen dieser Gegend, erwähnt. [Ueber v. Behrs Angaben siehe auch S. 85 Anm.**).]

Bemalen der Töpfe,

Ist der Topf halb trocken, so wird er noch einmal übergeputzt und erhält dann bei den Wakissi meistens — entweder auf der ganzen Fläche oder nur teilweise in bestimmten Mustern — einen roten Anstrich mit Eisenocker, den man von den Wakinga des Gebirges kauft Graphit wird von den Wakissi nicht zum Schwarzfärben der Töpfe benutzt, und wenn dieselben zuweilen schwarz sind, so rührt das vom Brennen her. An der West-Njassa-Küste wird aber Graphit verwandt,*) und ebenso werden in der Massassi-Gegend die Töpfe damit schwarz gefärbt; v. Behr[2]) berichtet nach den Angaben der Massassi-Missionare, dass der Graphit bei den Wamakua der Tonmasse zugesetzt würde, während nach Lieder[3]) nur ein äusserer Anstrich mit Graphit stattfindet.

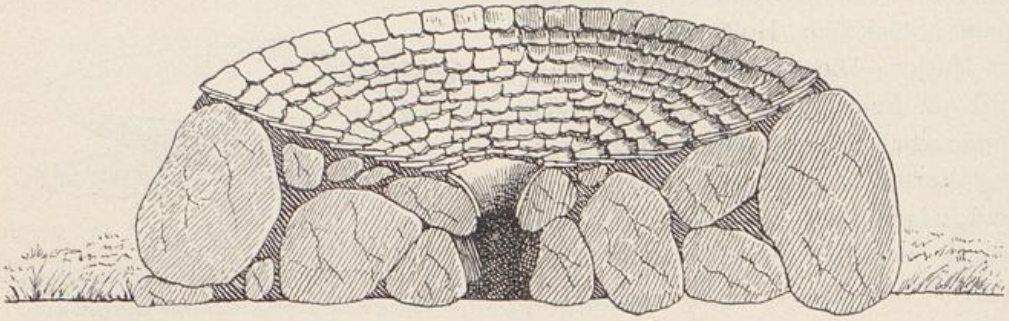


Fig. 174. Topfbrennofen der Wakissi.

Brennen der Töpfe,

Ist der Ton gehörig getrocknet, so werden die Töpfe gebrannt, und zwar dient bei den Wakissi hierzu der ein für allemal hergerichtete Brennofen (Fig. 174 und Tb. 77d). Diese Oefen bestehen aus einem runden, etwa 2 m im Durchmesser betragenden und 0,50 m hohen Unterbau aus grossen Steinen; die Oberseite ist schüsselartig vertieft und mit einer dachziegelartig angeordneten Lage von über einander gekitteten alten Topfscherben bedeckt; die Mitte der »Schüssel« besteht aus der oberen Hälfte eines alten Kruges, dessen Oeffnung nach unten gekehrt ist, so dass der ganze Ofen, von oben gesehen, einem flachen Trichter gleicht; durch die Oeffnung dieses Trichters gelangt man in einen im Unterbau ausgesparten Kanal, der von hier bis zur Peripherie des Ofens reicht. Soll der Ofen benutzt werden, so schichtet man die Töpfe zusammen mit Reisig auf der Herdfläche auf und steckt dann das Brennmaterial von unten her durch die Trichteröffnung an; das Anzünden des Ofens von der Mitte aus soll ein gleichmässigeres Brennen der Töpfe ermöglichen.

*) Siehe auch Johnston.[1])

[1]) **11**, S. 459; [2]) **8**, S. 82; [3]) **12**, S. 128.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Wie man am oberen Ruwuma bei der Herstellung der Töpfe verfährt und wie man grössere Stücke sukzessive aus einzelnen Lappen aufbaut, schildert uns Livingstone [1]) mit folgenden Worten: »Their pots for cooking, holding water and beer, are made by the women, and the form is preserved by the eye alone, for no sort of machine is ever used. A foundation or bottom is first laid, and a piece of bone or bamboo used to scrape the clay or to smooth over the pieces which are added to increase the roundness; the vessel is then left a night: the next morning a piece is added to the rim — as the air is dry several rounds may be added — and all is then carefully smoothed off; afterwards it is thoroughly sun-dried. A light fire of dried cow-dung, or corn-stalks, or straw, and grass with twigs, is made in a hole in the ground for the final baking. Ornaments are made on these pots of black lead, or before being hardened by the sun they are ornamented for a couple or three inches near the rim, all the tracery being in imitation of plaited basket work.« Livingstone über die Ruwuma-Töpferei.

Ueber die Töpferkunst in Ruanda siehe die ausführlichen Beschreibungen und trefflichen Abbildungen von Kandt.[2])

Was die Häuserform bei der Küstenbevölkerung des deutschen Njassa-Abschnittes anbelangt, so variiert dieselbe bei der grossen Längenausdehnung der in Betracht kommenden Strandzone recht erheblich, und sie wird von der im Hinterlande üblichen Bauweise beeinflusst. So sieht man an der Küste des Konde-Landes und auf den benachbarten Halbinseln Ikombe und Langenburg vielfach Hütten, die denen der Konde-Leute nachgeahmt sind, wennschon sie meist die Akkuratesse der Konde-Häuser vermissen lassen (Tb. 76c). Gewöhnlich begnügt man sich aber auch hier mit solchen Häusern, wie sie bei den übrigen Wakissi und ebenso bei den Leuten der Wiedhafen-Gegend als ausschliessliche Bauform üblich sind. Es sind dies Rundhütten mit spitzem Dach, die denen der Wangoni gleichen, nur dass das Dach nicht immer so tief zur Erde hinabreicht, wie es bei jenen die Regel ist. (Tb. 75a u. c; Tb. 76a.) Bauweise der deutschen Njassa-Anwohner: der Wakissi- und Wiedhafen-Leute.

Der von dem überhängenden Dache an der Aussenseite des Hauses überdeckte Raum wird oft — gleich wie in Ungoni und am Ruwuma — durch Geflechte zu einem das Haus rings umziehenden Gange abgeschlossen. Als Material zu diesem Geflechte gebraucht man mit Vorliebe die Knüttel der Maniok-Sträucher, die, nachdem sie so im Schutze des Hüttendaches getrocknet sind, als Brennmaterial verwandt werden (Tb. 75a).

Zuweilen werden, wie in Ungoni, die einzelnen Gehöfte, d. h. das Wohnhaus samt einem dazu gehörigen kleinen Hofraum, mit einem Zaune umschlossen (Tb 75c); die Zäune bestehen aus Rohr, Sorghum-Stengeln und dergleichen, und finden ihren Stützpunkt an lebenden Bäumen, die in geringem Abstand von einander mit eingereiht sind. Von alten Ansiedlungen ist dann manchmal nur ein regelmässiges Viereck von Bäumen übrig geblieben, während alles andere verschwunden ist.*)

Die Ansiedlungen der Wakissi und Manda-Leute sind nicht schlechter gehalten, wie die der meisten übrigen Stämme; wenn man freilich, am Strande der Konde-Ebene landend, ein Kissi-Dorf durchschreitet und dann in die pein-

*) Auf welche Mutmassungen könnte man nicht verfallen, wenn man, ohne diese Herkunft zu kennen, mitten in der Wildnis eine Anzahl solcher Baumvierecke fände!

[1]) **2** (Vol. I), S. 59; [2]) **29**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichst sauber gehaltenen schönen Konde-Dörfer kommt, so ist der Kontrast sehr auffällig.

der Wampoto.

Was die Gegend südlich von Wiedhafen anbelangt, so sah ich bei Neu-Helgoland kegelförmige Hütten nach Wangoni-Art, mit bis zur Erde hinabreichendem Dach und ganz niederem Eingang (Tb. 74b; 75b.). Einige Hütten aber hatten statt des spitzen Daches eine längere oder kürzere horizontale Dachkante, eine Bauweise, die zu der in der Mbamba-Gegend gebräuchlichen überleitet.

Die Felsen-Hütten der Mbamba-Gegend

Die Ansiedlungen der Mbamba-Gegend sind recht interessant, und eine der grössten Ueberraschungen, die ich in Afrika — in dieser Art wenigstens — erlebte, bot sich mir, als unser Dampfer in der schönen Bucht von Bamba vor Anker ging und ich an Stelle der gewohnten, langweiligen und reizlosen Eingeborenen-Ansiedlungen ein höchst eigenartiges und malerisches Bild erblickte: gigantische Granitblöcke waren zu einem mächtigen Walle aufgetürmt und dazwischen klebten gleich Vogelnestern eine Menge kleiner Häuschen (Tb. 74a).

Anfangs schien es ganz unbegreiflich, wie Menschen dort hinaufgelangen konnten, eine nähere Untersuchung zeigte aber, wie man es verstanden hatte, durch primitive Leitern die Felsblöcke zugänglich zu machen und die gähnenden Spalten zu überbrücken; so gelangten die Bewohner, mit ihren Ziegen um die Wette kletternd, von Stein zu Stein, von einer Hütte zur andern. Dem Kundigen boten aber auch die Spalten zwischen und unter den Blöcken der heimlichen Durchlässe genug: Falltüren öffneten sich im Innern der Häuser (Fig. 175), und so gelangte man unbemerkt durch das Felsengewirr zu den rettenden Einbäumen, wenn die gefürchteten Wangoni das schlafende Fischerdorf überfielen.*)

und ihre Beziehungen zu den einstigen Pfahlbauten.

Um auf den gerundeten Kuppen der Granitblöcke für die Hütten Halt zu gewinnen, muss erst aus Baumstämmen, alten Booten und dergleichen eine geeignete Unterlage hergestellt werden. Man legt diesen Unterbau manchmal auch auf zwei benachbarte Felsen und stützt die so entstandene Brücke von unten her durch Gabelhölzer. Ein auf solcher pfahlgestützten Plattform erbautes Haus erinnert ganz an einen Pfahlbau, und es liegt nahe, diese Bauweise mit den Pfahlbauten in Zusammenhang zu bringen, auf denen die Njassa-Bevölkerung früher ebenfalls Schutz suchte. Reste solcher Pfahlbauten sieht man noch jetzt bei Wiedhafen aus dem See aufragen. Johnson[3]) fand zu Anfang der achtziger Jahre auch bewohnte Pfahlbauten vor; er erwähnt solche aus der Mbamba-Gegend, und auch der Wakissi-Ort Lipingo (nach der Johnsonschen Karte

*) Das Mbamba der achtziger Jahre glich bereits dem heutigen.[1]) Aehnliche Felsennester finden sich auch in der Umgebung von Bamba am Njassa-Gestade,[2]) und ebenso verstecken die Matengo auf den Bergen des Hinterlandes ihre Hütten gern zwischen Granitblöcken (siehe Seite 129).

[1]) **4**, S. 518; [2]) **14**, S. 111; [3]) **4**, S. 515 u. 524.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

etwas südlich des heutigen Lupingo) stand damals auf Pfählen im See; Giraud[1]) gibt eine Abbildung eines Pfahlbaus, den er bei Bandawe im Njassa antraf.

Die Form der Mbamba-Hütten. —

Die Hütten von Mbamba (Fig. 175) haben in der Regel einen ovalen Grundriss und bestehen aus dem eigentlichen Wohnraum und einer offenen, zuweilen aber auch umschlossenen »Veranda«; dieser Vorraum, wo die Ziegen angebunden werden und in dem man die Hausarbeit verrichtet, ist hier nötiger als bei andern Negerhütten, da ja auf dem Felsen ausserhalb der Hütte kein Platz hierzu vorhanden ist. Die Hauswand besteht aus mit Lehm verschmiertem Flechtwerk, und das Ganze ist mit einem tief herabhängenden Strohdach bedeckt, das, der

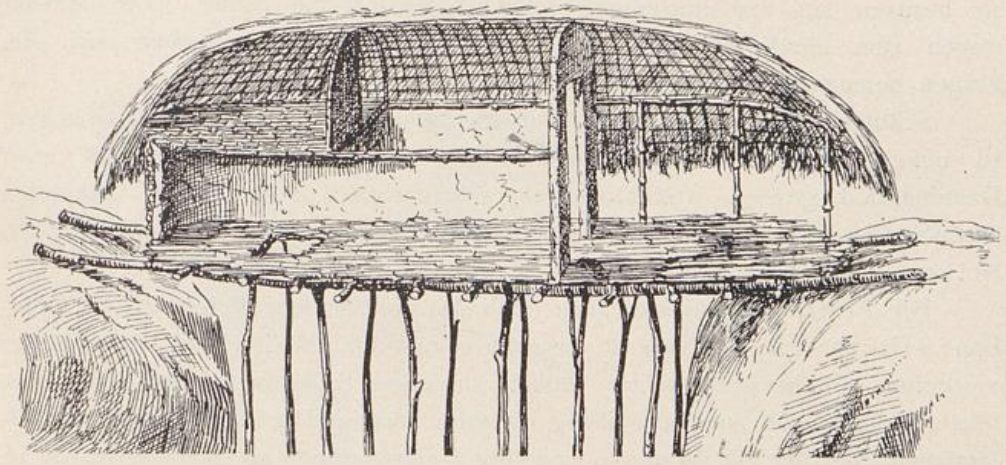


Fig. 175. Schematischer Durchschnitt durch eine Wampoto-Hütte von Mbamba.

Hausform entsprechend, einen länglichen Dachfirst besitzt. Der Boden der Hütten besteht auch hier aus gestampftem Lehm, um so die Unebenheiten der Unterlage auszugleichen und um Feuer darauf anzünden zu können; einmal bekam ich auch eine im Hüttenboden angebrachte Falltür zu sehen, durch die man in eine Felsspalte hinabsteigen konnte. Im hinteren Abschnitt der Hütten befand sich regelmässig ein verschlagartiger Vorratsraum unter dem Dache, der zur Aufbewahrung von Feldfrüchten (Maniok) diente.

Hütteneinrichtung der deutschen Njassa-Anwohner.

Auch auf der nahegelegenen kleinen Insel Lundo sah ich Häuser, die dem eben beschriebenen glichen, nur dass sie zu ebener Erde standen.*)

Ueber die Inneneinrichtung der Hütten bei den Wampoto, Wakissi und den andern Njassaleuten wäre nichts besonderes zu bemerken. Als Lagerstätte dienen auf niederen Gabelhölzern ruhende Stabroste, falls man nicht auf

*) Prager[2]) bildet solche Hütten auch ab.

[1]) **5**, S. 549; [2]) **34**.

Geräte. dem blossen Boden liegt. Die Gebrauchsgegenstände gleichen denen ihrer Nachbarn, von welchen man sie auch zum grossen Teil durch Tausch erwirbt; höchstens ein siebartig geflochtener Löffel, mit dem die Wakissi die zu Brühe zerkochten Fische von den Gräten scheiden, wäre besonders zu erwähnen (Tb. 79 No. 16).

Waffen. Auch die Bewaffnung hat nichts charakteristisches und wird von den des Schmiedens kundigen Nachbarstämmen bezogen. Eigenartig sind nur die mit langen Holzspitzen armierten Pfeile, die den Wampoto von Mbamba zur Verteidigung ihrer Felsenburgen dienen; die dazu gehörigen grossen Bogen haben keine Besonderheiten (Tb. 79 No. 32).

Kleidung und Schmuck der deutschen Njassa-Anwohner. Da die Leute der Njassaküste viel mit Europäern in Berührung kommen, so besitzen sie verhältnismässig reichlich europäische Stoffe. Die Männer tragen zum mindesten ein Stück Kaliko um die Lenden, aber auch die Frauen benutzen ausser den Bastschürzen europäische Stoffe.*)

Schmuck aller Art, aus Metall, europäischen Perlen, Fruchtkernen, Gras usw. ist beliebt. Besonders zu erwähnen wäre das häufige Vorkommen etwa Daumenglied grosser, walzenförmiger, milchfarbener oder blauer Glasperlen europäischen Fabrikats, die vielleicht ein sehr hohes Alter besitzen[1]) (Tb. 79 No. 24).

Körperverunstaltungen usw.: Pelele, Die Frauen tragen hier auch noch das abscheuliche Pelele in der Oberlippe (Tb. 77, a u. b), doch ist diese Sitte bei den Wakissi sehr viel weniger verbreitet, als bei den weiter südlich sitzenden Strandbewohnern, Bei den letzteren sieht man auch sehr häufig die schlitzförmige Durchlöcherung der Ohrläppchen, die für die Wangoni und ihre Unterworfenen so charakteristisch ist (cf. Seite 151); die Mbambaleute trugen oft als Zierde Maniokscheiben in diesen Ohrschlitzen.

Ohrschlitze,

Zahndeformation. Das Spitzschlagen resp. Spitzfeilen der Zähne ist ziemlich gebräuchlich. Für gewöhnlich werden die oberen vier Schneidezähne einfach zugespitzt, bei den Wampoto feilt man jedoch nach Art der Atonga des gegenüberliegenden Njassaufers auch eine oder mehrere dreieckige Lücken in die Schneide jedes der vier oberen Schneidezähne (Fig. 9, 16, 17, 18).

Haartracht, Wie die Konde-Leute, Wangoni usw., rasiert man zuweilen Muster aus dem übrigen Kopfhaar heraus (Tb. 78 f). Ferner sieht man manchmal Männer, die ihre Haare mit Lehm und Fett zu kleinen, etwa bohnengrossen Klösschen zusammengebackt haben (Tb. 78 d); meist sind diese schmierigen Klunkern einfach schwarz, zuweilen aber prangen sie im schönsten Ziegelrot. Man fertigt aus Geflecht auch regelrechte Perücken dieser Art — schwarze und rote —, die von alten Herren getragen werden (Tb. 79 No. 30); da man nun

*) Bei den Wampoto von Mbamba, die ihre Rindenstoffe von den Matengo bekommen, sah ich schwarz gefärbte Rindenschurze.

[1]) 6a.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bei der natürlichen Frisur sehr häufig die Seiten des Kopfes kahl rasiert, so dass nur eine zirkulär begrenzte Kalotte des Kopfes mit Haaren resp. Klunkern bedeckt ist, so sind die kappenartigen Perücken der echten Haartracht täuschend ähnlich, von weitem sogar gar nicht davon zu unterscheiden. *)

Tätowierung. — Tätowierung ist bei allen Leuten des deutschen Njassa-Gestades recht gebräuchlich. Den Körper tätowiert man in der bei den Konde-Leuten gebräuchlichen Manier, jedoch nicht mit derselben Akkuratesse und auch in andern

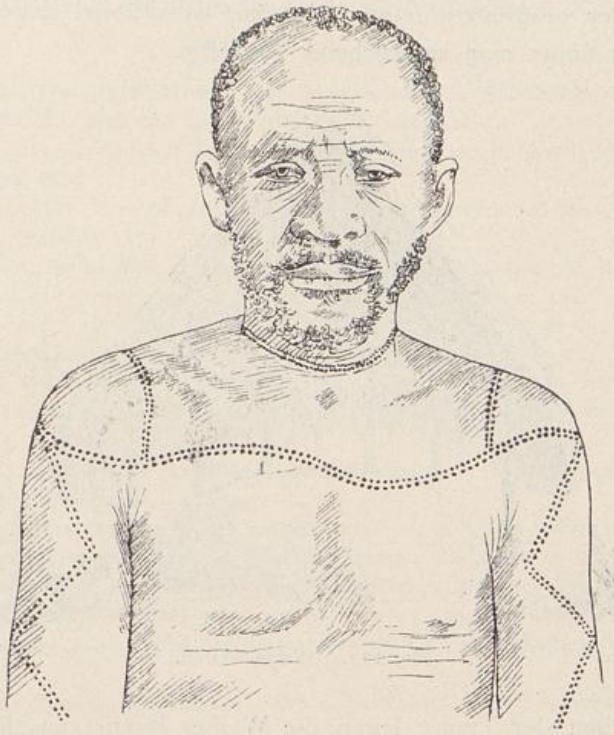


Fig. 176. Tätowierung eines Mkissi Mannes.

Mustern (Fig. 176). Bei den Leuten der Wiedhafen-Gegend und den Wampoto wird ausserdem zuweilen auch noch das Gesicht tätowiert, und zwar in einer ganz besonderen Art; man trennt nämlich kleine Hautfetzen los, die man jedoch nicht ganz abschneidet, sondern an einer Stelle mit der übrigen Haut in Zusammenhang lässt: es sieht dann so aus, »als hätten sie Streifen von kleinen dunkeln Streichholzenden im Gesicht«, wie Lieder[1]) treffend sagt (Tb. 78 d).

Sitten der deutschen Njassa-Anwohner: Ueber die Sitten der Bevölkerung der deutschen Njassa-Gestade habe ich kaum etwas zu berichten. Was ich über die Maturitätserklärung der Mädchen in Erfahrung brachte, ist bereits im Abschnitt V, Seite 360, erwähnt.

*) In derselben Weise werden anderwärts auch die langen Strähnen, wie sie die Wakinga und Wassafua manchmal tragen, durch Perücken nachgeahmt (Tb. 79 No. 31).

[1]) **12**, S. 95.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bestattung, Ich liess mir auch über die Begräbniszeremonien der Wakissi erzählen, doch habe ich dafür nur einen farbigen Gewährsmann, und da ich dessen Angaben nicht nachkontrollieren konnte, so unterlasse ich es lieber, näher darauf einzugehen. Erwähnt sei nur, dass man innerhalb der Wakissi-Dörfer öfters flache, meist rundliche Grabhügel aus gestampftem Lehm antrifft, über denen auf Pfählen ein kegelförmiges, meist bis zur Erde herabhängendes Strohdach errichtet ist, dessen Höhe eine halbe oder ganze Mannslänge beträgt; eventuell wird die Stelle des Grabes auch nur durch ein oben zusammengebundenes, unten auseinander gespreiztes, etwa beinhohes Grasbündel angedeutet. Neben den Grabhügeln findet man zerbrochene Töpfe.*)

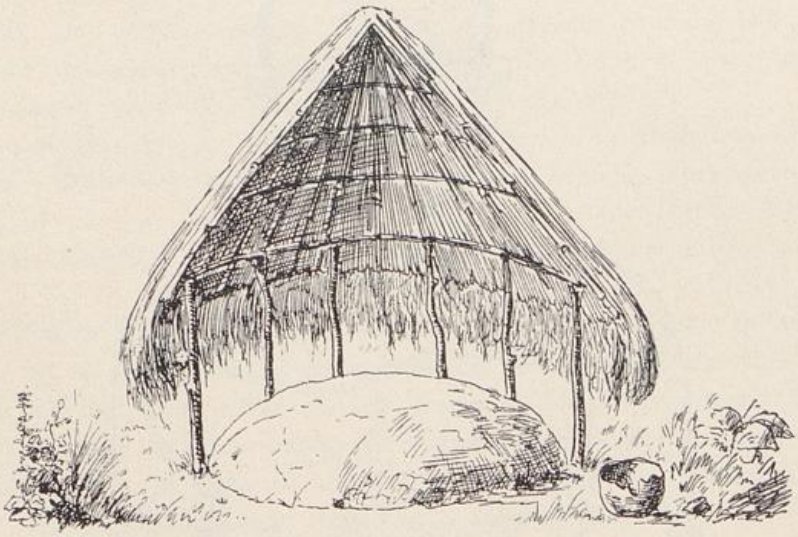


Fig. 177. Wakissi-Grab.

Trauer-Binden, Zum Zeichen der Trauer legen die Weiber Binden aus Bast oder europäischem Stoff um den Schädel, entweder als ein einfaches Stirnband, oder so, dass sich ein Stirnband mit einem um die Scheitelgegend gebundenen kreuzt. Auch um Hals, Rumpf, Unterschenkel resp. die Knöchel werden bisweilen Streifen aus Kaliko, Bast, Gras usw. gebunden, und man zerschlitzt ferner den Bastschurz zum Zeichen der Trauer. Nahe dem Nordende des Sees färben sich trauernde Wakissi-Weiber nach Konde-Art am Kopf und Oberkörper weiss:

Trauer-Bemalung, Junge Weiber wissen diese Trauertoilette dadurch kleidsamer zu gestalten, dass sie sich hübsche weisse Sternchen ins Gesicht malen lassen. (Tb. 76a und Tb. 78a; vergleiche auch Seite 85 Anm.*, 149, 222, 328.)

*) In Lupingo waren sehr viele, und zwar nur runde, Gräber der oben beschriebenen Art vorhanden. Die Abbildung Tb. 75d stammt aus Nkanda nahe am Nordende des Sees. Man findet hier, wo man sich von den Konde-Leuten stark beeinflussen lässt, sonst keine sichtbaren Grabstätten in den Dörfern, und ich vermute, dass es sich in diesem Ausnahmefalle um das Grab eines Häuptlings handelt, dem man nach Konde-Brauch ein Rind mit ins Grab gegeben hatte, woraus sich die längliche Form des Grabes erklären würde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei festlichen Gelegenheiten ist bei den Wakissi-Weibern Bemalung mit in dicker Schicht aufgetragenem roten oder auch braunen Farbbrei üblich. Auch in Mbamba fand Johnson[1]) gelegentlich eines Festes »die ganze Bevölkerung leuchtend rot angemalt«. festliche Bemalung.

[1]) 4, S. 518.

Die im Abschnitt „Der Njassa und die deutschen Njassa-Gestade" zitierte Literatur.

1. David und Charles Livingstone, Neue Missionsreisen in Süd-Afrika. Aus dem Englischen von J. S, A. Martin. Jena und Leipzig 1866. H. Costenoble.
2. David Livingstone, The last Journals of David Livingstone in Central Africa etc. By Horace Waller. London 1874.
3. Elton and Cotteril, Travels and researches among the Lakes and Mountains of Eastern and Central Africa. London 1879.
4. W. P. Johnson, Seven years travels in the Region of Lake Njassa. P. R. G. S. 1884.

4a. Abkommen zwischen Deutschland und England. D. K. B. 1890, S. 121.

5. Giraud, Les Lacs de l'Afrique équatoriale. Paris 1890. Hachette et Co.
6. R. Sieger, Schwankungen der innerafrikanischen Seen. Bericht d. 23. Vereinsjahres d. Ver. d. Geogr. a. d. Universität Wien.

6a. Staudinger, Halsketten von Glasperlen vom Nyassa-See und die dortige Bevölkerung. Zeitschr. f. Ethnol. 1893, S. 613.

7. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika, Berlin 1894. Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsges.
8. v. Behr, Die Völker zwischen Rufiyi und Ruwûma. M. a. d. Sch. 1893.
9. Kerr-Cross, Crater-Lakes North of the Lake Nyassa. Geogr. Journ. 1895. Vol. V.
10. Merensky, Bilder von der Halbinsel und Missionsstation Ikombe. Miss.-Freund 1896. S. 67.
11. Sir Harry Johnston, British Central Africa. London 1897. Methuen and Co.
12. Lieder, Reise von Mbamba-Bai am Nyassa nach Kikwere am Indischen Ozean. M. a. d. Sch. 1897.
13. C. Velten, Die Sprache der Wahehe. Mitt. d. Seminars f. orient. Sprachen. Jahrg. II. 1899. S. 165.
14. W. Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1900. D. Reimer.
15. Fülleborn, Ueber Untersuchungen im Nyassa-See und in den Seen im nördlichen Nyassa-Land. Verh. d. Ges. f. Erdk. z. Berlin 1900. No. 6. S. 232 etc.
16. Wissenschaftliche Sammlungen. D. K. B. 1900. S. 59.
17. Report on the Trade etc. of the British Central Africa Protect. for the Year ending. March 31, 1900. Accounts and Papers 1900. No. 2497. Diplomatic and Consular Rep. (Cd. 1—134).
18. Moore, To the Mountains of the Moon. London 1901.
19. Weltzsch und Wolff, Bericht über eine Untersuchungsreise in die Landschaft Bupungwa (Deutsch-Ostafrika). Berliner Missionsber. 1901 S. 296.
20. W. Busse, Bericht über eine im Auftrage des Kais. Gouvern. von Deutsch-Ostafrika ausgeführte Forschungsreise nach dem südlichen Teile dieser Kolonie. Berlin 1902. Mittler & Sohn (auch D. O. A. Z. IV. 1902. 2. Beilage d. No. 26—31).
21. Lieut. Rhoades Survey of Lake Nyassa. Geogr. Journ. 1902. Vol. XX, S. 68—70.
22. Fülleborn, Beiträge zur physischen Anthropologie der Nord-Njassa-Länder. Berlin 1902. D. Reimer.
23. Report on the Trade etc. of the British Central Africa Protect. for the Year ending March 31, 1901. Accounts and Papers 1902, No. 2722. Diplomatic and Consular Rep. (Cd. 786—26).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

24. Report on the Trade etc. of the British Central Africa Protect. for the Year 1901/1902. Accounts and Papers 1902. No. 2872. Diplomatic and Consular Rep. (Bd. 786—122.)
25. Report on the Trade etc. of the British Central Africa Protect. for the Year 1902/1903. Africa No. 13 (1903). (Cd. 1772.)
26. Maurer, Deutsch-Ostafrika, eine klimatologische Studie. Geographische Zeitschrift. Band 9. Heft 1. Leipzig.
27. Krause, Ueber die Herstellung vorgeschichtlicher Tongefässe. Zeitschr. f. Ethnol. 1903, S. 320 bis 321.
28. P. Adams, Lindi und sein Hinterland. Berlin. D. Reimer.
29. R. Kandt, Gewerbe in Ruanda. Zeitschrift f. Ethnol. 1904. Heft 3 u. 4. S. 330 etc.
30. Report on the Trade etc. of the British Central Africa Protect. for 1903—1904. (Cd. 2242.)
31. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1902/1903. Mit einem Bande Anlagen. Beilage z. D. K. B. 1904.
32. Prager, Der Njassasee, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 1904. Heft 5 u. 7.
33. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1903/1904. Mit einem Bande Anlagen. Beil. z. D. K. B. 1905.
34. Prager, Die Inseln im Njassasee. D. K. Z. 1905. S. 153—154.
35. Der Bezirk Ssongea. D. K. Z. 1905. S. 227.

Karten und Tabellen:

36. East Africa, the Country East of Lake Nyassa. Compiled from the Documents of the Rev. W. P. Johnson. P. R. G. S. 1884. S. 550.
37. Map of British Central Africa shoing density of population and distribution of native tribes. Sir Harry Johnston, British Central Africa. London 1897. Methuen and Co. S. 392.
38. Reisen des Bergassessors W. Bornhardt im Nyassa-Gebiet, Februar bis Dezember 1896. Nach der Aufnahme des Reisenden konstruiert und bearbeitet von P. Sprigade. Massstab 1 : 500 000. Beilage zu W. Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie von Deutsch-Ostafrika. Berlin 1900. D. Reimer. III. Nyassa-Gebiet, Topographisch. IV. Nyassa-Gebiet, Geologisch.
39. Lotungen im Hafen von Langenburg, 1 : 15 000. Fülleborn, Ueber Untersuchungen im Nyassa-See etc. Verh. d. Ges. f. Erdk. z. Berlin 1900. Bd. XXVII. Tafel 5.
40. Lake Nyassa. Compiled from the observation of Lieuts. E. L. Rhoades and W. B. Philipps R. N. R. etc. With additional soundings and sections by Lieut. E. L. Rhoades 1901. 1 : 100 000. Geogr. Journ. 1902. Vol. XX. p. 136.
41. Rainfall-Chart of British Central Africa. Report on the Trade etc. of the British Central Africa Protect. for the Year 1902—1903 Africa No. 13 (1903) (Cd. 1772).
42. Der Njassa-See, Massstab 1 : 2 500 000, Beilage zu Prager, der Njassasee, deutsche Rundschau für Geographie und Stastistik. 1904. Heft 5. u. 7.
43. Karte von Deutsch-Ostafrika. Massstab 1 : 300 000. Sektion G4 u. H4, Ssongéa, und F4, Gá-wiro. Bearbeitet von M. Moisel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

KAPITEL VII.

Das Livingstone-Gebirge.

(Hierzu Atlas Tb. 80—91.)

Das Livingstone-Geb. ist ein »Gebirge«.

Wie im vorigen Kapitel geschildert, treten die schroffen Ostwände des Njassa-Grabens nördlich von der Ruhuhu-Mündung unmittelbar an das Seegestade heran. Sie imponieren uns, vom Njassa aus betrachtet, als ein gewaltiger Gebirgszug, dessen Fuss die Wogen bespülen, und dessen Gipfel in die Wolken ragen; dem grossen Entdecker des Njassa zu Ehren wurde der Name »Livingstone-Ranges« dafür gewählt. Nähern wir uns aber von Osten kommend dem Njassa, so durchwandern wir anfangs welliges, dann je weiter nach Westen um so tiefer zerfurchtes Hochland, und plötzlich stehen wir, wie vor einem Abgrund, am Rande des Njassa-Grabens und sehen 1000 bis 2000 m unter uns die Fluten des Sees schimmern.*)

Das Livingstone-Gebirge schien Thomson[2]) und andern daher nur der Steilabfall eines Plateaus und kein »Gebirgszug« im geologischen Sinne zu sein. Das Livingstone-Gebirge verdient jedoch dennoch den Namen eines »Gebirges«; denn wie Bornhardt[3]) nachweist, ist seine Gebirgsnatur keineswegs nur auf den Einbruch des Njassa-Grabens und den damit verbundenen Einfluss einer gesteigerten, den Grabenrand zerfurchenden Erosion zurückzuführen, »sondern aus den Höhenverhältnissen geht hervor, dass wir es mit einem wirklichen Randgebirge, welches über das Hochland im Osten nicht unbeträchtlich emporragt, zu tun haben«, wennschon sich die ursprüngliche Höhe dieses Randgebirges durch eine verstärktere Abtragung nach Bildung des Njassa-Einbruchs vermindert hat.

Begrenzung des Livingstone-Geb.

Von einem Livingstone-»Gebirge« dürfen wir also sprechen, über den Umfang des Gebietes, das man unter diesem Namen zusammenfassen will, herrscht bei den Autoren jedoch durchaus keine Einigkeit. Ich rechne das Livingstone-Gebirge in nord-südlicher Richtung von 8° 50′ bis 10° 25′ s. Br., d. h. vom Südrande des Ruaha-Grabens bis zum Nordrande des Ruhuhu-Ein-

*) Vergl. das »Höhenprofil« auf der Bornhardtschen Karte des Njassa-Gebietes.[1])

[1]) **40**; [2]) **2** (Vol. I), S. 252, 253; [3]) **14**, S. 154, 155.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bruchs[1]) (Seite 268—269 und 396); ich will dabei aber unter »Livingstone-Gebirge« nicht nur die Hänge des dem See zugekehrten Steilabfalls und auch nicht nur die dem Njassa zunächst gelegenen »Randketten« verstehen — die wohl ursprünglich zuerst mit diesem Namen belegt wurden —, sondern einen dem Njassa-Ufer parallelen Streifen von etwa 70 km Breite, der im Osten bis zum oberen Mbarali und bis zum oberen Ruhuhu reicht. Ich nenne mithin »Livingstone-Gebirge« die ganze, ihre Nachbarschaft überragende Hochlandsscholle, welche im Westen vom Njassa-Graben, im Süden und Südosten vom Ruhuhu-Einbruch, im Norden vom Ruaha-Graben und im Nordosten endlich vom Ubena-Bruch begrenzt wird. Die zwischen dem Südende des Ubena-Bruches (siehe Seite 190) und dem Nordende des Ruhuhu-Einbruches*) gelegene Strecke scheint, soweit dies aus den Karten ersichtlich ist, nicht durch ausgeprägtere Verwerfungen von dem sich östlich anschliessenden Hochland abgetrennt zu sein; das durch die tektonischen Brüche begrenzte Gebiet, das ich als »Livingstone-Gebirge« bezeichnen will, gleicht mithin einer langgestreckten Halbinsel, die in der Mitte ihrer Ostseite mit einem breiten Stiel in das angrenzende Hochland übergeht.

Das Livingstone-Geb. der verschiedenen Karten.

Ob die Zusammenfassung dieses ganzen Gebietes als »Livingstone-Gebirge« auch geologisch berechtigt ist, vermag ich als Laie nicht zu beurteilen, dessen bin ich mir sehr wohl bewusst. Ich bin aber zu einer Definition dessen gezwungen, was ich in dieser Arbeit unter »Livingstone-Gebirge« verstehen will, und die eben gegebene entspricht auch dem, was die am Njassa wohnenden Europäer als »Livingstone-Gebirge« zu bezeichnen pflegen.[2])

Unter den Autoren herrscht, wie erwähnt, keine Einigkeit bezüglich der Nomenklatur.

Die Kiepertsche Karte von Deutsch-Ostafrika vom Jahre 1900[3]) und die Karte von Aequatorial-Ostafrika vom Jahre 1893[4]) verstehen unter Livingstone-Gebirge anscheinend das von mir als solches bezeichnete Gebiet, während auf den dem Johnstonschen Werke[5]) beigegebenen Kartenblättern der Name »Livingstone-Range« auch auf die den Njassa begleitenden Bergzüge südlich vom Ruhuhu und bis ins portugiesische Gebiet hinein ausgedehnt wird.

Johnson[6]) hat den Namen »Livingstone-Range« auf der seiner Arbeit beigegebenen Karte zwar nur auf der Küstenstrecke zwischen Lupingo und Sumba einzeichnen lassen, rechnet jedoch, wie aus dem Text[7]) ersichtlich, auch Ukinga mit dazu, und ähnlich verhält es sich mit der Ramsayschen Karte der Njassa-Expedition,[8]) wenn wir die Liedersche Arbeit »über die Beobachtungen auf der Ubena-Njassa-Expedition usw.«[9]) als ein Begleitwort dazu auffassen dürfen.

Elton[10]) gebraucht den Namen »Livingstone-Gebirge« auf seiner Karte noch nicht, sondern bezeichnet die das Njassa-Ostufer nördlich vom Ruhuhu begleitenden Bergzüge, ebenso wie ihre Fortsetzung im Konde-Land als »Kondi-Mountains«, während Thomson[11]) »Konde-Range« und »Livingstone-Mountains« in gleicher Weise für die im Osten des Konde-Landes aufragende Bergmauer anwendet.

Bornhardt[12]) vermeidet auf seiner Spezialkarte des Njassa-Gebietes gänzlich, im Texte nach Möglichkeit, die Bezeichnung »Livingstone-Gebirge«, nennt den nördlichsten Teil der Randketten »Kinga-Gebirge« und bezeichnet auch die übrigen Abschnitte nur nach den bei den Eingeborenen üblichen Namen; an einer Stelle seines Textes,[13]) wo er vom »Livingstone-Gebirge« spricht, identifiziert er es anscheinend mit »Kinga-Gebirge« und gebraucht diesen Namen hier nicht nur für die Randketten, sondern in dem von mir adoptierten Sinne auch für das westlich über Ubena aufsteigende Bergland. Aehnlich wie Bornhardt verfährt auch Dantz.[14])

*) Wie weit der Ruhuhu-Einbruch nach N. resp. nach NO. reicht, ist allerdings noch nicht bekannt.

[1]) **14**, S. 439. **26** (1903), S. 116; [2]) **12**, S. 104, **26** (1903), S. 116; [3]) **39**; [4]) **35**; [5]) **7**; [6]) **33**; [7]) **3**, S. 527, 530; [8]) **34**; [9]) **6**, S. 275, 276; [10]) **1**, S. 290; [11]) **32**; [12]) **14**, **40**; [13]) **14**, S. 438; [14]) **26**; **41**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Karte des »Ostafrikanischen Schutzgebietes« von P. Langhans[1]) identifiziert »Kinga«- und »Livingstone«-Gebirge mit einander und rechnet seine Ausdehnung eben so weit wie die zitierte Kiepertsche Karte[2]) vom Jahre 1900.

Die neuesten Karten, d. h. die Sektionen Ssongea und Gáviro der grossen Spezialkarte von Deutsch-Ostafrika[3]) und das Blatt »Neu-Langenburg« des »Grossen deutschen Kolonialatlas«[4]) — das bei der dieser Arbeit beigegebenen Karte verwendet ist —, nennen »Livingstone-Gebirge« nur die Randberge ungefähr vom Nordende des Sees bis zum Ruhuhu.

Wie man sieht, ist bei diesem Tohuwabohu, für das sich die Beispiele noch mehren liessen, eine strikte Definition des Begriffes »Livingstone-Gebirge« durchaus notwendig; den Namen aber überhaupt fallen zu lassen, dürfte sich nicht empfehlen, da er sich durchaus eingebürgert hat und eine gleichbedeutende einheimische Bezeichnung nicht existiert. Den Namen »Kinga-Gebirge« dafür einzusetzen, ist nicht angängig, denn die Wakinga bewohnen nur einen kleinen Teil des Livingstone-Gebirges, und noch dazu ist auf älteren Karten[5]) als Kinga-Gebirge resp. Ukinga ein ganz anderes Gebiet, nämlich das Hochland östlich vom Rukwa-See, bezeichnet.*) Wenn wir es aber doch vorziehen sollten, auf einen zusammenfassenden Namen zu verzichten und alle die einzelnen Abschnitte des Gebietes nur nach den einheimischen Landschaftsnamen oder nach den daselbst ansässigen Volksstämmen benennen wollen, so kommen wir mit einem halben Dutzend Namen nicht aus — ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, die einzelnen Abschnitte genau voneinander abzugrenzen und der mehrfachen Wiederkehr derselben Namen (z. B. zwei »Wapangwa« im Livingstone-Gebirge). Die hier als »Livingstone-Gebirge« zusammengefassten Landschaften haben aber, will es mir scheinen, immerhin genug gemeinsame charakteristische Eigenschaften, um eine einheitliche Bezeichnung zu rechtfertigen und wünschenswert erscheinen zu lassen.

Wanderung quer über d. Livingstone-Geb.:

Ich beginne damit, den Gesamteindruck zu schildern, den das Livingstone-Gebirge auf uns macht, wenn wir es von Westen nach Osten [etwa auf der Route: Langenburg, Uhanga-Rupira's,**) Tandala, Kidugala] überqueren.

Die »Njassa-Randkette«.

Ersteigen wir in der Gegend von Langenburg die aus dem Njassa emporragende Bergwand, so erreichen wir auf steilen, für Karawanen kaum passierbaren Bergpfaden, die uns über licht bewaldete Abhänge und auf den Graten jäh abstürzender Rücken emporführen, nach mehrstündiger Wanderung den schroffwandigen Felsgrat der Randkette und können hier in einer anspruchslosen Hütte, oder doch wenigstens auf einem leidlich nivellierten Stückchen Boden rasten.***)

Haben wir die herrliche Aussicht auf den mehr als tausend Meter unter uns glitzernden Njassa-Spiegel genossen, und wenden wir den Blick landeinwärts, so schauen wir auf ein wildzerrissenes Bergland. Zu unsern Füssen gähnt eine tiefe Schlucht, aus der das Brausen der Bergbäche durch die majestätische Stille zu uns heraufdringt; in scharfkantigen Rippen starren die schroffen jenseitigen Talwände bis fast zur Höhe unseres Standpunktes empor. Im Hintergrund er-

*) Als ich den Auftrag zu einer »Njassa- und Kinga-Gebirgs-Expedition« erhielt, war ich ernstlich im Zweifel, wohin ich eigentlich bestimmungsgemäss gehen sollte.

**) Uhanga, nach dem Sultan auch Rupira's genannt, ist etwa dort gelegen, wo auf der grossen, dieser Arbeit beigefügten Karte »Maliwa« steht. Siehe auch die zum Werke gehörige Karte des Konde-Landes.

***) Auf den Karten führt dieser Platz den schönen Namen »Sanatorium«, denn wir bauten hier seiner Zeit aus Baumstämmen und Gras ein Häuschen als Erholungsstätte für angegriffene Europäer, die aus der Schwüle Langenburgs in die frische Bergluft flüchten wollten. Nachdem das Bezirksamt nach dem gesunden Konde-Oberland verlegt ist, wird unser stolzes »Sanatorium« wohl verfallen sein.

[1]) **36**; [2]) **39**; [3]) **42**; [4]) **44**; [5]) **35**, **36**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heben sich noch höhere, steilwandige Gipfel, deren breite, sanft gerundete Kuppen und Rücken jedoch im auffälligen Gegensatze zu den scharfen zerrissenen Formen unserer näheren Umgebung stehen (Tb. 58b, 81a).

Wir steigen von unserer luftigen Warte herab und wandern zunächst an den Südabhängen des Quertales, auf dessen Grunde der schäumende Rumbira, von hochstämmigem Walde beschattet, dahinbraust, weiter ostwärts.

Nach mehrstündigem Marsche erreichen wir den Fuss jener Berge, deren gerundete Kuppen uns von unserm Aussichtspunkte aufgefallen waren; in der Luftlinie gemessen, haben wir uns freilich nur ein paar Kilometer von letzterem entfernt. Der Wald hört jetzt auf, und wir steigen auf ungemein steilen, grasigen Halden dem Gipfel zu. Felsige Abstürze fehlen — wir hatten sie in grösserer Ausdehnung überhaupt nur an den Abhängen der Randkette bemerkt — und der Boden besteht aus tiefgründigem Rotlehm, zu dem der Gneisuntergrund verwittert ist.

Das Hochweideland und seine Bewohner.

Haben wir die Höhe wiedergewonnen, so erblicken wir — d. h. falls uns nicht, wie hier oben so oft, der dichte kalte Bergnebel einhüllt — in der Richtung zum Njassa die scharfzackigen Formen der Randberge, sonst aber überall nur flache Rücken und rundliche Kuppen mit tief eingeschnittenen Tälern dazwischen, in denen sich die überall von den Bergen rieselnden silberklaren Quellen sammeln.

Alles ist mit prächtigem dichten Grasteppich bedeckt, dessen bunte Blumenpracht an die Matten unserer heimatlichen Berge erinnern. Nur in Schluchten und an den Abhängen finden sich vereinzelte Parzellen eines schönen alten Hochwaldes; freilich stark gelichtet von der Axt der Wakinga, die ihre anspruchslosen Dörfchen mit Vorliebe an waldigen Hängen anlegen, wo sie einigermassen Schutz vor der Rauheit des Klimas und Brennholz für das wärmende Herdfeuer finden. Ueberall, wo Ansiedlungen sind, sehen wir auch die Hänge, selbst die allersteilsten, mit sorgsamst bestellten Feldern bedeckt, deren verschiedentöniges Grün sich wirkungsvoll gegen den roten Boden der frisch gehackten Beete abhebt; die schachbrettartig bunt gemusterten Hänge, dazwischen hier und da ein Fleckchen Wald, aus dem die spitzen Häuschen hervorlugen, und im Hintergrunde die zackigen Gipfel der Randkette geben zusammen ein ungemein reizvolles, ganz eigenartiges Landschaftsbild (Tb. 80 81; 84a).

Die von früheren Zeiten her an feindliche Ueberfälle nur allzusehr gewöhnten scheuen Dorfbewohner haben sich beim Nahen unserer Karawane geflüchtet; bald aber tönen von Berg zu Berg weitschallende Rufe, und die kräftigen, fast nackten Gesellen bringen Pombe, Bambuswein, Erbsen und Ulesi-Hirse für die müden, hungrigen Träger und eine Ziege als Gastgeschenk für den Europäer.

Am nächsten Tage durchwandern wir eben solches Hochweideland, bloss dass die Einschnitte weniger tief, die Hänge weniger steil sind. Nur südlich von der Missionsstation Tandala — etwa 20 km in der Luftlinie vom

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Njassa-Ufer entfernt — steigen zwei mächtige Berge, der Kundewolidsi und der Kalusululitale hoch über das wellige Grasland eines weiten Talkessels empor. Sie scheinen mit ihren schroffen Felsgipfeln nicht in das übrige Landschaftsbild zu passen; es fällt uns auch auf, dass der rote, fruchtbare Gneislehm hier Glimmerschiefern, und damit recht wenig ergiebigem Boden, Platz gemacht hat. (Tb. 63b.) (Der Kundewolidsi und der Kalusululitale.)

Oestlich von Tandala überschreiten wir jetzt in etwa 2500 m Meereshöhe einen höheren Bergrücken, und von nun an senkt sich das Land allmählich nach Ubena zu. Der Landschaftscharakter bleibt aber trotz wechselnden Untergesteins (rötliche Schiefer) im allgemeinen derselbe: überall hügeliges oder flach gewelltes Grasland mit spärlichen Waldparzellen in den Tälern (Tb. 62a). Einige Kilometer im Norden, später im Westen von unserer Marschroute erhebt sich jedoch mit steilen Rändern ein Tafelland (»Elton-Plateau«), und auch ein auffälliger, daraus nach Süden zu vorspringender Berg (der Pangulidala), an dem wir vorüberkommen, zeigt ausgeprägte Tafelform. Das durchzogene Gebiet ist nur spärlich besiedelt; die Kegelhütten der Wakinga haben hinter Tandala aufgehört und wir rasten bei den zu Gehöften vereinigten »Scheunen-Häusern« der Wamawemba. (Der Pangulidala.)

Etwa 40 km von Tandala in südwest-nordöstlicher Richtung entfernt, verlassen wir das Livingstone-Gebirge und steigen auf mässig geneigtem Abhang ein paar hundert Meter zur dürren Ubena-Hochebene und ihren roten Temben ab. Auch südlich von unserer Marschroute ist der Ostanstieg des Livingstone-Gebirges gegen das hochgelegene, wellige Bejera-Gebiet nur wenig abgesetzt.[1] Abstieg nach Ubena. —

Von Kidugala, dem Endpunkte unserer Wanderung, sehen wir jedoch, dass die Ostabhänge des Tafel-Hochlandes (»Elton-Plateaus«), an dessen Süd- resp. Ostfusse wir entlang marschierten, hoch und steil über die Ubena-Ebene aufragen (»Ubena-Bruch«), und hier macht in der Tat das Livingstone-Gebirge auch für den von Osten Kommenden den Eindruck eines imposanten »Gebirges« (Tb. 81d); dasselbe ist übrigens im südlichsten Teile seines Ostabhanges, wo es sich über die »Ruhuhu-Senke« erhebt, der Fall.[2]

Wie sich aus der Literatur entnehmen lässt,[3] macht das ganze Livingstone-Gebirge im allgemeinen einen ähnlichen Eindruck wie auf unserer Wanderung von Langenburg nach Kidugala; nur der nördlichste Abschnitt, den Kohlschütter und ich das »Elton-Platau«*) taufen möchten, bedarf noch einer besonderen Besprechung:

Wir ersteigen von Muakaleli im Konde-Oberland aus die schroffe, in unzählige Rippen zerschlitzte Bergmauer, die in gigantischer Grossartigkeit östlich

*) Als »Elton-Plateau« wollen Kohlschütter und ich denjenigen Teil des Livingstone-Gebirges bezeichnen, welcher das Tafelland, in das die Talkessel von Buanji eingesenkt sind, nebst dem westlich davon gelegenen, ebenfalls plateauartigen Abschnitt des Gebirges umfasst; das »Elton-Plateau« entspräche mithin ungefähr demjenigen Teil des Livingstone-Gebirges, der sich nördlich einer Linie [als Name »Elton-Plateau«.]

[1]) **14**, S. 158; **40** (Höhenprofil); [2]) **26**, (1903) S. 116; [3]) **14**, S. 132—137; **26** (1903) S. 108—120.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wanderung auf dem Elton-Plateau:

vom Rungwe- und Kiejo-Vulkan noch gegen 1100 m über den bereits in etwa 1600 m Meereshöhe gelegenen, bergumschlossenen Muakaleli-Kessel emporstarrt. Ueber grasige Matten, dann durch dichten Bambuswald (Tb. 64a), zwischen dessen schlanken, haushohen Halmen man sich vorkommt wie ein Käfer im Kornfeld,

Elton-»Pass«.

erreichen wir die Höhe des »Elton-Passes«:*) Wir stehen jetzt nicht, wie bei unserer vorigen Wanderung, auf einem schmalen Grate, sondern eine wellige, fast ebene Hochweidefläche dehnt sich vor uns aus; bei Langenburg haben wir gewissermassen ein steiles Kirchendach, bei Muakaleli eine Tischplatte erstiegen.

Eine Aschenschicht, mit der die benachbarten Vulkane den Gneisuntergrund bedeckten,**) trägt dazu bei, die Oberfläche zu ebenen, und die Bäche zerschneiden hier nicht die Plateaukante, denn sie fliessen bereits nach Osten, dem Ruaha zu. Denselben flachwelligen Charakter trägt die Gegend noch etwa 30 km weiter nach Südwesten; dann schneiden zum Njassa entwässernde Täler tiefer ein, die Fläche zu relativ höheren grasigen Kuppen modellierend. Das ganze Land — bis zur Bulongwa-Gegend — ist übrigens so gut wie unbesiedelt.

Der Kipengele-Pikurugwe.

Im Osten erhebt sich, der Plateaukante etwa parallel von Nordwesten nach Südosten streichend, ein höherer Bergrücken — der Kipengele-Pikurugwe, in dessen Fortsetzung weiter nördlich der Kungura folgt — über das eben geschilderte Hochland; von unserm hohen Standpunkt aus ist er für das verwöhnte Auge nicht sehr imposant: aber er ragt bis gegen 3000 m Meereshöhe auf und präsentiert in dem 2977 m hohen Jantowe-Gipfel***) überhaupt die höchste Erhebung des ganzen Livingstone-Gebirges. Der Bergrücken besteht gleich dem östlich von ihm gelegenen Abschnitt des Livingstone-Gebirges — dem

---

befindet, die man sich quer über das Gebirge von Alt-Wangermannshöhe im Konde-Land nach Kitugula in Ubena gezogen denkt.

Ein besonderer Name dieses Gebietes ist für die Beschreibung erwünscht, und da man bereits nach dem ersten Reisenden, der diese Gegend besuchte, von einem »Elton-Pass« spricht — trotzdem die Bezeichnung »Pass« recht unglücklich gewählt ist (vergleiche die nächste Anm.) — so erscheint es zweckmässig, den Namen »Elton-Plateau« für diesen nördlichsten, plateauartigen Abschnitt des Livingstone-Gebirges einzuführen.

*) Wie Bornhardt[1]) bemerkt, verdient der Elton-»Pass« diesen Namen nicht, da der Uebergang, auf dem Elton und seine Gefährten als erste Europäer das Gebirge überschritten, in keiner Einsattelung, sondern auf der vollen Höhe des Plateaurandes gelegen ist.

**) Wie weit sich die Aschenbedeckung des Livingstone-Gebirges vom Elton-Pass aus nach Süden erstreckt, kann ich nicht angeben, nach Nordwesten zu aber ist alles mit Asche bedeckt. Auf seiner Route von Bulongwa nach Buanji traf Bornhardt[2]) vulkanische Produkte jedenfalls nicht mehr an, doch sah er von Muakaleli aus »einen horizontalen, tafelförmigen Abschluss der Gebirgshöhen« und vermutete danach, »dass das Gebirge hier ebenso wie in der Umgebung der Landschaft Buanji eine Decke von flach gelagerten, geschichteten Gesteinen trägt«;[3]) vielleicht handelt es sich hierbei um die auch von Lieder erwähnte Aschenbedeckung. [Lieder[4]) schreibt: »Gestein der Passhöhe war Gneis, oft mit Bimssteinasche bedeckt.«]

***) Herr Dr. Kohlschütter hatte die Freundlichkeit, mir diese und andere Zahlen nach seinen vorläufigen Berechnungen zur Verfügung zu stellen.

---

[1]) **14**, S. 188; [2]) **14**, S. 69—85; [3]) **14**, S. 187; **40** (No. IV); [4]) **6**, S. 276.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tafelhochland, dessen Süd- und Ostabänge wir schon auf unserer Wanderung von Tandala nach Kidugala erblickt hatten — nicht aus Gneis, sondern aus rötlichen, steil aufgerichteten Schiefern, die stellenweise eine Decke von horizontal gelagerten Sandstein- und Konglomeratschichten tragen.[1])

Die Buanji-Kessel.

Von der kahlen Höhe des felsigen, mit mächtigen Sandsteinblöcken bedeckten Kipengele-Pikurugwe-Rückens schauen wir nach Osten zu auf einen weiten, flachen Kessel hinab; bis auf eine Lücke im Norden, durch die wir auf die ferne, noch wesentlich tiefer gelegene Ruaha-Ebene blicken, ist er von hohen, zum Teil tafelformigen Bergen umschlossen. Die Oberfläche des Landkessels ist ein welliges, nach Norden von 2000 m auf 1800 m abfallendes Gebiet; die Bäche haben sich, je näher der Ruaha-Ebene, um so tiefere, kañonartige Täler (deren Sohle bis mehrere hundert Meter unter dem angrenzenden Niveau liegt) darin eingeschnitten.[2])

Auch hier ist das Land, vom Schluchten-Wald mit seinen mächtigen Wacholderbäumen abgesehen, nur mit einem dichten Grasteppich bedeckt, aber es ist fruchtbar und verhältnismässig gut besiedelt: mehr, als es zuerst den Anschein hat, da die elenden, oft blossen Erdhaufen gleichenden Hütten aus Furcht vor den früher so häufigen Ueberfällen möglichst versteckt gelegen sind[3]) (Tb. 83b; 85c u. d; 86; 87b).

Ein kleinerer, aber sonst ganz ähnlicher und nach Nordosten sich öffnender Kessel befindet sich nordwestlich von dem eben besprochenen, im Osten des (in der Fortsetzung des Kipengele-Pikurugwe gelegenen) Kungura-Bergzuges. Ein hoher Rücken — der Lipanje —, an dessen Südseite der Numbi-Bach in tiefer Schlucht sein Wasser zur Ruaha-Ebene schickt, trennt die beiden in das Tafelhochland eingesenkten Mulden voneinander: sie bilden zusammen das Land Buanji.

Abstieg nach Ussafua. —

Versetzen wir uns noch einmal nach dem Elton-»Pass« zurück. Die Aussicht auf das gleich einer bunten Landkarte tief unter uns ausgebreitete Konde-Land ist von geradezu überwältigender Grossartigkeit; die sich im Osten ausdehnende, oben charakterisierte Hochweidelandschaft bietet landschaftlich aber wenig Anziehendes, zumal wenn wir unsere Wanderung in der trockenen Jahreszeit unternommen haben und von dem üppigen Rasenteppich nur dürre, durch die Grasbrände verkohlte Stümpfe übrig geblieben sind.

Wenden wir uns aber nach Westen, so verlassen wir nach wenigen Kilometern Marsch die deutlich abgesetzte Plateauhöhe, um allmählich nach Ussafua abzusteigen, und damit ändert sich wie mit einem Schlage auch das Vegetationsbild in ganz überraschender Weise: Eine grosse Anzahl im einzelnen wenig umfangreicher Parzellen eines sehr dichten, alten Urwaldes bedeckt, von Wiesenflächen unterbrochen, gleich grossen Bosketts ein hügeliges Aschenland; man könnte meinen, in einem alten Park zu wandeln, so effektvoll wechseln Wald und freie Flächen miteinander ab. Ganz wie in unsern heimischen Gebirgs-

[1]) **40** (No. IV); [2]) **14**, S. 72, 84, 85; [3]) **14**, S. 84.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

wäldern, hängen lange zottige Flechten von den Zweigen herab; denn hier oben, in einer Höhe von gegen 2500 m, ist es recht frisch. Mit vollen Zügen atmet man nach der erstickenden Schwüle des Tieflandes die erquickende Bergluft, weithin schweift der Blick über das herrliche Gebirgspanorama zu den Kuppen des Rungwe und des fernen Beja, und füge ich hinzu, dass auch Gelegenheit vorhanden ist, ein so seltenes Wild wie den Büffel zu jagen, so wird man begreifen, mit welcher Wonne der Reisende hier oben weilt. (Tb. 57a; 58a; 82b.)

Geologie des Livingstone-Geb.:

Ueber die Geologie des Livingstone-Gebirges haben als Fachmänner Bornhardt[1]) und Dantz[2]) eingehend berichtet. Ich fasse das wichtigste ihrer Resultate kurz zusammen.

orographisch.

Das Livingstone-Gebirge wird, wie oben bereits erwähnt, fast allseitig von steilen »Grabenrändern« begrenzt.*) Es steigt im allgemeinen von Süden nach Norden zu immer grösseren Höhen an.

Auf der Westseite — nicht auf der Ostseite — ist es in mehrere parallel gerichtete Ketten gegliedert, d. h. die einzelnen Bergrücken und Täler zeigen im allgemeinen eine Tendenz, in der Streichrichtung des Gesteins und damit parallel zum Njassa-Ufer zu verlaufen. Am ausgeprägtesten ist die imposante »Njassa-Randkette«, die Bornhardt[5]) in der nördlichen Hälfte des Livingstone-Gebirges auf einer mehr als 80 km langen Strecke verfolgen konnte und die wohl auch in der südlichen Hälfte vorhanden ist;[6]) ihr höchster Gipfel ist der mächtige Djamimbi-Berg, dessen felsige Doppelkuppe sich bei einer absoluten Höhe von ca. 2400 m um 1900 m über den Njassa-Spiegel erhebt.[7]) Die höchsten Gipfel des Livingstone-Gebirges überhaupt, die im Kipengele-Pikurugwe bis gegen 3000 m ansteigen, liegen in der nördlichen Gebirgshälfte, und zwar auf der am weitesten östlich gelegenen, in ihrem nördlichen und mittleren Abschnitt deutlich ausgesprochenen, in ihrem südlichen Teile weniger scharf hervortretenden Kette, die nach privaten Mitteilungen von Dr. Kohlschütter durch die Bergzüge Kungura—Pikurugwe—Kipengele—Ssassawuíno—Liketenga—Wasiwaka—Kitugala (nicht mit der gleichnamigen Missionsstation in Ubena zu verwechseln!) repräsentiert wird.

Im nördlichsten Abschnitt des Livingstone-Gebirges vereinigen sich die weiter südlich durch Taleinschnitte voneinander getrennten Höhenzüge zu einem etwa 3500—3700 m hohen, nach Norden zu ansteigenden welligen Hochplateau, dem »Elton-Plateau«, das von dem Kungura- und dem Kipengele-Pikurugwe-Rücken noch um einige hundert Meter überragt wird. Oestlich von diesen Rücken sind zwei weite, sich im Norden resp. Nordosten zur Ruaha-Ebene öffnende Landkessel in das Elton-Plateau, das hier den Charakter eines Tafellandes trägt, eingesenkt; der Ostrand dieses Tafelhochlandes steigt hoch und

*) Auch das Gebirge selbst ist mit Brüchen, die sich durch Trümmergesteine dokumentieren, durchsetzt,[3]) und häufige Erdstösse — in der Tandala-Gegend angeblich mehr als zweimal jährlich[4]) — werden beobachtet.

[1]) **14**, S. 69—81, 106—121, 152—170, 174, 177—179, 184—185, 434—439; [2]) **26** (1903), S. 108—120; [3]) **14**, S. 65, 122; **26** (1903), S. 119; [4]) **11**, S. 696; [5]) **14**, S. 153; [6]) **42**; [7]) **14**, S. 437.

schroff über das flache Ubena empor, und auch der steile Südrand erhebt sich noch um einige hundert Meter über das wellige Gelände des südlich daran angrenzenden Livingstone-Gebirgs-Abschnittes.[1])

Wennschon, wie Bornhardt[2]) nachweist, auch vor dem geologisch sehr jungen Absinken der Umgebung an der Stelle der heutigen Njassa-Randberge ein Gebirge die Nachbarschaft überragte, so sind es doch vor allem die gewaltigen tektonischen Einbrüche, denen das Livingstone-Gebirge seine heutige Gestalt verdankt. Wie Bornhardt ausführt, musste nach dem Absinken der Grabenschollen das Gefälle der Wasserläufe auf den stehen gebliebenen Teilen erheblich zunehmen; die Flüsse trugen daher viel von dem ursprünglich höher als heute aufragenden Gebirge ab, gruben sich tiefe Schluchten in das mürbe Gestein der Grabenränder und modellierten die Talhänge zu jenen scharfen Graten und Kanten, die der Randkette des Njassa ihr Gepräge geben.

Die von der Mündung zur Quelle fortschreitende Erosionstätigkeit der Flüsse hat jedoch bisher nur die dem Njassa angrenzenden Partien so stark zu zerfurchen vermocht, und wenn auch fast allenthalben die grösseren Bäche tief ins Gelände eingeschnitten sind, so trägt das Ganze im allgemeinen doch den Charakter eines Hochlandes mit rundlichen Kuppen und Rücken, ja stellenweise ist das Land nur wellig oder sogar fast eben; letzteres gilt im besonderen Masse von dem »Elton-Plateau« und dies wird durch die bereits erörterten Niveauverhältnisse jenes Gebirgs-Abschnittes bedingt.

petrographisch.

Das Gestein des Livingstone-Gebirges besteht in seiner ganzen Südhälfte und dem westlichen Teile seiner Nordhälfte im wesentlichen aus Gneisen, die steil, ja fast senkrecht zum Njassa-Graben einfallen und diesem parallel streichen.*)

Der östliche Abschnitt der Nordhälfte setzt sich vor allem**) aus dem Gneise gleichgelagerten, wahrscheinlich archäischen Schiefern zusammen, die stellenweise (im Buanji-Tafelland) eine Decke von fast horizontal liegenden Sandstein- und Konglomeratschichten tragen.

Dem Gneisgebiet zunächst bestehen diese Schiefer-Schichten aus Glimmerschiefer, dann folgt weiter östlich eine ausgedehnte Zone mit rötlich bis violett gefärbtem Tonschiefer, und noch weiter östlich — in Buanji wenigstens — stehen grau bis schwarz gefärbte Tafel- und Griffelschiefer an. Dantz[5]) erwähnt ferner das Vorkommen von Eisenquarzitschiefern. Die flachen, diskordant den Schiefer überlagernden Schichten sind älter als die der kohlenführenden Karooformation.

(Gold und Eisen),

Nach Bornhardt[6]) ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Schiefer des Livingstone-Gebirges, ihrer Formation nach, abbauwürdige Goldlager enthalten

*) Ueber die relativ jungen, flach gelagerten Schichten der Karooformation, welche, die Gebirgslücke des Ruhuhu-Einbruchs ausfüllend, die Südabhänge des Livingstone-Gebirges teilweise überlagern,[3]) vergleiche Seite 396.

**) In dem südlichen Teile des nordöstlichsten Viertels tritt unter angeschwemmten Lehm-Schichten (vergleiche Seite 434) wieder Gneis[4]) auf.

[1]) **14**, S. 158; [2]) **14**, S. 154; [3]) **14**, S. 117, 436; **26**, (1903). S. 114—116; [4]) **40** (No. IV); [5]) **26** (1903), S. 118; **41**; [6]) **14**, S. 79.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

könnten.*) An Eisen ist das Livingstone-Gebirge aber erwiesenermassen sehr reich; im Gneisgebiet und wohl auch im Schiefergebiete scheint es an vielen Stellen vorzukommen, und mancherorts liegt es in grossen Blöcken direkt an der Oberfläche; ein recht mächtiges Magneteisenerzlager von mindestens 7 km Länge und etwa 10 m Breite entdeckte Dantz am Ligangaberge.[2])

Der Verwitterungsboden und dessen Fruchtbarkeit. —

Das Untergestein liegt im Livingstone-Gebirge — wenn wir von den felsigen Abstürzen der Randkette und dem oberen Abschnitte der »Tafelberge« absehen — fast nirgends in grösserer Ausdehnung zutage.

Der wenig widerstandsfähige Gneis des Livingstone-Gebirges ist bis zu grosser Tiefe, bis 10 m und darüber, verwittert; meist zu Rotlehm, stellenweise auch zu weissen und rötlichen Sanden;[3]) das Verwitterungsprodukt der »Randberge« ist ein grauer Lehm.[4])

Der Glimmerschiefer zerfällt zu einem sandigen, feldspatarmen Boden.[5]) Bornhardt, der die Osthälfte des Livingstone-Gebirges bei dem Marsche vom Kidugala-Rücken nach Bejera's etwa in seiner Mitte überquerte, gibt an, dass hier der Glimmerschiefer unter einer dicken Decke von Lehm und Schottermassen verschwinde; er spricht diese als angeschwemmte Reste eines alten, abgetragenen Gebirges an.[6])**)

In den Hohlformen des Geländes, wo Wald gedeiht — und an Stellen, an denen wahrscheinlich früher solcher vorhanden war, wie an den Ostabhängen des Livingstone-Gebirges in der Gegend von Bejera's bis zum Ruhudje[8]) — ist der Boden mit prächtigem, tiefgründigem Humus bedeckt, der eine staunenswerte Triebkraft besitzt.[9]) Aber auch der rotlehmige Verwitterungsboden des Gneises ist recht fruchtbar, ebenso wie der aus der Verwitterung des Tonschiefers hervorgegangene, im Gegensatz zu dem aus Glimmerschiefer entstandenen.[10])

Klima und Vegetationscharakter.

Den allgemeinen Vegetationscharakter des Livingstone-Gebirges hatten wir bereits auf unsern »Wanderungen« kennen gelernt. Es ist die Flora eines rauhen, feuchten Gebirgsklimas; Regen und Nebel gibt es im Ueberfluss, und wenn auch die Tage recht warm sein können, so sind doch die Nächte oft empfindlich kühl, ja Nachtfröste sind zur kälteren Jahreszeit durchaus keine Seltenheit.

Fast alles ist, wie bereits erwähnt, mit einem dichten Grasteppich bedeckt, der uns durch seine bunten Blumen erfreut, während der Wald nur an windgeschützten Stellen, d. h. in Schluchten und an Berglehnen, vorhanden ist.

*) Auf der Wirtschaftskarte von Deutsch-Ostafrika[1]) ist ein Bezirk dieser Schieferformation als goldhaltig mit ? eingetragen. Wie mir Dr. Kohlschütter mitteilte, hat der Prospektor Arndt am Pangulidala und Fulaningi zahlreiche goldführende Quarzgänge entdeckt, die aber so stark verworfen waren, dass sie den Abbau nicht lohnen.

**) Auch das ganze östliche Vorland des nördlichen Livingstone-Gebirgs-Abschnittes bis zur Ruaha-Ebene hin fand Bornhardt mit einer solchen, das anstehende Gestein meist überlagernden Schicht bedeckt.[7])

[1]) **43**; [2]) **14**, S. 80; **26** (1903), S. 117, 118; [3]) **26** (1903), S. 119; [4]) **14**, S. 65, 82, 155; [5]) **14**, S. 83, 156; [6]) **14**, S. 154; [7]) **14**, S. 159, 438; [8]) **14**, S. 154, 160; [9]) **12**, S. 166; [10]) **14**, S. 83, 84.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Waldbestände.)

Der prächtigen, parkähnlichen Landschaft an den nördlichen Abhängen des Livingstone-Gebirges wurde bereits gedacht; die Abhänge der »Randkette« sind aber im Gegensatz dazu nur mit lichtem Buschwald bestanden, und nur an ihren dem regenreichen Konde-Lande zugewandten Abschnitten finden wir mächtige Bambuswälder (Tb. 64 b).

Das Hochland selbst scheint im Süden bewaldeter zu sein als im Norden, denn nach Klamroth[1]) finden sich im mittleren und südlichen Upangwa noch vorzügliche Waldbestände. Im Norden ist besonders die Gegend von Bulongwa durch grössere Waldungen ausgezeichnet;*) freilich erreichen letztere nicht die »Grossartigkeit und Geschlossenheit« derjenigen von Ost-Usambara, wie der weitgereiste Bornhardt[3]) meint, aber immerhin ist auch der Schluchtenwald des Livingstone-Gebirges von staunenswerter Ueppigkeit: zwischen den prächtigen alten Stämmen wuchern stellenweise in reichster Fülle, so dass das Buschmesser den Pfad durchs Dickicht bahnen muss,[4]) hohe Farne neben betäubend duftenden, bienenumschwärmten Blumen und mächtigen, grossen Königskerzen ähnlichen, 3—4 m hohen Lobelien und wilden Bananen, die ihre kultivierten Schwestern an Stattlichkeit noch übertreffen; auch bambusreiche Stellen fehlen nicht. Besonders erwähnenswert ist ein Wacholderbaum (Juniperus procera Hochst.), dessen kerzengerader Stamm nach Engler gegen 30 m Höhe und darüber erreicht und den W. Götze vielfach am Kipengele-Pikurugwe-Rücken antraf,[5]) der aber auch anderwärts im Livingstone-Gebirge vorzukommen scheint.[6])**)

Früher mag der Wald im Livingstone-Gebirge, vielleicht auch infolge anderer klimatischer Bedingungen, eine erheblich grössere Verbreitung besessen haben als jetzt (siehe Seite 434); jedenfalls räumen die Eingeborenen aber schonungslos damit auf, da sie die Wälder zur Anlage ihrer Dörfer lichten, und ausserdem sind es gerade die schönsten Stämme, die sie zwecks Eisen-Gewinnung in ihren Meilern verkohlen. Gegenwärtig versucht man allerdings von seiten der Regierung die Eingeborenen zur Schonung des Nutzholzes anzuhalten,[8]) und auch mit Aufforstungen wird begonnen.

Fauna.

An Wild ist das Livingstone-Gebirge, soweit es mir bekannt ist, recht arm. Abgesehen von den schon erwähnten Büffeln, die aber nur auf einem eng begrenzten Gebiete vorkommen, und Elefanten, die Dantz[9]) von der Südhälfte des Livingstone-Gebirges erwähnt, gibt es grösseres Wild wohl nur wenig; Zwergantilopen scheinen häufiger vorzukommen, und ebenso Hasen, die sonst recht selten sind. Raubzeug freilich ist — nach den zahlreichen Fallen, die man sieht, und

*) In einem amtlichen Berichte[2]) heisst es: »Der Waldbestand (wozu nur Stücke von mindestens 1 ha Grösse gerechnet wurden) des Ukingalandes beträgt schätzungsweise etwa 150 ha mit 1000 Festmetern gutem Bauholz. Bezüglich des südlichen Teils des Ukingalandes und Buanji steht diese Schätzung noch aus.«

**) Ueber die Flora des Livingstone-Gebirges siehe im übrigen Engler-Götze.[7])

[1]) **27**, S. 44; [2]) **28**, S. 73; [3]) **14**, S. 83; [4]) **26** (1903), S. 111; [5]) **21**, S. 45; [6]) **26** (1903), S. 111; [7]) **21**; [8]) **28**, S. 73; [9]) **26** (1903), S. 111.

nach den vielen Fellen, die die Eingeborenen besitzen, zu urteilen — recht reichlich vertreten. Verschiedene Affenarten, darunter auch der prächtige schwarzweisse Colobus (Fig. 134), sind in den waldigen Abschnitten ebenfalls zahlreich, und in den Randbergen hört man häufig das Bellen der Hundsaffen, die mit unglaublicher Frechheit die Felder der Wakissi plündern.

Auf den Hochweideflächen erschallt ausser Lerchenschlag vielfach auch der höchst eigenartige Ruf eines kleinen Vogels, dessen Stimme ganz so klingt, als ob man einen rostigen Pumpenschwengel in Bewegung setzt; das Vorkommen des Vögelchens ist nicht auf das Livingstone-Gebirge beschränkt, es ist aber ein exquisiter Hochlandbewohner, da man es niemals im Tieflande vernimmt. Auch in den Waldschluchten tönt überall munterer Vogelgesang. Es herrscht hier eine grosse Artenmannigfaltigkeit unter der befiederten Welt, und die meisten meiner »neuen« Vögel stammen gerade aus den Wäldern des Livingstone-Gebirges. Ein häufiger Gast ist hier der schöne Turaco Livingstonii, und buntschillernde Honigsauger, die sich zwischen den Blüten tummeln, wetteifern an Farbenglanz mit den prächtigen Faltern (siehe Seite 284).

Wirtschaftliche Aussichten: Besiedelungsfähigkeit,

Ueber die wirtschaftlichen Aussichten dieses Gebietes — speziell der Umgegend von Bulongwa — schreibt Bornhardt[1]): »Ich möchte wohl glauben, dass deutsche Landwirte hier, auch bei eigener Handarbeit, dauernd vom Fieber und andern tropischen Krankheiten verschont bleiben würden.*) Auch günstige Bodenverhältnisse werden sie auf weiten, von den Eingeborenen bisher nicht in Besitz genommenen Flächen vorfinden. Für Viehzucht würde das Land hervorragend geeignet sein.**) Nur das eine ist mir zweifelhaft, ob sich die Ansiedler in absehbarer Zeit ohne jährlichen Zuschuss, lediglich aus dem Erlös ihrer Produkte werden erhalten können. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist dies sicher nicht möglich.« An anderer Stelle[3]) sagt Bornhardt von dem humusreichen Gebiet am Ostabhang des Livingstone-Gebirges: »Der Boden verrät in seiner Pflanzendecke eine Triebkraft, die sich, wenn das Land künftig durch Anlage von Verkehrswegen erst genügend erschlossen sein wird, gewiss auch für Plantagen-Anlagen vorteilhaft verwerten lassen wird. Einzelne Tabaksfelder, die am Wege beobachtet wurden, zeigten ein vorzügliches Aussehen.« Zache[4]) meint, dass das Livingstone-Gebirge vielleicht für Chinarinde und Tee in Betracht komme.

*) Die Malariafreiheit des Livingstone-Gebirges kann ich bestätigen. Die Wakinga erkranken denn auch unfehlbar an Malaria, wenn sie ins Konde-Land hinabsteigen, weil sie keine Immunität erworben haben.

**) In einem neueren amtlichen Bericht[2]) heisst es: »Was die Viehzucht des Landes [Ukinga] anbetrifft, so gedeiht das Schaf am besten. Ziegen gingen auf der Station Mwakete zahlreich an einer Augenkrankheit — Schwellen der Augen mit wässrigem Ausfluss — ein. Das Rind, welches vom Konde-Land heraufkommt, übersteht den Wechsel sehr gut und dasselbe gedeiht auf den üppigen Weideflächen vortrefflich.«

[1]) **14**, S. 83; [2]) **28**, S. 74; [3]) **14**, S. 157; [4]) **20**, S. 558.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nutzbare Mineralien.

Wenn abbauwürdige Goldlager im Livingstone-Gebirge erschlossen würden, so würde dies natürlich von ungeheurer wirtschaftlicher Bedeutung für das ganze Njassa-Gebiet sein, zumal der Schire-Sambesi-Wasserweg (von der erhofften Njassa-Bahn ganz abgesehen) den Transport der nötigen Maschinen sehr erleichtern würde. Das Eisen hat zur Zeit nur für die Eingeborenen, die ihre ganze Nachbarschaft damit versehen, eine Bedeutung. Grosse Eisenerz-Lager finden sich aber auch ganz nahe am Seeufer, so dass eine spätere rationelle Ausbeutung — die freilich wohl noch in recht weiter Ferne liegt — nach Dantz[1]) auf relativ wenig Schwierigkeiten stossen würde, zumal im Konde-Land die nötigen Steinkohlen ja vorhanden wären. (Vergleiche auch Seite 296 u. 433—434.)

Europäische Niederlassungen —

Seit der zweiten Hälfte der neunziger Jahre hat die evangelische Missions-Gesellschaft Berlin I vom Konde-Land aus mit der Missionarisierung der Livingstonegebirgs-Stämme begonnen. Im Jahre 1895 entstand die Station Bulongwa, 1896 Tandala, beide in Ukinga gelegen; ihnen folgte 1900 Magoje in Buanji und im Jahre darauf Milow in Upangwa. Dem opferfreudigen Eifer der Missionare ist es gelungen, allmählich bei dem rauhen Bergvolke Einfluss zu gewinnen, wennschon ihnen manche trübe Erfahrung nicht erspart blieb und die Anzahl ihrer Anhänger bisher naturgemäss noch keine erhebliche ist.

Auch eine Regierungsstation (Mwakete) besteht seit Ende 1902 in Ukinga.

Anzahl der Eingeborenen.

Die Einwohnerzahl des Livingstone-Gebirges ist verhältnismässig nicht unbedeutend und dürfte nach roher Schätzung wohl immerhin gegen 40 000 Seelen betragen;*) die Bevölkerung ist aber durchaus nicht gleichmässig über das ganze Gebiet verteilt, sondern einzelne Abschnitte sind relaliv stark, andere sind ganz oder doch fast gänzlich unbewohnt; es hängt dies weniger mit der Besiedelungsfähigkeit des Landes, als mit politischen Verhältnissen zusammen.

ihre Verbreitung und Stammeszugehörigkeit:

Wie es in einem so ausgedehnten Gebirgsland nur natürlich ist, wird das Livingstone-Gebirge nicht von einem, sondern von einer ganzen Anzahl von Stämmen bewohnt; im einzelnen wäre darüber folgendes zu bemerken:

Das »Elton-Plateau« ist in seiner Westhälfte so gut wie völlig unbewohnt; die Ansiedlungen beginnen erst einige Kilometer nördlich von Bulongwa.

Wabuanji.

Die beiden Landkessel des östlichen »Elton-Plateaus« (vergl. S. 431) sind aber relativ gut bevölkert. Die Bewohner dieser Gegend werden Wabuanji genannt, jedoch scheint diese Bezeichnung nur ein von den Nachbarn, speziell

*) Der Jahresbericht 1903/04[2]) gibt für den zum Bezirk Langenburg gehörenden nördlichen Abschnitt des Livingstone-Gebirges (in dem Berichte als »Ukinga« zusammengefasst) 25 110 Einwohner an; die zum Bezirk Ssongea gehörige Landschaft Upangwa wird auf 4500 und die grösstenteils zum Livingstone-Gebirge zu rechnende Landschaft Mbejera auf 7500 Einwohner geschätzt. Ueber die Bevölkerungszahl einzelner Abschnitte wäre noch folgendes zu bemerken: der nördliche Buanji-Kessel wird auf mindestens 4000—5000, der südliche auf 1000—1500 Seelen taxiert,[3]) während der westliche Abschnitt des »Elton-Plateaus« fast gänzlich unbewohnt ist. Der Missionsbezirk Bulongwa hat gegen 7000 Seelen,[4]) und ganz Ukinga dürfte etwa 15 000—20 000 Einwohner besitzen.

[1]) **26** (1903), S. 118; [2]) **31** (Anl.), S. 24; [3]) **18**, S. 94; [4]) **15**, S. 25

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Wassangu und Wakinga, gebrauchter Kollektiv-Namen für eine Anzahl von kleinen Bergstämmen zu sein;*) speziell die Bewohner des nördlichen Kessels — es dürften gegen 5000 sein[1]) — nennt man im Lande selbst »Wanginga«, falls man mich recht berichtet hat. Von den Wabena werden die Bewohner des angrenzenden Elton-Plateaus dagegen »Wapangwa« genannt, eine Bezeichnung, die überhaupt bei allen östlichen Nachbarn gleichbedeutend mit »Livingstone-Gebirgs-Bewohner« zu sein scheint. Wenn die Europäer des deutschen Njassa-Gebietes aber schlechtweg von »Wapangwa« sprechen, so denken sie dabei nur an die Bewohner der südlichen Livingstone-Gebirgshälfte, für welche diese Bezeichnung zu einer Art Stammesname erhärtet ist, und nicht an die Bewohner des nordöstlichen Livingstone-Gebirges, die von Thomson[2]) — der aus Ubena kam — als Wapangwa in die Literatur eingeführt sind. (Vergleiche Seite 408.)

Thomsons Wapangwa,

Wamawemba.

Die Leute, welche südlich von den Wabuanji des Elton-Plateaus die Ostseite des Livingstone-Gebirges bewohnen, werden — wenigstens von ihren westlichen Nachbarn, den Wakinga — als »Wamawemba« bezeichnet. Ich kenne persönlich nur den nördlichsten Teil des Wamawemba-Gebietes, das ich auf der Route Tandala-Kidugala passierte (vergleiche Seite 429); aus den neueren Karten ist jedoch zu entnehmen, dass das Wamawemba-Gebiet sich nach Süden etwa ebenso weit wie Ukinga erstreckt und dass seine südlichsten Abschnitte zum Bejera-Reiche gehören; das Wamawemba-Gebiet scheint im allgemeinen nur sehr schwach bevölkert zu sein. Zu den Wamawemba müssen wir auch die von Thomson und Adams erwähnten »Wanena« rechnen.

Thomsons Wanena,

Ausser von Adams,[3]) der den Namen Wamawemba nicht zu kennen scheint, werden meines Wissens nach die Wanena von keinem der neueren Autoren erwähnt; auch mir wurde dieser Name nicht genannt, trotzdem ich ungefähr dieselbe Route wie Adams, jedoch in umgekehrter Richtung, marschierte.

Nach Adams wohnen die Wanena östlich vom Pangulidala-Berge, in der Gegend des Dorfes Mwagwama, und da auch Thomson[4]) zu seinen Wanena kommt, nachdem er ein Dorf Namens Mwagwama erreicht hat, so bleibt nichts anderes übrig, als anzunehmen, dass die Wanena von Adams dieselben wie die von Thomson sind (vergleiche die auffallend übereinstimmenden Schilderungen beider Autoren); allerdings ist auf älteren Karten[5]) des Mwagwama Thomsons etwa 20 km nördlich vom Pangulidala eingetragen, jedoch könnte es nach den neuen Aufnahmen[6]) mit dem von Adams identisch sein.

Wakinga und Wamahassi,

Die an das Wamawemba-Gebiet angrenzende Ostseite des Livingstone-Gebirges wird von dem volkreichen Stamm der Wakinga bewohnt; ihre Zahl beträgt (inkl. der Wamahassi) etwa 15—20 000 Seelen. Die Südgrenze von Ukinga bildet der in den Njassa einmündende Kilondo-Bach, und im Norden reicht das Kinga-Gebiet bis einige Kilometer nördlich von Bulongwa.

Allerdings wohnen im nördlichen Teile des Landes nicht nur Wakinga, sondern ausserdem sitzt dort auch ein anderer, von den Wakinga abhängiger

*) Da sich diese Bergstämme als Untertanen der Wassangu fühlen, so bezeichnen sie sich dem Europäer gegenüber gern selbst als Wassangu.

[1]) **18**, S. 94; [2]) **2** (Vol. I), S. 247; **32**; [3]) **12**, S. 106; **38**; [4]) **2** (Vol. I), S. 248, 249; **32**; [5]) **36**; [6]) **42**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

— und daher auch meist zu diesen gerechneter — Stamm, die Wamahassi. Missionar Hübner, der ihre Anzahl auf etwa 5000 Seelen schätzte, sagte mir, die Wamahassi sässen nordwestlich, westlich und südwestlich von Bulongwa bis zum Rande des Hochlandes, und bei Alt-Wangermannshöhe wohnten sie auch an den Abhängen des Livingstone-Gebirges; sonst sind, beiläufig bemerkt, die dem Konde-Land resp. Njassa zugewandten Abhänge des Gebirges weder von Wakinga noch Wamahassi bewohnt, und nur unmittelbar am Seegestade finden wir wieder Ansiedlungen der Wakissi.

die südlichen Wapangwa.

Die Südhälfte des Livingstone-Gebirges wird von dem volkreichen Stamm der Wapangwa bewohnt (vergl. S. 438). Die Wapangwa-Ansiedlungen beginnen südlich vom Kilondo-Bach und reichen nach Weltzsch und Wolff[1]) bis drei Tagemärsche nördlich vom Ruhuhu;*) der verbleibende allersüdlichste Abschnitt des Livingstone-Gebirges ist nach den genannten Autoren[2]) nur in seinem westlichen Teile besiedelt, wo sich einige Dörfer der »Wagogo« befinden.**)

»Wagogo«.

Die Wagogo, »deren Gebiet sich zumeist in einem langgestreckten, schmalen, mit den Randbergen des Njassa parallel laufenden Tale befindet«, wollen Weltzsch und Wolff[4]) streng von den Wapangwa trennen; ich weiss persönlich über die »Wagogo« nur soviel, dass die Wakissi ihre südlich von den Wakinga in den Bergen sitzenden Nachbarn, und zwar von der Wakinga-Grenze bis zur Wiedhafen-Gegend,***) mit diesem Namen bezeichnen, und in einer früheren Arbeit[5]) sprach ich die Ansicht aus, dass »Wagogo« nur die Wakissi-Bezeichnung für die Wapangwa sei.†) Da die Bewohner des südlichen Livingstone-Gebirges grösstenteils Schabruma-Unterworfene[8]) sind resp. früher waren, erklärt es sich, dass sich letztere den Reisenden gegenüber auch selbst als »Wangoni« bezeichneten [siehe Anm.†)]; die nordwestlichsten scheinen unabhängiger geblieben zu sein,[9]) und in diesem Gebiete liegen auch Ansiedlungen von »Wabena« (Mbejera-Leuten?), die sich Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in den unruhigen Kriegszeiten in diese Berge geflüchtet haben.[10])

*) Ueber die Ostgrenze von Upangwa siehe die diesem Werke beigegebene grosse Karte; inwieweit jene Grenz-Eintragung korrekt ist, kann ich nicht beurteilen.

**) Vergleiche auch die Route von Schwarz[8]).

***) Einige Wagogo-Niederlassungen befinden sich übrigens auch an dem Njassa-Abhang der Randkette.

†) Die Angaben von Weltzsch und Wolff stammen von ihrer ersten Bereisung des Gebietes, während Klamroth[6]) in späteren, recht ausführlichen Mitteilungen auffallenderweise nichts von den Wagogo erwähnt. Schwarz,[7]) der von Wiedhafen aus das »Wagogo«-Gebiet offenbar durchzogen hat, kennt diesen Namen anscheinend nicht. Er bezeichnet die Leute zwischen Wiedhafen und Kadoto's (östlich von Lupingo gelegen) als Wangoni und die nördlich von Kadoto's liegende Landschaft nennt er Upangwa; wenn er schreibt: »Nach Westen reicht die Landschaft Upangwa bis zu den von Wakinga bewohnten Randbergen am See«, so trifft das nicht zu, wenigstens nicht für die Leute, die man im allgemeinen als Wakinga bezeichnet. Vergleiche auch Seite 408.

[1]) **19**, S. 298; [2]) **19**, S. 297—298; [3]) **14**, S. 179—183; [4]) **19**, S. 296; [5]) **22**, S. 9; [6]) **27**; [7]) **14**, S. 179—183; [8]) **26** (1903), S. 110; [9]) **26** (1903), S. 112; [10]) **14**, S. 183; **27**, S. 43; **26** (1903), S. 110?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Um es in den Hauptpunkten noch einmal zusammenzufassen: die Südhälfte des Livingstone-Gebirges wird von Wapangwa resp. Wagogo bewohnt, die Nordhälfte ist in ihren vier »Quadranten« verschieden besiedelt; der nordwestliche Quadrant ist menschenleer, der südöstliche von Wamawemba spärlich besiedelt, im Nordosten wohnen Wabuanji, im Südwesten Wakinga.

Körperbeschaffenheit der Livingst.-Geb.-Stämme

Was die somatischen Eigenschaften dieser Gebirgsstämme anbelangt, so hebt der scharf beobachtende Merenski[1]) von den Wakinga sehr zutreffend die starke Wölbung des Thorax und die kräftige Entwicklung der Beinmuskulatur, eine Folge des vielen Bergsteigens, hervor; im übrigen seien »Körperbeschaffenheit, Kopfbildung und Gesichtsausdruck äusserst verschieden.« (Tb. 89 u. 90.)*) Recht eigentümlich klingt dagegen das, was Thomson[3]) über die Wapangwa des nordöstlichen Livingstone-Gebirges (vergleiche Seite 438) und die ihnen benachbarten Wanena, »die elendesten Muster der Menschheit, die er in Afrika gesehen habe«, berichtet.

Nach ihm besässen die Wapangwa eine ausserordentlich dunkle Hautfarbe, ausgesprochenen Negertypus und seien sehr hässlich; eine besondere Rasseneigentümlichkeit sei vor allem, dass die meisten Männer schielten, und bei vielen sei ausserdem das linke — gerade das linke — Auge zerstört. Noch viel tiefer als die Wapangwa ständen die Wanena, die in ausgesprochenster Weise affenähnliche Degenerationszeichen trügen: »Such miserable specimens of humanity I have nowhere seen in Africa. Even the Wakhutu looked intelligent and manly beside them. Their heads are very small, and their skulls are so narrow as to suggest the idea that they have been pressed so when young. The two upper incisors are remarkably large and prominent.« Thomson meint, dass die Wapangwa, Wanena und auch die Wakinga vielleicht zurückgedrängte Ueberreste einer Urbevölkerung seien, die durch den Aufenthalt im Hochgebirge körperlich und geistig allmählich degeneriert wären. Falls die Angaben von Adams[4]) stimmen (?), hätten die Wapangwa und Wanena, von den Wassangu aus ihren alten Wohnsitzen verjagt, zu Thomsons Zeiten freilich kaum 30 Jahre im Livingstone-Gebirge gewohnt! Weltzsch und Wolff[5]) werfen Thomson wegen seiner Angaben über die tiefe Stellung der Wapangwa Unzuverlässigkeit vor; sie irren sich aber insofern, als sich die Angaben von Thomson gar nicht, wie sie meinen, auf die Wapangwa resp. Wagogo der südlichen Livingstone-Gebirgs-Hälfte, sondern auf jene andern Wapangwa des nordöstlichsten Livingstone-Gebirges beziehen (vergl. S. 438).

Aber auch so scheinen mir Thomsons Angaben wenig vertrauenerweckend, zumal er bei aller sonstigen Gewissenhaftigkeit gerade über somatische Eigentümlichkeiten oft recht vorschnell urteilt. Ich selbst habe wenigstens weder bei den Wabuanji noch den Wakinga-Wamahassi oder den Wamawemba »Degenerationszeichen« entdecken können; im Gegenteil, sie scheinen mir ein recht kräftiger, gesunder Menschenschlag zu sein, der in seinen Bergen vortrefflich gedeiht, wenn die räuberischen Nachbarn ihn in Ruhe lassen.

und ihre geistigen Eigenschaften.

Von den moralischen Eigenschaften der Livingstone-Gebirgsbewohner ist nicht viel gutes zu berichten. Gewohnt, in jedem Fremden einen Räuber zu sehen, sind sie ihm gegenüber meist scheu und sehr wenig zugänglich und ziehen sich beim Nahen einer verdächtigen Karawane am liebsten in ihre Schlupfwinkel zurück. Feige kann man sie darum nicht schelten, denn sie scheinen im Gegenteil recht rauflustige Gesellen zu sein, und wo sie glauben, es sich leisten zu können, werden sie anmassend und frech, wovon die Missionare zu erzählen

*) Siehe auch Fülleborn.[2])

[1]) **5**, S. 289; [2]) **22**; [3]) **2** (Vol. I), S. 247—251; [4]) **12**, S. 85; [5]) **19**, S. 296.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wissen.[1]) Brandstiftung, Diebstahl, selbst Raub und Mord, scheinen bei ihnen fast an der Tagesordnung zu sein, und die Wakinga, Wabuanji und Wapangwa sind wegen ihrer Trunksucht verrufen;[2]) es herrschen bei ihnen auch recht barbarische Sitten und Gebräuche. Keineswegs sind die Wakinga das »ausserordentlich sittsame, natürliche und gutmütige, unschuldig kindliche Volk«, als das sie Pater Adams[3]) hinstellt, wenn er bedauert, dass sie der katholischen Mission entgangen sind. Wenn aber Merensky[4]) in seiner Charakteristik des Volkes sagt: »Die Wakinga sind schmutzig und unordentlich in Behandlung von Haus und Hof, Gerät und Körper«, so ist dies Urteil wohl durch den Gegensatz zu den so überaus ordnungsliebenden Konde-Leuten zu hart ausgefallen. Denn die Livingstonegebirgs-Stämme sind allerdings schmutzig, — freilich nicht mehr als die meisten Negerstämme dieser Gegenden —, ihre Aecker werden jedoch mit bemerkenswerter Sorgfalt bestellt, und viele ihrer Geräte sind recht geschickt und sorgsam verfertigt, auch abgesehen von der Eisen-Technik in der sie treffliches leisten.

(Selbstmord bei den Wakinga.)

Ueber den Selbstmord bei den Wakinga berichtet Missionar Hübner[5]) folgendes: »Der Selbstmord kommt unter dem Kinga-Volk hin und wieder vor. So z. B., wenn ein Mann eine Frau durch den Tod verloren und keine Aussicht hat eine andere zu bekommen. Auch zu grosse Sorge über einen ungeratenen Sohn kann den Vater desselben zu dieser furchtbaren Sünde verführen. Bei Frauen ist das einzige Motiv zum Selbstmord wohl nur Aerger. Um dem Mann für die schlechte Behandlung einen besonderen Streich zu spielen, sowie Trauer um Verlust von Reichtum bei ihm hervorzurufen, nimmt sich die Frau das Leben. Man sieht aus dieser Tatsache, dass die Frau hier entschieden tiefer steht, als der Mann. Das ist beim Kinga-Volk noch auffälliger als bei den Wanjakjussa.«

Herkunft und Geschichte der Livingst.-Geb.-Stämme:

Die politische Lage der Livingstone-Gebirgsbewohner war vor dem Eingreifen der deutschen Regierung, d. h. bis vor kaum einem Dezennium, eine überaus traurige. Die Wapangwa im Süden wurden von den Wangoni geknechtet, die Wabuanji im Norden unterstanden den Wassangu, welche die Pässe des nördlichen Livingstone-Gebirges besetzt hielten, um Fühlung mit ihren Gebieten im Konde-Oberland (Muakaleli-Gegend) zu behalten.[6])

der Wakinga,

Die Kinga dazwischen wurden abwechselnd von den Wassangu und Wangoni, gelegentlich auch von den Wahehe ausgeraubt,[7]) aber sie konnten sich doch ihre Unabhängigkeit bewahren. Nur die nördlichsten Abschnitte des Kinga-Landes, mit ihrer Wamahassi-Bevölkerung waren den Wassangu unterworfen, und die in der Gegend von Wangermannshöhe an den Abhängen des Livingstone-Gebirges sitzenden Wamahassi waren der Willkür der benachbarten Konde-Dörfer preisgegeben.[8]) Die Kinga ihrerseits überfielen mit ihren Haumessern wieder die wehrlosen Kissi-Dörfer am Njassa-Ufer, und auch unter sich fochten die einzelnen Kinga-Häuptlinge häufig Fehden aus.

Bei dem Konde-Aufstand im Jahre 1897 hatte sich ein Teil der Wakinga mit den Wanjakjussa verbündet; den Wakinga sollte die Rolle zufallen, den

[1]) **13**, S. 346; **19**, S. 295; [2]) **25**, S. 70; **27**, S. 45; **30**, S. 77; [3]) **12**, S. 109—111; [4]) **5**, S. 289; [5]) **15**, S. 28; [6]) **5**, S. 291; **1**, S. 337; [7]) **5**, S. 295; **15**, S. 25; **4**, S. 166; [8]) **5**, S. 290, 291.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Platz Langenburg, während dessen Besatzung im Konde-Land focht, zu überfallen, ein Plan, der freilich in kläglichster Weise scheiterte.

Mit der europäischen Zivilisation sind die Wakinga erst durch die Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gegründeten Missionsstationen Bulongwa und Tandala in nähere Berührung getreten; seit 1902 befindet sich auch die Gouvernementsstation Mwakete in ihrem Gebiete. Mit den angrenzenden Stämmen unterhalten die Wakinga anscheinend recht wenig Verbindung, wenn-schon die Feldhacken der Kinga-Schmiede die ganze Nachbarschaft versorgen; nur mit den Wakissi des Njassa-Ufers stehen sie zur Zeit in lebhafterem Verkehr.

Den Namen »Wakinga« bringt Merensky[1]) sprachlich mit dem der »Henga« und »Finga« in Zusammenhang und gibt an, dass er »Knechte« bedeute. Ihre harte, aber des Wohllautes nicht entbehrende Sprache soll sich nach Missionar Wolff sehr erheblich von der der Konde-Leute unterscheiden: so sehr, dass Kinjakjussa bei ihnen überhaupt nicht verstanden wird.

Ueber die Herkunft der Wakinga und ihre Häuptlinge konnte ich noch folgendes in Erfahrung bringen: Herr Missionar Hübner aus Bulongwa erzählte mir, dass die Wakinga angeblich erst vor etwa vier Generationen von Osten her, aus Niumbanitu*) kommend, in ihre heutigen Wohnsitze eingewandert seien. Der Grund für das Verlassen ihres alten Gebietes soll die Verdrängung durch stärkere Stämme gewesen sein; nach einer andern Version hätten Streitigkeiten zwischen zwei Häuptlingssöhnen einen Teil der Bevölkerung zur Auswanderung veranlasst, um so einen drohenden Bruderkrieg zu vermeiden. Die Wakinga hätten die Wamahassi bereits im Livingstone-Gebirge angetroffen und dieselben unterworfen oder verdrängt.

Damals sollen die Wakinga noch unter einem einzigen Sultan gestanden haben, der das Land dann aber zwischen seine vier Söhne teilte. Sie hiessen: der erste Unkuama oder Muibuka, der zweite Umhugilo, der dritte Unlupila, der vierte Ulubumbu. Die Namen erbten sich fort, und nach ihnen hiess das Gebiet im Süden Lupila, in der Bulongwa-Gegend Ulubumbu, östlich davon Ubuhugilo und Ubukuama endlich in der Tandala-Gegend.[4]) Vor etwa einem Menschenalter wurde das Ulubumbu-Gebiet aber infolge von Erbstreitigkeiten, bei denen Mord und Verrat die Hauptrolle spielten, wiederum zwischen die Häuptlinge Bululile und den Vatermörder Kielela geteilt, so dass von nun an fünf Oberhäuptlinge, von denen jeder über eine Anzahl kleinerer gebot, vorhanden waren.[5]) Aber auch das Muibuka-Gebiet ist nicht in einer Hand

*) Ein Niumbanitu, »eine kleine, vereinzelte, mit dichtem Busch gekrönte Felskuppe inmitten flachwelligen Landes«,[2]) liegt 25 Kilometer südöstlich von Kitugala in Ubena. Missionar Weltzsch und Wolff schreiben darüber:[3]) »Am 18. Dezember erreichten wir Nyumbanitu (Schwarzhausen). Nach alten Traditionen sollen die Bakinga sich von hier aus verbreitet haben. Es ist ein liebliches Stückchen Erde, und man kann die alte Anhänglichkeit der Bakinga für dieses Land wohl begreifen.«

[1]) **5**, S. 289; [2]) **14**, S. 162; [3]) **19**, S. 298; [4]) **8**, S. 200; [5]) **15**, S. 25.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geblieben, da sich zwei Söhne des vorletzten (1897 †) Muibuka (Maliba und Untandala mit Namen, besonders aber der letztere) fast unabhängig gemacht haben.[1])

der Wamahassi.

Ueber die Wamahassi, jenen Stamm, der vor den Wakinga im Livingstone-Gebirge gesessen haben soll, wurde mir von Herrn Miss. Hübner folgendes übermittelt: Sie sollen nach ihren Traditionen aus derselben Gegend wie die Wakinga gekommen sein; bevor sie von dem Lande Besitz ergriffen hätten, sei alles ein grosser, unbewohnter Wald gewesen. Als dann die Wakinga kamen, soll ein Teil der Wamahassi nach Untali ausgewichen sein, der als Wantali noch heute dort wohne; der Dialekt der Wamahassi, der sich von dem der Wakinga unterscheidet, soll nach Nauhaus vielleicht auch an den der Wantali anklingen.*) Eine Vermischung zwischen den Wamahassi und Wakinga dürfte nur wenig stattgefunden haben; wenigstens soll sich ein Kinga-Mädchen für zu gut dünken, einen Mhassi-Mann zu heiraten. Politische Selbständigkeit geniessen die Wamahassi nicht; gegenwärtig unterstehen sie dem Oberhäuptling des Bulongwa-Gebietes, dem Kinga-Sultan Bululile; auch ihre Dorfhäuptlinge dürften ebenfalls Wakinga sein. Es wurde bereits erwähnt, dass die vom Konde-Land aus leichter erreichbaren Wamahassi von den Konde-Häuptlingen sehr schlecht behandelt wurden und dass die nördlichsten früher den Wassangu unterworfen waren.

der Wabuanji und Wamawemba. —

Von der Herkunft und Geschichte der Wabuanji-Stämme und der Wamawemba ist kaum etwas zu berichten. Adams[4]) gibt an, dass die »Wapangwa und Wanena« (vergleiche Seite 438), ursprünglich am Mbarali ansässig, vor etwa einem halben Jahrhundert von den Wassangu in die Berge vertrieben seien. Die Sprache der Wanena soll von Kibena völlig verschieden sein.[5]) Die der Wabuanji schien den Konde-Missionaren — wenigstens bei ihrer ersten Orientierungsreise — ein Gemisch von Kikinga und Kissangu zu sein.[6])

Die Wabuanji betrachten sich durchaus als Untertanen der Wassangu; ihr grösster Häuptling dürfte Maliwale (nahe der Missionsstation Magoje) sein. Sie haben früher während der Kämpfe zwischen den Wassangu und Wahehe sehr viel gelitten,[7]) zumal ihr Bergland in Kriegszeiten wohl eine Zufluchtsstätte für die lockenden Wassangu-Herden gewesen sein mag; wie Bornhardt[8]) bemerkt, deutet schon die versteckte Lage und flüchtige Bauart ihrer Ansiedlungen darauf hin, dass man hier stets mit feindlichen Ueberfällen rechnete.**)

---

*) Nauhaus[2]) berichtet dies zwar von den Wakinga. Er unterscheidet aber nicht zwischen Kinga und Wamahassi, und da er die betreffenden Erkundungen im Wamahassi-Gebiet anstellte, vermute ich, dass sie sich auf die Wamahassi beziehen. Vergleiche auch Fülleborn, Anthropologie der Nord-Njassa-Länder,[3]) wo noch andere Versionen über die Herkunft der Wamahassi und Wakinga erörtert werden.

**) Ueber die Wapangwa der südlichen Livingstone-Gebirgs-Hälfte siehe Seite 463—464.

---

[1]) **8**, S. 200; **10**, S. 118; [2]) **5**, S. 294; [3]) **22**, S. 8 u. 9; [4]) **12**, S. 85; [5]) **12**, S. 106; **2** (Vol. I), S. 249; [6]) **18**, S. 94; [7]) **18**, S. 93; [8]) **14**, S. 84.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sitten und Gebräuche (sp. der Wakinga und Wabuanji): Die Häuptlinge.

Von den Sitten und Gebräuchen der Livingstone-Gebirgs-Bewohner, speziell der Wakinga, wäre folgendes zu berichten:

Die Häuptlinge der Wakinga sollen, so erzählte mir Miss. Wolff, meist einen recht erheblichen Einfluss auf ihre Leute besitzen, jedenfalls mehr als die ohnmächtigen Sultane des Konde-Landes; die Untertanen sind auch verpflichtet, für ihre Häuptlinge zu ackern, die ihrerseits allerdings dann für reichliches Bier sorgen müssen.[1]) Nachfolgeberechtigt scheinen die Söhne der Hauptfrauen zu sein, wennschon, wie Beispiele zeigen, auch die von Neben-Weibern zu politischem Ansehen gelangen können;[2]) während der Minderjährigkeit eines Erbberechtigten führt anscheinend einer der Räte resp. ein Verwandter für diesen die Regentschaft.[3])

Wachtsystem.

Bei der politischen Unsicherheit, in der sie früher beständig lebten, hatten die Wakinga, um sich vor unvorhergesehenen Ueberfällen zu schützen, ein reguläres Wachtsystem von auf den Bergen stationierten Posten eingeführt. Diesen mussten, wie Nauhaus[4]) anschaulich schildert, die Fremden Rede und Antwort stehen, und durch weithinschallende Rufe wurde von hier aus die Nachbarschaft von allem im Lande vorgehenden benachrichtigt.

Solche in skandierender Sprache auf erstaunlich grosse, kilometerweite Entfernungen von Berg zu Berg geführte Unterhaltungen sind in Ukinga überhaupt sehr beliebt und gehören mit zu dem für das Reisen in jener Gegend charakteristischen.

Religiöse Vorstellungen.

Die religiösen Vorstellungen der Kinga dürften denen der Konde-Leute gleichen. Die berühmte Mbassi-Priester-Familie des Konde-Landes (vgl. S. 317—318) entstammte aus der Tandala-Gegend*) und war bei den Konde-Leuten und Kinga in gleicher Weise angesehen; auch dem Kiara-Heiligtum zu Langenburg nahten die Wakinga mit ihren Opfern. Vor ihren heiligen Hainen, in denen sie opfern,**) haben die Wakinga eine grosse Scheu; nicht weit von Tandala ist eine derartige Stätte, von der, wie mir Herr Wolff erzählte, die Sage geht, es werde dort finster, wenn ein Unberufener sie betrete.

Kosmische Vorstellungen

Von den kosmischen Vorstellungen der Wakinga ist mir kaum etwas bekannt. Miss. Hübner berichtet,[5]) dass sie gleich den Konde-Leuten bei Erdbeben sagen: »Gott geht durch die Erde«, und Miss. Wolff teilte mir mit, dass man merkwürdigerweise die Sterne für Wühlmäuse halte, deren weisse Nagezähne vom Himmel herableuchten, und wenn nachts Sternschnuppen fielen, suche man tags darauf nach den als Leckerbissen geschätzten Tieren. Von besonderen Namen für einzelne Sternbilder war Miss. Wolff nichts bekannt.

*) Es soll, wie mir Herr Miss. Wolff mitteilte, bei den Wakinga überhaupt von Gottesmenschen, Propheten und auch Prophetinnen wimmeln.

**) In einem von Miss. Wolff beobachteten Falle bestand das an heiliger Stätte niedergelegte Opfer aus einer Ziegenkeule, von der man jedoch das beste Fleisch vorher entfernt hatte, und einem Stück vom Herzen des Tieres.

[1]) **9**, S. 225; [2]) **8**, S. 200; [3]) **10**, S. 118; [4]) **5**, S. 296; [5]) **11**, S. 696.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Totenkult.

Ueber den mit den religiösen Anschauungen ja so eng zusammenhängenden Totenkult wäre von den Wakinga nach den in den »Berliner Missionsberichten« abgedruckten bezw. mir persönlich gemachten Mitteilungen von Miss. Wolff und Hübner folgendes zu berichten. Glaubt man, dass jemand bald verenden werde, so bringt man ihn, wie mir Herr Wolff erzählte, in eine abseits gelegene Hütte und lässt ihn dort sterben. Man meidet nämlich den Platz, wo jemand gestorben ist, und diejenigen, welche bei der Bestattung mit dem Toten in Berührung gekommen sind, gelten für unrein, dürfen z. B. auch nicht mit den andern gemeinsam essen.[1]) Gewöhnliche Leute sollen nach Miss. Hübner auf einer Seite liegend in ausgestreckter Stellung beerdigt werden, Häuptlinge aber würden in sitzender (hockender?) Stellung in einer Grube beigesetzt; diese Grube überdecke man im Niveau des Erdbodens mit einer Lage von Zweigen und auf die Zweige schütte man dann Erde. Für die einzelnen Familien beständen Erbbegräbnisse in bestimmten Hainen, deren Betreten Unbefugten streng untersagt sei; durch Elton[2]) wissen wir von solchen sakrosankten Begräbnishainen auch aus Buanji.

(Menschen-Opfer.)

In Ukinga bestand noch bis in die allerjüngste Zeit der früher auch im Konde-Lande übliche Brauch, beim Tode eines Häuptlings diesem einen Mann als Begleiter in die Unterwelt mitzugeben. Es wurde hierzu sein vertrautester Untertan gewählt, oder es war traditionell eine ganz bestimmte Familie dazu ausersehen, stets diese Opfer zu liefern; der betreffende wurde nicht lebendig mitbegraben, sondern vorher getötet.[3])

Ueber die Begräbniszeremonie der Wapangwa siehe Seite 465.

Aberglaube und Zauberei.

Die Wakinga sind sehr abergläubisch und fürchten sich vor allerlei Zauberei. Besonders die Tandala-Leute sind als Zauberer verrufen, und ihr Land wird wegen der Zaubermittel, die man überall im Erdboden vergraben wähnt, gemieden.[4])

Von dem unheimlichen »Embuta«-Glauben der Wabuanji, der auch in Ukinga nicht unbekannt ist,*) wurde bereits S. 106 berichtet; wenn jemand ohne offenkundige Todesursache als Leiche aufgefunden wird, so denkt man gleich an Embuta-(Unyambuta)-Zauber.[5]) Der Embuta-Zauber hat wahrscheinlich Verwandtschaft mit dem Glauben an die schon mehrfach erwähnten (vergl. Seite 70, 311) Mfiti-Werwölfe; die letzteren sind jedenfalls dem Ideenkreis der Livingstone-Gebirgs-Bewohner nicht fremd.**)

*) Nach dem Kinga-Glauben verschwinden die durch »Embuta« verzauberten Wanderer zuweilen einfach vom Erdboden, und man findet dann als einzige Ueberbleibsel nur noch ihre Kleidung (Mitteilung von Miss. Wolff).

**) Miss. Källner[6]) berichtet aus Buanji nach den Erzählungen der Eingeborenen: »Zauberer töteten Menschen und assen ihr Fleisch; ja selbst an Krankheiten verstorbene Menschen grub man aus und verzehrte sie.«

Ferner schreibt Miss. Klamroth aus Upangwa,[7]) nachdem er von der erfolgreichen Jagd auf einen Leoparden, der Menschen angefallen hatte, berichtet hat: »Uebrigens handelte es sich nach Ansicht der Leute nicht um einen gewöhnlichen Panther, sondern — nach dem bekannten Aberglauben der Schwarzen — um eine Art Werwolf.«

[1]) **16**, S. 33; [2]) **1**, S. 337; [3]) **10**, S. 120; **11**, S. 696; [4]) **10**, S. 120; [5]) **29**, S. 39; [6]) **29**, S. 39; [7]) **30**, S 76.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gottesurteile. Ueber die in Ukinga üblichen Methoden des Gottesurteils berichtet Miss. Wolff[1]): »Meldete z. B. ein Bestohlener dem Zauberdoktor, deren es genug gibt, einen Diebstahl, so muss er die Leute, die er im Verdacht hat, zur Stelle bringen. Der Zauberdoktor nimmt eine Kalebasse, deren Hals abgeschnitten ist, salbt sie mit Zaubermedizin, legt etwas Feuer hinein und reibt dann mit diesem Gefäss, die Oeffnung gegen den Leib des betreffenden gekehrt, auf diesem hin und her. Saugt sich das Gefäss fest, brennt die Haut des betreffenden, so ist er des Diebstahls überführt. Der Zauberer sagt: ‚isoe' oder ‚yesoe', er ist gestorben (nämlich der Hund). Diese Redensart rührt von der Sitte her, nach der man bei sehr giftigen Medizinen [Muavi], die sonst auch zum Ausweise von Schuld oder Unschuld in Anwendung kommen, neuerdings Hunden dieselbe einflösst (wie es früher bei Menschen geschah). Stirbt solch stellvertretender Hund, so ist der Dieb oder dergleichen entlarvt. Gibt er die Medizin von sich, heisst es »ivɛχile« oder »jidɛχile«, und der betreffende ist schuldlos.« *)

»Die Feuerprobe hat zunächst der Bestohlene zu bestehen, denn vielleicht ist der Dieb in seiner Verwandtschaft; dann brennt er selbst und die Sache ist erledigt. Erst wenn er sich als schuldlos erwiesen hat, kommen die Verdächtigen an die Reihe. Der Verbrannte ist der Dieb, die Kalebasse kann nur mit Gewalt von dem Leibe des betreffenden entfernt werden. Der Dieb muss bezahlen. Die Prozedur heisst ukupogola.«

»Ebenso ist das auch im Konde-Lande bekannte lagula, hier lagùla, im Schwunge. Hierbei wird ein Holzbecher, mit der Oeffnung nach unten, auf der Erde hin und her gerieben. Der betreffende, für den diese Prozedur ausgeübt wird, ist der Dieb.« **)

»Nun ist anerkanntermassen schon genug Betrug dabei vorgekommen, Unschuldige für schuldig erklärt worden usw. Dies tut nichts, es wird weiter betrogen, und man lässt sich weiter betrügen.«

»Einige der Zauberer operieren mit einer Art Würfel. Drei Eisennägel mit allmählich stärker werdendem Kopfe werden in ein enges Bambusrohr gesteckt. Ist der, für den diese Würfel befragt werden, schuldig, so vereinigen sich die Nägel, ist er unschuldig, steht jeder Nagel für sich. Beteuert der also ertappte Dieb ferner seine Unschuld, wird ihm ein Ohr durchbohrt und einer der Nägel da durchgesteckt bezw. gezogen. Geht es glatt durch, ist der betreffende unschuldig, widrigenfalls bleibt der Nagel mit dem Kopf im Ohr sitzen und kann selbst mit Gewalt (?) nicht herausgezogen werden.«

»Oftmals versucht ein und dieselbe Person alle vier Arten bei den verschiedenen Zauberern und wird, obgleich unschuldig, von allen vier für schuldig erklärt, zumal wenn der Ankläger dem Zauberer kurz vorher eine Ziege oder dergl. gezahlt hat. Dann werden die Doktoren geschmäht als solche, die den Reichtum der Leute für nichts und wieder nichts an sich reissen, das nächste mal aber doch wieder aufgesucht. Nur wenige sagen sich völlig von der Betrügerei los, die mehr als augenfällig ist.« (Vergleiche hierzu auch Seite 309—310.)

---

*) In Upangwa gehen aber noch heutzutage sehr viele Leute an Muavi zu grunde, denn Miss. Klamroth[2]) berichtet über seine im Frühjahr 1903 gemachten Erfahrungen: »Von fünf Menschenleben, die dabei draufgegangen sind, lässt es sich mit Sicherheit feststellen, in Wirklichkeit wird ihre Zahl leider noch weit höher sein. Ein Häuptling gestand es mir offen, als ich ihm seine Sünde vorhielt, ohne auch nur im mindesten das Gefühl zu haben, als habe er etwas Böses begangen: ‚Soll ich denn die Krankheit einfach hinnehmen, wenn mich meine Leute behexen? Ja, vier von ihnen sind an Muavi gestorben.' Von einem andern Fall wurden wir noch rechtzeitig benachrichtigt.« Aus der Klamrothschen Schilderung geht dann des weiteren hervor, dass der Muavi-Trank von Kundigen gegen Bezahlung bereitet wird; im übrigen vergleiche auch den Källnerschen Bericht am Schluss dieses Abschnittes (Seite 464), wo auch über andere abergläubische Gebräuche der Wapangwa berichtet wird.

**) D. h. während des durch den Zauberer vollzogenen Reibens mit dem Holzgefäss werden die Namen der Verdächtigen aufgezählt; wird der Name des Schuldigen genannt, so soll das Gefäss am Boden haften. Ich entnehme dies aus Privatmitteilungen von Miss. Wolff, der mir seiner Zeit seine Beobachtungen über die Gottesurteile der Wakinga mitteilte.

---

[1]) **16**, S. 33; [2]) **30**, S. 77.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ansehen der Frau.

Die Stellung der Frau soll in Ukinga verhältnismässig keine schlechte sein, wennschon ihr von der schweren Feldarbeit mehr zufallen soll wie bei den Konde-Leuten. In hohem Ansehen scheinen die Häuptlingsfrauen zu stehen, denn es gilt als eine schwere Beleidigung, wenn ein Untertan einer solchen nicht genügend aus dem Wege geht, so dass er ihren Schurz streift (siehe S. 460);*) dass es auch Prophetinnen geben soll, wurde bereits oben erwähnt.

Heirat.

Will ein Mkinga-Jüngling freien, so muss er, wie Herr Wolff mir mitteilte, seinem künftigen Schwiegervater als Brautpreis Hacken, Feldfrüchte und Vieh — in der Regel zwei Ochsen — zahlen, ausserdem aber, wie weiland Jakob um Rahel, seinem Schwiegervater eine Zeitlang dienen und für ihn ackern, und er muss auch nachweisen, dass er einen Acker für seine Frau hat; stirbt später die Frau, so macht der Schwiegervater seinen Eidam eventuell für ihren Tod verantwortlich.

Schwiegervater und Schwiegertochter.

Auch bei den Wakinga und Wabuanji[2]) darf die Schwiegertochter ihren Schwiegervater nicht sehen, damit die Ehe nicht unfruchtbar bleibt. (Vergleiche Seite 350—351.)

Geburtshütten.

Bei einer bevorstehenden Geburt begibt sich die Schwangere in der guten Jahreszeit für einige Tage in den Wald, zur schlechten in eine besondere Geburtshütte; vornehme Frauen sollen sich nach Miss. Hübner viele Wochen so zurückziehen.**)

Verhältnis des Vaters zu den Kindern.

Die Väter haben über ihre Kinder unbedingtes Verfügungsrecht; der Vater kann, wie dies Källner[3]) aus Buanji berichtet, seinen erwachsenen Sohn sogar töten, ohne dass man ihn dafür belangt. So hat auch der Vater, resp. die Familie, das Recht, Schadenersatz zu verlangen, wenn Kinder im Dienste anderer verunglücken,[4]) ebenso wie der Schwiegervater den Eidam beim Tode seiner Tochter zur Verantwortung ziehen kann. Selbst erwachsenen Söhnen gegenüber wirkt das Wort des Vaters noch bestimmend.[5])

*) Ueber das Begrüssungszeremoniell bei den Wakinga resp. Wamahassi berichtet Nauhaus[1]) folgendes: »An einer Biegung des Weges taucht plötzlich eine kräftige Gestalt aus dem Nebel. Unser Muenentera-Mann wirft sofort seine Speere ins Gras. Die Nebelgestalt folgt seinem Beispiel und legt auch das Schaffell ab, welches seinen Schultern als Regenmantel dient. Die beiden Männer umarmen sich. Der Kopf muss dabei über die linke Schulter des Freundes gehalten werden, man streichelt sich gegenseitig mit der flachen Hand den Rücken von oben nach unten und spricht dabei den Gruss, der mir nicht ganz klar geworden ist. Ich verstand: A..., Sau Sau Sau Sau Sau. B. Sau Sau Sau Sau Sau usw. Die Umarmung löst sich, jeder legt seine eigenen Hände mit den Flächen aneinander und hält sie dem Freunde hin, dabei wird auf jeder Seite ein kurzes Kehl-E ausgestossen. Nach einer längeren Reihe solcher E's hat die Begrüssung ihr Ende erreicht . . .« [Begrüssungszeremoniell.] —

Offenbar handelt es sich um eine etwas stürmische Begrüssung nach Wassangu-Art, die in den unter Wassangu-Einfluss stehenden Nord-Gebieten üblicher sein mag, die aber in Ukinga — wenigstens in dieser Umständlichkeit — nicht die gewöhnliche Grussform ist; das »Sau, Sau« dürfte »Aze, Aze« gelautet haben (vergleiche Seite 216).

**) Die auf Tb. 88e abgebildete »Geburtshütte« war ein elendes spitzes Grashäuschen von nur 1,50 m Durchmesser und 1,70 m Höhe und hatte im Innern als einzige Einrichtung eine primitive Lagerstätte.

[1]) **5**, S. 293; [2]) **24**, S. 50; [3]) **25**, S. 70; [4]) **24**, S. 51; [5]) **23**, S. 50.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ackerbau usw.

Die Wakinga und ebenso auch die Wabuanji und Wamawemba sind recht tüchtige Ackerbauer.*) Man pflanzt Erbsen, Mais, Eleusine, eine rote Sorghum-Varietät, Bohnen, Bataten, die Yumbu genannte, kleine, unterirdisch wachsende Knolle, Kürbisse und Ricinus; auch Tabak muss recht viel gebaut werden, denn alles raucht hier und man verhandelt ausserdem Tabak an die Wakissi.

Bananen sah ich im eigentlichen Ukinga nur in wenigen Exemplaren nahe der Missionsstation Bulongwa; die an den Abhängen des Konde-Landes wohnenden Gebirgsleute bauen allerdings auch Bananen, doch ist das Klima weiter oben zu deren gedeihlicher Entwicklung offenbar zu rauh.[1])

Bambus, der den Leuten nicht nur ein bequemes Baumaterial, sondern vor allem auch den beliebten Bambuswein liefert, dürfte in der Nähe der Ansiedlungen zum mindesten geschont werden. Vermutlich baut man Bambus aber auch direkt an; in der südlichen Livingstone-Gebirgshälfte ist dies sicher der Fall, denn Schwarz[2]) sah hier in der Nähe der Niederlassungen vielfach »kleine, reihenweise angepflanzte Bestände von niederem Bambus, aus dessen Saft die Leute ein berauschendes Getränk bereiten«; auch in der Kidugala-Gegend wird, wie mir Miss. Gröschel mitteilte, Bambus zu diesem Zwecke angepflanzt.

Man geht bei der Anlegung der Aecker meist sehr sorgsam zu Werke, indem man die Berglehnen in horizontalen Terrassen abstuft, um ein Abschwemmen der durch die Hackarbeit gelockerten Oberkrume zu verhindern,[3]) oder man führt die Beete den Abhang hinab und lässt den Regenbächen in den dazwischen bleibenden Furchen freien Abzug. (Tb. 80a, 82a, 84a.)

Wie Miss. Hübner[4]) berichtet, bestellen die Wakinga ausser den eigenen Aeckern nicht nur die ihrer Häuptlinge (wozu sie verpflichtet sind), sondern sie helfen sich auch gegenseitig; ebenso in Buanji »ackern die Leute eines ganzen Dorfes miteinander«.[5]) Ueberreicher Biergenuss, so dass dann nur selten ein Mkinga oder Mbuanji nüchtern vom Felde heimkehre, sei beim Ackern allgemeine Sitte; überhaupt sei die Ackerzeit im Kinga-Land eine recht fröhliche, und überall töne von den Abhängen heiterer Gesang.

Acker-Gesänge usw.

Ueber die beim Ackern gesungenen und die sonstigen Kinga-Lieder schreibt Miss. Hübner[6]) aus Bulongwa: »Leider ist die Anzahl der für den Gottesdienst zu gebrauchenden Volksmelodien sehr klein, da die meisten dem Tanze angehören. Obige zwei [mit religiösen Texten versehene] Melodien sind Gesänge des Ackerns, einer Arbeit, bei welcher alljährlich neue Gesänge zum Vorschein kommen, freilich auch ebenso schnell wieder verschwinden. Alle Versuche meinerseits, Trauermelodien aufzufinden, waren bisher vergeblich. Das Volk kennt keinen Trauergesang, sein Weinen besteht nur in einem Klagegeheul, bei welchem immer dieselben Worte wiederkehren; z. B.: ‚Ich armer Vater, mein Sohn ist weggegangen, o weh!'«

Zum Umbrechen des Bodens dient die langgestielte grosse Eisenhacke; zum Zusammenhäufen des Erbsenkrautes, das man in kubischen Haufen auf

*) Ueber die Wapangwa siehe das Ende dieses Abschnittes.

[1]) **5**, S. 291, 292; [2]) **14**, S. 181; [3]) **14**, S. 82; [4]) **9**, S. 225; [5]) **29**, S. 39; [6]) **29**, S. 36.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Felde aufstapelt, soll ein Gabelholz, eine Art »einzahnige Harke«, gebraucht werden.

Zum Schutze gegen die Ziegen sind die Felder vielfach mit Hecken und Zäunen umgeben (Tb. 84a); dort, wo sie den Weg kreuzen, dient eine primitive, aus einer Astgabel bestehende Leiter zur Passage (Tb. 85b und Fig. 178). Ab und zu sieht man zum Unterschlupf bei Unwetter bestimmte Feldhütten auf den Aeckern. Speicher findet man ziemlich selten, da sie aus Furcht vor Feinden oft an abgelegenen und versteckten Stellen angelegt werden.[1]) Die Form der Speicher ist die gewöhnliche: grosse, runde, mit Lehm und Mist verschmierte,

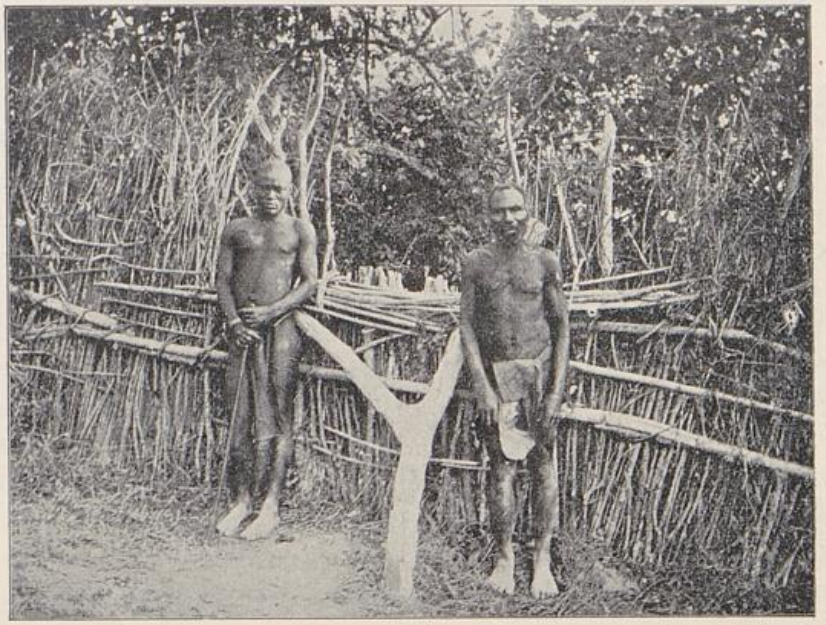


Fig. 178. Astgabel-Leiter zum Passieren der Zäune.

auf niederen Pfahlrosten aufgesetzte Körbe mit spitzem, abnehmbarem Strohdach. Kleinere Vorräte von Feldfrüchten hebt man auch in den Wohnhütten auf.

Die Verarbeitung des Getreides zu Mehl ist bekannt. Ob Mehl aber eine wichtigere Rolle im Haushalte der Wakinga spielt, kann ich nicht angeben: soweit mir erinnerlich, waren verhältnismässig wenig Stampfmörser vorhanden, und zwar waren dies (in Ukinga, Buanji und bei den Wamawemba) auffallend niedere, nur etwa fusshohe, eimerartige Gefässe (Tb. 91, No. 35), nicht die sonst gewöhnlichen sanduhrförmigen Mörser.

Ein recht erheblicher Teil des Getreides, vor allem die Eleusine, wird aber zu Bier verbraut, das von den Livingstone-Gebirgs-Leuten in ganz ungeheuren Mengen konsumiert wird und das bei keiner Festlichkeit fehlen darf.[2]) Das

[1]) **5**, S. 292; [2]) **5**, S. 291—298, **29**, S. 39.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bier und Bambus-Wein.

Kinga-Bier steht, wie Nauhaus erzählt,[1]) bei den Konde-Leuten in schlechtem Rufe, und auch die Wakissi halten wenig davon, da es ihnen zu dünn ist. Die Quantität ersetzt aber erfolgreich die Qualität; über die Methode, wie sich die Wakinga das Bier in den Magen füllen, wurde ja bereits auf Seite 117 gesprochen. Wenn das Getränk kühl ist, schmeckt das leichte Kinga-Bier eigentlich gar nicht übel; noch besser mundet freilich der Bambus-Wein, der im Livingstone-Gebirge sehr geschätzt ist. Aber Bambus-Wein ist ein gefährliches, schnell berauschendes Getränk, und wenn zu Beginn der Regenzeit, in den Monaten Januar bis April, die gekappten Bambusstauden reichlich fliessen (vergleiche Seite 117), soll die allgemeine Bekneiptheit bei den ohnehin zur Trunksucht neigenden Gebirglern, zumal bei den Wapangwa, geradezu gefährliche Dimensionen annehmen. (Vergl. Seite 464.)

Speiszettel.

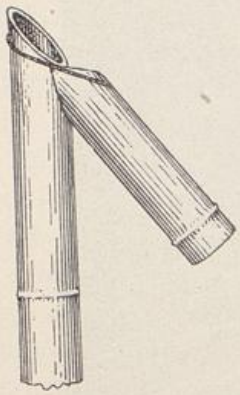


Fig. 179. Befestigungsart des zur Aufnahme des Saftes bestimmten Bambusgefässes an der angeschnittenen Bambusstaude.

Um das, was über Essen und Trinken zu sagen ist, gleich in diesem Zusammenhange zu erledigen, so sei hier noch folgendes bemerkt. Milch schätzen die Wakinga, wie mir Herr Miss. Wolff mitteilte, nicht, und sie hielten bisher auch keine Kühe, sondern nur Ochsen zu Schlachtzwecken (siehe weiter unten); die Kühe der Wabuanji werden aber gemolken. Da Rinder sicher nur bei festlichen Gelegenheiten geschlachtet werden können,*) sind Hühner, Ziegen und Schafe wohl die gewöhnlichen Fleischlieferanten; Hundefleisch soll bei den Wakinga — im Gegensatz zu den Wassangu usw. — angeblich verschmäht werden, doch gelten die maulwurfsartigen Wühlmäuse für besondere Leckerbissen. Der Ertrag der eigentlichen Jagd (siehe Seite 435) dürfte nur gering sein; der Genuss von Colobusaffenfleisch soll übrigens, wie mir Herr Miss. Hübner mitteilte, gewissen Kinga-Familien untersagt sein [vergleiche Seite 374, Anm. *)]. Geräucherte Fische kauft man von den Wakissi am See, Salz zum Würzen der Speisen tauscht man aus Ubena gegen Hacken ein.[3]) Honig liefern die wilden Bienen, für die man auch in Ukinga ausgehöhlte Baumstämme aufstellt. (Tb. 109b.)

Viehzucht.

Die Viehzucht tritt in Ukinga dem Ackerbau gegenüber ganz in den Hintergrund. Die Wabuanji besitzen allerdings ganz erhebliche Rinderherden, doch sollen die Wakinga, wie mir Miss. Wolff mitteilte, nur Stiere bezw. Ochsen zu Schlachtzwecken von den Konde-Leuten gegen Eisen-Hacken eintauschen und selbst keine Rinder züchten. Die weiten Hochweideflächen Ukingas wären

*) Nach Miss. Wolff[2]) werden in Ukinga »bei einem Schlachtfest lebende Tiere in Stücke zerhauen«.

[1]) **5**, S. 297; [2]) **24**, S. 49; [3]) **14**, S. 157;

zur Rinderzucht zwar sicher ganz trefflich geeignet, bei den früheren politischen Verhältnissen hätte Herdenreichtum ja aber nur den Feind ins Land gelockt; jetzt soll übrigens, wie mir Herr Zache mitteilte, auch in Ukinga die Rinderzucht Eingang gefunden haben. Ziegen sind bei den Wakinga, wie überall im Livingstone-Gebirge, recht reichlich vertreten, und es gibt auch Schafe, die hier ganz besonders gut gedeihen sollen.[1])

Nauhaus[2]) erwähnt, dass die Wakinga (Wamahassi) keine Ställe für ihr Vieh bauten, sondern die Ziegen an den oft vor den Hütten aufgepflanzten langen Bambusstäben (Fig. 181) anbänden, und dass die Rinder im Freien in kleinen Einzäunungen übernachteten. Ich möchte hierzu bemerken, dass ich in Ukinga, ebenso wie bei den Wamawemba und Wabuanji, Viehställe antraf. Für die Ziegen baut man entweder besondere, spitzdachige, kleine, runde Häuschen, die auf einer Plattform ruhen (Fig. 85b), oder man bringt sie noch häufiger im Innern des Wohnhauses in besonderen »Verschlägen« unter. Die Rinder haben ebenfalls entweder ihre von den Wohnräumen getrennten besonderen Ställe (deren Bauweise sich der in den verschiedenen Gegenden üblichen Häuserform anschliesst), oder ihnen wird ein Abschnitt des Wohnraumes zugeteilt.

Jagd.

Jagdbares Wild gibt es in Ukinga, wie schon erwähnt, nur wenig, wohl aber viel Raubzeug. Treibjagden mit Hunden sollen üblich sein, und Zwergantilopen-Hörnchen, wie man sie zu vielen auf eine Schnur gereiht öfter als Männer-Halsschmuck sieht, sollen dabei als Signalpfeifen dienen. Bei den Wamawemba sah ich auch grosse Wildnetze.

Fallen verschiedener Konstruktion für Affen und Raubwild sind in Ukinga recht häufig. Besonders erwähnenswert sind die mit Schlingen versehenen Röhren, die man in die Gänge der Wühlmäuse legt; die Hausratten fängt man in reusenartigen Fallen. Auch Vögeln soll, wie mir Miss. Wolff mitteilte, mit Fallen nachgestellt werden, und ebenso ist die Verwendung von Vogelleim in Ukinga nicht unbekannt. (Vergleiche hierzu Abschnitt IX.)

Ortschaften und Häuserbau:

Die Bauweise der Ortschaften variiert in den von mir besuchten Teilen des Livingstone-Gebirges ziemlich erheblich, und daher ist es zweckmässig, die Ansiedlungen der einzelnen Stämme auch gesondert zu besprechen.

Anlage der Kinga-Dörfer.

In Ukinga finden sich fast nirgends »geschlossene« Ortschaften — d. h. solche, bei denen sich Haus an Haus reiht bezw. diese nur durch einen geringen Zwischenraum voneinander getrennt sind — sondern die einzelnen Gehöfte einer Ansiedlung pflegen, durch Felder oder Wald und Busch von einander getrennt, über die Abhänge verstreut zu sein. Dass man sich mit Vorliebe im Walde anbaut, wurde bereits oben erwähnt, und in den waldärmeren Landesteilen kann man darauf rechnen, dort, wo man Bäume und Büsche sieht, auch eine Ansiedlung zu finden. Gleich den Feldern umzäunt man auch die einzelnen Gehöfte gern mit Hecken oder umgibt sie mit einem Bambuszaun. Der Ziegen

[1]) **28**, S. 74; [2]) **5**, S. 292.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wegen führen Astgabelleitern über die Hecken hinweg (Fig. 178), oder man versperrt den Zugang im Zaun durch eine eigenartige Vorrichtung, die auch in Ussafua und Unjika angetroffen wird und die ich als »Pendeltür« bezeichnen will.

(Pendeltür.) Eine solche Pendeltür ist folgendermassen konstruiert: Die Türöffnung in dem das Gehöft umgebenden Zaun wird von zwei starken Stämmen flankiert, die an ihren oberen Ende durchlocht sind, und diese Löcher sind dazu bestimmt, galgenartig ein rundes Querholz aufzunehmen; auf das Querholz ist eine Anzahl oben durchbohrter, etwa armdicker Hölzer gereiht, die pendelartig herabhängen und unten gegen eine Holzschwelle anschlagen; durch Löcher in dem mittleren Abschnitt der Türpfeiler — auf Fig. 180 sind diese Löcher nicht eingezeichnet —

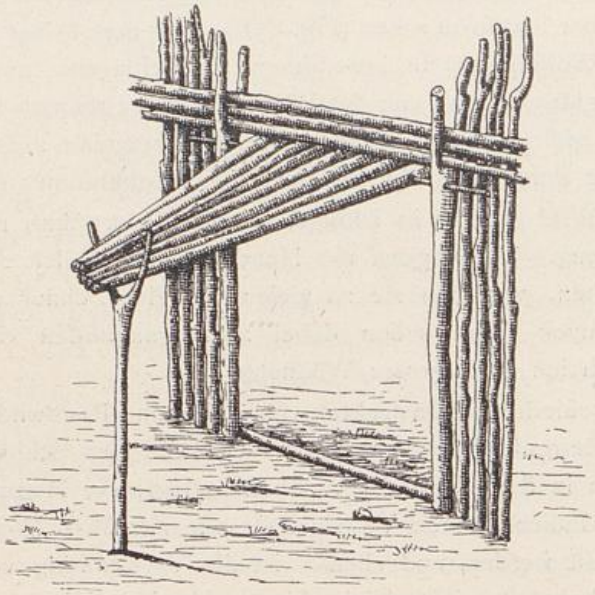


Fig. 180. Eine Pendeltür.

können dann Querstangen gesteckt werden, welche die Pendelhölzer gegen die Schwelle fixieren, und so die Tür verschliessen; soll die Tür offen stehen, so legt man die Pendelhölzer auf einer Astgabel in die Höhe (Tb. 85b und 100c; Fig. 180).

Wegen der Steilheit des Geländes sind die Wakinga meist gezwungen, den Boden für Hütte und Hof erst zu planieren, was mit viel Geschick und grosser Sorgfalt ausgeführt wird (Fig. 181 u. Tb. 83a, 85a); die nächste Umgebung der Hütte wird für Negerverhältnisse oft recht sauber gehalten.

Trichter-Hütten d. Wakinga. Die in Ukinga vorherrschende Hüttenform gleicht einem umgestülpten Trichter, d. h. das Haus besteht nur aus einem direkt auf den Erdboden aufgesetzten spitzen, grasgedeckten Bambusdach. Ein niederes, am Boden befindliches Schlupfloch führt in das Innere der Trichterhütte. Als Türverschluss

dient eine Stabplatte, die vom Hütteninnern aus senkrecht vor die Eingangsöffnung gestellt wird; die rechts und links verbleibenden dreieckigen Lücken — zwischen der schrägen Hüttenwand, der senkrechten Türplatte und dem Erdboden — werden durch einige nebeneinander in die Erde gesteckte Stöcke zugebaut. Die Grösse dieser primitiven Behausungen schwankt zwischen 6 m Höhe und demselben Durchmesser bis zu solcher von nur 2—3 Metern. In etwa Manneshöhe, oder auch ganz erheblich tiefer, ist der obere Teil der Hütte durch horizontale Stangen, die man aussen durch den Grasbelag herausragen sieht, zu einem besonders für Brennholz bestimmten Vorratsraum abgeteilt; man kann daher in diesen Hütten sehr oft nicht einmal aufrecht stehen. (Tb. 85a.)

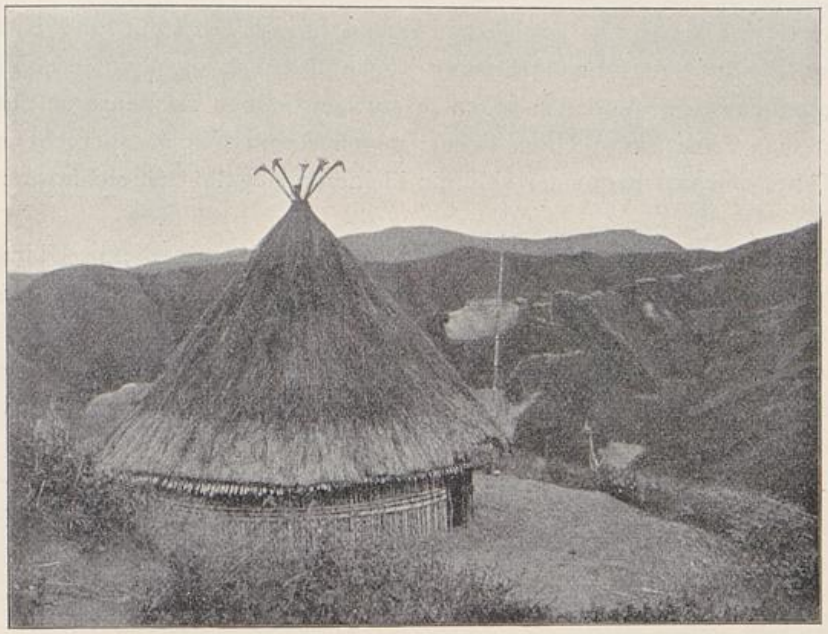


Fig. 181. Kinga-Hütte auf planiertem Boden; im Hintergrunde angebaute Abhänge.

Regelmässig — und zwar gilt dies von allen Häusern in Ukinga — lässt man einen Kranz von Dachsparren über die Spitze der Hütte hinausragen. Offenbar soll dies eine Verzierung sein, denn man wählt hierzu gern die Wurzelenden der Bambusstangen*) und gibt diesen durch Zustutzen eine an Tierköpfe erinnernde Form; Nauhaus[1]) gegenüber erklärte man diese Figuren sogar direkt für Ochsenköpfe (Tb. 81b und Fig. 181).

Ein anderer, viel vollkommenerer, aber weniger gebräuchlicher und hauptsächlich in der Bulongwa-Gegend angetroffener Haustypus, lehnt sich an die in

*) Dass man gerade die massiven Wurzelenden nach oben kehrt, hat ausserdem auch den praktischen Nutzen, dass die Stangen dann nicht so leicht faulen, wie ein gewöhnliches Stück Bambus, in das es hineinregnen kann.

[1]) 5, S. 294.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

»Rundhütten« d. Wakinga.

Ussafua übliche Form und an die Rundhütten des Konde-Landes an. Diese Häuser besitzen einen mit Lehm (ausnahmsweise auch mit den »Lehmsemmelchen« der Konde-Hütten, vergleiche Seite 378) verschmierten niederen Knüttelunterbau, dem ein etwas überhängendes, spitzes, grasgedecktes Dach aufgesetzt ist (Tb. 84 u. Fig. 181). Die geringe Höhe des Unterbaus bringt es mit sich, dass auch hier die Türöffnung niedrig ist, wenn auch höher als bei den Kegelhütten. Im Gegensatz zu denen der Kegelhütten, besitzen die Türöffnungen in der Regel etwa fusshohe Schwellen; der Türverschluss besteht aus einer meist in primitiven Zapfen laufenden Platte von zusammengeflochtenen Stäben. Auch diese Häuser besitzen unter dem Dache einen Vorratsraum.*)

Erdwohnungen der Wakinga.

Eigenartig ist die Sitte, dass in der Gegend von Bulongwa (ob auch anderwärts in Ukinga, ist mir nicht bekannt) in mit Knütteln und Erde überdeckten, durch eine Einsteigeöffnung zugänglichen Erdgruben gewohnt wird, und besonders junge Mädchen sollen in solchen Gruben zu mehreren zusammen hausen; man findet darin guten Schutz gegen die in Ukinga ja recht empfindliche Kälte, und viel bequemer sind die kleineren Kegelhütten sicher auch nicht. (Tb. 88 c.)**)

Die Bauweise der Wabuanji,

Wir kommen zur Bauweise der Wabuanji. Ebenso wie in Ukinga, trifft man in den beiden Talkesseln des Buanji-Landes Rundhütten, die denen der benachbarten Wassafua gleichen, und da die Bewohner des nordwestlichen Kessels auch alte Beziehungen zum Konde-Lande haben,[3]) so kann es nicht wundernehmen, hier ab und zu auch ein nach Konde-Art gebautes Haus anzutreffen.***)

ihre »Bienenkorb«- und »Tonnenhütten«.

Die für Buanji charakteristische Bauart unterscheidet sich jedoch sehr erheblich von der Ussafuas, des Konde-Landes und auch von der Ukingas; denn die typische Wabuanji-Hütte besteht aus einem bienenkorb- oder halbtonnenförmigen Flechtwerk, das entweder mit Grasstroh eingedeckt oder mit Rasenklötzen belegt wird.

Im einzelnen wäre folgendes dazu zu bemerken:

Im südöstlichen Buanji-Kessel traf ich, ausser einigen Wassafua-Hütten, als herrschende Bauform grasgedeckte Bienenkorbhütten, deren Dimensionen etwa 3—4 m im Durchmesser bei 2—2,5 m Höhe betrugen. Der obere Teil der schon so niederen Hütten war auch hier in etwa 1 1/4 m Höhe durch eine horizontale Stangenlage zu einer Art »Bodenraum« umgewandelt. Waren aber diese

*) Bei den in Bulongwa von mir untersuchten Häusern war derselbe in etwa Manneshöhe oder selbst darüber angebracht, doch berichtet Nauhaus[1]) von dem Wamahassi-Dorf der Muenentera — wo er dieselbe Hüttenform antraf —, dass der Bodenraum so tief hinabreichte, »dass man nicht einmal aufrecht auf einem Feldstuhl sitzen konnte«.

**) Auch Nauhaus[2]) erwähnt solch ein unterirdisches Gelass; es befand sich unter einem Schmiedeschuppen und sollte bei feindlichen Ueberfällen als Versteck dienen.

***) In jüngster Zeit, wo durch die neu angelegte Missionsstation Magoje der Verkehr mit dem Konde-Land ein lebhafterer geworden ist, bürgern sich die Konde-Hütten übrigens noch mehr ein.[4])

[1]) **5**, S. 292; [2]) **5**, S. 295; [3]) **18**, S. 94; [4]) **29**, S. 40.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Behausungen schon eng und unbequem genug, so gab es doch noch ganz bedeutend kleinere von nur etwa 1,5 m im Durchmesser, und diese waren so sorglos aus ein paar Stangen zusammengebunden, dass sie, wie Bornhardt[1]) sagt, »schon in ihrer Bauweise darauf berechnet sind, beim Erscheinen des Feindes im Stiche gelassen zu werden«.

Ebensolche erbärmliche Behausungen beschreibt schon Thomson[2]) von seinen Wanena, während die Wanena von Adams[3]) in »Scheunenhäusern« nach Wamawemba-Art wohnen (vergleiche Seite 456).

Ueber die Herkunft der Wabuanji-Bauweise schreibt Miss. Källner[4]): »Zur Zeit der Hehe-Raubzüge kamen Flüchtlinge aus der Ferne [vergleiche Seite 443] und bauten diese halbtonnenförmigen Erdhütten; die Buanji sahen dies, und die faulsten unter ihnen merkten, dass man in diesen in ein bis zwei Tagen errichteten Hütten auch schlafen könne. Bald folgten alle dieser Bauart«.

Ich möchte hierzu bemerken, dass ich keine den jetzigen Wabuanji-Hütten gleichenden Behausungen aus der in Betracht kommenden Nachbarschaft kenne, und dass an und für sich die niederen rasenbelegten Geflechthütten sehr wohl ein Produkt der waldarmen, rauhen und windreichen Gebirgsgegend sein könnten, zumal wenn den Bewohnern durch fortwährende Raubzüge das Bauen besserer Häuser verleidet wurde.

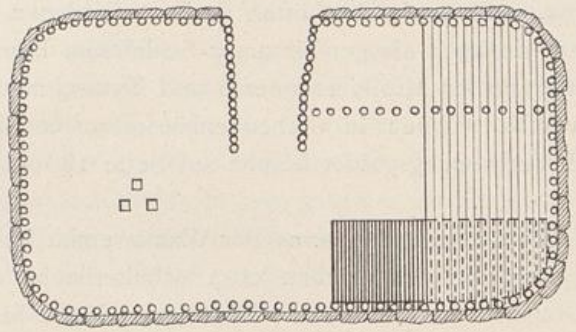


Fig. 182. Grundriss einer tonnenförmigen Rasenhütte der Wabuanji.
Links die drei Feuersteine, rechts oben der »Verschlag« für die Ziegen, rechts unten die Lagerstätten, auf der rechten Seite ausserdem eine grosse, in die Wand eingelassene »Plattform«.

Im nordwestlichen Buanji-Kessel und in den benachbarten Abschnitten des südöstlichen fand ich die Geflechthütten nicht mit Grasstroh eingedeckt, sondern das aus Zweigen und Lianen nicht ohne Sorgfalt zusammengeflochtene Gerippe war mit Rasen-Klötzen belegt, die mit samt dem den Wurzeln anhaftenden Erdreiche ausgestochen waren. Solche Hütten machen von weitem mehr den Eindruck von blossen Erdhaufen, als von menschlichen Behausungen; sie sind aber, wie gesagt, nicht ohne Sorgfalt gebaut, und der Rasenbelag, den der Wind nicht wie ein Strohdach zerzausen kann, wird gut gegen Regen und Kälte schützen. Die kleineren Rasen-Hütten haben Bienenkorbform, die grösseren sind halbtonnenförmig und besitzen manchmal recht erhebliche Dimensionen; so mass ich bei einer, wie es hier die Regel ist, gleichzeitig als Wohnhaus und Viehstall dienenden Hütte eine Länge von 8,5 m bei 4 m Breite und 1,65 m Höhe des Innenraumes; die geringe Höhe ist allen diesen Hütten gemeinsam (Tb. 85 c; 86).

[1]) **14**, S. 84; [2]) **2** (Vol. I), 250; [3]) **12**, S. 106; [4]) **29**, S. 40.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Meist errichtet man an einer oder auch zu beiden Seiten der Türöffnung eine ein Stück weit in den Innenraum einspringende Stabwand (Fig. 182); hinter dieser bringt man gern die Lagerstätte an, wohl um gegen den Zugwind besser geschützt zu sein. Aus demselben Grunde sieht man auch aussen vor der Tür öfter grosse Holzkloben nebeneinander als eine Art Windschirm — und gleichzeitig auch als Brennholzreserve — aufgestellt. (Tb. 85 c; 86 b.)

Windschirme.

Als Windschirm dienen ferner einige Meter lange, niedere Astgeflechte, die man vor den Ortschaften auf freiem Felde antrifft; angeblich versammeln sich hier die Männer, wenn sie der Beratung pflegen wollen. (Tb. 87 b.)

»Kasinos«.

An dieser Stelle sei erwähnt, dass ich in Buanji, ebenso wie in Ukinga und bei den Wamawemba, auch eine Art öffentlicher Gebäude antraf, d. h. die in Unjika und Ussafua wohl in jedem Dorfe vorhandenen Versammlungshäuser für junge Männer resp. durchreisende Fremde. Diese Häuser sind offenbar eine Art »Kasino«, und nach den öfter darin gefundenen Lagerstätten zu schliessen, werden sie auch als gemeinsamer Schlafraum benutzt; stets waren sie mir eine Fundgrube für Musikinstrumente und Tanzschmuck.

Die »Scheunenhäuser« der Wamawemba. —

Die Wamawemba wohnen in »Scheunenhäusern«, eine Häuserform, über deren Bauart und Verbreitungsgebiet bereits auf Seite 180—181 eingehend berichtet wurde.

Speziell bei den »Scheunenhäusern« der Wamawemba ist der aus Knütteln mit Lehmbewurf hergestellte Unterbau etwa schulterhoch, doch reicht das spitze Giebeldach aussen weiter herab. Die ganze Höhe bis zum Dachfirst beträgt ungefähr 3—4 m und die Breite des Hauses ist etwa ebenso gross.

Die Länge ist je nach der Grösse der Ansiedelungen verschieden, denn letztere bestehen, ähnlich wie die »Tembenvierecke«, aus langen Häusern, die einen quadratischen Innenhof umgeben. Zuweilen füllen diese Häuser die Hofseiten nicht aus (Tb. 82 a), in der Regel stossen sie aber derartig aneinander, dass nur ein oder zwei Zugänge zum Hofe frei bleiben.

Der Zugang zum Hofe ist meistens offen, in einem Falle — die Anzahl der von mir besuchten Wamawemba-Ansiedlungen ist nur gering — war er mit einer »Pendeltür« (vergl. Seite 452) verschlossen. Aussen um den Gebäudekomplex zieht sich meist eine dichte, wenn auch nicht lückenlose Dornenhecke. Die Wamawemba-Ansiedlungen sind nicht annähernd so umfangreich wie manche der grossen Tembenkomplexe in Uhehe, Ubena und Ussangu, und die ganze Anlage ähnelt in ihren Dimensionen und auch in ihrem Aussehen einem mittelgrossen, schlecht gehaltenen deutschen Bauerngehöfte.

Die Anordnung der Gelasse in den »Scheunenhäusern« ist bereits auf Seite 180—181 besprochen; der Raum unter dem Dache wird auch bei den Wamawemba-Häusern zur Unterbringung von Vorräten ausgenutzt. Das Innere der Hütten ist entweder stockfinster oder es finden sich in der Wand kleine schiessschartenartige Löcher (vergleiche Seite 257).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Neben diesen »Scheunenhäusern« traf ich aber bei allen von mir besuchten Wamawemba-Ansiedlungen immer noch ein paar Rundhütten nach Wassafua-Art oder ein paar elende, kleine, kegelförmige Grashütten an. Diese isolierten Hütten schienen für alleinstehende Leute und lästige Kranke bestimmt; in einigen ganz besonders kleinen wohnten Knaben (Tb. 88 f; 103 b).

Ueber die Ansiedlungen der Wapangwa des südlichen Livingstone-Gebirges siehe am Schlusse dieses Kapitels (S. 464 u. 465).

Hütteneinrichtung und Hausgerät der Livingst.-Geb.-Stämme:

Die Einrichtung der Hütten und das Hausgerät ist bei allen Stämmen des nördlichen Livingstone-Gebirges ähnlich genug, um gemeinsam besprochen werden zu können; abgesehen von Stücken, die speziell für diese Gegend charakteristisch sind, findet man solche, welche jene Stämme mit ihren östlichen und nördlichen Nachbarn, den Wabena, Wassangu und Wassafua, gemeinsam haben; von einem Einfluss der benachbarten Konde-Kultur ist dagegen im allgemeinen recht wenig wahrzunehmen.

»Bodenraum«.

Einen sehr wesentlichen Teil des ohnehin ja recht engen Hüttenraumes, der noch dazu öfter mit dem Vieh geteilt wird, nehmen die schon erwähnten »Bodenräume« und grossen Gestelle ein, die zum Unterbringen von Vorräten dienen (vergleiche Seite 94). Vor allem wird Brennholz hier aufgestapelt, damit es durch das Herdfeuer genügend austrocknen kann, und besonders vor der Regenzeit muss man darauf bedacht sein, grössere Vorräte unter Dach zu bringen.

Unterbringen des Hausrats

Zur Aufbewahrung von allerlei Hausrat dienen kleinere Plattformen, ferner manchmal Eckbretter wie Fig. 58, dann in den Hüttenboden eingegrabene oder an Schnüren vom Dache herabhängende Ast-Gabeln, endlich in die Hüttenwand eingefügte Stäbe usw. usw., wie es bei den meisten Hütteneinrichtungen des südlichen Deutsch-Ostafrika wiederkehrt und auf Seite 94 im Zusammenhange beschrieben ist.

Lager.

Als Lager dienen entweder einfach auf den blossen Boden gebreitete Binsenmatten oder primitive Bettgestelle, d. h. auf fuss- bis hüfthohen Gabelstäben ruhende, mattenbelegte Stabroste; bei den Wamawemba befanden sich fast stets zwei solcher Bettgestelle in jeder Wohnung: eine etwa hüfthohe angeblich für den Mann bestimmte und daneben eine nur halb so hohe für die Frau.

Feuerstelle.

An der Feuerstelle sieht man nur drei Steine, keinen sauber geformten Lehmkegel.

Töpfe.

Kochtöpfe und Tonkrüge (zu letzteren flechten sie recht niedliche Deckel, Tb. 79 No. 6) holen sich die Wakinga meist von den Wakissi. Ich sah jedoch bei den Wakinga, vor allem aber bei den Wabuanji und Wamawemba, auch die bei den Wabena üblichen Topfformen, und man sagte mir, solche Töpfe kämen auch von dort her; ob die Bewohner des Livingstone-Gebirges selbst Töpfe zu formen verstehen, resp. ob geeignetes Material dazu an Ort und Stelle vorhanden ist, ist mir nicht bekannt, wennschon wahrscheinlich.

Körbe.

Recht geschickt sind die Stämme des nördlichen Livingstone-Gebirges im Flechten von verschiedenartigen Körben; ihre Korbmodelle sind jedoch nicht für sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

charakteristisch, denn man findet ganz gleiche Stücke auch in der Nachbarschaft, besonders in Ubena und Uhehe (Tb. 91, No. 25, 26, 31, 34, 38).

Geschnitztes Holzgerät.

Das Schnitzen von allerlei Holzgerät verstehen die Wakinga ebenfalls trefflich, und ihre Holzlöffel scheinen sogar ziemlich weit in die Nachbarschaft zu wandern. Für den eigenen Gebrauch schnitzen die Wakinga für sie typische, mit einer Handhabe versehene Pombe-Trinkgefässe, ferner niedere Mörser, keulenartige Spazierstöcke und lange Tabakspfeifen; oft sind diese Schnitzereien durch tief ausgeschnittene Längs-Rillen charakterisiert (Tb. 91, No. 3, 20, 24, 27, 35, 36; Tb. 37, No. 10—12). Stühlchen, wie sie die Wassafua und Wanjika fertigen, gibt es hier nicht, höchstens, dass man ein flaches, behauenes Holz (Tb. 91, No. 37) oder ein Stück Baumstamm als Sitz benutzt.

Tabakspfeifen.

Etwas mehr verlohnt es sich auf die geschnitzten Tabakspfeifen der Wakinga einzugehen. Wasserpfeifen sah ich hier nirgends in Gebrauch, sondern man raucht seinen Tabak oder Hanf aus Holzzylindern, die mit einem heissen Eisen ausgebohrt werden (Tb. 37 No. 13); in Buanji sind auch die »Zigarren« nach Wahehe-Art üblich (Seite 158). Die Länge der Tabakspfeifen variiert sehr erheblich, und neben solchen, die an Länge unsern »Studentenpfeifen« gleichen, findet man ganz kurze, wie lange Zigarrenspitzen. Diese kurzen Pfeifen besitzen in einzelnen Wakinga-Dörfern an ihrem oberen Ende eine stabartige Verlängerung, die als Handhabe dient, damit man die Pfeife bequem mit dem Spazierstock oder dem Haumesser zusammen tragen kann (Tb. 77 No. 12). Aus demselben Grunde fügt man der Pfeife zuweilen auch am Mundende einen langen Stiel an, d. h. man durchbohrt die Pfeife nur im oberen Teile und bringt seitlich eine Mundöffnung an, so dass die eigentliche Tabakspfeife nur relativ kurz ist (Tb. 37 No. 10).

Kalebassen usw.

Natürlich fehlen unter dem Hausgerät der Livingstone-Gebirgs-Bewohner auch nicht Kalebassen, Fellsäckchen, Medizinbehälter, Rasiermesser usw. usw.; die Kalebassen hängt man in Ukinga übrigens gern in Tragnetzen auf, um sie bequemer transportieren zu können (Tb. 91 No. 30).

Musikinstrumente.

Die hier vorkommenden Musikinstrumente (Handtrommeln, Flöten, Rasselbretter, Rasselstäbe, mehrseitige Zithern, angeblich erst seit neuerer Zeit auch Musikbogen) sind in Abschnitt IV im Zusammenhange mit denen anderer Stämme bereits besprochen.

Eisenindustrie.

Die in Ukinga hochentwickelte Eisenindustrie, über die bereits in Abschnitt III ausführlich berichtet ist, liefert vor allem Feldhacken, die weit und breit in die Nachbarschaft verhandelt werden.

Waffen: Hausmesser und Speere.

Für den eigenen Gebrauch schmieden die Wakinga schöne lange Haumesser (»Sichelmesser«), wie sie, wenn auch mit kürzerer Klinge, im Konde-Land, in Ubena und anderwärts üblich sind. Abgesehen von friedlicher Verwendung als Buschmesser usw., sind diese Haumesser die Nationalwaffe der Wakinga, und wenn sie auch Speere schmieden, so verwenden sie auf letztere doch gewöhnlich nicht die Sorgfalt wie die Konde-Leute.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schilde.

Die Schilde, die man gelegentlich im nördlichen Livingstone-Gebirge sieht, gleichen denen der Wabena und Wassangu.

Pfeil und Bogen. —

Mehr Interesse bieten Pfeile und Bogen, in Ukinga zwar noch vorkommende, aber bereits im Verschwinden begriffene Waffen. Durch einen zufällig in Ukinga aufgefundenen Bambusköcher mit verrosteten Pfeilen (Tb. 91 No. 7 u. 8) aufmerksam gemacht, forschte ich weiter, und endlich gelang es mir auch, bei den Wamahassi einen Bogen aufzutreiben. Ganz wie ein anderes von dieser Gegend stammendes Stück, aus dem Museum für Völkerkunde zu Berlin, besitzt dieser Bogen an einer Seite ein Querholz zum Anspannen der Schnur, was ich sonst nirgends anderswo antraf (Tb. 91 No. 6).

Trachten usw.:

Recht interessant sind die Trachten der Livingstone-Gebirgs-Bewohner und die Art und Weise, wie sie sonst ihr Aeusseres zu verschönern suchen.

Männerkleidung.

Die Kleidung der Männer bietet allerdings weniger Besonderheiten und ist auch im ganzen nördlichen Livingstone-Gebirge dieselbe (Tb. 83—90). Die Männer hängen ein Läppchen Zeug oder, wenn man das nicht hat, ein kleines Tierfell oder eventuell auch nur ein Blätterbüschel an einer Gürtelschnur vor die Genitalien; nur ausnahmsweise dienen als Gürtel die drahtumwickelten Lendenringe des Konde-Landes, häufiger sind Grasgeflechte von etwa Bleistiftdicke (Tb. 91 No. 9). Ueber dem Rücken tragen die Männer zuweilen ein Tierfell wie eine Art Mantel (Tb. 106a), und wer sich diesen Luxus leisten kann, hüllt sich auch ganz in Kaliko. Die meisten Leute gehen aber so gut wie nackt, und man muss staunen, wie sie dabei das rauhe Klima eines Landes aushalten können, in dem der Europäer seine Tropenkleidung gegen eine wärmere vertauschen muss.

Männerschmuck.

Als Schmuck dienen Eisen- und Messingspiralen um die Handgelenke, und um den Hals hängen die Wakinga gern kleine Antilopenhörnchen oder deren Nachbildung in Holz; sie sollen auf der Jagd als Signalpfeifen dienen (siehe Seite 240). Als Kopfputz tragen die Wakinga-Burschen zuweilen eine lange Feder im Haar (Tb. 89c), und in Buanji und bei den Wamawemba sah ich Männer, die ein Tuch turbanartig um den Kopf geschlungen hatten (Tb. 86; Tb. 103b).*)

Spazierstäbe.

Einen Stab trägt im Livingstone-Gebirge alt und jung. Meist begnügt man sich mit einfachen, unverzierten Bambusstöcken, doch trifft man auch solche, die mit »Brandmalerei« geschmückt sind (Tb. 91 No. 33); die letzteren sollen hauptsächlich von Weibern getragen werden.

Männer führen als Spazierstöcke öfter auch keulenartige geschnitzte Stäbe, die gleichzeitig als Handwaffe benutzt werden (Tb. 91 No. 3). Endlich wären noch Spazierstöcke zu erwähnen, die mit einem Rinderschwanze überzogen sind und als »Wedel« dienen mögen (Tb. 91 No. 32).

*) Wenn man einem Neger ein kleines Stück Kaliko schenkt, so bindet er es sich fürs erste fast regelmässig um den Kopf, da er keine Taschen hat, um es anderweitig unterzubringen. Solch ein nur »interimistisches« Kopftuch trägt z. B. der Kinga auf Tb. 109b.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weiber-kleidung.

Grosse Mannigfaltigkeit herrscht bei den Trachten der Weiber. Die Wakinga- und Wamahassi-Frauen tragen um die Lenden einen aus vielen einzelnen Schnüren bestehenden Gürtel (Tb. 91 No. 13); in diesen wird vorn stets ein Büschel frischer Blätter gesteckt, das die Genitalien bedeckt (Tb. 89a; Tab. 90 b—e; Fig. 183). Das Gesäss verhüllt man durch einen Schurz aus Gras oder Fell. Die Grasschurze bestehen aus einzelnen, etwa 1 Fuss langen, fingerbreiten Gräsern bezw. Blattstreifen, die nur an ihrem oberen Ende mit einander verflochten sind, nach unten aber franzenartig frei herabhängen (Tb. 91 No. 17; Fig. 183); hierzu kommt noch eine dicke Quaste aus solchen Blattstreifen, die hinten, in der Mitte des Schurzes an diesem befestigt wird (Tb. 91, No. 11).



Fig. 183.
Links ein Kinga-Jüngling mit langen Haarsträhnen (das Stück Kaliko, das er um die Lenden trägt, hat er soeben geschenkt erhalten); rechts eine Kinga-Frau.

Bei jüngeren Mädchen aus der Bulongwa-Gegend sah ich statt dieses relativ breiten Grasschurzes hinten nur ein oder auch zwei ganz schmale, d. h. nur handbreite, niedliche Grasschürzchen, und das Defizit war durch einen Busch frischer Blätter ersetzt (Tb 91, No. 18, Tb. 90b—d).*)

Der an Stelle eines Grasschurzes über dem Gesäss getragene Fellschurz der Weiber besitzt beiderseits lange Streifen, die mehrmals um die Taille geschlungen werden und deren zuweilen zerschlitzte Enden man frei herabhängen lässt (Tb. 89a, 90e, 91, No. 10);**) auch noch ausserdem am Schurze bezw. Gürtel befestigte, quastenartig herabhängende Fellstreifen dienen zum Schmucke (Tb. 91, No. 13).

Herr Hübner erzählte mir, dass, je vornehmer eine Frau sei, desto länger hingen die Zipfel hinten von ihrem Schurze herab, und es sei eine schwere Beleidigung, wenn ein Untertan den Schurz einer Häuptlingsfrau streife, indem er ihr nicht gehörig aus dem Wege ginge.

*) Ein solches kurzes Grasschürzchen trug übrigens merkwürdigerweise auch ein junger Mann in Buanji über dem Gesäss; ein gleiches Schürzchen hatte derselbe auch über die Stirn wie einen »Augenschirm« gebunden.

**) Siehe auch Fülleborn.[1])

[1]) **22**, Tb. 24, 2b und Tb. 25, 2.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Natürlich bildet auch der Kindertragschurz, der hier nach Wabena-Art an Fellstreifen über den Schultern befestigt ist, ein wichtiges Bekleidungsstück der verheirateten Frauen entsprechenden Alters (Tb. 89a).

Die Wabuanji-Frauen bedienen sich einer Tracht, welche sich ganz an die im Bergland von Ussafua anlehnt, d. h. man bindet vor die Genitalien einen Schurz, der aus einzelnen geflochtenen Franzen besteht, an deren Enden breite Eisenringe als Verzierungen angebracht sind, und über dem Gesäss wird ein Fellschurz getragen; einzelne Wabuanji-Weiber hüllen sich auch ganz in Felle (Tb. 89b).*)

Weiberschmuck.

Natürlich ist Schmuck bei den Weibern des Livingstone-Gebirges ebenfalls beliebt. Ausser Armspiralen, wie sie die Männer tragen, sieht man bei den Wakinga-Weibern vielfach Halsgehänge aus weissen Perlen; die Ohrläppchen der Weiber — nicht der Männer — werden durchlocht und mit Doppelspiralen aus Draht geziert (Tb. 89a; 90b—e; Tb. 36, No. 36).

Haartracht.

Ganz wie im Konde-Land epilieren sich die Weiber die Augenwimpern und rasieren sich, wenn ich nicht irre, auch die Augenbrauen ab, während die Männer dieses nicht tun.

Das Haupthaar der Weiber wird abrasiert oder halblang getragen. Dies ist auch die gewöhnliche Haartracht der Männer; ab und zu lässt man auch in der Seite 387 beschriebenen Weise einzelne Haarschöpfe auf dem sonst kahl rasierten Schädel stehen (Tb. 89c).

(Lehmklösschen in den Haaren.)

Ausserdem sieht man aber bei den Wakinga-Männern noch eine ganz wunderliche Haartracht. Nauhaus[1]) berichtet darüber (es handelt sich um einen Mkinga mit bis auf die Schultern herabhängenden Haaren) folgendermaassen:

»Die Kinga erzielen diese Haarlänge, welche bei ihnen ungemein beliebt ist, auf folgende Weise.«

»Erstes Stadium: der Kopf, mit einer festen Lehmschicht überzogen, glatt poliert und mit roter Farbe angestrichen, gleich einem umgestülpten Kafferntopf, der noch nicht gebraucht worden ist. Zweites Stadium: das wachsende Haar treibt die Lehmdecke auseinander. Der Kopf sieht jetzt aus wie ein Schildkrötengehäuse. Drittes Stadium: die festen Lehmbälle hängen an den lang gewordenen Haaren und klappen an einander, so oft der Träger seine graziösen Bewegungen mit dem Kopf macht. Viertes Stadium: der Lehm wird in Wasser aufgelöst, das Haar gut gewaschen und in dünne Zöpfe geflochten. Dass dieser Kopfputz in seinen lehmigen Entwicklungsabschnitten dem ganzen Körper des geduldigen Trägers ein staubiges Aussehen verleiht,

*) Ueber die Tracht der Wapangwa siehe Seite 465. Zu einer Schilderung der Wamawemba-Frauen-Tracht reichen meine Aufzeichnungen nicht aus; überhaupt bekommt man ja auf Expeditionen meist die Frauen viel weniger zu Gesicht als die Männer, da man die Weiber gleich dem Vieh und anderm wertvollen Besitz bei der Ankunft einer unbekannten Karawane zur Sicherheit lieber versteckt.

[1]) 5, S. 293.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lässt sich denken. Erst im letzten Stadium kann der Besitzer des Medusenhauptes sich den Luxus eines gewaschenen, gesalbten und mit roter Farbe beschmierten Körpers gestatten. Die Enden der Flechten werden gern mit Messingösen eigenen Fabrikats verziert. Bei Frauen habe ich diesen Kopfputz nicht beobachtet.«

Auf Tb. 90 f u. g und Fig. 184 sind Wakinga-Jünglinge abgebildet, welche dem zweiten und dritten Stadium der Nauhausschen Beschreibung entsprechen würden; das, was Nauhaus als erstes Stadium beschreibt, habe ich nie zu Gesicht bekommen, und ich muss gestehen, dass ich nach dem, was

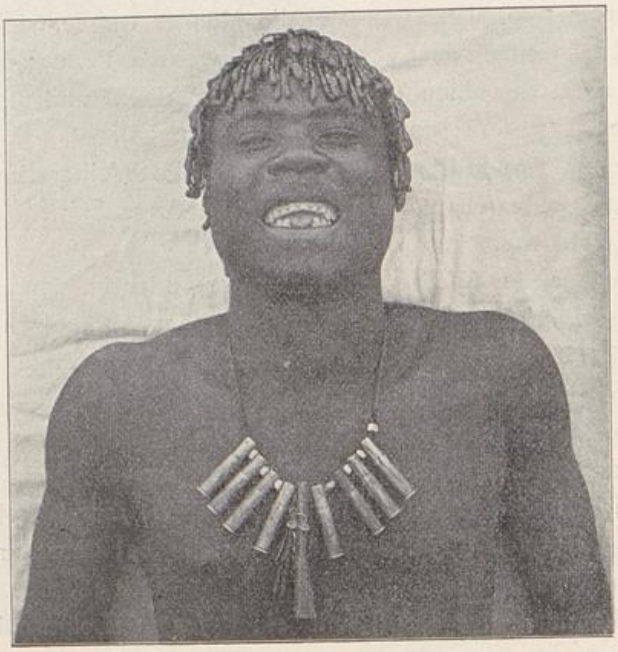


Fig. 184. Mkinga-Jüngling mit Lehmklösschen im Haar und typischer Zahndeformation (untere Schneidezähne ausgeschlagen, vordere Oberzähne zur Hälfte abgeschlagen, vgl. Fig. 15).

ich persönlich gesehen habe, nicht den Eindruck gewinnen konnte, dass anfangs der ganze Kopf gleichmässig mit einer Lehmschicht überzogen wird: Die Lehmklösschen sahen mir viel zu regelmässig aus, als dass sie durch blosses Aufplatzen einer Lehmschicht entstanden sein sollten und auch die prismatische Form derselben scheint mir dafür zu sprechen, dass die einzelnen Klösschen durch gegenseitiges Abplatten in noch feuchtem Zustande ihre Gestalt erhalten haben; natürlich soll damit nicht gesagt sein, dass in andern Fällen nicht auch die von Nauhaus beschriebene Methode zur Anwendung kommt. Wachsen die so mit Lehm zusammengebackenen Haare weiter, so bilden sich durch Fett und Schmutz verfilzte, wollartige Strähnen, die man oft bis einen Spann lang werden lässt. Solche lang herabhängenden Haarsträhnen sah ich übrigens auch in Ussafua, und bei den Wabuanji traf ich alte Leute, welche sich aus Geflecht derartig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausschauende, künstliche Perücken auf den Schädel gestülpt hatten (Tb. 79, No. 31; siehe auch Seite 420 und 465).

Zahndeformation der Wakinga.

Eine grosse Rolle spielt bei den Wakinga eine bestimmte Art der Zahndeformation, die bei diesen so allgemein ist, dass sie gewissermassen als ein Stammesabzeichen betrachtet wird.

Man verfährt hierbei in folgender Weise: den Kindern*) werden mit einem hölzernen Meissel die vier unteren Schneidezähne ausgeschlagen; die Kiefer-Wunden behandelt man hierauf mit kochend heissem Mehlbrei, um die Blutung zu stillen.**) Ausserdem wird aber auch oft die untere Hälfte der vorderen Oberzähne mit einem Meissel abgeschlagen, eine Operation, die äusserst schmerzhaft sein soll und zu der sich daher nur besonders Eitele entschliessen. Wie mir Herr Wolff mitteilte, sagen die Leute, »es wackele ihnen bei dieser Prozedur ordentlich die Nase.«

Andere, als »Verschönerungszwecke« scheinen diese Zahndeformationen nicht zu haben; natürlich muss das Verstümmeln der Zähne beim Essen usw. ungemein störend sein. (Siehe Seite 75 und Fig. 13; 15; 184.)

Bei den Wabuanji scheint diese Zahndeformation nicht üblich zu sein, und nach persönlichen Mitteilungen von Miss. Hübner wäre dies auch bei den Wamahassi nicht der Fall. Früher soll das Zahnausschlagen allerdings auch bei den östlichen Nachbarn der Wakinga in Gebrauch gewesen sein — bei den Wanena Thomsons (vergl. S. 440) allerdings anscheinend nicht —, heutzutage trifft man in diesen Gegenden aber nur vereinzelt Leute mit nach Kinga-Art verstümmeltem Gebiss (siehe Seite 247).

Tätowierung und Bemalung. —

Tätowierungen sieht man in Ukinga nur wenig, und zwar nur auf dem Körper, während das Gesicht davon frei bleibt; meist sollen den Wakinga die Tätowierungen von den benachbarten Wakissi gemacht werden. Früher soll allerdings die für Unjika typische »Stirnband«-Tätowierung (siehe Kap. VIII) Mode gewesen sein.***) Einmal sah ich auch einen Kinga-Mann, der sich das Gesicht mit Ocker rot beschmiert hatte, doch konnte ich die Veranlassung hierzu nicht ermitteln.

Upangwa nach Klamroths Bericht.

Die südliche Hälfte des Livingstone-Gebirges, die Landschaft Upangwa, kenne ich nicht aus eigener Anschauung. Miss. Klamroth[1]) berichtet darüber folgendes: »Die Bevölkerung ist für afrikanische Verhältnisse eine sehr dichte. Oestlich von der Station [Milow] wohnen die Häuptlinge Gigima und Lubepile, westlich und nördlich Munuka, Nyamwezi und Magaga, denen sich dann noch in weiterer Entfernung im Nordosten und Osten Mahinda und Kyatwana anreihen. Neben dieser Pangwabevölkerung finden sich aber auch hier und da Bena im Lande, die in früheren unruhigen Kriegs-

*) Ob nur den Knaben oder auch den Mädchen habe ich leider zu untersuchen versäumt.

**) Die so entstandene Lücke erschien mir bei Erwachsenen zuweilen auffallend klein, offenbar, weil die Nachbarzähne sich nach innen zusammengeschoben hatten.

***) Diese Auskunft erhielt ich, als ich in Ukinga ein altes Weib mit solcher Tätowierung sah und mich dann näher darüber erkundigte. Ausgeschlossen ist es freilich nicht, dass die Frau trotz gegenteiliger Angabe eine Fremde war.

[1]) 27.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Upangwa nachzeiten ihre Heimat verlassen haben, um hier Schutz zu suchen. Freilich waren die Verhältnisse auch hier zu Lande nicht die besten. Viele Leute tragen das Sklavenzeichen der Poma [Wangoni], ein durchbohrtes Ohrläppchen, ein Zeichen, dass sie früher Kriegsgefangene gewesen sind. Die meisten Dörfer liegen in Bambushainen versteckt, welche die Schönheit des Landes noch bedeutend erhöhen. Sie bestehen meist aus niedrigen Pfahl- oder Blockhütten. Doch gibt es in der Mitte und im Süden des Landes auch noch vorzügliche Waldbestände, und am Rande derselben siedeln sich die Pangwa scheinbar mit Vorliebe an, zwischen den ersten Bäumen. So romantisch diese Walddörfer auch liegen, so sind sie doch für den Wald dasselbe, was die Bohrwürmer für den einzelnen Stamm sind. Um die Dörfer herum lichtet sich der Wald je länger je mehr, ein Stamm nach dem andern muss herunter von seiner stolzen Höhe. Wenn ja auch vorläufig die Waldbestände diesem Vernichtungskriege noch Trotz bieten werden, so rückt doch der Zeitpunkt langsam, aber sicher näher, wo auch Upangwa zu den waldarmen Ländern gehören wird, falls eben nicht ernstlich der bisherigen Wirtschaft entgegengearbeitet wird!«

Klamroths Bericht.

»Fast überall, wohin der Blick schweift, sind die Abhänge beackert oder sie prangen im Schmuck der Bambushaine, in denen der Pangwa sein Nationalgetränk, das Bambusbier, ‚schneidet'. Was für eine Stelle dasselbe im Leben des Pangwa spielt, ergibt sich schon daraus, dass die Mittagszeit z. B. in seiner Sprache den Namen davon hat, dass dann ein neuer Schnitt am Bambus gemacht werden muss. Als ich einen Katechumenen fragte, was Gott der Herr am dritten Schöpfungstage geschaffen, nannte er sofort den Bambus. Frisch genossen wirkt der Saft sehr erfrischend, doch je weiter die Gärung vorschreitet, um so berauschender wirkt er. Schon nach 24 Stunden ist das Bambusbier ein stark berauschendes Getränk.«

»Die Pangwa sind verrufen wegen ihrer Trunksucht. Und wenn erst getrunken ist, dann wird gerauft, das ist hier so wie überall. Im Mai wurde ein Pangwa zu mir gebracht, der sich aus einer Kopfwunde beinahe verblutet hatte. Einer seiner Genossen hatte ihm im Rausch mit dem Haumesser einen Hieb beigebracht. In der Hauptbierzeit, d. h. Regenzeit, wo der Saft am kräftigsten fliesst, sollen derartige Fälle häufig vorkommen. Doch heilen die Wunden auch auffallend schnell. Jener oben erwähnte Pangwa war bald genesen. Einem andern war ein Speer quer durch den Leib gestossen worden; jetzt freut er sich wieder seines Lebens wie alle andern. Ein Mädchen hatte im Freien geschlafen und war von einem Panther angefallen worden. Nur eine furchtbare Narbe vom Auge bis zum Halse erinnert noch an jenes Erlebnis.«

»Ein ganz gefährliches Instrument ist in den Händen solcher Leute das Haumesser, eine etwa handlange, eiserne Klinge, an der Spitze scharf einwärts gebogen, mit etwa einem Meter langen Stiel. Bezeichnend ist es, dass auch die Frauen, was unsern Konde-Christen als besonders unschicklich auffiel, zum Teil mit solchen Haumessern herumlaufen.«

»Doch es sind nicht die Laster der Trunksucht und Freude am Raufen allein, welche die Pangwa knechten. Raub, Diebstahl, ja auch Brandstiftung und in Verbindung damit das Muavi-Trinken (Gottesurteil) kommen verhältnismässig häufig vor. Für einen grossen Teil von Bena-Land gilt Upangwa als Land der Giftmischer, von wo man stets Muavi beziehen kann. Dieser Trank ist hier übrigens nicht so harmlos wie im Konde-Land; die Leute erzählen von vielen, die dabei ihr Leben eingebüsst haben. Dazu kommt noch manches andere, was das Herz des Missionars mit Trauer erfüllt.«

»Furcht und Misstrauen begegnet einem zunächst sehr häufig, und da sie den noch nicht kennen, der sie von aller Furcht befreien kann, so greifen sie zu Amuletten und anderer Zauberei. Als der Stationschef von Ssongea weitergezogen war, steckten sie eine lange Bambusrute mit einem toten Maulwurf daran in die Erde, um ihm ganz sicher das Wiederkommen zu verleiden. Gegen wilde Tiere meinen sie das Land sichern zu können, indem sie am Wege in ein Grasbüschel einen Knoten schlagen und, damit der Panther auch ja nicht das Zeichen übersieht, eine Bambusrute mit einem Stück Flechtwerk daran daneben in die Erde stecken. Auch gegen Landesfeinde soll das Mittel helfen. Man findet derartige Zeichen vielfach an den Grenzen der Häuptlingsschaften.«

»An Arbeit denkt der Pangwa wenig. Die Männer brechen das Grasland nur und überlassen dann alle andere Ackerei den Frauen. Und wie unangenehm dem Mann schon diese Arbeit ist, zeigt sich bei der Antwort auf den Ackergruss. »Es will nicht von der Stelle«, so schallt es regelmässig zurück, wenn man arbeitende Männer nach Pangwa-Art begrüsst. Die Jagd auf Affen und Antilopen lockt sie mehr. Auch beim Hausbau führen die Männer nur den eigentlichen Bau aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Pfählen und Ruten auf und decken das Dach, wenn die Frauen Deckgras herbeigetragen haben. Das Verschmieren der Wände mit Lehm ist allein Frauenarbeit.« Upangwa nach Klamroths Bericht.

»Auf Schmuck geben die Pangwa mehr als auf Kleidung. Ein Affen- oder Ziegenfell genügt vielen als Schutz gegen die Witterung, selbst in der kalten Zeit, wo es hier gegen Morgen oft richtig reift. Die Frauen begnügen sich auch meist mit einem kleinen Stück Leinwand als Lendenschurz und zerschneiden dasselbe zudem noch in lauter schmale Streifen. Um so mehr aber geben sie auf ihren sonstigen Putz. Bunte Glasperlen und Muschel-, Hals- und Stirnbänder sieht man sehr viel. Mit rotbrauner Farbe sich beschmieren, gilt auch als besonders schön, und wer dafür schwärmt, darf auch eine Perücke tragen; in den Augen seiner Volksgenossen hebt ihn das nur. Verzweifelt wenig aber geben die Leute auf Reinlichkeit, das Wasser ist wahrscheinlich zu nass oder zu kalt. Infolgedessen sind die Sandfloh- und sonstigen Wunden oft in einem schauderhaften Zustande.«

»Was die religiösen Vorstellungen angeht, so habe ich bisher noch nicht irgendwelchen singularen Gottesbegriff bei ihnen entdecken können. Ich würde das natürlich ganz auf mangelhafte Verständigung zurückführen; bei den meisten Stämmen ist ja wohl die Erinnerung an den einen Gott unter einem Wust von Geisterglauben verborgen, allein die Konde-Christen bestätigen jene Beobachtung. Zunächst bleibt die Sache also fraglich. Von den Geistern erwartet der Pangwa zunächst nur Böses, und es geht ihm schlecht, wenn er sie nicht nett behandelt. Nach einer alten Volkssage lebten im Lande in einer Höhle in alten Zeiten ein Mann und eine Frau. Als sie nun eines Abends am Feuer sitzen, da kommt es durch die Luft herangezogen, drei Geister, ein Mann, eine Frau und ein Kind. ‚Zieht mal eure Beine etwas an, damit wir uns auch wärmen können!' Zitternd gehorchen die beiden Menschen. Aber da setzt sich das Geisterkind gerade zwischen sie, und es war ganz nass und kalt anzufühlen. Da stiessen die Menschen es mit ihren Füssen ins Feuer, wo es elendiglich verbrannte. Die beiden alten Geister aber fuhren mit Wehegeschrei durch die Luft von dannen. Doch nicht lange, so kehrten sie mit ihren Genossen zurück, mauerten die beiden Menschen in ihrer Höhle ein und liessen dann Wasser kommen, in dem jene ertrinken mussten. Soweit die Sage. Die Höhle ist noch heutigen Tages zu sehen.«

»Furcht vor den Geistern, das ist der Kern aller Religion der Pangwa. — — — — — — — —«

»So lebt der Pangwa dahin in Furcht vor Geistern und Menschen, und kommt's zum Sterben, so versammelt sich die ganze Sippe zur feierlichen Leichenklage. Die Gräber haben eine eigentümliche Form. Ein kreisrunder Lehmkegel erhebt sich etwa zwei Fuss hoch, zum Schutz gegen Ziegen usw. mit einem Bambuszaun umgeben. An einer Seite befindet sich ein Loch, in das jeder Verwandte sein Trankopfer giessen muss. Erst wenn auch der letzte dieser Pflicht genügt hat, wird die Oeffnung geschlossen, und der Tote hat nun endlich Ruhe. Das Bier aber ist sein Begleiter gewesen noch bis ins Grab hinein.«

Die im Abschnitt „Das Livingstone-Gebirge" zitierte Literatur.

1. Elton und Cotteril, Travels and researches among the Lakes and Mountains of Eastern and Central Africa. London 1879.
2. Joseph Thomson, To the Central African Lakes and back. II. Vol. London 1881.
3. W. P. Johnson, Seven years travels in the Region of Lake Nyassa. P. R. G. S. 1884.
4. Giraud, Les lacs de l'Afrique équatoriale. Paris 1889. Hachette & Co.
5. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika. Berlin 1894. Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsges.
6. Lieder, Beobachtungen auf der Ubena-Njassa-Expedition usw. M. a. d. Sch. 1894.
7. Sir Harry Johnston, British Central Africa. London 1897. Methuen & Co.
8. Tagebuch über die Reise der Missionare Wolff und Schumann nach dem östlichen Kingalande. Berliner Missber. 1897, S. 200—204.
9. Bulongwa, Berliner Missber. 1897, S. 222—226.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

10. Gründung der neuen Station Ntandala im Kingalande. Berliner Missber. 1898, S. 116—121.
11. Nachrichten aus Konde- und Kingaland. Berliner Missber. 1898, S. 682—698.
12. P. Alfons M. Adams, Im Dienste des Kreuzes. Literarisches Institut in Augsburg. 1899. Michael Seitz.
13. Kingaland. Berliner Missber. 1899, S. 343—346.
14. W. Bornhardt. Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1900. D. Reimer.
15. Tagebuch des Missionars Hübner über seine Arbeit auf der Station Bulongwa. Berliner Missber. 1900, S. 24—30.
16. Tagebuch des Missionars Wolff über seine Arbeit auf der Station Tandala. Berliner Missber. 1900, S. 30—35.
17. Kohlschütter, Die kartographischen und geographischen Arbeiten der Pendel-Expedition etc. Verh. d. XIII. deutschen Geographen-Tages zu Breslau 1901. Berlin 1901, Dietrich Reimer.
18. Bericht über eine Reise nach dem Buandje-Land, zwecks Aussuchung eines Missionsplatzes. Berliner Missber. 1901, S. 93—95.
19. Bericht über eine Untersuchungsreise in die Landschaft Bupangwa. Berliner Missber. 1901, S. 294—298.
20. Zache, Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Njassagebietes. Verh. d. deutschen Kolonialkongresses 1902. Berlin 1903. Dietrich Reimer.
21. Engler-Goetze, Vegetationsansichten aus Deutsch-Ostafrika etc. nach 64 von Walther Goetze auf der Njassa-See- und Kinga-Gebirgs-Exped. d. Hermann u. Elise geb. Heckmann Wentzel-Stiftung hergestellten photographischen Aufnahmen zur Erläuterung der ostafrikanischen Vegetationsformen, zusammengestellt und besprochen von A. Engler, Direktor des Königl. botanischen Gartens und Museums zu Berlin. Herausgegeben mit Unterstützung der Stiftung. Leipzig 1902. Wilhelm Engelmann.
22. Fülleborn, Beiträge der physischen Anthropologie der Nord-Njassa-Länder. Berlin 1902. D. Reimer.
23. Bulongwa. Tagebuch des Missionars Hübner. I. Quartal 1901. Berliner Missber. 1902, S. 47—53.
24. 78. Jahresbericht der »Gesellschaft zur Beförderung der Missionen unter den Heiden zu Berlin«. Für das Jahr 1901. Anlage zu Berliner Missber. 1902.
25. Merensky, Etwas a. d. Mission in Deutsch-Ostafrika. Der Missionsfreund 1902, No. 9.
26. Dantz, Die Reisen des Bergass. Dr. Dantz in Deutsch-Ostafrika in den Jahren 1898, 1899, 1900. M. a. d. Sch. 1902 u. 1903.
27. Klamroth, Gründungsgeschichte der neuen Station Milow. Berliner Missber. 1903, S. 39—47.
28. Auszug aus den Berichten der Bezirksämter, Militärstationen und andern Dienststellen über die wirtschaftliche Entwicklung im Berichtsjahre vom 1. April 1902 bis 31. März 1903, Bericht über Land- und Forstwirtschaft in D. O. A. Vol. II. Heft 2. 1904.
29. Deutsch-Ostafrika, Synode Konde-Land. Berl. Missber. 1904. S. 13—41.
30. Deutsch-Ostafrika, Synode Heheland. Berl. Missber. 1904. S. 60—80.
31. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1903/1904. Mit einem Bande Anlagen. Beil. z. D. K. B. 1905.
[31a. R. Wolff, Grammatik der Kinga-Sprache. Archiv für das Studium deutscher Kolonialsprachen, Band III.]

Karten:

32. Map of the Route of the R. G. S. East African Expedition etc. by H. Z. Turner. Beilage zu Joseph Thomson, To the Central Africa Lakes and back. London 1881.
33. East Africa, The Country East of Lake Nyassa, compiled from the Documents of the Rev. W. P. Johnson. P. R. G. 1884, S. 550.
34. Karte der Njassa-Expedition des Gouverneurs Frhr. v. Schele. Nach der Aufnahme von H. Ramsay während der Expedition 1893/1894. M. a. d. Sch. 1894.
35. Aequatorial-Ost-Afrika, 1 : 300 000. Deutscher Kolonial-Atlas. Berlin. 1893. Dietrich Reimer.
36. Ost-Afrikanisches Schutzgebiet 1 : 2 000 000, abgeschlossen Juli 1897. Langhans, Deutscher Kolonial-Atlas. Karte No. 20. Gotha. Justus Perthes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

37. Map of British Central Africa showing Administrative Divisions. Beilage zu Sir Harry Johnston, British Central-Africa. London 1897. Methuen & Co.

38. Karte vom nordwestlichen Uhehe und von Idunda zum Nyassa-See. Aufgenommen von P. Adams. Redigiert von Dr. R. Kiepert. 1 : 750 000. M. d. Sch. 1898. S. 246.

39. Deutsch - Ostafrika, Nutzbare Bodenschätze. 1 : 2 000 000, redigiert von Dr. Richard Kiepert. Berlin 1900. Dietrich Reimer.

40. Reisen des Bergassessors W. Bornhardt im Njassa-Gebiet, Februar bis Dezember 1896. Nach den Aufnahmen des Reisenden konstruiert und bearbeitet von P. Sprigade. Massstab 1 : 500 000. Karten-Beilage zu Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. No. III »Njassa-Gebiet, Topographisch«, No. IV »Njassa-Gebiet, Geologisch«.

41. Uebersicht über die geologischen Ergebnisse der Reisen der Bergassessoren Bornhardt und Dantz in Deutsch-Ostafrika in den Jahren 1895—1900. 1 : 2 000 000. Bearbeitet von M. Moisel. M. a. d. Sch. 1903. Karte No 2.

42. Karte von Deutsch-Ostafrika. 1 : 300 000. Sektion G 4 und H 4 Ssongea, F 4 Gawiro, bearbeitet von M. Moisel. (Demnächst erscheinend: Sektion F 3 Neu-Langenburg, bearbeitet von P. Sprigade.) Berlin. Dietrich Reimer.

43. Wirtschaftskarte von Deutsch-Ostafrika. Blatt I. Dr. C. Uhlig. Anlage z. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete usw. im Jahre 1902/1903. Beilage z. D. K. B. 1904.

44. Grosser deutscher Kolonialatlas No. 23. Neu-Langenburg, 1 : 100 000. Bearbeitet von Paul Sprigade und Max Moisel, abgeschlossen Dezember 1904. Berlin. Dietrich Reimer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

KAPITEL VIII.

Das Gebiet zwischen Konde-Land und Rukwa-See.

(Hierzu Atlas Tb. 92—105.)

Nicht ganz 200 km von der Nordspitze des Njassa in nordwestlicher Richtung entfernt, liegt eines der interessantesten zentralafrikanischen Gewässer, der Rukwa-See, das kleine, abflusslose Salzwasser-Becken der dürren Rukwa-Steppe.*)

Von dem Gebiete, welches zwischen jenen beiden Seen gelegen ist, wurde des regenreichen Konde-Landes mit seinen prangenden Bananenhainen und des benachbarten fruchtbaren Untali-Berglandes bereits gedacht.

Ueberschreiten wir aber auf dem Marsche zum Rukwa-See im Nordwesten die den Konde-Kessel umsäumenden Bergzüge, um zur Ebene von Ussafua wieder hinabzusteigen, so betreten wir mit einem Schlage eine neue Welt, mit anderm Klima, anderer Vegetation und andern Menschen, und kaum minder unvermittelt ist der Wechsel, wenn wir, durch Untali nach Westen wandernd, die Landschaft Urambia erreichen.

[Die verschiedenen Namen des Rukwa-Sees.]

*) Der Rukwa-See zeichnet sich durch einen für die Geographie nicht gerade angenehmen Namenreichtum aus. Schon Thomson[1]) der den See im Jahre 1880 entdeckte, hörte ihn Hikwa, Likwa, Mulikwa, Rukwa, Hugwa und ausserdem mit vielen andern Namen nennen, und da er die gebräuchlichste Bezeichnung nicht ermitteln konnte, so taufte er ihn »Leopold-See«. Auf den Karten und in der Literatur finden sich ausserdem noch folgende Schreibweisen: Rukua, Lukua, Rukuga, Ikwa, Rikwa, Tschela, Chela, Käla, Kiela, Limäne; nach Wallaces[2]) Erkundungen endlich soll der nördlichste, in der Trockenzeit früher verschwindende Teil des Sees Chisi (= Tshisi),[3]) im Gegensatz zu Chela (= Tschela),[4]) dem ständigen Wasserspiegel, heissen. Von diesen Namen sind auf den älteren Karten »Rikwa-See« und »Leopold-See« die gebräuchlichsten. Wie Kohlschütter[5]) aber ausführt, wird der heute noch vorhandene Rest des Sees von den anwohnenden Wabungu nach Ramsays[6]) (dieser schreibt allerdings Rukua), Glaunings und meinen Erkundungen Rukuga genannt — ein Name, der sich neben andern auch bei Th. Meyer,[7]) Johnston[8]) und Wallace[9]) findet — während Rukwa, wofür die Wafipa nach Glauning auch Ikwa oder Hikwa sagten, nur die Steppe bedeutet, in der der See gelegen ist. Der Einheitlichkeit wegen schliesse ich mich jedoch in dieser Arbeit der Nomenklatur der neuen Sprigadeschen Karte[10]) an und bezeichne den See als Rukwa-See, die Steppe, in der er gelegen ist, als Rukwa-Steppe.

[1]) **2** (Vol. II), S. 228; [2]) **21**, S. 609; [3]) **53**; [4]) **53**; [5]) **31**, S. 145; [6]) **18**, S. 322; [7]) **32**, S. 179; [8]) **7**, S. 226; [9]) **21**; [10]) **57**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Bevor wir auf Einzelheiten eingehen, seien einige Worte über den tektonischen Aufbau dieser Gebiete vorausgeschickt.

Der Unjika-»Horst«

Ueber Entstehung und Verlauf des Njassa-Rukwa-Grabens wurde bereits im Kapitel V berichtet. Wie nun Kohlschütter[1]) nachgewiesen hat, bilden die zwischen Njassa- und Rukwa-See gelegenen Bergländer von Missuko-Untali-Urambia-Malila-Unjika zusammen einen Stock, der beim Einbruch des Njassa-Rukwa-Grabens inselgleich inmitten dieser Senke stehen blieb; ich will ihn nach der grössten Landschaft den »Unjika-Stock« resp. »Unjika-Horst« nennen.

und die ihn begrenzenden »Gräben«.

Die Basis dieses ungefähr dreieckigen Landklotzes ist nach Nord-Osten gerichtet und wird von dem östlichsten Abschnitt des Rukwa-Grabens begrenzt; ich nenne diesen Abschnitt des Rukwa-Grabens — von der Einmündung des »Uniamanga-Grabens« bis in die Gegend von Utengule unterm Beja-Berg — den »Ussafua-Ubungu-Graben«.

Als Spitze unseres Dreiecks können wir etwa die Gegend bezeichnen, wo die englische Njassa-Station Karonga gelegen ist. Die Ostseite des Dreiecks wird von den zum Konde-Lande abfallenden Steilrändern der Landschaften Missuko-Untali-Malila — dem Westrande des Njassa-Grabens — gebildet, und die nach Südwesten gerichtete dritte Seite endlich wird durch eine Senke begrenzt, die gewissermassen ein »Nebenarm« des grossen Njassa-Rukwa-Grabens ist und die den Unjika-Stock von dem eigentlichen »Njassa-Tanganjika-Plateau« abschneidet. Der Verlauf dieser nur in ihrem nordöstlichen Abschnitte deutlich ausgeprägten Senke soll noch genauer besprochen werden; obgleich mehrere Landschaften an ihr partizipieren, will ich sie der Kürze halber nur als »Uniamanga-Graben« bezeichnen. (Vergleiche das Schema zu Seite 268.)

Etwa dort, wo der Uniamanga-Graben in den Hauptzug des Rukwa-Grabens einmündet, ist in letzterem der Rukwa-See gelegen

Vom Rukwa-See nach Nordwesten lässt sich der Rukwa-Graben zwischen den gewaltigen Abstürzen des Njassa-Tanganjika-Plateaus im Südwesten und den minder hohen Wänden des Ukimbu- resp. Ukonongo-Plateaus im Nordosten bis zum Tanganjika und vielleicht noch darüber hinaus verfolgen.[2])

Der östlichste Abschnitt des Rukwa-Grabens, jener Teil, den wir als »Ussafua-Ubungu-Graben« bezeichnet haben, wird, wie bereits erwähnt, im Süden von den Abhängen des Unjika-Horstes begrenzt. (Tb. 92a.)

Das Ukimbu-Plateau

Gegenüber erhebt sich das Ukimbu-Plateau:*) Als 100—200 m hohe Wand, geradlinig und steil wie eine Mauer steigen seine felsigen Abstürze aus den Fluten des Rukwa-Sees und aus der angrenzenden flachen Steppe empor; jenseits jener Wand, die von dem imposanten, tafelförmigen Kwimba, dem Iloma-Berge und andern Höhen überragt wird, hebt sich das Hochland in schwach

*) Siehe Seite 470, Anm. **).

[1]) **31**; [2]) **31**.

geneigten Terrassen[1]) noch weiter bis auf 1650 m (d. h. 850 m über den Spiegel des Rukwa-Sees),[2]) um dann im Osten zum Ruaha-Graben abzufallen.*)

und die Beja-Kette.

Da der Ruaha- und der Rukwa-Graben nach Süden zum Njassa konvergieren, läuft das dazwischen gelegene Ukimbu-Plateau nach Süden zu in eine dreieckige Spitze aus.**) Diese Spitze wird von einem imposanten Gebirge, der zwar nicht umfangreichen, aber bis gegen 2900 m hoch aufragenden Beja-Kette gebildet (Tb. 93b; 94a und b): die Beja-Kette ist mithin der am Treffpunkt des Ruaha- und Rukwa-Grabens stark aufgewulstete Rand des Ukimbu-Plateaus.

Der östliche Rukwa-Graben

Der uns in diesem Abschnitt interessierende Teil des Rukwa-Grabens hat eine recht wechselnde Breite. Bei Ukia, bis wohin die Ueberschwemmungszone des Rukwa-Sees reicht (vergl. aber Seite 482), beträgt die Entfernung zwischen seinen Bergwänden etwa 40 km, nach Südosten nimmt die Breite aber allmählich zu, so dass er an der Einmündung des Uniamanga-Grabens etwa 60 km breit ist; noch weiter nach Südosten wird der Graben jedoch durch den Unjika-Horst auf etwa 30—20 km wieder eingeengt, und am schmalsten ist er an seinem Anfangsteil, d. h. ganz im Südosten, wo die Breite nur 10 km beträgt: die Beja-Gruppe ragt nämlich gewissermassen in den Graben hinein, da sie weiter nach Süden ausspringt als es dem übrigen Verlauf des Südwest-Randes des Ukimbu-Plateaus entsprechen würde.

mit dem Rukwa-See.

Die flache Sohle des Rukwa-Grabens hat in dem nur wenige Meter tiefen Rukwa-See, dessen Spiegel in 800 m (nach Kohlschütters Berechnungen in etwa 810 m) Meereshöhe liegt, offenbar ihre niedrigste Stelle, und auch das im Norden bis Ukia reichende Ueberschwemmungsgebiet des Sees***) muss annähernd n demselben Niveau wie dieser liegen. Südlich vom Rukwa-See steigt die Grabensohle erst allmählich, dann stärker an und liegt bei Utengule, d. h. am Fusse der 2880 m hohen Beja-Kuppe, in etwa 1400 m Meereshöhe.

Das Ngosi-Hochland.

Noch weiter nach Osten erhebt sich das Land in der Fortsetzung des Rukwa-Grabens noch zu erheblich grösserer Höhe, wir befinden uns dort aber bereits am Treffpunkt der Njassa-Rukwa-Ruaha-Gräben.

Dieses Gebiet besteht, wie bereits im Abschnitt V besprochen, aus vulkanischen Massen, welche am Treffpunkt der Bruchspalten dem Erd-Innern entquollen und die Gräben fast bis zur Höhe der Grabenwände wieder auffüllten; die Hauptherde der vulkanischen Tätigkeit sind zwei Berggruppen, das Ngosi-Gebirge und das Rungwe-Massiv.

Der südlich des Rungwe gelegene Abschnitt dieses Vulkan-Gebietes gehört zum Konde-Land und wurde dort bereits besprochen. Das zwischen dem

*) Nach Norden zu geht das Ukimbu-Plateau unmittelbar in das Ukonongo-Plateau über.

**) Ich bezeichne also, wie aus obigem ersichtlich, als »Ukimbu-Plateau« nicht nur die Landschaft Ukimbu, sondern auch die südlich davon gelegenen Hochlandsgebiete, die politisch zum Teil zu Ubungu, Ussafua usw. gehören.

***) Siehe jedoch Seite 482.

[1]) **28**, S. 72; [2]) **27**, S. 79.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nordfuss des Rungwe-Massivs und dem Südabhang der Beja-Kette gelegene Gebiet ist ein bis gegen 2600 m Meereshöhe ansteigendes, welliges, von zahlreichen Bächen zerfurchtes Hochland, aus dem die mächtigen Vulkangipfel des Ngosi-Gebirges bis zu einer Meereshöhe von mehr als 2600 m emporragen; ich will dieses Gebiet als »Ngosi-Hochland« bezeichnen.*) (Tb. 57a und d; 58a; 94a und b; 103c.)

Nach Süden zum Njassa, nach Nordosten zur Ruaha- und nach Nordwesten zur Rukwa-Senke sich abdachend, stellt das Ngosi-Hochland die Wasserscheide zwischen jenen drei Gebieten dar.

Entwässerung des östlichsten Rukwa-Grabens (Ssongwe-Njambana).

Der Ussafua-Ubungu-Graben wird von dem Ssongwe, der in seinem Unterlaufe auch Njambana genannt wird, entwässert. Der Ssongwe-Njambana mündet in den Rukwa-See, dessen bedeutendsten, ja dessen einzigen, in der Trockenzeit nicht versiegenden Zufluss er darstellt. Das Tal des mittleren Ssongwe ist tief in die flache Grabensohle eingeschnitten; seine Breite wechselt von einer kilometerbreiten, an Tamarinden und Fächerpalmen reichen Niederung bis zu schmaler, fast kañonartiger Felsschlucht.

Landschaften des östlichsten Rukwa-Grbns.

Der am Rukwa-See gelegene Anteil des Ussafua-Ubungu-Grabens gehört grösstenteils zur Landschaft Ubungu,**) der weiter östliche zu Ussafua; zu Ussafua gehört auch das »Ngosi-Hochland«.

Der Uniamanga-Graben

Die südliche Abzweigung des Njassa-Rukwa-Grabens, der »Uniamanga-Graben«, zwischen dem Unjika-Horste einerseits und dem Njassa-Tanganjika-Plateau anderseits, ist zwar in seinem nordwestlichen Abschnitt deutlich entwickelt, in seiner Gesamtheit aber nicht so ausgeprägt, wie der soeben besprochene Ussafua-Ubungu-Graben; denn in seinem südöstlichsten Abschnitt sind die Grabenwände durchbrochen, und er hört hier als einheitliche Senke überhaupt auf zu bestehen, wennschon sich andeutungsweise der Verlauf des tektonischen Bruches bis zum Njassa hin verfolgen lässt.[3])

und seine Flüsse (Ssaissi, Njassa-Ssongwe).

In seiner nordwestlichen Hälfte durchfliessen den Uniamanga-Graben der Momba genannte Unterlauf des in den Rukwa-See mündenden Ssaissi und dessen Zuflüsse (Kana, mit dem Pemba), dann folgt östlich gerichtet ein Zufluss (Katendo-Bach) des Njassa-Ssongwe***) und weiter dieser selbst bis zu seinem Durch-

*) Ich wähle diesen Namen, weil mir eine einheimische, dieses Gebiet umfassende Bezeichnung nicht bekannt ist. Im Nordwesten würde das Ngosi-Hochland etwa bis Utengule unterm Beja-Berge, im Nordosten bis zu den Orten Fingano und Ilongo reichen.

Unter »Ngosi-Gebirge« will ich nicht nur den einzelnen Vulkangipfel verstehen, in dessen Krater der Wentzel-See gelegen ist (siehe Seite 277), sondern auch die sich westlich bis zum Igale-Pass daran anschliessenden vulkanischen Erhebungen; in diesem Sinne spricht auch Dantz[1]) von einem »Ngosi-Gebirge«. Bornhardt[2]) nennt den Bergzug auf seiner Karte »Poroto-Berge«; diese Bezeichnung möchte ich jedoch vermeiden, da man unter Poroto die ganze zwischen Ngosi und Rungwe gelegene Landschaft, nicht nur einen Bergzug, zu verstehen hat.

**) Ueber die am Rukwa-See sitzenden Stämme siehe auch Seite 492—495.

***) Ich verstehe hierunter den zum Njassa fliessenden Ssongwe, den deutsch-englischen Grenzfluss, im Gegensatz zu dem Ssongwe-Njambana, der in den Rukwa-See mündet.

[1]) **42,** S. 124; [2]) **56;** [3]) **31,** S. 146.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bruch durch die Untali-Berge; den südwestlichsten, schlecht ausgeprägten Abschnitt des Grabens entwässern direkt dem Njassa zuströmende Bäche.

Landschaften des Uniamauga-Grabens.

Die in diesem Gebiete liegenden Landschaften sind folgende: Am Westufer des Rukwa-Sees und am Momba liegen die Steppenlandschaften Uanda und Mkurue; dann folgt weiter stromaufwärts am Kana, in etwa 1000 m Meereshöhe und im Westen und Osten von den hohen Grabenrändern überragt, die langgezogene, aber schmale Uniamanga-Steppe.*)

Im Gebiete des oberen Njassa-Ssongwe liegt die gegen 1400 m hohe, teils ebene, teils bergige und steinige Landschaft Urambia;[2]) sie gehört nur nördlich des Ssongwe zum deutschen, südlich davon bereits zum britischen Gebiet.

Weiter südöstlich würde in der Richtung des Grabens — soweit man von einem solchen hier überhaupt noch sprechen kann — das zum britischen Territorium gehörende Uwandia und endlich ganz im Süden, am Njassa, ein Teil der britischen Konde-Niederung (bei Karonga) liegen.

Die Gegend von Uwandia ist dadurch geographisch bemerkenswert, dass hier, wie Cross[3]) hervorhebt, die Wasserscheide zwischen dem Indischen und Atlantischen Ozean liegt, indem dicht beieinander Flüsse entspringen, die zum Bangweolo-See und dem Kongo, anderseits zum Njassa und zum Sambesi strömen.

Die Landschaften des Unjika-Horstes.

Von den Hochländern des Unjika-Horstes wurde Untali bereits in Kapt. V (Seite 274) besprochen. Letzterem ähnelt nach Herrmann[4]) das über 2000 m hohe Malila; nach neueren Angaben**) jedoch würde Malila mehr der Landschaft Unjika gleichen, die ein etwa 1300—1600 m hohes, plateauartiges Hochland ist, das von einzelnen Hügeln überragt wird.

Geologisches.

Das Gestein des Unjika-Horstes, des Njassa-Tanganjika-Plateaus und ebenso das des Ukonongo-Ukimbu-Plateaus, einschliesslich der dazu gehörenden Beja-Gruppe, besteht nach den bisherigen Untersuchungen[6]) aus Gneisen.

Eisen kommt hier überall vor, und speziell die Landschaft Unjika ist so reich daran, dass sich stellenweise Ablenkungen der Magnetnadel bis zu 40° finden;[7]) eine anscheinend nur schmale Zone von Eisenquarzitschiefern hat Dantz[8]) im Südosten dieser Landschaft nachgewiesen.

Dem Ost- und dem Nordabhange des Unjika-Horstes sind in grosser Ausdehnung Sandsteine vorgelagert. Die dem Konde-Lande zugekehrten Sandsteinschichten am Ostabhange des Unjika-Horstes, die in der Landschaft Malila auch

*) Der sich südlich an die Uniamanga-Steppe anschliessende Graben-Abschnitt längs des Pemba gehört ebenfalls zu Uniamanga; es ist, nach der Karte der deutsch-englischen Njassa-Tanganjika-Grenzexpedition,[1]) ein waldiges Hügelland von 1400 m Meereshöhe. Ein anderer Teil von Uniamanga liegt schon auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau und teilweise in britischem Gebiet.

**) Die »Auskunft für Ansiedler für den Bezirk Langenburg«[5]) charakterisiert die Landschaft Malila als »ein über 2000 m hohes, kühles, malariafreies und regenreiches Sandsteinplateau mit reichlicher Bewässerung«. — Herr Bezirksamtmann Zache, der diese Gegenden kartographisch aufgenommen hat, bestätigte mir, dass Malila ein Plateau mit geringen Niveaudifferenzen und sanften Hängen sei.

[1]) **55**; [2]) **30**, S. 345; [3]) **6**, S. 287; [4]) **30**, S. 345; [5]) **49**; [6]) **42**, S. 127—144; **54**; **56**; [7]) **31**, S. 140; [8]) **42**, S. 137—138.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Plateauhöhe überdecken, gehören, wie bereits Seite 269 erwähnt, der Karoo-Formation an und zeichnen sich durch ihren Steinkohlenreichtum aus. Ausserdem zieht sich eine Zone flach gelagerter roter Sandsteine und Sande auch am Nordrande des Unjika-Horstes hin; der Ursprung dieser Schichten ist noch nicht aufgeklärt.*)

Im östlichen Abschnitt des Ussafua-Ubungu-Grabens sind diese Sandsteine vielfach von einer stellenweise sehr mächtigen Lage horizontal geschichteter, teils feinkörniger, teils aus gröberen Konglomeraten bestehender Tuffe überlagert (Tb. 97a, 98a); denn die Produkte der nahen Vulkane bedecken weithin die flache Grabensohle.**)

Fünfzehn Kilometer westlich von Utengule stehen auf dem linken Ufer des Ssongwe, der hier einer ausgeprägten Verwerfungslinie folgt,[4]) auch Bänke von rot gebändertem, marmorähnlichem Kalke an; nach Dantz[5]) ist dieser Kalk vielleicht ein Glied der krystallinischen Gneisformation.

Ein Teil des hier zu Tage liegenden Kalkes verdankt seine Entstehung jedoch den Sinterabsätzen heisser Quellen.

Die Gräfin-Bose-Thermen.

Die Thermen des Ssongwe-Tales befinden sich an zwei, etwa eine halbe Stunde voneinander entfernt liegenden Plätzen, bei den Dörfern Pilansimba (Ilelansimba) und Liwesia.***) (Tb. 95—97.)

Die weiter stromabwärts liegenden von Liwesia sind die bei weitem bedeutenderen und schöneren. Ich habe für diese herrlichen Quellen den auf den Karten auch akzeptierten Namen »Gräfin-Bose-Thermen« in Vorschlag gebracht, in dankbarer Erinnerung an die durch ihre liberalen Stiftungen für die Berliner Universität so verdiente Reichsgräfin von Bose; denn durch jene Stiftungen wurde es mir während meiner Studienzeit ermöglicht, als Vorbereitung für künftige Tätigkeit, ausser medizinischen auch naturwissenschaftlichen Studien obzuliegen, und auch meine Untersuchungen in Ostafrika wurden durch jene Stipendien unterstützt. †) Die bei Pilansimba gelegenen Thermen will ich als die »Pilansimba-Quellen« bezeichnen.

---

*) Bornhardt rechnet auf seiner geologischen Karte des Konde-Landes[1]) die südlich von Utengule anstehenden Sandsteine ebenso wie die des benachbarten Malila und des Konde-Landes der Karooformation zu. Dantz[2]) lässt den Ursprung der (jenem von Bornhardt angegebenen Vorkommen benachbarten) Sandsteine an den Gräfin-Bose-Thermen ungewiss; bei den roten Sandsteinen, die er etwa 50 km weiter westlich am Plateaurande (bei dem Jawi-Bach) anstehend traf, handele es sich »ohne Zweifel um fluviatile Ablagerungen«, die möglicherweise aus älteren Sandsteinformationen, wie wir sie anscheinend an den Gräfin-Bose-Thermen anträfen, entstanden seien.[3]) Ich selbst traf rote Sandsteine noch an zwei Stellen, die zwischen den von Dantz angegebenen Vorkommnissen liegen, nämlich auf meiner östlich vom Jawi-Bach verlaufenden Route beim Aufstieg auf das Unjika-Plateau, und ferner etwa 20 km nordwestlich von den Gräfin-Bose-Thermen bei Towero, wo sie im Bette des Ssongwe zu Tage treten, während die senkrechten Wände der Talschlucht aus gegen 40 m hohen Tuffschichten bestehen. (Tb. 98a.)

**) Im Ssongwe-Tale fand ich Tuffe bis in die Gegend vom Igalula, d. h. bis zum Beginn der Rukwa-Steppe.

***) Bei der Beschreibung der Quellen folge ich dem Berichte, den Glauning und ich am 11. Juli 1899, am Tage, an dem wir die »Gräfin-Bose-Thermen« entdeckten, abfassten:[6]) als Ergänzung ziehe ich auch die Angaben von Dantz,[7]) der kurz nach uns die Quellen besuchte, heran, und daraus erklären sich einige Abweichungen der hier gegebenen Darstellung von unserm ersten Bericht. Die Quellen von Pilansimba sind vermutlich von Herrnhuter Missionaren entdeckt worden und waren schon vor den Gräfin-Bose-Thermen bekannt.

†) Von den Eingeborenen hörten wir den Namen »Maronde« für die Gräfin-Bose-Thermen, doch bedeutet dieses Wort wohl nur »Wasser« oder »Sumpf«.

---

[1]) **54**; [2]) **42**, S. 146; [3]) **42**, S. 139; [4]) **42**, S. 146; [5]) **42**, S. 146; [6]) **28**, S. 18—20; [7]) **27**, S. 42—44; **42**, S. 145—146.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Thermen des Ssongwe-Tals liegen, was recht charakteristisch ist, an der Stätte einer starken geologischen Verwerfung, und sie entspringen auf oder doch dicht über der Talsohle. Am linken Abhang des etwa einen halben Kilometer breiten Tales ragen in ca. 100 m hohen, steilen Tafelbergen auf dem Gipfel von Tuff-Konglomeraten überlagerte, rote Sandsteine auf; an der rechten Talwand stehen die oben erwähnten marmorähnlichen Kalke an.

Erreicht man von Utengule unterm Beja nach Westen wandernd die jähen Abstürze des Ssongwe-Tales, so sieht man es schon von weitem an der gegenüberliegenden Talwand in weissem Glanze leuchten: es sind die Sinterbildungen der Gräfin-Bose-Thermen. Kommen wir näher, so geniessen wir ein ganz eigenartiges Bild.

Etwas oberhalb des Flussniveaus erscheint der Talabhang auf einer Strecke von etwa 100 bis 200 Metern wie mit frischem Schnee bedeckt; in der klaren Tropensonne glitzernd, erinnert das Ganze an das Ende eines Gletschers oder einen erstarrten Wasserfall.

Dem weissen Abhang entspringen mehrere Quellen, deren klares Wasser in breitem, aber nur ganz flachem Strom herabrieselt, und überall, wo es fliesst, ist der Boden in den zartesten Abtönungen mit rotbraunen, orangegelben und grünen Algen bedeckt, deren Farbenpracht sich wirkungsvoll von dem Weiss der Sinter abhebt; das frische Grün von Phönix-Büschen und hohen Fächerpalmen bildet den wirksamen Rahmen des leuchtenden Bildes, dessen Glanz die farblose Photographie leider nicht wiederzugeben vermag. (Tb. 95a; 96a.)

Besonders schön ist eine Stelle, an der die Sinter eine steile, mit Stalakmiten- und Stalaktiten-Säulen besetzte Terrasse bilden, von der, im Schmucke bunter Algen prangend, ein kleiner Wasserfall herabrieselt (Tb. 95b). An einer andern Stelle wieder finden wir schöne Sinterbecken (Tb. 97b).

Das Wasser liefern fünf heisse Quellen, die etwa in halber Höhe des weissen Feldes in einer geraden Linie nebeneinander liegen und anscheinend einem in der Richtung 170—350° streichenden Spalt entquellen.[1])

Die Temperatur des Wassers beträgt etwa 60—70° C; nach einer im chemischen Laboratorium zu Daressalam ausgeführten Analyse[2]) enthält es ausser Kieselsäure (0,065 in 1000 Teilen) im wesentlichen Kalk (0.065) und Magnesia (0,034), die an Chlor (0,226) und Schwefelsäure (0,169) gebunden sind.

Ganz anders als die eben geschilderten Thermen präsentieren sich andere, die etwa 25 m über ihnen, oberhalb des weissen Feldes gelegen sind. Verteilt auf einer Strecke von ca. 200 m, befinden sich hier auf einer sumpfigen Wiese 8—10 rundliche, etwa 1—1,5 m grosse Erdlöcher, die fast bis zum Rande mit klarem, lauwarmem, lebhaft brodelndem Wasser gefüllt sind. In der Umgebung der Quellen besteht der Wiesengrund aus einem sehr festen und dichten Polster eines eigenartigen, kurzen, rundstengligen Grases, und es sieht aus, als ob die Gruben mit dem Locheisen in diesen Rasen geschlagen wären, so steilwandig fallen sie ab; eine genauere Untersuchung zeigt, dass die grasbewachsenen Ränder unterminiert sind, so dass die Grube nach unten zu breiter ist als an ihrer Oeffnung. Die Seitenwände der 1—1,5 m tiefen Löcher*) bestehen aus Erdreich, der Grund ist mit dunkelm Schlamm und einzelnen grösseren Steinen bedeckt. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass die Steine von den Eingeborenen, die ihre Kranken bei rheumatischen und andern Leiden in den Quellen baden lassen, als Auftritte hineingelegt sind, damit man nicht in den Schlamm einsinkt: die Löcher bilden nämlich ganz ideale natürliche Badewannen, und auch wir konnten der Versuchung, hier ein Mineralbad zu nehmen, nicht widerstehen.

Die Temperatur, welche in den grössten dieser Löcher gemessen wurde, betrug 43° C.**) Das Brodeln verdanken die Quellen der reichlich aufsteigenden Kohlensäure, und daher ist der Geschmack des Wassers in abgekühltem Zustande recht angenehm. Die Analyse ergab eine ähnliche Zusammensetzung wie bei den aus den Felsen entspringenden heissen Quellen, nur mehr Kalk (0,105) und weniger Schwefelsäure (0,094). Die von diesen Erdloch-Quellen gelieferte Wassermenge ist nur unbedeutend; man überschätzt sie infolge des starken Brodelns leicht.

*) Bei Liwesia wurde nur ein Loch von 1.5 m ausgemessen; die entsprechenden Gruben bei Pilansimba waren etwa 1 m tief.

**) Eine dieser Gruben von Pilansimba hatte 38,6° C.

[1]) **27**, S. 43; **42**, S. 146; [2]) **28**, S. 21 und 22.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Pilansimba-Quellen.

Die südlich der Gräfin-Bose-Thermen bei Pilansimba auf der Sohle des Ssongwe-Tales zu beiden Seiten des Flusses*) gelegenen Thermen sind im Verhältnis zu jenen nur ganz unbedeutend. Auch bei Pilansimba gibt es heisse Quellen, die direkt dem Felsen entquellen, besonders aber die mit brodelndem, lauwarmem Wasser gefüllten Erdlöcher, und sumpfige Wiesen, aus deren Boden überall Kohlensäureblasen aufperlen. Nach den Angaben der Eingeborenen sollen die Quellen früher stärker gewesen sein und zur Regenzeit an Wassermenge zunehmen. Interessant ist, dass grüne Faden-Algen hier selbst in recht warmem Wasser noch üppig gedeihen und dass sie durch Absorption der Kohlensäure zur Abscheidung einer auf dem Wasser schwimmenden, zusammenhängenden Kalkkruste Veranlassung geben.**) W. Goetze fing in einem der mit warmem Wasser gefüllten Becken einen Frosch, und wenn ich nicht irre, wird entsprechendes auch von Thermen anderer Gegenden berichtet; freilich ist im vorliegenden Spezialfalle nicht erwiesen, ob das Tier nur zufällig in das warme Wasser geraten ist.

Die Nassiënje-Höhlen.

Die Umgebung von Pilansimba ist ausser durch ihre Thermen dadurch ausgezeichnet, dass sich ein paar Kilometer vom Dorfe und den heissen Quellen stromaufwärts die von den Eingeborenen Nassiënje genannten Höhlen befinden. Die Eingänge zu den Höhlen liegen an der linken, steilen Talwand und hoch über dem Niveau des Ssongwe. Das Gestein ist im Anfangsteil der Höhlen marmorartiger Kalk, weiter im Innern der Haupthöhle bestehen die Wände jedoch, wenn ich nicht irre, aus Sandstein.

Während die übrigen Höhlen nur unbedeutend sind, beansprucht eine wegen ihrer Grösse besonderes Interesse. Von Herrn Missionar Kootz darauf aufmerksam gemacht, besuchte ich diese Höhle zum ersten Male zusammen mit Herrn v. Elpons, konnte jedoch damals aus äusseren Gründen nur in den Anfangsteil derselben vordringen.

Die Angabe der Eingeborenen aber, dass im Innern der Höhle Wasser herabtropfe, und dass sich sogar ein Fluss darin befände, liessen, da die Höhle im Kalkstein lag, auf eine Tropfsteinhöhle hoffen, und die Aussicht auf die interessante Fauna eines tropischen Höhlen-Wassers reizte noch ganz besonders. Als ich daher nach einiger Zeit, diesmal in Begleitung von Miss. Kootz, die Höhlen wieder besuchte, war ich mit allem versehen, was zu einer Höhlenerforschung gehört, hatte eigens zu diesem Zwecke in Langenburg gefertigte Pechfackeln bei mir und hatte auch Magnesium-Draht mitgenommen. Leider erwiesen sich die gehegten Erwartungen als nicht zutreffend, denn abgesehen

*) Ich kenne aus eigener Anschauung allerdings nur die auf dem rechten Ufer des Ssongwe gelegenen.

[Andere Mineralquellen.]

**) Auch anderwärts kommen am Bruchrande des Rukwa-Grabens heisse resp. kohlensäurehaltige Quellen vor. So fanden Kohlschütter und Glauning[1]) in Ukimbu am Lago-Flusse nahe dem Plateaurand beim Dorfe Mgengewala eine, nach persönlicher Mitteilung Kohlschütters »Mapiu« genannte, 42° C warme Quelle mit klarem, wohlschmeckendem Wasser, und 20—30 km südlich davon, beim Dorfe Manda (auch Pimbuë genannt) am Fusse des Ukimbu-Plateaus, befindet sich nach Wallace[2]) eine stark salzhaltige, lebhaft brodelnde, kalte Quelle, die von den Eingeborenen »Chitwatwa« genannt wird. Diese Salzquelle wird von Dantz[3]) als »Kintwitwe« erwähnt, und er fügt hinzu, dass sich nach den Angaben der Eingeborenen in der Steppenniederung noch andere, ähnliche Sprudellöcher befänden, die vermutlich mit dem Rukwa-See in Zusammenhang ständen; auch Dr. Kohlschütter teilte mir mit, dass er nahe dem Ukimbu-Plateau-Rande und der Rukwa-Steppe wenigstens zwei derartige Sprudel angetroffen habe: »ihr Wasser sei ekelerregend schmutzig, und es trete nicht mehr Wasser hervor, als verdunstet, so dass das nahezu kreisrunde Loch ohne Abfluss sei«.

Viel weiter nordwestlich, nahe dem Südwest-Abhang des Rukwa-Grabens bei Pimbuë (nicht zu verwechseln mit dem oben erwähnten Manda-Pimbuë), traf Langheld[4]) eine 60° heisse Quelle, die wohl mit den »Kidi«-Thermen Kaisers[5]) identisch sind, obwohl dieser nur eine Temperatur von 46,0° resp. 46,8° C fand.

Beiläufig sei bemerkt, dass Cross[6]) aus der Gegend von Tschingas (am rechten Ufer des Njassa-Ssongwe, wo der Fluss sich zum Eintritt in die Untali-Berge anschickt, gelegen) von Schwefelwasserstoff exhalierenden, an Kali und Magnesia reichen Quellen berichtet. Der heissen Quellen und der Säuerlinge des Konde-Landes wurde bereits Seite 281 gedacht.

[1]) **28**, S. 25; [2]) **21**, S. 607; [3]) **42**, S. 141; **57**; [4]) **17**, S. 512; [5]) **3**, S. 93; [6]) **15**, S. 121.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von kaum nennenswerten alten Tropfsteinbildungen am Höhlen-Eingang, wurde nichts derartiges bemerkt und auch Wasser fand sich in der Höhle nicht vor.*)

Dennoch verlohnte sich der Besuch der Höhle. Wir durchschritten hohe Dome und lange Galerien, bis wir endlich nach einem Weg von vielleicht einigen hundert Metern**) zu einem Haufwerk von der Decke herabgestürzter Blöcke gelangten und ein Weiterkommen anscheinend nicht mehr möglich war.

Der Boden der Höhle ist überall mit einer dicken Schicht von braunem, lockerem Fledermausguano bedeckt. Die Anhäufung des Guano, in dem Tausende von Asseln ihr lichtscheues Dasein fristen, nimmt auch heutigen Tages immer mehr zu, denn die Höhle beherbergt zahlreiche Fledermäuse, die, erschreckt von dem ungewohnten Lichtschein, in Scharen unsere Köpfe umschwärmten.

Der Guano erteilt der Luft einen intensiven, multrigen, amoniakalischen Geruch; ausserdem herrscht in der Höhle eine stickige, feuchte Schwüle wie in einem Dampfbade, so dass der Aufenthalt daselbst nichts weniger als angenehm ist. Durch den Gegensatz zu der erfrischenden sommerlichen Kühle unserer heimatlichen Höhlen kommt einem diese Hitze recht befremdlich vor und man ist geneigt an eine Wirkung eventuell benachbarter Thermen zu denken; die beträchtliche Höhe der mittleren Jahrestemperatur (die ja in erster Linie die Temperatur einer Höhle bedingt), genügt aber wohl, um die Wärme der Nassiënje-Höhlen zu erklären.

Die Höhlen dienten bis in die allerjüngste Zeit der Bevölkerung als Schlupfwinkel für Menschen und Vieh. Die Haupthöhle ist zur Verteidigung auch wie geschaffen, und ihr schmaler Zugang konnte durch eine zur Zeit meines Besuches noch wohlerhaltene »Pendeltür« (siehe Seite 452) geschlossen werden. In dem hallenartig weiten Anfangsteile der Höhle, der durch eine grosse Oeffnung Tageslicht erhält, befanden sich Pfähle zum Anbinden des Viehs und Reste von erhöhten Lagerstätten.

Leider war es mir nicht möglich, in dieser interessanten Höhle, die vielleicht schon ungezählten Generationen Schutz und Obdach gewährt hat, und die in ihrem Grunde die wertvollsten prähistorischen Schätze bergen mag, Ausgrabungen vorzunehmen. Vielleicht ist ein anderer in der Lage, dieser wohl lohnenden Aufgabe einige Zeit widmen zu können.

Klima, Vegetation und Ertragsfähigkeit der einzelnen Landschaften:

Bevor wir auf die Beschreibung des Rukwa-Sees näher eingehen, ist es zweckmässig, die meteorologischen Verhältnisse des Gebietes, aus dem seine Zuflüsse gespeist werden, zu betrachten, und im Zusammenhang mit den Witterungsverhältnissen empfiehlt es sich, auch die dadurch bedingte Vegetation und Produktivität der in diesem Abschnitt abgehandelten Landschaften zu besprechen.

Malila.

Das über 2000 m hohe grasbedeckte Malila mit seinen an hochstämmigem Urwalde reichen Tälern dürfte ähnlich niederschlagreich sein wie das bereits besprochene, so überaus fruchtbare Untali-Bergland [siehe auch Anm.**) zu Seite 472].

*) Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass trotzdem Wasser in der Höhle vorhanden ist. Nachdem wir nämlich weit in die Höhle eingedrungen waren, befanden wir uns schliesslich vor einem aus aufgehäuften Felsblöcken bestehenden Wall, wie die Eingeborenen erklärten, dem Ende der Höhle. Kaum waren wir jedoch wieder aus der Höhle heraus und soweit entfernt, dass eine Rückkehr ausgeschlossen war, als die Leute Herrn Kootz erklärten, hinter jenem Felswall setze sich die Höhle doch noch weiter fort, und dort befinde sich auch das Wasser; sie wüssten dies, da s. Z. die Eingeborenen sich hinter jene natürliche Mauer vor ihren Bedrängern geflüchtet hätten. Was an dieser Erzählung war ist, ist schwer zu entscheiden; vielleicht wollte man uns aus Aberglauben oder Bequemlichkeit eben nicht weiter führen.

**) Ich schätzte die Länge der Höhle seiner Zeit[1]) auf etwa 1 km; vielleicht habe ich aber beträchtlich zu hoch taxiert, da man erfahrungsgemäss bei langsamem Vorwärtskommen unwillkürlich die Entfernung überschätzt und ich einen Schrittzähler nicht zur Verfügung hatte. Glauning,[2]) der bald nach mir die Höhle besuchte und ebenfalls so weit vordrang, wie ich, gibt die Länge der Höhle nicht an, bemerkt aber, dass sie im allgemeinen von SO. nach NW. verlaufe und in ihrem letzten Teile nach Westen umbiege.

[1]) **28**, S. 19; [2]) **23**, S. 230.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Aber auch das 1300—1600 m hohe, wiesenreiche Unjika-Plateau und dessen waldige Abhänge sind noch verhältnismässig reich an Niederschlägen, wenn auch lange nicht mehr in dem Masse, wie das regentriefende Konde-Oberland und seine Randberge (siehe Seite 284—285). Unjika,

In den Hauptregenmonaten stehen in Unjika die Grasflächen unter Wasser, jedoch ist der Unterschied zwischen Trocken- und Regenzeit hier gleich wie in Ussafua stark ausgeprägt,[1]) denn zur Trockenzeit wird in Unjika das Wasser stellenweise knapp.[2]) In der kühlen Jahreszeit werden in Unjika trotz der verhältnismässig geringen Meereshöhe Temperaturen von —4° C. beobachtet.

Unjika und, wie mir Herr Zache mitteilte, in besonderem Masse auch das dünn bevölkerte Malila, sind recht fruchtbar. Europäische Getreide, Gemüse und Kaffee gedeihen in Unjika vorzüglich,[3]) während, wie mir seiner Zeit Herr Miss. Bachmann mitteilte, die Eingeborenenkulturen unter den Nachtfrösten zu leiden haben. Die weiten Weideflächen laden zur Viehzucht ein, und Rindvieh hält sich trefflich.[4])

Die schönen Hochländer würden sich bei ihrer Malariafreiheit zu europäischer Besiedlung eignen: sicherlich wohl ebenso gut, wie das noch mehr vom Verkehr abgelegene Uhehe, dem sie sonst gleichwertig sein dürften; einige Ansiedler sollen sich, wie mir Herr Zache mitteilte, dort auch bereits niedergelassen haben.

Die Gummilianen freilich, die noch vor wenigen Jahren in den Wäldern der Randberge und Talschluchten in Menge wucherten und die Händler anlockten, sind durch die Axt der Gummischläger einstweilen stark vermindert, kommen aber, wie ich der »Auskunft für Ansiedler«[5]) entnehme, in den Urwaldparzellen Malilas immerhin noch ziemlich reichlich vor; damit sich die Bestände wieder erholen können, ist die Gummigewinnung im Bezirk Langenburg bis auf weiteres untersagt (vergleiche Seite 293—294).

Die Landschaft Uniamanga, die ich nicht selbst besucht habe, ist nach Herrmann[6]) und den ergänzenden Privatmitteilungen seines Reisegefährten Dr. Kohlschütter »auf dem Njassa-Tanganjika Plateau selbst längs der deutsch-englischen Grenze wasserreich und gut bewaldet; bei Ikaua mit gutem Boden, bei Mambwe öde Steppe — Baumsteppe mit offener Steppe dazwischen — bis zum Steilabsturz. Nördlich dieses erstreckt sich eine, bei Ikaua noch fruchtbare und bewaldete, dann in Baumsteppe und stellenweise offene Steppe übergehende Ebene, die einen sterilen Eindruck macht, jedoch einer zahlreichen, unter dem Oberhäuptling Mkoma lebenden Bevölkerung reichliche Nahrung liefert.« — Uniamanga,

Ewerbeck[7]) schildert die Uniamanga-Steppe von Namsinge bis Alt-Nonda (Mkoma's) folgendermassen: »Der Weg führt durch die Ebene, die scheinbar früheren Seeboden darstellt, mit feingeschlämmtem sandigen Lehm ohne Steine,

[1]) **49**; [2]) **25**, S. 167; [3]) **49**; [4]) **49**; [5]) **49**; [6]) **30**, S. 345; [7]) **29**, S. 375.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durchflossen vom Ssaissi und dessen Nebenflüssen. Die Betten dieser sowie zahlreicher Wasserläufe schneiden überall tief in den losen Boden ein. Die Ufer des Ssaissi sind 20—30 m hoch. Ein ganz lichter Akazienwald mit meist nacktem sandigen Untergrund, kaum von Vögeln und Vierfüsslern belebt, ergibt ein monotones Landschaftsbild. Die Flussläufe zeigen kaum andere Vegetation, sind aber mit Dörfern besetzt, so dass die Gegend als gut bevölkert anzusehen ist. Alle Dörfer haben grosse Herden von Ziegen und Schafen.«

Deutsch-Urambia.

Was Deutsch-Urambia anbelangt, so finden sich daselbst zwar fruchtbare und gut angebaute Talstrecken und im nördlichen Teile auch grössere ebene Flächen mit Parklandschaft, die Tsetse-frei (siehe Seite 364—367) und zur Rinderzucht recht geeignet sein dürften,[1]) grosse Abschnitte von Urambia sind aber ödes, steiniges, schwach bewaldetes und schwach bevölkertes Bergland.[2]) Urambia scheint nämlich im allgemeinen recht arm an Niederschlägen, und kommen wir zur trockenen Jahreszeit aus dem fruchtbaren, feuchten Untali, so überrascht es uns, wie ganz unvermittelt die frischgrünen Fluren und prangenden Bananenhaine verschwinden und dürrer Buschwald und reizlose Baumsavanne den ausgedörrten Boden bedecken.*)

die Ussafua-Ebene,

Noch ausgesprochener, wenn möglich, ist der Gegensatz zwischen der dürren Ussafua-Ebene um Utengule und dem nur wenige Stunden entfernten regentriefenden Konde-Oberland. Aber die mit Wasserdampf beladene, vom Njassa herkommende Luft gibt beim Aufsteigen an der Ussafua vom Konde-Lande trennenden Gebirgsmauer infolge der Abkühlung den grössten Teil ihrer Feuchtigkeit ab und wird daher beim Niedersinken in der heissen Ussafua-Ebene aussergewöhnlich trocken: während man daher vom Rukwa-Graben aus mächtige Wolkenballen wie zusammengepackt auf den südlichen Randbergen liegen sieht, strahlt unten sengende Sonnenglut vom klaren Himmel herab, und nur das mächtige Haupt des höher als die Randberge aufragenden Beja ist oft von Wolken umhüllt.

Naturgemäss ist auch das Vegetationsbild der Utengule-Ebene ein völlig anderes, als das des Konde-Landes. Ueberschreiten wir, vom Konde-Lande kommend, die trennenden Berge, so entfaltet sich diesseits der Höhe des Igale-Passes die Vegetation zur vollsten Ueppigkeit und in einer Pracht, wie ich sie sonst kaum in Ostafrika gesehen habe.

Aber jenseits der Höhe, von der wir die prächtige Fernsicht bis zum Njassa- und Rukwa-See geniessen, verschwinden die bunten duftenden Bergblumen, die prächtigen Farne und Lobelien, die wilden Bananen und der Bambus: reizloser Buschwald bedeckt die Berglehnen, während die Ebene der Grabensohle auf weite Strecken fast baumlose, ausgedörrte Grassteppe ist. (Tb. 92a.)

*) An einigen wenigen Stellen sind freilich auch in Urambia ein paar Bananen angepflanzt. Im Ssongwe-Tal, an der Grenze von Untali und Urambia (bei Tschinga's) fallen grosse Exemplare von Fächerpalmen auf, die sonst in der Nachbarschaft zu fehlen scheinen.

[1]) **29**, S. 375; [2]) **30**, S. 345.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber trotz der Dürre, die hier den grössten Teil des Jahres über herrscht, ist die Umgegend von Utengule doch durchaus nicht etwa unfruchtbar, denn Sorghum- und andere Negerkulturen, auch Baumwolle und Weizen[1]) gedeihen dort ganz vortrefflich. Galt doch das jetzt verfallene Utengule unterem Beja geradezu als Kornkammer für die Araber-Karawanen, die mit ihren Sklaven aus Uwemba durch die unwirtliche Dornensteppe Ussangus zur Küste wollten, und als die Wassangu 1899 aus Utengule abzogen, liessen sie noch viele Hunderte Lasten Getreide (Sorghum, Mais, Pennisetum) in der leeren Stadt zurück, so wohlgefüllt waren dort die zahlreichen Speicher.

Dass auch an Viehfutter kein Mangel herrschte, beweisen die grossen Rinderherden der Wassangu.*)

das Beja-Gebirge.

Steigt man aus der Grabenniederung zu dem über Utengule aufragenden, wolkensammelnden Beja empor, so wird auch die Vegetation wieder frischer, und nahe dem 2880 m hohen Gipfel trägt sie mit ihren bunten Blumen und den flechtenbehangenen, verkrüppelten Bäumen einen ausgesprochen alpinen Charakter. Die übrigen Abschnitte des dem Rukwa-Graben zugekehrten Ukimbu-Plateau-Randes sind aber erheblich niedriger als die Beja-Gruppe und dürften recht arm an Niederschlägen sein.

das Ngosi-Hochland.

Das östlich von Utengule gelegene Ngosi-Hochland zerfällt durch das die Wetterscheide bildende Ngosi-Gebirge in zwei Hälften. Die nördliche Hälfte ist ein in direkter Fortsetzung der Ussafua-Ebene allmählich aufsteigendes und sich dann zur Ruaha-Ebene abdachendes, welliges oder fast flaches Hochland, das mit Gras und nur vereinzelten Baumgruppen bewachsen ist; es ist anscheinend recht fruchtbar und auch gut besiedelt.[2]) (Tb. 94.) Die südliche Hälfte des Ngosi-Hochlandes ist gleich dem Ngosi-Gebirge selbst und den benachbarten Abhängen des Rungwe- und des Livingstone-Gebirges reich an Wald und Bambusdickichten; landschaftlich ist dieses Gebiet von geradezu hervorragender Schönheit. — (Titelblatt; Tb. 54c und d; 55a; 57a und d; 58b; 82b; 94; 103c.)

Seiner Hauptzierde, des in dem mächtigen Krater des Ngosi-Vulkanes schlummernden Wentzel-Heckmann-Sees, wurde bereits in Abschnitt V (Seite 277—279) gedacht. Die nördlich vom Rungwe an den Abhängen des Livingstone-Gebirges gelegene Landschaft schildert Dantz[3]) mit folgenden Worten: »Am 8. November unternahmen wir [von dem mindestens 2000 m hoch gelegenen Lager am Lufongombe-Bache aus] einen Ausflug nach Süden in ein Gebiet, welches landschaftlich zu den grossartigsten gehört, die ich in Ostafrika gesehen habe. Ein welliges Gelände, durchzogen von einigen, klares und kühles Wasser führenden Bächen, bedeckt von üppigen, hellgrünen Bergwiesen und einzelnen dunkeln, fast undurchdringlichen Bambusdickichten, begrenzt in der Ferne von hohen Bergen (den nordöstlichen Ausläufern des Rungwemassivs), belebt von Antilopen und einigen Büffelherden, das ist in prosaischen Worten wiedergegeben, was wir dort mit freudigem Staunen vor uns

*) Herr Miss. Bachmann erzählte mir, dass die nach der Ernte an der Wurzel wieder ausschlagenden Sorghumstengel ein treffliches Viehfutter abgäben. Bei eintretendem Futtermangel konnten auch die saftigen Matten des Beja- und Ngosi-Hochlandes aushelfen.

[1]) **49**; [2]) **42**, S. 123; [3]) **42**, S. 123.

sahen, der Tag gehört zu den schönsten, die Ostafrika uns brachte, auch die Jagd auf Büffel war ungemein interessant.« (Siehe auch Kpt. VII, Seite 431—432.)

die Rukwa-Steppe mit dem Rukwa-See.

Wir kommen zur Besprechung der Rukwa-Steppe und des Rukwa-Sees. Ist schon die Ussafua-Steppe arm an Niederschlägen, so gilt dies in noch höherem Masse von dem weiter westlich gelegenen Abschnitt des Rukwa-Grabens, in dem sich der Rukwa-See befindet.

Die Zuflüsse des Rukwa-Sees.

Schon ein Blick auf die Karte zeigt, dass wir uns in einem regenarmen Gebiet befinden, denn das Wasser der dem Rukwa-Graben zufliessenden Flüsse erreicht nicht das Meer, sondern verdunstet in dem abflusslosen Rukwa-See; ja, bis auf einen einzigen gelangen die Wasserläufe auch nur zur Regenzeit bis zu diesem Ziel, während sie in der Trocken-Periode schon vordem von der ausgedörrten Steppe aufgezehrt werden: der grösste Wasserlauf der nördlichen Rukwa-Steppe führt bezeichnenderweise den für einen Fluss recht eigentümlichen Namen »Kafu«, d. h. »der Trockene«,[1]) und auch das Bett des Momba-Ssaissi ist einen Teil des Jahres hindurch wasserleer.[2]) Nur der von den niederschlagreicheren Bergländern im Norden des Konde-Landes gespeiste Ssongwe-Njambana, an dem nur eine kurze Steppen-Strecke zehrt, führt, wie bereits Seite 471 erwähnt, das ganze Jahr hindurch dem Rukwa-See Wasser zu. Freilich, auch die Wassermenge des Ssongwe ist heutzutage nicht bedeutend, und früher mögen er und der Momba-Ssaissi[3]) in ihren breiten und tief eingeschnittenen Tälern grössere Wassermassen geführt haben; denn manches deutet darauf hin, dass der Rukwa-See, der natürliche Regenmesser dieser Gebiete, einst den ganzen Rukwa-Graben bis zum Tanganjika hin gefüllt hat,[4])*) während er Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als ein etwa 40 km langes und im Durchschnitt etwa halb so breites Becken nur die tiefste Stelle dieser Senke einnahm. (Siehe jedoch Seite 482.)

sein altes Bett.

seine Schwankungen seit 1882.

Allerdings ist der Wasserstand des Rukwa-Sees auch jetzt recht bedeutenden Schwankungen unterworfen, sowohl jahreszeitlichen, wie in längeren Intervallen anscheinend periodisch wiederkehrenden. Solche periodischen Schwankungen, die durch niederschlagreichere und -ärmere Zeiten bedingt sind, werden, wie bereits oben erwähnt (vergl. S. 401—404), ja auch am Njassa und den andern zentralafrikanischen Seen beobachtet: so nimmt der Rukwa-See nach einer Anfang der achtziger Jahre beginnenden Periode des Zurückgehens jetzt seit Mitte der neunziger Jahre anscheinend an Ausdehnung zu und hat in allerjüngster Zeit wieder den Stand erreicht, den er Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts inne hatte.

*) Die Annahme, dass der Rukwa-See einst auch die Nordabhänge des Unjika-Horstes bespülte, würde auch die Herkunft der am Javi-Bach anstehenden fluviatilen Sandsteine erklären, wie Dantz dies anzudeuten scheint.[5]) Anderseits hebt jener Autor allerdings hervor,[6]) dass die auffällige Spärlichkeit von Geröllablagerungen am Nordrande des Rukwa-Grabens darauf hindeute, »dass die atmosphärischen Niederschläge in diesem Gebiete schon von jeher — seit Entstehung der Grabensenke — verhältnismässig sehr spärliche gewesen sind.«

[1]) **44**, S. 220; [2]) **42**, S. 134; [3]) **21**, S. 605; [4]) **31**, S. 146, 147; [5]) **42**, S. 140; [6]) **42**, S. 141.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als Kaiser als erster Europäer, der den See wirklich erreichte,*) im Oktober 1882 — also gegen Ende der Trockenzeit — zum Rukwa-See gelangte, reichte das offene Wasser des Sees noch bis Kia, d. h. fast 100 km weiter nach Nordwesten als in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, und der See hatte mithin in dieser Richtung mindestens eine etwa dreimal so grosse Ausdehnung als Ende der neunziger Jahre; der See war damals nach den Beobachtungen Kaisers[3]) sogar offenbar noch im Wachsen begriffen. In derselben Ausdehnung hatte auch Thomson[4]) den See als weite ununterbrochene Wasserfläche im April 1880 schon gesehen: das Wasser war in der Nähe des Nordufers den steilen Randbergen so nahe »dass man fast Steine von oben in den See werfen konnte«.

Bereits ein Jahr nach dem Tode Kaisers — der bekanntlich noch 1882 seinen Tod fand und bei Kia am Rukwa-See begraben wurde —, begann der See jedoch nach den Erkundungen Ramsays[5]) zu fallen, bis er schliesslich bei Kia als ständiges Wasser ganz verschwand. Die Eingeborenen brachten den Tod des Europäers damit in Zusammenhang und meinten, der tote Weisse habe den See ausgetrunken.[6])**)

Der Rückgang resp. Tiefstand des Sees dürfte, wie auch Wallace meint,[9]) bis mindestens Ende der achtziger, vermutlich aber bis zur Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts angehalten haben, denn im November 1889 wurden Cross[10]) — und zwar am Südostufer des Rukwa-Sees, wo sich ein Schwanken des Wasserstandes weniger bemerklich macht als im Norden — Bäume gezeigt, die noch vor wenigen Jahren am Wasser gestanden hätten, damals aber bereits zwei englische Meilen davon entfernt waren, und Glauning[11]) berichtet, dass der See in dem 1899 vorangehenden Decennium [vergleiche Anm. **)] am Südufer angeblich »um fast zwei Kilometer« zurückgegangen sei.

Der Rückgang des Rukwa-Sees fällt nachweislich in eine besonders regenarme Periode. Als nämlich Cross[12]) und Johnston[13]) im Jahre 1889 am Südende des Rukwa-Sees weilten, herrschte daselbst seit einer Anzahl von Jahren***) aussergewöhnlich grosse Dürre und seit zwei Jahren hatte es angeblich überhaupt nicht geregnet, so dass die Wabungu der Rukwa-Steppe ihre Aecker nicht bestellen konnten und auf die Ernten ihrer Nachbarn angewiesen waren; solch völliger Regenmangel ist aber offenbar selbst in der Rukwa-Steppe eine recht seltene Ausnahme, sonst wäre die Gegend

*) Wallace[1]) irrt sich, wenn er glaubt, dass er wahrscheinlich der erste gewesen sei, der das offene Wasser des Rukwa-Sees erreichte; denn ausser Kaiser (1882) war dies — von späteren Reisenden ganz abgesehen[2]) — offenbar auch Cross (1889) gelungen, während Thomson (1880) der erste war, der den See von den westlichen Randbergen aus erblickte. Wallace (1897) gebührt aber das Verdienst, der erste gewesen zu sein, der den See umwanderte und seine Ausdehnung feststellte, und wir verdanken ihm auch eine treffliche und ausführliche Schilderung dieses Gebietes.

**) Dieser Aberglaube der Eingeborenen spricht sehr dafür, dass die Austrocknung des Sees wirklich unmittelbar nach dem Tode Kaisers, also 1883 etwa, eingetreten ist, und dass nicht — wie dies Langheld[7]) von den in ihren Zeitangaben freilich so unzuverlässigen Eingeborenen erkundete — »der See etwa im Jahre 1891, und zwar ganz plötzlich innerhalb eines Jahres, ausgetrocknet sei.«

Schon besser stimmen mit Ramsays Erkundungen die Angaben von Glauning[8]): »Die Eingeborenen erzählen, dass der See seit 10 bis 12 Jahren [von 1899 an gerechnet], und zwar ganz allmählich, infolge der seit dieser Zeit herrschenden Trockenperiode, ausgetrocknet sei.« Dafür, dass der Rukwa-See früher wasserreicher war als heute und dann allmählich austrocknete, spricht auch eine interessante Mitteilung, die ich Herrn Stabsarzt Dr. Diesing verdanke. Diesem erzählte um 1900 ein jugendlicher Fipa-Häuptling in Ukia: er selbst kenne den See nur in seiner derzeitigen Ausdehnung, zur Zeit seines Vaters aber sei man mit Booten — die jetzt in jener Gegend völlig fehlen — über den See gefahren, und zwar damals, indem man die Boote in dem flachen Wasser mit Stangen vorwärts stakte, während man zur Zeit seines Grossvaters noch rudern musste. Diesing fand denn auch in der Tat noch solch ein altes Ruder vor.

***) Angeblich freilich schon seit 20 Jahren, doch sind derartige von Eingeborenen ermittelte Zahlenangaben ja nicht zuverlässig.

[1]) **21**, S. 605; [2]) **53**; [3]) **3**, S. 94; [4]) **2** (Vol. II), S. 225—228; **53**; [5]) **18**, S. 321; [6]) **40**; [7]) **17**, S. 512; [8]) **28**, S. 24; [9]) **21**, S. 618; [10]) **6**, S. 292; [11]) **23**, S. 231; [12]) **6**, S. 292; [13]) **7**, S. 226.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht so gut besiedelt und angebaut, wie sie es, wenigstens streckenweise, tatsächlich ist: hebt doch Wallace[1]) ausdrücklich den Reichtum an Lebensmitteln hervor, und seine über 100 Mann starke Karawane fand bei der Umwanderung des Rukwa-Sees überall genügend Proviant.

Gegenwärtig befindet sich der Rukwa-See wieder in einer Periode des Steigens, und zwar nach den Erkundungen von Wallace[2]) vielleicht bereits seit dem Jahre 1894. Auch die Tatsache, dass ein Fusspfad, der früher längs der schroffen Abstürze des Ukimbu-Plateaus unmittelbar am Seeufer entlang zog, stellenweise überflutet war, als ich Ende Juni 1899 — also zur Trockenzeit — dort weilte [auch Th. Meyer[3]) berichtet so], spricht dafür, dass der See etliche Jahre vordem noch tiefer als damals gestanden hat. In jüngster Zeit ist der Rukwa-See aber in sehr starker Zunahme begriffen, denn v. Prittwitz konstatierte bei Kjuwi Ende Oktober 1901 einen um 2—3 m (!) höheren Wasserstand als an fast demselben Datum zwei Jahre zuvor,[4]) und nach den allerneuesten Nachrichten reicht der See jetzt sogar wieder bis Kia, wie zu Zeiten Kaisers.*)

Die interessante Frage, ob der See vor seinem letzten Tiefstand, wie dies ja durchaus nicht unwahrscheinlich ist, bereits früher einmal so niedrig gestanden hat, muss vorläufig unentschieden bleiben, da sich die darauf bezüglichen Erkundungen widersprechen; die Glauning[5]) von den Eingeborenen gemachten Angaben sprechen dafür, die Langheld[6]) gemachten sind negativ.

Durch den neuerdings eingetretenen Hochstand des Rukwa-Sees ist alles das, was über seine jahreszeitlichen Schwankungen, seine Tiefe und das Aussehen

---

[der heutige Stand des Rukwa-Sees.]

*) Herr Sprigade hatte die Liebenswürdigkeit, mir die betreffenden Originalnotizen aus den Tage- und Routenbüchern der Herren Hauptmann v. Prittwitz u. Gaffron und Bezirksamtmann Zache mitzuteilen, und ich bringe die interessante Stelle hier im Wortlaute zum Abdruck. v. Prittwitz schreibt: »Das, was diesmal (24.—25. Oktober 1901) hier in Kjuwi (Nordost-Ecke des Sees) mein Hauptinteresse erregte, war die Konstatierung der Tatsache, dass der See jetzt bedeutend mehr Wasser hatte, als vor zwei Jahren. Es war dies um so interessanter, als ich diesmal fast genau zum selben Datum hier war wie damals (6.—7. Oktober 1899). Damals hatte ich südwestlich der alten Dorfstelle jenseits des grasbestandenen Ufergürtels noch einen breiten Sandstrand angetroffen, auf welchem ich zu Jagdzwecken weit nach Norden entlang gegangen war, und von welchem aus ich die Uferberge photographiert hatte. Heute spülte das Wasser bis an den Rand des grasigen Ufers heran, so dass von dem Sandstrand keine Spur vorhanden war. Es bedeutet dies einen um etwa 2—3 m höheren Wasserstand wie damals. Auf meine Frage bestätigten mir die Einwohner die Richtigkeit meiner Beobachtung. Als Grund gaben sie an: Der viele Regen und die geringe diesjährige Verdunstung, da ‚die Sonne nicht so stark wie in den andern Jahren gewesen sei.' Auf meine Frage, ob ein derartiges Steigen des Wassers öfter vorkomme, sagten sie dasselbe wie vorher: ‚Ja, wenn viel Regen fällt und die Sonne nicht stark genug ist, um das Wasser wieder verdunsten zu lassen, dann steigt der See. Im andern Falle sinkt er, und dann kommt der Sand zum Vorschein.' Ob somit das diesjährige Steigen des Sees wirklich nur ein vorübergehendes, von der grösseren Regenmenge abhängiges ist, wie die Einwohner angeben, oder ob der See tatsächlich ein dauernd höheres Niveau wie in früheren Jahren erreicht hat, vermag ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Jedenfalls ist die Tatsache interessant, dass der See fast genau an demselben Tage wie vor zwei Jahren dieses Jahr — und zwar zu einer Zeit, die fast sechs Monate hinter der Regenzeit liegt — um mehrere Meter höher steht. Für die Tatsache des diesjährigen höheren Wasserstandes fand ich in zwei etwa zehnjährigen Jungen noch zwei andere einwandfreie Zeugen. Ich traf dieselben am Ufer. Auf meine Frage, ob es dort Krokodile gebe, sagten sie: ‚Ja, früher, als das Wasser noch nicht so hoch stand, kamen sie nicht so nahe heran. Jetzt aber, seitdem das Wasser gestiegen ist, kommen sie' — er deutete dabei auf den grasbestandenen Uferrand — ‚bis hierher'.«

Die Zachesche Notiz, die mir gerade noch zeitig genug bekannt wird, um sie in den bereits gedruckten Korrekturen berücksichtigen zu können, lautet: »Der Rikwa ist 1903/04 wieder vollgelaufen (Frhr. v. Wangenheim), und bespült wieder Kaisers Grab, so dass die Patres von St. Claver in Simba beabsichtigen, demnächst Bootsverkehr nach St. Moritz einzuführen (Pater Domaux, bestätigt von Pater Hamberger in Mkulwe).«

---

[1]) **21**, S. 613; [2]) **21**, S. 608—611; [3]) **32**, S. 181; [4]) **47**; [5]) **28**, S. 24; [6]) **17**, S. 512.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seiner Ufer aus den letzten 20 Jahren berichtet wurde, für den Rukwa-See von heute natürlich grösstenteils ungültig geworden, und die folgenden Ausführungen, die ich niederschrieb, bevor ich Kenntnis von diesem unerwarteten Anstiege des Sees hatte, haben daher nur für den Rukwa vom Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Gültigkeit. Da aber neue Tatsachen ausser den soeben erwähnten nicht bekannt geworden sind, so bringe ich die betreffenden Ausführungen in ihrem unveränderten Wortlaut:

Jahreszeitliche Schwankungen des Rukwa-Sees.

»Die jahreszeitlichen Schwankungen des Rukwa-Sees sind recht bedeutend. An den südlich und westlich gelegenen Abschnitten dürfte die in der Regenzeit überflutete Strecke allerdings höchstens einen oder einige Kilometer betragen,*) und im Osten reicht der See auch zur Trockenzeit bereits bis an die hohen Wände des Ukimbu-Plateaus. Im Nordwesten ändert sich aber zur Regenzeit das Landschaftsbild vollständig, denn dann füllt der See, von zahlreichen Bergbächen gespeist, das Bett, das er Anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts besass, wieder aus und reicht als weite, offene Wasserfläche bis nach Kia. Die Tiefe dieses überfluteten Gebietes variiert zwischen über Mannestiefe bei Kia und wenigen Fuss an andern Stellen.«**)

Tiefe des Rukwa-Sees.

»Der in der Trockenzeit verbleibende Seerest ist äusserst flach. Seine tiefsten Stellen scheinen noch am Ostufer zu liegen, wo die steilen Bergwände einer Mauer gleich unmittelbar an das Ufer stossen: aber auch hier konnte ich im Juni 1899 nahe der Südost-Ecke bei Kipindi,***) obgleich ich etwa 2 km weit in den See hinausfuhr, im Maximum nur 3,25 m Tiefe loten, und ich vermute, dass der See wohl nirgends erheblich tiefer ist.«

»An den andern Uferabschnitten, wo die flache Steppe an den See stösst, nimmt die Tiefe nur ganz allmählich zu und der See ist hier Hunderte von Metern vom Ufer entfernt kaum knietief.«

---

*) Wallace[1]) schreibt von der Gegend zwischen Ssaissi- und Ssongwe-Mündung, dass August 1897 in wechselndem Abstand vom Seeufer oft eine »deutliche Bank von 5 Fuss oder mehr vorhanden sei: und fügt hinzu: »It did not seem to me as if the water often rises above this bank, but for some months of the year it probably laps against it.« Auch an den Felsen des Ostufers konstatierte er an Wasserstandsmarken, dass der See zur Regenzeit etwa 4—5 Fuss höher stehe als zur Zeit seines Besuches.

**) Ich entnehme diese Angaben privaten Mitteilungen von Herrn Diesing, der die Rukwa-Steppe um 1900 zu wiederholten Malen besucht hat und sie, im Gegensatz zu den andern Gewährsleuten, auch zur Regenzeit kennen gelernt hat. Nach Glaunings[2]) Erkundungen würden diese Abschnitte nur etwa knöchelhoch überschwemmt; nach Wallaces[3]) Erkundungen steht der vegetationslose Abschnitt des alten Seebetts südlich von Kia (Seite 485) zur Regenzeit 3—4 Fuss unter Wasser, weniger hoch die grasigen Abschnitte der Ebene südlich davon, so dass man stellenweise selbst zu dieser Jahreszeit »auf trockenem Boden« von Westen nach Osten über die Steppe wandern könnte.

***) Auch an der Nordost-Ecke soll nach den Angaben der eingeborenen Fischer die Tiefe des Sees, und zwar hier ganz nahe dem Ufer, etliche Meter betragen.[4]) Freilich sind solche Angaben von Eingeborenen nicht ganz zuverlässig, da man z. B. Glauning[5]) angab, dass der See bei Kipindi kaum mannstief sei.

---

[1]) **21**, S. 606; [2]) **28**, S. 25; [3]) **21**, S. 609—610; [4]) **32**, S. 181, [5]) **23**, S. 232.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Wasser des Rukwa-Sees.

»Abgesehen von der Umgebung der Ssongwe-Mündung ist das Wasser des ja abflusslosen Sees intensiv brakig und für Menschen nicht geniessbar, wenn auch das Wild dorthin zur Tränke zieht.«[1])

»Man ist daher nicht nur in der Steppe selbst, sondern auch direkt am See genötigt, sich Wasser durch Graben in den ausgetrockneten Flussläufen oder aus stehengebliebenen Tümpeln zu verschaffen. Freilich ist auch solches Wasser manchmal so schlecht, dass es kaum geniessbar ist, und zuweilen so knapp, dass die Häuptlinge den Fremden als Gastgeschenk Wasser bringen.«[2])

»Die Farbe des Rukwa-See-Wassers ist stark milchig-trübe, und zwar in dem Masse, dass selbst eine etwa 1 cm dicke Wasserschicht völlig undurchsichtig ist. Diese Färbung verdankt es fein suspendiertem tonigen Schlamm, der in dem brakigen, häufig windbewegten Wasser nicht zum völligen Absetzen kommt; auch der Seeboden ist mit diesem Schlamm, einer grauweissen, gallertartigen Masse, bedeckt.«

Der ausgetrocknete Seeboden; seine Staubhosen,

»Wo der See ausgetrocknet ist, bildet sich hieraus ein überaus feiner weisser Staub, den die Winde in mächtigen Säulen als »Staub-Hosen« über die Steppe wirbeln (Tb. 102e); wie Ramsay[3]) berichtet, wachsen sie oft zu furchtbaren, die Sonne verdunkelnden Staub-Orkanen an. Diese Staub-Winde planieren im Verein mit den Flusssedimenten den flachen Seeboden mehr und mehr.«[4])

sein Salzbelag.

»Infolge des Salzgehaltes des Wassers ist der frühere Seeboden auf weite Flächen mit einem weissen Belage von ausgewitterten Salzen bedeckt; die Eingeborenen sollen dieses Salz sammeln und als Zusatz zum Schnupftabak (nicht als Kochsalz) benutzen.«

Die Uferzone des Rukwa-Sees.

»Die Uferzone des Sees ist längs der steilen, etwa 200 m hohen, jähen Abstürze des Ukimbu-Plateaus durchaus nicht sumpfig, sondern sandig oder mit Geröll bedeckt (Ta. 98b); stellenweise werden die schroffen Felsen auch unmittelbar vom See bespült, so dass nicht einmal für einen schmalen Negerpfad Platz bleibt, um die auf angeschwemmten Halbinseln befindlichen Dörfer mit einander zu verbinden (Tb. 97c) (siehe Seite 482).«

»Im Nordwesten schliesst sich auch zur Trockenzeit an das offene Wasser ein Sumpfstreifen von einigen Kilometern Breite an, und ein schmaler, mit dichtem Röhricht bestandener Sumpfstreifen zieht sich auch an der Ssongwe-Mündung hin; sonst sind die Ufer des Sees aber fest, und nur dicht am Wasser werden sie schlickig.«[5])

Die Rukwa-Steppe.

»Während die Ostufer mit ihren jähen, zum Teil felsigen Abstürzen einen durchaus malerischen Eindruck machen (Tb. 97c), ist der Landschaftscharakter der übrigen Ufer ein völlig anderer. Hier dehnt sich, in grauer dunstiger Ferne verschwimmend, eine schier endlos scheinende, flache, sonnendurchglühte Steppe aus, über die einzelne Schirmakazien emporragen, oder die mit Hainen von

---

[1]) **21**, S. 606; **42**, S. 133; [2]) **32**, S. 180; [3]) **18**, S. 323; [4]) **21**, S. 619; **28**, S. 24; [5]) **21**, S. 605, 606; **23**, S. 232.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Borassus-Palmen oder Dornwald bestanden ist; der hellgraue, staubige Boden*) ist mit spärlichem Grase bedeckt und stellenweise ganz kahl.« (Tb. 97d; 102e.)

»Nördlich vom See, bis nach Kia, ist die Ebene längs des Abfalls des Njassa-Tanganjika-Plateaus von einem Buschwaldstreifen wechselnder Breite umsäumt, an die sich — offenbar der jährlichen Ueberschwemmungszone entsprechend — eine weite Grassteppe anschliesst, die fast bis zu den Ukimbu-Bergen reicht; längs der Abfälle des Ukimbu-Plateaus zieht sich dann wieder ein, wenn auch schmaler, Busch- oder Waldstreifen mit Dorndickicht, Akazien, Borassuspalmen und Baobabs entlang, während die Felsen des Plateau-Anstieges mit Euphorbien und dünnem Buschwald bestanden sind.«[2])

»Südlich von Kia aber liegt in der flachen Grassteppe ein viele Meilen weites Gebiet des alten Seebodens, das völlig jeglicher Vegetation bar, eine völlige Wüste ist;[3]) nur leere Schneckengehäuse und, wie Glauning[4]) angibt, auch zahlreiche tote Käfer liegen am Boden, über den die mächtigen Staub-Wolken dahinfegen.« Die Rukwa-Wüste.

»Zur Trockenzeit sieht man frisches Grün nur dicht am Seeufer; sonst trägt alles den Stempel sengender Glut, und die Hitze ist oft wahrhaft unerträglich.«

Und doch herrscht am Rukwa-See ein so reiches Tierleben, wie ich es sonst nirgends auf meinen Wanderungen in Ostafrika antraf: es ist hier ein wahres Dorado für den sammelnden und beobachtenden Naturforscher. Tierleben am Rukwa-See.—

Der See selbst wimmelt von Fischen,**) deren Brut reiche Nahrung an den schier in unglaublicher Anzahl vorhandenen niederen Krebstieren (Cyclops-Arten und Daphniden) findet: nach jedem Zug mit dem Planktonnetze war dessen Boden mit einer dicken Schicht jener winzigen Krustentiere bedeckt.***)

Grosse Schildkröten sind häufig und Flusspferde sind ebenfalls vorhanden; an der Ssongwe-Mündung waren die letzteren so zahlreich und dabei so dreist, dass meine Leute sich dieselben angeblich nur durch fortwährendes Schiessen vom Leibe halten konnten, als sie das aus kleinen Kanus zusammengebundene Floss, das mir zur Erforschung der Seefauna diente (Tb. 13b), dort entlang stakten.

Wenig sympathische Bewohner des Sees sind die Krokodile, die man allenthalben ihre ungeschlachten Leiber am Ufer sonnen sieht.

Reichlich gibt es Wasservögel aller Arten, die sich besonders an einzelnen Lieblingsplätzen in grossen Schwärmen auf dem See und an seinen Ufern tummeln. Da schaukeln sich, dicht aneinander

*) Nach Dantz[1]) besteht der Boden der Rukwa-Steppe aus hellgrauen, sandhaltigen Mergeln. Speziell von der Gegend nahe dem Südufer des Sees schreibt er: »Wir treffen . . . . . im Bette des unteren Tschambua hellgraue, kaolinhaltige und etwas sandige Mergel in flacher Lagerung, aus denen auch einige kleine Hügel in der Umgebung aufgebaut zu sein scheinen. Diese hellen Mergel, welche hier eine Mächtigkeit von mindestens 15 m haben, reichen bis zum Südufer des Sees, sie bedecken einen Streifen von 10 bis 15 km Breite und wahrscheinlich über 100 km Länge.« [Untergrund der Rukwa-Steppe.]

**) Siehe die Bearbeitung meiner Ausbeute an Rukwa-See-Fischen durch F. Hilgendorf und P. Pappenheim.[5])

***) Das Plankton des Rukwa-Sees ist nach W. Schmidle,[6]) der mein Material in botanischer Hinsicht verarbeitete, ganz eigenartig und lässt sich in seiner Zusammensetzung mit der keines andern afrikanischen oder europäischen Sees vergleichen. Das zoologische Plankton des Rukwa-Sees wird zur Zeit noch bearbeitet.

[1]) **42**, S. 140; [2]) **21**, S. 608; **32**, S. 179, 180; **28**, S. 23, 24; [3]) **28**, S. 24; **21**, S. 607; [4]) **28**, S. 24; [5]) **43**; [6]) **37**, S. 30.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschlossen wie ein Regiment Soldaten, Pelikanschwärme lautlos auf den Wellen; nur ab und zu vernimmt man aus der Menge einen tiefen, lauten Ton. Daneben schwimmen Gänse und Enten in zahlreichen Varietäten; mit ängstlichem lauten Gegacker fliegt die Schar auf, sobald ein Krokodil eines der ihren erwischt hat, um freilich gleich darauf wieder in den See einzufallen, unbekümmert um die allenthalben spähend aus dem trüben Wasser hervorlugenden Schnauzen der scheusslichen Reptilien. Ruhig und unbeweglich steht der mächtige Riesenreiher am Ufer, während die geschäftige Schar der Schnepfen und Regenpfeifer den Schlamm des Ufers nach Würmern durchsucht, der majestätische, hier sehr häufige See-Schreiadler von den Uferbäumen herabschaut und die farbenprächtigen Flamingos, einer hinter dem andern, in langer Reihe vorüberfliegen. Aber es würde zu weit führen, wollte ich alle Arten, die Möwen, Störche, Reiher usw., aufzählen, die ich täglich von meiner Jagdhütte am Ufer beobachten konnte.

Nicht weniger reich als an Wasservögeln, ist die Gegend an Landvögeln, die freilich nicht in so mannigfachen Arten vertreten sind. Aber Perlhühner gibt es hier in ganz unglaublicher Menge, zu Hunderten und Tausenden, und ich erinnere mich nirgends so grosse Völker davon gesehen zu haben als in der Rukwa-Steppe. Auch Feldhühner und wilde Tauben sind recht zahlreich, und die prachtvollen bunten Kronenkraniche, die Zierde unserer zoologischen Gärten, führten täglich nahe meinem Steppenlager in Scharen ihre »goma« (Tanz), wie die Eingeborenen sagen, auf; der riesige Kranich Grus carunculata, dessen Fleisch die Eingeborenen sehr schätzen, war ebenfalls häufig, aber wegen seiner Scheuheit hielt es recht schwer, sich seinen Trupps auf Schussweite zu nähern. Von Trappen wurden nur einzelne Exemplare gesehen; Eulen flogen aus den Büschen des Ufers in auffällig grosser Anzahl auf, und in den fächerpalmenreichen Wäldern am Ssongwe hörte man allenthalben den Ruf des hübschen grauschopfigen Pisangfressers (Gymnoschizorchis leopoldi Schell.) Von grösseren Raubvögeln gab es in der Steppe Gaukler-Adler und vor allem Geier, die in mehreren Arten vertreten waren.

Sehr interessant war es, die Geier von der Luderhütte aus beim Schmause zu beobachten: mit lautem Flügelrauschen kamen sie heran; erst einer, dann mehr und immer mehr; es war unglaublich, mit welcher Geschwindigkeit sie dann mit einem noch so grossen Aas fertig wurden und mit welcher Gier sie von allen Seiten über ihre Beute herfielen; dabei hörte man neben dem Hacken der scharfen Schnäbel ein Quieken und Schreien wie auf einem Geflügelhofe, oft gab es Balgereien zwischen den einzelnen, und die jungen, die nicht an die Beute herankonnten, hüpften traurig um sie herum und suchten wenigstens einige Abfälle zu erhaschen; die ganze Gruppe, oft ein Dutzend Geier und mehr, war dabei in eine dichte Wolke des lockeren Rukwa-Staubes gehüllt.

Wie anders verhielten sich dagegen die mächtigen Marabu-Störche, die ebenfalls herbeikamen, um sich ihren Anteil an der Beute zu holen! Sorgsam ausspähend und durch die geringste unvorsichtige Bewegung des Jägers verscheucht, kamen sie erst, nachdem die Geier in vollem Schmause waren, gravitätisch herangeschritten, waren lange nicht so gierig als diese und bewahrten als »Philosophenvögel« stets eine gewisse Würde.*)

Antilopen gibt es in der Rukwa-Steppe in Menge.**) Ausser vielen Riedböcken (Cervicapra thomasinae Sclat.), Swalas (Aepyceros johnstoni Thos.), gelbfüssigen Moorantilopen (Adenota vardoni Livingst.), Njassa-Gras-Antilopen (Ademta loderi, Lydekker) und vereinzelten Zwergantilopen

*) Etwas anders schildert Fischer[1]) das Benehmen der Marabus aus der Massai-Steppe. Der Marabu ist, wie die Geier, wegen der Aasvertilgung ein sehr nützlicher Vogel und war früher durch das Jagdgesetz geschützt, zumal die schönen Federn, die er unter dem Schwanze trägt, und die als Schmuckfedern geschätzt sind, ihn zu einer wertvolleren Jagdbeute machen; nach der neuen Jagdverordnung[2]) muss ein Schussgeld von drei Rupien für jeden erlegten Marabu gezahlt werden. Wie hier beiläufig bemerkt sei, erzählte mir Herr Dr. Diesing, dass er im Beginn der Regenzeit in der offenen Steppe nördlich vom See grosse Scharen sehr kleiner Vögel in geradezu wolkenartigen Schwärmen habe aufgehen sehen; auch Strausse gebe es, wenn auch nur vereinzelt.

**) Ramsay[3]) hält die Ebene nördlich des Rukwa-Sees für wildarm; der Wildreichtum wechselt aber wohl mit den Jahreszeiten und mag auf bestimmte Abschnitte beschränkt sein.[4]) Die nächste Umgebung des offenen Sees ist sicher in höchstem Masse wildreich.

[1]) **14**; [2]) **45**; [3]) **18**, S. 322; [4]) **28**, S. 24.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Raphicerus sharpei Thos. — übrigens dem delikatesten Wildpret, das ich je gegessen), kommt besonders die Korongo-Antilope (Damaliscus jimela) hier vor.*)

So sah Kohlschütter[1]) von letzterer Art etwas nördlich vom Rukwa-See ein Rudel von etwa 200 Stück, und Diesing erzählte mir, er habe in der Gegend von Kia im Mai 1900 einen mit Zebras gemischten Zug gesehen, der mehrere Meilen lang war; von morgens um 7 Uhr bis nachmittags um 5 Uhr konnte er verfolgen, wie die Tiere in einer schmalen Kolonne von Osten nach Westen über die Steppe zogen.

Wilde Schweine traf ich ebenfalls in der Steppe an. Zebras (wahrscheinlich Equus crawshayi, De Winton) sind sehr häufig; meist tummeln sie sich in Trupps von 6—40 Stück auf der Steppe, zuweilen vereinigen sie sich aber auch, wie mir Herr Diesing mitteilte, zu Herden von mehreren hundert Stück. Elefanten scheinen dagegen nur zur Regenzeit am Nordende des Sees vorzukommen; früher sollen sie dagegen häufig gewesen sein,[2]) und ebenso die Büffel,[3]) die aber offenbar die Rinderpest hinweggerafft hat.

Obgleich die Eingeborenen mit Flinten jagen, war das Wild der Rukwa-Steppe dennoch recht zutraulich, und das Schiessen schien sie oft kaum zu stören: die Riedböcke blieben wenige Schritte von dem Jäger ruhig stehen und äugten neugierig nach dem Fremdling, und die zutraulichen Zebras verrieten ein augenscheinliches Interesse für ihren ungestreiften Vetter, so dass ich zuweilen bis auf 50 m Entfernung auf meinem Maultier an sie heranreiten konnte. Mit einer weissen Reiherart, die ihnen, wie der Kuhreiher den Rindern, folgt, stehen die Zebras übrigens in gutem Einvernehmen und oft sieht man diese Vögel auf dem Rücken der niedlichen Pferdchen sitzen. Raubtiere, wie Löwen, Hyänen, Schakale, gibt es bei dem Wildreichtum der Steppe natürlich ebenfalls in beträchtlicher Anzahl.**)

Von kleineren Säugern kommen an den Bergen des Ostufers ausser Klippschliefern (richtiger »Steppenschliefer«, Heterohyrax) und Eichhörnchen auch zahlreiche Affen vor; während sich die letzteren in grossen Herden auf den Felsen der Uferberge tummeln, fehlen sie in der Rukwa-Steppe so vollständig, dass man einen jungen Affen, meinen Reisegefährten, nur wenige Kilometer von seiner Heimat entfernt nicht weniger anstaunte, als es bei uns auf den Dörfern mit seinen Kollegen geschieht.

Erwähnt sei endlich, dass die Ebene von Mäusen stellenweise derartig unterwühlt ist, dass geradezu das Reiten gefährdet wird, indem das Maultier alle Augenblicke in den Boden einbricht. [Vergleiche auch Meyer.[4])] Die Eingeborenen halten sich übrigens für den ihnen dadurch verursachten Verlust an den Uebeltätern selbst schadlos, denn die fetten Mäuschen gelten als ein besonderer Leckerbissen (auch Ratten werden in diesen Gegenden vielfach gegessen).

Auf das kleinere Getier der Rukwa-Steppe kann ich an dieser Stelle nicht näher eingehen. Erwähnt sei nur, dass es im Juni 1899 hier auffallend wenig Insekten gab und zu meiner angenehmsten Ueberraschung selbst nahe dem See auch recht wenig Mücken, während Meyer[5]) im September 1900 an dem sumpfigen Nordufer von Scharen blutdürstiger Moskitos überfallen wurde. An den von mir besuchten Uferabschnitten des Sees wimmelte es allerdings von Rückenschwimmern (Notonecta), die nach Dempwolff,[6]) dessen Angaben ich bestätigen kann, die grössten Feinde der Mückenlarven sind; es ist dies deshalb nicht ohne Interesse, weil Mücken ja die Malaria übertragen und die Umgebung des Rukwa-Sees allgemein als eine der gefährlichsten Fiebergegenden gilt.

Die Bevölkerungsdichtigkeit in dem Gebiete zwischen dem Konde-Land und Rukwa-See ist für ostafrikanische Verhältnisse nicht unbedeutend, d. h. man trifft dort auf jeden Tagesmarsch durchschnittlich mehrere kleinere oder grössere Ortschaften an; einzelne Gebiete, wie z. B. die Südufer des Rukwa-Sees nahe

Die Bevölkerung zwischen Konde-Land und Rukwa-See;

*) Herr Professor Matschie, hatte die Güte, mir in diesen zoologischen Fragen Auskunft zu erteilen.

**) Auch Unjika und die Umgegend von Tschitete in Urambia sind recht wildreich. Bei Tschitete gibt es Elenantilopen, Pferdeantilopen, Hartebeeste, Riedböcke, Zebras und Büffel; Löwen sind hier ebenfalls häufig.

[1]) **28**, S. 24; [2]) **23**, S. 232; **28**, S. 24; [3]) **6**, S. 292; [4]) **32**, S. 180; [5]) **32**, S. 180; [6]) **48**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihre Anzahl, der Ssongwe-Mündung, ferner streckenweise Unjika und Uniamanga sind sogar relativ gut bevölkert.

Der Jahresbericht 1897/1898[1]) schätzt die Einwohnerzahl von Unjika (wohl einschliesslich Malila und Urambia) auf 20 000, Uniamanga mit Uanda auf 15 000 und Ubungu auf 5000; für Ussafua fehlen Angaben. Missionar Th. Meyer[2]) gibt aber viel kleinere Zahlen an: er schätzt Urambia auf 700 bis 800, Unjika auf 1500—2500, Malila auf 1000, Ussafua auf 1000—2000 Einwohner, während Missionar Bachmann[3]), der in Unjika sitzt, die Bevölkerung dieses Landes auf 6000—7000 schätzt. Man sieht, wie ungemein verschieden die einzelnen die Volkszahl taxieren und wie wenig man auf derartige Schätzungen, denen zuverlässige statistische Grundlagen fehlen, geben kann. Mehr Anspruch auf Korrektheit hat dagegen der amtliche Jahresbericht für 1903/04,[4]) da jetzt der Hüttensteuer wegen sorgsamere Erhebungen über die Bevölkerungszahl angestellt werden. Die Zahlen dieses Berichtes für die in Betracht kommenden Gebiete, soweit sie dem Bezirk Langenburg angehören, lauten: Unjika (offenbar einschliesslich Malila und Urambia) 7000, Ussafua-Rukwa 21 000, Tanganjika-Plateau 4183.

ihre somatischen Eigenschaften, Bezüglich der somatischen Eigenschaften der Bevölkerung verweise ich auf eine meiner früheren Arbeiten.*)

Um auf somatische Unterschiede eventuell eine Einteilung basieren zu können, kennen wir von diesen Völkerschaften noch viel zu wenig, und ihr

---

[Anthropologisches] *) In meinen »Beiträgen zur Anthropologie der Nord-Njassa-Länder«[5]) sind die Warambia, Wanjika, Waniamanga und Wabungu zu den Bewohnern des Njassa-Tanganjika-Plateaus gerechnet, wie es den früheren Anschauungen entsprach; anthropologisch und ethnographisch dürfte dies vielleicht berechtigt sein, es ist jedoch nach den auf Seite 469 besprochenen Feststellungen Kohlschütters geographisch nicht mehr korrekt.

Mit dem, was die älteren Autoren über die Körperbeschaffenheit der Stämme zwischen Njassa- und Rukwa-See bemerken, ist nicht viel anzufangen. Thomson[6]) und Cross[7]) beschreiben die Wanjika als lange hagere Gestalten; während aber Thomson angibt, dass sie ausserordentlich schmale Schädel hätten, sagt Cross das strikte Gegenteil, nämlich dass ihre Köpfe kugelrund seien. Beide Autoren stimmen darin überein, dass die Wanjika auf dem Körper stark behaart seien und dass sie auch langes Haupthaar hätten.

Auch ich erinnere mich, in Unjika resp. Urambia für Neger besonders lange Bärte gesehen zu haben, man darf aber nicht vergessen, dass der Haarreichtum an Haupt und Körper nicht auch ohne weiteres als anthropologisches Merkmal verwertet werden kann, da eben einige Stämme das Haar rasieren resp. epilieren, andere nicht. Nach Thomson wären die »Wanjika nördlich von Kitete« weniger behaart, auch sei ihre Hautfarbe heller und sie hätten angenehmere Gesichtszüge; vielleicht handelt es sich um Watussi-Mischung(?).[8])

In Ussafua traf ich, beiläufig bemerkt, einen (wohl rhachitischen) Zwerg, der als Berater des Häuptlings Maliego fungierte und sich durch seine Intelligenz auszeichnete. Erwähnt sei endlich, dass bei den Wassafua am Südabhang des Ngosi-Vulkans Kropfbildung in einem ungemein starken Prozentsatz vorkommt (also ganz wie bei uns als eine Krankheit abgelegener Gebirgstäler), und dass auch hier, wie mir Herr Missionar Meyer mitteilte, die benachbarten Eingeborenen das Trinkwasser für die Entstehung des Leidens verantwortlich machen, und daher diese Gegend meiden.

---

[1]) **20**, S. 102; [2]) **25**, S. 167; [3]) **33**, S. 42, [4]) **50**, (Anl.), S. 24; [5]) **38**; [6]) **2** (Vol. I) S. 285; [7]) **6**, S. 289; [8]) **18**, S. 321.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kulturbesitz unterscheidet sie ebenfalls nicht voneinander, da dieser, abgesehen von einzelnen lokalen Besonderheiten, überall ziemlich der gleiche ist, während er allerdings scharf gegen den der Konde-Leute und Wantali kontrastiert. ihr gemeinsamer Kulturbesitz,

Vom politisch-geographischen Gesichtspunkte kann man folgende Gruppen unterscheiden: 1. die Wassafua, 2. die Wabungu, Wabuanda*) Wakuruë und Waniamanga, 3. die Wanjika, Malila-Leute und Warambia. ihre geographische Gruppierung—

Was die Geschichte dieser Volksstämme anbelangt, so war wenig davon in Erfahrung zu bringen. Im Gegensatz aber zum Konde-Land und seinem idyllischen Frieden, beherrschten hier der Krieg und die fortwährende Furcht vor feindlichen Ueberfällen die ganze Lebensführung der Eingeborenen: dort konnte man ruhig weit zerstreut in den Bananenhainen wohnen, hier musste man sich in engen, mit Gräben und Pallisaden befestigten Dörfern zusammenpferchen. Geschichte u. Charakteristik der einzelnen Stämme:

Vor allem waren es die im englischen Gebiete zwischen Tanganjika- und Bangweolo-See sitzenden Wawemba, die mit ihren jährlich zur Erntezeit sich wiederholenden Raubzügen seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das ganze Land zwischen Njassa und Tanganjika heimsuchten.[2] (Wawemba)

Bei den arabischen Sklavenhändlern, die sie reichlich mit Vorderladern und Munition versahen, fanden die Wawemba stets willige Abnahme ihrer menschlichen Ware, die alsdann auf verschiedenen Wegen, deren einer über Utengule unterm Beja ging, zur ostafrikanischen Küste geschleppt wurden.[3] [Siehe auch Seite 207, Anm. **) und Seite 286—287.] Da die Wawemba durch den Handel Vorteil hatten, störten sie den Karawanenverkehr nicht und bemühten sich auch, mit den Europäern gut auszukommen[4]: Letzteres war freilich bei ihrem Treiben auf die Dauer nicht möglich.

Den ersten Zusammenstoss mit Europäern und deren Feuerwaffen hatten die Wawemba 1893 als sie mit einem 5000 Mann starken Heere nahe der Südspitze des Tanganjika plünderten. Damals gelang es v. Wissmann,[5] mit nur 80 farbigen Soldaten ihnen eine völlige und entscheidende Niederlage beizubringen, und seitdem haben sie diese Gegenden mit ihren Einfällen verschont.**)

Aber nicht nur die Wawemba und seinerzeit auch die plündernden Wangoni-Horden***) hausten arg in diesen Gebieten: die Wassangu, Waniamanga und Wabungu trieben, durch die Küstenhändler aufgestachelt, ebenfalls Sklaven- (Wangoni)

*) Dem Sprachgebrauche der Küstenleute folgend, bezeichne ich die Bewohner von Uanda=Buanda als Wabuanda, die von Ungu=Ubungu als Wabungu.

Korrekter wäre es übrigens, sich nach der im Lande selbst üblichen Wortform richtend, statt der Ortspräfexe U resp. Ub, I resp. Ib zu setzen; man müsste schreiben: Ibungu[1], Iniamanga, Injika statt: Ubungu, Uniamanga, Unjika.

**) Nach Boileau[6] haben die Wawemba-Einfälle auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau seit 1895 überhaupt aufgehört.

***) Vergleiche Abschnitt III.

[1] **32**, S. 181; [2] **13**, S. 306; [3] **8**, S. 224; **16**, S. 155; **4**; [4] **13**, S. 307; [5] **12**; [6] **22**, S. 385.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jagd,[1]) die Kiwere-Leute brachen von Norden in die Rukwa-Steppe ein,[2]) und wohl überhaupt ein jeder Sultan, der es sich leisten konnte, fiel über seinen schwächeren Nachbarn her.

(Kimaraunga) Ein ganz besonders schlimmer Geselle war der übel berüchtigte Räuber Kimaraunga, der die Rukwa-Steppe jahrzehntelang*) unsicher machte und seine Raubzüge auch nach Ufipa und bis Uwemba hin ausdehnte. Als Flüchtling war er aus Ussangu zum Wakimbu-Sultan Mlewa (seinem späteren Schwiegervater) gekommen, der ihm Pulver und Gewehre zur Elefantenjagd lieh. Vom Glück begünstigt, schaffte er sich durch seine Freigebigkeit bald einen grossen Anhang, mit dem es ihm gelang, grosse Gebiete zu erobern, und er bekriegte, wenn auch mit wechselndem Glück, die mächtigsten Sultane am See.

Da er es zu arg trieb, stürmte Kompagnieführer Prince 1894 (1893?) seine südlich von Ukia an den Abstürzen des Njassa-Tanganjika-Plateaus gelegene befestigte Hauptstadt Sakaliro.

Aber Kimaraunga zog an den Ostrand der Rukwa-Steppe und setzte sein altes Treiben nach Kräften fort; besonders drangsalierte er die Sultanin von Kamba — nach der Schilderung von Wallace übrigens eine recht resolute Dame —, in deren Gebiet er sich festzusetzen suchte.

Endlich im Jahre 1899 ereilte ihn sein Schicksal; er wurde von Hauptmann v. Prittwitz gefasst und starb wenige Tage darauf auf unerklärte Weise plötzlich in der Gefangenschaft. Sein einziges Kulturwerk war eine 30 englische Meilen lange Strasse, die er von seiner Hauptstadt Sakaliro zum Ssaissi hatte schlagen lassen.[5])

Wassangu u. Wassafua. Eine wichtige Rolle in der Geschichte des Gebietes zwischen Njassa und Rukwa-See spielen die Wassangu, die, von den Wahehe aus ihren weiter östlich gelegenen Wohnsitzen vertrieben, sich um das Jahr 1877 in Ussafua festgesetzt hatten und von hier aus die Umgegend mit ihren Raubzügen heimsuchten. (Siehe Kap. IV.)

Wie mir Herr Miss. Kootz erzählte, brachen die Wassangu, aus der Ruaha-Ebene kommend, von Süd-Westen her in Ussangu ein, zogen zuerst aber nach Unjika weiter. In Unjika liessen sie sich jedoch nicht nieder, sondern kehrten wieder nach Ussafua zurück, schlugen an der Stätte ihres späteren Utengule den Häuptling Maliego und vertrieben ihn und seine Leute aus der Ebene in das Beja-Gebirge.

Die Wassafua-Häuptlinge Malema und Sambi am Ssongwe und den Südabhängen des Rukwa-Grabens konnten sich aber besser behaupten, schlossen mit den Wassangu Frieden und verschwägerten sich mit ihnen.**)

Allmählich aber gerieten die Wassafua mehr und mehr in Abhängigkeit; denn wennschon an Zahl den Wassangu überlegen, fehlte ihnen ein fester politischer Zusammenhang, der die von befähigten Herrschern mit starker Hand regierten Wassangu so stark machte.

Malema scheint noch am unabhängigsten geblieben zu sein, aber die Leute des Ssambi mussten Frohndienste leisten, und dasselbe Geschick hatten natürlich

*) Schon im Jahre 1883 fürchteten sich Kaisers Träger vor dem Kimaraunga.[3]) Kimaraunga ist vielleicht auch identisch mit dem Nyunga Thomsons (1880),[4]) dem »Räuberhauptmann«, der die Wakonongo unterworfen hatte.

**) D. h. in solchen Fällen gibt der schwächere Häuptling dem mächtigeren eine seiner Töchter als eine Art Geisel zur Frau.

[1]) **6**, S. 288 u. 292; [2]) **28**, S. 23; [3]) **3**, S. 94; [4]) **2** (Vol. II), S. 227; [5]) **28**, S. 25; **21**, S. 611—613.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die kleineren Häuptlinge, soweit sie in erreichbarer Nähe der Wassangu blieben: täglich sah man, wie mir Herr Miss. Kootz, mein Gewährsmann für die Wassafua-Geschichte, mitteilte, zur Hackezeit die Wassafua unter den Klängen der landesüblichen Flöte zur Arbeit heranmarschieren.

Nur diejenigen Häuptlinge, die im Beja-Gebirge sassen oder sich, wie Maliego, dorthin zurückgezogen hatten, konnten sich dem Joche der Wassangu entziehen. Aber auch in den Bergen hatten sie keine Ruhe vor ihren Bedrängern; bald hatten sie ihr Vieh eingebüsst, und das wenige, was sie noch besassen, wurde ihnen als Lösegeld für ihre bei Raubzügen gefangenen Weiber abgepresst. So war das angeblich einst viel zahlreichere Volk der Wassafua durch die Wassangu dezimiert worden und war völlig verarmt.

Als im Jahre 1899 die Wassangu zum Abzuge aus Ussafua gezwungen wurden (siehe Seite 211), brach für die Wassafua eine bessere Zeit an. In einer feierlichen Versammlung der Wassangu-Häuptlinge erklärte ihnen der Kaiserliche Bezirksamtmann von Langenburg, dass sie nicht mehr Sklaven der Wassangu seien, setzte den Sultan Maliego als Oberhäuptling von Ussafua ein und siedelte ihn an seinem alten Wohnsitze bei Utengule an.

Die Folgezeit lehrte jedoch, dass Maliego zwar durchaus loyal gesinnt war,*) dass er aber trotz des allerbesten Wollens nicht nur ohne jeglichen Einfluss auf die übrigen Häuptlinge blieb, sondern dass er mit seinen eigenen Leuten kaum fertig werden konnte; jeder kleine Wassafua-Sultan tat, was ihm beliebte. Ein solcher Zustand ist für die europäische Verwaltung natürlich viel weniger erwünscht, als wenn man sich an einen mächtigen Sultan halten kann. Während vor dem Wassangu-Fürsten alles gezittert hatte und sein Befehl genügte, um Wassafua-Arbeiter in genügender Anzahl zu erhalten, konnten die einzelnen Wassangu-Sultane nur mit Mühe ihre Leute zu den für das Bezirksamt absolut notwendigen und natürlich entsprechend bezahlten Dienstleistungen bewegen, und wenn es den Leuten nicht mehr passte, so liefen sie einfach davon.

Besonders bei den Wassafua zwischen Ngosi und Beja zeigte es sich, dass ihnen die nötige strenge Hand fehlte, denn sie erlaubten sich in dummdreister Frechheit allerlei Ungehörigkeiten gegen durchziehende Europäer und überfielen sogar, wie mir Herr Bezirksamtmann Zache mitteilte, eine Karawane, wofür sie allerdings gebührend bestraft wurden. Ziemlichen Respekt aber hatte sie zu meiner Zeit noch vor dem strengen Wassangu-Fürsten Kahimere, der mit seinem Bruder, dem Merere von Ussangu in Feindschaft lebt, und dessen unbedeutendes, noch zum Bezirk Langenburg gehöriges Temben-Dorf an den Ostabhängen des Ngosi-Hochlandes liegt; Herr Bezirksamtmann Zache teilt mir aber mit, dass Kahimere jetzt ein Trunkenbold ohne allen Einfluss sei.

Freilich sind nicht alle Wassafua eine so schlimme Gesellschaft, wie die Hochlandsbewohner zwischen Ngosi und Beja, sondern im allgemeinen sind sie nach

*) Wie mir Herr Bezirksamtmann Zache mitteilte, musste Maliego kürzlich allerdings für einige Zeit in Neu-Langenburg interniert werden, um bei ihm keimende Unbotmässigkeit zu ersticken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Urteile von Miss. Kootz, der mehrere Jahre in der 1895 gegründeten Brüder-Mission bei Utengule sitzt, für europäischen Einfluss zugänglich, sind auch an Arbeit gewöhnt und fleissige Ackerbauer.

Was die Verbreitung der Wassafua anbelangt, so sitzen sie längs des Ssongwe und an den Abhängen des Unjika-Hochlandes bis zum Beginn der eigentlichen Rukwa-Steppe, wo sie an die Wabungu grenzen; ferner wohnen Wassafua an und auf dem Beja-Gebirge, und auch ein daran grenzender, etwa 60 km langer und halb so breiter Hochlandsstreifen westlich vom Ruaha-Graben ist Ussafua-Gebiet;[1]) die Bewohner des Ngosi-Hochlandes sind ebenfalls Wassafua, und endlich befindet sich, abgesehen von einigen Wassafua in der Muakareri-Gegend des Konde-Oberlandes, inmitten der Ussangu-Steppe in der Landschaft Donjera am Mbarali-Flusse, eine starke Niederlassung von Wassafua,[2]) die hierhin vielleicht erst von den Wassangu verpflanzt sein mögen.

Die Sprache der Wassafua ist nach Kootz und Meyer[3]) derjenigen der Wanjika sehr ähnlich, mit denen sie auch in ihrem äusseren Kulturbesitz viel Gemeinsames haben.

Wabungu und ihre Nachbarn.

Die nördlichen Nachbarn der Wassafua sind die Wabungu, die in zahlreichen Dörfern die Rukwa-Steppe am Südufer des Sees bewohnen und die auch in dem östlich davon gelegenen Berglande sitzen.

Ubungu wird von einem einzigen Sultan beherrscht, der den Titel Mwen' ibungu, d. h. Herr von Ibungu (= Ubungu), führt, und so wird nach dem dortigen Sprachgebrauch auch die jeweilige Residenz benannt; 1900 war dies eine Gruppe von vielen kleinen Dörfern, nicht weit von der Ssongwe-Njambana-Mündung,[4]) doch wird diese Gegend jetzt vielleicht vom Rukwa-See überflutet sein. Der herrschende Mwen' ibungu, ein älterer, der Pombe ziemlich stark ergebener Herr, hat diese Würde erst seit einigen Jahren inne, denn früher war sein Bruder Mamsanja Sultan des Landes. Der letztere wurde aber vertrieben und hat sich mit dem ihm treu gebliebenen Reste seiner Leute an der Nordost-Ecke des Sees*) in der Landschaft Udinde angesiedelt;[5]) jetzt sollen die feindlichen Brüder durch Vermittlung des Bezirksamts Langenburg wenigstens formell ausgesöhnt sein.

Zur Zeit der Sklavenjagden waren die Wabungu unter arabischem Einflusse eine schlimme Räuberbande, jetzt stellen sie sich recht freundlich zur deutschen Regierung. In ihrem ganzen Wesen erinnern die zugänglichen und anscheinend recht intelligenten Rukwa-Leute an die nahen Wanjamwesi, und auch Wallace[6]) ist im Gegensatz zu Johnston[7]) voll des Lobes über das freundliche Entgegenkommen, das er allenthalben in der Rukwa-Steppe fand.

An den Abhängen der Ukimbu-Berge, nördlich des offenen Rukwa-Sees,*) folgen von Südost nach Nordwest am Ufer der Ueberschwemmungszone die

*) Es ist dabei noch auf den Rukwa-See vom Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Bezug genommen.

[1]) **57**; [2]) **24**, S. 733; [3]) **25**, S. 167; [4]) **32**, S. 181; [5]) **28**, S. 23; [6]) **21**, S. 614; [7]) **7**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwach bevölkerten kleinen Landschaften Udinde, Manda, Songessi, Leto (Rägäro), Kamba und Tiwiri.[1]) Sie unterstehen nicht alle einem einzigen, sondern jede einem besonderen kleinen Sultan oder einer Sultanin.

Zu Kamba und Tiwiri herrschten, als Wallace dort weilte, Frauen, und sie wurden ebenso wie die Sultane von ihren Untergebenen anscheinend sehr respektiert.

Den Stab dieser weiblichen Häuptlinge bildeten, wie Wallace[2]) berichtet, etwa ein Dutzend Männer, unter denen sich vermutlich auch der Gatte der betreffenden Sultanin befand, ohne dass dieser jedoch besonders hervortrat.

Ebenso war es in Uanda, wo auch Frauen, angeblich den Töchtern des Obersultans Kassonso, Dörfer unterstellt waren. Auch in Ubungu gehörte ein Dorf (Igalula) der Hauptfrau des Mwen' ibungu: sie machte mir mit ihren Frauen ihre Aufwartung, ganz so, wie es auch sonst die Dorfchefs Europäern gegenüber zu tun pflegen.

Wafipa, Wabuanda, Wakuruë.

Der Ostrand der Rukwa-Steppe südlich von Kia ist längs der Abstürze des Njassa-Tanganjika-Plateaus verhältnismässig gut von Wafipa, die den Sultanen Kapufi und Yulmasse unterstehen, bevölkert;[3]) dann folgen östlich vom offenen Rukwa-See (siehe die vorige Anmerkung) an den Ufern des Momba-Ssaissi die ebenfalls volkreichen Landschaften Uanda unter Kassonso und Kapala und das kleine Mkuruë unter Tatjimba.[4]) Alle diese Leute werden auch »Wakwa«, d. h. Steppenbewohner, genannt,*) im Gegensatz zu »Wanjika«, den Hochlandsbewohnern, worunter man hier zu Lande nicht nur die Bewohner der oben charakterisierten Landschaft Unjika versteht, sondern, wie mir Herr Diesing mitteilte, auch die auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau sitzenden Wafipa.

Von Wichtigkeit für die fernere Entwicklung dieser Gegenden ist es, dass die »weissen Väter« vor einigen Jahren südlich von Kia die Missionsstation »St. Peter Claver« ferner in Mkuruë, am Momba-Saissi, »St. Bonifaz v. Mkulwe« (= Mkuruë) und vor kurzem im Wabungu-Gebiet bei Igalula »St. Moritz« angelegt haben.

Waniamanga.

Das grosse Gebiet von Deutsch-Uniamanga untersteht einem einzigen Grosssultane, dem Mkoma, der in der stark besiedelten Uniamanga-Steppe zu Nonda, einem etwa 1000 Einwohner zählenden Dorfe am Nkana, residiert.[6])

Der greise Mkoma, ein sehr energischer und gegen seine Untertanen wenig rücksichtsvoller Herr,**) hat sich mit der deutschen Regierung gut gestellt, und seine arbeitsamen Waniamanga liefern ein ebenso williges wie leistungsfähiges Arbeiter- und Trägermaterial, das dem Bezirk Langenburg sehr zustatten kommt.

Wanjika und ihre Nachbarn.—

Was endlich die Wanjika, Warambia und Malila-Leute anbelangt, so unterstehen diese einer ganzen Reihe von kleinen Häuptlingen; Unjika hat z. B. nicht weniger als zwölf, deren bedeutendster Msangabale ist.[7]) Trotzdem sind die Wanjika-Sultane bei der Tapferkeit des Stammes keine zu unterschätzenden Gegner, und selbst der mächtige Merere wurde nicht immer mit ihnen fertig;

*) Die südlichen von ihnen nennen sich auch Asukuma.[5])

**) Herr v. Elpons erzählte mir, dass der Sultan sich, wenn er Platz nehmen wollte, einfach auf einen seiner Untertanen setzte, der sich dazu auf den Boden legen musste.

[1]) **28**, S. 23; **21**, S. 611; [2]) **21**, S. 611, 612; [3]) **21**, S. 611; [4]) **21**, S. 611; **19**, S. 81; [5]) **21**; **40**; [6]) **19**, S. 81; **29**, S. 375; [7]) **33**, S. 42.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so konnten die Wassangu mit 500 Kriegern, und obgleich sie von der zu Hilfe gerufenen Bumillerschen Expedition mit Askaris und einem Geschütze unterstützt wurden, 1893 das befestigte Dorf des Wanjika-Sultans Sunda, eines früheren Wassangu-Vasallen, nicht einnehmen, und dies gelang erst, als v. Wissmann selbst mit Verstärkungen eingriff.[1])

Wegen ihrer Streitigkeiten mit Merere, suchten die Wanjika Anschluss an die Wahehe, die Erbfeinde der Wassangu[2]); seit der oben erwähnten Expedition gegen Sunda ist es aber meines Wissens zu Konflikten mit der deutschen Macht nicht mehr gekommen.

Mit Recht gelten die Wanjika für einen tapferen, wenn auch wohl zu Anmassungen neigenden Volksstamm, und Cross[3]) rühmt ihren männlichen Charakter und ihre sonstigen guten Eigenschaften; als Missionsschüler zeichnen sie sich durch einen grossen Lerneifer aus.*) Die Wanjika lieben auch Handel und Erwerb; von den arabischen Händlern, den Freunden des Merere, wollten sie freilich nichts wissen und überfielen seiner Zeit deren Karawanen,[5]) aber sie beteiligten sich lebhaft am Gummihandel und arbeiten fleissig bei den Europäern.[6]) Die seit 1899 bestehende Missionsstation Mbosi der Brüdergemeinde und seit kurzem auch eine Regierungsstation bringt die Wanjika in nähere Berührung mit der europäischen Kultur; auch die neue Njassa-Tanganjika-Strasse führt durch ihr Gebiet.

Das Kinjika wird auch in Urambia gesprochen und in Malila und Ussafua verstanden.[7]) Miss. Bachmann, der eine Fibel in der Njika-Sprache verfasst und ein Evangelium übersetzt hat,[8]) bringt einige Notizen über die Njikadialekte.[9])

Sitten und Gebräuche:

Von den Sitten und Gebräuchen der in diesem Abschnitt besprochenen Völkerschaften kann ich leider nur wenig berichten; ich selbst konnte kaum diesbezügliche Erkundungen anstellen, und das in der Literatur darüber Vorhandene ist äusserst spärlich. Herrn Bachmann, dem Missionar der Wanjika, verdanken wir aber ausser einigen andern Notizen über diesen Stamm eine ausführlichere und sehr interessante Schilderung der dortigen Hochzeitsgebräuche, die ich im Folgenden wörtlich zitiere:[10])

Das Freien bei den Wanjika.

»Wünscht ein Jüngling oder auch ein Mann, der schon verheiratet ist, zu heiraten, so ist das erste, was er zu tun hat, dass er auf das Feld seines Schwiegervaters hacken geht; er muss aber am unteren Ende anfangen. Wünscht nun der Vater des Mädchens diesen Mann als Schwiegersohn, so lässt er ihn ruhig hacken, im andern Falle treibt er ihn weg.«

»Eine andere Art, sich einzuführen, ist die, dass der betreffende Mann in der Dunkelheit Perlen oder sonstige Gegenstände in das Haus der Mutter des

*) Bachmann[4]) schreibt darüber: »Die Leute legen eine bewundernswerte Ausdauer an den Tag. Wer nur irgend schreiben kann, kauft die teuren Hefte und sitzt und schreibt mit seinen an Hacke und Axtstiel gewohnten Fingern Wochentags und Sonntags in jeder freien Stunde ab, um selbst seinen eigenen Lehrstoff zu sammeln.«

[1]) **11**; [2]) **11**, S. 454; [3]) **6**; **9**; [4]) **52**, S. 304; [5]) **11**, S. 454; [6]) **39**, S. 262; [7]) **25**, S. 167; [8]) **51**, S. 296; [9]) **33**, S. 42; [10]) **33**, S. 45.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mädchens legt, doch so, dass ihn niemand sieht. Am nächsten Morgen geht einer der Vertrauten des Mannes, tut verschämt, redet von Perlen, von Heiraten, nennt auch den Namen des Heiratslustigen, aber alles durcheinander, dass ein Uneingeweihter nicht klug daraus wird. Ist nun der Mann, dessen Namen die Eltern ja hörten, angenehm, so bleiben die Perlen im Hause, und es wird dem Brautwerber bedeutet, dass noch eine Hacke oder sonst etwas kommen müsse. Diese Zeremonien finden statt, wenn das Mädchen 5—10 Jahre alt ist. Nach dieser Verlobung muss der Bräutigam für seine Schwiegereltern arbeiten, bis das Mädchen erwachsen ist, d. h. oft 6—7 Jahr. Die Arbeit besteht hauptsächlich im Bearbeiten der Felder. Wehe ihm, wenn er nicht kommt! Die Braut tritt zu allerletzt für ihn ein. Bei dieser Arbeit bekommen sie auch nicht immer etwas zu essen und zu trinken, und bekommen sie es, so müssen sie es stumm verzehren, dürfen überhaupt nicht mit dem Schwiegervater sprechen, und spricht er, so müssen sie sich zur Erde neigen und mit den Händen klatschen, ein Zeichen der Unterwürfigkeit. Begegnen sie sich, so muss der Bräutigam aus dem Wege gehen und dort im Gras in demütiger Stellung ihn vorbeilassen. Grüssen darf er nicht; grüsst jener, so darf er nur in der demütigsten Stellung antworten. Ist nun das Mädchen nach jahrelanger Arbeit erwachsen, und hat sich der Bräutigam durch seine Brautwerber vergewissert, dass er sie jetzt holen kann, so muss er sie — die Braut — zuerst entführen und mit ihr in ein anderes Dorf fliehen. Nach etlichen Tagen kehren sie zusammen zurück mit einem Ziegenbock, der den Eltern der Braut gegeben wird. Am Abend muss dann auch der Vater des Bräutigams noch einen Ziegenbock liefern. Nun ist sie seine Frau. Immerhin muss noch Kaliko, eine Anzahl Hacken, auch noch Ziegen und Schafe gegeben werden, und es kommt dahin, dass die Frau wieder zu ihren Eltern geht, wenn der Mann nicht genug gibt. Die Verpflichtungen der Frau, ihrem Schwiegervater gegenüber, sind sehr gering. Zuerst darf sie ihn nicht anblicken und seinen Namen erst ihrem Erstgeborenen gegenüber aussprechen. Nach und nach darf sie ihn aber ansehen und mit ihm sprechen, je älter sie wird.«

Stellung der Mnjika-Frau.

Hat sich nun ein Jüngling in dieser mühseligen und kostspieligen Weise glücklich in den Besitz einer Lebensgefährtin gesetzt, so hat er nicht einmal eine tüchtige Mitarbeiterin wie der Kinga-Mann, dem die Eheschliessung ja ähnlich schwer gemacht wird, der dafür aber auch seiner Gattin die Hauptarbeit aufbürden darf.

Die Mnjika-Frau aber macht es sich nicht allzu schwer. Der Mann muss das Haus bauen und angeblich sogar mit Lehm verschmieren,(?)*) während die Frau nichts dabei zu tun hat, als das Deckgras und das nötige Wasser herbei-

*) Sonst herrscht, soweit mir bekannt, überall im Süden des deutschen Schutzgebietes die Sitte, dass alle Lehmarbeit ausschliesslich Weiber-Arbeit ist; auch vom Njassa-Tanganjika-Plateau berichtet Wallace,[1]) dass den Weibern die Lehmarbeit beim Hausbau zufällt.

[1]) **21**, S. 600.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuschaffen. Das Roden der Felder muss, wie überall, der Mann besorgen, in die übrige Feldarbeit teilen sich beide Gatten. Das Getreidestampfen und Mahlen und das Kochen ist natürlich Weiberarbeit. Wie aber Bachmann, dessen Aufsatz [1]) ich diese Angaben entnehme, versichert, soll dem Manne der bei weitem grössere Anteil der Arbeit zufallen; er sagt: »Der Mann arbeitet am Vormittag bei uns [auf der Mission], am Nachmittag bei sich; die Frau liegt auf der Matte, sonnt sich und sieht dem Manne zu, wie er schwitzt. Das hat uns schon oft unangenehm berührt, zumal es meist so ist, dass der Mann fröhlich schwitzt, die Frau aber sich mürrisch sonnt. — — — Im ganzen scheint die Frau viel Herrschaft über den Mann zu haben, und er scheint sich bis zu einem gewissen Grade vor ihr zu fürchten.« *)

Wie wenig passt diese Schilderung, zugleich mit der Tatsache, dass in der Rukwa-Steppe und auch anderwärts in Ostafrika Frauen sogar regierende Sultane sind, zu der oft gehörten Phrase, dass die unzivilisierten Völker ihre Frauen schlecht behandelten und dass der Einfluss der Frau ein Mass für die Kultur-Höhe eines Volkes sei!

Polygamie herrscht freilich wie bei allen Nachbaren auch bei den Wanjika, und zwar hat sich hier noch das primitive Verhältnis erhalten, dass die Frau als Eigentum der ganzen Familie angesehen wird, welcher ihr Gatte angehört; **) dass die Witwe in den Besitz des nächsten Verwandten des Verstorbenen übergeht, [5]) ist eine selbstverständliche Konsequenz davon.

Geburtssitten. Ueber die Geburtssitten kann ich aus diesen Gebieten leider nichts weiter berichten, als dass in Urambia Zwillingsgeburten zwar sehr gefürchtet werden sollen, dass man solche Kinder jedoch nicht tötet.***)

*) Die Männer mögen dafür auch ihren guten Grund haben, denn die Wanjika-Weiber scheinen recht streitbare Damen zu sein. Bachmann erwähnt nämlich an anderer Stelle, [2]) dass die rivalisierenden Frauen eines Gatten sich häufig gegenseitig in die Finger beissen, so dass letztere steif werden, oder dass sie der Nebenbuhlerin das durchlochte Ohrläppchen durchbeissen, damit diese sich nicht mehr mit Ohrringen schmücken kann. Wenn die Wanjika-Weiber — ob auch die Männer, ist nicht erwiesen — schimpfen, so bringen sie, wie Bachman [3]) berichtet, einen »akunsyuma« genannten Lippenlaut, der wie ein lauter Kuss klingt, hervor, was als eine grosse Beleidigung gilt.

**) Bachmann [4]) schreibt nämlich: »Es war nötig, öffentlich einmal das Verhältnis zwischen Mann und Weib und deren Verwandten zu behandeln, denn es besteht bei vielen Männern die Unsitte, dass sie ihren Brüdern und ferneren Verwandten nicht nur ihr Haus erlauben, sondern auch gestatten, ihre Frau mit all ihrem Besitz als ihr Eigentum anzusehen, was die Quelle vielfachen Streites zu werden pflegt.«

[Geburtssitten in Mambwe.] ***) Johnston [6]) berichtet von den Bewohnern der Landschaft Mambwe (auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau, nicht weit vom Südende des Tanganjika gelegen) nach den Mitteilungen von J. B. Yule folgende bemerkenswerte Geburtsgebräuche: Die Nachgeburt wird sorgsam im Hause der Mutter begraben. Ist das erstgeborene Kind einer Frau ein Knabe, so wird er meist getötet, und wenn bei einem Mädchen die beiden ersten oberen Schneidezähne vor den unteren Zähnen durchbrechen, so wird das Kind gewöhnlich erwürgt und in einen Tümpel geworfen. Ein frühgeborenes Kind wird in fünf Stücke zerschnitten (die Arme, Beine und den Rumpf) und dann in der Hütte der Mutter beerdigt. Diese Sitten sollen auch bei den nahe verwandten Alungu herrschen.

[1]) **33**; [2]) **52**, S. 305; [3]) **52**, S. 302; [4]) **52**, S. 303; [5]) **52**, S. 305; [6]) **16**, S. 416.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zauberer, Regenmacher und Propheten gibt es selbstverständlich auch in diesen Gegenden. Zauberei usw.

So berichtet das Missionsblatt der Brüdergemeinde[1]) aus Unjika: »Eine eigentümliche religiöse Bewegung hat das Volk eine Zeitlang beunruhigt. Sie ging von Frauen aus. Eine derselben versandte plötzlich Medizin gegen Wassersucht und andere Erscheinungen, reiste umher, verlangte feierliche Empfänge und Bewirtung, behauptete, sich in Wind [= Geist?] verwandeln zu können und die Gegend zu erfüllen. Die Bewegung zog sich nach Utengule hin. Dort aber hat sich die Frau gewandelt in einen verstorbenen Häuptling, der weissagt. Die Umgegend von Utengule ist also auch in Aufregung versetzt worden. Der Name des verstorbenen Häuptlings ist Malema [Malema galt als grosser Zauberer und genoss, wie mir Herr Kootz mitteilte, auch bei den Wassangu als solcher Ansehen]. Vielleicht hat der Schwindler jetzt abgewirtschaftet, nachdem ihm auf Regierungsbefehl [der ‚Geist', der die Häuser bewohnte, hatte nämlich, wie mir Herr Zache mitteilte, gegen die Regierung agitiert] die zwei verschlossenen Häuser, die er bewohnte, niedergebrannt sind.«

Der weitverbreitete Glaube an die Mfiti-Wehrwölfe (vergleiche Seite 70, 311 und 445) herrscht offenbar ebenfalls bei den Wanjika und ihren Nachbarn; wenigstens erzählt Missionar Bachmann,[2]) er sei in den Verdacht gekommen, »Leichen auszugraben und mit seinen Christen zu verzehren.«

Natürlich findet sich auch allerlei abergläubische »Medizin«, und manchmal hängt man eine ganze Anzahl absonderlicher Gegenstände zusammen an einem Pfahl im Dorfe auf. (Siehe auch Seite 509.)

(Prähistorische Steinringe.)

Aus den Dörfern in Ufipa erwähnt Langheld[3]) gleichfalls »Daua- [Zauber-]Hügel«. Besonders bemerkenswert ist es, dass er auf diesen Hügeln prähistorische Steinringe fand, die als Regenzauber galten und von denen man meinte, sie seien beim Gewitter vom Himmel gefallen; also ganz, wie die Westafrikaner (Togo, Benin) die prähistorischen Steinbeile ihrer Gegend als »Donnerkeile« betrachten,[4]) eine Anschauung, die uns auch bei den »Cerauniae« der Italiener entgegentritt.

Solche Steinringe, die auch in andern Teilen Afrikas gefunden werden, sind auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau, wie man mir versicherte, durchaus keine Seltenheit, und man findet sie oft mitten in der Wildnis, fern von allen jetzigen Ansiedlungen. Sonst werden, soweit bekannt, im ganzen Njassa-Gebiet, wie schon Livingstone[5]) aufgefallen war, keinerlei prähistorische Steingeräte angetroffen; denn alte Mahlsteine, die man zuweilen an der Stätte früherer Ansiedlungen findet, kann man ja kaum als solche betrachten, wennschon sie im strikten Sinne des Wortes »prähistorisch« sind, da diese Gegenden ja erst jetzt aus ihrer »vorgeschichtlichen« Zeit auftauchen.

Totenkultus.

Ueber den Totenkultus wäre folgendes zu bemerken:

In Ubungu begräbt man die Toten vor den Hütten, gewissermassen auf der Dorfstrasse; der flache, nur etwa 1 m grosse, runde Grabhügel deutet auf eine Bestattung der Leiche in kauernder Stellung.

Auf einem frischen Grabe eines Wabungu-Dorfes sah ich ein Körbchen stehen, und als ich es aufhob, lag darunter ein Kalabassenscherben; man sagte mir, es sei Sitte, das Trinkgefäss eines Verstorbenen auf dessen Grabe zu zerbrechen. Die Frauen in Ubungu tragen, wie dies ja auch sonst üblich ist, als Trauerzeichen einen Baststreifen um Brust und Stirn (Tb. 100 b), und zwar angeblich nur drei Tage lang.

Zuweilen errichtet man auch in Ubungu auf niederen Pfählen kegelförmige Schutzdächer über den Gräbern, und den Bestattungsplätzen der Häuptlinge scheint ganz besondere Sorgfalt gewidmet zu werden.

[1]) **34**, S. 297; [2]) **52**, S. 301; [3]) **17**, S. 511—512; [4]) **36**, S. 22—26; [5]) **1**, S. 89.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Glauning besuchte ein solches Häuptlingsgrab, und obgleich der Mbungu-Sultan, dem es als Ruhestätte diente, bereits vor etwa 50 Jahren gestorben war, stand über seinem Grabe noch eine Hütte mit altertümlichen Schnitzereien an den Türpfosten, und im Innern befanden sich armleuchterartige, an der Spitze in dreieckige Platten auslaufende Schmiedearbeiten, die Ufipa-Stücken glichen, die ich im Berliner Museum für Völkerkunde sah.*)

In den andern Landschaften werden die Häuptlingsgräber anscheinend ebenfalls besonders verehrt.

So berichtet Cross,[2]) dass über der Stätte, wo der Mrambia-Sultan Nyondo begraben liegt, innerhalb des Dorfes ein kleines Häuschen errichtet sei, wo der Geist des Verstorbenen wohne, dem man ständig Opfer an Speisen und Bier darbrächte.

Auch Thomson[3]) erwähnt den Begräbnisplatz eines Häuptlings aus Uniamanga: Das Grab befand sich in einer Hütte bei einem dem Toten geweihten heiligen Hain, und die Eingeborenen gerieten in die grösste Aufregung, als Thomson sein Lager daselbst aufschlagen wollte. Da Thomson den schattigen Platz aber nicht aufgeben wollte, so schenkte er, um die erregten Gemüter zu beruhigen, dem damaligen Dorfhäuptling ein Tuch. Mit diesem Geschenke begab sich darauf der Häuptling, nachdem er Messer und Speer abgelegt, in die Grabhütte und bat den Geist in einer langen Rede, den Fremden in Ansehung seiner Opfergabe zu verschonen und die Entweihung der heiligen Stätte zu vergeben; das Tuch nahm er aber schliesslich für sich selber mit.

Die Grabhütten resp. die über denselben errichteten Häuschen werden also offenbar als Wohnsitz der Geister angesehen.

Wallace[4]) und Boileau[5]) erwähnen nun vom Njassa-Tanganjika-Plateau und Livingstone**) von den Manganja ganz kleine Hütten, die man als Wohnstätten für die Seelen der Verstorbenen baut, in denen man Opfergaben niederlegt und wo man zu den Ahnen betet; dass diese Hütten über den Gräbern errichtet würden, wird von den Autoren nicht erwähnt und scheint offenbar nicht der Fall zu sein.

In Ubungu sah auch ich in zwei Fällen Miniatur-Häuschen aus Stroh, die bei ihrer Kleinheit offenbar mit Grabstätten nichts zu tun hatten: in dem einen befand sich etwas Mehl, in dem andern ein Ei; ich konnte nur herausbringen, dass es sich um Opfergaben handele. Als ich Herrn Diesing die Ab-

*) Glauning berichtet kurz über dieses Grab in den Mitt. a. d. Deutschen Schutzgeb.;[1]) er war ferner so freundlich, mir eine Photographie zu zeigen, die er davon angefertigt hatte. Obgleich ich selbst an dem betreffenden Orte war, wurde mir dieses Grab nicht gezeigt; denn wenn man nicht zufällig selbst eine Grabstätte findet, bekommt man sie als Europäer auch nicht so leicht zu Gesicht.

**) Livingstone[6]) schreibt: »In various villages we have observed miniature huts, about two feet high, very neatly thatched and plastered, here we noticed them in dozens. On inquiring, we were told that when a child or relative dies one is made, and when any pleasant food is cooked or beer brewed, a little is placed in the tiny hut for the departed soul, which is belived to enjoy it.«

[1]) **23**, S. 232; [2]) **6**, S. 288; [3]) **2** (Vol. I), S. 293; [4]) **21**, S. 602; [5]) **22**, S. 586; [6]) **1**, S. 156.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bildung auf Tafel 102c zeigte, glaubte er darin eines jener Häuschen zu erkennen, die man in andern Teilen der Kolonie beim Tode eines, wenn auch weit entfernten, Verwandten als Wohnstätte für dessen Geist errichtet.*)

Rechtsgewohnheiten.

Ueber die Rechtsgewohnheiten dieser Gebiete ist mir nichts bekannt als eine Notiz von Miss. Bachmann,[2]) nach der in Unjika alle Verbindlichkeiten »nicht wie bei den Konde mit Vieh, sondern mit Menschen ausgeglichen werden«; offenbar handelt es sich, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, um Sklaven, über die ihr Besitzer frei verfügen kann.

Grussformen. —

Was die beim Grusse angenommene Körperhaltung anbelangt, so klatscht man auch in diesen Gegenden bei einer zeremoniellen Begrüssung in die Hände, und soll der Gruss besonders devot sein, so hockt man dabei auch wohl nieder; als Giraud[3]) von einem Warambia-Sultan bewillkommnet wurde, legte sich letzterer unter andern Ehrfurchtsbezeugungen sogar auf den Rücken.

Aehnlicher Kulturbesitz im ganzen Gebiete zwischen Njassa und Tanganjika. —

Ueber die Sitten der Eingeborenen auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau finden sich bei Johnston[4]), Thomson[5]), Wallace[6]), Boileau[7]), v. Wissmann[8]), Langheld[9]) und andern Notizen; da sich die Gebräuche aller Stämme zwischen Njassa und Tanganjika**) wegen des regen Handels und des Karawanenverkehrs vom deutschen ins englische Gebiet und zur Küste des Indischen Ozeans, wie Glauning[10]) hervorhebt, sehr ähneln, so dürfte das dort Gesagte wenigstens zum Teil auch auf die in diesem Abschnitt besprochenen Stämme zutreffen. Dasselbe gilt anscheinend auch für den äusseren Kulturbesitz; die folgende Beschreibung bezieht sich aber, wie ausdrücklich bemerkt sei, nur auf die Stämme, die ich aus eigener Anschauung kenne: auf die Wanjika, Warambia, Wassafua und Wabungu.

Die Befestigung der Ortschaften zwischen Konde-Land und Rukwa-See.

Ueberall finden wir hier die Bauform des Njassa-Tanganjika-Plateaus, nämlich die spitzdachige Rundhütte; meist sind die Dörfer, wie dort, zum Schutze gegen die früher so häufigen feindlichen Ueberfälle befestigt, und zwar überall in ähnlicher Weise mit Pallisadenzaun und Graben. Die Anlage der Ortschaften ist dabei sehr oft derartig, dass sie mit einer Seite an einen Fluss stossen, resp. in der Gabelung zweier sich treffenden Flüsse liegen, um in Zeiten der Belagerung vom Wasser nicht abgeschnitten zu sein.[11])

In dem zwischen Konde-Land und Rukwa-See gelegenen Gebiete besteht die Pallisadierung aus unbehauenen, arm- bis schenkeldicken Baumstämmen von

*) Vielleicht haben auch etwa kniehohe, viereckige, schutzdachartige Hüttchen, die ich bei der kleinen Wamambwe-Kolonie an der Ssongwe-Mündung im Konde-Lande — und, beiläufig bemerkt, auch in der Ulanga-Niederung — sah und die in Zusammenhang mit Jagd-Zauber gebracht wurden, die Bedeutung von Ahnen-Heiligtümern, wo man eben um Jagdglück bittet.

Erwähnt sei beiläufig, dass nach Boileau[1]) die Fipa-Leute glauben, ihre Häuptlinge würden nach dem Tode Schlangen, und dass sie daher jede Schlange, die sie antreffen, verehren (worship); die Wamambwe dagegen meinten, dass ihre verstorbenen Sultane zu Löwen würden, doch sei diese Vorstellung sicher noch nicht 80 Jahre alt.

**) Die Sonderstellung der Konde-Leute wurde schon betont.

[1]) **22**, S. 587; [2]) **35**, S. 83; [3]) **5**, S. 214; [4]) **7**; **16**; [5]) **2**; [6]) **21**; [7]) **22**; [8]) **8**; [9]) **17**; [10]) **23**, S. 232; [11]) **6**, S. 287; **31**a.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwa doppelter Manneshöhe, die nebeneinander in die Erde gegraben werden und oben an quer verlaufenden Knütteln zusammengeflochten sind (Tb. 99a u. b; 100c; 102b). Einzelne der Pallisadenpfähle sind länger als die übrigen, und an der Spitze solcher Stangen steckt dann oft ein etwa fusslanger durchlochter Holzkloben (Tb. 100c): es sind dies Imitationen der abgeschnittenen Feindesköpfe,

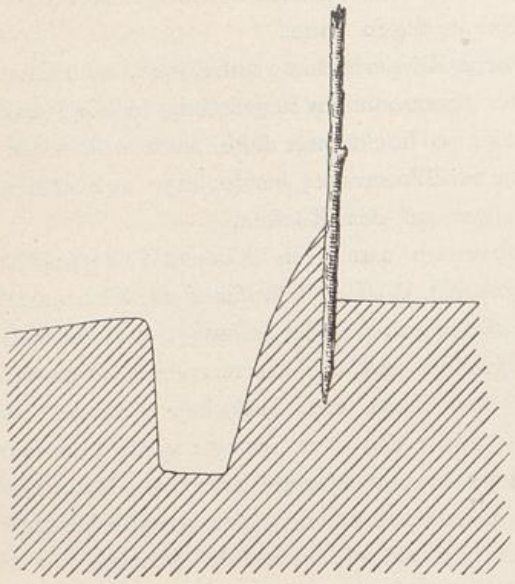


Fig. 185.
Schema der Umfriedigung eines Unjika-Dorfes.

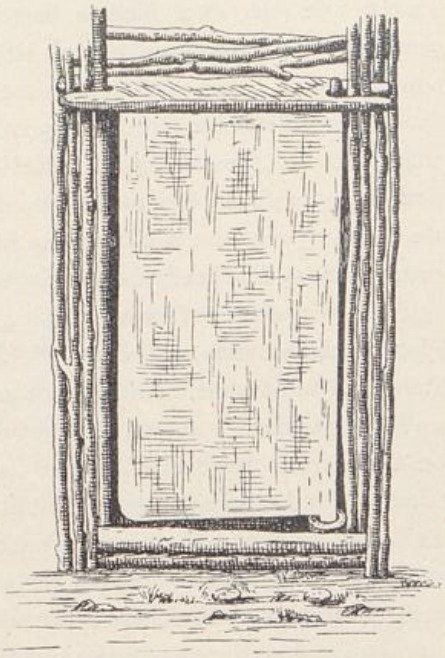


Fig. 187.
Das Tor einer Pallisadenbefestigung in Unjika.
(Vergleiche Tb. 102 b.)

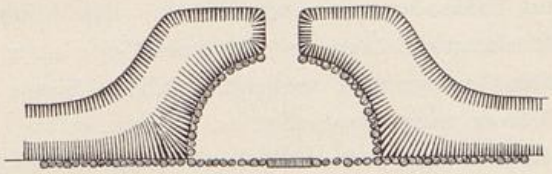


Fig. 186. Eingang zu einer Dorfbefestigung in Unjika.
Vor dem Tor des Pallisadenzaunes befindet sich ein eingefriedigter Vorraum; rings um die Befestigung läuft ein Graben.

mit denen man bei einigen Stämmen auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau[1]) und zumal bei den Wawemba die Dorfbefestigungen schmücken soll; die Bedeutung dieser Holzkloben ist freilich anscheinend den meisten Eingeborenen nicht mehr bekannt.

Vor den Pallisaden befindet sich in der Regel ein Graben von verschiedener, aber nicht sehr erheblicher Tiefe; Gräben von 20 Fuss Tiefe (bei 10 Fuss Breite),

[1]) 5, S. 225.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

wie sie Cross[1]) beschreibt, habe ich zwischen Njassa und Rukwa wenigstens nicht gesehen.

Das bei Anlage des Grabens ausgehobene Erdreich wird an der Aussenseite der Pallisaden angehäuft und schützt die Verteidiger vor feindlichen Kugeln. Auf diesen Erdwall steckt man Dornengestrüpp und befestigt solches ebenfalls an der Aussenseite der Pallisaden (Tb. 99a u. b; 102b; Fig. 185). Häufig ist auch die ganze Befestigung mit einem Gürtel von lebendem Dornbusch umgeben. Auf den Torverschluss wird grosse Sorgfalt verwandt. Oefters springt an der Stelle des Tores die Pallisadierung nach aussen oder auch nach innen zu rechtwinklig vor, so dass ein eingefriedigter kurzer Gang entsteht, der an einem oder auch an seinen beiden Enden mit einer Zapfentür verschlossen werden kann; die Türplatte samt den Zapfen wird aus einem einzigen dicken Baumstamm herausgehauen, vielfach findet man in Unjika und Ussafua aber auch die bereits auf Seite 452 beschriebenen »Pendeltüren«. (Tb. 99b; 100c; 102b und Fig. 180; 186; 187.)

Heutzutage, wo man sich unter deutscher Schutzherrschaft vor feindlichen Ueberfällen sicher fühlt, lässt man die Befestigungen mehr und mehr verfallen, obschon sie auch gegen die zahlreichen Raubtiere einen guten, wenn auch nicht absoluten Schutz gewähren.[2])

Als Wahrzeichen der Dörfer, an denen man die sonst im Gelände oft sehr wenig auffallenden Ortschaften schon von weitem erkennen kann, sieht man in Unjika zuweilen hohe, schlanke Stämme, die mit Ausnahme ihrer obersten Spitze entlaubt sind (Tb. 199b).

Im allgemeinen sind die Ortschaften klein und bestehen nur aus wenigen Hütten.*)

Das Leben in solchen Befestigungen, in denen man sich, um die Pallisaden recht dicht mit Verteidigern besetzen zu können, wie in den Städten des Mittelalters eng zusammenpferchte — so dass die Häuser manchmal mit den Dächern aneinanderstossen — und in denen auch das Vieh noch Platz finden muss, hat es zur Folge, dass die Dörfer meist mit allem möglichen Unrat vollgestopft sind. Denn den Abfall wirft man einfach vor die Türen, und Cross[4]) sagt, dass man zur Regenzeit, wenn diese Massen faulen, ein Dorf schon von weitem rieche, noch lange bevor man es erreicht.**)

Befestigte Ortschaften, wie die soeben besprochenen, kommen in dem ganzen in diesem Abschnitt behandelten Gebiete vor. In Unjika und Urambia

*) Nonda, die Hauptstadt von Iniamanga, ist nach v. Elpons[3]) allerdings ein Komplex von etwa 600 Hütten; wenn ich nicht irre, ist Nonda aber nicht von einer Befestigung umgeben.

**) Die Dörfer am Momba-Ssaissi — die nach Diesing übrigens zur Zeit unbefestigt sind — sollen, wie der weitgereiste Ramsay[5]) versichert, die schmutzigsten Negerdörfer sein, die er je gesehen hat, und auch Wallace[6]) erwähnt die Unsauberkeit und den schlechten Zustand der Dörfer in der Rukwa-Steppe, die gegen die auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau ungünstig abstächen. In den meisten Wabungu-Dörfern freilich bemerkte ich nichts von besonders grosser Unsauberkeit.

[1]) **6**, S. 287; [2]) **33**, S. 42; [3]) **19**, S. 81; [4]) **6**, S. 287; [5]) **18**, S. 322; [6]) **21**, S. 614.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und wohl auch in Malila und Uniamanga wohnt man fast ausschliesslich in solchen »Burgen«, in Ussafua finden sie sich in der Nachbarschaft von Unjika (am Ssongwe) ebenfalls allenthalben, während ich am Beja und im Ngosi-Hochland auch unbefestigte Ortschaften sah.

In Ubungu — und, nach Mitteilungen von Diesing, ebenso in der übrigen Rukwa-Steppe bis nach Ukia — sind die Ortschaften nur ganz ausnahmsweise befestigt, die allermeisten sind, wenigstens heutzutage, offen; die einzelnen Gehöfte dagegen werden oft mit hohen Rohrzäunen, in die manchmal auch lebende Bäume eingereiht sind, voneinander abgegrenzt (vgl. Seite 417), wie dies auch im benachbarten Ussafua vorkommt.*)

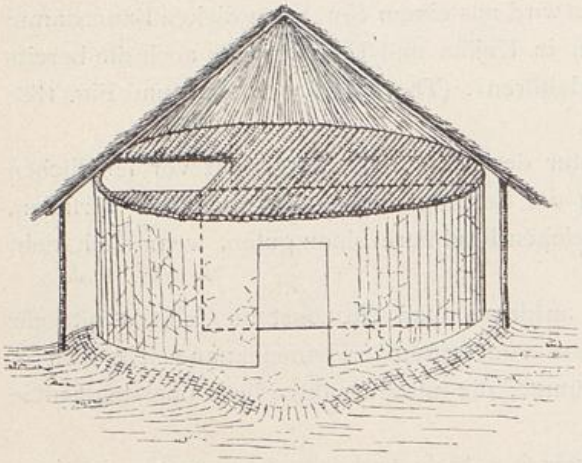


Fig. 188.

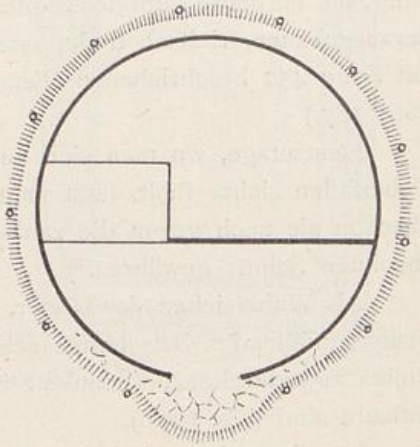


Fig. 189.

Schema eines Wassafua-Hauses mit Querwand und »Bodenraum«.

Bauart der typischen Häuser.

Die Wohnhäuser der in diesem Abschnitt besprochenen Gebiete sind Rundhütten mit spitzem Strohdache. Das Dach ruht auf einem schulter- bis über mannshohen Unterbau aus Knütteln, deren Zwischenräume von innen oder auch auf beiden Seiten mit Lehm verputzt sind. (Tb. 88d; 100a, b, c, d; 101b; 102a; 103a, c und Fig. 188, 189.)

In Urambia sah ich einige Male die Wände aussen mit einem Geflecht aus dünnen Gerten sorgsam umflochten (Tb. 100a), und im Ngosi-Hochland umgibt man die Aussenwand der Hütte öfter tonnenreifenartig mit breiten Bambussplinten, indem man dicke Bambusstengel der Länge nach aufspaltet und dann die Rohre zu einem breiten Bande gewissermassen »auseinanderrollt« (Tb. 103a).

Ganz wie dies auch sonst Sitte ist, besitzen die Häuser einen etwa fusshohen Sockel aus gestampftem Lehm; vor der Türöffnung bildet dieser Sockel sehr häufig eine weit ausladende halbkreisförmige Schwelle (Tb. 100d und Fig. 188, 189).

*) Im Ukimbu-Hochland am Ostufer des Rukwa-Sees wohnt man nach Meyer[1]) und Dantz[2]) in Temben.

[1]) **32**, S. 176; [2]) **42**, S. 134.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das spitze Dach, meist nicht von einem Mittelpfeiler gestützt, überragt die Wände des Unterbaues verschieden weit; da, wo es stark über denselben vorspringt, stützt man es am Rande durch untergesetzte Pfähle, die man, besonders in Ubungu, wohl auch durch Flechtwerk miteinander verbindet, so dass ein bis auf die Türöffnung rings geschlossener breiter Gang um das Haus entsteht (Tb. 100b), der zu allerlei Hausarbeit benutzt wird; ganz dasselbe haben wir ja auch von den Wangoni und Wakissi kennen gelernt. (Vergl. Seite 166 und 417.)

An der Dachspitze sieht man öfter einzelne Dachsparren herausstehen oder ein spitzer Stab überragt den Dachfirst.*)

Türen.

Der Verschluss der Türöffnung, die fast stets nur in der Einzahl vorhanden ist, besteht aus einer aus Rohr- oder aus Raphia-Rippen hergestellten Platte; wie man diese Türen von aussen zusperrt, geht aus Tb. 100d besser hervor wie aus einer langen Beschreibung. Neben diesen Türen kommen aber auch massive, aus einem dicken Baumstamm herausgehauene Haustüren vor, wie man sie ja auch als Tor-Verschluss der Dorfbefestigung verwendet; sie laufen regelmässig in Zapfen, wie dies übrigens auch bei den zusammengeflochtenen Türplatten die Regel ist. Alle Türen besitzen eine Holzschwelle.

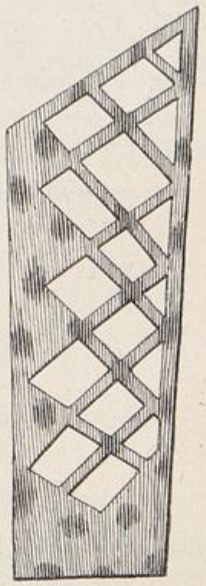


Fig. 190.
Geschnitztes Türpfosten-Brett aus Urambia.

Der Ausschmückung der Türpfosten wird besondere Sorgfalt gewidmet, indem man häufig zu jeder Seite der Tür sägenartig eingekerbte (Tb. 100d) oder mit sorgfältiger geschnitzten Mustern versehene Bretter anbringt (Fig. 190), *) und die Umgebung der Türpfosten verputzt man in der Regel auch in den Fällen, wo die übrige Aussenwand ohne Lehmputz bleibt.

Wandzeichnungen.

Die sonstigen Verzierungen der Häuser bestehen höchstens in aussen, oder öfter innen, auf die Wände gekritzelten rohen Zeichnungen.

Zuweilen sieht man über den Mahlsteinen im Innern der Hütten die Figur einer Hand, die sich in der dunkeln Farbe der Hauswand aus weisser Umgebung abhebt; man stellt diese Figur her, indem man die flache Hand mit gespreitzten Fingern gegen die Wand drückt und alsdann Mehl über die Umgebung pudert, ganz wie man bei uns Spritz-Malerei herstellt. (Vielleicht meint Adams[2]) dasselbe, wenn er aus Uhehe von Anfängen der »Spritz-Malerei« berichtet.)

Besonders sind die Häuser, die, wie bereits auf Seite 456 erwähnt, den Jünglingen des Dorfes als eine Art Kasino und wohl auch als Schlafstätten dienen, mit Wandmalereien geziert.

*) In einem Dorfe in Ubungu hatte man auf den Dächern eine mehrere Meter lange dünne Gerte befestigt, deren Zweck nicht ersichtlich war; dasselbe kommt auch in Ussangu vor. (Tb. 88d.)

**) Glauning[1]) erwähnt speziell aus Ubungu »verschiedene Schnitzereien an Türen usw., in denen wir vielleicht die Ueberreste einer früheren eigenartigen Kultur zu erblicken haben.«

[1]) **23**, S. 232; [2]) **25**a, S. 36.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jünglingshäuser und Beratungslauben.

Solche Jünglingshäuser, in denen auch durchreisende Fremde Unterkunft finden, trifft man sowohl in Urambia wie in Unjika und Ussangu fast in jedem Dorfe; als Beratungsstelle für die Alten dienen angeblich kleine, offene, spitzdachige Lauben, die man zuweilen antrifft.

Wie schon erwähnt, sind die Jünglingshäuser allenthalben Fundstätten für Musikinstrumente und Tanzschmuck. Ausser »Flötensätzen« und den grossen Flöten der Wassafua, verdienen besonders die schönen Trommeln der Warambia und Wanjika Beachtung. Ein- und mehrsaitige Saiteninstrumente sind ebenfalls recht häufig. Vergleiche hierzu Seite 236—242.

Seltenere Häuserformen. —

Neben den oben geschilderten, für das ganze Gebiet typischen Wohnhäusern, sieht man in Unjika auch bienenkorbartige, kleine Strohhütten, wie sie Tb. 100 c darstellt; sie sind in der Regel innen, selten auch aussen, mit Lehm verputzt.



Fig. 191.

Lehmkegel zum Festklemmen der Koch-Töpfe; der grosse Kegel ist oben ausgehöhlt, um kleinere Gegenstände, die trocknen sollen, aufzunehmen. (Unjika.)

Die Temben sind mit dem Abzug der Wassangu aus Ussafua verschwunden, wennschon einmal dieser oder jener noch ein Haus nach diesem Muster baut. (Tb. 88 d.)

Inneneinrichtung der Häuser.

Der Innenraum der gewöhnlichen Rundhütten ist häufig durch eine Wand in zwei Abteile gesondert. Ein »Bodenraum« unter dem Dache findet sich oft vor, und auf dem Beja und im Ngosi-Hochland, wo es nachts empfindlich kalt wird, schläft man hier oben; denn über dem Herdfeuer wird es wärmer als unten in der Hütte. (Fig. 188, 189.)

Bettstellen fand ich nur sehr selten in den Hütten vor, denn überall schläft man auf einfach am Boden ausgebreiteten Binsenmatten oder Fellen. »Plattformen« zum Trocknen von Brennholz und zum Niederlegen von Gebrauchsgegenständen, »Wandbretter« verschiedener Art,*) von der Decke an Schnüren herabhängende Astgabeln oder Geflechtsplatten, in die Wand gemauerte kurze Stäbchen zum

*) In Ussafua resp. Ubungu ausser den in Fig. 58 dargestellten auch solche, die aus einer fast halbkreisförmigen, etwa 0,75 m langen Geflechtsplatte bestanden, welche durch eine darunter angebrachte Winkelstütze gehalten wurden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Anhängen von Gegenständen usw. usw. finden sich wie in den meisten Negerhütten natürlich auch hier.*)

Feuerstelle. An der Feuerstelle befinden sich in der Regel zwei kleinere Lehmkegel, auf die man die Töpfe aufsetzt, und ein breiterer und höherer, gegen den das Gefäss sich lehnt; dieser grössere Kegel ist zuweilen an der Spitze ausgehöhlt, um kleinere Gegenstände, die trocknen sollen, aufzunehmen. (Fig. 191.)

Die Mahlsteine werden, oft zu mehreren nebeneinander, in Lehmuntersätze eingelassen; eine muldenartige Vertiefung der letzteren nimmt das fertige Mehl auf. (Siehe Seite 95 und Fig. 59.)

Behälter zum Getreide-Stampfen. Die Form der zum Stampfen des Getreides dienenden Behälter ist für Unjika und Ussafua recht bemerkenswert: es sind flache, lange Holzmulden (Fig. 192), in denen das Getreide mit kurzen, doppelkeulenförmigen Stampfern (Tb. 105, No. 15) bearbeitet wird; die Länge der Mulde gestattet, dass mehrere Weiber gleichzeitig daran tätig sind. Aufrecht stehende Mörser**) kommen in Urambia und Ubungu vor, doch findet man in Ubungu daneben auch Stampfmulden.

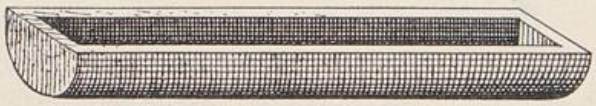


Fig. 192. Holz-Mulde zum Getreidestampfen. (Unjika.)

Was den übrigen Hausrat anbelangt, so ist ausser den Kochlöffeln, Reiserbesen, Spateln zum Umrühren des Mehlbreies, Fellsäckchen,***) Kalabassen usw. usw., wie sie sich in fast jeder Negerhütte der Njassaländer finden, folgendes zu erwähnen:

Körbe. Die Korbflechterei ist recht gut entwickelt, und besonders fallen die schönen, grossen, runden oder viereckigen, durchbrochenen Körbe auf, die zur Aufnahme von Gemüse und dergleichen dienen (Tb. 105 No. 2, 5, 6). Daneben fertigt man auch, wie in Uhehe, Ungoni, im Konde-Land und in Ukinga, sehr eng geflochtene, wasserdichte Behälter von hoher zylindrischer Gestalt (Tb. 71 No. 46) zur Aufnahme von Bier und als Essnäpfe. Die oben runden, am Boden viereckigen Körbchen, die wir aus dem Konde-Land usw. kennen gelernt haben (Tb. 71 No. 43, 44), fehlen ebenfalls nicht, ebensowenig flache Körbe, in denen man des Getreide wannt.

*) Vergleiche hierzu Seite 94. Ueber die Abtritt-Einrichtungen, die ich in Wassafuahütten bemerkte, siehe Seite 182.

**) Diese aufrecht stehenden Mörser sind gewöhnlich sanduhrförmig gestaltet und besitzen an dem eingeschnürten Teile öfter eine Anzahl von vorspringenden Buckeln (Fig. 60). Wie zur Erläuterung von Tb. 88d erwähnt sei, wurden natürlich die von den Wassangu in Utengule zurückgelassenen Stampfmörser von den benachbarten Wassafua in Gebrauch genommen. Einmal sah ich in Unjika ein einfaches Loch im Boden wie einen Mörser zum Getreidestampfen benutzt.

***) In Unjika und Ussafua sah ich auch Bastsäcke (siehe Seite 109).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur Aufnahme von kleinen Gegenständen stellt man in Ussafua und Ubungu sehr niedliche Doppelkörbchen her, von denen ein etwas grösseres über ein kleineres gestülpt wird und so des letzteren Deckel bildet (Tb. 105 No. 4); daneben sah ich in Unjika und Ussafua — und auch im Konde-Oberland — andere kleine Deckelkörbchen von der Gestalt abgestumpfter Pyramiden. Rindenschachteln, wie sie die Wanjamwesi fertigen, finden sich oft in Ubungu, vereinzelt auch in Unjika (Tb. 105 No. 3).

Schemel.

Recht geschickt ist man auch in der Herstellung von Schnitzarbeiten. Besonders die Wanjika, die ihnen benachbarten Wassafua und die Bewohner des Ngosi-Hochlandes schnitzen — natürlich aus einem einzigen Holzklotz — sehr hübsche drei- und vierbeinige Schemel, und speziell die Bewohner des Ngosi-Hochlandes verzieren die ihren zuweilen recht gefällig mit eingelegtem Metall oder mit Brandmalerei (Tb. 105 No. 11).*)

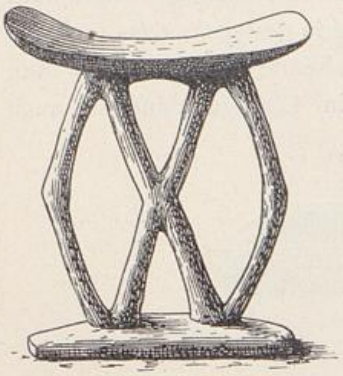


Fig. 193.
Geschnitzte Nackenstütze; in Urambia erworben, aber angeblich dort nicht gefertigt.

Nackenstützen.

Aber auch dort, wo man sich angeblich nicht auf solche Schnitzarbeiten versteht, fehlen diese Stühlchen nicht, da sie als begehrte Stücke durch Tausch und Beutezüge überall hingelangt sind; es ist überhaupt erstaunlich, wie häufig man bei genaueren Nachfragen erfährt, dass dieser oder jener Gebrauchsgegenstand gar nicht im Lande selbst hergestellt wird, sondern von auswärts erstanden ist; auch Wallace[1]) erwähnt ähnliche Beobachtungen.

Geschnitzte Nackenstützen (Tb. 37, No. 55 und 56; Fig. 193) finden sich hier und da; sie sind aber angeblich kaum noch in Gebrauch; man sagte mir in Urambia, dass die Nackenstützen mit der Vereinfachung der Haartracht abgekommen seien.**)

Messergriffe und -scheiden.

Schnupftabaksdosen.

Die hübschesten Holzschnitzereien aus diesen Gegenden sind jedoch die Griffe und die Scheiden der langen Messer, welche die Wabungu und Waniamanga um den Oberarm binden (Tb. 105, No. 13 und 14), und ferner die Schnupftabaksdosen, die die Waniamanga um den Hals tragen (Tb. 37 No. 39 und 40); diese Stücke sind sorgsam mit Kerbschnitzerei geziert und werden an

*) Die Mission Utengule liess eine Zeitlang von Eingeborenen grosse dreibeinige Schemel mit Rücken-Lehne schnitzen. Die Stühle, welche die Eingeborenen zu eigenem Gebrauche fertigen, besitzen hier nie eine Lehne, wie ich bemerken möchte, falls sich einmal ein solches Stück in eine ethnographische Sammlung verirren sollte.

**) Während man nämlich jetzt die Haare meist kurz trägt, war es früher, wie Thomson[2]) und auch noch Cross[3]) berichten, in diesen Gegenden Mode, die Haare lang wachsen zu lassen, so dass sie als dicke Massen das Haupt umgaben; eine solche Frisur wird natürlich beim Aufliegen des Kopfes auf einer harten Unterlage verdrückt, eine Nackenstütze ist dafür praktischer.

[1]) **21**, S. 601; [2]) **2** (Vol. I), S. 28; [3]) **6**, S. 289.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzelnen Abschnitten mit blankem dünnen Metalldraht umwickelt, was sehr gefällig aussieht.*)

Töpfe. Die Töpferei ist wenig entwickelt; der Kochtopf hat meist die Form eines hohen Zylinders mit gerundetem Boden. Einige eigenartig ornamentierte Stücke, die ich in Wassafua-Häusern sah, stammten aus Utengule unterm Beja; wer von den vielen Sklaven aus aller Herren Länder, die in Utengule zusammenströmten, sie gefertigt hat, oder woher sie geraubt sein mochten, war nicht zu ergründen. Auch tönerne Pfeifenköpfe werden fabriziert, aus denen man Hanf und Tabak raucht (Tb. 37 No. 24).**)

Eisenindustrie. — Die Eisengewinnung blühte früher in dem eisenreichen Unjika; gegenwärtig wird aber eigentlich nur noch im Norden dieses Landes Eisen verhüttet, wie Bachmann[1]) berichtet. Auch in Uniamanga wird Eisen gewonnen[2]) und ebenso in Urambia; wenigstens sah ich hier einen alten Schmelzofen. Ueber die Verhüttung des Eisens siehe im übrigen Abschnitt III, Seite 167—168.

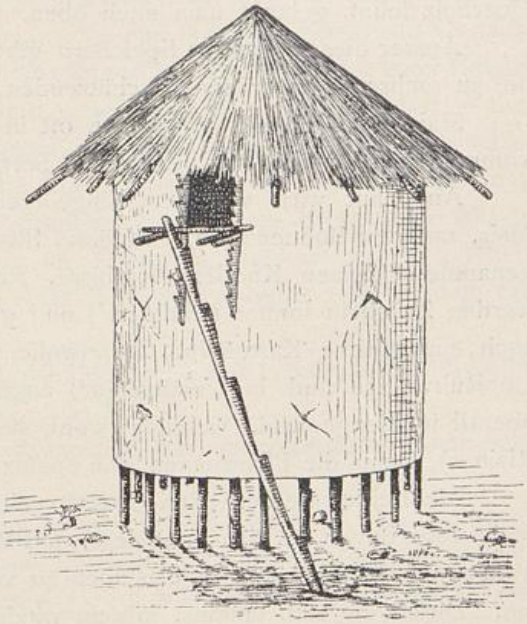


Fig. 194. Speicher aus Urambia, Unjika usw.

Wirklich schöne Schmiedearbeiten, die nachweislich aus diesen Gegenden stammten, erinnere ich mich nicht gesehen zu haben; man findet aber hier öfter gute Stücke, die aus der Tanganjika-Gegend verschleppt sind (Tb. 105 No. 12).***)

Speicher. Im Gegensatze zum Konde-Land, fallen in allen Siedelungen zwischen Konde-Land und Rukwa-See die vielen grossen Speicher auf. Man baut nämlich hier viel mehr Körnerfrüchte als dort; denn während die üppige Fruchtbarkeit des Konde-Landes zu allen Jahreszeiten reiche Gaben bietet, muss man in den regenärmeren Gebieten auf das Einsammeln von Vorräten bedacht sein.

Der typische Speicher dieser Gegenden ist ein turmartiger, runder Bau von etwa 4 m Höhe, der mit spitzem Strohdach bedeckt ist. Die Wände bestehen aus einem Holzgerüst, dessen Zwischenräume sorgsam mit Lehm

*) In Ubungu sah ich auch geschnitzte Spielbretter, wie sie die Küstenleute benutzen; sie sollten nicht im Lande selbst, aber in der Nähe gefertigt sein.

**) In Ussafua raucht man auch aus kurzen Holzpfeifen (Tb. 37 No. 17).

***) Der Weberei soll bei der Besprechung der Bekleidung am Ende dieses Abschnittes (Seite 511—512) gedacht werden.

[1]) **33**, S. 44; [2]) **19**, S. 81.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verputzt werden; nur der unterste Abschnitt bleibt von dem Lehmbewurf frei und ist häufig als Ziegenstall eingerichtet; denn der Boden des eigentlichen Speicherraums liegt nicht zu ebener Erde, sondern ist etwa kniehoch davon entfernt, um gegen die Feuchtigkeit des Untergrundes geschützt zu sein (Tb. 100a und d; 101b; Fig. 194).

Die Oeffnung zur Entnahme des Getreides befindet sich dicht unter dem Dache und ist beiderseits mit sägenförmig gekerbten Hölzern (wie wir sie schon als Ornamentierung der Haustürpfeiler kennen gelernt haben) versehen; auf einem treppenartig ausgeschnittenen Baumstamm, der gegen ein vorspringendes Querholz lehnt, gelangt man nach oben.

Ausser diesen grossen Speichern gibt es aber auch kleinere Kornbehälter, die zu mehreren unter einem schützenden Strohdach stehen.

Maiskolben-Bündel hängt man oft in den Hütten auf; die Aussaat für das kommende Jahr wird mit besonderer Sorgfalt bewahrt.

Angebaute Feldfrüchte.

Angebaut wird von den Eingeborenen vor allem: Eleusine, Sorghum, Mais, mehrere Bohnenarten, Erdnüsse, Süsskartoffeln, die Nyumbo resp. Numbo genannten kleinen Knollen, Kürbisse, Rizinus, Tabak und Hanf; in Unjika werden Zwiebeln immer beliebter,[1]) und gelegentlich pflanzen die Eingeborenen auch europäische Kartoffeln. Baumwolle wird ebenfalls, besonders in Ussafua, am Rukwa-See und in Uniamanga[2]) angepflanzt, und nach Cross[3]) wächst sie überall in Menge wild, richtiger wohl, sie verwildert (gleich dem Hanf und Rizinus), wenn die Pflanzungen sich später selbst überlassen bleiben.[4])

Felder-bestellung.

Die Felder werden nach Cross[5]) selten in der Nähe der Hütten, sondern meist fern davon im Busch angelegt, und Wallace[6]) bestätigt dies für das Njassa-Tanganjika-Plateau; um Wildschaden zu verhüten, zäunt man die Aecker öfter ein. Durch die sich jahraus, jahrein wiederholende Abholzung neuer Strecken wird leider auch in diesen Gegenden allmählich vernichtet, was vom Waldbestand noch vorhanden ist.

Miss. Bachmann, der als Landwirt dem Ackerbau der Eingeborenen seine besondere Aufmerksamkeit widmet, schildert die Felder-Bestellung der Wanjika mit folgenden Worten[7]): »Mehr Zeit und Kraft [als auf den Hüttenbau] wird auf die Bestellung der Felder verwandt. Zur Saatzeit ist 3—4 Monate hindurch kein Mensch, auch für Geld nicht, zu haben. Es muss aber in dieser Zeit alles gesät werden, was zur täglichen Nahrung gehört. Später kommt der Frost und die Trockenheit. 6—12 Monate vor der nächsten Saatzeit werden auf dem ausgesuchten Stück die Bäume gefällt, d. h. 1 m über der Erde abgehackt. Die Stämme und Aeste werden sobald als möglich etwas klein gehackt und dann im Oktober und November in Haufen zusammengetragen, um verbrannt zu werden. Noch ehe der Regen einsetzt, beginnt die Bohnen- und Maissaat. Ueberall sonst ist es Sitte, dass man zuerst ackert oder hackt und dann sät, hier wird erst gesät und dann der Samen eingehackt, und zwar wird nur ganz seicht gehackt. Die Bohnen- und Maissaat wird im Januar beendet; dann beginnt die Aussaat des Malezi, einer Hirseart [Eleusine]. Der Malezi wird zwischen Bohnen und Mais gesät, die bei dieser Saat zugleich gejätet werden. Zwischenein werden auch noch Kürbisse und eine hohe Hirseart gesät, welche zwei Jahre zum Wachsen braucht. Im Februar und März werden Bataten gepflanzt. In der Trockenzeit, in den Monaten Juli bis September, pflanzt man Numbo, eine Knollenfrucht, welche im März geerntet wird. Ausser den genannten Früchten baut man auch etwas

[1]) **46**, S. 72; [2]) **46**, S. 72; [3]) **9**, S. 94; [4]) **21**, S. 613; [5]) **6**, S. 287; [6]) **21**, S. 600; [7]) **33**, S. 43.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erdnüsse. Die Hauptfrucht, von der die Njika-Leute leben, von der auch das im Uebermass getrunkene Bier gebraut wird, ist der genannte Malezi, der die Stelle der Kartoffel und des Getreides einnimmt.

Vieh.

Reich an Grossvieh ist das Gebiet zwischen Konde-Land und Rukwa-See nicht, zumal nachdem die Wassangu mit dem nach der Viehseuche noch verbliebenen Reste ihrer früher sehr bedeutenden Herden aus Ussafua abgezogen sind (vergl. Seite 211—212 und 251); Cross[1]) hat entschieden recht, wenn er nicht der Natur des Landes, sondern den früher so unruhigen Zeiten die Hauptschuld beimisst. Die Rinderbestände Unjikas sind nach Zache[2]) allerdings nicht unerhebliche, und auch in Urambia gibt es einzelne grössere Herden; in der ganzen Rukwa-Steppe bis nach Kia hin trifft man aber nur wenige Stück,[3]) und ebenso steht es wohl auch mit Uniamanga und nicht viel besser mit Ussafua. Schafe sind dagegen vorhanden, und Ziegen gibt es überall in recht reichlicher Menge.

Viehställe.

Die Rinder bringt man in Hütten unter, die den gewöhnlichen Wohnhäusern in der Bauart gleichen, die Ziegen entweder in den Wohnhäusern selbst oder in besonderen Ställen. Als solche dienen, wie schon auf Seite 508 erwähnt, häufig die Unterbauten der grossen Speicher, oder man gräbt eine Anzahl Baumstämme derart nebeneinander in die Erde ein, dass sie, mit den Oberenden aneinander stossend, zusammen einen Kegelmantel bilden; diese Form des Ziegenstalls sah ich in Unjika.

Hunde werden überall gehalten; die Fresströge der Hunde haben dieselbe Form wie in Uhehe (Tb. 49 No. 47).

Hühner gibt es ebenfalls im ganzen Gebiete und ausserdem auch sehr zahlreiche Haustauben.

Hühnerställe.

In Urambia (und ebenso in der Wamambwe-Kolonie an der Ssongwe-Mündung im Konde-Land) werden etwa kniehohe, mit einem Boden versehene Hühnerkörbe geflochten, in die man das Federvieh während der Nacht einsperrt. Hühnerhäuschen aus Rohr mit Lehmverputz sieht man öfter unter den überhängenden Hüttendächern, während den brütenden Hennen im Innern der Hütten ein ungestörtes Nest bereitet wird.

Taubenschläge. —

Die Taubenschläge, die kaum in einem Dorfe fehlen, haben verschiedene Formen. Manchmal sind es durch ein Strohdach geschützte wagerechte Rinden-Zylinder, meist aber spitzdachige kleine Häuschen auf einer mannshohen Plattform (Tb. 87a; 101b). Nie unterlässt man es, einen Wassernapf — meist in einen gegabelten Stock eingeklemmt — bei dem Taubenschlage aufzustellen (Tb. 111b).

Damit die Tauben tüchtig Eier legen, bindet man aber auch allerlei Medizin an die Häuschen; ein kleiner Kürbis, der oft von der Unterseite der Plattform herabhängt, soll besonders diesem Zwecke dienen, ebenso am Taubenschlage angebrachte Schneckengehäuse und grüne Blätter in den Wassernäpfen.*)

*) Die Eischalen der ausgebrüteten Küken werden, ebenso wie es bei den Wakissi Sitte ist, zum Wohle der jungen Hühnchen aufbewahrt.

[1]) **9**, S. 91; [2]) **31**b; [3]) **21**, S. 613.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Endlich sieht man in den Wassafua-Dörfern am Ssongwe eine besondere Art von Taubenschlägen, wie sie in Fig. 195 abgebildet ist: auf einer Seite des Häuschens, dessen Lehmbewurf durch ein über der flachen Decke auf besonderen Pfählen errichtetes Stroh-Ueberdach geschützt wird, befindet sich eine Einsteigetür für den Besitzer, auf der andern, und zwar auffälligerweise meistens am Boden (nur zuweilen ausserdem auch oben), ist das Schlupfloch für die Tauben; will man aus irgend einem Grunde das Ausfliegen hindern, so baut man einen kleinen Gitterkäfig aus Rohr vor die Oeffnung.

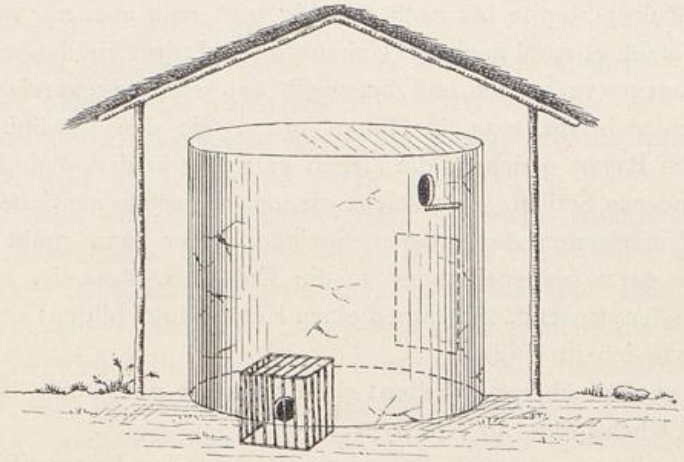


Fig. 195. Tauben-Haus aus Ussafua.

Jagd- und Fischfang.

Ueber die zu Jagd und Fischfang dienenden Geräte siehe Kapitel IX. Es sei hier nur auf die trogartigen kleinen Fischer-Einbäume*) des Rukwa-Sees hingewiesen und erwähnt, dass besonders die Wabungu und Wanjika leidenschaftliche Jäger sind, die dem Wilde nicht nur mit Fallen nachstellen, sondern

Waffen. —

auch mit ihren Vorderladern auf Jagd gehen; denn Feuerwaffen sind bei diesen Stämmen reichlich vorhanden.

Pfeil und Bogen finden sich in Urambia recht häufig, und zuweilen auch in Ubungu, wo man die eisernen Pfeilspitzen von den schmiedenden Wakimbu bezieht; vergiftet werden die Pfeile angeblich nicht. Gespannt wird der Bogen mit den drei mittelsten Fingern der rechten Hand.

Von den Feuerwaffen abgesehen, besteht die Kriegsbewaffnung wohl aus Speer und Schild; bei den Wassafua gleichen diese Waffen denen der Wassangu resp. Wahehe, und ebenso berichtet Thomson[2]) von den Wanjika-Kriegern.

Die Bekleidung der Männer ist im allgemeinen eine verhältnismässig reichliche — zumal im Vergleich zu der der fast nackten Konde-Leute — und besteht

*) Es gibt deren am ganzen See nur etwa ein Dutzend; Wallace[1]) schätzte ihre Zahl sogar nur auf halb so viele.

[1]) **21**, S. 613; [2]) **2** (Vol. I) S. 283.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heutzutage fast ausschliesslich aus europäischen Stoffen; gewöhnlich bindet man ein Stück weissen Kalikos um die Lenden, sehr oft tragen die Männer aber auch ein aus mehreren Stoffbreiten zusammengenähtes grosses Tuch wie eine Toga über der Schulter (Tb. 104a). Nur bei den Wassafua-Männern vom Beja ist, wie Miss. Kootz mir mitteilte, noch eine ganz primitive Bekleidung üblich, nämlich ein Franzen-Schurz, der um die Lenden getragen wird; ich selbst sah diese Tracht allerdings nur ein einziges Mal. Männertracht.

Die in diesem Abschnitt besprochenen Stämme verstehen es aber gleich ihren westlichen und nördlichen Nachbarn*) auch alle, ihre heimische Baumwolle zu Stoffen zu verarbeiten, und zwar ist Spinnen und Weben hier ausschliesslich Männerbeschäftigung. (Spinnen und Weben.)

Die Spindel, mit der die Baumwolle verarbeitet wird, gleicht völlig derjenigen, die sich in den altägyptischen Gräbern findet**) und wie sie anderseits noch heute die Frauen in Neapel handhaben.

Die Spindel besteht aus einem etwa fusslangen Holzstabe, der an seinem einen Ende einen Haken und dicht darüber einen beschwerenden runden oder länglichen Gegenstand, meist in Scheibenform, trägt (Tb. 105 No. 20—22).

Will man spinnen, so lockert man zuerst die Baumwolle auf, indem man sie auf die Spitze eines kleinen Stäbchens steckt, dieses an seinem freien Ende mit der einen Hand fasst und seine Mitte gegen die andere Hand aufschlägt. Die gelockerte Baumwolle wird alsdann auseinandergezupft und mit dem abgewickelten Ende des noch auf der Spindel befindlichen, fertigen Fadens zusammengedreht. Dann bringt man den Faden unter den Haken der Spindel und hält diese so, dass das lange, freie Ende nach unten, Scheibe und Haken nach oben gerichtet sind (Tb. 102d).

Mit den Fingern der rechten Hand wird nun der Stab erst verhältnismässg langsam um seine Längsachse gedreht, während die andere Hand die Baumwolle zum Faden auszieht. Ist dies geschehen, so wird die Spindel durch Rotation des Spindelstabes — der mit der rechten Handfläche auf der Aussenseite des rechten Oberschenkels einmal kräftig entlang gerollt wird (Tb. 102d) — in drehenden Schwung versetzt, und dadurch wird der Faden dann erst fest zusammengedreht.

Das Färben der Baumwolle geschieht (bei den Wabungu wenigstens) angeblich folgendermassen: Schwarz wird durch Einreiben mit schwarzem Schlamm erzielt, nachdem man die Baumwolle zuvor mit einer wohl als Beize dienenden Rinde zusammen gekocht hat; die rötliche Farbe soll durch Behandeln mit einer Rinden-Abkochung hergestellt werden.

Die Handhabung der zwar primitiven, aber doch sehr sinnreich konstruierten Webstühle ist aus Tb. 102a ersichtlich. Die die »Kette« spannenden Hölzer werden unter freiem Himmel in den Erdboden geschlagen; als Weber-Schiffchen dient ein langer, am oberen und unteren Ende eingekerbter Stab (Tb. 105 No. 19) und eine einfache Vorrichtung gestattet das Heben und Senken der alternierenden Fäden der »Kette«.

Wenn auch das Weben nur sehr langsam von statten geht, so sind doch die auf diese Weise gefertigten grossen Tücher ganz vortrefflich gearbeitet.

---

*) Spindeln der unten beschriebenen Form sieht man hier und da zwar auch bei den Stämmen nördlich und östlich vom Njassa, z. B. bei den Wakissi und in Ungoni, man versteht es dort aber nicht, den gewonnenen Baumwollfaden zu Stoffen zu verweben.

**) Im Museum von Giseh staunte ich, wie manche altägyptische Stücke, z. B. Körbe und Nackenstützen, ganz dieselben Formen haben, wie sie noch heute nach mehreren Jahrtausenden im zentralen Afrika in Gebrauch sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Muster sind nicht ohne Geschmack; denn neben einfarbigen, weissen und schwarzen Stücken gibt es auch karierte (schwarz, weiss und rötlich) und streifig gemusterte Tücher (Tb. 102d).

Freilich ist der Faden sehr grob, etwa wie bei unserer Sackleinwand, aber das Gewebe ist fest, und der Stoff ist jedenfalls bedeutend haltbarer und praktischer als der meist recht minderwertige Kaliko, der hier eingeführt wird.*)

Leider wird die heimische Weberei infolge des fremden Importes immer mehr vernachlässigt, anstatt dadurch neue Anregungen zu erhalten; das ist ja auch das Schicksal so mancher andern schönen Negerindustrie gewesen.

Noch Ende der achtziger Jahre fand Cross[1]) alle Wanjika mit heimischen Stoffen bekleidet und traf in jedem Wanjika-Dorfe zwei bis drei Webstühle an, während schon zehn Jahre später hier fast durchweg nur europäisches Zeug getragen wurde. Ich selbst bekam während meiner Reisen zwischen Njassa- und Rukwa-See überhaupt nur drei Webstühle zu Gesicht, und zwar in Ussafua, wo noch relativ viel gewebt wird; in Uanda und Ufipa sollen aber nach Wallace[2]) noch sehr viele Tücher hergestellt und dort von Männern und Weibern getragen werden.**)

Weibertracht. Rindenstoffe, die sonst so vielfach zu den Weiberschurzen benutzt werden, und die auch im Konde-Land die ausschliessliche Frauen-Tracht bilden, werden in diesen Gegenden anscheinend überhaupt nicht hergestellt; denn die Weiber tragen hier, um eine Lendenschnur oder einen Perlengürtel geschlungen, ein Stück europäischen Stoffes, das die Wanjika-Weiber gerne bis zu den Hacken herabhängen lassen.[3]) (Tb. 100a; 101b; 104f.)

Wie dies aber im Süden von Deutsch-Ostafrika die Regel ist, besitzen die Weiber viel weniger Stoff als ihre Männer, und in den guten Tüchern einheimischen Fabrikates erinnere ich mich nicht, sie gesehen zu haben; gut bekleidet und nach Art der Suaheli-Weiber ganz in europäische Stoffe gehüllt, sind fast nur die vornehmen Frauen, z. B. die Frauen des Sultans von Ubungu.

Die Frauen auf dem Beja und im Ngosi-Hochland bewahren aber noch die alte heimische Tracht, dieselbe, die auch bei den benachbarten Wabuanji-Weibern üblich ist; sie tragen um die Lenden einen Gurt, von dem vorn und die Genitalien bedeckend franzenartig kleine Stricke herabhängen, die an den Enden mit breiten Eisen-Perlen verziert sind, während über dem

*) Ueber die Herkunft der europäischen Produkte haben die Eingeborenen manchmal recht merkwürdige Vorstellungen. So glauben die Konde-Leute nach den Aufzeichnungen von Miss. Jauer, dass Kupfer- und Messingdraht in Europa auf den Bäumen wachse, wo jeder abbräche, was ihm beliebe, und dass Kaliko an See-Ufern auf dem Sande läge: »denn Menschen könnten ja so fein nicht flechten.«

**) Wenn Wallace aber angibt, dass »alle Männer und Frauen um den Rukwa-See sie tragen«, so ist das nicht richtig, da man z. B. in Ubungu recht wenig Tücher sieht. Die Herrenhuter Mission in Utengule macht übrigens den anerkennenswerten Versuch, die heimische Weberei zu beleben; auch kauft sie Tücher auf und bringt sie in Europa in den Handel.

[1]) **6**, S. 289; [2]) **21**, S. 613, [3]) **33**, S. 44.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gesäss ein oft hübsch mit Metallperlen besetztes Ziegenfell herabhängt (Tb. 87a; 89b; 105 No. 31, 33, 35, 36).

Die Kinder werden in Schurzen getragen; in diesen Gegenden aber häufig so, dass sie nicht, wie es sonst üblich ist, auf dem Rücken der Mutter, sondern seitlich auf nur einer Hüfte derselben reiten (Tb. 100a; 102b).

Schmuck.

Während die Weiber, wie oben erwähnt, im Gegensatz zu den Männern nur sehr dürftig bekleidet sind, legen sie einen um so höheren Wert auf allerlei Schmuck, und zwar viel mehr als die Männer, die nur wenig oder nichts dergleichen tragen.*)

Besonders kleine weisse europäische Perlen sind bei den Weibern — nicht bei den Männern — als Hals- und Gürtelzierde sehr beliebt (Tb. 104f).

In Unjika behängt man sich damit kiloweise.

Bachmann[1]) berichtet aus Unjika hierüber folgendes: der aus vielen Perlenreihen bestehende Weiber-Gürtel werde mit den Jahren immer breiter, und wenn es das Vermögen erlaube, binde man noch 10 cm lange Perlenfranzen daran, »so dass die Perlen am Leibe oft eine Breite von 35 cm erreichen.«

Die Halsketten seien, obschon schön gearbeitete Stücke oft vorkämen, gewöhnlich nur nebeneinander gereihte, bis zu 2 Pfund schwere Perlenmassen.

Ein schön gearbeitetes Perlenstirnband werde bei festlichen Gelegenheiten ebenfalls getragen, und dann befestige man oft auch ein grosses, schleierartig hinten herabwallendes Stück Zeug auf dem Kopfe; eine Frau in diesem Festschmuck sehe nicht unschön aus.

Endlich werde Perlenschmuck auch an Haarsträhnen, die man am Hinterkopf stehen lasse, befestigt, und mit zunehmendem Alter und Reichtum scheine dieser Schmuck, den man gleich den Halsketten schon sechsjährigen Mädchen anlege, zuzunehmen.

Schmuck aus Grasgeflecht — von zuweilen erstaunlich feiner Arbeit —, aus Tierhaaren, dreieckig zugeschliffenen Küstenmuscheln oder sie ersetzenden flachen Knochen und Metallschmuck wird von beiden Geschlechtern getragen, ebenso die, abgesehen vom Konde-Land, wohl überall in den Njassa-Ländern verbreiteten Amulett-Hölzchen (siehe Tb. 105).

Ohrpflöcke.

Zur weiteren Verschönerung des Aeusseren werden schon den kleinen sechsjährigen Mädchen[2]) die Ohrläppchen durchbohrt, und in der durch immer grössere Gegenstände allmählich erweiterten Oeffnung tragen die Frauen Ohrpflöcke, die einen Durchmesser von 10 cm erreichen können (Tb. 102b; 104f). Diese Pflöcke bestehen in der Regel aus Holzscheiben, die oft recht hübsch mit Metall verziert sind, doch man begnügt sich manchmal auch einfach mit einer Rolle zusammengedrehter Blätter oder einem Maiskolbenstückchen und dergleichen (Tb 105 No. 26—28), wenn man es nicht vorzieht, das Loch im Ohrläppchen überhaupt ganz ohne Schmuck zu lassen.

Um das Praktische mit dem Schönen zu verbinden, steckt man aber zuweilen auch statt solider Holzpflöcke Schnupftabaksdosen aus Flaschenkürbis-

*) Im Konde-Land und in Ungoni dagegen schienen mir die jungen Burschen mindestens ebensoviel auf die Verschönerung ihres Aeusseren bedacht zu sein als die jungen Mädchen. Auch die Suaheli-Burschen sind oft direkt stutzerhaft gekleidet.

[1]) **33**, S. 44—45; [2]) **33**, S. 45.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schale, die recht nett mit Brandmalerei oder mit Perlen verziert sind (Tb. 37 No. 43 und 44), in die Ohrenschlitze (Urambia); denn von beiden Geschlechtern wird hier gern geschnupft, und Taschen in den Kleidern, in denen man, wie wir, derartige Dinge unterbringen könnte, kennt man natürlich nicht. (Siehe Seite 154.)*)

Unterlippenring.

In Ussafua durchbohren die Weiber zuweilen auch die Unterlippe und stecken einen über Fünfmarkstück grossen dünnen Kupferdrahtring hindurch (Fig. 196 und Tb. 87 d).

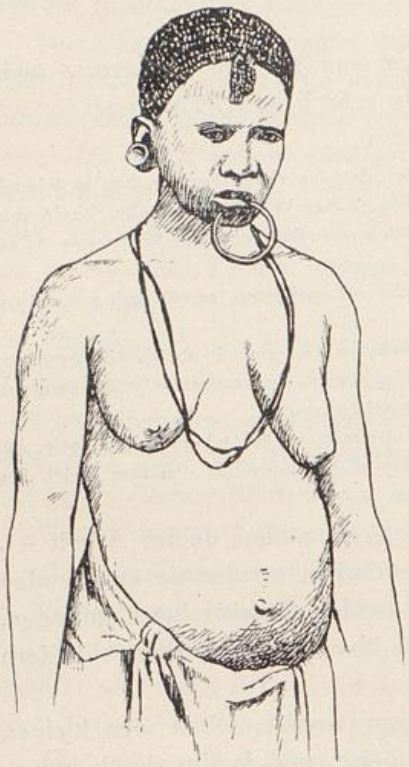


Fig. 196. Ussafua-Weib mit Ring in der Unterlippe und Pflock im Ohr.

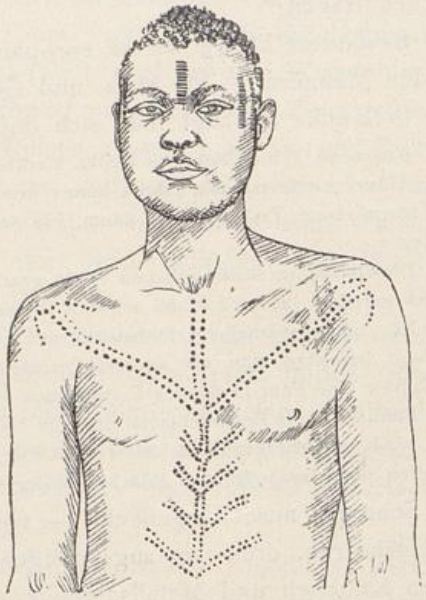


Fig. 197.
Tätowierter Mniamanga-Mann.

Zahndeformation.

Die Männer lassen Ohren und Unterlippe ohne solchen zweifelhaften Schmuck, doch haben sie gleich den Weibern die Unsitte, die sämtlichen, meist freilich nur die oberen Schneidezähne spitz zu feilen; bei den Waniamanga findet man es auch schön, sich einige Unterzähne ausschlagen zu lassen. (Siehe Seite 74—75; Fig. 7—15; Tb. 104 d.)

Tätowierung.

Gleich der Zahndeformation, ist auch Tätowierung auf Gesicht und Körper bei beiden Geschlechtern üblich. Bei den Wabungu und Waniamanga sowie öfter auch bei den Wassafua sieht man zu jeder Seite der Schläfe einen oder zwei lange, dicke, senkrechte, blau-schwarze Striche, und ein ebensolcher Strich zieht sich von der Mitte der Stirn bis zur Nasenwurzel; hergestellt wird diese

*) Die Schnupftabaksdosen, welche die Waniamanga-Männer tragen, wurden schon oben als besonders schön geschnitzte Stücke erwähnt (Tb. 37 No. 39 und 40). Im übrigen fertigt man zu diesem Zwecke kleine Dosen aus Bambus, die man mit Brandmalerei verziert (Tb. 37 No. 34); das Material bezieht man angeblich aus dem bambusreichen Konde-Land (?).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tätowierung aus dicht nebeneinander stehenden, kurzen, horizontalen, mit Kohle gefärbten Schnitten. (Fig. 197.)

In Urambia und Unjika, ebenso auch in Ussafua ist ferner eine mit warzenartigen, nicht gefärbten Punkten nach Konde-Art hergestellte Tätowierung beliebt, die diademartig über Stirn und Schläfen zieht (Tb. 104f). Auch der Körper wird mit derartigen Punktmustern geschmückt (Fig. 197; Tb. 104b und d).

Haartracht.

Das Haar trägt man meist kurz, wenn man auch manchmal bei Männern, Weibern und kleinen Kindern die langen verfilzten Haarsträhnen sieht, die wir von den Wakinga kennen gelernt haben (Tb. 100d; 102b). Nach Thomson und Cross scheint diese oder eine ähnliche langhaarige Frisur früher häufiger gewesen zu sein. (Siehe Seite 506 Anm. **).) Auch das teilweise Abrasieren des Kopfes, so dass das Haar nur stellenweise stehen bleibt (Tb. 102a; 103a; 104a und c) kommt vor, und die Weiber flechten oft Perlen in Haarsträhnen ein, nicht nur, wie bereits oben (S. 513) aus Unjika erwähnt, am Hinterkopf, sondern auch in die Stirnhaare (Tb. 87d; 102b). Haarkämme sind bekannt (Ubungu), wenn auch recht selten (Tb. 105 No. 24).

Barttracht.

Die Männer lassen den Bart oft lang wachsen. In einem Falle sah ich in Urambia einen Mann, der einen Kamm in seinem Kinnbart stecken hatte, was früher häufiger Sitte gewesen sein soll; dass man den Kinnbart in Strähnen zusammenflechtet, kommt ebenfalls vor (Unjika).

Körper-Bemalung.

Endlich wäre noch zu erwähnen, dass es in Unjika angeblich ganz allgemeine (?) Sitte sein soll, dass sich die Mutter, die ein neugeborenes Kind hat, samt diesem in ausgiebigstem Masse mit weissem Lehm anstreicht, was einen ebenso komischen wie abscheulichen Eindruck macht (Tb. 102b).

Im Hochland von Ussafua sah ich übrigens einmal auch einen weiss bemalten Mann (Tb. 103a); den Grund für diese Bemalung konnte ich nicht erfahren.

Die im Abschnitt „Das Gebiet zwischen Konde-Land und Rukwa-See" zitierte Literatur.

1. David Livingstone, The last Journals of David Livingstone in Centralafrica. By Horace Waller, London 1874.
2. Joseph Thomson, To the Central Africa Lakes and back, 2 Vol. London 1881.
3. Kaiser, Reise von Gonda z. Rukwa-See etc. Mitth. d. afrik. Ges. i. Deutschland. Bd. IV.
4. James Stevenson, The Arabs in Central Africa. Journ. of the Manchester Geogr. Soc. 1888. (p. 72—80).
5. Giraud, Les lacs de l'Afrique équatoriale. Paris 1889. Hachette & Co.
6. Kerr Cross, Notes on the country between lakes Nyassa, Rukwa and Tanganika. Scottish Geogr. Mag. Edinburgh 1890.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

7. Harry Johnston, Journey north of Lake Nyassa and visit to Lake Leopold. P. R. G. S. 1890.
8. H. v. Wissmann. Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas etc. Frankfurt a. O. 1891 Trowitzsch & Sohn.
9. Kerr Cross, Notes on the Country lying between lakes Nyassa and Tanganyika. P. R. G. S. 1891.
10. Von der Exp. d. Major Wissmann. D. K. B. 1893, S. 354.
11. Ueber den weiteren Verlauf d. Exp. d. Kais. Kommissars Major v. Wissmann D. K. B. 1893, p. 452—455.
12. Bericht d. Kais. Kommissars Major v. Wissmann. D. K. B. 1893, p. 492.
13. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika. Berlin 1904. Buchhandlung der Berl. evang. Missionsges.
14. Reichenow, Die Vögel Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1894. D. Reimer.
15. Kerr Cross, Krater Lakes North of Lake Nyassa etc. Geogr. Journ. Vol. V, 1895, I., p. 112—124.
16. Sir Harry Johnston, British Central Africa. London 1897. Methuen & Co.
17. Langheld, Bericht d. Hauptmanns L. über seine Exped. n. Unyamwezi. D. K. B. 1897.
18. Ramsay, Ueber d. Exped. n. Ruanda u. zum Rukwa-See. Verh. d. Ges. f. Erdkunde z. Berlin 1898.
19. v. Elpons, Bericht d. Bezirksamtmanns v. E. ü. s. Reise zum Rukwa-See. D. K. B. 1898.
20. Jahresbericht ü. d. Entw. d. deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1897/1898. Beilage z. D. K. B. 1899.
21. Wallace, The Nyassa-Tanganyika-Plateau. Geog. Journal 1899. Vol. I, p. 595—621.
22. Boileau, The Nyassa-Tanganyika-Plateau. Geog. Journal 1899. Vol. I, p. 377—595.
23. Glauning, Bericht d. Oberleutnants G. ü. d. Fortschritte der Pendelexpedition. M. a. d. Sch. 1899.
24. Prince, Ueber eine Bereisung d. Merere-Reiches. D. K. B. 1899.
25. Th. Meyer, Bericht ü. s. Reisen zur Anlage neuer Stationen im Njika- und Bundali-Land im November 1898. Petermanns Mitt. 1899.
25a. P. Alfons M. Adams, Im Dienste des Kreuzes, Literarisches Institut in Augsburg, 1899, Michael Seitz.
26. Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1900. D. Reimer.
27. Dantz, Ergebnisse d. geol. Exped. d. Bergassessors Dr. Dantz. M. a. d. Sch. 1900.
28. Die Fortschritte d. Pendelexped. M. a. d. Sch. 1900.
29. Ewerbeck, Ueber d. Gebiete zwischen Nyassa und Tanganyika-See. D. K. B. 1900.
30. Herrmann, Ber. ü. Land u. Leute längs d. deutsch-englischen Grenze zwischen Nyassa und Tanganyika. M. a. d. Sch. 1900.
31. Kohlschütter, Die kartogr. u. geogr. Arbeiten d. Pendel-Exped. etc. Verh. d. XIII. deutschen Geographentages z. Breslau. Berlin 1901. D. Reimer.
31a. Zache, Usafa. M. a. d. Sch. 1901, p. 224—225.
31b. Zache, Die Landschaft Unyika, D. K. B. 1901, p. 865.
32. Th. Meyer, Von Utengule bis Kipembabwe etc. M. a. d. Sch. 1901.
33. Bachmann, Unjika. Mitt. d. Geogr. Ges. für Thüringen 1901 (auch abgedruckt in: Mssbl. d. Brdgm. 1900. p. 359—365).
34. Deutsch-Ostafrika. Missbl. d. Brdgm. 1901, p. 297—304.
35. Deutsch-Ostafrika, Erfolge d. Arbeit in Nikaland. Missbl. d. Brdg. 1901, p. 81—84.
36. v. Luschan, Die Karl Knorrsche Sammlung von Benin-Altertümern im Museum für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart. Sonderabdruck aus dem XVII. und XVIII. Jahresbericht des Württ. Vereins für Handelsgeographie. W. Kollhammer in Stuttgart.
37. Bericht über die botanischen Ergebnisse der Njassa-See- und Kinga-Gebirgs-Expedition der Hermann- und Elise geb. Heckmann-Wentzel-Stiftung. VI. W. Schmidle, Das Chloro- und Cyanophyceen-Plankton des Njassa und einiger anderer innerafrikanischer Seen. Englers Bot. Jahrbücher. XXXIII. Bd. 1. Heft. Leipzig 1902. Wilhelm Engelmann.
38. Fülleborn, Beiträge zur physischen Anthropologie d. Nyassa-Länder. Berlin 1902, Dietrich Reimer.
39. Deutsch-Ostafrika. Missbl. d. Brdgm. 1902, p. 262.
40. »Gott will es.« 1902, p. 211.
41. Dantz, Die Reisen des Bergassessors D. in Deutsch-Ostafrika. Mitt. a. d. Schutzgeb. 1902.
42. Dantz, Die Reisen des Bergassessors D. in Deutsch-Ostafrika. Mitt. a. d. Schutzgeb, 1903.
43. F. Hilgendorf und P. Pappenheim, Fischfauna des Rukwa-Sees. Sitzungsber. d. Ges. naturforschender Freunde. Jahrg. 1903. No. 6.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

44. Maurer, Deutsch-Ostafrika. Eine klimatologische Studie. Geogr. Zeitschrift. Band 9, Heft 1. Leipzig, Teubner.

45. Jagdschutzverordnung für das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet. Vom 1. Juni 1903. D. K. Bl. 1903, S. 351—355.

46. Auszüge aus den Berichten der Bezirksämter, Militärstationen und anderer Dienststellen über die wirtschaftliche Entwicklung im Berichtsjahr vom 1. April 1902 bis 31. März 1903. Bericht über Land- und Forstwirtschaft in Deutsch-Ostafrika. Zweiter Band, Heft 2. Heidelberg 1904. Carl Winter.

47. P. Sprigade, Begleitwort z. d. Karte des Gebietes am südlichen Tanganjika- und Rukwa-See etc. M. a. d. Sch. 1904, S. 97.

48. Dempwolff, Bericht über eine Malaria-Expedition nach Deutsch-Neu-Guinea. Zeitschr. f. Hygiene u. Infektionskrankheiten. (Herausgeg. von Koch u. Flügge.) 1904. Bd. 47, S. 125.

49. Auskunft für Ansiedler im Bezirk Langenburg (Nordufer des Njassa-Sees). (Bearbeitet vom Kais. Gouvernement im Juni 1904.)

50. Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete etc. im Jahre 1903/04. Mit einem Bande Anlagen. Beil. z. D. K. B. 1905.

51. Fortschritte des Nyassa-Werkes im Jahre 1903. Mssbl. d. Brdgm. 1904. p. 294—298.

52. Fortschritte der Arbeit unter den Nikas. Mssbl. d. Brdgm. 1904. p. 299—309.

Karten.

53. Langhans, Beiträge zur Kenntnis der deutschen Schutzgebiete. Erforschung des Rukwa-Grabens und der Ufipa-Hochfläche etc. 1 : 500 000. Petermanns Mitt. 1899, Tafel 15.

54. Geologische Uebersicht der Reisen des Bergass. W. Bornhardt im Njassa-Gebiet etc. 1 : 500 000. Beilage zu: Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1900. D. Reimer.

55. Deutsch-englische Njassa-Tanganjika-Grenzexpedition. Aufnahme der deutschen Mitglieder Hauptmann Herrmann, Dr. Kohlschütter und Oberleutnant Glauning. Blatt I—IV. 1 : 100 000. M. a. d. Sch. 1900. Karte 5.

56. Uebersicht der geologischen Ergebnisse der Reisen der Bergassessoren Bornhardt und Dantz in Deutsch-Ostafrika in den Jahren 1895—1900. 1 : 2 000 000. M. a. d. Sch. 1903. Karte No. 2.

57. P. Sprigade, Karte des Gebietes am südlichen Tanganjika- und Rukwa-See etc. 1 : 500 000. M. a. d. Sch. 1904.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

KAPITEL IX.

Jagd und Fischfang bei den Eingeborenen des südlichen Deutsch-Ostafrika.

(Hierzu Atlas Tb. 106—109.)

Es ist zweckmässig, das, was über Jagd und Fischfang bei den Eingeborenen des südlichen Deutsch-Ostafrika zu berichten ist, in einem besonderen Abschnitte zusammenzufassen.

Mannigfaltigkeit der Jagd- und Fischereimethoden.

Obgleich ich durchaus keinen Anspruch darauf erheben kann, ein »weidgerechter« Jäger zu sein oder mit unserer heimischen Fischerei Bescheid zu wissen,*) waren mir Jagd und Fischfang der Eingeborenen doch immer ganz besonders interessant: ist doch die Mannigfaltigkeit der angewandten Methoden ganz erstaunlich, und die sinnreiche Konstruktion der Tierfallen bezeugt für ihre Verfertiger einen hohen Grad von Erfindungsgabe.**)

Zuerst seien die im Süden von Deutsch-Ostafrika üblichen Methoden der Jagd, dann die des Fischfanges besprochen.

Jagdliebe der einzelnen Stämme.

Die Jagd scheint bei fast allen Stämmen des südlichen Deutsch-Ostafrika recht beliebt zu sein. Besonders die Wamakua sind leidenschaftliche Jagdfreunde, und ihre »Fundi« werden im ganzen Süden von Deutsch-Ostafrika als tüchtige Elefantenjäger geschätzt (vergl. S. 118). Auch die Wanjika, Wabungu und Wangoni sind recht eifrige Jäger; am wenigsten Neigung zur Jagd scheinen die Konde-Leute am Njassa zu haben.[1])

*) Ich beherrsche daher auch nicht die fachmännische Terminologie und bitte Kundige um nachsichtige Beurteilung.

[Erfindungsgabe der Naturvölker.]

**) Man ist leicht geneigt, die Erfindungsgabe der Naturvölker deshalb zu unterschätzen, weil sie nicht, wie wir, komplizierte Maschinen bauen, sondern sich mit scheinbar sehr primitiven Werkzeugen behelfen. Aber diese Geräte sind bei aller Einfachheit fast durchweg ihrem Zwecke ganz vorzüglich angepasst — man denke nur an die Bumerang der Australier —, so dass sie den Ansprüchen der Naturvölker völlig genügen und ein Bedürfnis nach komplizierteren gar nicht besteht; werden solche aber notwendig, wie z. B. bei der Konstruktion von Tierfallen, so sind auch die verachteten »Wilden« sehr wohl imstande recht sinnreiche Hebelvorrichtungen zu erfinden.

[1]) **5**, S. 152.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Wamakua, Wanjika und Wabungu, die reichlich Vorderlader besitzen, benutzen diese als Jagdwaffe; wo keine Feuerwaffen vorhanden sind, jagt man noch in alter Weise mit Speer, Pfeil und Bogen und mit der Jagdkeule. Welche von diesen Waffen bei den einzelnen Stämmen üblich sind und was sonst darüber zu sagen ist, ist bereits in den früheren Abschnitten ausführlich besprochen. Jagdwaffen.

Nur die Harpunen und ihre Anwendung bei der Flusspferd-Jagd sind noch zu erwähnen: Harpunenjagd auf Flusspferde.

Eine mit einem kräftigen Widerhaken versehene Eisenspitze, ist an einem langen, dicken Tau befestigt und steckt lose auf einer starken Stange, um die jenes Seil herumgewickelt ist (Tb. 109, No. 4 u. 5).*)

Diese Harpune schleudert man gegen ein Flusspferd, dem man sich im Einbaum unbemerkt genähert hat. Die Eisenspitze mit ihrem Widerhaken bleibt in der Wunde stecken, der Stab löst sich von dem Eisen und das Seil wickelt sich ab;[1]) ein Schwimmer am Ende des Taus**) zeigt dem Jäger den Aufenthalt des untertauchenden Tieres an, und wenn es an die Oberfläche kommt, um Luft zu holen, so geht man ihm mit besonders kräftig gearbeiteten Speeren (Tb. 109 No. 3) zu Leibe. Die Wakissi benutzen zur Flusspferdjagd Einbäume aus ganz leichtem Holze, die durch den Stoss der wütenden Kolosse nicht zum Sinken gebracht werden können.[4])

Leider hatte ich niemals Gelegenheit, diesen kühnen und gefährlichen Sport mit anzusehen. Am Sambesi gibt es Leute, die aus dieser Jagd ein Gewerbe machen und zu dem Zwecke weit umherziehen; das Fleisch und die Elfenbeinzähne lohnen die erfolgreichen Jäger.[5])

Im Erkennen von Wildfährten sind die Eingeborenen ungemein geübt; oft schien mir ihr Spürsinn und die Schärfe ihrer Sinne geradezu wunderbar; aber auch europäische Jäger bringen es ja durch Uebung in dieser Beziehung erstaunlich weit. Erkennen von Wildfährten.

Auch Hunde benutzen die Eingeborenen bei der Jagd, aber wohl weniger zum Verfolgen der Wildspuren, als zum Aufstöbern und Hetzen des Wildes; Jagdhunde.

*) Bei den Wandamba der Ulanga-Ebene scheint das Seil nicht um den Harpunenschaft gewickelt zu werden; wenigstens zeigten mir die Wandamba die Montierung der Harpune in der Art, wie es auf Tb. 108a dargestellt ist. Allerdings war der richtige Harpunenstock damals gerade nicht zur Stelle, sondern wurde bei der Demonstration durch einen beliebigen — offenbar viel zu schwachen — Stab ersetzt.

**) Der Schwimmer hat verschiedene Form. Livingstone[2]) gibt an, dass am Sambesi bisweilen eine aufgeblasene Schwimmblase als Schwimmer am Harpunenschaft befestigt wird, während bei einer vom Tanganjika stammenden Flusspferdharpune des Museums für Völkerkunde zu Berlin ein Stück korkleichten Holzes dessen Stelle vertritt; bei den Wakissi am Njassa ist der Holz-Schwimmer nicht am Ende des Harpunenseiles befestigt, sondern steht durch eine besondere, dünne Leine mit dem Harpuneneisen in Verbindung.[3]) Bei den Wandamba-Harpunen dagegen besteht der Schwimmer aus einem starken, am Tauende befestigten Brett (Tb. 108a), welches gleichzeitig auch dazu dienen soll, ein Verankern des Taues an Uferbäume zu erleichtern.

[1]) **1** (Vol. I), S. 41; [2]) **1** (Vol. I), S. 41; [3]) **5**, S. 282; [4]) **5**, S. 282; [5]) **1** (Vol. I), S. 40—42; **7**, S. 435.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man hängt den Hunden dabei kleine Glocken aus Holz oder Eisen um den Hals (Tb. 50, No. 37 und 38). Um die Hunde zu rufen, dienen den Jägern Signalpfeifen aus Knochen oder Zwergantilopen-Hörnchen (Tb. 36 No. 24; Tb. 50 No. 18).

Jagdtrophäen.

Als Jagdtrophäen schneiden sich die Jäger Armringe aus der Haut des Wildes, und besonders die gelblichen, etwas durchscheinenden Ringe aus dem dicken Sohlenhorn der Elefantenfüsse sind ein sehr beliebter Schmuck; v. Behr[1]) berichtet von den Wamakonde, dass durchaus nur die Erleger des Wildes solchen Armschmuck anlegen dürften; ich vermute aber, dass man es — bei den übrigen Stämmen wenigstens — damit nicht so genau nimmt.

Jagdzauber usw.

Der Aberglaube spielt bei den schwarzen Jägern des südlichen Deutsch-Ostafrika eine gewaltige Rolle; dies ist um so begreiflicher, weil man hier ja vielfach oder allenthalben glaubt, dass wilde Tiere keine natürlichen Wesen seien, sondern bösem Zauber ihren Ursprung verdankten (vergl. Seite 70, 311, 445, 497 und 499 Anm.); dass man den Tieren auch eine der menschlichen ähnliche Seele vindiziert, dafür sprechen die mannigfachen Tierfabeln.

Der Jagdzauber-Tätowierung und der mit Jagdzauber anscheinend in Verbindung stehenden kleinen Häuschen wurde bereits oben (Seite 78 u. 499 Anm.) gedacht.

Ueber Jagdzauber aus dem Britischen Zentral-Afrika schreibt Johnston[2]): »Other medicines will bring good luck in the shooting of wild animals, or when fixed in some way to the stock of the gun will enable the possessor to shoot straight in time of war.«

Aus meinen Tagebüchern entnehme ich folgende Notiz über Flintenzauber: Auf dem Dache einer Tembe in Ubena sah ich mehrere ganz unauffällige Holzbündel; mein Jäger Joseph, ein Mtonga vom Westufer des Njassa, wusste aber Bescheid, was es damit für eine Bewandtnis habe und erklärte mir, »dass dies Holz Daua [Medizin] sei, die zur Zeit des Neumondes angebrannt würde; die Flinten werden dann um das Feuer getragen resp. gedreht«. Der Mssagira, der kurz vorher den Besitz einer Flinte in Abrede gestellt hatte, gab zu, dass die Daua für den Mond bestimmt sei, wurde dabei aber recht verlegen und wollte von einem »Flintenzauber« nichts wissen: er hatte aber auch sicher nicht den vorgeschriebenen Jagdschein!

Auch mancherlei Amulette, die die Jäger an ihrem Körper tragen, sollen dazu dienen, Jagdglück herbeizuführen. So erwarb Ewerbeck im Lindi-Hinterlande von einem Muera-Jäger einen Armring, der ein Zaubermittel für erfolgreiche Elefanten-Jagd sein sollte: der Ring (Tab. 109, Fig. 10) ist mit einer dicken schwarzen Kruste überzogen, die von dem Blute der erlegten Beutetiere herrührt.

In den Gegenden, wo, wie in Ubena, Uhehe und Ussangu, Hundefleisch eine Delikatesse ist, darf angeblich ein Elefantenjäger solches nicht geniessen, da es der Elefant wittern und entfliehen würde. Eine faktische Wirkung hat möglicherweise eine Wurzel, die man früher, als die Elefanten noch zahlreich am Njassa-Ufer vertreten waren, dazu benutzt haben soll, um die Tiere zu verscheuchen, wenn man ihnen unerwünschterweise auf schmalen Bergpfaden begegnete; angeblich zerkaute man diese Wurzel, um den Elefanten den so parfümierten Odem entgegen zu blasen, und diese kehrten dann um. Entsprechendes soll übrigens auch bei den Suaheli üblich sein.[3])

[1]) **4**, S. 76; [2]) **7**, S. 441; [3]) **2**, S. 47.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jagd mit Wildnetzen.

Ein Zwischending zwischen der eigentlichen Jagd und dem Fallenfang ist die Treibjagd mit Benutzung von Wildnetzen, die auch im Süden von Deutsch-Ostafrika vielfach üblich war; denn ich sah die Jagdnetze im Lindi-Hinterland, in Urambia und bei den Wamawemba des Livingstone-Gebirges, und ich vermute, dass sie, von den Konde-Leuten abgesehen, auch bei den andern Stämmen nicht fehlen werden.*) Ich habe jedoch niemals Gelegenheit gehabt, einer solchen Netzjagd beizuwohnen, da sie vom Gouvernement streng untersagt ist, und ich kann daher nicht aus eigener Anschauung darüber berichten.

Ueber die Netzjagd aus dem Lindi-Hinterland schreibt P. Adams:[1] »Einzelne Dörfer vereinigen sich zu solchen Netzjagden und bringen ihre Stellnetze zusammen, um einen bestimmten Waldbezirk völlig zu umstellen. Dies geschieht gewöhnlich zur heissen Mittagszeit, wenn das Wild im Busche der Ruhe pflegt. Bewaffnete stellen sich in der Nähe des ausgespannten Netzes in Verdeck und erwarten das von entgegengesetzter Seite durch eine geschlossene Reihe von Treibern aufgescheuchte und heranspringende Wild, um dasselbe, sobald es sich in den Maschen des Netzes verfangen hat, mit dem Jagdspeer oder Gewehr zu strecken. Infolge dieses barbarischen Vorgehens hat der Reichtum an kleineren Antilopenarten bedeutend verloren, und es ist erfreulich, dass das kaiserliche Gouvernement diesem Treiben durch Strafgesetze Einhalt getan hat.«

Vogelnetze.

In Ungoni werden auch Vögel mit Netzen gefangen, indem man, wie mir Herr Dr. Stierling mitteilte, an den Wasserplätzen auf langen Stangen Netze ausspannt, in deren Maschen sich die Vögel verfangen.

Vogelschlingen.

Häufiger sind im Süden von Deutsch-Ostafrika Vogelschlingen in Gebrauch. Um Vögel, besonders Perlhühner, zu fangen, werden an deren Trinkplätzen Faden-Schlingen entweder mit einfachen Stäbchen am Boden befestigt (Tab. 109 No. 11) oder die Schlingen sind — wie ich es in Ubungu sah — an das eine Ende einer umgebogen in die Erde gesteckten Gerte gebunden; durch das Zerren des gefangenen Vogels schnellt die Gerte hoch, so dass das in die Schlinge geratene Tier in die Höhe gezogen wird und allen Halt verliert.

Wildschlingen.

Auch die Schlingen, mit denen man Vierfüsser fängt, stehen mit einem federnden Stabe in Verbindung, der die Schlinge nach Auslösung eines Mechanismus zuzieht.

So bringt man im Lindi-Hinterland auf den Wildwechseln der Antilopen Schlingen an, die mit dem oberen Ende eines niedergebogenen Bäumchens in Verbindung stehen, und wenn das Wild mit dem Fuss in die Schlinge tritt, schnellt der Baum zurück und das gefangene Bein des Tieres wird in die Höhe gezogen, so dass es in der Luft schwebt; diese Anordnung, die ganz den eben erwähnten Vogelschlingen entspricht, ist ungemein zweckmässig, da das auf drei Beinen stehende Tier keine grossen Kraftanstrengungen zur Flucht machen kann und die federnd befestigte Schnur nicht so leicht reissen wird. Nach v. Behr[2] werden in der Massassi-Gegend solche Schlingen an den Zugängen von sonst rings umzäunten Wasserplätzen angebracht, und zwar in

*) Nach einer Gouvernementsverfügung sollten die vorgefundenen Wildnetze verbrannt werden; die Eingeborenen hatten also Grund, sie den Augen des Europäers zu entziehen.

[1]) **12**, S. 88, [2]) **3**, S. 47.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einem mit Zweigen überdeckten Loche, in welches das zur Tränke kommende Wild hineintreten muss.

Eine andere, auf demselben Prinzipe beruhende Fallenart ist für kleines Raubwild berechnet. Hierbei gerät nicht ein Bein, sondern der Hals oder

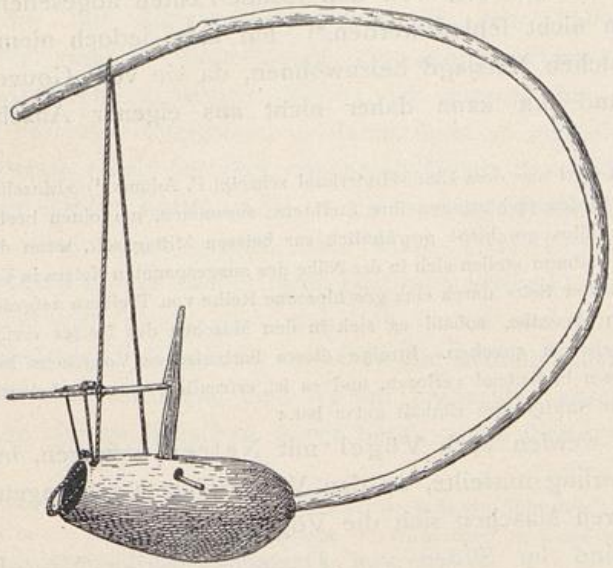


Fig. 198. Rattenfalle vom oberen Ruwuma.

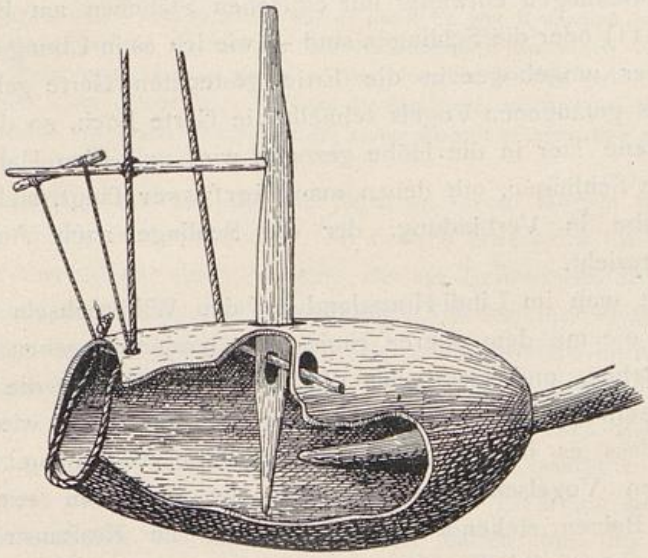


Fig. 199. Der Auflösungs-Mechanismus der in Fig. 198 abgebildeten Rattenfalle.

Rumpf des Tieres in eine durch ein zurückschnellendes Bäumchen sich zuziehende Schlinge, und zwar dann, wenn die Wildkatze, Manguste usw. aus einem am Erdboden befindlichen Loche einen Köder herausholen will. Man findet diese Falle sehr häufig im südlichen Deutsch-Ostafrika neben den Negerpfaden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine Modifikation dieser Wildschlinge ist die auf Fig. 198 und 199 abgebildete Rattenfalle, ein auch den Suaheli bekanntes Modell; es bedarf keiner weiteren Erläuterung. Auch die maulwurfsartigen Wühlmäuse, ein Leckerbissen bei den Wakinga (cf. Seite 110) fangen diese auf ähnliche Weise: die Fangschlinge ist im Innern einer Bambusröhre oder dergleichen angebracht, letztere gräbt man in den Mäusegang, und ein aussen im Erdboden steckender federnder Stab zieht die Schlinge über dem Tiere zu, wenn es seinen Gang passieren will. Schlingenfalle zum Rattenfang.

Nach dem Prinzipe unserer »Mordfallen«, bei denen ein niederfallender, schwerer Gegenstand das in die Falle geratene Tier erschlägt, werden im Süden von Deutsch-Ostafrika ebenfalls Fallen konstruiert. Die einfachsten gleichen unsern primitivsten Mäusefallen: man richtet einen flachen Stein (oder eine mit Steinen beschwerte zusammengeflochtene Stab-Platte) auf einer Seite auf und unterstützt ihn hier so lose durch ein Hölzchen, dass bei dessen Berührung der Stein herabfällt. Man fängt auf diese Weise Ratten und im Lindi-Hinterland zuweilen auch Tauben. »Mordfallen«.

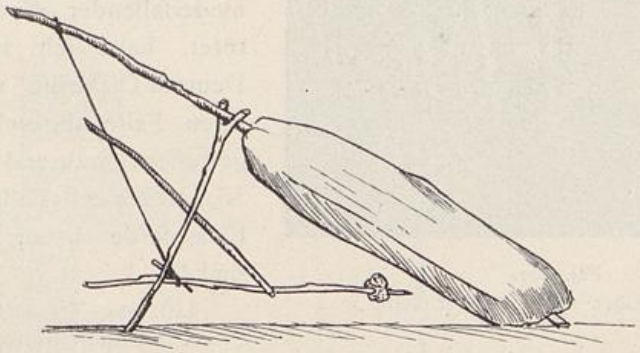


Fig. 200. Rattenfalle aus Urambia.

In der auf Fig. 200 abgebildeten Rattenfalle bringt ein ganz kompliziertes Hebelsystem das stützende Hölzchen schon bei der allerleisesten Berührung des Köders zum Umfallen.

Will man kleines Raubwild mit einer solchen »Mordfalle« erbeuten, so wird eine ähnliche, nur grössere Vorrichtung auf dem Wildwechsel aufgestellt (Ukinga). (Tab. 106b.) (»Schlagbaumfallen«.)

Handelt es sich um etwas grösseres Wild, wie Schweine und kleine Antilopen, so dient als Fallkörper ein schwerer Baumstamm, der wie ein »Schlagbaum« aufgerichtet ist; ich nenne diese Fallen daher kurz »Schlagbaumfallen«.

Meist baut man eine Reihe solcher Schlagbaumfallen an den Durchlässen von langen Waldzäunen so ein, dass sie abwechselnd von der einen und der andern Seite dem Wilde den Zutritt gestatten.

Auf Tb. 107a und Fig. 201 sind solche Fallen abgebildet: Ein grosser, schwerer Baumstamm hängt an einem galgenartigen Gerüste, unter welchem

der seitlich eingezäunte Weg hindurchführt; in der Mitte dieses eingezäunten Ganges ist in der Querrichtung ein nur wenig auffälliges, zartes Netz ausgespannt, und wenn das Tier gegen dieses Netz stösst, so wird mittels einer mehrfachen Hebelübertragung der Mechanismus ausgelöst und der Baumstamm fällt herunter. Ich sah diese Schlagbaumfallen besonders in Unjika, Urambia und im Lindi-Hinterland, und ich hatte auch Gelegenheit, mich in unliebsamer Weise von dem prompten Funktionieren des Mechanismus zu überzeugen, als mir mein Teckel in eine solche Falle geraten war; ich begreife nicht, wie er mit dem Leben davon gekommen ist.



Fig. 201.
»Schlagbaumfalle« von vorne. (Urambia.)

Selbstschüsse.

Vorrichtungen, bei denen nach dem Prinzipe des »Selbstschusses« ein abgeschossener Pfeil oder ein niederfallender Speer das Wild tötet, habe ich im Süden von Deutsch-Ostafrika, von einem einzigen Falle abgesehen, nicht angetroffen, während im britischen Njassa-Gebiet »Fallspeere« gegen Flusspferde häufig in Gebrauch sind.[1])

Livingstone[2]) bildet eine nach diesem Prinzip konstruierte Flusspferdfalle vom Schire-Ufer ab und beschreibt sie (in der nicht gerade schönen Uebersetzung von Martin zitiert) folgendermassen: »Die Flusspferdfalle besteht aus einem 5—6 Fuss langen Balken, der mit einer Speerspitze oder einem Nagel von hartem Holz bewaffnet ist. Diese sind mit Gift überzogen und mit einem Strick an einem gabelförmigen Pfahl aufgehängt. Der Strick reicht bis auf den Weg herab und wird dort von einem Haken gehalten, von dem er, wenn das Tier auf denselben tritt, sich ablöst. Die Tiere sind vorsichtig und daher noch immer sehr zahlreich. Eines wurde durch das Schiff aufgescheucht, als es dicht am Ufer hinfuhr. In seiner heftigen Eile, um zu entkommen, stürzte es aufs Ufer los und rannte geradeswegs unter eine Falle, wo der schwere Balken ihm auf den Rücken herabkam und die vergiftete Speerspitze einen Fuss tief ins Fleisch trieb. In Todesangst sank es in den Fluss zurück, um in wenigen Stunden zu sterben, und gewährte später einen Schmaus für die Eingeborenen. Das an der Speerspitze befindliche Gift greift das Fleisch nicht an, ausgenommen den Teil um die Wunde herum, und der wird weggeworfen. An manchen Orten wird der herabfallende Balken mit grossen Steinen beschwert, hier aber ist das schwere harte Holz genügend.«

Der oben erwähnte einzige Fall, in dem ich im Süden von Deutsch-Ostafrika das Prinzip des Selbstschusses in Anwendung fand,*) betrifft eine

*) Die Europäer bedienen sich natürlich häufig zum Selbstschuss montierter Flinten gegen Raubwild, und ab und zu mögen auch die Eingeborenen ihre Vorderlader so zu benutzen gelernt haben.

[1]) **7**, S. 438; [2]) **1** (Vol. I), S. 102—103.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rattenfalle, die ich bei den Makua am Ssengwa-Berge sammelte; dieselbe hat ganz das Aussehen und auch die Funktion einer Armbrust, was eigentlich recht auffällig ist, da ich sonst nirgends in Deutsch-Ostafrika ein armbrustähnliches Instrument, das als Vorbild gedient haben konnte, angetroffen habe. Fig. 202 und 203 veranschaulichen den Mechanismus: Ein langer, spitzer Holzpfeil spiesst (Rattenfalle mit Selbstschuss.)

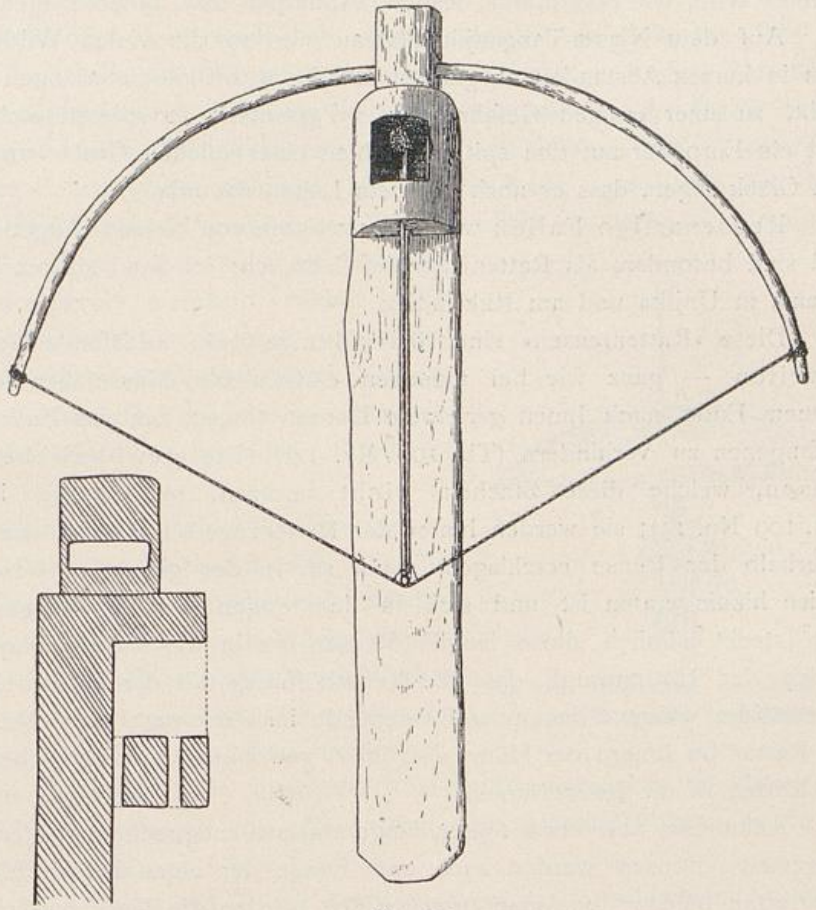


Fig. 203.
Durchschnitt, durch die den Köderstab (oben) und den spiessenden Pfeil (unten) aufnehmende Höhlung der auf Fig. 202 abgebildeten armbrustartigen Rattenfalle.

Fig. 202.
Armbrustartige Rattenfalle.
(Makua.)

die Ratte, wenn sie durch Berühren des Köders das Abgleiten der gespannten Bogenschnur von einem kleinen Pflocke bewirkt und dadurch den Pfeil selbst abschiesst.

Fallgruben sind wohl bei allen Stämmen des südlichen Deutsch-Ostafrika in Gebrauch; sicher in Ungoni, der Ulanga-Ebene, im Konde-Land[1]) und in Ubungu. Fallgruben.

Der Boden solcher Gruben, in die das Wild hineinstürzt, wenn es die trügerische Reisig-Ueberdeckung durchbrochen hat, pflegt spitz zuzulaufen, so dass

[1]) **5**, S. 152.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das gefangene Tier keine Bewegungsfreiheit hat, und zuweilen sind am Grunde noch spitze Pfähle angebracht, auf denen es sich beim Hinunterstürzen aufspiesst. [1])

Die Grösse der Fallgruben richtet sich natürlich nach dem zu fangenden Wilde, ihre Tiefe beträgt aber immer ein paar Meter. Besonders häufig dienen sie zum Schutze der Aecker gegen die Wildschweine, doch fängt man auch anderes Wild, wie Flusspferde, Zebras, Antilopen usw. in derartigen Gruben.

Auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau werden die vielen Wildgruben, die man in kurzen Abständen an ganz unauffälligen, oft kilometerlangen Wildzäunen gräbt, zu einer ernsten Gefahr für die Passanten; so spiesste sich zu meiner Zeit ein Europäer auf den spitzen Pfählen einer solchen Grube, und er konnte von Glück sagen, dass er noch mit dem Leben davonkam. [2])

»Reusenfallen«.

Reusenartige Fallen werden zum Fange von kleinen Säugetieren benutzt und sind besonders als Rattenfallen in Gebrauch; ich fand sie am Ruwuma, in Ubena, in Unjika und am Rukwa-See.

Diese »Rattenreusen« sind röhrenförmige, spitz zulaufende Geflechte, die zuweilen — ganz wie bei manchen europäischen Mäusefallen — an ihrem offenen Ende nach Innen gerichtete Dornen tragen, um das Entkommen der Gefangenen zu verhindern (Tb. 109 No. 14). Die gewöhnlichen Rattenreusen, welche diese Stacheln nicht besitzen, müssen viel länger sein (Tb. 109 No. 15); sie werden hinter der Ratte zugedrückt resp. die Ratte wird innerhalb der Reuse erschlagen, wenn sie in der gleich zu beschreibenden Weise hineingeraten ist und sich in dem engen Trichter festgeklemmt hat. Man steckt nämlich diese langen Reusen so in die Rattenschlupflöcher am Boden der Hüttenwand, dass die Reusenöffnung mit der inneren Hüttenwand abschneidet, während das spitze Reusenende ins Freie ragt, und scheucht alsdann die Ratten im Innern der Hütte auf; ihren gewohnten Ausweg suchend, geraten die Ratten in die Reuse hinein.

Aehnliche, aber etwa 1 1/2 m lange und aus entsprechend festerem Material hergestellte Reusen werden auch zum Fange der einen halben Meter langen Rohrratten benutzt; wie man mir erzählte, werden die Tiere zur Zeit nach den Grasbränden mit Hunden in diese Reusen hineingetrieben. Der Rohrrattenfang mittels Reusen ist in Unjika und in der Nachbarschaft, jedoch auch in andern Teilen von Deutsch-Ostafrika bekannt. [3])

»Kastenfallen«.

Grösseres Wild, wie Affen, Leoparden usw., fängt man in »Kastenfallen«, die, wie aus Tb. 106a ersichtlich, trotz aller Einfachheit in der Ausführung nicht anders konstruiert sind als die in Europa gebräuchlichen: Am Eingang des Kastens befindet sich ein Fallbrett, welches, nach Auslösung des Mechanismus hinabgleitend, den Kasten verschliesst.

Ein Zwischending zwischen »Kasten-« und »Mordfalle« (siehe oben) traf ich einmal im Ngosi-Hochland an. Diese Falle, die zum Leopardenfang bestimmt sein sollte, bestand aus einem festen, hühnerkorbartigen Holzgeflecht, das auf

[1]) **11**, S. 17; [2]) **9**, S. 581; **10**, S. 374; [3]) **6**, S. 56.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer Seite hochgekippt war; schlug die Falle zu, so sass das Tier unter dem Korbe gefangen (Tb. 106c).

Vogelleim.

Erwähnt sei endlich noch der Vogelfang mittels klebriger, vogelleimartiger Substanzen; man benutzt sie nicht nur an der Suaheli-Küste, sondern auch in Ungoni[1]) und im Livingstone-Gebirge.

Vorrichtungen gegen Rattenfrass. —

Die Vorrichtungen, die dazu dienen, Wild und Vögel von den Aeckern fern zu halten oder zu verscheuchen, wurden bereits auf Seite 103—105 besprochen. Innerhalb der Hütten schützt man Maiskolben gegen Rattenfrass recht zweckmässig dadurch, dass man sie an einer Schnur von der Decke herabhängen lässt und dicht über ihnen ein grosses Stück Kalabassenschale oder eine kleine glatte Geflechtplatte anbringt; springt die Ratte von oben auf diese Scheibe, so kippt letztere herunter und die Ratte fällt zu Boden (Fig. 204).

Die Fischerei im südlichen Deutsch-Ostafrika.

Da die Neger des südlichen Deutsch-Ostafrika, wie bereits mehrfach erwähnt (siehe Seite 111), sehr gern Fische essen, wird überall, wo sich dazu Gelegenheit bietet, eifrigst gefischt, und mannigfach sind die nach den örtlichen Verhältnissen variierenden Fischerei-Methoden.



Fig. 204. Vorrichtung, um Maiskolben gegen Rattenfrass zu schützen.

»Korbreusen«.

Ich beginne mit den »Korbreusen«, die man in fast allen Flüssen antrifft. Wo die natürliche Gestaltung des Flussbettes künstliche Sperrvorrichtungen nicht entbehrlich macht, werden die Wasserläufe entweder durch Wehre, an deren Durchlässen die Reusen angebracht werden, abgedämmt, oder der Fluss wird durch »Fischzäune« abgesperrt; so überqueren lange Bambuszäune, an denen oft über hundert Reusen liegen, die ganze Breite der grossen Flüsse der Konde-Ebene (Tb. 64b; 107b).

Wenn auch Form und Grösse der Reusen bei den verschiedenen Stämmen variieren,*) so ist das Gemeinsame doch immer ein weiter, zylindrischer Korb aus Rutengeflecht, in den ein nach innen sich trichterartig verjüngender Eingang führt (Tb. 3a und b; 54a; 64b; 108a); oft sind auch zwei solcher Trichter hintereinander angebracht, um ein Wiederentschlüpfen der Fische noch mehr zu erschweren. Eine kleine seitliche Tür dient zur Entnahme der Beute.

Die an Wehren oder an den Fluss absperrenden »Fischzäunen« angebrachten Fischkörbe bedürfen keiner Beköderung, da die Fische auch so hineingeraten, zumal wenn sie zur Laichzeit in grosser Menge stromaufwärts

*) An der Küste des Indischen Ozeans fischt man mit Körben von der Gestalt flacher polygonaler Prismen.

[1]) **11**, S. 17.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder -abwärts ziehen. Die Korbreusen, mit denen die Wakissi im Njassa fischen, müssen aber natürlich einen Köder enthalten, und dieser besteht aus Vegetabilien, aus Fleisch oder aus kleinen Fischen; die letzteren werden zu mehreren in ein gespaltetes Stück Bambus geklemmt. Die Wakissi versenken ihre so beschickten Fischkörbe im See an oft gegen 50 m langen Lianenseilen, die durch ein Schwimmholz an der Oberfläche gehalten werden.

Reusenartige Vorrichtungen am Mbaka.

Besondere Erwähnung verdienen eigenartige Reusenvorrichtungen, die ich im Mbaka-Flusse des Konde-Landes antraf: Eine Anzahl von etwa 1,5 m breiten und 2 m hohen Hohlzylindern aus Rohrgeflecht standen dicht nebeneinander im Flusse, so dass sie in ihrer Gesamtheit, wie die oben erwähnten »Fischzäune«, dessen ganze Breite absperrten (Tb. 109a). An einer Stelle jedes Zylinders befand sich unter Wasser eine kleine, den Fischen Zugang gewährende Oeffnung, und wurde diese verschlossen, so konnten die Fische aus der Umzäunung herausgefangen werden. Ausserdem waren mit diesen Anlagen aber auch gewöhnliche Reusen und ferner eigenartige Vorrichtungen verbunden, die ich als »Sprungkörbe« bezeichnen will. Diese »Sprungkörbe« sind flache korbartige Geflechte, die, wie aus Tb. 107 b ersichtlich, über Wasser an den Fischzäunen angebracht werden, und die dazu dienen, die Fische aufzufangen, welche, die Reusen vermeidend, den Zaun überspringen wollen; zuweilen dienen auch ausgespannte kleine Netze demselben Zwecke (Tab. 64b).

»Sprungkörbe«.

»Stülp-Krinolinen«.

Endlich dienen Rutengeflechte, die ich nach ihrer Form und Funktion als »Stülp-Krinolinen« bezeichnen möchte, in der Ulanga-Ebene, am Rukwa-See und in Ussangu (und wahrscheinlich auch noch in andern Gebieten) einer besonderen Art des Fischfanges; man stülpt diese Krinolinen nämlich in flachem Wasser, z. B. auf überschwemmten Wiesen, über die Fische und holt die Gefangenen dann aus der oberen Oeffnung der Krinoline heraus. (Tab. 108a.)

Angelhaken.

Auch der Fischfang mittels Angelhaken ist üblich; oft benutzt man heutzutage schon europäische Ware, die man beim Händler für weniges Geld erstehen kann, doch sieht man auch noch von den Negern selbst gefertigte Angelhaken (Tb. 109 No. 6, 7 und 16). Besonders bemerkenswert sind die Schleppangeln, mit denen die Wakissi im Njassa fischen: Der Stiel des dabei zur Verwendung kommenden eisernen Angelhakens einheimischen Fabrikats ist zu einer breiten Fläche ausgehämmert, welche, blank geputzt, wie ein kleines Fischchen aussieht und den Köder ersetzt. Die Angelleine ist, wie aus Tb. 109 No. 16 ersichtlich, mit einem Stein beschwert, so dass der Haken auf den Grund zu liegen kommt, während das freie Ende der Leine von dem im Einbaum hin und herrudernden Fischer um den Unterschenkel gebunden wird, damit er das »Rucken« eines gefangenen Fisches spüren kann.

Schleppangeln.

Zugnetze.

Sehr mannigfach ist die Form der Fischnetze. Im Njassa fischt man mit grossen Zugnetzen, die ganz den bei uns üblichen gleichen. Das Netz, das bei 4 m Breite oft eine Länge von über 60 m erreicht (Tb. 76 e), besitzt an der einen Längsseite Schwimmer aus leichtem Holze, während es auf der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

andern mit Steinen beschwert ist, so dass es sich im Wasser senkrecht stellen muss; die Enden des Netzes laufen in lange, starke Taue aus. Zum Fischen wird das Netz in einen Einbaum geladen, und während ein Mann das eine Tau-Ende am Ufer festhält, fährt man mit dem Einbaum, Tau, Netz und endlich wieder Tau allmählich auswerfend, in weitem Bogen am Ufer entlang und kehrt dann, eine beträchtliche Strecke vom Ausgangspunkte entfernt, mit dem andern Tauende wieder ans Ufer zurück. Dann wird das Netz eingeholt, wobei sich die an den Tauen ziehenden Leute einander immer mehr nähern, so dass sie am Schlusse zusammentreffen. (Tb. 76 d.)

Zum Fange der sardellenähnlichen kleinen Ussipa-Fische des Njassa, deren bereits auf Seite 112 und 405 gedacht wurde, wird in der Mitte des Zugnetzes ein etwa 2,5 m langer und an der Oeffnung 1 m breiter Trichter aus ganz dichtmaschigem, starkem Netzgeflecht angebracht (Tb. 76e). In Langenburg wurden die Ussipa aber auch ohne Netzbeutel mit einem gewöhnlichen, entsprechend engmaschigen Netze, das zwischen zwei Einbäumen geschleppt wurde, gefangen.

Die Nachtzeit scheint für den Netzfang bevorzugt zu werden. Wenn ausser Gebrauch, werden die grossen, für die Eingeborenen natürlich ungemein wertvollen Netze auf Stäbe aufgerollt und meist in besonderen Schuppen am Ufer aufgehoben.

Stellnetze.

Dem Fischfang in Flüssen dienen »Stellnetze« (Fig. 205) — in deren Maschen sich die Fische, wenn sie die so abgesperrte Stelle passieren wollen, mit den Kiemendeckeln verfangen — und ausserdem »Kätscher« mannigfacher Art.

Fischkätscher.

Um in ganz seichtem Wasser zu fischen (z. B., wie man mir sagte, um laichende Welse des Nachts zu fangen), benutzen die Wakissi Kätscher, bei denen ein Netzbeutel an einem bogenförmig zusammengebogenen Stabe und an der ihn spannenden Bogenschnur befestigt ist; ein senkrecht zur Ebene der Netzöffnung angebrachter Stiel dient als Handhabe des Kätschers, dessen Konstruktion recht zweckmässig erscheint, da sich die untere gerade Kante des Netzbeutels dem Grunde gut anlegt (Tb. 109 No. 12).

Die Form der grossen Kätscher, deren sich die Wandamba zum Fischfang in den zahlreichen Flussläufen der Ulanga-Ebene bedienen, ist ohne weiteres aus Tb. 108a zu ersehen.

(Kätscher-Fischerei im Lumbira.)

Oft findet man im Süden von Deutsch-Ostafrika kleine Kätscher, deren weitmaschiges, aber sehr festes Netzgeflecht einen flachen Netzbeutel bildet, der zwischen zwei Stäben ausgespannt ist; die Stäbe werden so gefasst, dass sie sich innerhalb der Hand kreuzen (Tb. 76c). Ich hatte Gelegenheit, die Verwendung dieser Netze bei Langenburg mit anzusehen: Zur Zeit wo die Fische zum Laichen den reissenden Lumbira-Bach hinaufziehen, stürzen sich die Fischer, in jeder Hand ein solches Netz haltend, mitten in die Stromschnelle und lassen sich, meist unter Wasser schwimmend, stromabwärts treiben. Kommen sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwa 50 m weiter unterhalb wieder an die Oberfläche, so haben sie meist einen grossen Fisch gefangen, der mit den Kiemen in den Maschen festsitzt; in unserer Gegenwart wurden so innerhalb einer halben Stunde von vier Fischern zusammen etwa ein Dutzend grosser Fische erbeutet. Die Fangmethode ist also ziemlich lohnend, gleichzeitig ist sie aber auch eine Art Sport, und es ist eine wahre Lust, mit anzusehen, mit welchem Geschick die braunen Burschen in dem reissenden Wasser zu schwimmen verstehen.

Kätscher, ganz wie die oben beschriebenen, aber bedeutend grösser, so dass sie nicht mehr mit einer Hand, sondern mit beiden Händen zu bedienen sind,

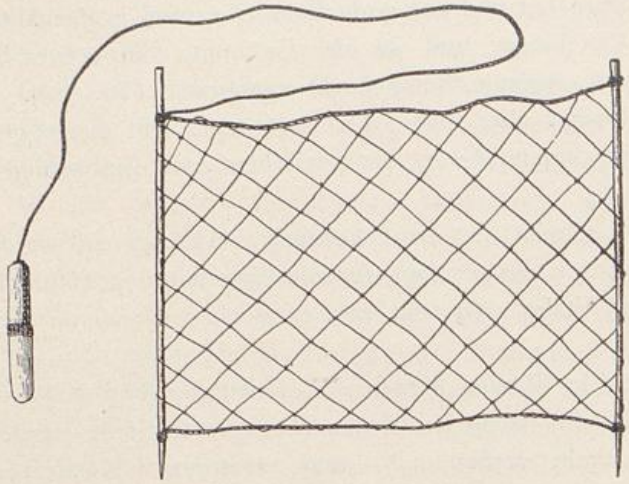


Fig. 205. Kleines »Stellnetz«.
Im Süden von Deutsch-Ostafrika häufig angewandt.

kommen ebenfalls vor; in den Ruhu-Kaskaden von Gingama (Seite 397) werden damit von den Uferfelsen aus die stromabwärts gerissenen Fische aufgefangen. Ferner wird mit solchen grossen Kätschern auch im Rukwa-See gefischt; die Rukwa-Leute fassen das Netz aber nicht mit den Händen, sondern verfahren dabei in folgender eigenartiger Weise: In einem der kleinen, nur für einen Mann berechneten Rukwa-Einbäume sitzend, klemmt der Fischer die gekreuzten Enden der Kätscherstangen, zwischen denen ein aus Baumwolle geknotetes Netz aufgespannt ist, unter die Oberschenkel und lässt das vordere Ende des Kätschers ins Wasser hängen (Tb. 13c). So, mit dem Netze voran, rudert er einfach auf dem See umher, und dass sich dabei wirklich Fische im Netze verfangen, ist wohl nur der grossen Undurchsichtigkeit des Rukwa-Sees und seinem grossen Fischreichtum zuzuschreiben (vergleiche Seite 484 und 485).

(Kätscher-Fischerei im Rukwa-See.)

Das Material zur Verfertigung der Netze liefert am Njassa der Lugoje-Strauch. Die Gerten werden erst von der äusseren Rinde befreit, dann werden sie an der Sonne getrocknet, hierauf kommen sie in Wasser, und endlich werden sie wieder getrocknet; nach diesen Vorbereitungen wird der Bast abgezogen.

Netz-Material und Netz-Herstellung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Durch Rollen zwischen Handfläche und Oberschenkel wird der Bast dann zunächst zu nur etwa 1 Fuss langen Schnüren zusammengedreht, und diese kurzen Enden werden später in derselben Weise zu langen Fäden vereinigt. Das fertige Netzgarn wird auf aus Bambus hergestellte Netznadeln gewickelt, mit denen man etwa 1 m breite Netzstreifen herstellt (Tb. 76b; 77a); sie werden nachträglich zu den grossen Netzen zusammengeknotet. Die fertigen Netze werden in grossen Töpfen mit im Mörser zerstossener Rinde des Msunguti-Baumes (siehe Seite 363) gekocht, wodurch sie haltbarer werden sollen und wodurch sie gleichzeitig auch eine rote Färbung annehmen.

Die oben (Seite 529) beschriebenen kleinen Hand-Kätscher werden aus einer andern Faser, wenn ich nicht irre, einer Agave, hergestellt; eine Pflanze, die ein besonders starkes Garn liefern soll und die daher an die Fischer der Umgegend verhandelt wird, sammelte ich an den Abhängen des Beja-Berges. Dass man am Rukwa-See Netze aus Baumwolle herstellt, wurde bereits erwähnt.

Fischspeere kenne ich aus der Ulanga-Ebene und aus dem Konde-Land; sie besitzen, im Gegensatz zu den mehrzinkigen Fischspeeren anderer Völker, nur eine, und zwar widerhakenlose und nadelartig geformte Eisenspitze, die bei den Konde-Fischspeeren über 40 cm lang ist (Tb. 109 No. 1 und 2). Vermutlich werden die Fische mit diesen Speeren am Grunde festgespiesst, da sie sonst von dem widerhakenlosen Eisen wieder entkommen würden. Fischspeere.

Das dem Fischreichtum der Flüsse so verderbliche Fischen mit Gift dürfte wohl im ganzen Süden von Deutsch-Ostafrika gang und gäbe sein und wird von Johnston[1]) auch für Britisch-Zentralafrika erwähnt. Nach Merensky[2]) ist solches Fischen im Konde-Land ein Volksfest, zu dem die Dörfer durch Bekanntmachungen einladen. Fischgifte.

Berg[3]) schreibt über das Fischen mit Gift aus dem Lindi-Hinterlande: »Wie der Jagd Netze, Meuten und Wildbrennen, so schadet der Fischerei in kleinen Gewässern die Anwendung von Pflanzensäften; es wird entweder ein in viele Stücke geschnittenes frisches Stammstück der Leuchter-Euphorbie (Kihjao: Mgwesa) in das Wasser geworfen, oder es werden die Schoten des Tshinyenye-Baumes gestampft und, in Gras verschlossen, so lange in Wasser geschlagen, bis seifenartiger Schaum entsteht. In beiden Fällen sterben die Fische, ohne dass ihr Genuss schadet. Bei Anwendung von Euphorbie werden allerdings die Eingeweide fortgeworfen.«

Ein längeres Verzeichnis von Fischgiftpflanzen gibt Philippo Rho.[4])

[1]) **7** S. 436; [2]) **5**, S. 152; [3]) **8**, S. 219; [4]) **13**.

Die im Abschnitt „Jagd und Fischfang bei den Eingeborenen des südlichen Deutsch-Ostafrika" zitierte Literatur.

1. David und Charles Livingstone, Neue Missionsreisen in Süd-Afrika. 2 Vol. Aus dem Englischen von C. E. A. Martin. Jena und Leipzig 1866. H. Costenoble.
2. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Neue Folge. Leipzig 1889.
3. v. Behr, Die Wakua-Steppe. M. a. d. Sch. 1893.
4. v. Behr, Die Völker zwischen Rufiyi und Ruwuma. M. a. d. Sch. 1893.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa. Berlin 1894. Buchhandlung der Berliner evang. Missionsges.
6. Matschie, Die Säugetiere Deutsch-Ostafrikas. Deutsch-Ostafrika Band III. Berlin 1895. Dietrich Reimer.
7. Sir Harry Johnston, British Central Africa. London 1897. Methuen & Co.
8. Berg, Das Bezirksamt Mikindani. M. a. d. Sch. 1897.
9. Boileau, Njassa-Tanganjika-Plateau. Geogr. Journ. 1899, I.
10. Ewerbeck, Ueber die Gebiete zwischen Njassa- und Tanganjika-See. D. K. B. 1900. S. 374.
11. P. Häflinger, Land und Leute von Ungoni. Missionsbl. d. St. Benedict.-Gen. 1901.
12. P. Adams, Lindi und sein Hinterland, Berlin. Dietrich Reimer.
13. Philippo Rho, Vergiftung durch pflanzliche Gifte. Handbuch der Tropenkrankheiten. Herausgegeben von Dr. Carl Mense. I. Band. Leipzig 1905. Johann Ambrosius Barth.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

KAPITEL X.

Meine Rückreise auf dem Wasserwege Njassa-Schire-Sambesi zur Küste des Indischen Ozeans.

(Hierzu Atlas Tb. 110—118.)

Meine Arbeiten am Njassa-See.

Im Januar 1900 traf der zu meiner Ablösung kommandierte Arzt, Stabsarzt Dr. Uhl, in Langenburg ein, und ich rüstete mich zum Antritt meines Heimatsurlaubes; hatte ich doch länger als ich ursprünglich dazu verpflichtet war, nämlich bereits drei volle Jahre, in Afrika zugebracht. Aber mit Freuden hatte ich mich zu längerem Verweilen am Njassa bereit erklärt, als mir im Januar 1899 vom Kaiserlichen Gouvernement der ehrenvolle Auftrag zu Teil wurde, die Fauna des Nord-Njassa-Gebietes zu untersuchen. Die reichen, vom Kuratorium der »Hermann und Elise geb. Heckmann-Wentzel-Stiftung« zur Verfügung gestellten Mittel, vor allem aber die vom Kaiserlichen Gouvernement mir gewährte Bewegungsfreiheit, schufen die unentbehrlichen äusseren Bedingungen zur Durchführung meiner Aufgabe; im vorhergehenden Jahre, das ich auf der Station Langenburg zugebracht hatte, waren die Umstände für wissenschaftliche Forschungen leider recht wenig günstige gewesen.

Die guten Arbeitsbedingungen des Jahres 1899 hatte ich nach Kräften ausgenützt und mehrere grössere Reisen unternommen, die mich ins Konde-Land, nach Ukinga, Ubena, Ussangu, Ussafua, Ubungu, Unjika und zum Ostufer des Njassa führten. Während ich in jenen Gegenden auf zoologischem und, soweit es meine Zeit gestattete, auch auf anthropologischem und ethnologischem Gebiete beobachtete und sammelte, hatte der Botaniker Herr Walther Goetze, den das Kuratorium der Heckmann-Wentzel-Stiftung mit der Erforschung der Flora dieser Länder betraut hatte, vor allem botanische Sammlungen angelegt und auch überall Routen-Aufnahmen ausgeführt, so dass sich unsere Arbeiten ergänzten.

(Walther Goetze †.)

Leider war es meinem lieben Freunde Goetze nicht beschieden, den Erfolg seiner unablässigen Bemühungen selbst zu ernten: im Dezember 1899 wurde er zu Ssongwe am Njassa-Ufer inmitten seiner Arbeiten und Pläne und im vollsten Wohlbefinden plötzlich vom Schwarzwasserfieber befallen, und wenige Tage darauf verstarb der hoffnungsvolle jugendliche Forscher am 9. Dezember 1899 zu Langenburg.

Obgleich ich gleich zu Beginn seiner Krankheit zu ihm eilte, konnte ich ihn nicht retten; da eine absolute Nierenverstopfung bestand, war sein Schicksal schon vom ersten Tage seines Leidens an besiegelt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alle, die wir Goetze kannten, hatten ihn lieb gewonnen, und wir werden ihn nicht vergessen! Ein schöner Bilderatlas mit nach Goetzes Aufnahmen reproduzierten und von seinem Chef, Herrn Geheimrat Professor Engler, herausgegebenen »Vegetationsansichten aus Deutsch-Ostafrika«[1]) zeugt von seiner unermüdlichen Arbeitsfreudigkeit. Auch in den Namen zahlreicher, von Goetze entdeckter Pflanzen lebt sein Andenken in den Annalen der Wissenschaft weiter.

Als ich mich zur Heimreise anschickte, blieb selbstverständlich gar vieles übrig, was ich gerne noch eingehender untersucht hätte, und die ungelösten Fragen machten mir den Abschied schwer, aber immerhin durfte ich mit dem Resultat meiner Arbeiten zufrieden sein.

Zoologische Sammlungen.

Abgesehen von nach Tausenden zählenden Insekten und Hunderten von Conchylien, Würmern, Reptilien, Amphibien usw., hatte ich eine beträchtliche Anzahl (über 200) Säugetiere zusammengebracht und über 700 Vogelbälge gesammelt. Vor allem hatte ich mich auch der Durchforschung des Njassa- und Rukwa-Sees gewidmet, soweit mir dies meine Zeit und die zur Verfügung stehenden Instrumente ermöglichten; dabei waren zahlreiche (über 1200) Fische erbeutet und vor allem auch viele Dutzend Proben von Plankton, jener im Haushalt der Natur so überaus wichtigen, im Wasser schwebenden, mikroskopisch kleinen Lebewelt, gefischt worden.

Da alles zoologische Material aus faunistisch so gut wie unbekannten Gegenden stammt, durfte man eine reiche Fülle interessanter Ergebnisse erwarten.*)

*) Die Bestimmung der zoologischen Objekte im Museum für Naturkunde zu Berlin ergab recht erfreuliche Resultate.[2]) Die Säugetiere lieferten, abgesehen von neuen und interessanten Formen, recht wertvolle Aufschlüsse über die Verbreitung afrikanischer Arten; »es wurde dadurch die Fauna des Konde-Landes und Rukwa-Gebietes zum erstenmal bekannt, und nachgewiesen, dass dort sehr eigentümliche zoogeographische Verhältnisse herrschen.«[3])

Die Vogelsammlung brachte zum erstenmal ein vollständig klares Bild der Vogelwelt des zoogeographisch wichtigen Ruwuma-Tales[4]) und des nicht minder interessanten Gebietes zwischen Njassa- und Rukwa-See;[5]) an der Hand dieser Sammlungen wurde von Reichenow festgestellt, »dass der Süden unseres ostafrikanischen Schutzgebietes, zusammen mit dem englischen Njassa-Gebiete, also die Länder von Uhehe und dem Rukwa-See südwärts bis zum Sambesi und westwärts bis zu den Abfällen des Njika-Hochlandes, faunistisch ein Uebergangsgebiet zwischen dem Osten, Süden und Westen Afrikas bilden«;[6]) es befanden sich auch nicht weniger als einige 20 für die Wissenschaft neue Vogel-Arten unter dem Material.

Unter den vielen hundert Amphibien und Reptilien waren gleichfalls »ausserordentlich wertvolle Stücke«.[7])

Bereits durch meine erste Sendung von Njassa-Fischen — der später noch sehr umfangreiche folgten — stieg die Anzahl der von dort bekannten Arten von 37 auf 97;[8]) auch aus dem als Relikten-See besonders interessanten Rukwa-See lagen über 300 Exemplare vor, das erste dort überhaupt gesammelte Material.

Unter den andern Tierklassen fand sich ebenfalls recht viel Interessantes, und eine Fülle neuer Arten sind davon bereits beschrieben worden, obgleich die Bearbeitung des umfangreichen Materials noch lange nicht beendet ist, dies vielmehr noch Jahre in Anspruch nehmen dürfte. Auch das zoologische Plankton wird zur Zeit noch bearbeitet, während das botanische durch die Herren Schmidle und Otto Müller eine sehr ausführliche Untersuchung erfahren hat, wodurch die Zusammensetzung, Entstehung und Verteilung des Phytoplanktons in tropischen Seen beleuchtet wurde.[9])

[1]) **17**; [2]) **4**; **8**; **9**; **10**; **12**; [3]) **12**; [4]) **9**; [5]) **10**; [6]) **10**; [7]) **12**; [8]) **8**; [9]) **20**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was die anthropologischen Arbeiten betrifft, so hatte ich eine grössere Anzahl Schädel, einige Skelette, Gehirne usw. gesammelt, über 200 Individuen ausgemessen und gegen 300 photographische Typen-Aufnahmen angefertigt;[1]) zu diesen Bildern kamen dann noch mehrere Hundert anderer Platten mit ethnographischen und landschaftlichen Aufnahmen, und da alles an Ort und Stelle auch gleich entwickelt war, konnte ich sicher sein, auch wirklich gelungene Platten zu besitzen. Anthropologische und ethnologische Sammlungen.

Meine ethnographische Sammlung endlich bestand aus etwa 1000 Gegenständen.

Die Katalogisierung und Verpackung, so vieler Gegenstände war kein leichtes Stück Arbeit gewesen und hatte mich manche Mühe gekostet; die böse Arbeit, aus alten, zerfressenen, für Transportkisten bestimmten Blecheinsätzen neue und dichte zusammenzulöten, hatte mir zum Glück mein Faktotum Ali abnehmen können, ein trefflich brauchbarer Neger-Bursche, den ich im Laufe der Zeit zu einem tüchtigen Klempner, Tischler, Koch und Universal-Famulus angelernt hatte. Vorbereitung zur Abreise

Für den Verständnislosen — es gab deren freilich nur wenige unter den Europäern am Njassa — waren ja diese Sammlungen nur »wertloses Zeug und schmutziger Negerkram«, mich aber erinnerte jedes Stück an eine kleine Episode, für mich war es die Frucht dreier Jahre, reich an Entbehrungen, aber auch reich an reiner Forscherfreude.

Das alles lag nun, soweit es nicht bereits mit früheren Sendungen nach Deutschland befördert war, transportbereit in einer Reihe grosser Kisten und Ballen, als ich mich im Januar 1900 zur Heimkehr anschickte.

Auf dem Wasserwege Schire-Sambesi sollten die Sachen nach der Küste des Indischen Ozeans und von dort nach Europa gehen; auf dem Landwege wäre der Transport der teilweise viele Zentner schweren Lasten auch ausgeschlossen gewesen. auf dem Schire-Sambesi-Wege.

Auch ich hatte mich, dem Rate meines Kollegen, Dr. Uhl, entsprechend, entschlossen, zu Wasser und nicht über Land zur Küste zurückzukehren; denn mein Gesundheitszustand war nicht mehr der beste.

Akute Fieberanfälle hatte ich zwar während der drei Jahre nur wenige Male gehabt, und im ganzen war ich überhaupt nur an vier oder fünf Nachmittagen direkt arbeitsunfähig gewesen, den unangenehmen chronischen Malaria-Zuständen mit tagelanger Mattigkeit und dumpfen Kopfschmerzen war aber auch ich nicht entgangen; hierdurch, sowie infolge einer recht angestrengten Tätigkeit, fühlte ich mich angegriffen und abgearbeitet.

Allerdings wurde es mir nicht leicht, den zwar sehr bequemen, aber doch verhältnismässig uninteressanten Wasserweg, auf dem sich kaum Gelegenheit zu Untersuchungen bot, zu wählen: war ich doch dank des Entgegenkommens des Kaiserlichen Gouvernements in der bevorzugten Lage, ohne Rücksicht auf

[1]) **18.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zeit und Kosten mir meine Reiseroute auszusuchen. Auch ein Stamm trefflicher Wanjamwesi-Träger, die mich auf den Streifzügen des letzten Jahres begleitet hatten, stand zu meiner Verfügung; aber so sehr mich auch die Gegenden zwischen Njassa und Tanganjika und das fast unerforschte Land nordöstlich von der Rukwa-Steppe anzog, ich musste mich doch bescheiden, zumal die Regenzeit, in der die Anstrengungen einer Reise sich verdoppeln, schon begonnen hatte.

(Das Reisen zur Regenzeit.) Die Regenzeit erschwert das Reisen ungemein. Dann werden alle Wege zu Rinnsalen, die Steppe zum Sumpf, der Sumpf zum See und die kleinsten Bäche zu reissenden Strömen; täglich wird man, wenn auch die Sonne immer wieder durchbricht, bis auf die Haut nass, und ist man mit seinen müden, jämmerlich frierenden Trägern, die auf dem schlüpfrigen Wege alle Augenblicke zu stürzen drohen, patschend und watend glücklich zum Lagerplatz gelangt, so fehlt es an trockenem Holz zum Feuermachen und Kochen, alle Lasten sind triefend nass, die wertvollen Instrumente sind beschädigt, die Vogelbälge drohen zu faulen, die Insekten zu schimmeln, die photographischen Platten sind in den Kassetten verschleiert, kurz und gut, überall gibt es Aerger, und des Abends muss man froh sein, wenn Zelt und Bett nur klamm und feucht, nicht triefend nass sind, und wenn man vor Kälte endlich einschlafen kann.

Allerdings, an und für sich ist das Land zur Regenzeit viel schöner als in der Trocken-Periode, besonders die wasserarmen Gebiete.

Der dürre Akazienwald schmückt sich mit frischem Laub — freilich nicht grün, sondern dunkelrot —, die versengte Steppe wird zur üppigen Flur, und auf weite Entfernung schaut man das Wild, das man zur Zeit des hohen Grases vergeblich in derselben Gegend gesucht hat. Auch das niedere Getier, wie Käfer und Schmetterlinge, erwacht aus dem Sommerschlaf, und die »Dudu (Käfer)-Boys« kommen mit reicher Beute heim.

Aber trotz alledem, das Unangenehme überwiegt zur Regenzeit, die vielen Plackereien lassen einen nicht zum Genusse kommen, und so verzichtete ich denn ἔχων ἀέκοντίγε θυμῷ darauf, die Reise über Land anzutreten.

Fahrt von Langenburg nach Fort Johnston. — Mit dem Dampfer »Herrmann von Wissmann« verliess ich am 29. Januar 1900 Langenburg, und über Karonga, die Kopfstation der zum Tanganjika führenden Stevenson-Road, über Wiedhafen, wo hoffentlich in absehbarer Zeit die deutsche Njassa-Bahn münden wird, den Holzstapelplatz Neu-Helgoland mit seinem trefflichen Hafen, die Insel Likoma, auf der seit vielen Jahren, der portugiesischen Küste gegenüber, eine Station der englischen Universities-Mission errichtet ist, und über das weitläufig angelegte, schmutzige Kota-Kota, das unter seinen 20000 Einwohnern[1]) viele Küstenleute zählt, erreichte ich das Südende des Njassa und Fort Johnston, welches am Schire, dicht unterhalb seines Austritts aus dem See, gelegen ist.

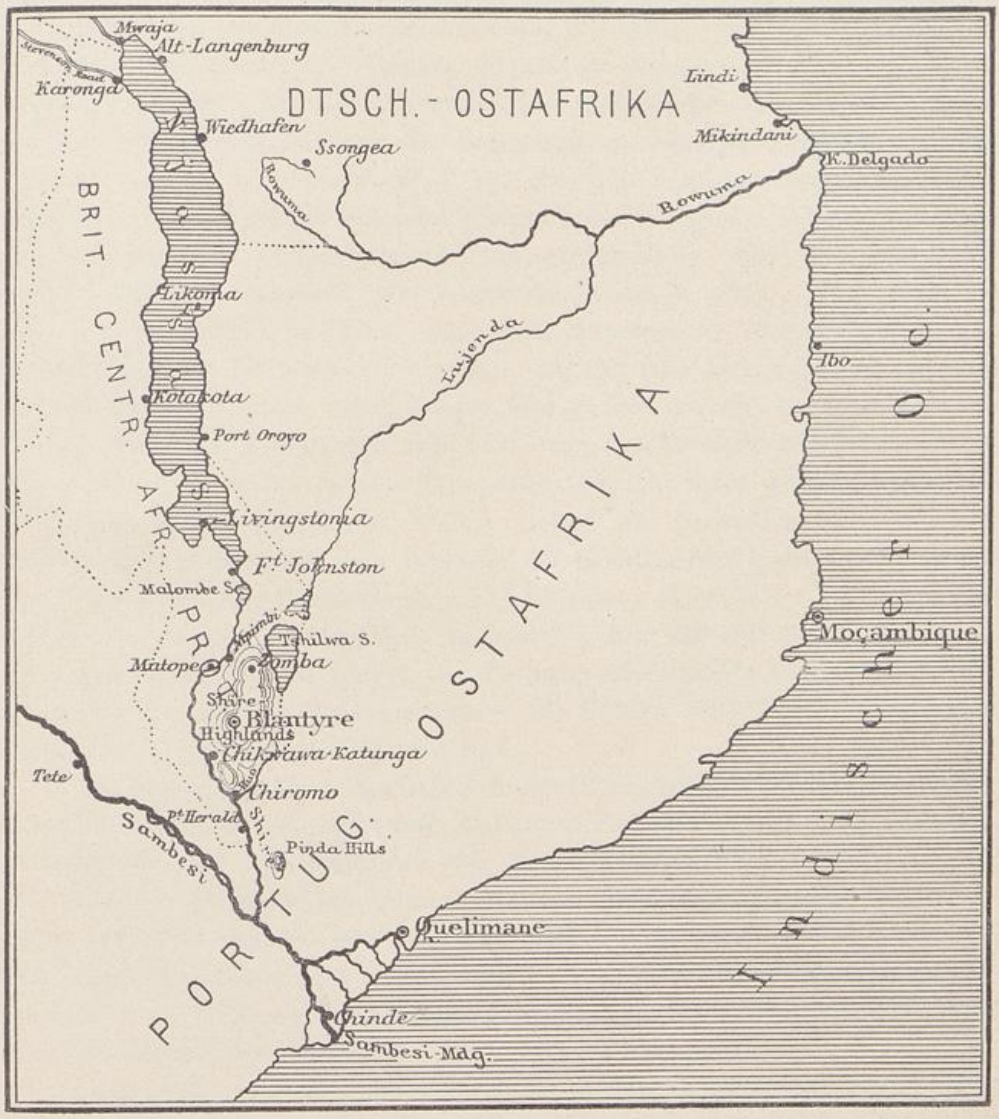
Obgleich der Dampfer fast nur am Tage gefahren war und das Einnehmen und Löschen der Ladung sowie das häufige Feuerholznehmen viel Zeit erfordert hatte, war die mehr als 75 geographische Meilen weite Strecke in vier Tagen zurückgelegt worden; mit einer Träger-Karawane hätte man zu einer solchen Tour mehrere Wochen gebraucht.

In Fort Johnston (oder richtiger vor der Schire-Barre) verliess ich den deutschen Dampfer, um durch englisches und dann portugiesisches Gebiet meine Reise fortzusetzen.

---

[1]) **16**, S. 192.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Skizze des British-Central-Africa-Protectorate.

Fort Johnston ist die wichtigste der elf[1]) englischen Handels- und Regierungsstationen am Njassa, denn hier müssen die Frachten von den flachgehenden Flussdampfern auf die Njassa-Dampfer, denen bei tiefem Wasserstande auch schon die Barre am Austritt des Schire Schwierigkeiten macht, verladen werden.

Die Dampfer auf dem Njassa und Schire. —

Ausser dem trefflichen »Herrmann von Wissmann« und dem ganz kleinen deutschen Missionsdampfer »Paulus« verkehrten damals noch sieben englische Dampfer, darunter zwei Kanonenboote, auf dem Njassa; das stolzeste Schiff des Sees ist ein Kanonenboot, der Doppelschraubendampfer »Guendolen«, der 130 Fuss lang ist, 8 Geschütze führt und 200 Tons Ladung nehmen kann, das zweitgrösste ein Handelsdampfer der African Lakes Company, »Queen Victoria«, mit 80 Tons, das seetüchtigste Handelsfahrzeug aber der freilich erheblich kleinere »Herrmann von Wissmann« (vergl. S. 289). Diese stattliche Zahl von Dampfern, zu denen nach dem Jahresbericht 1903/04[2]) noch vier Dampfer und ein Kanonenboot kommen, die auf dem oberen, und zweiundzwanzig Handelsdampfer nebst einigen Kanonenbooten, die auf dem unteren Schire verkehren, lässt bereits erkennen, dass hier im britischen Njassa-Gebiet, dem »British Central Africa Protectorate«, ein reger Verkehr herrscht.*)

Das »British Central Africa Protectorate«:

Gross ist das Protektorat freilich nicht. Als verhältnismässig schmaler Streifen liegt es zwischen dem Westufer des Njassa und Rhodesia, dem gewaltigen Territorium der British South Africa Company (Chartered Co.), und weiter südlich ist es als schmaler Keil, zu beiden Ufern des südlichsten Njassa und längs des Schire, in das Gebiet von Portugiesisch-Ostafrika eingeschoben: die so überaus wichtige Wasserstrasse des Schire und Njassa kann aber aufs intensivste ausgenutzt werden.

seine Erschliessung durch Briten,

Ursprünglich gehörte das Gebiet nominell zu Portugal,**) aber alle Kulturarbeit im Lande ist ausschliesslich britisch: Livingstone und seine Getährten durchforschten es und entdeckten 1859 den Njassa-See,***) auf dem schon seit 1868 britische Dampfer schwimmen, britische Missionsgesellschaften waren daselbst seit 1870 dauernd intensiv tätig, Briten bekämpften die Sklavenräuber und legten Handelsstationen und Plantagen an. Und so hatte denn England ein moralisches, wenn auch kein formelles Anrecht, als es 1891 sein Protektorat über die Njassaländer erklärte.

seine Erwerbung durch England.

Ganz glatt ging dies freilich nicht ab. Portugal protestierte und es kam zu einem blutigen Zusammenstoss in Manica-Land; aber die Portugiesen wurden

*) Ueber die jetzigen Schiffahrtsverhältnisse auf dem Njassa und Schire siehe auch Fuchs.[3])

**) Ich folge bei der Darstellung der Geschichte und der wirtschaftlichen Entwickelung der englischen und portugiesischen Kolonie grossenteils den Angaben von Schanz.[4])

***) Der Njassa wurde zwar, wie gelehrte Forschungen ergeben haben, schon im 17. Jahrhundert von den Portugiesen befahren, jedoch blieb diese Tatsache für die Welt ebenso unbekannt und folgenlos wie die Entdeckung Amerikas durch die Normannen. Erst Livingstones Entdeckungen hatten praktische Folgen.[5])

[1]) **16**, S. 192; [2]) **28**, S. 11; [3]) **29**, S. 60—63 und 146—166; [4]) **16**; [5]) **1**, S. 235.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zurückgeworfen und, der Gewalt des übermächtigen Gegners weichend, musste Portugal schliesslich nachgeben: zum Segen des Njassa-Landes, das durch die Energie der tatkräftigen nordeuropäischen Rasse schnell emporblühte.

seine handelspolitische Bedeutung,

Seine Bedeutung verdankt das Land vor allem der so günstigen Lage am Schire und Njassa, die es zur natürlichen Zugangspforte des zentralafrikanischen Seengebietes machte und die seinen Plantagen-Produkten durch billige Wasserfrachten die Konkurrenz auf dem Weltmarkte ermöglichte.

Allerdings haben sich die grossen Hoffnungen, die man seinerzeit auf die Kaffee-Distrikte des Schire-Hochlandes setzte, nicht erfüllt; das gute Kaffeejahr 1899 brachte zwar eine auf 62000 £ bewertete Ernte von 1100 Tons,[1]) die folgenden Jahre erreichten jedoch nicht einmal die Hälfte dieser Ziffer, und im Berichtsjahre 1903/04[2]) wurden nur etwa 700000 lbs Kaffee im Werte von etwa 18000 £ exportiert. An Stelle des Kaffeebaus ist jedoch jüngst die Kultur der ebenso wie im benachbarten deutschen Gebiete trefflich gedeihenden Baumwolle getreten,[3]) und die für das Jahr 1904/05 zu erwartende Ernte wird bereits auf einen Wert von mehr als 50000 £ eingeschätzt.[4])

Auch der früher sehr bedeutende Transit-Verkehr durch das Protektorat, der 1902/03 noch Werte von 74000 £ präsentierte, ist im Berichtsjahr 1903/04 auf fast die Hälfte zurückgegangen, da die Nachbarländer jetzt bestrebt sind, ihre eigenen Transportwege zu entwickeln;[5]) so hat in den letzten Jahren auch der durch das deutsche Gebiet führende Landweg Kilwa (resp. Lindi)—Wiedhafen, infolge des starken Angebotes von billigen Hüttensteuer-Arbeitern, der Schire-Sambesi-Strasse, die noch dazu unter ungünstigen Wasserverhältnissen zu leiden hatte (vergl. Seite 403), Abbruch getan.[6]) Ueber die zum Süd-Ende des Njassa geplanten englischen und portugiesischen Eisenbahnlinien siehe Seite 543.

Mehrere Handels- und Transportgesellschaften sind im Protektorate tätig. Die bedeutendsten sind die erst in den letzten Jahren auf dem Plane erschienene British Central Africa Company[7]) und die schon seit 1878 bestehende, ursprünglich aus einer Laien-Missions-Gesellschaft hervorgegangene African Lakes Company. — In den letzten Jahren war die allgemeine Geschäftslage aus den oben erwähnten Gründen keine günstige, und besonders in den Handelsniederlassungen am Njassa war es recht still.[8])

seine Bevölkerung,

Die Bevölkerungsziffer des Protektorats beträgt etwas über 900 000 Eingeborene, 240 Inder und 460 Europäer.[9])

Etwa hundert der letzteren sind Beamte;[10]) eine sehr willkommene Unterstützung finden diese in farbigen Unterbeamten, die in den Schulen der Missionen unterrichtet sind; so sind die meisten Telegraphisten von den Missionen ausgebildete Eingeborene, und die Gouvernements-Presse in Zomba wird mit Ausnahme des europäischen Leiters ausschliesslich von farbigen Druckern be-

[1]) **6**, S. 388; **14**, S. 4; [2]) **28**, S. 5; [3]) **28**, S. 11—13 und 47—49; **29**, S. 160—161; [4]) **28**, S. 4; [5]) **28**, S. 5; [6]) **29**, S. 71—74; **26**; [7]) **28**, S. 6; **29**, S. 158; [8]) **29**, S. 146—166; [9]) **21**, S. 23; **28**, S. 39; [10]) **16**.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dient.[1]) Auch dadurch, dass sehr tüchtige farbige Handwerker herangebildet werden, machen sich die Missionen hier sehr verdient.

seine Verwaltungsblatt[2])

Ueber die Verwaltung im Protektorate berichtet Bezirksamtmann Ewerbeck, der 1899 im Auftrage des deutschen Gouvernements eine Studienreise dorthin unternahm, im »Deutschen Kolonial-Verwaltung.« unter anderm folgendes:

» . . . Die einzigen Beamten der englischen Verwaltung (der Hauptsitz der Administration ist Zomba) sind in Chiromo [dem wichtigen englisch-portugiesischen Grenzort an der Einmündung des Ruo in den Schire] der Kollektor und der Postbeamte. Der »Postmaster« hat in der Regel nur seine Postgeschäfte, der Kollektor dagegen die Zollabfertigung vorzunehmen, Hüttensteuer einzuziehen, die ankommenden Güter der Administration zu spedieren, die Schauris mit den Eingeborenen zu erledigen und bis zu einer gewissen Grenze die Gerichtsbarkeit über Europäer auszuüben, überhaupt fast alle Arbeit selbst zu erledigen. Dazu würde er, zumal in Chiromo, der Pforte zu dem Protektorat, nicht imstande sein, wenn nicht die Art der englischen Verwaltung eine so einfache wäre. Die Administration lässt dem Kollektor viel freie Hand, überwacht nicht und schreibt nicht jeden seiner Schritte vor, verlangt nicht umständliche Abrechnungen bis ins kleinste, nur die Hauptzahlen der Schlussabrechnung werden nach Zomba mitgeteilt, ebenso werden dahin die wenigen zu führenden Register zur Einsicht von Zeit zu Zeit gesandt. Besondere Revisionsbeamte bereisen hin und wieder die Stationen, um die Arbeiten und Zahlungen im einzelnen zu prüfen. Viele Schreibarbeit wird dadurch vermieden, dass die Engländer für bestimmte Einnahmen einfach Stempelmarken entwerten. Dadurch werden die vielen Registereintragungen vermieden. Die Hüttensteuer wird in der Weise eingezogen, dass, nachdem die Steuerlisten aufgestellt sind, ein Termin zur Zahlung bestimmt wird. Wer nicht zahlen kann (3 Schill. für das Jahr), hat sich beim Kollektor zu melden und bekommt Arbeit. Nach sechs Monaten lässt der Kollektor durch die Jumben und seine Polizei-Askaris im ganzen Distrikt revidieren. Wer dann ohne Steuerkarte gefunden wird, dessen Haus wird abgebrannt. Den Kollektoren, namentlich denen im Wangoni-Gebiet, westlich vom Njassa, stehen auf diese Weise meistens viele Arbeiter zur Verfügung. Wenn sie selbst keine Arbeiten für die Administration vorzunehmen haben, so senden sie die Leute in den Plantagenbezirk im Schire-Hochland. Die Plantagenbesitzer wenden sich meistens im voraus an die Kollektoren, wenn sie Arbeiter brauchen. Die Arbeiter müssen sich zu dreimonatlicher Arbeit verpflichten und bekommen drei Schilling Lohn pro Monat. Den Lohn für einen Monat führen die Plantagen in bar an die Kollektoren ab, der Lohn für die bleibenden zwei Monate wird den Leuten ausgezahlt, meistens in Zeugstoffen. Der Wert ist in diesem Falle amtlich festgelegt und entspricht meist dem Preise im Kleinverkauf. Da die Plantagen aber die Stoffe im grossen kaufen, so kommen sie bedeutend billiger dabei weg und zahlen häufig weniger als 3 Schilling. An manchen Plätzen betragen Arbeitslohn und Verpflegung sogar nur 2 1/2 Schilling.«

Der portugiesische »Freistaat von Ostafrika«: seine Kolonialpolitik.

Nicht so günstiges wie von der vortrefflich verwalteten englischen Kolonie ist von der portugiesischen, »dem Freistaat von Ostafrika«, zu berichten.

Schon Vasco de Gama besuchte 1498 auf seiner ersten Entdeckungsreise nach Indien Quelimane an der Sambesi-Mündung; wenige Jahre darauf gründete er auf der Insel Moçambique eine Faktorei, eine Befestigung kam bald hinzu, und die Insel ward zum Hauptsitz der Portugiesen an der ostafrikanischen Küste. Aber in den vier Jahrhunderten, die seitdem verflossen sind, hat Portugal so gut wie nichts für jene Gebiete geleistet, es hat das Land lediglich nach Kräften ausgesogen. Das Hinterland war, abgesehen von den unmittelbar an den schiffbaren Flüssen gelegenen Strecken, niemals in seinem tatsächlichen Besitze, und noch 1900 ahnten die Bewohner der nominell portugiesischen Uferstrecke des Njassa nicht, wessen »Schutzbefohlene« sie eigentlich waren.*) Erst 1899 gelang

*) In der Zwischenzeit soll eine portugiesische Station in dieser Gegend entstanden sein; ob sie noch besteht, weiss ich nicht.

[1]) **3**, S. 205; [2]) **6**, S. 387.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es Portugal mit englischer Unterstützung, den südlich des Ruwuma sitzenden Wahjao-Sultan Mataka zu besiegen,*) oft genug aber wurden die ohnmächtigen Portugiesen in ihren eigenen Küstenstationen von den Eingeborenen beunruhigt.

Zuerst war es das Gold, was die Portugiesen reizte, dann bildete der Sklavenhandel, der das Land ruinierte, die Haupteinnahmequelle der Kolonie, bis England 1836 das Verbot dieses schmachvollen Menschenschachers durchsetzte.

Die früher beliebte Methode, die Aemter der Kolonie meistbietend und immer nur für wenige Jahre zu versteigern, war, wie sich denken lässt, auch nicht gerade dazu angetan, eine ehrliche und segensreiche Verwaltung zu begünstigen.

seine »Prazos«,

Seit langer Zeit besteht in Portugiesisch-Ostafrika das noch heute übliche System der »Prazos«, d. h. grosse Landstrecken werden mit samt ihren Bewohnern durch Privatpersonen gegen eine bestimmte Summe von der Regierung gepachtet, wofür die Pächter das Recht haben, von den Eingeborenen Kopfsteuer einzutreiben; mit ihren Polizeisoldaten haben sie dann selbst dafür zu sorgen, dass sie nicht zu kurz kommen. Das Gute der Prazos ist, das die Eingeborenen dadurch zu Arbeit und Landbau gezwungen werden; ob es die Regel ist, dass sich, wie Singelmann[3]) schreibt, »unter den Prazos eine förmliche Konkurrenz betreffs bester Behandlung der Eingeborenen entwickelt«, kann ich nicht beurteilen; jedenfalls hört man auch ganz andere Ansichten,[4]) und das benachbarte britische Gebiet hat sich eines regen Zuzuges aus dem portugiesischen zu erfreuen, obschon auch in ersterem die Hüttensteuer streng eingezogen wird.[5])

seine Kolonialgesellschaften. —

Seit 1891 hat die portugiesische Regierung nach englischem Muster eine Reihe grosser Kolonialgesellschaften konzessioniert und ihnen in gewaltigen Gebieten weitgehende Hoheitsrechte eingeräumt. Dadurch ist freilich Kapital ins Land gekommen und anscheinend sogar rentable Unternehmungen sind entstanden.**)

---

*) Freilich nur vorübergehend, denn 1902 machte Mataka eine gegen ihn entsendete portugiesische Strafexpedition nieder,[1]) und im Sommer 1905 waren die Wahjao im Aufstand; der aus deutschem ins portugiesische Gebiet übergetretene Matschemba ist gleichfalls unbotmässig.[2])

**) Die uns am meisten interessierende Compañía do Nyassa, welche das ganze deutsch-portugiesische Grenzgebiet — ein Areal von 26 Millionen Hektar — besitzt, soll nach einer Notiz der deutschen Kolonial-Zeitung vom Jahre 1904[6]) allerdings sehr schlecht stehen.

Bezirksamtmann Ewerbeck berichtet im deutschen Kolonialblatt[7]) folgendes über diese Gesellschaft: »Das Land ist bis zum Ruwuma, Njassa, südlich bis zur Grenze der Sambesi-Compagny in den Händen der Njassa-Compagny, welche Zölle, Hüttensteuer erhebt und selbständig Gerichtsbarkeit ausübt. Bestimmte Grenzen sind ihr allerdings von der portugiesischen Regierung gezogen, anderseits Verpflichtungen auferlegt, Wege, Plantagen anzulegen, Eisenbahnen zu bauen usw., und ferner sind ihr Kontrollbeamte der Regierung beigegeben. Da diese aber von der Gesellschaft bezahlt werden, ihre Ablösung, wenn sie sich unbequem zeigen, leicht zu bewerkstelligen ist, kommt die ganze Verwaltung und Kultur des Landes allein auf ein Ausrauben des Landes hinaus. Die Folgen davon sind fortwährende Feindseligkeiten der Eingeborenen, die der Gesellschaft bezw. der Regierung viel zu schaffen machen.« Die Gesellschaft arbeitet mit englischem Kapital.[8])

---

[1]) **19**; [2]) **30**; [3]) **25**; [4]) **16**; **29**, S. 164; [5]) **15**, S. 21; **21**, S. 24; **28**, S. 19; **25**; [6]) **24**; [7]) **6**; S. 385; [8]) **29**, S. 3.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber zum grössten Teil ist das Geld, mit dem gearbeitet wird, fremdes (französisches, belgisches und vor allem englisches), die ausländischen Aktionäre haben natürlich nicht das geringste Interesse für den portugiesischen Staat, und wenn es nicht ihrer Dividende zum Vorteil gereicht, sind sie erfahrungsgemäss nicht allzu eifrig bemüht, die ihnen auferlegten Verpflichtungen, wie Bahnbauten usw., zu erfüllen, während die portugiesische Regierung aus internationalen Rücksichten ausser stande ist, einen stärkeren Druck auf die fremden Kapitalisten auszuüben.[1])

Nach dieser Abschweifung fahre ich in der Schilderung meiner Reise fort.

Fahrt von Fort Johnston nach Mpimbi:

Schon am Tage nachdem wir — d. h. mein Reisegefährte, Herr Steuermann Müller, und ich — Fort Johnston (Tb. 114c) erreicht hatten, verliessen wir den freundlichen, aufblühenden Ort wieder, da gerade die »Stears«, ein Dampfer der Flotilla-Transportgesellschaft, die nach einem Abkommen mit dem Kaiserlichen Gouvernement die Beförderung der Gouvernements-Angestellten und -Lasten übernommen hatte, zur Fahrt den Schire abwärts bereit stand.

Die Heckraddampfer.

Die »Stears« war einer jener ganz flach gehenden, breiten Heckraddampfer, wie sie bei dem stellenweise recht seichten Fahrwasser des Flusses erforderlich sind (Tb. 114a); die zu befördernden Lasten werden dabei in grossen Stahlleichtern untergebracht, die man längsseits des Fahrzeuges befestigt.

Die neueren Dampfer sind ganz vortrefflich zur Passagier-Beförderung eingerichtet; sie haben gute Kabinen, auf einem erhöhten Deck befindet sich der Salon, und ein geräumiger Platz vor demselben — gleichzeitig als Kommandobrücke dienend — gewährt einen verhältnismässig luftigen und aussichtsreichen Aufenthalt; einigen Dampfern fehlt auch das zumal in den Tropen so unentbehrliche Badezimmer nicht.

Auf unserm schönen, komfortabeln Schiffe konnte man völlig vergessen, dass man sich im Herzen Afrikas befand, zumal unser liebenswürdiger Kapitän, Mr. Boardman, alles tat, um uns das Leben so angenehm wie möglich zu machen.

Der obere Schire.

Nach einigen Stunden Fahrt durch den hier träge fliessenden Schire (Tb. 114a), auf dessen Krokodilreichtum die Einzäunung der Wasserschöpfstellen durch die anwohnenden Eingeborenen hinweist,*) traten die Flussufer auseinander, und wir befanden uns im Malombe-See.

Der Malombe-See.

Dieser See ist ganz augenscheinlich ein Ueberbleibsel des früher umfangreicheren Njassa ein Seerest, der, wie Bornhardt[3]) ausführt, von den Alluvialmassen des Flusses noch nicht, wie auf der Strecke bis Fort Johnston, aufgefüllt ist, da die begrenzenden Berge hier auseinanderweichen und die Sedimente sich daher auf einer breiteren Strecke als weiter oberhalb verteilen müssen.

*) Da diese Krokodilzäune aber schlecht gehalten werden, erfüllten sie, wie Moore[2]) schreibt, ihren Zweck nicht, sondern seien im Gegenteil die reinen »Menschenfallen«.

[1]) **16**, S. 177; [2]) **11**, S. 40; [3]) **5**, S. 193.

Den Namen eines »Sees« verdient der Malombe aber trotz seiner grossen Ausdehnung*) eigentlich nicht, denn es ist nur ein grosser sumpfiger Teich, dessen Durchschnittstiefe nach Bornhardt[2]) kaum mehr als einen Meter beträgt, und der stellenweise sogar noch nicht einen halben Meter tief ist. Dort, wo der Kiel und das Heckrad unseres Dampfers den Grund des flachen Wassers aufwirbelten, stiegen zahllose grosse Gasblasen empor; diese Gase sind brennbar und haben schon zu Explosionen Veranlassung gegeben.**)

In dem nördlichen Abschnitte des Sees, dessen Boden sandiger ist als der ganz verschlammte südliche Teil, machte mich Mr. Boardman auf zahlreiche schwarze, bis 1 m grosse Trichter am Seegrund aufmerksam und sagte mir, dass man im Zentrum dieser kraterartigen Vertiefungen meist Reste von Schneckenschalen fände; die Entstehung dieser Trichter wird offenbar durch grosse, aufsteigende Sumpigasblasen verursacht.

Der See soll äusserst fischreich sein; zwei Arten, die ich dort erbeutete, glichen im Njassa vorkommenden. Das Malombe-Plankton, das ich durch die Liebenswürdigkeit unseres Kapitäns zu fischen imstande war, hat sich als recht interessant erwiesen.

Die Granitriffe bei Fort Liwonde.

Bald nachdem wir den Malombe-See verlassen hatten, passierten wir etwas unterhalb des Fort Liwonde eine recht bemerkenswerte Stelle des Schire; es erscheinen hier nämlich Granitriffe im Fluss, und diese Gesteinsbank bestimmt, wie Bornhardt[3]) und auch schon Merensky[4]) ausführen, den tiefsten Stand, unter welchen der Spiegel des Njassa heute nicht sinken kann, während mit ihrer fortschreitenden Abtragung auch der Seespiegel eine Erniedrigung erfahren muss.

Die Katarakte unterhalb Mpimbi. —

Unterhalb dieser Stelle beginnt der Fluss streckenweise schneller zu fliessen, und bei Mpimbi, der Station der Flotilla-Comp., resp. dem etwas weiter stromabwärts gelegenen Matope ist es mit der Schiffbarkeit des oberen Schire wegen einer etwa 80 km langen, mit den Murchison-Fällen endenden Kataraktstrecke (auf welcher ein Gefälle von etwa 300 m überwunden werden muss) überhaupt vorbei.

Erst von Katunga an wird der Fluss, »der untere Schire«, wieder befahren; zur Trockenzeit können allerdings bis zum Orte Chiromo, wo die Wasser des Ruo in den Schire einmünden (d. h. bis 50 km unterhalb von

*) Wie gross der See zurzeit ist, vermag ich nicht anzugeben. Seine Ausdehnung scheint nämlich, entsprechend dem Höhen- und Tiefstand des Njassa, sehr erheblichen Schwankungen zu unterliegen. Nach Johnston[1]) war er 1893 etwa 100 englische Quadratmeilen gross, aber 1894 tauchte in seiner Mitte eine grosse Sandbank auf, die sich mit Röhricht bedeckte, und die allmählich den See so einengte, dass wenig mehr als ein breiter Kanal auf deren Ostseite und ein schmälerer auf der Westseite übrig blieb. Diese Insel hielt sich auch noch in den nächsten Jahren, als der See wieder zu steigen begann.

**) Als Herr Dr. Diesing den See passierte, entzündete man, um die Brennbarkeit des Gases zu demonstrieren, einige Blasen, und sofort stand die ganze Umgebung des Dampfers in Flammen, vor denen man sich nur durch schleuniges Wenden des Fahrzeuges gegen den Wind retten konnte.

[1]) **3**, S. 46; [2]) **5**, S. 193; [3]) **5**, S. 193; [4]) **2**, S. 386.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Katunga), meist nur Ruder-Boote verkehren, während unterhalb Chiromo die Heckraddampfer bei zwei Fuss Tiefgang[1]) bis zum Ozean das ganze Jahr hindurch fahren können, falls nicht, wie in den letzten Jahren, abnorm ungünstige Wasserstandsverhältnisse herrschen (vergl. Seite 403).

Von Mpimbi durch das Schire-Hochland nach Katunga-Patima: Trägermangel.

In Mpimbi mussten wir daher den Dampfer verlassen, um auf dem Landwege über Blantyre, den Hauptsitz des Kaffeedistrikts im »Schire-Hochland«, den Fluss bei Katunga wieder zu erreichen.

Da auf diesem Wege auch alle Waren durch Neger transportiert werden müssen, findet dort ein ganz kolossaler Trägerverkehr statt, der jährlich Zehntausende von Eingeborenen den Plantagen entzieht, und doch herrscht hier immer und immer wieder Trägernot.

Eisenbahnen.

Man baut daher jetzt eine Eisenbahn von Port Herald über Chiromo nach Blantyre, die dann nach Fort Johnston weitergelegt werden soll.[2])

Ausserdem hat die »portugiesische«, aber mit englischem Gelde arbeitende Companhia do Nyassa eine Bahn projektiert, welche von der Pomba-Bucht am Indischen Ozean zum südöstlichen Njassa-Ufer führen soll,[3]) und die Companhia da Zambesia denkt an eine Linie von Quelimane zum Ruo-Fluss mit Anschluss nach Blantyre.[4])*) Ein Telegraphennetz mit Anschluss an Kapstadt und Chinde besitzt das Protektorat bereits.

Nach einem Tage Aufenthalt in Mpimbi, den ich mit ethnographischen Untersuchungen der dortigen Bevölkerung ausfüllte, konnten wir unsere Reise nach Blantyre fortsetzen: ich mit dem angenehmen Bewusstsein, dass meine kostbaren Lasten mir schon vorausgesandt waren; man konnte bei der konstanten Trägernot nämlich riskieren, dass Sachen Wochen, ja Monate lang liegen blieben, und wenn die Lasten dann zur Regenzeit nicht sorgsamst vor Feuchtigkeit geschützt werden, so vermodert der Inhalt der Kisten, wie ich zu meinem Leidwesen erfahren hatte, als noch die African Lakes Comp. die deutschen Gouvernementsgüter beförderte.

»Machilla«-Transport.

Wenn auch in Blantyre selbst schon Wagen zu haben sind, so geschieht resp. geschah die Personenbeförderung im Protektorat doch fast ausschliesslich mit der Tragmatte, der »Machilla« (Tb. 115a).

Auch ich legte mich in eine Machilla, und wie ein Warenballen unter einem Bambusstocke baumelnd, der auf den Schultern von vier Negern ruhte, ging es durch Buschwald auf allmählich ansteigendem Wege die 500 m nach Blantyre (915 m ü. d. M. gelegen) hinauf.

Ein Vergnügen ist eine solche »Machilla-Tour« für den dessen Ungewohnten freilich nicht, und man läuft gern eine Strecke zu Fuss, um die eingepressten Glieder wieder frei zu bewegen; es ist auch nicht jedem angenehm, sich bei gesunden Gliedmassen von keuchenden Leuten schleppen zu lassen. Aber gute

*) Ueber die portugiesischen Bahnprojekte siehe Fuchs.[5])

[1]) **16**, S. 181; [2]) **28**, S. 10; **29**, S. 157—158, [3]) **29**, S. 3; [4]) **16**, S. 174—175; [5]) **29**, S. 3 und Eisenbahn-Karte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Machilla-Leute laufen in ziemlich flottem Trabe, und da zu einem »Time« auch eine Anzahl Ersatzleute gehören, halten sie es recht lange aus.

Blantyre.

Von Mpimbue bis Blantyre ist über 50 km weit, und da wir am Morgen nicht rechtzeitig genug hatten aufbrechen können —wie das so oft geschieht, wenn man auf Neger warten muss —, so war es bereits gegen Mitternacht, als wir vor dem Hotel in Blantyre anlangten; in den Rasthäusern am Wege (Tb. 115a) hatten wir nicht übernachten wollen. Nach etwa einer Stunde energischer Weckversuche gelang es endlich, einen Boy herauszutrommeln, und das erstemal nach drei Jahren schlief ich wieder in einem veritabeln Hotel.

Für zentralafrikanische Verhältnisse ist dieses Haus ganz trefflich eingerichtet, und wenn das Essen bei der Table d'hôte zu wünschen übrig liess, so lag das zum guten Teil daran, dass die Engländer im Protektorat im allgemeinen überhaupt nicht nach unserm Geschmack kochen, und selbst dann, wenn das freilich oft recht knappe frische Fleisch zu haben ist, hauptsächlich Konserven essen. In diesem Punkte lebt man im deutschen Gebiet entschieden rationeller und gesunder; denn die Konservenbüchsen betrachten wir doch immer nur als einen Notbehelf.

Am Tage nach meiner Ankunft in Blantyre hatte ich Gelegenheit, mir das saubere Städtchen genauer zu betrachten, da wir auf neue Träger warten mussten.

Blantyre trägt seinen Namen nach Livingstones Geburtsort; es ist die grösste europäische Niederlassung im Protektorat und verdankt seine Bedeutung vor allem den Kaffeeplantagen des Schire-Hochlandes; es ist auch Hauptsitz der schottischen Mission und der African Lakes Comp., während die Zentralverwaltung der Kolonie in Zomba residiert.

Der Ort ist auf hügeligem Terrain sehr weitläufig angelegt, und die roten, von Gärtchen umgebenen Backsteinhäuser machen einen recht freundlichen Eindruck, ganz wie eine bescheidene europäische Villenkolonie (Tb. 110a, 116c). Etwas abseits von der Stadt liegen die Gebäude der schottischen Mission; der wirklich sehr schönen Missionskathedrale, die wirkungsvoll aus dem Grün gut gepflegter Parkanlagen emporragt, brauchte sich keine europäische Stadt zu schämen (Tb. 116a und b).

Auf einem aussichtsreichen Hügel, vom eigentlichen Blantyre durch den Mudi-Bach getrennt, liegt Mandala, die Niederlassung der African Lakes Comp. mit ihren Wohnhäusern, Läden, Werkstätten und Ställen.

Blantyre zählt inkl. der farbigen Bevölkerung 5000 Einwohner,[1]) und viele der Europäer leben dort mit ihren Familien; die Stadt bietet für zentralafrikanische Verhältnisse einen geradezu überraschenden Komfort und besitzt auch zwei Zeitungen.

Das Klima ist im Gegensatz zu der erstickend schwülen Schire-Ebene kühl und angenehm: »Luft, Vegetation und Landschaftscharakter erinnern lebhaft an Unteritalien« wie Ewerbeck[2]) schreibt.

[1]) **16**, S. 192; [2]) **6**, S. 383.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In der Nachbarschaft der Stadt befinden sich zahlreiche Kaffee-Plantagen. An solchen führte auch der Weg vorbei, den wir nach einem Rasttage in Blantyre in der Machilla passierten.

Fahrstrasse nach Katunga. —

Die breite Fahrstrasse nach dem etwa 30 km entfernten Katunga muss beim Abstieg zur Ebene des unteren Schire einen steilen Abhang überwinden und zieht sich in Serpentinen den Berg hinunter. Ich staunte, wie vortrefflich die Anlage trotz des schwierigen Terrains war; konnte man es doch wagen, mit einer viele Tonnen schweren Dampfmaschine, welche einen Anhängewagen mit eisernem Baumaterial nach Blantyre hinaufschleppte, den Weg zu befahren (Tb. 115b).

Fahrt von Patima bis Port Herald:

In dem einige Kilometer unterhalb Katunga gelegenen Patima (Tb. 115c) sollten wir eigentlich programmmässig einen Dampfer nach Chinde resp. Chiromo treffen. In den nächsten Tagen war jedoch, wie sich herausstellte, ein solcher nicht zu erwarten, und da wir fürchten mussten, den Anschluss in Chinde zu versäumen, anderseits auch der Aufenthalt in dem glühend heissen und als Fiebernest übel berüchtigten Patima beim Mangel jeglichen Komforts nichts weniger als angenehm war, so beschlossen wir, in einem »Hausboot« nach Chiromo hinunter zu fahren, wo eher Anschluss zu erwarten war.

Hausboote.

Die Hausboote sind grosse Ruderboote, die in ihrem hinteren Teil ein Bretterhäuschen tragen (Tb. 114b); für den einen Tag, den wir so zu verbringen hatten, war es darin schon auszuhalten, längere Fahrten (z. B. dieselbe Strecke in drei Tagen stromaufwärts) müssen aber recht wenig angenehm sein, zumal man in dem heissen, engen Häuschen auch auf dem Flusse übernachten muss.

Die Ufer des unteren Schire.

Landschaftliche Abwechselung gab es auf der Tour wenig; die flachen Alluvialufer des höchstens ein paar Meter tief eingeschnittenen, breiten und schnell fliessenden Stromes sind mit Schilf bewachsen, und stellenweise sieht man Haine von Borassuspalmen am Flusse sich entlang ziehen (Tb. 110c, 114b, 115c). Auf dem letzten Drittel der etwa 50 km weiten Strecke liegt zu beiden Seiten des Schire ein weites sumpfiges Flachland, der sogenannte »Elefantmarsh«.

Chiromo

Zu sehen bekamen wir von diesem letzten Uferabschnitte freilich nichts, denn es war schon mitten in der Nacht, als wir in Chiromo landeten. Alles lag in tiefstem Schlaf, nur der wachthabende Zoll-Askari war auf seinem Posten. Von diesem erfuhren wir, dass der Agent der Flotilla Comp., bei dem wir logieren sollten, auf einem Jagdausfluge war, und alle Mühe, ein lebendes Wesen in seinem Hause herauszutrommeln, erwies sich als vergeblich. Im Wirtshause des Ortes ging es uns nicht besser, und so setzten wir uns resigniert dort auf der Veranda in »Bombay-Stühle«, um bei der herrlichen Mondnacht im Freien zu kampieren.

Dass Löwen der Stadt zuweilen nächtliche Besuche abstatteten und dass ihnen kürzlich ein, wie wir, auf der Veranda schlafender Boy zum Opfer gefallen war, wussten wir nicht. Aber wenn uns auch die Löwen nicht störten, zum Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halten war es im Freien wegen der zahllosen Mücken absolut nicht: irgendwo mussten wir schon unter Dach kommen. Zum Glück gelang es uns endlich doch noch, in das Haus des Flotilla-Agenten einzudringen, und wir legten uns in die ersten besten Betten, die wir gerade fanden.

Chiromo ist ein kleiner hübscher Ort mit schattiger Hauptstrasse; er liegt auf dem linken Ufer des Schire, gerade wo der Ruo in diesen einmündet. Der Ruo ist Grenzfluss des englischen Territoriums, und am andern Ufer befindet sich eine kleine, viel weniger bedeutende portugiesische Station mit einem Fort, ebenfalls Chiromo genannt.

Als Pforte des Protektorats hat Britisch-Chiromo eine recht erhebliche Bedeutung. Wie trotzdem alle Regierungsgeschäfte, ausser der Post, von einem einzigen Beamten, dem Kollektor, versehen werden, wurde bereits oben (Seite 539) erwähnt.

Englische Gastfreundschaft.

Da ich diesen Herrn von Langenburg her kannte, wurde ich ungemein herzlich aufgenommen. Aber auch sonst behandelten mich alle englischen Beamten und Offiziere, mit denen ich in Berührung kam, als »German official« ungemein liebenswürdig, und dasselbe Zuvorkommen fand ich allenthalben auch bei den übrigen Europäern: Und das zu einer Zeit, wo die Wogen der politischen Erregung hoch gingen und man wohl wusste, auf wessen Seite das Herz der Deutschen in dem Kampfe gegen die Buren stand!

Besonders der Arzt in Chiromo suchte mir den Aufenthalt daselbst so angenehm wie möglich zu machen, und als man meinen Wunsch, ethnographisch zu sammeln, erfahren hatte, tat man alles, um mich zu unterstützen; ich wagte kaum, die hübschen Stücke anzunehmen, die mein irischer Kollege mir in freundlichster Weise zum Geschenke machte.

Abstecher nach Port Herald. —

Da es in Chiromo selbst aber ethnologisch nichts Originelles zu sammeln und zu beobachten gab, wohl aber das nahe gelegene Port Herald reiche Ausbeute versprach und bis zum Eintreffen meines Dampfers noch mehrere Tage Zeit waren, so hatte der Herr Kollektor die grosse Liebenswürdigkeit, zu veranlassen, dass mir der in Port Herald stationierte englische Beamte, der gerade in Chiromo weilte, sein leer stehendes Haus für die Dauer meines Aufenthaltes in Port Herald zur Verfügung stellte. Mit einem Briefe versehen, der den farbigen Agenten in Port Herald anwies, mich nach Möglichkeit zu unterstützen, fuhr ich daher nach zweitägigem Aufenthalt in Chiromo mit meinem Hausboot nach dem etwa 30 km weiter Schire abwärts gelegenen Port Herald hinunter; mein Reisegefährte zog es vor, unterdes in dem relativ viel mehr Komfort bietenden Chiromo zu warten.

Ich will jedoch nicht versäumen, zu bemerken, dass auch die Beamten von Portugiesisch-Chiromo, bei denen mich mein irischer Kollege eingeführt hatte, ungemein zuvorkommend waren und es mir ermöglichten, die treffliche ethnographische Sammlung des gerade abwesenden dortigen Residenten kennen zu lernen und daraus zu photographieren, was mir neu und interessant war.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Den Abstecher nach Port Herald unternommen zu haben, reute mich übrigens nicht, da ich während der drei Tage meines Aufenthaltes manches Bemerkenswerte kennen lernte.

Ich gebe im Folgenden auszugsweise meine dort niedergeschriebenen ethnographischen Notizen und schicke denselben einige Bemerkungen über das in Mpimbi gesehene voraus.

Besuch beim Häuptling Mpimbi und in der nahe gelegenen Wahjao-Niederlassung.

Ethnographische Untersuchungen bei Mpimbi.—

Die Leute des Mpimbi sind Wamanganja (Tb. 112b und d); ihre Tätowierung auf Gesicht und Körper ist ganz eigenartig und weicht von dem bisher am Nordende des Njassa gesehenen völlig ab (Fig. 206 und 207).

Uebrigens kommt die typische Tätowierung dieser »Njassâ-Leute« mehr und mehr ab, um den Wahjao-Zeichen (cf. Tb. 27c) Platz zu machen. Das gewöhnlichste Wahjao-Zeichen

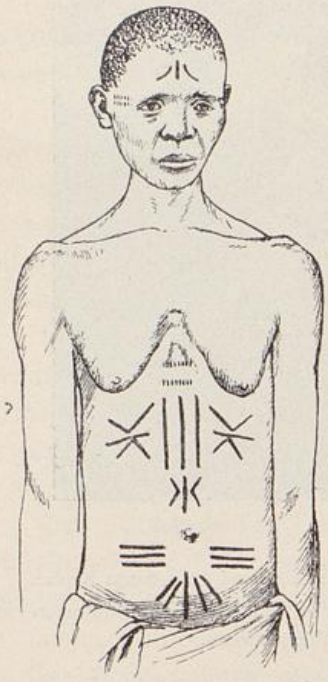


Fig. 206. Tätowierung eines Weibes vom Südende des Njassa (aus Kipeta).

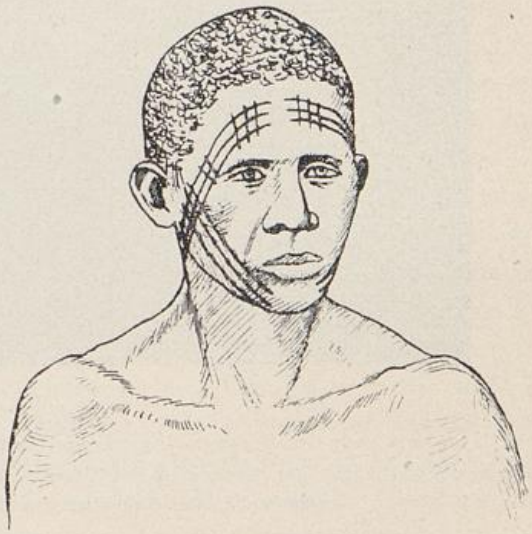


Fig. 207. Gesichtstätowierung eines Manganja-Weibes.

sind die sogenannten »Konde«, d. h. zwei senkrechte Striche verschiedener Länge an beiden Schläfen (cf. Seite 82), doch ist dieses Zeichen durchaus nicht konstant, es ist z. B. bei vielen Wahjao-Weibern nicht vorhanden.

Die Wamanganja feilen eine, oder seltener auch zwei, dreieckige Lücken in die oberen Schneidezähne, was hier auch bei den Wahjao vorkommt. Von alten Weibern wird das Pelele getragen.

Die nahe Mpimbi's wohnenden Wahjao bauen rechteckige Hütten mit schrägem Dach. Die Hauswand bis zum Beginn des Daches reichte bis etwa

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ohrhöhe, das Dach noch etwa 1 m höher; die Länge der Häuser betrug etwa 4 m, bei 3 m Breite. Auf jeder Längsseite des Hauses befand sich eine schmale, hohe Tür. Im Innern war eine Querwand aus Strohgeflecht. Bettstellen waren meist nicht vorhanden, sondern nur Matten. Die übrige primitive Einrichtung war die in Negerhütten gewöhnliche. Nach schönen Schnitzereien, wie ich sie vom Westufer des Njassa von den Mahenge und deren südlichen Nachbarn erhalten hatte (Tb. 113 No. 23, 24, 26), suchte ich vergeblich. Die Wohnungen waren nicht sauber gehalten.



Fig. 208

Nach dem Tode des Besitzers eingerissenes Haus aus Mpimbi's Dorf am oberen Schire. Auf einem Pfahl hängt das Trinkgefäss des Toten und ein Büschel in Streifen zerschnittenen europäischen Stoffes, angeblich das Zeug des Verstorbenen.

Bei den Wamanganja sah ich Rundhütten.

Bemerkenswert waren die Reste eines Hauses, dessen Besitzer angeblich vor wenigen Monaten verstorben war. Das Haus war eingerissen, und auf einem Pfahle war das Trinkgefäss des Toten und ein Büschel in Streifen geschnittenen europäischen Stoffes aufgehängt, angeblich das Zeug des Verstorbenen (Fig. 208).

Leider bot sich keine Gelegenheit, etwas Näheres über die, wie mir Herr Teixera de Mattos mitgeteilt hatte, bei den Wahjao im britischen Gebiet verbreiteten und sehr geheimnisvoll behandelten Sippen-Verbände der »Tupi« zu erfahren (vergl. Seite 63, Anm.).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Port Herald.

Ethnographische Untersuchungen in Port Herald: Bevölkerung.

Die Bevölkerung des grossen Ortes und dessen gut besiedelter Umgebung ist nicht eine einheitliche, sondern eine stark gemischte; sie besteht aus Wamanganja, Atschekunda und Atonga.

Diese Atonga haben aber ausser dem Namen nichts mit den Atonga vom Westufer des Njassa zu tun, sondern es sind gleich den Atschekunda Leute vom Sambesi (Gegend von Senna), und Pater Torrent, der bekannte Sprachforscher und treffliche Kenner der Sambesi-Bevölkerung, sagte mir, dass »Atonga« ursprünglich nichts bedeute als »Freie«, Atschekunda »Unterworfene«, d. h. der Europäer.

Die Leute sind im allgemeinen recht wohlgebaut (Tb. 112a und c); besonders sieht man öfter auch verhältnismässig recht hübsche Frauen.

Hüttenformen.

Was die Hüttenformen anbelangt, so ist ein gemeinsamer Typus nicht vorhanden, vielleicht weil die verschiedenen Bestandteile der Bevölkerung ihre gewohnte Bauweise beibehalten.

Die gewöhnlichste Form ist die der quadratischen Hütte mit einer entweder ringsherum laufenden oder nur an einer oder einigen Seiten angelegten Veranda (Tb. 111a und b); zuweilen wird diese Veranda auch durch Geflecht in einen geschlossenen Gang verwandelt (siehe Seite 88 und 89 und Fig. 210); der Boden der Veranda ist, wenigstens an der Vorderseite des Hauses, durch Aufschüttung meist sockelartig erhöht.

Die Seitenwände des Hauses bestehen aus in Abständen eingegrabenen stärkeren Pfählen und dazwischen befindlichem Rohr, das durch quer verlaufende Bambusstangen miteinander verbunden wird; an den vier Kanten des Hauses kreuzen sich diese Querbunde; Lehmbewurf kommt selten vor. Das Haus hat in der Regel eine vordere und eine hintere Tür.

Das strohgedeckte Dach läuft entweder in eine Spitze aus und ist pyramidenförmig, oder es hat einen länglichen Dachfirst; im ersteren Falle befindet sich oben oft ein geflochtener zylindrischer Aufsatz, in letzterem wird ein dickes Rohrbündel horizontal auf den Dachfirst gebunden. Ein Zaun, der das Gehöft umschliesst, stösst zuweilen direkt an die Hauswand an.

Neben diesen viereckigen Hütten gibt es aber auch runde, und zwar solche mit und solche ohne aussen herumlaufende Veranda, die wieder entweder offen oder geschlossen sein kann.

Jugendhäuser.

Ausser den gewöhnlichen runden Wohnhütten traf ich in fast jedem der besuchten Dörfer eine sehr grosse Rundhütte an, die bis 14 m im Durchmesser, bis 9 m Höhe haben kann (Tb. 111c und d und Fig. 209).

Der Unterbau dieser Häuser ist freilich nicht höher als bei den andern Hütten, das spitze Dach ist dagegen um so höher, und seine Konstruktion ist eine recht respektable Leistung; statt durch einen einzelnen Mittelpfeiler, der nicht ausreichen würde, wird solch ein Dach von zwei konzentrischen Pfahl-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kreisen gestützt, deren jeder oben einen Geflechtskranz zur Auflagerung der Dachsparren trägt.

Die Hauswand entbehrt, wie dies ja auch sonst die Regel ist, des Lehmbewurfs und besitzt in gleichmässigen Abständen voneinander vier Eingänge, die mit angellosen Türplatten aus Rohrgeflecht verschliessbar sind.

Der Zweck dieser grossen Häuser ist, den Jünglingen des Dorfes als gemeinsamer Schlafraum zu dienen; ausserdem schlafen hier aber auch die jung verheirateten Paare (etwa vom 15. Lebensjahre an), die noch nicht die Mittel haben, ein eigenes Haus zu bauen und die Hüttensteuer dafür zu entrichten.

Jedes Pärchen baut sich nun hier entweder zu ebener Erde oder auf bis zu 7 m hohen Pfahlgerüsten seine Lagerstätte und schützt sich durch einen

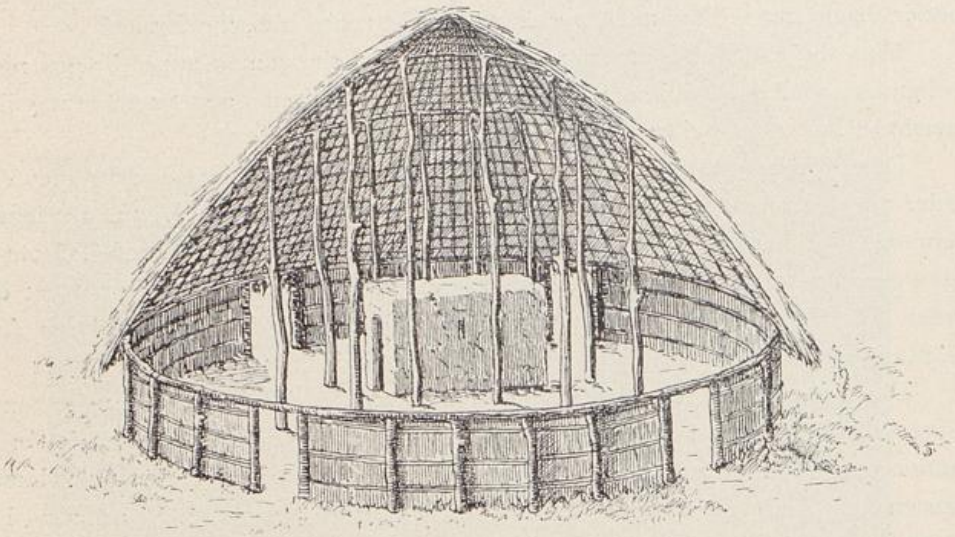


Fig. 209.
Schlaf-Haus für junge Leute aus einem Dorfe bei Port Herald (vergleiche den Text).

zuweilen recht sauber geflochtenen Rohrzaun vor zudringlichen Blicken. Auf eingekerbten Baumstämmen steigt man zu diesen Nestern hinauf, und in dem allerobersten soll das »stubenälteste« Paar, das die Aufsicht hat, residieren (Tb. 111d).

Die unverheirateten Jungen liegen einfach auf der Erde.

Es mag in diesen Häusern manchmal recht fidel zugehen, dafür zeugen die vielen Trommeln, Trompeten, Rasseln usw. Es ist aber auch dafür gesorgt, dass angekneipte Störenfriede zur Ruhe kommen, und diesem Zwecke dient ein recht enges, manchmal nur hüfthohes Arrestlokal, dessen feste Lehmwand nur kleine Luftlöcher hat (Tb. 111d und Fig. 209): eine offenbar höchst zweckmässige Einrichtung!

Eine Feuerstelle in der Mitte und manchmal auch bank- bezw. tischartige Lehmaufsätze vervollständigen die Einrichtung dieser Jugendhäuser.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

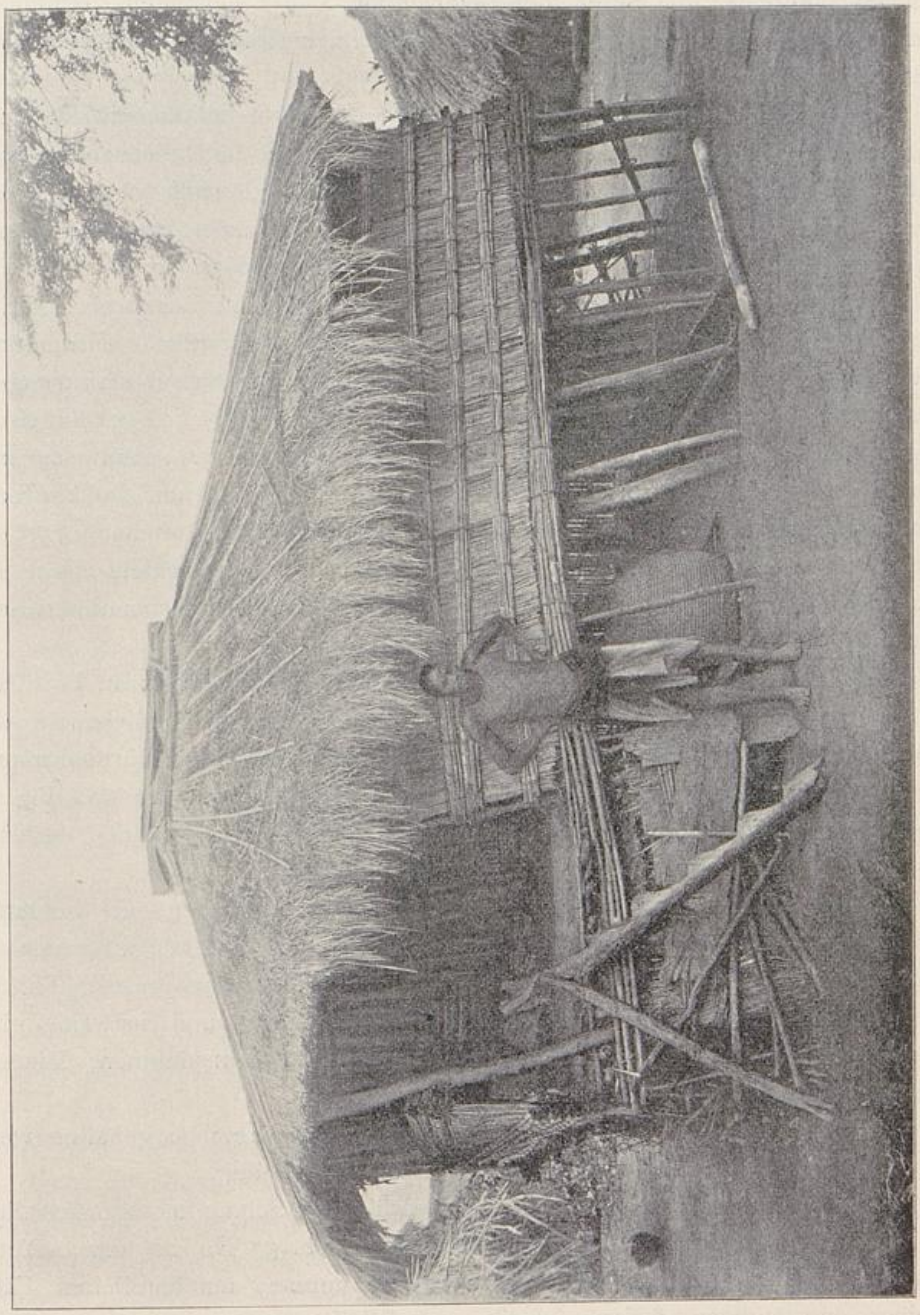


Fig. 210. Auf Pfählen errichtete Hütte aus Port Herald.

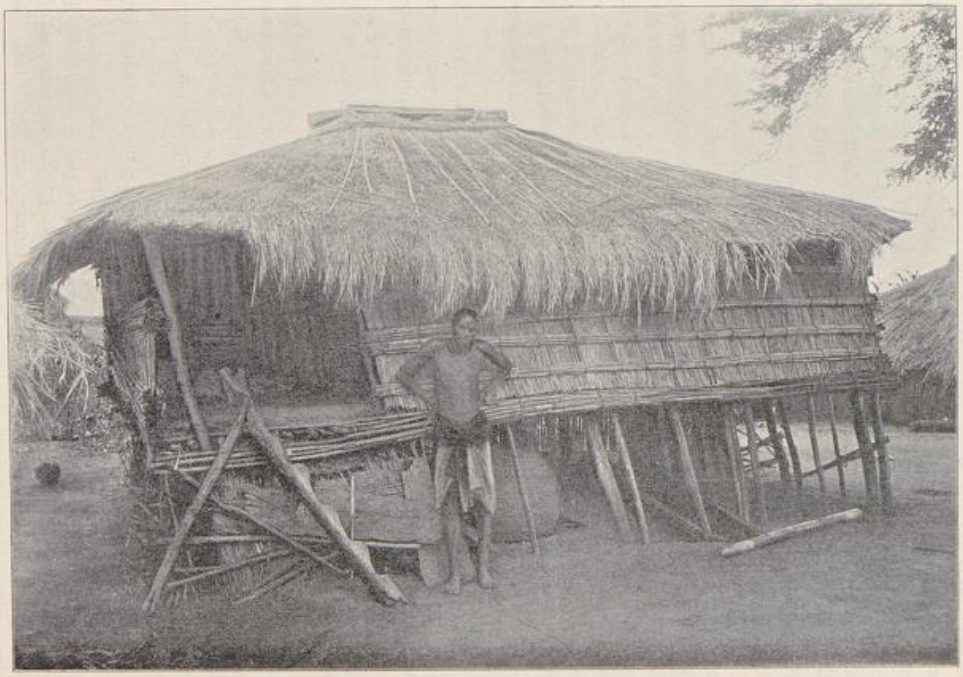


Fig. 210. Auf Pfählen errichtete Hütte aus Port Herald.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Solange die jungen Paare hier wohnen, ist Nachkommenschaft natürlich nicht erwünscht; stellt sich diese dennoch ein, so gilt es aber nicht als Schande.*)

Trotz dieses ziemlich ungenierten Zusammenwohnens sollen, wie mir Pater Torrent mitteilte, die Sitten der Bevölkerung dieser Gegenden bezüglich des sexuellen Verkehrs der Frauen sehr streng sein, und selten käme ein Mädchen als Nicht-virgo in die Ehe.

Pfahlbauten. Bemerkenswert sind in den Dörfern auf etwa 1,5 m langen Stangen errichtete Pfahlbauten, die offenbar als Zufluchtsstätte bei Ueberschwemmungen dienen. Meist sind diese Pfahlbauten viereckig und nach dem Typus der oben beschriebenen quadratischen Häuser gebaut; selbst eine geschlossene Veranda fehlt manchmal nicht (Tb. 111a und Fig. 210).

In der Regel freilich sind die Pfahlhütten nur klein; der untere, zwischen den Pfählen gelegene Teil wird dann meist durch Rohrgeflecht umwandet und dient während der guten Jahreszeit als »Tagesraum«, während oben angeblich geschlafen wird; es entstehen auf diese Weise einstöckige kleine Häuschen, deren »Belle-Etage« durch einen stufenartig gekerbten Baumstamm zugänglich ist (Tb. 111a). Auch in den Reispflanzungen sieht man auf hohen Stangen errichtete kleine Häuschen, die aber nur als »Feldhütten« dienen, von denen aus Weiber oder Kinder die Vögel verscheuchen; dies geschieht durch lautes Rufen und ferner durch Ziehen an langen, durch das Feld gespannten Schnüren, wodurch die Halme bewegt werden.

Speicher. Die Speicher werden natürlich, wie überall, so auch hier in Port Herald auf Plattformen aufgebaut (Tb. 111a). Ausser der gewöhnlichen Speicherform sah ich aber auch grosse, an unsere europäischen Bienenkörbe erinnernde, mit einer oberen Oeffnung versehene Strohgeflechte (Tb. 111a und Fig. 210), die, mit Getreide gefüllt, meist auf Gerüsten unter den Veranden der Häuser aufgestellt waren (siehe auch Seite 251 und Tb. 45c).

Vieh-Gelasse. Ganz ebenso gearbeitete Körbe, mit einer seitlichen, als Schlupfloch dienenden Oeffnung, standen als Taubenschläge auf hohen Plattformen; zum Schutz gegen Regen war darüber noch ein spitzes Strohdach gesetzt (Tb. 111a). Hühnerställe fehlten natürlich auch nicht. Für Ziegen und Schweine gibt es eine Menge primitiver, niederer Ställe aus dicken Baumstämmen; Rinder erinnere ich mich nicht gesehen zu haben.

Obgleich die Hütten durchaus nicht besonders reinlich gehalten werden, hat die Bevölkerung doch recht viel Sinn für Zierlichkeit.

Schnitzarbeiten. So bearbeitet man Ebenholz sehr geschickt zu Schnupftabaksdosen, Pulverhörnern (Tb. 113 No. 5), Wasserpfeifenköpfen (Tb. 37 No. 22) usw. Auffällig war mir unter anderm ein kochlöffelähnlich gestaltetes, auf den beiden Flächen seiner endständigen dicken Scheibe mit Riefen-Mustern versehenes Holz-Instrument, das nach Art unserer »Lufa-Schwämme mit Stiel« zum Frottieren

*) Ne fiat conceptio, iuvenes coitum non in vaginas virginum, sed solum inter crura facere dicuntur.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Rückens und der Glieder benutzt werden soll (Tb. 113 No. 14); das Stück entspricht in der Form übrigens der »Palmadera«, einem grausamen Marterwerkzeug, mit dem man zur portugiesischen Zeit die Hände von Negern, die ihren Verpflichtungen nicht nachkamen, schlug.

Topfuntersätze.

Besondere Erwähnung verdienen auch die eigenartigen Topfuntersätze, deren sich die Weiber bedienen, wenn sie Wasser vom Flusse holen; diese hübsch ornamentierten und mit Brandmalerei verzierten Stücke sind wie ein »Doppelpilz« gestaltet, d. h. sie bestehen aus einem dünnen Mittelstück und sind oben und unten zu Scheiben verbreitert (Tb. 113 No. 10 und 11). Die untere Scheibe kommt auf den Kopf, auf die obere wird der gefüllte Krug gestellt; es ist bewunderungswürdig, mit welcher Eleganz die Frauen, ohne den Topf mit den Händen zu stützen, die schwere Last auf solch einem, bis fusslangen Stab zu balancieren wissen; sie betreiben dies anscheinend als eine Art Sport (Tb. 111b).*)

Körbe.

Körbe werden recht sorgsam geflochten, und mehrfach sah ich auch ganz allerliebste, Vogelbauern nicht unähnliche Rohrgeflechte in den Hütten hängen; sie dienten zur Unterbringung von allerlei Hausrat (Tb. 113 No. 9).

Eisengerät und Waffen.

Das eiserne Gerät ist ganz vortrefflich geschmiedet, und man versteht es, Speere und Aexte in wirklich sehr geschmackvoller Art mit kunstvollen Drahtgeflechten (nicht nur mit einfacher Umwickelung) zu verzieren (Tb. 113 No. 1 und 4).

Da im englischen Gebiet den Eingeborenen der Besitz von Vorderladern nicht ohne weiteres gestattet ist, so sieht man hier vielfach ausser den Speeren und Aexten auch Bogen mit gut befiederten Pfeilen als Bewaffnung (Tb. 113 No. 2 und 3).

Der Herstellung von Schmuckstücken wird besondere Sorgfalt gewidmet.

Goldarbeiten.

So verstehen es eingeborene Meister Goldfiligran-Arbeiten von hervorragend feiner Ausführung zu fertigen, was sie, wie Pater Torrent mir sagte, von den Portugiesen gelernt haben.**)

Messing- und Bleischmuck.

Ich selbst freilich sah in Port Herald keine Goldschmiedearbeiten, sondern nur Messingschmuck und gegossenen Bleischmuck, die zwar in nur wenig künstlerischer Weise, aber doch immerhin besser, als sonst bei den Negern der Njassaländer üblich, ausgeführt waren (Tb. 113 No. 15—17).

Perlenschmuck.

Recht geschmackvoll sind dagegen die Perlarbeiten, welche die Frauen in Port Herald mit grossem Eifer fertigen, denn bunte europäische Perlen sind ungemein beliebt und werden sehr viel als Schmuck getragen; man umflicht damit auch allerlei Gebrauchsgegenstände, wie Tabaksfläschchen, Körbchen usw.

*) Vergleiche auch Fülleborn.[1])

**) Vergleiche auch Johnston.[2])

[1]) **18**, S. 15; [2]) **3**, S. 463.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Perlen werden nicht auf ein fertiges Gewebe aufgestickt, sondern auf Fäden gereiht zusammengeflochten, so dass die Perlenschurze usw. auf beiden Seiten das Perlen-Muster zeigen.

Ein solcher, oft wirklich recht hübscher, bunter Perlenschurz (Tb. 113 No. 18 und 19) wird wohl von jeder Frau getragen, und zwar auf der blossen Haut, nur über einem ganz schmalen, die Genitalien eben bedeckenden Zeugstreifen. Unter gewöhnlichen Umständen sieht man den Perlschurz aber nicht, weil darüber ein Stück Kaliko um die Lenden gebunden wird. Der Oberkörper der Weiber bleibt meist unbedeckt, und auch die Männer begnügen sich für gewöhnlich mit einem um die Hüften geschlungenen Stück Baumwollstoff als einzige Bekleidung (Tb. 111a).

Perlengürtel werden von den Weibern äusserlich sichtbar getragen. Bei Frauen sah ich ferner Perlenstirnbänder, und bei beiden Geschlechtern recht hübsche, bunte Perlhalsbänder (Tb. 113 No 20 und 21); bestimmte Muster derselben sollen angeblich nur von Männern getragen werden, und anderseits hiess es von einem erworbenen Perlhalsband mit eingeflochtenen, wohlriechenden Wurzelstückchen: dass es die Besitzerin trüge, weil sie kürzlich niedergekommen sei.

Ohrgehänge. Allerhand Ohrgehänge (Tb. 113 No. 16 und 17) werden vielfach von den Weibern, einfache Metall-Ohrringe wohl auch von den Männern getragen.

Pelele. Das widerwärtige Pelele kommt nur noch bei alten Weibern vor und besteht aus einem breiten Bleiringe; manchmal steckt man durch das Loch in der Oberlippe auch wohl einen kleinen Metallring derart hindurch, dass er über die freie Lippenfläche verläuft.

Tätowierung. Tätowierung, und zwar meist in der auch am Njassa üblichen Form von kleinen, runden, erhabenen Punkten, sieht man recht viel, besonders auf dem Körper.

Musikinstrumente. An einem der drei Tage, die ich in Port Herald zubrachte, hatte ich mir die Eingeborenen zu einer Tanzaufführung bestellt. Das Orchester bestand aus etwa acht Mann mit Trommeln und Klappern, zu deren Takt von den am Boden hockenden Musizierenden gesungen wurde (Tb. 112c).

Auch in den Jugendhäusern hatte ich eine Anzahl Musikinstrumente angetroffen und so im ganzen folgende Arten zu sehen bekommen:

1. Trommeln.
   a) die gewöhnlichste Form von der Gestalt eines Bechers mit kurzem Stiel (Tb. 111c, 112c).
   b) Ein schön mit Schnitzerei verziertes Exemplar einer einfachen fassförmigen Trommel (Tb. 112c).
   c) Eine sanduhrförmig gestaltete Doppel-Trommel, eine Form, die mir neu war. Das Instrument wird wagerecht hingelegt und die verschieden abgestimmten Trommelfelle beider Seiten werden mit je einer Hand bearbeitet (Tb. 112c).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da derselbe Mann ausserdem noch ab und zu eine einfache Trommel bedient, hat er drei verschiedene Töne zur Verfügung.

2. Klappern.
   a) Nach Art einfacher Kinderklappern, d. h. eine kleine, mit Körnern usw. gefüllte, trockene Kürbisschale ist auf einem Holzstiel befestigt (Tb. 112c).
   b) 5—6 solcher Klapper-Kürbisse werden hintereinander auf einen kurzen Stab gereiht. Von solchen Stäben werden dann eventuell wieder mehrere parallel nebeneinander gebunden; der Solotänzer bei unserer Aufführung trug z. B. je vier Stück davon nach Art von Beinschienen um die Waden (Tb. 112c).
3. Hörner und Trompeten.
   a) Kudu-Hörner (Tb. 50 No. 26).
   b) Eine Trompete aus einem 1,5 m langen Rohrstab mit einem Schallstück aus dem Hals eines Flaschen-Kürbis (Tb. 50 No. 25).
4. Flöten aus Bambus.
5. Musik-Bogen nach Wahjao-Art (cf. Tb. 50 No. 7 und Seite 238).
6. Sansa-Instrumente (Tb. 50 No. 8—10).

   Letztere kommen in Deutsch-Ostafrika nicht vor, sind aber sonst durch fast ganz Aequatorial-Afrika von der Ost- bis zur Westküste verbreitet.[1]) Die Sansa besteht in Port Herald meist aus einem zum Resonanzboden ausgehöhlten Brettchen, an welchem eine Anzahl abgestimmter eiserner Zungen festgeklemmt sind. Mit den Daumen beider Hände drückt man zwei dieser Zungen nieder; lässt man sie wieder zurückfedern, so entstehen ganz harmonische Töne. An dem Schallbrett sind Muschelstückchen befestigt, welche beim Spielen mitklappern, und oft wird das ganze Instrument zur Verstärkung der Resonanz noch in einer grossen Kürbisschaale festgeklemmt. Zuweilen ist die Sansa in Port Herald aber nur eine aus Rohrstäben zusammengebundene Platte mit Zungen aus Bambus.

Tänze.

Von diesem reichen Instrumentarium kamen jedoch bei unserer Tanzaufführung, wie erwähnt, nur Trommeln und Klappern zur Verwendung.

Getanzt wurde meist nur von einem Manne resp. Knaben, selten zu zweien.

Der Tänzer band einen Schurz aus Streifen zerschlitzter Tierfelle mit daranhängenden europäischen Glöckchen um die Lenden, um die Unterschenkel die oben erwähnten Beinklappern, in jede Hand nahm er eine einfache Klapper (Tb. 112c).

Der Tanz bestand in zitternden Bewegungen des Beckens, wodurch er, ohne die Füsse vom Boden zu erheben, sich vor- und rückwärts bewegte, ferner in gelegentlichen grotesken Sprüngen. Oft waren die Bewegungen des Beckens auch stossend und ausgesprochen coitusartig, besonders am Schlusse eines Tanz-Abschnittes.

[1]) **13**, Karte III.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das ganze wurde höchst ernsthaft ausgeführt, und ebenso von der versammelten Korona, unter der sich auch Frauen befanden, aufgenommen, wirkte daher auch nicht indezent.

Anders war es freilich bei den Produktionen eines Dorf-Bengels, welcher den Tanz imitierte und dabei einen erigierten Penis markierte: hierbei herrschte allgemeine Heiterkeit bei den Zuschauern.

Von den religiösen Anschauungen des Volkes konnte ich bei der Kürze der Zeit natürlich nichts in Erfahrung bringen. Ich will nur folgendes erwähnen:

»Teufels-Haus«. — In einem Gehöfte sah ich ein etwa kniehoches, quadratisches, mit spitzem Strohdach gedecktes Häuschen von etwa 1,5 m Seitenlänge, welches ringsum geschlossen war und auf dem eine grosse, weisse Zeugfahne wehte. Durch eine Lücke im Dach konnte ich drei Tongefässe im Innern erkennen. Ein anwesender Suaheli sagte mir, das sei ein »yumba ya chetano« (»Teufels-Haus«) und habe mit Totenbestattung nichts zu tun, wenigstens läge kein Toter unter dem Häuschen; wenn man Pombe trinke, bringe man dem Chetano hier auch etwas dar. Als ich Anstalten machte, das Häuschen zu öffnen, um besser hineinzusehen, war alles ganz entsetzt, so dass ich, um keinen Anstoss zu erregen, davon abliess.

Ich vermute, dass es sich wahrscheinlich doch um eine Stätte des Ahnenkultus, ähnlich den auf Seite 498 erwähnten, handelt.*)

* * *

Fahrt von Port Herald nach Chinde: Nach dreitägigem Aufenthalt in Port Herald setzte ich meine Fahrt zur Küste auf einem Dampfer der African Lakes Comp. fort.

An Bord befanden sich auch einige portugiesische Herren, mit denen ich nähere Bekanntschaft machte. Die Portugiesen werden von den Engländern anscheinend nicht für voll angesehen, und auch unser Schiffskapitän, der freilich während der ganzen Fahrt kaum einen Augenblick ganz nüchtern war, behandelte sie mit sichtlicher Geringschätzung.

Gegen mich, als deutschen Gouvernements-Angestellten, war der junge Herr, soweit es sein Zustand erlaubte, allerdings durchaus zuvorkommend, zumal nach einer kleinen, aber recht deutlichen Aussprache, zu der ich wegen grundloser Misshandlung meiner Leute gezwungen wurde.

Bald hatte der Dampfer auch auf dem rechten Ufer — das linke ist schon von Chiromo ab portugiesisch — das englische Gebiet verlassen, und wir befanden uns nun ganz in der portugiesischen Kolonie.

[Prähistorische Schädel?] *) Ich möchte nicht versäumen, hier eine mir von Mr. Selby übermittelte, hoch interessante Beobachtung zu erwähnen: Nach Mr. Hayes von der North chartered Expl. Co. soll sich 50 englische Meilen südlich von Fort Jameson (in der Breite von Kota-Kota, an der Grenze zwischen Protektorat und Rhodesia gelegen) in schieferartigem Gestein eine Höhle mit vielen, anscheinend versteinerten (versinterten?) Menschenschädeln befinden. Diese Schädel seien sehr klein, etwa wie Kinderschädel (Pygmäen?), hätten eine sehr niedere Stirne und ein langes Hinterhaupt, wie mir Mr. Selby, der solche Schädel gesehen hat, mitteilte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach einigen Stunden Fahrt tauchten am linken Ufer des Schire Gebirgsmassen aus der Ebene auf, die in ihrer Schroffheit, wie auch Bornhardt[1]) bemerkt, ganz an die Inselberge der Massassi-Gegend erinnern (Tb. 110b), und dann treten die Berge für eine kurze Strecke ganz unmittelbar ans Ufer heran; letzteres sind die über 1000 m hohen Morambala-Berge, an deren Fuss eine portugiesische Handels-Station errichtet ist.

Der Sambesi.

Nach einer vor Anker verbrachten Nacht ging es in den Sambesi hinein, der sich wie ein weiter See vor uns ausdehnte; von den zur Trockenzeit überall auftauchenden Sandbänken, die dann zahlreichen Krokodilen und Scharen von Wasservögeln eine willkommene Rast bieten, war jetzt ebenso wie auf dem Schire kaum etwas zu merken.

Chupanga.

In Chupanga, der Stätte, wo die Gemahlin Livingstones begraben liegt, hatte ich die Freude, den ehrwürdigen Jesuiten-Missionar Pater Torrent, den trefflichen Kenner der Bantu-Sprachen, kennen zu lernen; mit einer kleinen Presse druckt der Pater seine Bücher selbst.

Zuckerfabrik Maromeo.

Ferner ankerten wir auch in Maromeo, wo man gerade mit dem Bau einer Zuckerfabrik grössten Stils beschäftigt war (Tb. 116d); denn die Niederung des Sambesi ist für den Rohrzuckerbau ungemein geeignet, und im Jahre 1904 soll der Zucker-Export über Chinde etwa 6000 Tons betragen haben.[2])

Der »Chinde-River«.

Nach nochmaligem Uebernachten auf dem Flusse, und nachdem ich einen andern Dampfer bestiegen hatte, da der unserige nicht bis nach Chinde fuhr, liefen wir in den verhältnismässig schmalen Arm des Sambesi ein, der bei Chinde mündet.

Die andern Mündungsarme des Sambesi, auch der früher benutzte bei Quelimane, kommen zur Zeit für die Einfahrt in den Strom überhaupt nicht in Betracht, sondern der ganze Verkehr passiert durch den »Chinde-Kanal«, von dessen Existenz man recht bezeichnenderweise erst 1889 durch den englischen Forschungsreisenden Rankin Kenntnis erhielt.[5])

Durch diese äusserst wichtige Entdeckung einer brauchbaren Passage erhielten der Sambesi und Schire und damit die Njassa Länder erst ihre volle wirtschaftliche Bedeutung, und 1891 liessen sich daher die Engländer in Chinde eine zwar nur etwa zwei Hektar grosse, aber für sie sehr wertvolle Landkonzession abtreten.[6])

Ideal ist freilich auch das Fahrwasser bei Chinde nicht, denn auch hier ist der Flussmündung eine gefahrvolle Barre vorgelagert, die nur bei Hochwasser kleinen Küstendampfern die Einfahrt gestattet; in Moçambique oder Beira werden dann die Waren auf die Ozeandampfer umgeladen, während bei

*) Wie ich der Deutschen Kolonial-Zeitung 1903[3]) entnehme, rentieren sich Mopea und Maromeo, die Anlagen der Companhia de Assucar de Moçambique, auch recht gut; freilich ist das Betriebs-Kapital zumeist französisches.[4])

[1]) **5**, S. 194; [2]) **29**, S. 163; [3]) **23**; [4]) **6**, S. 386; [5]) **3**, S. 79; [6]) **16**, S. 181.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gutem Wetter ein Umsteigen von Passagieren auch direkt vor der Barre möglich ist.[1])

Wie ich dem Jahresbericht über das Protektorat 1903/04[2]) entnehme, soll übrigens die Existenz von Chinde durch den reissenden Fluss ernstlich bedroht sein, »so dass es zweifelhaft ist, ob irgendwelche ausführbaren Anlagen die Dauer dieses Hafens sicherstellen können«.

Chinde. — Chinde selbst, ein etwa 200 europäische Einwohner zählender,[3]) mitten zwischen Sand und Mangroven-Sümpfen gelegener Platz (Tb. 115d; 117a und b), ist ein geradezu trostloser, wenn auch gesunder[4]) Aufenthalt; »eine kleine, schwüle, blechgedeckte Hölle« nennt es Moore.[5]) Die Wege sind nur mit Planken belegt, aber auch nur in der britischen Konzession, und muss man sich durch den glühend heissen Sand hindurchquälen, so verbrennt man sich fast die Sohlen. Alle Häuser sind Wellblechbauten, aber da sie im Innern mit Holz verschalt sind, ist der Aufenthalt in ihnen relativ kühl.

In diesem elenden Neste musste ich leider noch etwa eine Woche auf den kleinen Küstendampfer der Deutsch-Ostafrika-Linie warten, bis ich endlich erlöst wurde. Ueberhaupt hatte ich es mit dem Anschluss recht schlecht getroffen, denn man kann im günstigsten Falle die Strecke von Langenburg bis zum Ozean schon in zehn Tagen zurücklegen.[6])

Der Aufenthalt in Chinde ist die einzige Zeit, wo ich mich in Afrika langweilte; denn zu untersuchen gab es absolut nichts, und die einzige Zerstreuung bot der abendliche Spaziergang an der Seeküste und in den Mangrove-Sümpfen, deren krabbelndes Leben Moore[7]) recht anschaulich schildert.

Aber Chinde ist, wie gesagt, ein äusserst wichtiger Platz und dürfte mit der Zeit immer mehr an Bedeutung zunehmen, zumal wenn die Kohlenlager bei Tete am Sambesi weiter ausgebeutet werden; denn diese Kohle kommt in Chinde ganz erheblich billiger als die englische, der sie an Güte nichts nachgeben soll.[8]) Auch über Goldfunde am Sambesi, nahe der portugiesisch-britischen Grenze, wird berichtet.[9]) Schon jetzt herrscht in Chinde ein recht reges Geschäftsleben, zumal im englischen Reservat; eine deutsche Firma (L. Deus & Co.) ist ebenfalls am Platze und unterhält seit einigen Jahren einen Heckraddampfer, während kein einziges portugiesisches Handelsfahrzeug auf dem Schire-Sambesi verkehrt.[10]) Die Handelsbilanz von Chinde ergab 1903 einen Import von 94 592 £, einen Export von 34 207 £.[11])

Fahrt von Chinde über Quelimane

Ich war wirklich herzlich froh, als der langersehnte Dampfer endlich eintraf und ich auf dem »Peters« in den Ozean hinausschwamm.

Unsere erste Station war das freundliche, aber seines Fiebers wegen schlimm verrufene Quelimane (Tb. 117c; 118a), das mit seinen schattigen Alleen und Villen in starkem Gegensatz zu Moçambique steht, wo wir bald darauf ankerten.

[1]) **16**, S. 181; [2]) **28**, S. 10; [3]) **29**, S. 165; [4]) **29**, S. 165; [5]) **11**, S. 12; [6]) **22**, S. 554; [7]) **11**, S. 12; [8]) **6**, S. 386; [9]) **29**, S. 163; [10]) **29**, S. 164; [11]) **29**, S. 166.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Moçambique

Moçambique (Tb. 117d; 118b und c) liegt auf einer kleinen Korallen-insel, kaum eine deutsche Meile vom Festlande entfernt. Ein mächtiges altes Fort beherrscht den Hafen; in der Stadt selbst, mit ihren engen Strassen und den bunten, dicht gedrängten Häusern, glaubt man sich nach dem Süden Europas versetzt.

nach Daressalam. —

In Moçambique traf ich den Dampfer »Admiral«, und nach einem eintägigen Aufenthalte in Daressalam und einem leider nur zweistündigen Besuche Sansibars — ich hätte die suaheli-arabische Kultur gern an der Quelle kennen gelernt — dampfte ich der deutschen Heimat zu, in der Hoffnung freilich, unserer schönen Kolonie nicht auf immer Lebewohl gesagt zu haben.

Heimfahrt nach Deutschland.

Deutschland erreichte ich allerdings erst auf Umwegen: nachdem ich in Zentral-Afrika die primitiven Kulturstufen der Menschheit kennen gelernt hatte, war es mir vergönnt, die Wunder der alten Pharaonenwelt zu schauen, in Sizilien die Ruinen der hellenischen Tempel zu bewundern, mich in Pompeji in die Zeiten des römischen Imperiums zurückzuträumen und in Rom und Florenz die Kunstschätze der Renaissance zu bewundern, um endlich in der Weltausstellung zu Paris den Gipfel modernster Zivilisation zu schauen.

Im Abschnitte „Meine Rückreise auf dem Wasserwege Njassa-Schire-Sambesi usw." zitierte Literatur.

1. P. Reichard, Deutsch-Ostafrika, das Land und seine Bewohner usw. Leipzig 1892. O. Spamer.
2. Merensky, Konde-Land und Konde-Volk in Deutsch-Ostafrika. Verh. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin. Bd. XX.
3. Sir Harry Johnston, British Central Africa. London 1897. Methuen & Co.
4. Wissenschaftliche Sammlungen. D. K. B. 1898. S. 203.
5. W. Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1900. D. Reimer.
6. Ewerbeck, Ueber eine Reise nach Moçambique und Britisch-Zentralafrika. D. K. B. 1900. S. 385—388.
7. Reports on the Trade etc. of the British Central Africa Protect. for the Year ending March 31 1900. Accounts and Papers 1900. No. 2497. Diplomatic and Consular Rep. (Cd. 1—134).
8. Wissenschaftliche Sammlungen. D. K. B. 1900. S. 57—59.
9. Die zoologischen Sammlungen des Museums f. Naturkunde in Berlin. D. K. B. 1900. S. 72.
10. Wissenschaftliche Sammlungen. D. K. B. 1900. S. 538.
11. Moore, To the Mountains of the Moon, London 1901.
12. Wissenschaftliche Sammlungen. D. K. B. 1901. S. 107—108.
13. Ankermann, Die afrikanischen Musikinstrumente. Ethnol. Notizblatt. Bd. III, Heft 1. Berlin, A. Haack.
14. Reports on the Trade etc. of the British Central Africa Protect. for the Year ending March 31 1901. Accounts and Papers 1902. No 2722. Diplomatic and Consular Rep. (Cd. 786—26).
15. Reports on the Trade etc. of the Britsh Central Afrika Protect. for the Year 1901/02. Accounts and Papers 1902. No. 2872. Diplomatic and Consular Rep. (Cd. 786—122).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

16. Moritz Schanz, Ost- und Süd-Afrika. Berlin 1902.
17. Engler, Vegetationsansichten aus Deutsch-Ostafrika nach 64 photographischen Aufnahmen von Walther Goetze zusammengestellt und besprochen von A. Engler. Leipzig 1902. W. Engelmann.
18. Fülleborn, Beiträge zur physischen Anthropologie der Nord-Njassa-Länder. Berlin 1902. D. Reimer.
19. Aus der Kolonie. D. O. A. Z. 1902. No. 48.
20. W. Schmidle und Otto Müller, Berichte über die botanischen Ergebnisse der Njassa-See- und Kinga-Gebirgs-Expedition der Hermann und Elise geb. Heckmann-Wentzel-Stiftung. Englers botanische Jahrbücher 1899—1905.
21. Reports on the Trade etc. of the British Central Africa Protect. for the 1902/03. Africa No. 13 (1903). (Cd. 1772).
22. Zache, Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Njassagebietes. Verh. d. deutschen Kolonialkongresses 1902. Berlin 1903. D. Reimer.
23. Zuckerproduktion in portugiesischen Kolonien. D. K. Z. 1903. No. 39.
24. Die grossen Konzessionsgesellschaften in Portugal. D. K. Z. 1904. No. 42.
25. Carl Singelmann, Das System der Prazos (Kronländereien). D. K. Z. 1904, S. 497.
26. Schloifer, Besprechung der Arbeit von Rosenhainer, Verkehrsgeographie der deutschen Schutzgebiete in Afrika. D. K. Z. 1905, S. 99.
27. Philippo Rho, Vergiftungen durch pflanzliche Gifte. Handbuch der Tropenkrankheiten. Herausgegeben von Dr. Carl Mense, Band I, Leipzig 1905, Johann Ambrosios Barth.
28. Reports on the Trade etc. of the British Central Africa Protect. for 1903/04. (Cd. 2242).
29. Paul Fuchs, Die wirtschaftliche Erkundung einer ostafrikanischen Südbahn, Kolonial-Wirtschaftliches Komitee.
30. Von der portugiesischen Grenze. D. O. A. Z., 1905 No. 32.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Autoren- und Namen-Register.*)

Bei den Seitenzahlen bezeichnet fetter Druck wörtliche Zitate, mittlerer Druck Zitate mit Angabe der Namen, kleiner Druck Zitate ohne Angabe der Namen mit dem alleinigen Hinweis auf die Nummer im Literaturverzeichnis, A hinter der Seitenzahl weist darauf hin, dass das Zitat in einer Anmerkung steht.

Von den in [ ] gesetzten Ziffern bezeichnet für die nachfolgenden Seitenzahlen die lateinische das Kapitel, die deutsche die Nummer in dem zugehörigen Literaturverzeichnis, welche in den Fussnoten der betreffenden Seiten vermerkt ist. Ueberall da, wo Kapitel- und Literaturverzeichnisnummer fehlen, ist der Name nur als solcher, ohne Bezug auf eine Veröffentlichung, zitiert.

Adams: [I. 15]: 7; [II. 43, 65, 79, 98]: 34A, 35A, 38, 40, 41, 42, 42A, 44, 46, **46**A, **47**, **50** **52** ff., 55A, 56 ff., **59**, **61**, 63A, 64A, 71, 79A, 83A, 84, 86, 92A, 99, 101, 110, 111, **119**, 120 ff.; [III. 32]: **145**A, 146, **147**, 149, 153, 160A, 170A; [IV. 46]: **189**A, 190, 194, 195, **196**, 200, **201**, 202, **203**, 204 ff., 208, 209, 210, 210A, 211 ff., **214**, 216, 217, 222 ff., 227, 228, 230, 231, 235, 236, 247A, 248, 249, 250, 252, 253, 254, 257, 262 ff.; [VI. 28]: 415; [VII. 12]: 426, 434, 438, 440, 441, 443, 455; [VIII. 25a]: 503; [IX. 12]: **521**.

Albinus: 11, 16, 69, 129, 175.

Ambrosius: [II. 39]: 116; [V. 29]: **356**A.

Andree: [IX. 2]: 520.

Angelvy: [II. 13]: 41.

Ankermann: [IV. 70]: 236, 238; [X. 13]: 555.

Arbeiten aus dem Kais. Gesundheitsamt: [II. 99]: 99.

Arndt: 434A.

Arning: [II. 41]: 103; [III. 19, 31]: 134A, 135A, 177, 178A; [IV. 27, 37, 38, 39]: **194**A, 195, 197 ff., **203**, 205, 207 ff., 217A, 231, 232, 235, 246.

Auskunft für Ansiedler: [V. 89]: 294A, 295, 298; [VIII. 49]: **472**A, 477, 479.

Austen: [V. 78]: 366A.

Auszug a. d. Jahresbericht d. Bezirksämter usw.: Berichtsjahr 1900/1901 [I. 12]: 4; [II. 74]: 40, 41, 43, 58, 74, 99, 107; [IV. 86]: 198, 199; [V. 71]: 297A. Berichtsjahr 1901/1902 [II. 75]: 41, 43; [III. 53]: 132, 157A, 164; [IV. 87]: 196A, 198; [V. 72]: 294A, 361. Berichtsjahr 1902/1903 [I. 17]: 4; [II. 88]: 42, 114A; [III. 60]: 130, 164A; [IV. 94]: 198, 199; [V. 86]: 294; [VII. 28]: 435, **435**A, **436**A, 451; [VIII. 46]: 508.

Bachmann: [II. 59]: 100; [V. 101]: 311A; [VIII. 32]: 477, 479A, 488, 493, **494**, **496**, 497, **499**, 501, 507, **508**, 512, **513**.

*) In das Register sind auch alle Quellen (Berichte von Behörden, Missionen, Zeitungen usw.) aufgenommen, deren Autor nicht bekannt ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bartels: [V. 83]: 310.

Basilius: [II. 39]: 103, 110, 116; [III. 25]: 135A, 157; [IV. 32]: 206A, 233, 248A, 250, 252, 258A; [V. 26]: 367ff.

Baumann: [I. 7]: 6A.

Behr, v.: [I. 1]: 7; [II. 17, 18, 18a]: 35, 36, 37, 38, 44, 46Aff., **49**, 54, 56ff, 58, 60A, 64ff, 68A, 69, 71, 72, 80, 82A, 84ff., 92, 92A, 93, 95A, 98, 99, 100, 101, 109, 110, 118, **119**A, **120**; [III. 11, 12]: 136, 145, 170A, 172; [VI. 8]: 415, 416; [IX. 3, 4]: 520ff.

Berg: [I. 4]: 24A; [II. 35, 36]: 35ff., 38, 40, 42, 44, 44A, 45, 50, 51, 54, 54A, 55, 55A, 57ff., 60, 63A, 65, 90, 99, **100**, **101**, 103, **107**, 115, 116, 121; [IX. 8]: **531**.

Berliner Missionsberichte siehe: Missionsberichte.

Berndt: 289A.

Boardman: 541.

Boileau: [II. 44]: **107**; [V. 32]: 315; [VIII. 22]: 489A, 498, 499; [IX. 9]: 526.

Booth: 126, 129, 130, 131, 396.

Bornhardt: [I. 6]: 2A, 18A, 23A, 32; [II. 50, 96]: 33, **34**, 35A, 37A, 38, 39A, **40**, 41, 42, 101, 103, 115; [III. 36, 74]: 125, 126, 127, 136A, **166**, 170, 177; [IV. 52, 104, 106]: 189, 190, 193, 195A, 206A, 253, 259A, 261; [V. 38, 106, 107]: 268A, 269, 270, **271**, 274, 276, 277, 282, 286, 287, 296, 376A; [VI. 14, 88]: 394, 396, **397**, **398**, 399, 400, **401**, 402, 403, **403**A, 404, 410, 410A, 411, 413, 418A; [VII. 14, 40, 41]: 425, 426, 429, **430**A, 431, 432, 433, 433A, 434ff., **436**, 442A, 443, 448, 450, 455; [VIII. 26, 54, 56]: 471A, 472, **473**A; [X. 5]: 541, 542, 557.

Braun: 15, 16, 222, 257A.

Bruchhausen, v.: [IV. 29]: 189, 191A.

Brüning: 209A.

Bürkard: 292.

Bumiller: [IV. 12]: 211, **212**A, 215, 229, **248**A, 251, 260A, 261.

Bunk: 326, 353.

Burkill: 113A.

Burton: [II. 1]: 111; [III. 1]: 133A, 140, 144A; [IV. 1, 103]: 200A, 202A, 203, 205, 206A, 207A, 213, 214, 230, 231, 232A, 249, **249**A, 251A, 254A; [V. 2]: 383, 384A.

Busse: [II. 67]: 36, 37, **38**, 39ff., 43, 45A, 63A, 65, **65**A, 90A, **100**A, 101, 103, 113; [III. 45]: **126**, **127**A, **128**, 128A, 130, 132, 150A, 163, 164, 199; [VI. 20]: 411.

Chalmers: 404A.

Cleve: 71A.

Cotteril: (siehe auch Elton) [IV. 3]: 200, 206A, 303.

Crawshay: 366A.

Cross: [II. 29]: 79; [IV. 33]: 219, 221; [V. 8, 9]: 274, 276, 280, 281A, 285, 287, 298A. 303ff., 305, 313, 313A, 320A, 322, 324, 325, 327, 329A. 330, 333, 338, 343, **346**A, 351, 358, 360, 361A, **371**, 372ff., 378A, 383A, 390; [VI. 9]: 402, 404; [VIII. 6, 9]: 472, 475A, 481A, 487, 488A, 490, 494, 498, 499, 501, 506A, 508, 509, 512, 515.

Cullen: [VI. 24]: **404**A.

Dantz: 32; [II. 96]: 35; [III. 51]: 126A, 166A, **168**; [IV. 84, 106]: 189, 190, 193; [V. 70]: 268A, 269, 271, 296; [VII. 26, 41]: 426, 429, 432ff., 437, 439; [VIII. 27, 41, 42, 56]: 470, 471A, 472ff., 474, 475A, **479**, 480, 480A, 484, **485**A, 502A.

Decken, van der: [II. 2]: 44; [III. 2]: 127.

Dempwolff: [VIII. 48]: 487.

Deutsches Kolonialblatt siehe: Kolonialblatt.

Deutsche Kolonialzeitung siehe: Kolonialzeitung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutschland und seine Kolonien: [II. 30]: 98.

Deutsch-Ostafrikanische Zeitung: Jahrg. 1899 [II. 45, 46]: 58. Jahrg. 1900 [II. 53]: 39, 107, 112, 113. Jahrg. 1901 [IV. 63]: 198; [V. 52, 53]: 293, 301, 304, 309, 310A, 344ff., 348ff., **351**, 373. Jahrg. 1902 [II. 69]: 50A, 107; [V. 60]: 297; [X. 19]: 540A. Jahrg. 1903 [IV. 83, 88A]: 198, 199. Jahrg. 1905 [X. 30]: 540A.

Diesing: 481A, 483A, 486A, 487, 493, 498, 501A, 502, 542A.

Domaux: 482A.

Elmslie: [III. 20]: 132A.

Elpons, v.: [IV. 24]: 199, 202; [V. 28]: 275, 292; [VIII. 19]; 475, 493, 493A, 501A, 507.

Elton: [II. 4]; 111, 112, 116; [III. 4]: 152A; [IV. 3]: 200, 203, 205A, 206, 207, 214ff., 234, 236ff., 249, 251, 259; [V. 4]: 274ff., 282, 285, 303, 304, 313A, 327A, 378A, 383ff., 387, 390; [VI. 3]: 406; [VII 1]: 426, 441, 445.

Eltz, v.: 137.

Engelhardt: 11, 14, 16, 26; [II. 33, 34]: 36, 37A, 39, 42, 46, 51, 55, 59, 72, 80, 110; [III. 24, 43]: **127**, 135A, 137, **138**, 147, 174, 176, 177, 178, 180A, 183, 185; [IV. 21, 67]: 188, 189, 194, 195, 210A, 251, 258, 259, 261A.

Engler: [IV. 72]: 191A; [V. 62]: 276, 284, 361A; [VII. 21]: 435; [X. 17]: 534.

Ewerbeck: 11, 14; [II. 28]: 42, 58, 103A, 107, 112, **116**A; [V. 40]: 294, 295, 365A; [VIII. 29]: **477**, 478, 493; [IX. 10]: 520, 526; [X. 6]: **539**, **540**A, 544, 557A, 558.

Fischer: [VIII. 14]: 486A.

Fotheringham: 286.

Franciscus: [III. 58]: 151.

Fromm: [II. 26]: 109; [IV. 11]: 251; [V. 11]: 365A.

Fuchs: [III. 64, 65]: 131A; [X. 29]: 537A, 538, 540, 543, 543A, 537, 558.

Fülleborn: [II. 58, 66]: 51, 56, 72, **75**ff., 78, 79A; [IV. 55, 74]: 202A, 239, 242, [V. 41, 49, 63]: 281A, 300, 302A, 307A; [VI. 15, 22, 39]: 404A, 405, 411A; [VII. 21]: 439, 440A, 443A, 460A; [VIII. 38]: 488A; [X. 18]: 535, 553A.

Fugger, Graf: 231.

Gaffron, v., siehe Prittwitz.

Gerstenhauer: [IV. 96]; 199; [V. 88]: 298.

Giemsa: 20A.

Giraud: [IV. 7]: 200A, 202ff., 208, 216ff., 233, 249A, 251, 252A, 258ff.; [V. 7]: 268A, 285, 338, **339**A, 340, 343, 347, 360, 362, 371, 374A, 378A, 383, 387; [VI. 5]: 409A, 419; [VII. 4]: 441; [VIII. 5]. 499ff.

Glauning: 32; [II. 32]: 78, 111; [III. 20a]: 155A; [IV. 28]: 188A, 190, **192**A, 193, 195, 199, 201, 206A, 209, 211, **213**, 214A, 217, 219, 229, 230, 233, 234ff., 246ff., 248, 248A, 251, **252**, 254A, 256, **257**, **262**, 263, 277; [VIII. 23, 55]: 468A, 472A, 473A, 475Aff., 481, **481**A, 482, 483A, 484, 485, 487, 498ff., 503A.

Goetze: (siehe auch Engler): 32; [IV. 72]: 191A; [V. 62]: 275, 276, 281, 282, 284; [VII. 21]: 435, 475; [X. 17]: 533, 534.

Goetzen, Graf: [I. 18]: 18A.

»Gott will es«:
Jahrg. 1899 [II. 49]: 71, **106**.
Jahrg. 1900 [II. 54]: 114.
Jahrg. 1902 [VIII. 40]: 481, 493A.

Grawert, v.: [III. 66]: 135A, 176, **177**, 179.

Grieguscies: [VIII. 18]: **375**.

Gröschel: 117A; [IV. 65, 78, 78a, 100]: 206A, 212A, **216**, 218, 224, 252; 448.

Grothusen: [V. 80]: 365A.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grube: [II. 90]: 42.

Häflinger: [II. 60]: 110, 113, 113 A, 116; [III. 40, 57]; 131, 142, 143, 145, 146, **147** ff., 149, 150, **151**, 152, 154, **156**, **159**, 161 ff., 164 ff.; [V. 54]: 367 ff.; [IX. 11]: 526 ff.

Häfner: [V. 44]: 330.

Hamberger: 482.

Hamburger Nachrichten: [V. 92]: 297.

Hartmann: [II. 48]: 60; [III. 30, 47]: 131, 140, 158, **175**, **178**, 179, 183 A, 184; [IV. 77a]: 195, 213, 229.

Hayes: 556 A.

Hendle: [II. 71]: 74 A, 101, 110; [III. 39, 46]: 127, 142.

Hermann, v.: 198, 199.

Herrmann: 32; [IV. 9]: 234; [V. 42]: 274; [VIII. 55]: 472, 472 A, 477, 478.

Hilgendorf: [VIII. 42]: 485 A.

Hösemann: [V. 84]: 315.

Hohenlohe-Langenburg, Fürst: 290.

Hübner: [V. 45, 67]: 301, **317**, **318**: [VII. 15, 23]: 437 A, 439, **441**, 442 ff., 447, **448**, 449, 450, 460, 463.

Jahresbericht der Bezirksämter usw. siehe: Auszug aus dem usw.

Jahresbericht ü. d. Entw. d. deutschen Schutzgebiete: 1897/1898 (Blg. z. D. K. B. 1899) [VIII. 20]: 488. 1898/1899 (Blg. z. D. K. B. 1900) [III. 38]: 130; [IV. 54]: **197**. 1900/1901 (Blg. z. D. K. B. 1902) [III. 44]: 131, 162; [IV. 68]: 195, 197, 198. 1901/1902 (Blg. z. D. K. B. 1903) [I. 11]: 8; [II. 69]: 39; [IV. 85]: 231 A. 1902/1903 (Blg. z. D. K. B. 1904) [I. 16]: 8, 11 A; [II. 87, 97]: 41, 99; [III. 59]: 131 A; [IV. 93]: 196 A; [V. 85, 109]: 288, 294 A, 365, 366. 1903/1904 (Blg. z. D. K. B. 1905) [III. 71]: 131 A, 132, 162, 175; [IV. 102]: 191 A, 193 A, 195 A, 196 A, 197, 199, 213, 221; [V. 104]: 289 A, 290, 292 A, 295, 298; [VI. 33]: 399, 410 A; [VII. 31]: 437 A; [VIII. 50]: 488.

Jauer: 310 A, 313 A, 314 ff., 323 ff., 329, 332, 334 ff., 338 A, 339 A, 342, 353, 359, 362, 373 A, 512 A.

Johannes: [II. 38]: 67, 101, 107; [III. 49]: 165.

Johnson: [II. 7]: **46** A, 50 A; [III. 5]: 128, **129** A, 136, 140, 141 ff., **143** A, 147, 150, 151 A, 152 A; [IV. 5]: 200, 207 A, 234, 249; [V. 6]: 383, 390; [VI. 4, 36]: 409 A, 418, 423; [VII. 3, 33]: 426.

Johnston: [I. 3]: 22 A; [II. 29]: 49, 52, 57, 59, 60 A, 61, 64 A, 66, 70, 73 A, 111, 113, 113 A, 116, 117; [III. 20]: 145, 152 A; [IV. 33]: 202 A, 219, 221, 233 A, **236**, 249; [V. 25]: 268 A, 286, 287, 289 A, 290, 301, 305, 307 ff., 310 ff., 313, 320 A, 322, 322 A, 324, 325, **325** A, 327 A, 329, 333, **339**, 342 A, 344, 348, 350 A, 351 A, 352 ff., 357, 358, **359** A, 360, 362, 364, 366 A, 367 ff., 371 ff., 387; [VI. 11, 37]: 400 A, **402**, 403, 406, 407, 409, 413 A, 414, 416 A; [VII. 7]: 426; [VIII. 7, 16]: 468 A, 481, 489, 492, 496 A, 499; [IX. 7]: 519, **520**, 524, 531; [X. 3]: 539, 542 A, 553 A, 557.

Källner: [II. 70]: 105, **106**; [IV. 79]: 206 A, 215, 230; [V. 33]: 327 A, 341, 342, 343, 353; [VI. 29]: 445, **445** A, 447 ff., **455**.

Kaiser: [VIII. 3]: 475 A, 481, 482, 490 A.

Kaiserl. Gesundheitsamt, Arbeiten aus d. [II. 99]: 99.

Kandt: [II. 94a]: 84 A; [III. 62]: 173; [VI. 29]: 413 A, 417.

Karchens: 212.

Kerr-Cross siehe: Cross.

Kiepert: [VII. 38, 39]: 426, 427, 438.

Klamroth: [IV. 77]: 217, **218**; [VII. 27]: **435**, 439 A, 441, **445** A, **446** A, **463** ff.

Kleist, von: 16; [III. 29]: 128, **129** A, 131.

Knochenhauer: [II. 81]: 40, 111 A.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Koch: 99A, 365.

Kohlschütter: 32; [IV. 60]: 190; [V. 50, 108]: 268A, 269, 276; [VII. 17]: 429, 430A, 432, 434A; [VIII. 31, 55]: 468A, 469, 470, 471ff., 475A, 477, 480, 487, 488A.

Kolonialblatt, Deutsches: Jahrg. 1890 [VI. 4a]: 394A. Jahrg. 1892 [IV. 10]: 209A; [V. 12]: 289. Jahrg. 1893 [V. 13, 14, 15]: 289, 290, 304; [V. 11]: 494. Jahrg. 1894 [III. 16]: 138; [IV. 19]: 211. Jahrg. 1895 [IV. 18a, 22]: 207A, 213. Jahrg. 1898 [IV. 42]: 197; [X. 4]: 534A. Jahrg. 1899 [II. 47, 48]: 58, 61, 64. Jahrg. 1900 [IV. 57]: 194; [VI. 16]: 405; [X. 8, 9, 10]: 534A. Jahrg. 1901 [II. 57]: 50A, 99; [IV. 61, 62]: 194, **198**, 199; [V. 48]: 293; [X. 12]: 534A. Jahrg. 1902 [I. 10]: 7; [IV. 82]: 213; [V. 60]: 296. Jahrg. 1903 [II. 86]: 41; [VIII. 45]: 486A. Jahrg. 1904 [II. 92]: 41; [III. 67]: 140; [V. 91, 97]: 298, 365.

Kolonialzeitung, Deutsche: Jahrg. 1903 [V. 74]: 298; [X. 23]: 557. Jahrg. 1904 [V. 90]: 295; [X. 24]: 540A. Jahrg. 1905 [VI. 35]: 396.

Kootz: 215, 218, 223A, 228, 229, 475, 490, 492, 497, 511.

Krause: [VI. 27]: 415A.

Kretschmer: 307, 315, 327.

Kuhlmann: 231.

Lambrecht: [II. 76]: 116A.

Langhans: [VII. 36]: 427, 438; [VIII. 53]: 468A, 481.

Langheld: [VIII 17]: 475A, 481A, 482, 497, 499.

Laurentius: [III. 50]: 165.

Laveran: [V. 93]: 366.

Laws: 402.

Leue: [I. 5]: **7**; [III. 55, 70]: **130**, **131**, 131A, 132; [IV. 88, 95]: 197, **198**, 199; [V. 73, 87]: 298.

Liebert, v.: 1, 13, 138; [IV. 36]: 190, 197, 202ff., 212, 215, 224A, **230**ff., 234, 248A, 249, **251**.

Lieder: [II. 16a, 37]: 37A, 40, 41, 43ff., 46, 48, 50, 52, 54, **55**A, 56, 57, 58, 60, 60A, 61, 65, 66, 69, 71, 72, 73A, 79, 84, 85, **86**, 88A, **91**, 92, 93A, 100, 102, 103, 115, 118, **119**, 120, **120**A, 121; [III. 21]: 125, 127ff., 140A, 142, 152A, 154, 158, 161A, **162**ff., 170; [IV. 20]: 194; [V. 21]: 280; [VI. 12]: 415ff., **421**; [VII. 6]: 426, **430**A.

Lindner: [II. 89]: 42; [III. 68]: 157.

Livingstone: 7; [II. 3]: 35ff., 41, 43ff., 46A, 47, **49**, 51ff., 57ff., 62, 62A, 63, 65, 66A, 68, **69**, 70ff., 73ff., **75**A, 77A, 79, **80**, 82, 83, 85ff., 90A, 91, 98ff., 103, 108, 110, 111, 118ff.; [III. 3]: 133, 134, 156, **170**A, 171; [IV. 2]: **202**A; [V. 1, 3]: 355, 365, 367; [VI. 1, 2]: 402ff., 406, 407A, 415, **417**; [VIII. 1]: 497, 498, **498**A; [IX. 1]: 519, 519A, **524**; 537.

Lommel: [II. 77]: 107; [V. 81]: 366.

Lugard: [V. 16]: 286, 286A, 287, 301A.

Luschan, v.: [II. 30]: 85; [III. 27]: 174A, 181; [IV. 35]: 254, 259A; [VIII. 36]: 497.

Maass: [IV. 99]: 229.

Macdonald: 60A.

Makay: 321A.

Maples: [II. 5, 11]: 44, 46, 48, 50, 52, 54, 57, **58**, 60A, **72**A, 84, **86**, 110, 117, 121; [III. 9]: 136.

Martini: [V. 79]: 365A.

Matschie: 487A; [IX. 6]: 526.

Mattos, Teixera de: 63, 548.

Maurer: [II. 78]: **39**A; [III. 54]: **126**; [IV. 90]: **195**; [V. 75]: **284**ff.; [VI. 26]: 405; [VIII. 44]: 480.

Meinhof: 334A.

Merensky: [I. 2]: 18A; [II. 21]: 100, 110; [III. 14]: 142; [IV. 17, 48a, 82]: 205, 206, 206A, 211, 213, 214, **215**, 224A, 248A, 260A, 261; [V. 18]: **281**, 285, 286, 287, 289, 289A, 300, 301, 302, 303ff., **306**, 307, **308**ff., 310ff., **312**, 313, 313A, **315**, 316ff., **320**, 321A, 322ff., 324,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

326A, 327, 327A, 329, 329A, **330**, 331, 332ff., 338, 341, 342, 343ff., 347, 349ff., 353A, 355, 358, **360**ff., 362ff., 367, 369, 371ff., 383A; [VI. 7, 10]: 404, 407, 407A, 408, 409, 410, 413; [VII. 5, 25]: 440ff., 448ff.; [VIII. 13]: 489; [IX. 5]: 518ff., 525, 531; [X. 2]: 542.

Merkel: [IV. 44]: 213.

Merker: [V. 65]: 377A.

Mesnil: [V. 93]: 366.

Meyer: [III. 41]: 168; [V. 35]: 274, 279, 282, 305; [VIII 25, 32]: 468A, 477, 482, 483A, 484, 485, 487, 488, 489A, 492, 494, 502A.

Meyer (und Richards): [V. 22]: 300, 304, 308, 310ff., 313A, 314, **316**, **318**, 323, 325, **343**, 344, 345, 347, 348, **358**A, 361, 362A, 368, 371, 373, 375, 380, 390.

Missionsberichte, Berliner: Jahrg. 1897 [V. 27]: 318, 323; [VII. 9]: 444. Jahrg. 1898 [VII. 10, 11]: 432A, 443, 444, 445. Jahrg. 1899 [V. 36]: 375A; [VII. 13]: 441. Jahrg. 1901 [VII. 18, 19]: 437A, 438, 441, 443, 454. Jahrg. 1902 [VII. 24]: 447. Jahrg. 1904 [V. 102]: 288, 289A, 311A, 317, 318, 338A; [VII. 29, 30]: 441, 445, 454A.

Missionsbl. d. Brüdergem.: Jahrg. 1893 [II. 19]: 107; [III. 13a]: 145. Jahrg. 1894 [II. 24]: 114. Jahrg. 1900 [V. 44]: 301. Jahrg. 1901 [V. 55, 56]: 281, **288**A; [VIII. 34]: **497**. Jahrg. 1902 [V. 69]: **288**A, 295; [VIII. 39]: 494. Jahrg. 1904 [V. 99, 100]: 288, 289A, 298; [VIII. 51]: 499.

Missionsblatt d. St. Benedictus-Gen.: Jahrg. 1897 [II. 40]: 103. Jahrg. 1899 [IV. 50]: 218A, 229, 246A, **252**. Jahrg. 1900 [II. 55]: 58. Jahrg. 1902 [IV. 76, 81]: **217**, 218, 222, 227, 228, 246.

Missionsfreund: Jahrg. 1896 [V. 24]: **324**. Jahrg. 1899: [V. 33]: 342, 343, 353.

Mitteilungen a. d. Schutzgebieten: Jahrg. 1900 [V. 108]: 271; [VIII. 28]: 470, 473A, 474, 484ff., 490, 492, 493. Jahrg. 1903 [VIII. 56]: 472.

Moisel: [IV. 107]: 193; VI. 43]: 398A, 399A; [VII. 41, 42, 44]: 427, 432, 433, 438.

Moore: [I. 8]: 18A; [V. 51]: 268, 297A; [VI. 18]: 400A, 401, 406A.

Müller: [X. 20]: 534A.

Nauhaus: [IV. 56]: 194, 215, 238; [V. 34]: **310**A, **316**A, 317, 322, 335, 336, 337A, **354**, 358; [VII. 5]: 443A, 444, **447**A, 450ff., 453, 454A, 461.

Oberländer: [II. 81]: 40.

O'Neill: [II. 8, 9]: 48A, 60A, 63, 64A, 72, **72**A, 73A, 82A, 86A.

Panse: [V. 96]: 366.

Pappenheim: [VIII. 42]: 485A.

Passarge: [II. 94]: 35A.

Passavant: 15.

Peters: [II. 25]: 35, 36, 43, 49, **65**A; [III. 17]: 135.

Pfeil, Graf: [III. 6]: 140A, 176A, 178; [IV. 41]: 198.

Plehn, Albert: [III. 69]: 150A; [V. 98]: 311, 325A.

Plehn, Friedrich: [I. 9]: 13, 18A, 23A; [IV. 71]: 221, 222.

Porter: [II. 14]: 44, 58; [III. 7]: 127, 133A, 136, 140, 140A, **141**A, 145A, **146**, 149A, 152, 165; [IV. 6]: 236.

Prager: [III. 26]: 136A, 150A; [VI. 32, 42]: **394**, 397, **398**A, 399, 400, 419A.

Prince: 16; [II. 22]: 43; [III. 15, 18, 22]: 130, 132ff., 135A, 137ff., 140ff., **143**, 144A, **152**, 165, 175, 176A, 177, 184; [IV. 18, 26, 30, 31, 49]: 189ff., **192**, **193**, 194, 197, 203, 205A, 206A, 210ff., 215, 230, 235, 247A, 254A; [V. 19]: 268A, 307A; [VIII. 24]: 490, 492.

Prince, Magdalene: 16; [II. 80]: 70, 110; [IV. 91]: 202, 203, 208A, 210A, 213, 214, 215, **217**, 218, 222, 224A, 228ff., **231**; [V. 76]: 307A.

Prittwitz und Gaffron, v.: [III. 28]: 176A, 177; [IV. 69, 105]: 191, 199, 482, **482**A, 490.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ramsay: [II. 30]: 72; [III. 72]: 174A, 175, 194; [VII. 34]: 426; [VIII. 18]: 468A, 481, 484, 486A, 488A, 501A.

Rankin: 557.

Reichard: [II. 16]: 44, 105; [III. 10]: 140, 166A; [IV. 8, 15]: **197**A, 201, 203, 231, 232, 233, 234, 247, 250; [V. 10]: 355A, 367; [X. 1]: 537.

Reichenow: [VIII. 14]: 534A.

Reports on the Trade etc. of the British Central Africa Protectorate: for the year ending March 31 1900 [VI. 17]: 402, 403. Ending March 31 1901 [VI. 23]: 402, 403; [X. 14]: 538. 1901/1902 [VI. 24]: 402, 403A; [X. 15]: 540. 1902/1903 [V. 72a]: 296; [VI. 25]: 401ff.; [X. 21]: 538, 540. 1903/1904 [VI. 30]: 402ff.; [X. 28]: 537, 538, 540, 543, 558.

Rho: [III. 71a]: 150A; [IX. 13]: 531.

Rhoades: [VI. 21, 40]: 400, 401, **402**.

Richards: 331A, 341, 342, 344, 346A, 350, 353, 354, 358, 385.

Richards (Geschw.): [V. 43]: 285.

Richards (und Meyer): [V. 22]: 300, 304, 308, 310ff., 313A, 314, **316**, **318**, 323, 325, **343**, 344, 345, 347, 348, **358**, 361, 362A, 368, 371, 373, 375, 380, 390.

Roschers: 127.

Ruedel: [II. 42]: 52A, 59, 60A, 61, **62**, **63**, 64, 66, **67**, 68A, **69**, **85**, **92**A, 105, **106**, 114; [V. 47], 354ff., 357.

Sander: [II. 68]: 107; [V. 82]: 367A.

Schanz: [X. 16]: 536, 537, 537A, 538, 540ff., 557ff.

Schele, v.: [II. 23]: 103; [III. 72]: 136A, 137ff., 176A; [V. 24]: 202A, 203, 209, 258, **258**A, 259, 290.

Scheube: [II. 52]: 115A.

Schilling: [V. 94]: 366A.

Schlagintweit: [IV. 89]: 198A, 199.

Schleinitz, v.: [IV. 64]: 193, 193A, 254A, 256A.

Schloifer: 289A; [X. 26]: 538.

Schmidle: [V. 68]: 281A; [VIII. 37]: 485A; [X. 20]: 534A.

Schroeter: [II. 82]: 110, 111; [III. 58a]: 196A, 221, 252ff.; [V. 77]: 355A, 368.

Schüler: [V. 27, 37, 66]: 312, **312**A, 314, 331, 351, 353A.

Schumann: [III. 42]: 178, **183**, 185; [IV. 66, 75, 98]: 195, 217, **224**ff.; [V. 32a]: **280**, 301, **302**, **309**, 311, **322**, **330**, 334, 336, 338A, 350, **374**A.

Schumann und Wolff: [VII. 8]: 442ff.

Schwarz: [III. 38]: 296A; [VII. 14]: 439A, 448.

Selby: 556A.

Sieger: [VI. 6]: 401.

Singelmann: [X. 25]: 540.

Smith: [II. 15]: 42; [III. 8]: 127.

Sowa, v.: [IV. 51]: 201, 202.

Spiss: [III. 34, 35, 48]: 130, 142, 166; [IV. 59, 101]: 213, 219.

Sprigade: [VII. 44]: 427; [VIII. 47, 57]: 468A, 475A, 482, 482A, 492.

Staudinger: [VI. 6a]: 420.

Stevenson: [VIII. 4]: 489.

Steinen, von den: [V. 16]: 246.

Stierling: 16, 104A, 107, 144, 145A, 158A, 159A, 163, 164, 189A, 212A, 215; [IV. 48]: 223, 262, 521.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stolowsky: [III. 56]: 176, 177, **184**.

Stuhlmann: [II. 20, 31]: 35, 48, 55, **63**, 64 A, **68**, 71, 73, 74, 83 A, 86, 90, 92 A, **98** A, 99, 99 A, 100, **102**; [V. 58]: 367.

Sully: [IV. 34]: 246.

Teixera de Mattos: 63 A, 548.

Thomson: [II. 6, 10]: 36, **56**, 57, 60 A, 61, 64, **65** A, 66, 71, 72, **78** A, 79, 82 A, 98, 111, 114, [IV. 4]: 189 A, 200 A, **202** A, 203, 207, 214 A, 215 A, 217, 231, **232** A, 247, 249, 250 A, 256 A, 261 A; [V. 5, 104a]: 273, 281 A, 285, 303, 315, 366 A, 375, 383, 383 A, 384, 390; [VII. 2, 32]: 425, 426, 438, **440**, 443, 455; [VIII. 2]: 468 A, **481**, 481 A, 488 A, 490 A, 498, 499, 506 A, 510, 515.

Tornau: [III. 63]: 127.

Torrent: 413 A, 549, 552, 553, 557.

Uhl: 533, 535.

Uhlig: [II. 97]: 41; [VII. 43]: 434 A.

Umschau 1904: [IV. 97]: 221.

Velten: [IV. 47]: 202; [VI. 13]: 408 A.

Wallace: [III. 33]: 170; [VIII. 21]: 468 A, 475 A, 480, 481, 482, **483** A, 484 ff., 490, 492, ff., 495 A, 498 ff., 501 A, 506, 508, 509, 510 A, 512.

Wangenheim, von: 482 A.

Weilhammer: 198 A, 199.

Weltzsch (und Wolff): [VI. 19]: **404**; [VII. 19]: 439, 440, **442** A.

Weule: [IV. 23]: 200 A, 201, 232 ff., 254 A.

Wiese: [II. 51]: 45, 70, 71 A, 111 A; [III. 37]: 132, 133, 137 A, 140, 141, 142, 143, 143 A, 144 A, 145, **145** A, 146 ff., 149, **150**, **151** A, 152 ff., 162 ff., 165, 166 A; [IV. 53]: 236; [V. 39]: 368.

Wissmann, v.: [III. 13b]: 138, 211, 289, 290, 398 A, 399, 400 A; [VIII. 8, 12]: 489, 494, 499.

Wolff: [IV. 58]: 219 A, 312 A; [V. 46]: 325 A, 332 A, [VII. 16]: 445, **446**, 447, 450; [VII. 24]: **450** A, 451.

Wolff und Schumann: [VII. 8]: 442 ff.

Wolff und Weltzsch: [VI. 19]: **404**; [VII. 19]: 439, 440, **442** A.

Wyneken: [IV. 14]: 211.

Yule: 496 A.

Zache: [I. 19]: 18 A, 49; [V. 57]: 275, 285, 289, 292 A, 293, 294, 295, 296 A, 298, 313 A, 345, 350, 363 A, 365 A, 366 A, 368, 385; [VII. 20]: 403 A, 436, 451; [VIII. 31a, 31b]: 472 A, 477, 482 A, 491 A, 497, 499, 509; [X. 22]: 558.

Zeeb: [V. 68]: **314**, **315**.

Zenke 307.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

INDEX.

Bei der Zusammenstellung des Index sind nicht nur die zufällig im Texte vorkommenden Stichworte berücksichtigt, sondern in erster Linie ist der Sinn massgebend gewesen. Vor allem gilt das für die grösseren, möglichste Vollständigkeit des Themas anstrebenden Zusammenstellungen, wie »Eheschliessung, Ehebruch usw.«, »Weiber, soziale und rechtliche Stellung der«, »Weiber, Sexualleben der«, »Kinder«, »Totenbestattung, Trauergebräuche usw.«, »Religion und Ahnenkult«, »Gottesurteile, Wahrsagen und ähnliches«, »Vorstellungen, abergläubische, und ähnliches«, »Zauberei«, »Rechtsgewohnheiten der Eingeborenen«, »Felderbestellung usw. bei den Eingeborenen«, »Nahrung der Eingeborenen«, »Häuser«, »Häuserarten«, »Hausrat«, »Waffen für Jagd und Krieg«, »Tracht«, »Schmuck«, »Verunstaltungen, künstliche, des Körpers« usw. usw.; bei diesen Zusammenstellungen ist auch die alphabetische Anordnung zugunsten einer sinngemässen vernachlässigt.

Ein der Seitenzahl hinzugefügtes A bezeichnet, dass sich das Zitat in einer Anmerkung befindet.

Erläuternde Notizen zum Gebrauche des Index.

M- ist in Bantusprachen ein Singularpräfix, Wa- (Ba-, Awa-, A-, Ma-, Wama-) Pluralpräfix, U- ist Ortspräfix und Ki- in Verbindung mit einem Volksnamen bezeichnet die Sprache dieses Volkes, z. B.: die Leute mit dem Schlachtruf hehe heissen Wahehe, ein einzelner dieser Leute Mhehe, ihr Land Uhehe, ihre Sprache Kihehe. Auch Pa- (Kwa-) ist Ortspräfix, z. B.: der Platz, der an dem Flusse Rumbira liegt, heisst Pa-Rumbira, das Dorf des Häuptlings Amakita wird Kwa-Amakita genannt.

L und R sind gleichlautend, z. B.: Suru = Sulu; hierauf ist beim Nachschlagen Rücksicht zu nehmen: der eine schreibt Rumbira, der andere Lumbira, ein dritter Lumbila.

Aale, Genuss von 111, 374.
Aberglauben siehe Vorstellungen, abergläubische.
Abfluss des Njassasees 400.
Abnabelung der Neugeborenen 353.
Abirema 300, 302.
Abschneiden der Ohren usw. siehe Verstümmelungen.
Abstinenzler 13A, 116, 117.
Abtreibung der Kinder 352.
Abtritteinrichtungen 182, 505A.
Abzugsgräben siehe unter »Felderbestellung etc.«
Achat 41.
Ackerbau der Eingeborenen siehe unter Felderbestellung der Eingeborenen.
Ackerbau, europäischer, siehe unter Besiedelungsfähigkeit, Kartoffeln, Weizen usw.
Ackergeräte siehe unter »Felderbestellung etc.«
Ackergesänge 448.
Ackergruss 464.
Adansonia digitata (siehe auch Baobab) 404.
Adenota loderi 486.
Adenota vardoni 486.
Adlerfarn 191.
Adoption 351.
Aeolsharfen 237.
Aepyceros johnstonii 486.
Aerzte, eingeborene (siehe auch Medizin und Zauberei) 218ff., 309, 311, 312ff., 325.
Aexte 102, 121, 144, 306A, 383, 553.
Affekte, mimischer Ausdruck derselben (siehe auch Akunsyuma und unter »Zeremonien bei der Begrüssung usw.«) 342.
Affen 12, 196, 282, 283, 370, 436, 487, 526.
Affenbrotbäume siehe Adansonia und Baobab.
Affenfallen 451, 526.
Affenfleisch 112, 450.
Affen, gezähmte 370.
Affenjagd 334A.
African Lakes Company 286, 290, 538, 544.
Agaven 4.
Ahnenfiguren 68.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ahnenheiligtum siehe unter »Religion und Ahnenkult«.
Ahnenkultus siehe unter »Religion und Ahnenkult«.
»Aka mesi« (siehe auch »Ka mesi«-Märchen) 336.
Akazien 37, 192, 193, 396, 478, 485, 536.
Akunsyuma (beleidigender Schnalzlaut) 496.
Alarmapparate gegen Flusspferde 104.
Albinos 62.
Alkoholgenuss in den Tropen 13.
Alt-Iringa siehe Iringa.
Alt-Langenburg siehe Langenburg.
Alt-Nonda (Ort) 477.
Alt-Wangermannshöhe (Missionsstation) 288, 430A, 439.
Alungu, Geburtssitten der 496A.
Amakita (Häuptling) 128.
Amalamba (Stamm) 46, 47.
Amañanja (Stamm, siehe auch Wamanganja) 406.
Amelia-Bay (siehe auch Wiedhafen) 396.
Amphibien 196, 534.
Amphibienfleisch 110.
Amulette 85, 217, 248, 250, 311, 313, 464, 513, 520.
Amuletthölzchen 513.
Ananas 361.
Anbaufähigkeit siehe Besiedelungsfähigkeit.
Angelhaken 528.
Anjanja (siehe auch Anyanja), Milchgenuss bei den 368.
Ankylostomiasis 116.
Anlage der Dörfer siehe unter »Häuser etc.«
Anona (Frucht) 363A.
Anreden siehe unter »Zeremonien bei der Begrüssung etc.«
Anthropologie siehe Körperbeschaffenheit.
Anthropologische Sammlungen 535.
Antilopen 39, 282, 370, 486, 521, 523, 526.
Antilopen, gezähmte 370.
Antilopenfang 521, 523, 526.
Antilopengehörne, Verwendung der [96], [119], 157, [219], 240, 242, 338, 384, 451, 459, 555.
Anyanja (Stamm, siehe auch Anjanja) 310, 406, 407.
Apotheke der Neger siehe unter Zauberei.
Araber 4, 44, 130, 136, 207, 209, 286, 287, 489.
Araberniederlassungen:
am Njassa 286,
in Ungoni 130,
kulturelle Bedeutung 130.
Arachis (siehe auch Erdnüsse) 164, 361.
Arbeit der Frauen siehe Weiber, Arbeit der.
Arbeit der Männer, siehe Männer, Arbeit der.
Arbeiterfrage 132, 198, 295, 543.
Arbeitskasten, photographischer 27.
Armbrustrattenfallen 525.
Armschmuck:
der Kondeleute 384,
im Lindihinterland 85,
im Livingstonegebirge 461,
in der Niangaogegend 85, 86A,
der Wahehe 153, 249,
der Wahjao 85,
der Wakinga 459,
der Wamakonde 85, 520,
der Wamakua 85A,
der Wamuera 85, 520,
der Wangoni 85A, 145, 153.
Armschmuck:
Ringe als Jagdzauber 520;
Ringe aus:
Elefantenschwanzhaaren 85,
Elfenbein 153, 249,
Messing, gegossenem 85, 153,
Metalldraht, umwickeltem 249,
Perlen, europäischen 85,
Sohlenhorn der Elefanten 153, 520,
Tierhaut 85, 153, 520;
Schnüre aus:
Metall-Perlen, einheimischen 249, 384;
Spiralen aus:
Metall 85, 86A, 153, 249, 384, 459, 461.
Arrestlokal 550.
Asalikrankheit (= Mafutakrankheit) 4, 69, 112, 129, 164.
Aschendüngung 100, 362, 508.
Askari 8.
Astgabelleitern 449, 451.
Asukuma (Stamm) 493.
Asylrecht 308.
Atonga (Stamm vom West-Ufer des Njassa) 76, 77, 170, 351A.
Atonga (Stamm vom Schire-Ufer; siehe auch unter Port Herald) 549.
Asche und Topfscherben am Wege siehe unter »Totenbestattung etc.«
Asche, Entfernen der, nach Seuchenausbruch 223A.
Atschekunda (siehe auch unter Port Herald) 549.
Aufbewahrung:
des Brennmaterials 94, 417, 456, 457, 504.
des Getreides siehe unter »Feldbestellung etc.«,
des Hausgeräts siehe unter Häuser-Inneneinrichtung.
Aufstand der Wanjakjussa 292, 305.
Augenbrauen, Rasieren der 387, 461.
Augenwimpern, Epilieren der 387, 461.
Augenbindehautentzündung der Neger 92.
Ausfuhrartikel siehe Export.
Aussichtshügel, künstlicher 259.
Austern 11.
Automobil 17.
Awa-kukwe (siehe auch Wakukwe) 301.
Awa-ndali (siehe auch Wantali) 301.
Awa-nkonde (siehe auch Wakonde und Kondeleute) 301.
Awa-nyakjussa (siehe auch Wanjakjussa) 301.
Awa-nyamwanga (siehe auch Wanjamanga) 301.
Awaraghusi (= Propheten) 322.
Awa-rambia (siehe auch Warambia 301.
Awa-wanda (siehe auch Wabuanda) 301.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Awa-wandia 301.
Awa-wiwa 301.
Awungu (siehe auch Wabungu) 301.

Bäder, medizinische 281, 474.
Bagamojo-Taborastrasse 52.
Bahi-Berg 398.
Bahnprojekte (siehe auch Njassabahn) 538, 543.
Bambus 38, 128, 164, 363, 448, 464.
Bambus, indischer, im Kondeland 363.
Bambusanbau 97, 164, 363, 448.
Bambusbier siehe Bambuswein.
Bambusfällen, Zeremonie beim 315.
Bambusgefässe 97, 117, 155, 157, 263, 382, 450, 459.
Bambusgerüst beim Hüttenbau 159, 376.
Bambusköcher 459.
Bambusmelkgefässe 263, 382.
Bambusspan, Verwendung eines, bei der Obduktion der Leichen und der Abnabelung 325, 325 A, 353, 353 A.
Bambusverwendung 97, 363, 448.
Bambuswald 275, 278, 435.
Bambuswein 117, 164, 252, 363, 450, 464.
Bambusweinbereitung 117, 450.
Bananen, Anbau von 114, 176, 184, 274, 360, 412, 448, 478 A.
Bananen, heilige 327 A, 331, 332.
Bananen, wilde 435.
Bananenflösse 31.
Bananengenuss 114, 374.
Bananengenuss, verbotener 332, 374.
Bananenkultur 360.
Bananenmesser (siehe auch Haumesser) 306 A, 333.
Bananenverwendung (siehe auch Bananengenuss) 360 ff.
Bananenwein 361 A.
Bandawe (Ort) 419.
Bangala (Fluss) 47.
Bangweolo-See 472.
Bantu, Küssen bei den 71 A.
Banyanen 8.
Baobabs (siehe auch Adansonia) 22, 38, 396, 485.
Barasa (=Laube) 24.
Barori (siehe auch Warori und Wassangu) 407.
Barossiglaube 311, 313 A.
Barra-Barra (=Strasse) 18.
Barttracht 152, 515.
Bastsäcke 109, 505 A.
Bastschurze usw. siehe unter Tracht.
Baststoffbemalung und Färbung 84, 384, 385, 420 A.
Baststoffbereitung 84, 129, 363.
Baststirnbänder (siehe auch Trauerbinden) 384.
Bataten (siehe auch Süsskartoffeln) 184, 361, 374, 448, 508.
Bauart siehe Häuser, Häuserarten, Häuserbau.
Bäume, heilige 67, 68, 227, 303, 303 A, 326, 327 A, 331, 373.
Baumkulturen der Eingeborenen 129, 363.
Baumwolle 4, 42, 130, 198, 294, 479, 508, 538.
Baumwolltücher, einheimische 247, 511, 512, 512 A.
Beerdigung siehe unter »Totenbestattung etc.«
Beetkulturen siehe »Felderbestellung etc.«
Befestigungsanlagen 158, 158 A, 159, 182, 254, 258 ff., 418, 499 ff.
Begräbnis siehe unter »Totenbestattung etc.«
Begräbnishaine 329, 445, 498.
Begrenzung:
  Kondeland 268.
  Livingstonegebirge 425.
  Ubena 188, 194.
  Uhehe 188.
  Ungoni 125.
  Ussangu 188.
Begrüssung siehe unter »Zeremonie bei der Begrüssung etc.«
Behaarung als anthropologisches Merkmal 56 A, 488 A.
Beigaben siehe unter »Totenbestattung etc.«
Beinschmuck:
  der Kondeleute 384.
  im Lindihinterland 85.
  in der Niangaogegend 86 A.
Beinschmuck:
  in Port Herald 553.
  der Wahehe 223, 249.
  der Wakissi 223.
  der Wamakua 85 A.
  der Wangoni 85 A, 145, 153, 165.
Beinschmuck:
  Klappern 553.
  Knöchelspangen, silberne 6.
  Ringe aus:
    Messing, gegossenem 153.
    Metalldraht, umwickeltem 223, 249.
    Tierfell 145.
  Schellen 145, 153, 165, 384.
  Schnüre aus:
    Bananenkernen 165.
    Metallperlen, einheimisch. 384.
  Spiralen aus Metall 86 A.
Bejagebirge 432, 470, 478.
Bejagebirge:
  Frauentracht im 512.
  Vegetationsbild des 479.
Bejera's siehe Mbejeras.
Bekämpfung der Wanderheuschrecken 107.
Bekleidung siehe Tracht.
Bemalung des Körpers siehe Körperbemalung.
Bemalen der Töpfe 416.
Bemalen des Baststoffes 384, 385.
Bemalen der Häuser usw. siehe Malerei.
Bendera (Ort) 411.
Benediktiner-Mission 14, 42, 130, 140, 213.
Beratungshallen usw. siehe unter Häuserarten.
Bergkristall 41.
Berliner Mission I 213, 287, 288, 437.
Berufspriester 317 ff., 320, 321, 322.
Beryll 41.
Beschneidung 62, 63, 147.
Besen 505, 380.
Besiedelungsfähigkeit:
  Bezirk Langenburg 298.
  Bulongwa 436.
  Kondeland 274, 275, 294 ff.
  Lindihinterland 37, 39 A, 42.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Besiedelungsfähigkeit:
Livingstonegebirge 436.
Lupembe 198.
Malila 477.
Mbejera 198.
Ubena 194, 198.
Uhehe 197 ff, 297, 477.
Ulanga 176.
Ungoni 130, 131.
Unjika 477.
Untali 274.
Upangwa 198.
Bestattung siehe »Totenbestattung etc.«
Bestrafung siehe unter »Rechtsgewohnheiten etc.« u. Rechtspflege.
Bettstellen 92 ff., 161, 262, 381, 419, 457, 504, 548, 550.
Bettverschläge 381.
Beulenpest 199.
Bevölkerungsziffer (bzw. Seelenzahl):
Alt-Langenburg 290 A.
Amakita 129.
Blantyre 544.
British Central Africa Protectorate 538.
Buanjikessel 437 A.
Bulongwa 437 A.
Chinde 558.
Deutsch-Ostafrika 9.
Elton-Plateau 437 A
Hanga 175.
Ikombe 410 A.
Iringabezirk 193 A, 197, 197 A.
Kondeland 290 A, 298.
Kota-Kota 536.
Langenburgbezirk 290, 437 A.
Lindi 4.
Lindibezirk 45.
Livingstonegebirge 437.
Malila 488.
Matengo 132.
Matumbi 175.
Mbejera 437 A.
Njassa-Ostgestade 399, 410.
Nkanda 410 A.
Nonda 493.
Ssongeabezirk 132, 437 A.
Tanganjika-Plateau 290 A.
Uanda 488.
Bevölkerungsziffer (bzw. Seelenzahl):
Ubungu 488.
Ukinga 290 A, 437 A.
Ungoni 132.
Uniamanga 488.
Unjika 290 A, 488.
Untali 290 A, 298.
Upangwa 437 A.
Urambia 488.
Ussafua-Rukwagebiet 290 A, 488.
Utengule 261.
Wabena 195 A, 197 A.
Wahehe 197 A.
Wahjao 51.
Wakinga 438.
Wakissi 410.
Wamakonde 48.
Wamahassi 438.
Wamakua 51.
»Wangoni« in der Ntschitschira-Gegend 55.
Wassangu 193 A.
Wazungwa 191 A, 197 A.
Wiedhafenbezirk 290 A, 399.
Bewässerung siehe unter »Feldbestellung etc.«
Bewaffnung siehe »Waffen etc.«
Bienen 196.
»Bienen« symbolisch 342.
Bienenbrut, Genuss der 114.
Bienen-Zauber 313 A.
Bienenzucht 40, 114, 166, 196, 252, 374, 450.
Bier der Neger siehe Pombe.
Bier, europäisches 12, 12 A.
»Bierkomment« bei den Wangoni 165.
Bilharziakrankheit 220, 336 A.
Blantyre (Stadt) 543, 544.
Blasebalg 167, 171.
Bleischmuck 72, 154, 553, 554.
Blumenschmuck 384 A.
Blutgenuss 111, 111 A, 251 ff.
Blutgenuss beim Sühnopfer 308.
Blutsfreundschaft 214 A.
Blutsverwandte, Heirat derselben 346.
Bodenbeschaffenheit vergl. Besiedelungsfähigkeit.
Bodenräume siehe unter Häuser-Inneneinrichtung.
Böse Geister siehe Glaube an Dämonen unter »Religion und Ahnenkult.«
Bogen siehe unter »Waffen etc.«
Bohnen 130, 164, 191, 250, 273, 361, 374, 448, 508.
Boote siehe Einbäume.
Borassuspalmen 485, 545.
Bosyuku (=Unterwelt) 323.
Botryococcus Braunii 404.
Brachystegia 126.
Brandmalerei 126, 155, 162, 263, 382, 459, 506, 514, 553.
Braukrüge (siehe auch Pombe-Kübel) 253, 263.
Braunkohlen 41.
Brautpreis siehe unter »Eheschliessung etc.«
Brautwerbung siehe unter »Eheschliessung etc.«
Brennen der Töpfe 416.
Brennmaterial:
Aufbewahrung des 94, 417, 456, 457, 504.
Bananenblätter als 361.
Maniokstauden als 417.
Mist als 261, 372, 373.
Brennofen für Töpfe 416.
Bretter 93, 381.
Brettspiel 357.
Brillenschlange [siehe die Berichtigung beim Druckfehlerverzeichnis] 24 A.
British Central Africa Protectorate (siehe auch Port Herald):
Bahnprojekte 543.
Baumwolle 538.
Bevölkerungsziffer 538, 544.
Blantyre 544.
Dankeszeichen 342 A.
Erbrecht 308.
Fischgifte 531.
Geschichte 537.
Geschlechtsverkehr 352.
Hexenprozesse 311.
Handelspolitische Bedeutung 538.
Hausboote 545.
Haustiere 364 A.
Heckraddampfer 541.
Hüttensteuer 539.
Jagdzauber 520.
Kaffee 538.
Klima 544.
Machillatransport 543.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

British Central Africa Protectorate (siehe auch Port Herald):
Mfiti 311.
Namenswechsel 358.
Polygamie 61.
Schireufer 545.
Stellung der Frau 307.
Töten der Kinder 352.
Totengebräuche 325 A.
Transportmittel 545.
Vertretung der Frau vor Gericht 307.
Verwaltung 539.
Wahjao, Charakter der 57.
Wirtschaftliche Entwicklung 537, 538.
Britisch-Chiromo 546.
Britisches Njassagestade 394.
Britisch-Ostafrika 11 A.
Britische Wakonde 298 A, 302.
»Brockengespenst« auf dem Rungwe 276.
Brombeeren 25 A, 363 A.
Bromdesinfektion des Wassers 23 A.
Brückenbau 18 A, 376 A.
Brüdergemeinde siehe Herrnhuter Mission.
Buanji (vergl. Wabuanji) 429, 430, 431, 435 A, 437 A.
Buckelrinder siehe Rinder.
Buddhisten 8.
Büffel 39, 127, 176, 282, 435, 479, 480, 487.
Büffelfleisch 374.
Bululile (Sultan) 442, 443.
Bulongwa:
Besiedelungsfähigkeit 430.
Bevölkerungsziffer 437 A.
Erdwohnungen 454.
Holzkohlenbereitung 167 A.
Bumbumu (Sultan) 203 A.
Burentreks 199.
Burgen siehe Befestigungsanlagen.
Buschmesser (siehe auch Haumesser) 102, 458.
Butterbereitung 368.
Butterverwendung 114, [152], 368.

C, siehe auch K.
Caenis 406.
Cajanus indicus 100.
Calandra oryzae 109.
Cervicapra thomasin. 486.
Chamäleon, abergläubische Vorstellung davon 316.
Charakter:
der Bewohner des Livingstonegebirges 440,
der Kondeleute 300,
der Stämme des Lindihinterlandes 57,
der Stämme zwischen Kondeland und Rukwasee 489,
der Wabena 203,
der Wahehe 202,
der Wahjao 57,
der Wamakonde 59,
der Wamakua 58,
der Wamuera 59,
der Wangoni 142,
der Wanjika 494,
der Wassangu 203.
Chela (=Rukwa-See) 468.
Chemponde (Häuptling) 50.
Chemtila (Häuptling) 50.
Chetano (=Teufel) 317, 556.
Chikorombue-Zeichen 81.
Chilingula (Landschaft) 47.
Chinarinde 294, 436.
Chinde (Stadt) 289, 558.
Chinde-River 557.
Chindumba (=Panicum colonum) 100 A.
Chipanganga (Sultan) 47.
Chipete (Ort) 54.
Chiromo (Stadt) 539, 542, 543, 545, 546.
Chiromo, Britisch- 546.
Chiromo, Portugiesisch- 546.
Chisi (Teil des Rukwasees) 468.
Chissi (Landschaft) 50.
Chistopole-Zeichen 82.
Chiwaro (Sultan) 53.
Chungu (Sultan) 327.
Chunguti-Baum 114, 363.
Chupanga (Ort) 557.
Chromis (Fischart) 30, 405.
Circumcision siehe Beschneidung.
Colobusaffen 282, 283, 436.
Colobusaffenfleisch 450.
Colobusaffenjagd 334 A.
Colocasia 164.
Companhia de Assucar de Moçambique 557 A.
Companhia do Nyassa 540, 543.
Companhia da Zambesia 543.
Conchylien 406.
Conservierung von Fleisch 25, 111.
Conservierung von Fisch 111, 166, 450.
Congoschlange 24 A.
Corethra 406.
Curcuma 164.

Dabaga (Plantage) 197.
Dachkonstruktion siehe unter Häuserbau.
Damaliscus jimela 487.
Dampfer 30, 177, 285, 288, 289, 289 A, 536, 537, 541.
Dampferexpedition v. Wissmanns zum Njassa 289.
Dampfmaschine für Warentransport 545.
Dar-es-Salam:
Brauerei 13 A.
Eisfabrik 12.
Handwerkerschule 10 A.
Namenbedeutung 1.
Seba-Hadschi-Hospital 8.
Sodawasserfabrik 12.
Daua (=Medizin) siehe Medizin und Zauberei.
Dauahügel 497.
Daua ya bunduki 78.
Deckelkörbe 95, 506.
Deepbay 366 A.
Deutsches Njassa-Gestade 394 ff.
Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft 3, 9, 293.
Deutsch-Uniamanga, siehe Uniamanga.
Deutsch-Urambia, siehe Urambia.
Dialekt, siehe Sprache.
Dichtkunst der Wahehe 246.
Distomum hepaticum 365 A.
Distrikte des Livingstonegebirges 427 ff.
Djamimbiberg 395, 410, 432.
Dolichos Lablab 100.
Donjera am Mbarali 492.
Doppelkörbe 506.
Doppeltrommeln 236, 554.
Dorfanlagen siehe unter »Häuser etc.«
Drahtringe 73.
Drahtschmuck (siehe auch Messingschmuck und Metall-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

schmuck) 73, 85, 154, 223, 249, 461, 514.
Drahtspiralen, Erlaubnis zum Tragen von 153.
Drahtverzierungen 173, 233, 385, 507, 553.
Drahtziehen 173.
Drehscheibe 415.
Druckerei 11 A, 538.
Duckerantilope 196.
Dudyspitze 397.
Düngung 100, 130, 294, 362, 508.
Düngemittel 100, 362, 373, 508.
Dumpalmen 38, 176.
Dunkelkammer, transportable 27 ff.

Ebenholz siehe Grenadillholz.
Ebenholzbäume 38, 40.
Eckbretter siehe unter Hütten-Inneneinrichtung.
Edelsteine 41.
Effendi 8.
Eheschliessung, Ehebruch usw. (siehe auch Kinder u. Weiber):
bei den Kondeleuten 292 A, 307, 343, 344 ff., 359,
in der Niangao-Lukuledi-Gegend (Lindihinterland) 64,
in der Port Herald-Gegend (unterer Schire) 550, 552.
bei den Wabena 228, 229,
bei den Wahehe 228, 229.
bei den Wahjao 60,
bei den Wakissi 447,
bei den Wamakonde 61, 64,
bei den Wamakua 61,
bei den Wamuera 61, 64,
bei den Wangoni 141, 143, 146,
bei den Wanjika 494 ff.,
bei den Wassangu 228, 229.

—

Gattenwahl, Werben und Hochzeit 60, 61, 64, 146, 345 ff., 494 ff.
Verlobung von Kindern 64, 345, 346, 347, 495.
Heiratskonsens 143.
Brautwerber 345, 346, 347, 349, 447, 495.
Eheschliessung, Ehebruch usw. (siehe auch Kinder u. Weiber):
Brautpreis usw. 61, 64, 146, 229, 344, 495.
Verhältnis der Gatten zueinander 60, 60 A, 61, 146, 229, 344, 346, 348, 351 A, 447, 495.
Verhältnis zu den Schwiegereltern 60, 64, 332, 342, 350 ff., 447, 495.
Polygamie 61, 63, 147, 229, 292 A, 344, 496.
Heirat zwischen Blutsverwandten 346.
Leviratsehe 149, 229, 308, 328, 348, 496.
Wiederverheiratung von Witwen 67, 149, 223.
Ehescheidung 61, 113, 343, 349, 350, 351 A:
wegen Untreue 61, 349,
wegen Unfruchtbarkeit des Weibes 350,
wegen Impotenz des Mannes 351 A,
wegen schlechten Kochens 113, 343,
wegen Zanksucht des Weibes 350,
Ehebruch 61, 62, 143, 229, 307, 345, 349.
Ausserehelicher Geschlechtsverkehr 345, 352.
Vergewaltigung von Frauen 229, 349.
Ehrenzeichen 152 A, 153.
Eichhörnchen 487.
Eid 151, 214, 309.
Eier 24, 370.
Eiergenuss 110, 163, 369, 374.
Eigennamen 47, 63, 63 A, 351, 358, 374.
Eigentumsmarken der Rinder 372.
Einbäume 19, 121, 185, 412, 413, 510.
Einbäume, Herstellung der 363, 413, 413 A.
Eingeborenen-Industrie 115, 121, 166, 413, 458, 506, 511 ff.
Eingeborenen-Nahrung siehe Nahrung der Eingeborenen.
Eingeborenen-Zeichnungen siehe Malerei.
Einwohner-Zahlen, siehe Bevölkerungsziffer.
Eisenbahn siehe Bahnprojekte und Njassabahn.
Eisenerz 121, 166, 168:
Verhüttung des 121, 166 ff., 507.
Vorkommen von 41, 296, 434, 437, 472.
Eisengerät siehe Feldhacken, Waffen usw.
Eisenocker 416, 463.
Eisenschmiede (siehe auch Eisenschmieden) 218, 263, 383 A.
Eisenschmieden 121, 170 ff., 458, 507.
Elefanten 39, 127, 175, 176, 194, 196, 199, 230, 282, 435, 487.
Elefanten, Ringe aus Schwanzhaar der 85.
Elefanten, Ringe aus Sohlenhorn der 153, 520.
Elefanten, Schutzmittel gegen 520.
Elefantengenuss:
Fleisch der 374.
Mageninhalt der 111.
Elefantenjagd 166, 230, 374 A, 520.
Elefantenjagd, bildliche Darstellung einer 245.
Elefantenjäger 118 ff., 166, 245, 518.
Elefantenjäger, Fleischverbot für 520.
Elefantenmarsch 545.
Elefantenzähne siehe Elfenbein.
Elenantilopen 374, 487.
Elenantilope, Genuss v. Mageninhalt der 111.
Elenantilope, Nahrung der 111 A.
Eleusine (=Ulesi) 100, 130, 164, 191, 250, 301, 375, 448, 449, 508.
Elfenbein (siehe auch Elefanten) 3, 66, 199, 224.
Elfenbein, Anspruch der Häuptlinge an das 230, 274 A.
Elfenbeinringe 153, 249.
Elton-Pass 303, 430.
Elton-Plateau 429, 430, 432 ff.
Embuta-Glaube 106, 445.
Emesu-Stäbe 306.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Englische Kolonien 538 ff.
Englische Wakonde 298 A, 302.
Engraulicypris pinguis (sieh. auch Ussipa-Fisch) 112, 405.
Entbindung, siehe unter Weiber, Sexualleben der.
Entdeckung des Njassa 285.
Enten, zahme 100, 363, 370.
Enten, wilde 196, 284, 406, 486.
Entwässerungsanlagen siehe unter »Felderbestellung etc.«
Entwöhnen der Kinder 61, 355.
Entstehung der Stammesnamen 200, 408.
Epilieren 56 A, 247, 387, 461.
Epilierpincette 154.
Equus crawshagi 487.
Erbantritt, Zeremonie beim 328.
Erbrecht siehe unter »Rechtsgewohnheiten etc.«
Erbsen 130, 164, 191, 250, 361, 374, 448.
Erbsenbaum 361.
Erdbeben 285, 432 A.
Erdbeben, Deutung des 333, 444.
Erderbsen (siehe auch Voandzeia) 100, 411.
Erdesser 115 ff.
Erdmieten 109.
Erdnüsse (siehe auch Arachis) 3, 100, 130, 250, 411, 508, 509.
Erdnusskraut zur Salzgewinnung 115.
Erdpyramiden 189.
Erdwohnungen 454.
Erfindungsgabe d. Eingeborenen 518.
Erikabüsche 276.
Ernährungsweise siehe Nahrung der Eingeborenen.
Erntefest 362.
Erosionsabstürze 189.
Erschliessung, kulturelle, des Kondelandes 285.
Ersten Menschen, Sagen von den (siehe auch Ursprungssagen) 50, 333.
Erste Schwangerschaft siehe unter Weiber, Sexualleben der.
Erstgeburt siehe unter Weiber, Sexualleben der.
Erwerbssinn der Kondeleute 295.
Erythrophloeum 150 A.
Erythreum guinense 309.
Erziehung der Kinder siehe unter Kinder.
Esel 22, 295.
Essen der Eingeborenen siehe Nahrung der Eingeborenen.
Esskörbchen 113.
Esslöffel 113.
Essnäpfe 505.
Estrich siehe unter Hausbau.
Ethnographische Sammlungen 535.
Eulen 486.
Euphorbien (siehe auch Kandelaber- u. Leuchtereuphorbien) 192, 258, 485.
Europäerspitznamen 20.
Export 3, 4, 41, 538, 558.
Exhumierung 330.

Fächerpalmen (siehe auch Borassus- und Dumpalmen) 22.
Färben der Baumwolle 511.
Färben der Töpfe 416.
Färben d. Körpers siehe Körperbemalung.
Färben des Schädels siehe unter Tracht etc. der Haare.
Färbemittel 79, 247, 385, 387, 390 A, 416, 463, 511, 515, [531].
Fahrstrassen 17, [297], 298, 545.
Fahrwasser siehe Schiffahrtsverhältnisse.
Fallgruben 525.
Fallspeere 524.
Familiennamen 47, 63 A, 351, 358, 374 A, 408.
Familienverbände 47, 63 A, 374 A, 548
Farbe des
Njassasees 404,
Rukwasees 484,
Wentzel-Heckmannsees 279.
Farbholz 387, 390 A.
Fauna:
Gebiet zwischen Njassa- und Rukwa-See 534 A,
Kissiwasee 280,
Kondeland 282 ff., 534 A,
Lindigegend 12,
Lindihinterland 39,
Livingstonegebirge 435,
Malombesee 542,
Fauna:
Njassagebiet 534 A,
Njassasee 405 ff., 534 A,
Ruhudje 185,
Ruhuhu 397,
Rukwagebiet 485 ff., 534 A,
Rukwasee 485, 534 A,
Rungwevulkan 276, 282,
Ruwumagebiet 39, 534 A,
Tschungrurusee 280,
Ubena 196,
Uhehe 196,
Ukinga 451,
Ulangaebene 176,
Ungoni 127,
Unjika 487 A,
Urambia 487 A,
Ussangu 193 ff., 196,
Wentzel-Heckmannsee 278 ff.
Federschmuck siehe unter Schmuck.
Felderbestellung usw. bei den Eingeborenen [Zusammenfassung über Felderbestellung 100 ff.]:
in Buanji 106, 448 ff.,
im Gebiet zwischen Konde-Land und Rukwa-See 507 ff.,
in der Karonga-Gegend 107,
im Kondeland 108, 360 ff.,
im Lindihinterland (resp. am oberen Ruwuma) 90, 90 A, 100 A, 102, 103, 104, 106, 108, 109,
auf dem Makonde-Plateau 100, 101,
in Matumbi 184,
auf dem Muera-Plateau 101, 103,
am Njassa-Nordost-Ufer 108, 411.
auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau 508,
in Port Herald 552,
in Ubena 105, 250 ff.,
in Uhehe 103, 106, 109, 250 ff.,
in Ukinga 448 ff.,
in Ungoni 103 A, 107, 108, 109, 150, 163 ff.,
in der Ulanga-Ebene 103, 183, 184,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Felderbestellung usw. bei den Eingeborenen [Zusammenfassung über Felderbestellung 100 ff.]:
in Ussafua 109,
in Ussangu 108, 250 ff.,
bei den Wahjao (portugiesischen) 103,
bei den Wamakonde 103 A, 108,
bei den Wamakonde-Mawia 102,
bei den Wamatengo 103, 128,
bei den Wamawemba 448 ff.,
bei den Wanjika 508,
in der Wiedhafen-Gegend 103, 411,

Anlage der Felder 100, 101, 163, 362, 508,
Feldwechsel 3, 101, 508,
Be- und Entwässerungsanlagen, Terrassierungen usw. 103, 128, 163, 411, 448,
Düngen der Felder 100, 362, 373, 508,
Zauber z. Fruchtbarmachen der Felder 105,
Regenzauber 69, 218, 277, 315, 320, 414, 497,
Felderschutz durch Wildzäune, Wildscheuchen, Vogelscheuchen, Heuschreckenbekämpfung 90 A, 103 ff., 107, 362, 449, 508, 552,
Zauber gegen Heuschrecken 106, 107,
Zauber gegen Felddiebe 105, 150, 217, 315,
Feldhütten 90 A, 104, 183, 449, 552,
Feldhacken aus Eisen 102, 121, 163, 170, 362, 448, 458,
Feldhacken aus Holz 102 A, 362 A,
Harken 449,
Buschmesser (Sichelmesser, Bananenmesser, Haumesser) 102, 232 A, 306 A, [333], 385, 458, 464,
Aexte zum Roden 102,

Felderbestellung usw. bei den Eingeborenen [Zusammenfassnng über Felderbestellung 100 ff.]:
Gerät zum Wurzelausroden 102,
Angebaute Feldfrüchte (sieh. auch Sorghum, Eleusine, Penisetum, Mais, Bataten, Bananen, Tabak usw.) 100, 100 A, 129, 164 ff., 184, 250, 360, 361, 411, 448, 508,
Verbot, gewisse Feldfrüchte anzubauen, als Häuptlingsrecht 363,
Trocknen der Feldfrüchte 90, 108, 250, 250 A.
Tennen 250 A.
Aufbewahrung der Feldfrüchte usw. 108, 109, 129, 164, 250, 250 A, 251, 362, 449, 507 ff.
Transport d. Getreides 109.
Felderbestellung, europäische, siehe Besiedelungsfähigkeit u. Kartoffeln, Weizen usw.
Feldhacken siehe unter »Felderbestellung etc.«
Feldhacken als Geld 102, 170.
Feldhühner 486.
Felle, Zubereitung der 151.
Fellsäckchen 95, 458.
Fellschurz siehe unter Tracht.
Festbemalung siehe Körperbemalung.
Festungen siehe Befestigungsanlagen.
Fettschwanzschafe (siehe auch Schafe) 295, 368.
Feuer, Sage vom 337.
Feuerlöschen bei Seuchenausbruch 223 A.
Feuerprobe siehe unter »Gottesurteile etc.«
Feuerreiben 91.
Feuerstelle 91, 161, 252, 262, 380, 419, 457, 505, 550.
Feuertransport 91.
Feuerungsmaterial siehe Brennmaterial.
Feuerwaffen siehe unter »Waffen etc.«
Ficus 129, 363.

Finga (Stamm) 408.
Fingano (Ort) 471.
Fingerschmuck:
der Kondeleute 384,
im Lindihinterland 85,
Fingerschmuck:
Ringe aus:
Eisendraht 85,
Messingdraht 85,
Metall 385.
Fischconservierung 112.
Fische als Nahrung 111, 111 A, 166 A, 374.
Fische:
im Kondeland 284,
im Lindihinterland 121,
im Njassasee 405, 534 A,
im Ruhuhu 397,
im Rukwasee 485 A, 486, 534 A,
im Ruwuma 121,
im Tschungrurusee 280.
Fischerei und Fischereigerät 121, 184, 273, 374, 412, 510, 518, 527 ff.
Fischgift 121, 531.
Fischgiftpflanzen 129, 531.
Fischkochlöffel 420.
Flamingos 406, 486.
Flechtmuster 415.
Fleischconservierung 25, 111.
Fleischgenuss siehe unter Nahrung der Eingeborenen.
Fleischverbot für Elefantenjäger 520.
Fleischzubereitung 111.
Flintenzauber 78, 246, 520.
Flöten 239, 338, 458, 504, 555.
Flotilla-Transportgesellschaft 541, 542.
Flusspassagen 17, 18.
Flusspferde 24, 39, 176, 185, 196, 280, 282, 397, 405, 485.
Flusspferde, Alarmapparat gegen 104.
Flusspferde, Feldmauern gegen 104 A.
Flusspferdfallen 524.
Flusspferdfang 526.
Flusspferdfleisch 24 ff., 519.
Flusspferdjagd 412, 519.
Fly-Belts 366.
Fortleben der Seelen siehe unter »Religion und Ahnenkult«.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Framboesia 220.
Frauenarbeit siehe Weiber, Arbeit der.
Frauen, Grüssen der, siehe unter »Zeremonien bei der Begrüssung etc.«
Frauenkleidung siehe unter Tracht.
Frauenrechte siehe unter »Rechtsgewohnheiten etc.« und Weiber, soziale und rechtliche Stellung der.
Freien siehe unter »Eheschliessung etc.«
Freistaat von Ostafrika 539.
Freskenmalerei 242 ff.
Freskenmalerei der Königsburg in Gawiro 244 ff.
Freundschaftsbündnisse 301.
Friedenszeremonie 145 A.
Frisur siehe Tracht der Haare.
Frösche 196.
Frottierinstrument 552.
Fruchtabtreibung 352.
Früchte, wilde 25 A, 113, 127 A, 164, 192, 250, 336 A.
Fruchtbäume, kultivierte 363:
Chunguti 114, 363,
Kokospalme 3, 22, 100,
Mango 53, 114,
Papayen 399 A.
Frühgeburt, Schicksal der 496 A.
Fürsten siehe Häuptlinge.
Fuiti siehe Mfiti-Glaube.
Fulaningi (Berg) 434.
Funsa (= Sandfloh) 196.
Fusi (Häuptling) 138.

Gabi 132.
Gänse 370.
Gänse, wilde 196, 284, 406, 486.
Gastgeschenk 20.
Gastgeschenk, Wasser als 484.
Gattenliebe 348.
Gattenwahl siehe unter »Eheschliessung etc.«
Gaukler-Adler 486.
Gawiro (Ort) 194.
Gawiro:
Ausdehnung 254,
befestigte Temben 255, 261,
Kornbehälter 250,
Freskenmalerei 244 ff.
Gebetsbaum (siehe auch unter »Religion und Ahnenkult«) 67, 68.
Gebetszeremonien siehe unter »Religion und Ahnenkult«.
Gebiet zwischen Kondeland und Rukwasee:
Ackerbau 508.
Amuletthölzchen 513.
Anthropologisches 487, 488.
Barttracht 515.
Bauform 499, 502, 504.
Befestigungen 499, 500.
Bevölkerungsziffer 487.
Burgen 499.
Dachkonstruktion 503.
Feldbestellung 508.
Fischfang 510.
Geologisches 472.
Geschichte 489.
Gräfin-Bose-Thermen 473.
Haartracht 515.
Hausrat 504 ff.
Hühnerställe 509.
Hühnerzucht 509.
Inneneinrichtung der Hütten 504.
Jagd 510.
Kinderschurz 512.
Körperbemalung 515.
Körperbeschaffenheit der Bewohner 487.
Landwirtschaft 508.
Männertracht 511.
Nassiënje-Höhle 475 ff.
Ohrpflöcke 513.
Prähistorische Steinringe 497.
Schmuck 513.
Speicher 507.
Spindel 511.
Spinnen 511.
Steinringe 497.
Tätowierung 514.
Taubenschläge 509, 510.
Taubenzucht 509.
Tektonik 469.
Totenkultus 497.
Türen 501, 503.
Vieh 509.
Viehställe 509.
Waffen 510.
Wandzeichnungen 503.
Weberei 511.
Gebiet zwischen Kondeland und Rukwasee:
Zahndeformation 514.
Zauberei 497.
Geburtsgebräuche siehe unter »Kinder« und Weiber, Sexualleben der.
Gefässe aus Ton siehe Töpfe.
Gefässtrommeln 236.
Geier 486.
Gehöfte 150, 158, 180, 254, 456.
Geister siehe unter »Religion und Ahnenkult«.
Geld, Hacken als 102, 170.
Geldbusse (siehe auch unter Rechtsgewohnheiten der Eingeborenen) 10 A.
Gemüse (siehe auch Gurken, Kartoffeln, Kürbisse usw.):
der Eingeborenen 25, 113,
europäisches 11, 130, 191, 192, 294, 477.
Gemüseschädlinge 11, 130.
Gendera (Häuptling) 139, 147.
Geologie (siehe auch Gräben, tektonische):
Beja-Gebirge 472.
Gebiet zwischen Kondeland u. Rukwasee 469 ff., 472 ff.
Kondeland 268 ff.
Lindi 2 A.
Lindihinterländ 33 ff.
Livingstonegebirge 425 ff., 432 ff.
Malila 269, 469, 472, 473, 473 A.
Missuko 469.
Njassagebiet 268 ff.
Njassa-Gestade 395 ff., 398 ff.
Njassasee 268, 400 ff.
Njassa-Tanganjika-Plateau 472.
Rungwe-Vulkan 276.
Ruwumagebiet 33.
Ssongwetal 475.
Ubena 189 ff.
Uhehe 189 ff.
Ukonongo-Ukimbu-Plateau 472.
Ulanga 176.
Ungoni 126.
Unjikahorst 269, 472, 479, 480 A.
Untati 269, 274, 469.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geologie (siehe auch Gräben, tektonische):
Urambia 469.
Ussangu 189 ff.
Utschungwegebirge 189.
Geometrische Muster 87, 243 ff., 340 ff., 382.
Geraugi (Ort) 117.
Gesänge 20, 165, 236, 413, 448.
Geschichte:
des British Central Africa Protectorate 537 ff.,
des Freistaats von Ostafrika 539 ff.,
der Njassa-Anwohner 411,
der Stämme des Kondelandes 285 ff., 303,
der Stämme des Lindihinterlandes 43 ff.,
der Stämme des Livingstonegebirges 441,
der Stämme zwischen Kondeland und Rukwasee 489 ff.,
der Wabena 177 ff., 204,
der Wabuanji 443,
der Wabungu 492,
der Wahehe 134 ff., 203 ff.,
der Wahjao 49 ff.,
der Wakinga 441 ff.,
der Wamahassi 443,
der Wamakonde 48,
der Wamakua 51 ff.,
der Wamatambwe 47 ff.,
der Wamawemba 443.
der Wamuera 46 ff.,
der Wandonde 54,
der Wangindo 54,
der Wangoni 43 ff., 132 ff., 489.
der Wanjika 493 ff.,
der Wanindi 54,
der Wassafua 490 ff.,
der Wassangu 133, 204 ff., 490 ff.,
der Wawemba 489.
Geschlechtsverkehr 61, 170, 307 A, 345, 346, 346 A, 352, 359, 496, 496 A, 552 A.
Gesichtsmasken 64.
Gestielte Trommeln 338.
Getränke der Eingeborenen, siehe Bambuswein, Pombe, Milch.
Getränke der Europäer 12 ff., 25.
Getreide der Eingeborenen, siehe unter »Felderbestellung der Eingeborenen«, und Sorghum, Eleusine usw.
Getreides der Eingeborenen, Schädlinge des, siehe Asalikrankheit.
Getreide, europäisches 130, 192, 197, 198, 294, 294 A, 477, 479.
Getreides, Schädlinge des europäischen 130, 294 A.
Getreidespeicher, siehe unter Felderbestellung der Eingeborenen.
Getreidestampfen 112 ff.
Getreidestampfbehälter 97, 263, 458, 505, 505 A.
Getreidetransport 109.
Getreidetrocknung, siehe unter Felderbestellung der Eingeborenen.
Gewehre siehe unter Waffen.
Gewitter, Vorstellungen vom 332, 497.
Gewürze 114, 164, 250.
Giftmorde (siehe auch Muavi unter »Gottesurteile etc.«) 165 A, 218.
Giftspucken der Schlangen [siehe auch die Berichtigung dazu im Druckfehler-Verzeichnis] 24 A.
Gifttiere 23 A.
Gigima (Häuptling) 463.
Gingama am Ruhuhu:
Fischerlager 397.
Kätscherfischerei 530.
Giraffen 196.
Glasperlen siehe Perlen, europäische.
Glauben siehe unter »Gottesurteil etc.«, »Religion und Ahnenkult« und »Vorstellungen, abergläubische etc.«
Glimmer 41.
Glocken siehe Schellen und Viehglocken
Glossina fusca 366 A.
Glossina morsitans 99, 365.
Glückshügel 315.
Gnu 196.
Goanesen 8.
Gold 333, 333 A, 540.
Gold, Vorkommen von 296, 433, 558.
Goldschmiedekunst 174, 553.
Gominji, Sultanstembe zu 252.
Gongomaberge 133 A.
Gonile (Gruss) 341.
Gonorussori (Sultan) 177, 178, 203.
Gottesfels 320.
Gottesstein 320, 333.
Gottesurteile, Wahrsagen und ähnliches:
Muavi 70, 143, 150, 218, 304, 309, 310 A, 311, 311 A, 312, 359, 446, 446 A, 464.
Schilderung der Muavi-Zeremonien 309.
Muavi-Trinken bei Häuptlingen 309.
Muavi-Trinken bei der Thronbesteigung eines Häuptlings 310 A.
Muavi-Trinken bei Tieren 310, 310 A, 445.
Muavigiftbäume 150 A, 309.
Muaviähnliche Medizin (Mbembe) 310.
Heisseisenlecken 218.
Heisswasserprobe 71.
»Feuerreiben« 446.
Feuerlöschen 306.
Blutprobe 310, 310 A.
Losstäbe 310.
Wünschelrutenähnliche Gerte 310.
Verschiedene Methoden, um Verborgenes zu ergründen 150, 310, 310 A, 446.
Astrologie (Mugoda der Wahehe) 230.
Eingeweideschau zur Erkennung der Todesursache 314, 325.
Schlüsse aus dem Ausfall des Opfers 228, 321.
Schlüsse aus dem Benehmen des Opfertieres 321.
Wahrsagende Vögel 217, [336].
Traumerscheinungen, deren Bedeutung [312], 324.
Zweikampf 229.
Wahrsager, Wahrsagerin-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

nen, Hellseher, Propheten, Prophetinnen 150. 217, 218, 310, 311, 322, 444 A, 497.
Gräber siehe unter Totenbestattung.
Gräben (resp. Brüche), tektonische [siehe hierzu die Kartenskizze zu Seite 268]:
Njassa- 268 ff., 426.
Njassa-Rukwa- 190, 269, 469 ff.
Ostafrikanischer- 190, 269.
Ruaha- 190, 193, 269, 425 ff., 470.
Ruhuhu- 126, 396, 426, 429.
Rukwa- 269, 469 ff.
Ubena- 190, 426, 429.
Ulanga- 176.
Uniamanga- 469 ff.
Ussafua-Ubungu- 469 ff.
Gräfin-Bose-Thermen 473 ff.
Grammatik (siehe auch Sprache):
des Kihehe 202,
des Kikissi 409,
der Kondesprache (Kinjakjussa) 288, 301,
der Njikasprache 494.
Granaten 3, 39, 41.
Granitriffe bei Forts Liwonde 542.
Graphit 41, 416.
Grasbrände 23.
Grasschurz siehe unter Tracht.
Graupapageien 12.
Grenadillholz (siehe auch Ebenholzbäume) 3, 40.
Grenzen siehe Begrenzung.
Grenzkap am Njassa 394 A.
Grenzpori 125.
Griechen 12.
Grosskaufleute, indische 7.
Grossvieh siehe Rinder und Vieh.
Grotte des Kiara:
bei Ikombe 320,
bei Langenburg 321.
Gründung von Alt-Langenburg 290.
Grüssen siehe »Zeremonien bei der Begrüssung usw.«
Grus carunculata 486.
Gruss siehe Grüssen.
Guendolen (Kanonenboot) 30, 537.
Gürtel siehe Lendenschmuck und unter Tracht.
Guitarren 238.
Gummi (siehe auch Manihot Glazovii) 39, 40, 132, 199, 293 ff., 294 A, 477.
Gummiexport 3 ff., 132, 175, 293 ff.
Gummilianen siehe Gummi.
Gurken 25 A, 100, 113, 164, 250.
Gymnoschizorchis leopoldi 486.

Haarkämme siehe unter Tracht der Haare.
Haarpfeile siehe unter Tracht der Haare.
Haarschmuck siehe unter Tracht der Haare.
Haartracht siehe unter Tracht der Haare.
Hackefeldbau siehe Felderbestellung der Eingeborenen.
Häfen (siehe auch Chinde, Dar-es-Salam, Lindi usw.):
des Njassa-Gestades 290, 293, 396 ff., 399 ff., 536 ff.
Hähne siehe auch Hühner.
Hähne bei Reinigungszeremonie 350.
Hähne, Kastrieren der 163, 368.
Hähne, rote, beim Totenopfer 331.
Hängebretter 94.
Hängebrücken 18, 18 A, 376 A.
Häuptlinge:
Ehebruch von seiten der H. 304,
Fortleben der Seelen der H. in Tiergestalt 499 A,
Frauen als H. 61, 137, 147, 178 A, 493, 496,
Frauen der H. siehe Häuptlingsfrauen,
Furcht der H. Europäer zu sehen 208, 304 A,
Gebräuche beim Tode eines H. siehe unter »Totenbestattung etc.«
Gerichtsherr, als 52 A, 61, 143, 213, 215, 304, 306, 350,

Häuptlinge:
Gräber der H. siehe unter Totenbestattung,
Gruss vor H. 142, 214, 214 A, 216, 342, 499,
Heisshackenlecken bei H. 218,
Hoheitszeichen der H. 214,
Muavi-Trinken bei H. 309,
Muavi-Trinken bei Thronbesteigung eines H. 310 A,
Nachfolge der H. 54, 60, 143, 305, 444,
Namensänderung der H. 63 A,
Priester, als 53, 67, 68, 151, 228, 318, 320, 322,
Schmuck der H. 85 A, 153, 154, 249,
Söhne der H. siehe Häuptlingssöhne,
Speisen, reservierte, für H. 110, 374,
Töchter der H. siehe Häuptlingstöchter,
Tracht der H. 85, 249,
Uebernatürliche Kraft der H. 217,
Vorrechte und Pflichten der H. 52 A, 69, 85, 143, 153, 213, 218, 230, 304 ff., 309, 322, 329, 350, 363, 374, 374 A, 444, 445, 448,
Zeremoniell vor H. siehe Hofzeremoniell.
Häuptlingsfrauen:
Benehmen und Stellung der H. 69, 147, 230, 343, 447, 493,
Tracht der H. 248 A, 249, 460, 512,
Schmuck der H. 85 A, 153, 153 A, 154,
Vorrechte der H. 85 A, 153, 153 A, 447, 460.
Häuptlingssöhne:
Ehebruch von seiten der H. 304.
Häuptlingstöchter:
Gattenwahl der H. 346.
Häuser und Dorfanlage bei den:
Atonga am Schire 549 ff.,
Atschekunda 549 ff.,

Häuser und Dorfanlage bei den:
Kondeleuten 358, 358A, 375ff.,
Leuten am oberen Ruwuma 86ff.,
Leuten der Madjedje-Gegend 86, 87,
Leuten zwischen Kondeland und Rukwa-See 499ff.,
Wabena 161ff., 180, 253ff.,
Wabuanji 454ff.,
Wabungu 501A, 502ff.,
Wahehe 253ff.,
Wahjao (siehe auch Leuten am oberen Ruwuma) 86,
Wahjao am Schire 547,
Wakimbu 502A,
Wakinga 451ff.,
Wakissi 417,
Wamalila 499ff.,
Wamakonde 86,
Wamakua (siehe auch Leuten am oberen Ruwuma) 86, 87, 88A.,
Wamatengo 128, 129, 129A,
Wamawemba 456ff.,
Wamanganja 548, 549ff.,
Wampoto 418ff.,
Wandonde 161,
Wanena 455,
Wangoni 158ff.,
Wanjamanga 499ff.,
Wanjika 499ff.,
Wapangwa des südlichen Livingstonegebirges 464,
Warambia 499ff.,
Wassafua 499ff.,
Wassangu 253ff.,
Wasuaheli 3.

Häuser zu besonderen Zwecken:
Arrestlokale 550,
Brauhaus 252,
Feldhütten 90A, 104, 183, 449, 552.
Gebetshütten 316A, 322, 498ff., [556],
Grabhütten siehe unter »Totenbestattung etc.«,
Kinderhütten und Jugendhäuser 358, 358A, 376, 381, 457, 550,
Schlafhütten 90,

Häuser zu besonderen Zwecken:
Versammlungshäuser (Beratungshütten, Beratungshallen, Beratungslauben, Kasinos, Trinkhallen usw.) 86, 158A, 252, 261, 456, 503, 504, 550,
Viehställe siehe diese,
Wirtschaftsschuppen 161.

Häuserarten:
Rundhütten mit Spitzdach (siehe auch Trichterhütten) 87ff., 128, 129A, 159ff., 254, [254A], 261, 376ff., 417, 454, 457, 502, 548, 549,
Ovale Hütten mit Steildach 419,
Rechteckige Hütten mit Steildach (siehe auch »Scheunenhäuser«, Uebergangsformen usw., Hütten nach Suaheli-Art, und atypische Hütten) 87ff., 182, 183, 184, 261, 376ff., 417, 547, 549,
Hütten nach Suaheli-Art 3, 88A, 161, 183, 261,
Atypische Hütten (am Ruwuma) 90,
»Scheunenhäuser« 161, 180ff., 253, 455, 456,
Uebergangsformen zwischen »Scheunenhäusern« und Rundhütten 181,
Temben 180, 254ff., 502A, 504,
Halbtonnenförmige Hütten 454, 455,
Bienenkorbförmige Hütten 454, 455, 504,
Trichterhütten 453ff., 455, 457,
Hütten mit »Oberstock« 183, 552,
Pfahlbauten 104, 183, 184, 418, 551, 552,
Erdwohnungen 454,
Befestigungsanlagen 158, 158A, 159, 182, 254, 258ff., 418, 499ff.,
Stadtähnliche Anlagen 259.

Häuserbau usw.:
Konstruktion der Aussenwand 3, 86, 87, 159, 161, 255, 376, 378, 379, 419, 453, 454, 455, 456, 502, 547, 549, 550,
Veranda (siehe auch umlaufender Gang) 3, 87, 182, 261, 379A, 419, 503, 549, 552,
Umlaufender Gang (d. h. zu einem solchen geschlossene Veranda) 86, 88, 129A, 160, 417, 503, 504, 549, 552,
Fenster resp. fensterähnliche Oeffnungen 3, 88, 180, 257, 261, 456,
Türen resp. Tore 87, 129A, 159, 160, 180, 181, 254, 255, 256, 257, 379, 452, 454, 456, 503, 503A, 504, 548, 550,
Tür- resp. Torverschluss 87, 160, 257, 260, 379, 452, 453, 454, 456, 503, 550,
Dachkonstruktion 3, 87, 159, 160, 180, 181, 182, 183, 255, 377, 378, 379, 380, 419, 453, 454, 502, 503, 504, 547, 549, 550,
Dachschmuck 159, 159Aff., 160, 453, 503, 503A, 504, 577,
Wandmalerei 87, 242ff., 378A, 379, 379A, 503,
Reliefschmuck 256, 256A, 261, 340, 378, 379, 381,
Estrich usw. 3, 87, 91, 161, 379, 380, 419, 502, 549,
Einteilung des Innenraumes des Hauses siehe unter Häuser-Inneneinrichtung,
Hofraum 3, 158, 180, 181, 254, 255, 417, 456,
Zäune 3, 158, 158A, 159, 417, 451, 502, 549,
Hecken 258, 451, 456,
Befestigungsanlagen 158, 158A, 159, 182, 254, 258ff., 499ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Häuser-Inneneinrichtung:
Einteilung des Innenraumes (siehe auch Baderaum) 88, 88A, 89, 161, 180, 181, 182, 257, 377, 381, 455, 456, 502, 504, 548,
Bodenraum 86, 94, 161, 261, 381, 419, 453, 454, 456, 457, 502, 504,
Estrich siehe unter Hausbau,
Falltüren am Hüttenboden 419,
Feuerstelle 91, 161, 252, 262, 380, 419, 457, 505, 550,
Vorrichtungen zum Mehlreiben 95, 96, 263, 382, 505,
Bettstelle resp. Lagerstätte 92, 93, 161, 262, 381, 419, 457, 504, 548, 550,
Nackenstützen 93, 98, 161, 262, 506,
Tische 92A, 550,
Sitzgelegenheit, diverse (Holzkloben, Lehmbänke usw.) 92A, 252, 263, 382, 458, 550,
Stühle und Schemel 92A, 162, 263, 382, 382A, 506, 506A,
Vorrichtungen zum Unterbringen des Hausrates:
Plattformen 94, 161, 457, 504,
Wandbretter, Eckbretter, Hängebretter usw. 94, 382, 457, 504, 504A, 553,
Nägel und Aufhängsel, 94, 382, 457, 504,
Schachteln, Fellsäckchen usw. 95, 161, 382, 458, 505, 506,
Topfständer 91, 94, 96, 161,
Abtrittseinrichtungen 182, 505A.
Haine, heilige, siehe unter »Religion und Ahnenkult«.
Halbedelsteine 41.
Halsschmuck:
der Kondeleute 384,
Halsschmuck:
zwischen Kondeland und Rukwasee 513,
im Lindihinterland 85,
in Port Herald 554,
der Wabena 249,
der Wabungu 155,
der Wahehe 246, 249,
der Wakinga 451, 459, 461,
der Wamakua 85,
der Wamuera 85,
der Wangoni 153A, 154, 155,
der Waniamanga 155,
der Wanjika 513,
der Wapangwa 465,
der Warambia 155,
der Wassangu 249,
Halsschmuck aus:
Antilopenhörnern 451, 459,
Antilopenhörnern, Nachbildungen von 459,
Hölzchen 154,
Löwenklauen 153A,
Muscheln 246, 249, 465,
Perlen, europäischen 85, 154, 249, 384, 465, 513, 554,
Tierknochen 154,
Zähnen 154,
Halsschmuck:
Amulette am 85,
Anhängsel am 85, 154,
Schnupftabaksbehälter am 155.
Handel (siehe auch Verkehrsverhältnisse) 3, 4, 39, 41, 132, 175, 293ff., 297, 538ff.
Handwerker, eingeborene 263, 383, 413ff.
Handwerkerschule 10A.
Handwaffen 306, 459.
Hanf = Sisalhanf siehe Agaven.
Hanf als Nahrung 157A, 164.
Hanf, Anbau von 129, 157A, 164, 508.
Hanfrauchen 118, 157, 253, 375, 507.
Hanfrauchens, Folgen des 157, 157A, 375.
Hansing & Co. 293.
Harpunen 519, 519A,
Hartebeest 487.
Hasen 435.
Hatia I. 53.
Hatia II. 53.
Hatia III. 53, 54.
Hatia IV. 52, 54.
Frauen des 61,
Residenz des 54,
Haumesser (= Bananenmesser, Buschmesser, Sichelmesser) 102, 232A, 306A, 333, 385, 458, 464.
Hausbau siehe Häuserbau.
Hausboot 545.
Hausrat (siehe auch Häuser-Inneneinrichtung)
Matten 92A, 93A, 98, 99, 161, 263, 381, 457,
Körbe und geflochtene Gefässe 96, 162, 263, 382, 412, 457, 505, 506, 553,
Mit Harzmasse oder Mist gedichtete geflochtene Gefässe 162, 382, 412, 415,
Aus Holz geschnitzte Hohlgefässe (siehe auch Getreidestampfmörser und Mulden) 97, 263, 382, 383, 458,
Getreidestampfmörser und Mulden 97, 263, 458, 505, 505A,
Kalebassen (resp. Kürbisgefässe) 9, 96, 157, 162, 263, 237, 324, 336, 339, 339A, 383, 446, 458, 505,
Koch- u. Wirtschaftsgefässe aus Ton 96, 98A, 162, 263, 382, 413, 414, 415, 457, 507,
Gerät zum Topftragen 96, 553,
Gefässe aus Hörnern, Früchten, Schneckenschalen usw. 96, 113,
Europäische Flaschen und Konservenbüchsen 96,
Siebe und siebartige Vorrichtungen 96, 115, 117, 414, 420,
Löffel und löffelartige Geräte (Rührstäbe, Quirle usw.) 97, 113, 162, 263, 383, 458, 505,
Messer 97, 383, 506,
Feuerzeug 91,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Hausrat (siehe auch Häuser-Inneneinrichtung:
Besen 505, 380,
Frottierinstrument 552,
Rattenfallen und Schutzvorrichtungen gegen Rattenfrass 97, 522, 523, 525, 526, 527.
Haustauben siehe Tauben.
Haustiere siehe Rinder, Schafe, Hunde usw. [Zusammenfassung über H. 363 ff.]
Hausungeziefer 370.
Hautpflege (siehe auch Schweissschaber) 387.
Hawai (Sultan) 134, 141.
Hecken 258, 362, 449, 451, 456.
Heckmannfall 282.
Heckraddampfer 177, 541.
Hedwig von Wissmann, Dampfer 289 A.
Heeresorganisation:
der Wahehe 230 ff.,
der Wangoni 143 ff.
Heilige Bananen, Bäume, Haine, Rinder siehe unter »Religion und Ahnenkult«.
Heirat siehe unter »Eheschliessung etc.«
Heisse Quellen 281, 473 ff.
Hellseher (siehe auch unter »Gottesurteile etc.«) 311.
Hemichromis (Fische) 280, 405.
Henga-Hochland, Tsetsefliege im 366 A.
Henkeltöpfe 263.
Herkunft (siehe auch Ursprungssage):
der Kondeleute 302 ff.,
der Mafiti 44, 135 A, 136, 140, 408,
der Njassaleute des Lindihinterlandes 55,
der Njassaanwohner 408 ff.,
der Wabena 201,
der Wabuanji 443,
der Wabungu 135 A ff.,
der Wahehe 199 ff., 203,
der Wahjao 49 ff.,
der Wakinga 442,
der Wamahassi 443,
der Wamakonde 48 ff.,
der Wamakua 52 ff.,
der Wamatambwe 47,
Herkunft (siehe auch Ursprungssage:
der Wamuera 46 ff.,
der Wandonde 54,
der Wanena 205, 443,
der Wangindo 54,
der Wangoni 132,
der Wanindi 54,
der Wanjakjussa 302 ff., 303 A,
der Wantali 302, 443,
der Wapangwa des nördlichen Livingstonegebirges 205, 443,
der Wassangu 201.
»Hermann von Wissmann«, Dampfer 17, 289, 536, 537.
Herrnhuter Mission 287, 288, 494, 512 A.
Heterobyrax 487.
Heuschrecken 43, 107.
Heuschrecken, Bekämpfung der 107.
Heuschrecken, als Nahrung 107.
Heuschreckenpilz 107.
Heuschrecken, Zauber gegen 106.
»Hexenprozesse« 70, 218, 310, 310 A ff., 311.
Hikwasee (= Rukwasee) 468 A.
Himbeeren, wilde 25, 363 A.
Himmel, Vorstellung vom 332.
Hirschantilopen 196.
Hirsearten siehe Eleusine, Pennisetum, Sorghum.
Hirsebier siehe Pombe.
Hochländer, innerafrikanische 33.
Hochöfen 166 ff., 507.
Hochzeit siehe unter »Eheschliessung etc.«
Hocken 92.
Hockergrab 149, 314 A, 325 A, 326, [422], 445, 497.
Höhenschwankungen:
des Njassasees 401 ff.,
des Rukwasees 480 ff.,
des Wentzel-Heckmannsees 279.
Höhlen (siehe auch Grotte):
als Zufluchtsort 53, 86, 135, 231, 476,
bei Lindi 12,
des Kibira am Kiejo 281,
Grabhöhle des Hatia III. 53, 66,
Höhlen (siehe auch Grotte):
Niassënje-, bei Pilansimba 475 ff.,
Prähistorische Menschenschädel enthaltende 556 A.
Hörnchen von Antilopen als Schmuck 240, 451, 459.
Hörnern, Verwendung von 96, 119, 153, 157, 217 A, 219, 240, 242, 313, 338, 384, 451, 459, 555.
Hörner von Ochsen als Kriegsauszeichnung 153.
Hörner, Signal- und Kriegs- 242, 305, 338, 555.
Hörnerformen der Rinder 364.
Hofpriester 322.
Hofzeremoniell 142, 214, 215.
Hohenlohe-Hafen 290.
Holz, Feldhacken aus 102 A, 362 A.
Holzgefässe, Holzgerät, Holzlöffel siehe unter Hausrat und Holzschnitzerei.
Holzpfeifen siehe Tabakspfeifen.
Holzschemel siehe Stühle und Schemel unter Häuser-Inneneinrichtung.
Holzschnitzerei 97, 98, 159 A, 162, 263, 340, 458, 503, 506, 552.
Hongo (Abgabe) 136.
Honig 114, 166, 252, 374, 450.
Honigvogel 40.
Honigsauger 284, 436.
Horn-Amulette 313 A.
Horn-Medizin siehe Lupembezauber.
Hühner (siehe auch Hähne) 24, 100, 163, 251, 363, 369, 373, 412, 509.
Hühner, zur Zucht bestimmte 370.
Hühnereier (siehe auch Eier) 370.
Hühnerställe 90, 509.
Hühnerzucht 509.
Hühnerzucht, Aberglauben dabei 315, 509.
Hütten siehe Häuser.
Hüttenbau siehe Häuserbau.
Hüttenformen siehe Häuserarten.
Hütten, Inneneinrichtung der, siehe Häuser-Inneneinrichtung.
Hüttensteuer 292, 295, 539.
Hugwa (=Rukwasee) 468 A.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Humbuti (Araberniederlassung) 15, 127.
Hunde der Eingeborenen 99, 163, 251, 363, 369, 409, 519.
Hunde der Eingeborenen, Rasse der 369.
Hunde der Eingeborenen, Bellen der 369.
Hunde der Eingeborenen, Behandlung der 369.
Hunde der Eingeborenen bei der Jagd 166, 369, 519.
Hunde, europäische 369.
Hunde, Kastration der 163, 368.
Hundefleischgenuss 110, 163, 251, 251 A, 369, 450, 520.
Hundefleischgenuss den Elefantenjägern verboten 520.
Hundeglocken 369, 520.
Hundehütte 91, 369.
Hundeschwanz zur Klingenschäftung der Speere 232.
Hundesignalpfeifen 154, 240, 369, 451, 520.
Hungersnot 43.
Hungersnot, Nahrung zu Zeiten von 113, 250.
Hustenmittel 114.
Hyänen 12, 196, 282, 487.

Ibisse 196, 406.
Ibungu (=Ubungu) 492.
Ichneumon, gezähmte 370.
Iduna (=Unterhäuptling) 133, 142.
Idunda (Ort) 15, 194, 254.
Ifinga (Ort) 15, 175, 182, 183.
Igalepass 471 A.
Igalula (Ort) 473, 493.
Ikaua (Ort) 477.
Ikaposee 280, 281.
Iketeko des Kiejo 277.
Ikombe:
Bedeutung 410,
Gefässe 414,
Häuserform 417,
Kiaragrotte 320,
Meteorologische Angaben 284,
Missionsstation 288,
Regenzauber 315.
Ikwa (=Rukwasee) 468.
Ilelansimba (Ort) 473.
Ilembule (Missionsstation) 194, 213.
Ilomaberge 469.
Ilondoplateau 47.
Ilongo (Ort) 471 A.
Iluluberge 471.
Image (Ort) 204.
Immunität, mangelnde der Bergbevölkerung gegen Malaria 49 A, 296, 436 A.
Immunität, relative, gegen Tsetsekrankheit 365 A.
Impfen 30, 219, 219 A.
Inder 7.
Ingwer 114, 164.
Iniamanga siehe Uniamanga.
Iniamanga-Steppe (Tsetse-Verdacht) 366 A.
Inneneinrichtung der Häuser siehe Häuser-Inneneinrichtung.
Insekten 196, 487.
Insektenfrass 130.
Insektensammlungen 534, 536.
Inselberge 33 ff., 38, 557.
Inselberge, Vegetation der 38.
Inseln im Njassasee 399, 400.
Ipiana (Missionsstation) 288.
Iponde am Ruwuma 115.
Irangiberge 193.
Iringa = Alt-Iringa:
Anlage von 258,
Bedeutung des Namens 206 A.
Befestigung durch Kwawa 209,
Erstürmung durch v. Schele 210,
Grab der Sigimba in 224 A.
Pombebrauhaus 252.
Proviantürme 251.
Iringa (Militärstation) 16, 212.
Iripasio-Steinhaufen 315.
Isoko (Missionsstation) 288.
Itamba-See 280.
Itende-See 281.

Jäger, berufsmässige 118 ff., 166, 245, 518, 519.
Jägeraberglaube 78, 217, 520.
Jägerabzeichen 78, 246, 520.
Jägerspeiseverbote 520.
Jägerwohnviertel in Utengule 259.
Jagd 12, 118 ff., 166, 230, 334 A, 374 A, 451, 464, 486, 510, 518 ff.
Jagd, Zusammenfassung über Jagd d. Eingeborenen, Kpt. IX, 518 ff.
Jagdabgaben 230, 374 A.
Jagdbares Wild siehe unter Wild und Antilopen, Büffel, Elefanten usw.
Jagdgesetze des Gouvernements 119, 486 A, 521.
Jagdglück, Bitte um 499 A.
Jagdhunde 163 A, 519.
Jagdliebe der einzelnen Stämme 518.
Jagdnetze 119, 521.
Jagdsignalpfeifen 154, 240, 369, 451, 520.
Jagdtätowierung 78, 246, 520.
Jagdtrophäen 520.
Jagdwaffen 119 ff., 166, 510, 519, 519 A, 531.
Jagdzauber 78, 499 A, 520.
Jahrestemperatur siehe Meteorologisches.
Jantore-Gipfel 430.
Jawi-Bach 473.
Jilagunga (Regentin v. Matumbi) 178 A.
Johnston, Fort 536.
Jünglingshäuser (siehe auch unter Häuser zu besonder. Zwecken) 358, 358 A, 376, 381, 504.
Jünglingsviertel 358.
Jugendhäuser (siehe auch unter Häuser zu besonder. Zwecken) 549 ff.
Jugendunyago siehe Unyago.
Juniperus procera 435.

Kadoto's (Ort) 439.
Kadzimba (=Zwergantilope) 196.
Kälber, Aufzucht der 368.
Kälber, Saugapparate für 371.
Kämme siehe unter Tracht der Haare.
Kätscher 529.
Kätscherfischerei 530.
Kaffee, wilder 198.
Kaffeebau 1, 4, 130, 198, 274, 294, 477, 538, 544.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Kaffeebohrkäfer 294.
Kafu (Fluss) 480.
Kahimere (Häuptling) 211 A, 491.
Kakao, Möglichkeit des Anbaus von 177.
Kalebassen (resp. Kürbisgefässe usw.) 9, 96, 157, 162, 237, 263, 324, 336, 339, 339 A, 383, 446, 458, 505.
Kalessi (Name) 302.
Kalinga (Ort) 16, 179, 190, 194 A, 203.
Kalusulitale-Berg 429.
Kamba (Ort) 493.
Kamerun resp. Kamerun-Hinterland:
  Aberglauben 315.
  Barossiglauben 311.
  Leichenöffnung 325 A.
  Märchen 334 A, 335.
Ka mesi-Märchen (siehe auch Aka-mesi) 302.
Kana = Nkana (Fluss) 471, 472, 493.
Kandelaber-Euphorbien (siehe auch Leuchter-Euphorbien) 22, 192 A, 195.
Kandula (Häuptling) 50.
Kanjenda (Häuptling) 139.
Kanus siehe Einbäume.
Kapala (Häuptling) 493.
Kapaune 163, 368.
Kapok (siehe auch Baumwolle) 4.
Kapufi (Häuptling) 493.
Karanje (Häuptling) 50,
Kararamukas (Missionsstation) 288.
Karawanenstrassen (siehe auch Strassen) 17.
Karonga (Ort) 17, 286, 347, 469, 536.
Kartoffeln 191, 192, 197, 198, 294, 361, 508.
Kartoffelimport 11.
Kassawa (siehe auch Maniok) 361.
Kassiabona (Station) 293.
Kassimulo-Hügel 281.
Kassonso (Häuptling) 493.
Kastenfallen 526.
Kastration 163, 368.
Kataraktstrecken resp. Stromschnellen (siehe auch Schiffbarkeit):
  des Schire 542,
Kataraktstrecken (resp. Stromschnellen; siehe auch Schiffbarkeit):
  des Rufidji 177,
  des Ruhuhu 397,
  des Ruwuma 36.
Katendo-Bach 471.
Katete-Bergland 275.
Katunga (Ort) 542, 543, 545.
Katzen (siehe auch Wildkatzen und Zibethkatzen) 99, 369.
Kaurimuscheln, Schmuck aus 248, 250.
Kautschuk siehe Gummi.
Kawolo-Rücken 266.
Kennzeichen der Grabstätten (siehe auch unter »Totenbestattung etc.«) 327 A, 328.
Keramik (siehe auch Töpferei) 263, 414.
Keulenstöcke 144, 166, 306, 458, 459, 519.
[Ki in Verbindung mit einem Volksnamen bezeichnet die Sprache dieses Volkes, z. B. Kibena = Sprache der Wabena; siehe daher unter Sprachen.]
Kia am Rukwasee 481, 482, 483, 487.
Kiara (Gott; siehe auch unter »Religion und Ahnenkult«), 281, 302, 318, 320 A.
Kibambabwe-kwa-kungulio am Rufidji 177.
Kibira-Fluss 281.
Kidi-Thermen 475.
Kidugala (Missionsstation) 105, 180 A, 194, 213, 218, 247, 427, 429, 448.
Kidugala-Bergzug 432.
Kiejo 269 ff., 275 ff., 302, 430.
Kiejo:
  Besteigung des 276, 277.
  Iketeko des 277.
  Sitz der Götter auf dem 277.
  Vegetation des 277.
Kiela (= Rukwasee) 468.
Kielela (Häuptling) 442.
Kigonsero (Missionsstation) 130.
Kihansi-Tal 184.
Kilondo (Ort) 410.
Kilondo-Bach 438.
Kilossa (Station) 209.
Kilwa (Stadt) 2.
Kilwahinterland, Tsetse-Krankheit im 366.
Kilwa-Wiedhafenbahn siehe Njassabahn.
Kimaraunga (Häuptling) 490.
Kinder:
  Verhältnis der Eltern zu den Kindern 60, 61, 62, 229, 341, 342, 344, 345, 350, 351, 355, 447,
  Rechtliche Stellung der Kinder 4, 46,
  Adoption von Kindern 351,
  Uneheliche Kinder 62, [229], 349, 352,
  Kinderzahl 147,
  Die Kinder während der Schwangerschaft 61, 62,
  Zaubermedizin zum Schutze der Kinder während der Schwangerschaft 62,
  Die Kinder bei der Geburt 61, 62, 354,
  Frühgeborene Kinder 496 A,
  Zwillingskinder 62, 228, 353, 496,
  Abnorme Kindslagen 353,
  Abnorme Kinder 62, 62 A, 352, 496 A,
  Töten von Neugeborenen 62, 345 A, 349, 352, 496, 496 A,
  Leichenteile von Neugeborenen als Zaubermedizin 69, 70, 106,
  Abnabelung 353,
  Behandlung der Nachgeburt 353, 496 A,
  Nachgeburt als Zaubermedizin beim Eisenschmelzen 170,
  Reinigungszeremonie nach der Geburt 353,
  Wartung und Erziehung der Kinder 63, 141, 230, 354 ff.,
  Säugen der Kinder und Nahrung in den ersten Lebensjahren 61, 355,
  Speiseverbote für Kinder 374,
  Essgerät für Kinder 113,
  Kindertragschurze 152, 248 ff., 385, 461, 513,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Kinder:
Kleidung der Kinder 151, 248, 355, 384,
Kleidung der Kinder bei der Maturitätsfeier 62, 63, 84 A,
Salben der Kinder 387,
Bemalen der Kinder [247], [387], 515,
Haartracht der Kinder 247, 353, 384 A, 513, 515,
Schmuck der Kinder 247, 384, 384 A, 513,
Amulette der Kinder 62, 247,
Körperliche Verunstaltungen der Kinder 71, 75, 77, 463, 513,
Wohnen der Kinder 346, 348, 358, 358 A, 457, 550,
Wohnen der Kinder während der Maturitätsfeier 62, 63, 359,
Kinderspielzeug 113, 249, 355 ff.,
Kinderkrankheiten 355 A,
Intelligenz der Kinder 357,
Indezentes Benehmen von Kindern 339, 556,
Maturitätsfeier der Kinder:
bei den Kondeleuten 358, 359,
bei den Wabena 228,
bei den Wahehe 228,
bei den Wahjao (portugiesischen) 63,
bei den Wamakonde 63,
bei den Wamakua (portugiesischen) 64 A,
bei den Wangoni 147,
bei den Wassangu 229,
in der Niangao-Lukuledi-Gegend (Lindihinterland) 62 ff., 64,
in der Wiedhafen-Gegend 360,
Maturitätsfeier der Mädchen 63, 64, 64 A, 359, 360,
Maturitätsfeier der Knaben 62 ff., 229, 358,
Beschneidung 62, 63, 147,
Namengebung und Namenwechsel 63, 63 A, 358,
Kinga-Gebirge (siehe auch Livingstonegebirge) 427.
Kingire-See 280.
Kintwitwe (Quelle) 475.
Kimanu (Häuptling) 206.
Kionga (Ort) 2.
Kiongagegend, Tätowierung in der 83 A.
Kipengele-Bergzug 432.
Kipindi am Rukwasee 483.
Kirasso-Zauber 78, 314.
Kisigo-Fluss 188, 189.
Kissakigegend:
Penishütchen 152.
Wabunga-Ansiedlung 135 A.
Kissako (Ort) 302.
Kissiwasee:
Sage vom 280.
Namensbedeutung 280 A.
Kissungule-Berg 36 A, 37, 127.
Kitambarika (Häuptling) 133.
Kitanden siehe Bettstellen unter Häuser-Inneneinrichtung.
Kitere-See 35 A.
Kitugala siehe Kidugala.
Kiunguvuvu-See 280.
Kiwanga (Sultan) 135 A, 178, 184, 200, 201, 202 A, 204, 215 A, 234, 249.
Kiwere (Ort) 193.
Kiwira-Fluss 270, 271, 273, 274, 411.
Kiwira-Flusses, Heckmann-Fall des 282.
Kiwira-Fluss, Tschiwuë-Naturbrücke über den 282.
Kiwuhere (Ort) 16.
Kjimbala (Missionsstation) 288.
Kjuwi am Rukwasee 482 A.
Klaffschnabel 406.
Klappern 237, 338, 356, 458, 555.
Klauenseuche 365 A.
Kleidung, siehe Tracht.
Kleinvieh, siehe Vieh. Schafe, Ziegen.
Klima (resp. Meteorologie):
Alt-Langenburg 285 A,
Blantyre 544,
British Central Africa Protectorate 402 A, 403 A, 544.
Chinde 558,
Ikombe 284 ff.,
Kondeland 273, 274, 284 ff.,
Klima (resp. Meteorologie):
Lindi 9,
Lindihinterland 39 A,
Livingstone-Gebirge 434,
Malila 472 A, 476,
Manow 285,
Ngomba 126,
Njassagebiet 284 ff., 402 A, 403 A.
Njassasee 405,
Peramiho 126,
Rukwa-Steppe 480, 484, 485,
Ruwumagebiet 93 A,
Ubena 195,
Uhehe 191, 192, 193, 195 ff., 198,
Ulangaebene 176,
Ungoni 126, 130,
Unjika 477,
Untali 478,
Urambia 478,
Ussafua 477, 478,
Ussangu 193.
Klippschliefer 487.
Klosett siehe Abtrittseinrichtungen.
Knabenhäuser siehe Jünglingshäuser.
Knabenviertel 358.
Kneiplager 116.
Knochenschmuck 85, 154, 250, 513.
Kochen der Eingeborenen siehe unter Nahrung der Eingeborenen.
Kochen, europäisches 11, 24 ff., 25 A, 30.
Kochsalz siehe Salz.
Kochtöpfe siehe unter Hausrat.
Könige siehe Häuptlinge.
Königsburgen 255:
in Gaviro 244 ff.,
in Iringa 259,
in Utengule 259.
Körbe siehe unter Hausrat.
Körperbemalung:
der Kondeleute 328, 329 A, 330, 347, 387, 390,
der Mbambaleute 423,
der Wahehe 217, 234,
der Wakinga 462, 463,
der Wakissi 422,
der Wanjika 551,
der Wapangwa 465,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Körperbemalung:
der Wassafua 515,
der Wassangu 234.
Körperbemalung:
Fest- 347, 390, 423,
Kriegs- 234,
der Mutter und des Kindes nach der Geburt 515,
Trauer- 328, 329 A, 330, 390, 422.
Körperbeschaffenheit:
der Kondeleute 300 ff.,
der Stämme des Lindihinterlandes 56 ff.,
der Stämme des Livingstonegebirges 440,
der Stämme zwischen Kondeland und Rukwasee 488 ff., 488 A,
der Wabena 202, 202 A,
der Wahjao 57,
der Wahehe 202, 202 A,
der Wakinga 440,
der Wamakonde 56,
der Wamakua 57,
der Wamatambwe 56,
der Wamuera 57,
der Wanena 440,
der Wangoni 141,
der Wanjika 488 A,
der Wapangwa (Thomsons) 440,
der Warambia 448 A,
der Wassafua 488 A,
der Wassangu 202, 202 A.
Körperhaar als anthropologisches Merkmal 56 A, 448 A.
Körperhaar, Behandlung d., siehe unter »Tracht und Behandlung der Haare«.
Körperhaar: Verbot, darüber zu reden 351.
Körperpflege:
Pflege der Haare siehe unter »Tracht und Behandlung der Haare«.
Pflege der Haut (siehe auch Salböl und Butter) 387.
Pflege der Zähne 390.
Körperverunstaltungen siehe Verunstaltungen des Körpers.
Körperverletzungen, Busse für 308.
Kohlenfelder 41, 126, 269, 296, 396, 473, 508, 558.
Kokospalmen 3, 22, 100.
Kokospalmenanpflanzungen 3.
Kolibri 284.
Kolobusaffen siehe unt. Colobusaffen.
Kolonialgesellschaften, portugiesische 540.
Kolonialpolitik:
englische 537 ff.,
portugiesische 539 ff.
Konde (Wahjaozeichen) 82, 547.
Kondeland:
Arbeiterfrage 295.
Baumwolle 294.
Bedeutung d. Namens 268 A.
Begrenzung 268.
Besiedelungsfähigkeit 274 ff., 294, 298.
Bevölkerungsziffer 290 A, 298.
Bewohner siehe Kondeleute.
Chinarinde, Anbaufähigkeit 294.
Eisenerzlager 296.
Erschliessung, kulturelle 285 ff.
Fauna 282, 284, 534.
Flüsse 270
Geologie 269 ff.
Geschichte 285 ff., 302 ff.
Getreide 294.
Goldlager, benachbarte 296.
Gummi 293, 294.
Heckmann-Fall 282.
Hüttensteuer 292, 295.
Ikaposee 280.
Itambasee 280.
Kaffeebau 274, 294.
Kartoffeln 294.
Kautschuk siehe Gummi.
Kiejo-Vulkan 276 ff.
Kingiresee 280.
Kissiwasee 280.
Klima 274.
Kohlen siehe Steinkohlen.
Kraterseen 277 ff.
Landwirtschaft, Aussichten für 294.
Langenburg, Alt-, Gründung von 289.
Langenburg, Neu-, Gründung von 293.
Kondeland:
Meteorologisches 273, 274, 284 ff.
Mineralien 296.
Missionen 288.
Njassa-Bahn 297.
Pflanzer 298.
Plantagenbau, Aussichten für 294.
Reis, Anbaufähigkeit des 294.
Rungwe-Vulkan 275.
Salz 296 A, 374.
Steinkohlen 269, 296.
Tabaks, Anbaufähigkeit des 294.
Tees, Anbaufähigkeit des 294.
Tschiwuë-Naturbrücke 282.
Tsetsekrankheit 364.
Tschungruru-See 280.
Vegetation 275, 284.
Verkehrsverhältnisse 297, 298.
Viehstand 295.
Wentzel-Heckmannsee 277.
Wild 282.
Zuckerrohrs, Anbaufähigkeit des 294.
Kondeleute:
Aberglauben 311, 339 A.
Abnabelung 325 A, 353.
Abtreibung 352.
Ackerbau 360 ff.
Adoption 351.
Aerzte 312.
Ahnenkultus 316, 322 ff., 331.
Amulette 313.
Arbeit der Frauen 343, 371.
Arbeit der Männer 343, 371.
Bambus 363.
Bambus, indischer 363.
Bambusfällen, Zeremonie beim 315.
Bambusspan b. Abnabelung und Obduktion 325, 325 A, 353, 353 A.
Bambusverarbeitung 376, 382.
Bananen, heilige 331.
Bananenkultur 360.
Bananenmesser 306 A, 333.
Barossi 311, 313.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Kondeleute:
Bauart 375 ff.
Baumaterial 376.
Baumkulturen 363.
Begräbniszeremonien 314 A, 327, 330.
Beigaben 331.
Bekleidung siehe Männer-, und Weibertracht.
Berufspriester 322.
Bewaffnung 305.
Bienenzucht 374.
Bier 375.
Blasebalg 171.
Blutsverwandten, Heirat zwischen 346.
Brautpreis 344.
Brautwerbung 346.
Britische Kondeleute 298 A, 302.
Brücken 376 A.
Butterbereitung 368.
Butter zum Salben 368.
Charakter 300.
Colobusaffenjagd 334 A.
Dachkonstruktion 377, 379.
Dialekt 301.
Dorfanlagen 375 ff.
Drahtverzierungen 173.
Drahtziehen 173, 385.
Düngen 100, 362.
Ehebruch 307, 349.
Ehescheidungsgründe 113, 343, 349, 350, 351, 351 A.
Eheschliessung 344 ff.
Eid 309.
Eiergenuss 110, 369, 373.
Elefantenjagd 374 A.
Entbindung 352 ff.
Erbantritt 328.
Erbrecht 308, 348.
Erdbebens, Deutung des 333.
Ernährung 374.
Erntefeste 362.
Erste Schwangerschaft 352.
Erwerbssinn 295.
Erziehung 357.
Etikette 341 ff.
Fallgruben 525.
Feldbestellung 102, 102 A, 360 ff.
Feldfrüchte 361.
Feldhacken 102 A, 362.
Feldzauber 315.

Kondeleute:
Festschmuck 347, 390.
Feuerstelle 91, 380.
Feuerungsmaterial 361, 372, 373.
Fischfang 273, 374, 527 ff.
Fischnahrung 374.
Fischspeere 531.
Fischwehre 273, 527.
Flaschen, Blasen in 339 A.
Fleischgenuss 373, 374.
Fleischgenuss, verbotener 374.
Fortleben der Seelen 323.
Frauenarbeit 343, 371.
Frauenkleidung 385.
Frauenschmuck 384.
Frauen, Vorschriften für die (siehe auch Stellung der Frau) 332, 373, 374.
Gattenwahl 346.
Gebetsgebräuche 318, 320, 322.
Gebetsversammlungen 322.
Geburt 353.
Geräte zum Ackern 102 A, 362.
Geschlechtsverkehr 352.
Getreidemahlen 382.
Geweihte Kühe 320, 321, 323, 326, 332.
Glückshügel 315.
Gottesfels 320.
Gottesstein 320, 333.
Gottesurteil 306, 309, 310, 310 A, 311, 311 A, 359.
Gräber 314 A, 326, 327 A, 331.
Grabbäume 327 A.
Grab, Lupembe- 313 ff.
Grabsteine 327 A.
Grammatik 301.
Grotte des Kiara 320, 321.
Grussformen 341, 350.
Gummihandel 293, 294.
Haartracht 387 ff.
Hacken 102 A, 362.
Hängebrücken 376 A.
Häuptlingsrechte 329, 363, 374.
Häuser, siehe Hütten.
Handwerker 383.
Hanfrauchen 375.
Hausrat 382.

Kondeleute:
Haustiere 363 ff.
Hautpflege 387.
Heilige Bananen 331.
Heilige Kühe siehe geweihte Kühe.
Herrichten der Toten 325.
Hexenprozesse 310, 310 A ff., 311.
Hochzeit 347.
Holzmörser 383.
Hühner 373.
Hütten 375 ff.
Hunde 369.
Iripasio-Steinhaufen 315.
Jagd 334 A, 374.
Jünglingsviertel 358.
Kälber, Saugapparate für 371.
Kälberzucht 368.
Kennzeichen der Gräber 327 A.
Kiara 316, 318, 320 A, 321.
Kindererziehung 354.
Kinderspielzeug 356.
Kirasso-Zauber 314.
Klappern 237, 358.
Kopfschmuck 384.
Körbe 382.
Körperbemalung 328, 387 ff.
Körperbeschaffenheit 300.
Körperverletzungen, Busse für 308.
Körperverunstaltungen 385.
Kosmische Vorstellungen 332.
Kreisel 356.
Krieg 305.
Kriegserklärung 305 ff.
Kriegsflöten 305, 338.
Kriegshörner 242, 338.
Kriegsschmuck 384.
Kühe, geweihte 320, 321, 323, 326, 332.
Kuhglocken 372.
Kuhmist, Verwertung desselben 362, 372, 373, 379, 380, 382.
Kunstgriffe beim Melken 367, 371.
Lagerstellen 365.
Lehmarbeit 378.
Lendenring 291, 299, 383, 385.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Kondeleute:
Lianenhängebrücke 376 A.
Losstäbe 310.
Lupembezauber 313, 314, 325.
Mädchenmangel 345.
Männerarbeit 343, 371.
Männerkleidung 383.
Märchen 279, 302, 317, 324, 331, 333, 334 ff.
Malerei 340, 378, 379.
Maturitätsfeier 358 ff.
Mbamba (siehe auch Kiara) 316.
Mbassi 316, 320 A.
Medizinische Kenntnisse 312.
Melken 371.
Melken, Kunstgriffe beim 367, 371.
Melkgefässe 382.
Melkgefässe, Ausspülen der, mit Rinderurin 367.
Menschenopfer 323, 327.
Menstruation 352.
Milchgenuss 368, 373.
Muavi 309, 310, 310 A, 311, 311 A, 359.
Musik 338.
Musikinstrumente 238.
Mythologische Vorstellung. 332.
Nahrung 374.
Namengebung 358.
Namenwechsel 358.
Ngogotike, Sage von 333.
Obduktion 325.
Opfergebräuche 318 ff., 327, 331 ff.
Pflichten der Gatten 343, 344.
Polygamie 344.
Priesterfamilien 317.
Priesterinnen 350.
Rasiermesser 387.
Rauchen 375.
Rechte der Häuptlinge 304, 309, 322, 329, 350, 363, 374, 374 A.
Rechtspflege 306 ff.
Regenschirm 360 A.
Regenzauber 315.
Reibsteine 382.
Reinigungszeremonien nach: Begräbnis 328.
Kondeleute:
Reinigungszeremonien nach: Kindbett 353.
Menstruation 352.
Schmähung des Gatten 350.
Totschlag 308.
Zwillingsgeburt 354.
Reliefverzierungen 379.
Religiöse Vorstellungen 316 ff., 323, 333.
Riampiru 316, 320 A, 333.
Rinder siehe auch Vieh.
Rinderbestand 295, 364.
Rindermarken 372.
Rinderkrankheiten 364 ff.
Rindermist, Verwertung desselben 362, 372, 373, 379, 380, 382.
Rinderpest 364.
Rinderställe 371.
Rinderzucht 364 ff., 370 ff.
Rohrflöten 239.
Rundhütten 376 ff.
Sagen 279, 280, 281, 282, 302, 317 ff., 324, 331, 333, 334 ff.
Salböl 387.
Salzgewinnung 374.
Sauberkeit 380.
Saugapparate für Kälber 371.
Schafe 373.
Scheidungsgründe 113, 343, 349, 350, 351, 351 A.
Schlachten der Rinder 373.
Schmiedekunst 170, 383 A.
Schmuck 383 ff.
Schnitzerei 340, 382, 385.
Schnupfen 155, 375.
Schnupftabaksbereitung 156.
Schwangerschaft, erste 352.
Schwiegereltern, Verhältnis zu den 350.
Sektionen der Leichen 3 4.
Selbstmord 301, 346, 351, 351 A, 371.
Signalhörner 242.
Somatische Eigenschaften 300.
Spazierstöcke 384 ff.
Speicher 362.
Speisenbereitung 374.
Speisevorschriften 374.
Kondeleute:
Sprache 301.
Ställe 368.
Stellung der Frau (siehe auch Vorschriften f. d. Fr.) 307, 308, 333, 343.
Stirnschmuck 384.
Strafen 307.
Tabakrauchen 375.
Tabakschnupfen 375.
Tätowierung 334 A, 385 ff.
Tanz 338.
Tanzmusik 338.
Tanzstäbe 340, 385.
Tauben 373.
Tierfabeln (siehe auch Märchen) 335.
Töpfe 382.
Totenbestattung usw. 324 ff.
Totengräber 326, 331.
Totenopfer 327, 331 ff.
Totenschmaus 328.
Totensektion 314.
Tragschurz 385.
Trauerbemalung 328, 390.
Trauerbinden 328.
Trauerzeichen 328.
Trauerzeit 328.
Trommeln 236, 338.
Türen 257, 379.
Türverschluss 379
Unterwelt, Vorstellung von der 323 ff.
Verfassung 304.
Verhexen 311, 314.
Verlobung 345.
Verstümmelung als Strafe 307.
Verträgen, Bindendmachung von 309.
Verwertung der Bananen 360 ff.
Verwertung des Kuhmists 362, 372, 373, 379, 380, 382.
Verwertung der Rinder 373.
Viehbestand 295, 364.
Viehdiebstahl 307, 308.
Viehfutter 368.
Viehglocken 372.
Viehmarken 372.
Viehkrankheiten 364, 365, 365 A.
Viehställe 371.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Kondeleute:
Viehzucht 363 ff., 370 ff.
Volksnahrung 295.
Vorrechte der Häuptlinge 304, 309, 322, 329, 350, 363, 374, 374 A.
Vorstellungen, kosmische 332.
Vorstellungen, mythologische 332.
Vorstellungen, religiöse 316 ff., 323, 333.
Waffen 306.
Wandbretter 382.
Wandmalerei 378 A.
Wasserbehälter 382.
Wasserpfeifen 375.
Weiberarbeit 102, 343, 371.
Weibersprache 351.
Weiberstöcke 385.
Weibertracht 385.
Zahlworte 301.
Zahndeformation 75, 76, 385.
Zahnpflege 390.
Zauberei 310, 313 ff.
Zauberer 312, 317.
Zaubermedizin 313 ff.
Zeremonien:
bei der Eheschliessung 347,
bei der Entbindung 352,
bei der Geburt 353,
beim Grüssen usw. 341 ff.,
bei der Menstruation 352,
beim Muavitrinken 309,
beim Rinderschlachten 373,
beim Schluss der Trauerzeit 328,
bei Schmähung des Gatten 350,
bei Totschlag 308,
bei der Werbung 346,
bei Zwillingsgeburt 353 ff.
Ziegen 373.
Ziegenfleisch 373.
Zwillinge 353.
Kondoadistrikt 52.
Kongo-Wasserscheide 472.
Konus-Muscheln [246], 249, 387, [513].
Kopal 3, 39, 40.
Kopalbäume 40.
Kopalgewinnung 40.
Kopfschmuck:
der Kondeleute 384, 384 A, 387,
zwischen Kondeland und Rukwasee 515,
im Lindihinterland 85,
im Livingstonegebirge 459, 461,
der Njassa-Anwohner 420,
der Wabena 233,
der Wabuanji 459,
der Wabungu 515,
der Wahehe 233, 246, 248, 248 A,
der Wahjao 85,
der Wahjao im portugiesischen Gebiet 85,
der Wakinga 459, 461, 462,
der Wamakonde 84,
der Wamawemba 459,
der Wamuera 85,
der Wangindo 85,
der Wangoni 144, 153,
der Wangoni im englischen Gebiet 145, 145 A,
der Wanjika 513, 515,
der Warambia 515,
der Wassangu 233.
Kopfschmuck aus:
Amuletten 247.
Baststreifen 387.
Blumen 384 A.
Federn 144, 145 A, 233, 384, 459.
Haarbüscheln 234.
Holzklötzchen 247.
Kämmen 84, 85, 153, 515.
Lehm 247, 420, 461.
Messing 387, 462.
Muscheln 387.
Nadeln 153.
Perlen 247, 513, 515.
Pfeilen 384, 387.
Tüchern 85, 246, 248, 248 A, 459.
Kopftücher siehe Kopfschmuck.
Korallenkalk 12.
Korbreusen 527.
Kornbehälter siehe unter »Felderbestellung etc.«
Korongo-Antilope 487.
Kosmische Vorstellungen 332, 444.
Kota-Kota (Ort) 536.
Kraniche (siehe auch Kronenkranich) 406.
Krankenbehandlung siehe Medizin.
Krankheiten siehe Medizin und Viehkrankheiten.
Krankensuppe 116.
Krater 276, 277 ff., 280.
Kraterseen 277 ff., 280.
Krebse 406.
Krebsgenuss 112.
Kreiselspiele 356.
Kriegsführung usw. bei den:
Kondeleuten 305 ff.
Lindihinterlandleuten 119, 120.
Wahehe 230 ff.
Wakinga 444, 458.
Wanjika und Nachbarn 499 ff., 510.
Wampoto 420.
Wangoni 143 ff.
Kriegsbemalung 234.
Kriegsbewaffnung siehe unter »Waffen etc.«
Kriegserklärung 145 A, 230, 305.
Kriegsflöte 305, 338.
Kriegshörner 242, 305, 338.
Kriegsruf 145, 231.
Kriegsschmuck:
der Kondeleute 384,
im Lindihinterland 85,
der Wabena 233, 234,
der Wahehe 233, 234,
der Wangoni 144, 145, 153,
der Wangoni im englischen Gebiet 144, 145 A,
der Wantali 384,
der Wassangu 233, 234.
Kriegsschmuck:
Körperbemalung 234,
Kopfputz aus:
Antilopenhörnern 384.
Federn 85, 144, 145 A, 153, 233, 384.
Haarbüscheln 234.
Schwänzen 85, 144.
Zebramähnen 234.
Mantel aus Tierfellen 144.
Schurz aus:
Schwänzen 144.
Tierfellen 144, 384.
Kriegstänze 234, 322, 330.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Kröten 196.
Krokodile 18, 30, 39, 176, 185, 194, 196, 284, 397, 405, 482, 485, 541.
Krokodile, Vorrichtungen zum Schutz gegen 185, 541.
Krokodilfleisch 110, 185.
Krokodilgalle als Zaubermedizin 170.
Krokodilzäune 541.
Kronenkraniche 284, 486.
Kronenkraniche, gezähmte 370.
Kropfbildung 488 A.
Kudu-Antilope 374.
Kuduhörner 242, 555.
Küche der Neger siehe unter Nahrung der Eingeborenen.
Küche, der Europäer 11, 24 ff., 25 A, 30.
Kühe siehe auch unter Kuh, Rinder und Vieh.
Kühe, geweihte 320, 321, 323, 326, 332.
Kürbisse 100, 164, 250, 361, 448, 508.
Kürbisgefässe siehe Kalebassen.
Küssen 71 A, 214, 214 A.
Küstenfieber der Rinder 364.
Küstenleute siehe Suaheli.
Küstenkultur, Einfluss der, im Kondeland 299, 379 A.
Kuh siehe auch Kühe, Rinder und Vieh.
Kuhdünger siehe Kuhmist.
Kuhglocken 173, 242, 251, 372.
Kuhmilch siehe Milch.
Kuhmist, Beseitigung des 371.
Kuhmists (resp. Rindermist), Verwertung des:
als Brennmaterial 261, 372, 373,
als Dünger 100, 362, 373,
als Insektenvertreibungsmittel 372, 373,
als Material beim Bauen 161, 250 A, 373, 379, 380,
als Material, um Körbe dicht zu machen 373, 382,
als Material, um Rohrplattentüren zu dichten 257, 373, 379,
als Material, um zerbrochene Tongefässe dichtz.machen 263,
Kuhmists (resp. Rindermist), Verwertung des:
als Material zum Gefässeformen 250,
als Siegeszeichen 232,
um Vieh vom Fressen des Gemüses abzuhalten 362.
Kuhmist nicht als unrein betrachtet 371, 373.
Kuhreiher 487.
Kuhrippe zum Zusammenscharren des Mistes 371.
Kundewolidsi (Berg) 429.
Kungu-Fliegen 112, 406.
Kungu-Fliegen, Genuss von 112.
Kungura (Berg) 403, 432.
Kunstgriffe beim Melken 367, 371.
Kupfer, Vorkommen von, im Lindihinterland 41.
Kupfer als Symbol des Reichtums 316 A.
Kupferdrahts, Ausziehen des 173.
Kupferdraht, Verwendung des, 73, 173, 233, 249, 383, 514.
Kwa-Amakita siehe Amakita.
Kwa-Mandawa siehe Mandawa.
Kwawa (Sultan) 16, 135, 165 A, 179, 208, 235, 245, 248 A, 251, 254 A, 258, 261 A.
Kwawa, Erbbegräbnis des 223.
Kwawa-Kwawinjika (siehe auch Kwawa) 208.
Kwawa-Mahinja (siehe auch Kwawa) 208.
Kwimba (Berg) 469.
Kyambafu (=Pest) 221.
Kyatwana (Häuptling) 463.

L und R in Negersprachen gleichlautend 133 A.
Lagerstellen siehe unter Häuser-Inneneinrichtung.
Lago-Fluss 475.
Lagula (Gottesurteil) 446.
Landins (=Wangoni) 140.
Landwirtschaft der Eingeborenen siehe Felderbestellung der Eingeborenen.
Landwirtschaft, europäische (siehe auch Besiedlungsfähigkeit, Kartoffeln, Weizen usw, Viehbestand) 130 ff, 197 ff., 294 ff., 436 ff., 477.
Langenburg, Bezirksamt:
Arbeiterfrage 295 ff.
Begründung und Geschichte 289 ff.
Bevölkerung 290.
Beziehungen zu Ungoni 137.
Beziehungen zu Merere IV. 211.
Gebiet 290.
Nebenstationen 293.
Gummihandel 293.
Tsetsevorkommen 366.
Verkehrsstrassen 297 ff.
Viehbestand 295.
Wirtschaftliche Bedeutung 293 ff.
Langenburg, Station Alt-Langenburg:
Gründung 290
Hafen 290, 396.
Kätscherfischerei 529.
Lage 28, 290.
Ussipafang 529.
Kiara-Grotte 321.
Klima 285 A.
Langenburg, Station Neu-Langenburg 29 A, 293.
Langusten 11.
Lastentragen 19, 300.
Lauben (siehe auch Beratungslauben unter Häuserarten, und Veranden unter Häuserbau) 90.
Lebensformen, Darstellung der 242 ff.
Leberwurstbäume 22.
Leguan 196.
Lehm (resp. Ton):
Lehm im Haar 247, 420, 461 ff.
Lehmarbeit als Weiberbeschäftigung 96, 343, 378, 413 ff., 495, 495 A.
Lehmarbeit als Männerbeschäftigung 356 A, 414, 495, 495 A.
Lehmarbeiten bei Häuserbau siehe Konstruktion der Aussenwand u. Estrich unter Häuserbau.
Lehmarbeiten bei Häuser-Inneneinrichtung siehe Feuerstelle, Sitzgelegen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Lehm (resp. Ton):
heiten, diverse, und Vorrichtungen zum Mehlreiben unt. Häuser-Inneneinrichtung.
Lehmarbeiten bei Hausrat siehe unter Töpferei, und Koch- und Wirtschaftsgefässe aus Ton unter Hausrat.
Lehmfiguren 256 A, 356, 356 A, 414.
Lehmreliefs 256, 256 A, 261, 378, 379.
Leibring siehe Lendenschmuck.
Leichengebräuche siehe unter »Totenbestattung etc.«
Leichenöffnung 325.
Leierantilopen 194.
Leitern 184, 381, 449, 451, 507 ff., 550, 551, 552.
Lendenschmuck:
der Kondeleute 291, 299, 383, 385,
zwischen Kondeland und Rukwasee 513,
im Lindihinterland 85,
in Port Herald 554,
der Suaheli 6, 85,
der Wabena 249,
der Wahehe 249,
der Wahehe Burtons 384 A,
der Wangoni 145,
der Wanjika 513,
der Wantali 384,
der Wassangu 249.
Lendenschmuck:
Gürtel aus:
Perlen 248, 248 A, 249, 513, 554,
Tierfellen 145,
Tierschwänzen 145,
Ringe aus:
Bast 384,
Eisendraht 291, 299,
Kupferdraht 291, 299, 383, 385,
Messing 383 A, 384 A,
Schnur aus:
Perlen 6 A, 85.
Leoparden 12, 39, 127, 196, 282, 370, 526.
Leopardenfallen 526.
Leopoldsee (=Rukwasee) 468.
Leto (Landschaft) 493.
Leuchter-Euphorbie als Fischgift 531.
Liambiro (Name) 302.
Liampilu siehe Riampiru.
Lianen-Hängebrücken 18 A, 376 A.
Libationen siehe Opfer an Gott, und Dämonen, und Toten- und Ahnenopfer unter »Religion u. Ahnenkult«.
Lidedesee 35, 50 A, 55, 121.
Lidjepano (Ort) 410.
Liganga-Berg 434.
Liketenga (Berg) 432.
Likoma (Insel) 64 A, 400, 536.
Likwa (=Rukwa-See) 468.
Limäne siehe Rukwa-See 468.
Limassule (Fluss) 47.
Lindi (Stadt) 2, 9 ff.
Lindi-Hinterland siehe Ruwuma-Gebiet.
Lindi-Kriek 2.
Lindi-Syndikat 41.
Lipanje (Ort) 431.
Lipingo (Ort) 418.
Lippenpflock siehe Pelele.
Lippenschmuck:
der Mawia 71, 72,
der Njassaanwohner 420,
am Ost-Njassaufer 72, 73,
in Port Herald 554,
am Schire 72, 73,
der Wahjao 72,
der Wakissi 420,
der Wamakonde 71, 72,
der Wamakua 72,
der Wamakua im portugiesischen Gebiet 72,
der Wamanganja 547,
der Wamuera 72,
der Wassafua 73, 514.

Oberlippenflock (Pelele) 71, 72, 73, 420, 547, 554.
Unterlippendrahtring 73, 514.
Unterlippenpflock 72.
Lissenga-Berg 36.
Litukulu, Grab des Hatia I. in 53.
Livingstonegebirge 174, 175, 268, 395.
Livingstonegebirge (siehe auch Ukinga und Upangwa):
Bambuswälder 435.
Begrenzung 425.
Besiedelungsfähigkeit 436.
Bevölkerung 437 ff.
Buanjikessel 431.
Chinarinde, Anbaufähigkeit der 294, 436.
Definition, geographische 426.
Djamimiberg 432.
Eisen 434, 437.
Eltonpass 430.
Eltonplateau 429, 432.
Ethnographische Grenzen 396.
Fauna 435 ff.
Flora 434 ff., 435 A.
Fruchtbarkeit 434, 436.
Fulaningi 434 A.
Geologie 425 ff.
Gold 296, 434.
Jantowegipfel 430.
Kalusululitale 429.
Kipengele-Pikurugwe 430, 432, 435.
Kitugala-Berg 432.
Klima 434.
Kundewolidsi 429.
Kungura 432.
Landschaftscharakter 427 ff.
Ligangaberg 434.
Liketengaberg 432.
Lipange 431.
Malariafreiheit 436 A.
Mineralien, nutzbare 437.
Missionsstationen 437.
Niederlassungen, europäische 437.
Numbibach 431.
Orographie 432.
Pangulidala 429, 434 A.
Petrographie 433.
Pikurugwe 432.
Regierungsstation 437.
Ssassawuino 432.
Tees, Anbaufähigkeit des 294.
Vegetation 434 ff., 436.
Waldbestand 434 ff.
Waldvernichtung 435.
Wasiwaka 432.
Wild 435 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Livingstonegebirgsbewohner (siehe auch Wabuanji, Wagogo, Wakinga, Wamahassi, Wamawemba, Wanena, Wapangwa):
Ackerbau 103.
Bambusweingewinnung 117, 450.
Bierkonsum 449, 450, 464.
Bodenräume der Hütten 457.
Charakter 440.
Eckbretter 457.
Gebräuche 444 ff.
Geschichte 441 ff.
Haartracht 461 ff.
Hausrat 457.
Hüttenform 180, 451 ff.
Inneneinrichtung der Hütten 457 ff.
Körbe 457.
Lager 457.
Mfitiglaube 445, 445 A.
Musikinstrumente 458.
Rinderbesitz 450.
Schilde 459.
Schmuck 459, 461.
Spazierstäbe 459.
Tätowierung 463.
Töpferei 457.
Trachten 459 ff.
Verwandtschaft mit den Wantali 302, 443.
Viehzucht 450 ff.
Vogelfang 527.
Zahndeformation 462.
Ziegenzucht 451.
Liwesia (Ort) 473.
Liwonde (Fort) 403, 542.
Lobelien 435.
Löffel siehe unter Hausrat.
Löwen 12, 28 A, 39, 127, 181, 194, 196, 282, 487, 545.
Löwen, gezähmte 370.
Löwen, Seelenwanderung in 151 A, 499 A.
Löwenplage 12, 28 A, 181.
Löwenklauenschmuck als Fürstenschmuck 153 A.
Loreleifelsen bei Alt-Langenburg 321.
Losstäbe 310.
Lubari (Gottheit) 321 A.
Lubepile (Häuptling) 463.
Ludjenda (Fluss) 35, 36, 46 A, 49, 50, 51, 55.
Ludjendamündung 36 A:
Chindumbaanpflanzung an der 100 A.
Steinkohlen an der 41.
Luembe-Priesterfamilie 317 ff., 322.
Lufirio (Fluss) 270, 271, 274, 302.
Lugoje-Strauch 530.
Luiba (Missionsstation) 213.
Luisenfelde (Schürfstelle) 41.
Lukua (= Rukwasee) 468 A.
Lukuledi (Fluss) 9, 34, 35, 38, 47, 48, 51, 52.
Lukuledi, Höhlen am 12.
Lukuledi (Missionsstation) 39 A, 42.
Lukuledigegend:
Böse Geister 69.
Freien 64.
Geburtsgebräuche 61.
Häuptlingsrechte 52 A.
Missionsberichte 60 A.
Säuglingspflege 367.
Sitzklötze 92 A.
Totengebräuche 67.
Zauber gegen Wildkatzen 69.
Zauber mit Leichenteilen 69, 70.
Zauber zur Fruchtbarmachung der Felder 105, 106.
Lukumbule (Fluss) 38, 50 A, 51, 55.
Luli (Fluss) 52.
Lulimwana (Fluss) 53.
Lumbira = Rumbira (Fluss) 29, 290, 397.
Lumbira, Kätscherfischerei im 529, 530.
Lundo-Insel 399, 419.
Lupangala (Häuptling) 135 A.
Lupembe (Sultan) 200.
Lupembeberge 15, 174.
Lupembeberge (resp. Gegend):
Besiedelungsfähigkeit 198.
Gummireichtum 199.
Fellkeidung 247.
Häuserformen 180.
Speiseverbote 252 A.
Lupembe (Missionsstation) 194, 213.
»Lupembe«-Zauber 313, 314, 325, 327 A.
Lupila = Rupira (Häuptling) 427, 442.
Lupingo (Ort) 395, 396, 410, 426, 439.
Lupingo, Gräber von 422 A.
Lusiwa-See 281.
Lutamba-See 235 A.
Luwegu (Fluss) 47, 126.

Machilla 543.
Machinga (= Mujinga, Wahehe-Sultan, gewöhnlich Njugumba genannt) 203 A.
Machinga (= Majinga, = Wainga, = Wajinga als Name für die Leute des Wahehe-Sultans Machinga, = Mujinga, = Njugumba) 200, 203 A.
Madibira:
altvulkanische Bildungen bei 189.
Fruchtbarkeit 193.
Missionsstation 213.
Madjedjegegend 14.
Madjedjegegend:
Dorfanlage 86.
Fruchtbarkeit 38.
Hütten 86.
Landschaftscharakter 34.
Wamakuabevölkerung 52.
Schutz gegen Wildschweine 103.
Urbevölkerung 56.
M-ado (= Nutschi) 151.
Mädchen siehe auch unter Kinder, Weiber, »Eheschliessung etc.«
Mädchen, Maturitätsfeier für 63, 64, 64 A, 359, 360.
Mädchenmangel 345.
Majinga (siehe Machinga) 207.
Männer, Arbeit der 101 ff., 146, 230, 263, 343, 344, [356 A], 371, 413, 414, 464, 495 ff., 495 A, 511.
Männertracht (siehe auch unter Tracht): 5, 83 ff., 144, 151, 152, 234, 247 ff., 249, 249 A, 383 ff., 420, 459, 465, 511, 554.
Männerschmuck inkl. Bemalung (siehe auch unter Schmuck): 67, 71, 74, 85, 144, 145, 145 A, 146, 153, 154, 155,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

165, 233, 234, 246, 248, 248 A, 249, 291, 299, 328, 329 A, 340, 383, 384, 384 A, 385, 387, 390, 420, 423, 451, 459, 462, 465, 513, 515, 520, 553, 554, 555.
Märchen (siehe auch Sagen) 246, 279, 280, 282, 302, 324, 331, 334, 334 A.
Mäuse (siehe auch Wühlmäuse) 487.
Mafiti 44, 135 A, 136, 140, 408.
Mafiti, Entstehung des Namens 408.
Mafuta-Krankheit siehe Asali-Krankheit.
Magaga (Dorf) 410.
Magaga (Häuptling) 463.
Magoje (Missionsstation) 437, 454 A.
Magombe (Sultan) 214.
Magwangwara (siehe auch Wangoni) 44, 128, 136, 140.
Magwangwara, Entstehung des Namens 408.
Mahenge (Militärstation) 179.
Mahenge am Westufer des Njassa, Schnitzereien der 548.
Mahengo (Mgoni) 139.
Mahinda (Sultan) 463.
Mahinja - Kwawa (siehe auch Kwawa) 135, 203, 207.
Mahlsteine 95, 96, 263, 382, 505.
Mahlsteine, alte 497.
Mahuta (Landschaft) 48.
Mais 100, 130, 164, 176, 184, 191, 250, 361, 396, 411, 448.
Mais, Aufbewahrung des 108, 164, 250 A, 508.
Mais, Schutz vor Rattenfrass 527.
Mais, Zubereitung des 113, 374, 375.
Majid (Araber) 286 A.
Majinga (siehe Machinga) 207.
Makalinga (Sultan) 292, 329 A.
Makambakue, Bild des Häuptlings 245.
Makanagomo (Sultan) 321.
Makanjila (Sultan) 50.
Makassissi (Sultan) 277, 314, 318.
Makonde (Volksstamm des Lindihinterlandes) siehe Wamakonde.
Makondebusch 39, 86 A.
Makondeplateau 34, 35, 36 A, 40, 44, 48, 51, 55 A, 101.
Höhe des 34.
Kautschuk auf dem 40.
Kopal auf dem 40.
Laubenkulturen auf dem 100 A.
Urbevölkerung 48.
Wassermangel 38.
Makotschera (Sultan) 46, 51, 200 A.
Makua siehe unter Wamakua.
Malachit 41.
Malafiale (= Häuptling) 342.
Malaria 2, 3, 18, 176, 198, 273, 436 A, 477, 487.
Malaria der Bergbevölkerung 49 A, 296, 436 A.
Malaria der Eingeborenenkinder 355 A.
Malariagefahr der Rasthäuser 18.
Malariaprophylaxe der Wamakonde 49 A, 90.
Malariaprophylaxe für Europäer 198.
Malema = Marema (Häuptling) 223 A, 490, 497.
Malerei (siehe auch Brandmalerei und Spritzmalerei) 81, 87, 242 ff., 340, 378 A.
Malezi (= Ulesi, = Eleusine) 508.
Malia (Sultan) 53.
Maliba (Häuptling) 443.
Maliego (Häuptling) 488, 490, 491.
Malila 268, 269, 274, 472.
Malila:
Bevölkerung 488.
Burgen 502.
Ertragsfähigkeit 477.
Gummi 294 A, 477.
Häuptlinge 493.
Klima 476.
Vegetation 476.
Maliwale (Häuptling) 443.
Malombe-See 541 ff.
Malombesee:
Plankton des 542.
Sumpfgase des 542.
Mambambe (= Mamle, Sultan) 207.
Mambi-Tal, Plantagenland im 42.
Mambuë = Mambwe (siehe auch Wamambwe) 407, 496.
Mamle (Sultan) siehe Mambambe.
Mamsanja (Sultan) 492.
Manda (siehe auch Wiedhafen) 396, 493.
Salzquellen bei 475 A.
Mandaleute, Ansiedelungen der 417.
Mandala (Ort) 544.
Mandawa (Häuptling) 129.
Mangobäume 100.
Mangua:
Araberniederlassung 136.
Mattenflechterei 127.
Reiskulturen 164.
Mangumba (Häuptling) 245.
Maniok 100 A, 103 A, 164, 184, 272, 361, 411.
Maniokscheiben als Ohrschmuck 420.
Maniokstauden als Brennmaterial 417.
Manihot Glazovii 4, 41, 42, 130, 198, [294].
Manow:
Kissiwasee bei 280.
Meteorologisches 285.
Missionsstation 288.
Wanjakiwinga-Niederlassungen 302.
Mapiu (Thermen) 475 A.
Mapozeni:
Grab des Mharuli 149.
Sultansresidenz 143 A.
Marabustörche 194, 370, 486.
Marema (Häuptling) siehe Malema.
Marimba (Musikinstrument) 238.
Maromeo, Zuckerfabrik in 557.
Maronde (Thermen) 473.
Marschleistungen:
der Wahehe 231,
der Wangoni 145,
der Träger 19.
Marschordnung der Wangoni 145 A.
Marschordnung d. Wahehe 230 ff.
Marumba-Insel 55.
Marumba-Insel:
Bananen auf der 100.
Wamatambwe-Niederlassungen auf der 48.
Masimbi (Knollenfrucht) 361.
Masitu (siehe auch Mazitu) 44, 54.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Masitu, Entstehung des Namens 408.
Maskataraber 4.
Maskatarabern, Sklavenhandel bei vornehmen, als unfair betrachtet 286 A.
Maskatesel 22.
Masken 64, 372.
Masoka (Geister) 222.
Massagati (Landschaft) 174, 175, 194.
Massagati:
Sprache in 202.
Wambungabevölkerung in 180 A.
Massaninga (Landschaft resp. Wabjao-Stamm) 50, 58.
Massassigegend:
Bananen 100.
Dorfanlage 86.
Eisen 41.
Eisenöfen 170.
Fruchtbarkeit 38.
Hütten 86.
Landschaftscharakter 34.
Malachit 41.
Missionsstation 42, 60 A.
Nasenpflock 73.
Pelele 73.
Salzsiederei 115.
Steppensalz 41, 115.
Töpferei 416.
Wachs 40.
Wamakua-Bevölkerung in der 52.
Wangindodörfer in der 55.
Wandondedörfer in der 55.
Wildschlingen 521.
Zerstörung der Missionsstation durch die Wangoni 136.
Massesse (Sohn des Ssongea) 147.
Massewe (Station) 293.
Mataka (Sultan) 50 A, 540.
Matama (=Mtama, siehe auch Sorghum) 130, 397.
Matengo-Hochland, Schilderung des 128 ff.
Matengo, Hütten der 129, 129 A, 418.
Matten, geflochtene 92 A, 93 A, 98, 99, 161, 263, 381, 457.
Matogoroberge 35, 37, 125.
Matogoroberge:
Büffel 127.
Höhenzahl 35, 37.
Waldbestand 126.
Ruwuma-Quellen 35, 37.
Matola (Sultan) 117.
Matope (Ort) 542.
Matschemba (Sultan) 48, 51, 53 58, 540.
Matschinga (siehe auch Mchinga und Wamatschinga, Yao-Stamm) 51.
Matschinga, Zahndeformationen der 75 A.
Matumbi:
Ackerbau 184.
Besiedelungsfähigkeit 175.
Hausgerät 183.
Hütten 182.
Landschaftscharakter 174.
Sprache 202.
Tracht 183.
Wabena in Matumbi 180.
Wa[m]bunga in Matumbi 180 A.
Wangoni in Matumbi 136 A.
Waffen 183.
Zahndeformationen 183.
Maturitätserklärung siehe Maturitätsfeier.
Maturitätsfeier sieh. unter Kinder.
Mawiaplateau 34 ff.:
Höhenzahl 34.
Kopal auf dem 40.
Mawia:
Ackerbau 102.
Holzsessel 92 A.
Nasenpflock 73.
Ohrschmuck 74.
Pelele 72.
Portugiesische 48 A.
Tätowierung 80.
Tracht 84.
Wohnsitz 46, 48.
Mawudji (Fluss) 35.
Mazimu (Häuptling) 222.
Mazitu (siehe auch Masitu) 140.
Mbaka (Fluss) 270, 271, 273, 274, 409, 411.
Mbaka, Reusenvorrichtungen im 528.
Mbamba, Felsenhütten von 418, 419.
Mbamba, Seeboden bei 401.
Mbamba, Wampoto von, siehe Wampoto.
Mbambaberg 398.
Mbambabucht 400.
Mbambaleute (siehe auch Wampoto):
Festliche Bemalung 423.
Hütten 418 ff.
Pombekonsum 412.
Schmuck 420.
Waffen 420.
Mbanga (Ort) 49.
Mbangala (Fluss) 47.
Mbarali (Fluss) 189, 426, 492.
Mbarali-Gegend:
Bevölkerung, ursprüngliche 443.
Rundhütten 253.
Tennen 250 A.
Wassafuakolonie 247 A, 254.
Mbasa (Zwillingskind) 338 A.
Mbassi 316 ff., 320 A, 321 A.
Mbassi-Priester 316, 317, 444.
Mbassi-Bach 271.
Mbejera (Sultan) 200.
Mbejera's 429:
Besiedelungsfähigkeit 198.
Bevölkerungsziffer 437 A.
Scheunenhäuser 180 A, 253.
Zugehörigkeit zu Ubena 194.
Mbembe (Gottesurteil) 310.
Mbemesa (Sohn des Suru) 134.
Mbemkuru (Fluss) 34, 35, 46, 47.
Mbonan (Häuptling) 133, 134.
Mbongobucht (siehe auch Wiedhafen) 396.
Mbosi (Missionsstation) 288, 494.
Mbungu-Makula (Häuptling) 327 A.
Mchinga (siehe auch Matschinga und Wamatschinga) 46 A.
Mdaura (Häuptling) 139.
Medizinalbäder siehe Bäder, medizinische.
Medizin gegen Schlangenbiss 312.
Medizinische Kenntnisse der Eingeborenen 219 ff., 312, 312 A.
Medizinische, Veterinär-, Kenntnisse der Eingeborenen 372.
Medizin, Zauber-, siehe Zauberei.
Meerkatzen (siehe auch Affen) 196, 282.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Mehlbereitung 112 ff.
Melkgefässe 263, 382.
Melken, Kunstgriffe beim 367, 371.
Menschen, Sagen von den ersten (siehe auch Ursprungssagen) 50, 333.
Menschenopfer 224, 322 ff., 327, 445.
Menstruation 352.
Merere (Wassangu-Sultane; siehe auch Wassangu):
Frauen 230, 235, 263.
Grab des Merere II. 224.
Hofzeremoniell der 214 ff.
Hoheitszeichen der 214 ff.
Herden der 251.
Residenz der M., siehe Utengule.
Thron der M. 214.
Trommlerchor des Merere II. 237.
Merere I. (= Mui Gumbi) 133, 202 A, 205, 206.
Merere II. 134, 204, 205 A, 206, 211, 237, 251, 261, 287, 303, 493.
Merere III. 211.
Merere IV. 206 A, 211, 212, 491.
Messer (siehe auch Haumesser und Rasiermesser) 97, 383, 506.
Messergriffe, verzierte 506.
Messerscheiden, verzierte 506.
Messingringe, Erlaubnis zum Tragen von 85 A.
Messingschmuck 85, 86, 153, 307, 384, 459, 462, 533.
Met 25 A.
Metallfiguren 174 A.
Metallgewinnung 166 ff.
Metallguss 174.
Metallperlen, einheimische 248, 249, 384, 513.
Metallschmuck (siehe auch Blei-, Messing- usw. Schmuck) 73, 74, 154, 291, 383, 383 A, 384, 384 A, 388, 399, 420, 459, 513, 554.
Metallspiralen, Erlaubnis zum Tragen von 153.
Metallverarbeitung 170 ff.
Meteorologisches siehe Klima.
Meto (Landschaft) 52.
Mfitiglauben 67, 70, 151 A, 311, 311 A, 313 A, 445, 445 A, 497.
Mgaka-Tal 128.
Mgendera (Häuptling) 138.
Mgengewala, warme Quelle bei 475.
Mgera (Regenzauberer) 218.
Mgluwe = Mgluwi (= Gott) 217.
Mgollolo (Berg) 194.
Mgwesa (= Leuchtereuphorbie) 531.
Mharuli (Sultan) 134, 136, 147.
Mharuli, Grab des 149.
Mharuli, Schwur beim 151.
Mi-dzilo 374 A.
Mignu-Baum 192.
Mikindani:
Ahnenfiguren 68.
Lage 2.
Löwenreichtum 12.
Tsetse 99.
Wamatschinga bei 46 A.
Milchgenuss 162, 252, 354, 367, 368, 369, 450.
Milchwirtschaft 367.
Milow (Missionsstation) 130, 437.
Mima (Berg) 52, 53.
Mineralien, nutzbare (siehe auch Eisen, Steinkohlen usw.) 41, 296, 437.
Mineralquellen 281, 372, 473 ff.
Mirambo (= Salim bin Najum, Araber) 286 A.
Mirambo's 301 A, 411.
Mischkulturen 103 A.
Missionare (siehe auch Missionsstationen) 10 A, 31, 60 A, 285, 286, 288, 344.
Missionsdampfer 285, 288, 537.
Missionseinfluss auf Sagen der Kondeleute 316, 333 A.
Missionserfolge 10 A ff., 42, 140, 213, 288, 437.
Missionskathedrale in Blantyre 544.
Missionsstationen 14, 42, 129, 130, 136, 140, 194, 213, 280, 288, 293, 317, 351 A, 400, 410, 437, 438, 454 A, 493, 494, 536, 544.
Missbildungen bei Negern 62.
Missgeburten, Tötung der 62, 352, [496 A].
Missuko-Bergland 174, 264.
Mkoma (Häuptling) 477, 493.
Mkoma's 477.
Mkoto (Zauberer) 69.
Mkuanika (Sultan, siehe auch Kwawa) 208.
Mkuruë (Landschaft) 472, 493.
Mkussubaum (= Mssukubaum) 127.
Mlamiro (Sultan) 134, 137, 138, 140, 158, 159, 160 A.
Mlewa (Sultan) 490.
Mlosi (Sklavenhändler) 286, 287, 289 A.
Mluku (= Mlungu, = Gott) 68.
Mlumbiro-Berg 127.
Mlungu (= Mluku, = Gott) 68, 151.
Mnjukwa (Häuptling) 135.
Moçambique (Stadt) 559.
Mörser siehe Stampfmörser.
Möven 406, 486.
Mohessi (Fluss) 47.
Mohrenhirse (siehe auch Sorghum) 12, 112.
Momba-Saissi (Fluss) 471, 472, 480.
Mond, Vorstellung vom 332.
Mondfinsternis, Erklärung der 332.
Moorantilope 486.
Mopea (Zuckerplantage) 557 A.
Morambala-Berge 557.
Mordfallen 523.
Moskitos 90 A, 176, 196, 487, 546.
Moskitoschutz bei den Wamakonde 90 A.
Mpanga, Viehzucht am 184.
Mpangali (Fluss) 189, 193, 194, 206.
Mpangile = Mpangire (Missionsstation) 130, 194, 213.
Mpangire (Sultan) 210, 212, 213, 245.
Mpangire:
Landsitz des 206 A.
Sultanstembe 252.
Mpata-Rücken, Steinkohlen am 281.
Mpatila-Plateau, Bevölkerung auf dem 48.
Mpembalioto (Häuptling) 158 A.
Mpepo (Häuptling) 135.
Mpesene (Häuptling) 133.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Mpimbi, Besuch beim Häuptling 547.
Mpimbi (Ort) 289, 544, 547.
Mpimbi, Kataraktstrecke bei 542, 543.
Mpingawandu (Sultan) 54, 86 A, 91.
Mponda (Häuptling) 134.
Mputa (Häuptling) 133, 134, 135 A.
Msangabale (Häuptling) 493.
Msolo (Gebetsbaum) 67, 68.
Msombe (Fluss) 188.
Mssele (Ort) 410.
Mssindjefluss 394 A.
Mssukubaum (= Mkussubaum) 127, 363 A.
Msunguti-Baum 363.
Msunguti-Früchte, Verwendung der 114, 363, 374.
Msunguti-Rinde, Verwendung der 531.
Mtama (= Matama, siehe auch Sorghum) 191, 396.
Mtarika's 46 A, 49.
Mtegere (Sultan) 134, 135, 177, 204, 206.
Mtekujoberg 293.
Mtinle (Häuptling) 139.
Mtira (Häuptling) 15, 51, 128.
Mtora (Häuptling) 128.
Muakaleli (= Muakareri) 271, 288, 317, 429, 430.
Muakaleli:
Amulette 313.
Einfluss des Merere 303.
Missionsstation 288.
Muakareri- (= Muakaleli-) Gegend, Wassafua in der 492.
Muakinjassa (Priester) 320.
Muakorobo (Häuptling) 322.
Muakunohidja, Grab des Häuptlings 224.
Muamafungubo (Priester) 317, 320.
Muanjabara (Sultan) 286, 287, 303, 304, 316 A, 322.
Muanjara (Sultan) 318.
Muankenja (Sultan) 291, 320, 358, 358 A.
Muare-Baum 280, 363, 413.
Muare-Holz als Bootsbaumaterial 363.
Muavi siehe unter »Gottesurteil etc.«
Mudibach 544.
Mu-dzilo 374 A.
Muenentera, Hüttenform beim 454 A.
Muëra am Njassa, Bedeutung des Namens 407.
Muera, Bewohner des Mueraplateaus siehe Wamuera.
Muera-Plateau:
Bevölkerung auf dem 46.
Hochwald 39.
Braunkohlen auf dem 41.
Kautschuk 40.
Kopal 40.
Plantagenland 42.
Vegetation 39.
Waldverwüstung 101.
Wassermangel 41.
Mücken siehe Moskitos.
Mündigkeitserklärung siehe Maturitätsfeier unter Kinder.
Mufindi-Emmaberg (Missionsstation) 213.
Mugilo (Häuptling) 317.
Mugoda der Wahehe 230.
Mugonolulusoli (Häuptling) 178.
Muhanga (Missionsstation) 213.
Muhawi (Unterhäuptling) 139.
Muhenjero (Ort) 194.
Muibuka (Häuptling) 442, 443.
Mui'Gumbi siehe Merere I.
Muipwawe (Sultan) 53.
Mujinga (Wahehe-Sultan, vergleiche Machinga) 203.
Mulikwa (= Rukwasee) 468.
Muna-kunana (= Festordner) 218.
Mungu (= Gott) 68, 222 A.
Munjeweringombo (Häuptling) 204.
Munuka (Häuptling) 463.
Murchison-Fälle 402, 542.
Muschelschmuck (siehe auch Kauri- und Konus-Muscheln) 72, 85, 246, 465, 513.
Musik (siehe auch Gesänge, Musikinstrumente und Tanzmusik) 235 ff., 338, 554.
Musikinstrumente 97 A, 165, 166, 235, 236 ff., 338, 456, 458, 504, 554 ff.
Musilikatse (Häuptling) 132.
Muttermilch, Ekel vor 373 A.
Muttermilch, Medizin zur Hervorbringung von 355.
Mutterrecht 60.
Mwagwama (Ort) 438.
Mwagwangara siehe Magwangwara.
Mwaja:
Ankerplatz von 272.
Ausgangspunkt der Njassa-Tanganjikastrasse 298, 411.
Gefecht bei 292, 295.
Mwakete:
Regierungsstation 437.
Ziegenzucht in 436 A.
Mwembe (Mataka's) 49.
Mwungu (= Gott) 68.
Myombo (Baum) 126, 127, 128.
Myombomischwald 38.
Mythologische Vorstellungen (siehe auch Ursprungssagen usw.) der Kondeleute 333.

Nabelschnur, Abschneiden der 353.
Nachepani (Dämon) 69.
Nachgeburt als Zaubermedizin 170.
Nachgeburt, Beseitigung der 353, 496 A.
Nachintega (Dämon) 69.
Nachrichtendienst 200, 305, 444.
Nachtaffen 196.
Nackenstützen 93, 98, 161, 262, 506.
Nahrung der Eingeborenen:
[Zusammenfassung über Eingeborenen-Nahrung 109 ff.].
Volksnahrung (siehe auch Felderbestellung, Sorghum, Eleusine usw. — Viehzucht, Jagd und Fischerei):
zwischen Kondeland und Rukwasee 508 ff.,
bei den Kondeleuten 373 ff,
im Lindihinterland 99,
im Livingstonegebirge 448 ff,,
am Nordostufer des Njassa 411 ff.,
bei den Wahehe 250 ff., 252,
bei den Wangoni 164 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Nahrung der Eingeborenen:
Animalische Nahrung:
Verzehrte oder verschmähte Fleischarten:
Vorliebe der Neger für Fleischnahrung 109,
Geringe Ansprüche an Qualität der Fleischnahrung 109,
Aalfleisch 111, 374,
Affenfleisch 110,
Amphibienfleisch 110,
Buschbockfleisch 374 A,
Büffelfleisch 374,
Colobusaffenfleisch 450,
Eidechsenfleisch 110,
Elefantenfleisch 374,
Elenantilopenfleisch 374,
Erdschweinfleisch 374,
Fischfleisch 111, 111 A, 166 A, 374,
Fischotterfleisch 374,
Flusspferdfleisch 24 ff., 519,
Heuschrecken 107, 112,
Hundefleisch 110, 163, 251, 251 A, 369, 450, 520,
Hühnerfleisch 110, 251, 369, 373,
Insekten 112,
Käferlarven 112,
Krebse 112,
Krokodilfleisch 110, 185, 374,
Kudufleisch 374,
Kungu-Fliegen 112,
[Menschenfleisch siehe Nekrophagie],
Muscheln 112,
Rattenfleisch 110, 119,
Raubtierfleisch 110, 374,
Raupen 112,
Rhinozerosfleisch 374,
Rindfleisch 111, 162, 251, 373, 450,
Schaffleisch 251, 368, 369,
Schlangenfleisch 110, 374,
Schnecken 112,
Schweinefleisch 369,
Taubenfleisch 251,
Termiten 112,
Vögeln, Fleisch von kleinen 374 A,
Welsfleisch 374,
Wildschweinfleisch 374,
Wühlmausfleisch 110, 444, 450, 523,
Zebrafleisch 374,
Ziegenfleisch 110, 251, 369, 373.
Genuss von:
Blut 111, 111 A, 251 ff., [308],
Butter 114, 368,
Eiern 110, 163, 369, 374,
Eingeweiden 111,
Fett 111,
[Mageninhalt 112],
Milch 162, 252, 354, 367, 368, 369, 450,
Nachgeburt der Kühe 373.
Zubereitung (resp. Rohverzehren) von:
Bienenbrut 114,
Blut 111, 251 ff.,
Eingeweiden 111,
Fett 111,
Fischen 111, 112,
Fleisch 111,
Heuschrecken 107,
Kungu-Fliegen 112,
Mageninhalt 111,
Milch 367, 368.
Bereitung von:
Blutwurst 111,
Braten 111,
Brühe 113, 420,
[Butter 114, 368],
Konserven siehe Räucherfischen und Trockenfleisch,
Räucherfischen 111, 166, 450,
Saucen 113, 420,
Trockenfleisch 25, 111.

Vegetabilische Nahrung (siehe auch Sorghum, Pennisetum, Eleusine, Bataten, Erbsen, Bohnen, Bananen, Früchte, Gurken, Kürbisse, Tomaten, Pilze usw. usw., ferner Pombe, Bambuswein, Palmwein, Schnaps):
Genuss von:
Honig 114, 166, 252, 374, 450,
Zuckerhaltigen Pflanzen 114,
Gewürzen 114, 164, 250.
Zubereitung vegetabilischer Nahrung (siehe auch Pombe- u. Bambusweinbereitung):
von Bananen 114, 374,
von Hirse 112, 113, 375,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Nahrung der Eingeborenen:
Vegetabilische Nahrung, siehe auch Sorghum, Pennisetum, Eleusine, Bataten, Erbsen, Bohnen, Bananen, Früchte, Gurken, Kürbisse, Tomaten, Pilze usw. usw., ferner Pombe, Bambuswein, Palmwein, Schnaps):
Zubereitung vegetabilischer Nahrung (siehe auch Pombe- u. Bambusweinbereitung):
von Hülsenfrüchten 113, 374,
von Mais 113, 374, 375,
von Maniok 113,
von Msunguti-Früchten 363,
von Talerkürbiskernen 113.
Bereitung von:
Brei 113,
Mehl 112 ff.,
[Oel 114, 361, 363].

Mineralische Nahrung:
Kochsalz resp. Steppensalz 114 ff., 253, 374, 450,
Erdessen 115 ff.

Essenszeiten 113 A.
Schlechtes Kochen als Scheidungsgrund 113, 343.
Nahrung zu Zeiten von Hungersnot 113, 250.
Für Häuptlinge reservierte Speisen 110, 374.
Verbotene Speisen 25, 109 A, 110, 111 A, 162, 252 A, 373, 374, 374 A, 450.
Verbot des Milchgenusses für Mütter von Zwillingskindern 354.
Ausschluss der angeheirateten Weiber vom Genuss des Ahnenopferfleisches usw. 332.

Nahrung der Eingeborenen:
Speiseverbote für Kinder 374.
Speiseverbote für Elefantenjäger 520.
Verbot für menstruierende Weiber, aus demselben Topf wie ihr Mann zu essen 352.
Scheu, mit einem Totschläger das Ess- und Trinkgeschirr zu benutzen 308.
Pflicht, einen um Speise und Trank Bittenden nicht abzuweisen 280, 308.
[Verzehren von Menschenfleisch siehe Nekrophagie und Mfiti-Glaube].
Nahrung der Europäer 11 ff., 24 ff., 25 A, 30.
Nairombo, Salzsiederei in 115.
Nakale (Dämon) 69.
Namanka (Sultan) 53.
Namchina (Sultan) 53.
Namen der Familien siehe Familiennamen.
Namen der Sippen siehe Tupi.
Namensbedeutung:
Daressalam 1, 2 A.
Iringa 206.
Kibira 281.
Kissiwa-See 280.
Konde 268 A.
Utengule 206.
Namenentstehung der Stämme siehe Entstehung der Stammesnamen.
Namengebung u. Namenwechsel 63, 63 A, 358.
Namolia (Sultan) 54.
Namsinge (Ort) 477.
Namtschuëia-Berg 398.
Nangadi-See 35.
Nangadi-See, Fischen im 121.
Nantembo (Schwester Hatias III.) 54.
Nasendurchbohrung siehe Nasenschmuck und Verunstaltungen, künstliche, des Körpers.
Nasenpflöcke siehe Nasenschmuck
Nasenschmuck:
am portugiesischen Njassaufer 73,

Nasenschmuck:
der Suaheli 6,
der Wahjao 73,
der Wamakonde-Mawia 73,
der Wamakua 73.
Nasenschmuck:
aus Holzklötzchen 73,
aus Metall 73,
aus Pflanzenmark 73.
Nashörner 194, 196.
Nassiënje-Höhlen 475, 476.
Nationalheiligtümer, Fürstengräber als 53, 151, 228, 304.
Naturbrücke, Tschiwuë- 282.
N'cherenji (Missionsstation) 351 A.
Ndembera (Fluss) 206.
Ndonya (siehe auch Pelele) 71.
Ndossi (siehe auch Barossi-Glaube) 311.
Negerbier siehe Pombe.
Negerpfade 17.
Negerhirse siehe Sorghum.
Negermedizin siehe Medizin.
Negertänze siehe Tänze.
Nekrophagie (siehe auch Mfiti-Glaube) 70.
Netzfischerei siehe Fischerei.
Netzherstellung 530.
Netzjagd 119, 521.
Netzmaterial 530.
Neu-Helgoland:
Ankerplatz bei 399.
Holzstapelplatz 536.
Hütten 418.
Neu-Langenburg siehe Langenburg.
Neu-Wangermannshöhe (Missionsstation) 280, 288.
Newala (Missionsstation) 42, 60 A, 136.
Newala-Gegend:
Ahnenfiguren 68.
Granaten 41.
Landwirtschaft 101.
Wamakuabevölkerung 52.
Wamatambwebevölkerung 48.
Ngai (Sultan) 133.
Ngeraugi (Landschaft) 194.
Ngogotike (Menschenmutter) 333.
Ngongomaberge 133, 134.
Ngosigebirge 270, 470, 471, 479.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Ngosi-Hochland:
Anlage der Dörfer 502,
Bewohner siehe Wassafua,
Frauentracht 512,
Leopardenfallen 526,
Schnitzereien 506,
Vegetation 479.
Ngosi-Vulkan 269, 277.
Ngosi-Vulkans, Fauna des 278 ff.
Ngosi-Vulkan, Kratersee im, sieh. Wentzel-Heckmannsee.
Ngurchtjewange (Sultan) 203.
Niam-Niam: Gummireichtum von 199.
Niangao (Missionsstation) 14, 42, 60 A.
Niangao-Gegend:
Böse Geister 69.
Gottesurteil 71.
Häuptlingsrechte 52 A.
Metallschmuck 86 A.
Pubertätsfeier 62 ff.
Sitzklötze 92 A.
Vertretung der Frau vor Gericht 61.
Nilpferde siehe Flusspferde.
Nimmersatt 406.
Niumbanitu (= Nyumbanitu, Lokalität) 442, 442 A.
Njassa-Anwohner (siehe auch Njassagebiet, Njassaleute, Wakissi, Wamaganja, Wampoto, Wanjassa):
Geschichte 411.
Herkunft 408.
Njassa-Bahn VIII A, 131, 296, 297, 396, 437, 536.
Njassa-Company 540.
Njassa-Dampferexpedition v. Wissmanns 289.
Njassa-Gebiet (siehe auch Konde-Land usw.):
Araberniederlassungen 286.
Bewohner 399, 406.
Bootbau 413.
Fauna 534.
Fischfang 412.
Geräte 420.
Haartracht 420.
Hüttenform 417.
Inneneinrichtung der Hütten 419.
Kleidung 420.
Maturitätserklärung 421.
Njassa-Gebiet (siehe auch Konde-Land asw.):
Mfiti 70.
Milchwirtschaft 367.
Netzanfertigung 530.
Perücken 420.
Schmuck 420.
Sitten und Gebräuche 421.
Tanzklappern 237.
Tätowierung 79, 421.
Töpferei 413.
Tsetsefliege, Vorkommen der 366.
Viehzucht 364, 412.
Waffen 420.
Zahndeformationen 420.
Zaubern wilder Tiere 313.
Njassa-Gestade:
Araberansiedlungen am 286.
Britisches 394.
Deutsches 394 ff.
Geologie des 395, 396, 398.
Häfen am 396, 397, 399, 400.
Landschaftscharakter des 384 ff., 398 ff.
Portugiesisches 394.
Steinkohlen am 296, 396.
Zugang zum 396.
Njassa-Graben siehe Gräben, tektonische.
Njassa-Grasantilopen 486.
Njassa-Hochland 33, 174.
Njassa-Kilwastrasse (siehe auch Njassabahn) 293, 396.
Njassaleute im Ruwuma-Gebiet resp. Lindihinterland 55, 98.
Njassa-Randberge 395 ff., 432.
Njassa-Rukwagraben siehe Gräben, tektonische.
Njassasee 17, 33, 49, 50, 268, 472.
Njassasee:
Abfluss 400.
Dampfer 30, 285, 289, 537.
Entdeckung 285, 537 A.
Entstehung 400.
Fahrwasser 405.
Fauna 405.
Fische 405, 534 A.
Fischfang 529.
Gestalt 400.
Häfen 290, 293, 396 ff., 399 ff., 536 ff.
Njassasee:
Inseln 399, 400.
Jahreszeitliche Schwankungen 408.
Klarheit 404.
Kungu-Fliegen 406.
Missionsdampfer 285, 288, 537.
Prähistorische Schwankungen 404.
Regenverhältnisse 402, 403.
Schiffahrt 537.
Schwankungen 401, 402, 404, 408.
Seeboden 401.
Seeschreiadler 283.
Spiegels, Absinken des 403.
»Sprungschicht« der Wassertemperatur 205.
Tägliche Schwankungen 404.
Temperatur 405.
Tiefe 400.
Ussipafische, Fang der 529.
Wasserstand 402.
Zuflüsse 400.
Zugnetze 528.
Njassa-Tanganjika-Grenzexpedition 32, 472.
Njassa-Tanganjika-Plateau:
Bauform 489.
Bewohner (siehe auch Wafipa, Wamambwe, Wawemba) 488 ff.
Dorfbefestigungen 500.
Drahtziehen 173.
Feldbestellung 508.
Glückshügel 315.
Hütten für Ahnenverehrung 498.
Schmiedeblasebalg 171.
Schmiedezangen 172.
Sitten und Gebräuche 419.
Tsetsekrankheit 366.
Wildfallen 526.
Njassa-Tanganjika-Strasse, deutsche (siehe auch Stevenson Road) 18 A, 298, 411, 494.
Njassere (Fürstengeschlecht) 143 A.
Nja-Ubena (Häuptling) 245.
Njera, Viehzucht am 184.
Njikadialekte siehe Sprachen.
Njugumba, Sultan 134, 177, 200, 203, 204, 207.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Njugumba, Grab des 224.
Nkana (= Kana-Fluss) 471, 472, 493.
Nkanda, Gräber zu 422 A.
Nkuama (Häuptling) 317.
Nkungussi siehe Barossi-Glaube.
Nonda (Ort) 493, 501.
Nonda, Alt- 477.
Nordhanga, Landschaftscharakter von 174.
Notonecta 487.
Notoplateau 46.
Notpfiff durch Lippendurchbohrung 72.
Nsissi (Ort) 409.
Ntschitschira-Gegend, »Wangoni«-Ansiedlungen in 55.
Numbi (Bach) 431.
Numbo siehe Nyumbo-Knolle.
Nutschi 151.
Nyambi (Sultan) 46 A.
Nyamwezi (Häuptling) 463.
Nyanja siehe Njassa 400 A.
Nyassa siehe Njassa.
Nyondo, Grab des Sultans 498.
Nyumbanitu siehe Niumbanitu.
Nyumbo-Knolle 508.
Nyunga (Häuptling) 490 A.

Obduktion der Leichen 313, 314, 325.
Oelbereitung 114, 361, 363.
Oelfrüchte (siehe auch Erdnüsse und Sesam) 4, 39, 42.
Oelverwendung 114, 387 ff.
Ohrabschneiden als Strafe 307, 307 A.
Ohrgehänge siehe Ohrschmuck.
Ohrläppchendurchbohrung 46 A, 74, 151, 154, 420, 461, 513 ff., 554:
Herstellung der 513.
Wangonizeichen, als 74, 151.
Ohrmuscheldurchbohrung 6, 74, 74 A.
Ohrschmuck (vergl Ohrläppchendurchbohrung u. Ohrmuscheldurchbohrung):
zwischen Kondeland und Rukwasee 513,
im Livingstonegebirge 461,
der Njassa-Anwohner 420,
zwischen Njassa und Tanganjika 74.
Ohrschmuck (vergl. Ohrläppchendurchbohrung u. Ohrmuscheldurchbohrung):
in Port Herald 554,
der Suaheli 6,
der Wabungu 74,
der Wagogo 74,
der Wakinga 74, 461,
der Wamakonde-Mawia 74,
der Wamatambwe 74,
der Wamatschinga (angebliche Ureinwohner der Lukuledi-Senke) 46 A, 74,
der Wangoni 74, 154,
der Wanjika 74,
der Warambia 74, 155,
der Wassafua 74.
Ohrschmuck (vergl. Ohrläppchendurchbohrung u. Ohrmuscheldurchbohrung) aus:
Blättern, zusammengedrehten 513,
Bleipflöcken 154,
Drahtösen 154,
Drahtspiralen 461,
Holzpflöcken resp. Holzscheiben 46 A, 74, 155, 513,
Maiskolbenstückchen 513,
Maniokscheiben 420,
Maniokwurzelstücken 154,
Metallringen 74, 154, 554,
Papier 6,
Palmenmark 6,
Perlenketten 154,
Schnupftabaksdosen 74, 154, 155, 513,
Schoten 154.
Opfergebräuche siehe unter »Religion und Ahnenkult«.
Orden 152 A, 153.
Ornamente (vergl. geometrische Muster) 263, 340, 378, 379, 415, 416, 503.
Orographie des Livingstone-Gebirges 432.

Pa als Ortspräfix, vergl. die erläuternden Bemerkungen zum Gebrauche des Index.
Pakunguluwe (Ort) 409 A.
Pallisadierung 499.
Palmadera 553.
Palmkohl 11 A.
Palmwein 12, 117.
(Pa)mbindo (Stromschnellen) 36.
(Pa)mpogusso-Baum 303 A, 326, 373.
Panandawo (Ort) 409 A.
Panga (Fluss) 195.
Panganischnellen 177.
Pangulidala (Berg) 429, 438.
Pangulidala, Goldfunde am 434.
Panicum colonum 100.
Panda-Panda-Bäume auf Gräbern 327 A.
Pandu (Fluss) 189 A.
Papageien 12.
Papayen-Fruchtbäume 399 A, 412.
Papayen-Insel (siehe Neu-Helgoland) 399.
Paradies, Sage vom 333.
Parinarium 127.
Parkia Bussei 150 A.
(Pa)rumbira (= Alt-Langenburg) 290, 410.
Passumba (= Sunda, Ort) 410.
Patima (Ort) 545.
Patronenherstellung 14.
Patronentäschchen 119.
Paulus, Missionsdampfer 17.
Paviane (siehe auch Affen) 196, 282.
Pelele (= Lippenpflock) 71 ff., 151, 420, 547, 554.
Pelikane 406, 486.
Pemba (Fluss) 471.
Pembalioto (Häuptling) 161.
Pendeltüren 452, 456, 476, 501.
Penishütchen 151.
Pennisetum 100 A, 361 A.
Pepo (Häuptling, siehe auch Mpepo) 136 A.
Pepo (Zauberin) 217.
Peramiho (Missionsstation) 130.
Pères blancs (siehe auch weisse Väter) 288.
Perembue (Häuptling) 133.
Perlen, einheimische, aus Metall 248, 249, 384, 513
Perlen aus Glas, altertümliche 420.
Perlen, europäische:
Armschmuck aus 85.
Gürtel aus 248, 248 A, 249, 513, 554.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Perlen, europäisrhe:
Haarschmuck aus 247, 513, 515.
Halsschmuck aus 85, 154, 249, 384, 465, 513, 554.
Kinnschmuck aus 154.
Lendenschnur aus 6A, 85.
Schurze aus 554.
Stirnbänder 85, 154, 465, 513, 554.
Perlenarbeiten 553.
Perlhühner 284, 363, 370, 486, 521.
Perlhühnerjagd 521.
Perondo (Ort) 16.
Perücken 420, 421 A, 462 ff., 465.
Pest 221.
Petersfälle 36, 48.
Petrographie (siehe auch Geologie) des Livingstonegebirges 433.
Pfahlbauten 90A, 418, 552.
Pfeifen durch Lippendurchbohrung 72.
Pfeifen mit den Lippen 236, 338.
Pfeifen = Signalpfeifen 154, 240, 369, 451, 520.
Pfeifen zum Tabakrauchen siehe Tabakspfeifen.
Pfeifenköpfe 157, 507, 552.
Pfeifenköpfe aus Ton, Herstellung durch Männer 414.
Pfeile siehe unter »Waffen etc.«
Pferde 22, 295.
Pferden, Tsetsekrankheit bei 364.
Pferdeantilopen 196, 487.
Pflanzer:
im Bezirk Langenburg 298,
in Uhehe 199.
Pflichten der Häuptlinge siehe unter Häuptlinge.
Pflichten der Männer siehe Männer, Arbeit der.
Pflichten der Weiber siehe Weiber, Arbeit der.
Phaseolus 100A.
Phoenix 127.
Photographie 26 ff., 535.
Phytoplankton 534A.
Pifuma (Ort) 410A.
Pikurugwe (Berg) 432.
Pilansimba (Dorf) 473.
Pilansimba, Nassiënje-Höhlen bei 475A.
Pilansimba-Quellen 473A.
Pimbuë, Salzquelle bei 475A.
Pincetten zum Epilieren 154.
Pinda-Stromschnellen 402.
Pirimita (Sultan) 54.
Piroplasmen-Krankheiten 364 ff.
Pisangfresser 486.
Pissoireinrichtung 182.
Pistia stratoides 115.
Pitu (Fluss) 16, 126.
Plankton 279, 281A, 485, 485A, 534, 534A, 542.
Plantagenbau (vergl. Besiedelungsfähigkeit und Versuchsplantagen) 42, 294, 436.
Plattformen zum Aufbewahren von Hausgerät 94, 161, 457, 504.
Plattformen zum Trocknen von Feldfrüchten 90, 108.
Plattformen zum Schlafen im Freien 90A.
Pocken 30, 69, 219.
Polygamie 61, 63, 147, 229, 292A, 344, 496.
Pomba-Bucht 543.
Pombe (Bier, Hirsebier, Negerbier, siehe auch Opfer unter »Religion und Ahnenkult«) 2, 43, 116, 146, 164 ff., 165A, 181, 354, 375, 412, 448, 449 ff., 458.
[Pombe, zusammenfassende Darstellung über 116 ff.]
Pombe:
alkoholfreie 116,
alkoholarm gemachte 354, 375,
Bereitung 116, 164, 252, 412,
Brauen als Hausfrauenpflicht 252,
Brauhäuser 252,
Braukrüge 253, 263,
Braukübel 412,
Geschmack und Qualität 12 ff., 116, 164, 252, 375, 450,
Kneiplager 116,
Komment 165,
Konsum 116, 146, 165, 252, 412, 448, 449 ff.
Libationen und Opfer von, siehe Opfer unter »Religion und Ahnenkult«,
Pombe:
Nährwert 116,
Saugröhren 117,
Siebe 117,
Trinkhallen 252,
Trinkgefässe aus Holz 458,
Trinkkörbchen 96, 117, 263,
Trinkmethode der Wakinga 117,
Vergiftete 165, 165A.
Pori (= Busch) 127.
Poroto (Landschaft) 270, 471A.
Poroto-Berge 471A.
Port Herald:
Bevölkerung 549.
Bleischmuck 553.
Bogen 553.
Eisenbahn nach Blantyre 543.
Eisengerät 553.
Frottierinstrument 552.
Goldarbeiten 553.
Hütten 549.
Jugendhäuser 549.
Körbe 553.
Messingschmuck 553.
Musikinstrumente 554.
Ohrschmuck 554.
Pelele 554.
Perlarbeiten 553.
Pfahlbauten 552.
Pfeile 553.
Religiöse Vorstellungen 556.
Schlafhäuser 550.
Schmuck 553.
Schnitzarbeiten 552.
Speicher 552.
Tänze 555.
Tätowierung 554.
Taubenschläge 552.
Topfuntersätze 553.
Tracht 554.
Viehställe 552.
Waffen 553.
Port Maguire (Ort) 289.
Portugiesisch-Chiromo 546.
Portugiesische Eisenbahnprojekte 543.
Portugiesische Kolonien 539, 556.
Portugiesische Kolonialpolitik 539 ff.
Portugiesisches Njassa-Gestade 394, 539.
Poscho (= Verpflegungsgeld) 21.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Prähistorische Njassaschwankungen 403.
Prähistorische Schädel 556A.
Prähistorisches Steingerät 497.
Prähistorische Steinringe 497.
Priester usw. siehe unter »Religion und Ahnenkult«.
Propheten, Prophezeien usw. siehe unter »Gottesurteile etc.«
Proviantürme 251.
Pubertätsfeier siehe unter Kinder.
Puffoter 24A, 196.
Pugulo-Insel (siehe Neu-Helgoland) 399.
Pulverbehälter 98, 119, 552.
Prazos 540.
Pusia (= Brautwerber) 345.

Quallen 406
Quelimane (Stadt) 558.
Quellen, heisse 281, 473ff.
Quellen, kohlensäurehaltige 281, 473ff.
Quawa (Sultan) siehe Kwawa.

R, Gleichlaut mit L in Negersprachen 133A.
Rägäro (Ort) 493.
Räucherfische 111, 166, 450.
Raphia 127.
Raphicerus sharpei Thos. 487.
Raschid bin Masaut (Araber) 128, 130, 132, 136.
Rasenhütten 455.
Rasieren der Augenbrauen siehe unter Tracht der Haare.
Rasieren der Haare siehe unter Tracht der Haare.
Rasiermesser 95, 383, 387, 458.
Rassel siehe auch Klappern.
Rasselkästchen 237, 338, 458.
Rasselstäbe 237, 458.
Rasthäuser 18.
Ratten 11, 119, 451, 523.
Rattenfallen 97, 451, 522, 523, 525, 526.
Rattenjagd 119.
Rattenfrass, Vorrichtung gegen 527.
Raubtierfallen 522ff.
Rauchen siehe Tabakrauchen und Hanfrauchen.
Rauchplage 92.
Rechte der Frau, siehe Weiber, soziale und rechtliche Stellung der.
Rechte der Häuptlinge siehe Häuptlinge.
Rechtspflege der Beamten in Deutsch-Ostafrika 10A.
Rechtsgewohnheiten der Eingeborenen:
Rechtsgewohnheiten:
in Britisch-Zentral-Afrika 307.
im englischen Njassa-Gebiet 70,
bei den Kondeleuten 300, 306ff., 310, 311, 342, 345, 348, 349, 350, 373A,
im Gebiet zwischen Kondeland und Rukwasee 499,
in der Lukuledi-Gegend 70,
in der Niangao-Lukuledi-Gegend 52A,
bei den Wahehe 213, 218, 229,
bei den Wakinga 317, 447,
bei den Wamakua 61,
bei den Wangoni 141, 143, 149,
bei den Wanjika 496, 499,
bei den Wassangu 215,
bei den Wawemba 307;
Busse für:
Mord und Totschlag 308.
Körperverletzung 308.
Diebstahl 308.
Mundraub 308.
Verführung von Mädchen 345.
Ehebruch 61, 143, 229, 307, 349.
Notzucht 229, 349.
Zauberei 70, 218, 310, 310A, 311, 317.
Leichenschändung 70.
Beleidigungen und Kränkungen 342, 373A.
Zanksucht 350.
Strafen:
Todesstrafe 61, 70, 143, 218, 229, 307, 317.
Körperverstümmelung und Martern 61, 74A, 134, 229, 307.
Rechtsgewohnheiten der Eingeborenen:
Strafen:
Körperliche Züchtigung 229, 307, 349.
Verlust der Freiheit 61.
Verbannung 218, 311, 345.
Strafezahlen 70, 307, 308, 342, 345, 349, 372, 499.
Oeffentliches Preisgeben bei Weibern 311A, 350.
Zweikampf 229.
Frauenrecht 61, 229, 307, 308, 309, 496.
Mutterrecht 60.
Vaterrecht 447.
Kinder, rechtliche Stellung der 447.
Sklavenrecht 6, 141.
Erbrecht, ziviles (Thronfolgerecht siehe Häuptlinge, Nachfolge der) 149, 308, 328, 348, 496.
Asylrecht 308.
Der Häuptling als Gerichtsherr 52A, 61, 143, 213, 215, 304, 306, 350.
Gerichtsgebühren 307.
Gottesurteile siehe unter »Gottesurteile etc.«
Schwören vor Gericht 309.
Symbolische Bekräftigung von Verträgen 309.
Versöhnungszeremonie nach Totschlag 308.
Regenpfeifer 406, 486.
Regenmenge siehe Klima.
Regenmesser, natürlicher 279.
Regenschirm (siehe auch Sonnenschirm) 360, 360A.
Regenspendende Gottheit, Kiara als 320, 321.
Regenzauber 69, 218, 277, 315, 320, 414, 497.
Regenzeit siehe Klima.
Regenzeit, Reisen zur 536.
Reibstein siehe Vorrichtungen zum Mehlreiben unter Häuser-Inneneinrichtung.
Reiher 194, 196, 283, 486, 487.
Reinigungseid 309.
Reinigungszeremonien:
nach Begräbnis und Trauer 67, 149, 222, 225, 328,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Reinigungszeremonien:
nach Entbindung 353,
nach Menstruation 352,
nach Seuchenausbruch 223A,
nach Schmähen des Gatten 350,
nach Totschlag 308,
nach Zwillingsgeburt 228, 354.
Reiskultur 100, 130, 164, 176, 184, 294, 361.
Reisnahrung 25.
Reisen in Ostafrika 22 ff.
Reisen zur Regenzeit 536.
Reittiere 22.
Reliefverzierungen 256, 256A, 261, 340, 378, 379, 381.
Religion und Ahnenkult:
bei den Kondeleuten 276, 277, 279, 281, 309, 315, 316ff., 331ff., 350.
im Lindihinterland 67,
in der Lukuledi-Niangao-Gegend (Lindihinterland) 69,
bei den Manganja 498,
auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau 498, 315,
in der Port Herald-Gegend (unterer Schire) 556,
bei den Wabena 183, 216ff., 224ff.,
bei den Wabungu 498,
bei den Wafipa 499A,
bei den Wahehe 209, 216ff., 222ff., 227ff., 315,
bei den Wakinga 444,
bei den Wamakonde 67, 68,
bei den Wamambwe 499A,
bei den Wamatambwe 68,
bei den Wamuera 53, 67, 68,
bei den Wangoni 151, 329,
bei den Waniamanga 498,
bei den Wantali 322,
bei den Wapangwa 465,
bei den Warambia 498,
bei den Wassangu 216ff., 222, 224, 228.

Glaube an Gott 68, 68A, 151, 217, 316, 465,
Namen für Gott 68, 151, 217, 316ff.,
Religion und Ahnenkult:
der »Mbassi« des Kondelandes 316ff., 320A, 321A,
Gestalt Gottes (des Kiara) 316, 316A,
Glaube an Dämonen 66, 68, 69, 106, 217, 222, 465,
Glaube an Elementargeiste 279, 333,
Ahnenkult 53, 67, 68, 222, 318, 322, 329, 498,
Vorstellungen vom Fortleben der Seelen und von der Unterwelt 53, 67, 149, 151, 222, 227, 281, 323ff., 333, 499A,
Fortleben der Seelen in Tieren (siehe auch Barossi- und Mfiti-Glaube) 67, 151A, 499A,
Schwören bei den Ahnen 151, 209, 309,
Schwören beim Totenreich 309,
Ahnenfiguren der Wamakonde 68.
Gott oder Dämonen geweihte Stätten:
Heilige Haine 318, 444,
[(Pa)-mpugusso-Baum 303A, 326, 373],
Kiara-Heiligtum zu Langenburg 321,
Kiara-Heiligtum zu Ikombe 320,
Kibira-Fluss 281,
Kiejo-Vulkan 277,
Rungwe-Vulkan 276, 318,
[Wentzel-Heckmann-See 279],
[»Iripasio«-Steinhaufen 315],
[»Glückshügel« 315],
Tal des Mungu in Uhehe 222A,
»Gotteshäuser« 316A, 320, 322.
Stätten des Ahnenkultus:
Ahnengräber u. Begräbnishaine 53, 66, 151, 228, 329, 331, 445, 498,
Fürstengräber als Nationalheiligtümer 53, 151, 228, 304,
Religion und Ahnenkult:
Stätten des Ahnenkultus:
Gebetsbäume 67, 68, [227],
[(Pa)-mpugusso-Baum 303A, 326, 373],
Heilige Bananen 331,
Gebetshäuschen 498ff., [556],
Opfer an Gott (Kiara) und Dämonen 69, 151, 316, 318, 320, 321, 322, 323, 444A:
Gott (Kiara) geweihte Tiere usw. 320, 321, 323,
Farbe der für Gott (Kiara) geschlachteten Tiere 321, 322,
Menschenopfer 322ff.,
Toten- und Ahnenopfer (Beigaben siehe Totenbestattung) 53, 66, 67, 68, 151, 183, 222, 223, 227, 228, 318, 322, 323, 327, 331, 331A, 332, 465, 498:
Verbotene Opfertiere 331,
Farbe der für Tote geschlachteten Opfertiere usw. 227, 322, 326,
Toten geweihte Tiere und Bananen 323, 326, 331ff.,
Menschenopfer 224, 327, 445,
Berufspriester 317ff., 320, 321, 322,
Priesterfamilien 317, 322,
Häuptling als Priester 53, 67, 68, 151, 228, 318, 320, 322,
Pater familias als Priester der Familie 322, 331,
Priesterin 350,
Gebetsversammlungen 67, 318, 320, 322.
Rennöfen 170.
Reptilien (siehe auch Schlangen usw.) 534.
Reusen zum Fischfang 121, 374, 527ff.
Reusenfallen für Ratten und Wild 451, 526.
Rhinozeros siehe Nashörner.
Riampiru (Name) 316, 320A, 333, 337.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Ricinus 114, 164, 361, 448, 508.
Ricinus zur Oelbereitung 114.
Riedböcke 196, 486, 487.
Riesenreiher 283.
Rikwa-See (siehe Rukwa-See) 468 A.
Rindenschachteln 95, 506.
Rindenstoff usw. siehe Baststoff usw. unter Tracht aus.
Rinder vergleiche auch Vieh [Zusammenfassende Darstellung über Rinderzucht usw. 364 ff. und 370 ff.].
Rinder als Reittiere 214 A.
Rinder als Zugtiere 17, 298, 365.
Rinder, geweihte 320, 321, 323, 326, 332.
Rinder, hornlose 364.
Rinder, Rasse der 131, 197, 364.
Rinder, wackelhörnige 364.
Rinderbestand siehe Viehbestand.
Rinderfutter 368, 372.
Rindergehörne:
Form der 364.
Halsschmuck aus, als Kriegsauszeichnung 153.
Rinderglocken siehe Viehglocken.
Rinderkastration 368.
Rinderkrankheiten (siehe auch Tsetse) 364 ff.
Rindermarken 372.
Rindermist siehe Kuhmist.
Rinderpest 162, 176, 364, 487.
Rinderpflege und -wartung 372.
Rinderschädel als Dachschmuck 160.
Rinder, Schlachten der 162, 373, 450 A.
Rinderschwänze, Verwendung d.:
als Spazierstöcke 459,
als Speerschmuck 144.
Rinderschwanzhaars, Verwendung des 249, 383.
Rinderställe siehe Viehställe.
Rindertransport 199, 365, 366 ff.
Rinderverwertung 373.
Rinderweide 368.
Rinderzucht 99, 131, 162, 184, 191, 193, 195, 196, 197, 198, 251, 274, 295, 363 ff., 368, 370 ff., 412, 450, 451, 477, 509, 552.
Rindfleischgenuss 111, 162, 251, 273, 450.
Rindshaut, Schilde aus 144, 144 A, 233, 306.
Rodungen siehe unter Felderbestellung der Eingeborenen.
Röhrentrommeln 236.
Rohrhütten der Wandamba 183.
Rohrdommeln 196.
Rohrflöten (siehe auch Flöten) 239.
Rohrratten 526.
Rohrzucker siehe Zuckerrohr.
Ruaha-Fluss:
»grosses« Ruaha (siehe auch Mpangali) 188, 193,
»kleines« Ruaha 192, 195, 258.
Ruaha-Graben siehe Gräben, tektonische.
Ruanda (Landschaft) 173, 413, 417.
Ruanda-pa-Magaga (Ort) 410.
Rudergesänge 236, 413.
Rückenschwimmer (Notonecta) 487.
Rufidji-Fluss 35, 44, 46, 49, 54, 188, 189.
Rufidji-Ulanga-Wasserstrasse 177, 198.
Rugaro, Vernichtung der Zelewskyschen Expedition bei 209.
Ruhudje-Fluss 15, 175, 189.
Ruhudje-Fluss:
Fauna des 185,
Schöpfstellen im 185.
Ruhudje-Niederung 174.
Ruhudje-Quellgebiet, Scheunenhäuser im 180 A.
Ruhuhu-Delta 397.
Ruhuhu-Einbruch siehe unter Gräben, tektonische.
Ruhuhu-Fluss 126, 396, 397, 426, 427.
Ruhuhukaskaden, Kätscherfischerei an den 530.
Ruhuhu-Senke siehe Ruhuhu-Einbruch.
Rukua (= Rukwasee) 468 A.
Rukuga (= Rukwasee) 468 A.
Rukwagebiet 468, 480.
Rukwagebiet:
Fauna 534,
Klima 480,
Rinderbestand 364,
Tsetse-Verdacht 366 A.
Rukwagebiet:
Vegetation 484.
Rukwagraben siehe Gräben tektonische.
Rukwasee:
Altes Bett 480,
Farbe 484,
Fauna 485,
Fische 485, 534 A,
Fischfang 526, 528, 530,
Insekten 486,
Kätscherfischerei 530,
Missionsstationen am 288,
Namen 468,
Netzverfertigung 531,
Salzbelag der Ufer 484,
Schwankungen des Spiegels 480, 481, 483,
Staubhosen 484,
Tiefe 483,
Uferzone 484,
Wasser 484,
Wasserstand 480.
Rukwasteppe siehe Rukwagebiet.
Rumbira (= Lumbira, Fluss) 29, 290, 397.
Rundaue am Njassa 409.
Rundhütten siehe unter Häuserarten.
Rungembe 16, 200, 204.
Rungembe, Erbbegräbnis der Wahehefürsten 149, 223, 224.
Rungwe (Missionsstation) 288, 293.
Rungwegegend:
Kriegserklärung 305,
Volksstämme 302.
Rungwe-Vulkan 268 ff., 470.
Rungwe-Vulkan:
Besteigung des 275 ff.,
Brockengespenst auf dem 276,
Elefanten 282,
Fauna 276,
Heiliger Hain am 318,
Höhe des 275,
Sitz der Götter 276,
Vegetation 276,
Vorstellung der Eingeborenen 276.
Rupira (= Lupila, Häuptling) 427, 442.
Ruo-Fluss 542, 546.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Rutenganio:
Kaffeeplantagen bei 294.
Meteorologisches 285.
Missionsstation 288.
(Pa)mpugussobaum bei 303 A.
Wanjakjussa bei 302, 303 A.
Ruwuma 34, 35, 36, 49, 50, 54.
Ruwuma:
Breite 36.
Quelle 128.
Schiffbarkeit 36.
Ruwumagebiet (Lindihinterland):
Antilopen 39.
Achat 41.
Ackergerät 102.
Affenbrotbäume 38.
Ahnenfiguren 68.
Ahnenkult 67.
Akazien 39.
Amulette 85.
Anbaufähigkeit 37, 38, 39, 42.
Anlage der Dörfer 86.
Ansiedlungen 44.
Anstandsregeln 63.
Apotheke 69.
Aufhängevorrichtungen 94.
Armringe 85.
Bambusanpflanzungen 97.
Bambusgefässe 97.
Bambusverwendung 97.
Bananen 100.
Bastsäcke 109.
Baststoff 84.
Bataten 100.
Bauart 86.
Baumwolle 42.
Beerdigung 66.
Beetkulturen 102.
Begräbniszeremonien 66.
Beigaben 66.
Beryll 41.
Beschneidung 62.
Besiedelung 55.
Besiedelungsfähigkeit 38, 39, 42.
Bettstellen 92.
Bewohner siehe Stämme.
Bienenstöcke 40.
Bierbereitung 116.
Bierkonsum 116.
Bodenräume 39 A.
Bogenspanner 120 A.
Ruwumagebiet (Lindihinterland):
Bohnen 100.
Braunkohlen 41.
Büffel 39.
Deckelkörbe 95.
»Doktoren« 69.
Drahtringe 73.
Düngung 100.
Dumpalmen 38.
Ebenholzbäume 38.
Ehebruch 61.
Einbäume 121.
Eingeborenenindustrie 115, 121.
Eisen 41.
Eisengewinnung 121.
Elefanten 39.
Enten 100, 370.
Erdnüsse 42, 100.
Export 39, 40, 41.
Fauna 534.
Feldarbeit 100, 101.
Feldfrüchte 42, 100.
Feldhütten 104.
Fellsäckchen 95.
Feuerbereitung 91.
Feuerreiber 91.
Feuerstellen 91.
Fischkonservierung 112.
Fischfang 121, 531.
Fischgifte 531.
Fleischkonservierung 111.
Fleischgenuss 111.
Fleischzubereitung 111.
Fleischnahrung 110.
Flüsse 35.
Flusspferde 39.
Freien 64.
Fruchtgenuss 113.
Gänse 100, 370.
Gebetbaum 68.
Geburt 61.
Geister 69.
Geographische Gliederung 33.
Geologie 33.
Geschichte 43 ff.
Getreide 108.
Getreidespeicher 108.
Getreidetransport 109.
Gewürze 114.
Gottesurteil 70.
Grabhügel 65.
Granaten 39, 41.
Ruwumagebiet (Lindihinterland):
Graphit 41.
Gummi 39, 40.
Gummiexport 3.
Gummiliane 40.
Gurken 100.
Hängebretter 94.
Hausrat 96.
Häuserformen 86 ff.
Heuschrecken 43.
Heuschreckenbekämpfung 107.
Heuschreckengenuss 107.
Hochzeitszeremonien 64.
Holzgefässe 97.
Holzlöffel 97.
Honiggenuss 114.
Honigvogel 40.
Hühner 100.
Hütten 86 ff.
Hütteneinrichtung 91 ff.
Hunde 99.
Hungersnot 43.
Industrie 115, 121.
Inselberge 38.
Jagd 118.
Jagdnetze 119, 521.
Jagdwaffen 119.
Jagdzauber 520.
Jugendunyago 62.
Kalebassen 96.
Kautschuk 4, 39, 40, 41, 42.
Kleinvieh 99.
Klima 39.
Kneiplager 116.
Kochen 113.
Kochsalz 114.
Kochtöpfe 96.
Körperverunstaltungen 71.
Kokospalmen 100.
Kopal 40.
Krokodile 39.
Kürbisse 100.
Küssen 71 A.
Küstengebiet 32.
Küstenplateau 33.
Kupfer 41.
Landwirtschaft 99 ff.
Lauben 90.
Leoparden 39.
Lippenpflock 71.
Löwen 39.
Mahlstein 95.
Malachit 41.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Ruwumagebiet (Lindihinterland):
Mangobäume 100,
Manihot Glazovii 42,
Masken 64,
Matten 93 A,
Messer 97,
Metallschmuck 86,
Meteorologisches 39 A,
Mfiti 70,
Mineralien 41,
Mischkulturen 103 A,
Missbildungen 62,
Missgeburt, Tötung der 62,
Missionsniederlassungen 42,
Mluku 68,
Mlungu 68,
Mordfallen 523,
Muavitrinken 70,
Mungu 68,
Mwungu 68,
Myombomischwald 38,
Nackenstützen 93,
Nahrung 109,
Namen 63 A,
Namenswechsel 63 A,
Nasenpflöcke 73,
Ndonya 71,
Negerbier 116,
Nekrophagie 70,
Netzjagd 119, 521,
Oelbereitung 114,
Oelfrüchte 39, 42,
Ohrenschmuck 74,
Patronentäschchen 119,
Pelele 71 ff.,
Perlhühnerzucht 370,
Pfahlbauten 90 A,
Pfeile 120,
Plantagenbau 42,
Plattformen 90, 94, 108,
Polygamie 61,
Pombe 116,
Pubertätsfeier 62 ff.,
Rattenfallen 97,
Rattenjagd 119,
Rauchen 156,
Rauchtabakbereitung 156,
Reis 100,
Reusenfallen 526,
Religion 67 ff.,
Ricinus 100,
Rindenstoff 84,
Rinder 99, 364,
Rodungen 100,
Ruwumagebiet (Lindihinterland):
Salzgewinnung 115,
Salzhandel 115,
Schachteln 95,
Schlagbaumfallen 523, 524,
Schmuck 85, 85 A, 86,
Schnaps 117,
Schnitzereien 98,
Schwangerschaftsgebräuche 61, 62,
Seelenwanderung 67,
Sesam 42,
Sitzgeräte 92,
Sorghum 43,
Sorghumkonsum 112,
Sorghumkrankheit 43,
Sorghumverarbeitung 112,
Speere 119,
Speicher 90, 108,
Speisevorschriften 110,
Stämme siehe Amalambwa, Mawia, Wahjao, Wamakonde, Wamakua, Wamanganja, Wamatambwe, Wamatschinga, Wamuera, Wadonde, Wangindo, Wanindi,
Stampfmörser 97,
Steinkohlen 41,
Stellung der Frau 60,
Steppensalz 41,
Steppenzone 34,
Sterculien 38,
Tabakbau 42, 100,
Tabakexport 156,
Tabakkonsum 118,
Tätowierung 75 ff.,
Tamarinden 38,
Tische 92 A,
Töpferei 96, 98, 415, 417,
Topfständer 94,
Totenbestattung 64 ff.,
Totenklage 66,
Totenopfer 67,
Tracht 83,
Trauergebräuche 67,
Trichtersiebe 117,
Trocknen des Getreides 108,
Trommeln 236,
Tsetse 45 A, 99, 366,
Unyago 62 ff.,
Urbevölkerung 55,
Vegetation 37,
Veranden 95,
Ruwumagebiet (Lindihinterland):
Viehbestand 99, 364,
Viehställe 90, 99,
Vögel 534 A,
Wachsgewinnung 39, 40,
Wässerungsanlagen 103,
Wassermangel 38,
Waldvernichtung 101,
Wehrwolfglaube 70,
Wild 39,
Wildschlingen 521,
Wildseuchen 39,
Wildzäune 103,
Wurfsteine 120,
Zahndeformationen 75,
Zauber:
gegen Wildkatzen 69,
mit Leichenteilen 69,
zur Fruchtbarmachung der Felder 106,
Zauberer 69,
Ziegenstall 91,
Zubereitung der Speisen 113,
Zuckerrohr 100.

Sänger (siehe auch Gesänge) 235, 246.
Säuglinge siehe unter Kinder.
Sagen (siehe auch Märchen und Ursprungssagen) 50, 52, 277 bis 282, 317, 324, 331, 333, 465.
Saggamaganga (Sultan) 15, 125 174, 178, 182.
Saggamaganga, Grab des 224.
Saiteninstrumente siehe unter Musikinstrumente.
Sakaliro (Hauptstadt Kimauranga's) 490.
Salböl 361, 387.
Salböls, Benutzung des 114.
Salim bin Najum (siehe auch Mirambo) 286 A.
Salz 41, 114, 115, 296 A, 484.
Salz als Tribut 136.
Salzbelag der Rukwaufer 484.
Salzbelag der Rukwasteppe als Zusatz zum Schnupftabak 156.
Salzgewinnung 115, 253, 374.
Salzhaltige Quellen siehe Mineralquellen.
Salzhandel 115, 253, 450.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Salzhunger der Neger 114.
Salzverabreichung an die Rinder 372.
Sambesi (siehe auch Schire-Sambesi-Wasserstrasse):
Fahrt auf dem 557.
Flusspferdjagd am 529.
Sambesidelta 51, 557.
Sambi (Häuptling) 490.
St. Benedictus - Genossenschaft siehe Benedictiner-Mission.
St. Bonifaz v. Mkulwe (Missionsstation) 493.
St. Moritz (Missionsstation) 482 A.
St. Peter Claver (Missionsstation) 493.
Sandalen 247.
Sandfloh 196, 221.
Sanduhrtrommeln 236, 338.
Sansa (Musikinstrument) 238, 555.
Sattelstorch 283, 406.
Saugapparate für Kälber 371.
Schabruma (Sultan) 15, 135, 138, 147, 153, 158, 160 A, 170, 228 A.
Schabrumas Gebiet:
Hütten 180, 181,
geflochtenes Gefäss 162,
Wabena-Kolonie 125 A.
Schachteln 95, 506.
Schädel, prähistorische 556 A.
Schafe 162, 251, 295, 363, 368, 373, 451, 509.
Schafe als Opfertiere verboten 331.
Schaf, Sage vom 331.
Schafbestand siehe Viehbestand.
Schafkrankheiten 365 A.
Schakal 196, 487.
Schakal, gezähmter 370.
Schamben (= Anpflanzungen, siehe auch Felderbestellung der Eingeborenen) 3.
Schambenpori 126.
Schamhaftigkeit resp. Schamlosigkeit 152, 300, 339, 339 A, 340, 350 ff., 556.
Schamschurz siehe unter Tracht, Bestandteile der.
Schattenbäume 363, 383.
Scheidungsgründe siehe unter »Eheschliessung etc.«
Scheitani (= chetano, Teufel) 222 A.
Schellen siehe auch Viehglocken.
Schellenschmuck 145, 153, 165, 384, 555.
Schensi-Esel (= einheimischer Esel) 22.
Schemel siehe unter Häuser-Inneneinrichtung.
Scheunenhäuser siehe unter Häuserarten.
Schiakomo (Häuptling) 139.
Schiessscharten 257, 258, 259.
Schiffbarkeit:
Flüsse des Kondelands 270, 271,
Lukuledi 2,
Njassa 405, 537,
Rufidji-Ulanga 177,
Ruhuhu 397,
Ruwuma 36,
Sambesi 557,
Schire 401, 537, 541, 556, 557.
Schilde siehe unter Waffen.
Schildkröten 405, 485.
Schire:
Abfluss des Njassasees 400,
Borassuspalmenhaine 545,
Dampfer auf dem 537,
Elefantmarsh 545,
Flusspferdfallen 524,
Granitriffe bei Fort Liwonde 542,
Hausboote 545,
Katarakte 542,
Krokodile 541,
Krokodilzäune 541,
Schiffbarkeit 401, 402, 537, 541, 557,
Ufer des 545,
Wasserschöpfstellen im 541.
Schire-Gebiet (siehe auch Port Herald, British Central Africa, Protectorate usw.):
Bleischmuck 174,
Goldschmiedekunst 174,
Metallguss 174,
Saiteninstrumente 238,
Tanzklappern 237.
Schirehochland:
Kaffeebau 294, 538,
Trägerverkehr 543.
Schire - Sambesi - Wasserstrasse 400, 437.
Schirmakazien 484.
Schlachten der Rinder 162, 373, 450 A.
Schlachten der Schafe 373 A.
Schlachten der Ziegen 162, 373 A.
Schlachtfest 450 A.
Schlafhütten (siehe auch Jugendhäuser) 90.
Schlafstätten siehe Bettstellen resp. Lagerstätten unter Häuser-Inneneinrichtung.
Schlagbaumfallen 523.
Schlangen 23 A, 196.
Schlangen, Seelenwanderung in 311, 499 A.
Schlangen, Verehrung der 499 A.
Schlangenhalsvogel 406.
Schleppangeln 528.
Schlingenfallen 521, 522, 523.
Schmelzofen 166 ff., 507.
Schmelzprozess 166 ff.
Schmelzprozess, Aberglaube dabei 169 ff.
Schmiede 170, 218, 263, 302, 383 A.
Schmiedearbeiten (siehe auch Speere, Feldhacken, Messer usw.) 170 ff., 507.
Schmiedeblasebalg 167 ff., 171 ff.
Schmiedehammer 170, 172.
Schmiedekunst, Sagen von der 302, 337 A, 338.
Schmiedetechnik siehe Schmiedearbeiten.
Schmiedetechnik, Aberglaube dabei 170.
Schmiedewerkzeuge, diverse 172.
Schmuck (inklusive Amulette und Jagdtrophäen, siehe auch Verunstaltungen, künstliche, des Körpers, Körperbemalung, Haartracht):
zwischen Kondeland und Rukwasee 74, 512, 513 ff., 515,
der Kondeleute 313 A, 333 A, 383 ff., 387,
im Lindihinterland 84 ff., 85,
der Livingstonegebirgsbewohner 74, 459, 461, 462,
der Manganja 73 A,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Schmuck (inklusive Amulette und Jagdtrophäen, siehe auch Verunstaltungen, künstliche, des Körpers, Körperbemalung, Haartracht):
der Mawia 71, 72, 72 A, 74,
der Njassaanwohner (Nordostufer) 73, 420,
zwischen Njassa und Tanganjika 74,
in der Port Herald-Gegend 553 ff.,
der Wagogo (nördlicher Nachbar der Wahehe) 74,
der Wahehe, Wabena, Wassangu 153, 233 ff., 246, 247, 248, 248 A, 249 ff., 249 A,
der Wahjao 72, 73, 73 A, 85,
der Wamakonde 71, 72, 72 A, 73, 74, 84, 85, 520,
der Wamakua 72, 72 A, 73, 73 A, 85, 86,
der Wamatschinga 46 A,
der Wamuera 72, 72 A, 85, 86 A, 520,
der Wangindo 85,
der Wangoni 74, 144 ff., 145 A, 153 ff.,
der Wapangwa 465.

Fürstenschmuck 85 A, 153, 153 A, 154, 249,
Kriegsschmuck und Tracht 85, 144 ff., 145 A, 233 ff., 384,
Vorschriften für Schmuck und Tracht 85 A ff., 153, 153 A.

Schmuck aus:
Blumen 384 A,
Federn 85, 144, 145 A, 153, 233, 234, 384, 387, 459,
Früchten, Holzscheiben, Grasgeflechten, Knochen, Zähnen, Haaren, Fellstreifen usw. usw. 6, 46 A, 71, 72, 72 A, 73, 74, 85, 144, 145, 152, 153, 153 A, 154, 246, 247, 248, 248 A, 249, 250, 313 A, 384, 387, 420, 459, 460 A, 465, 513 ff., 520,
Muscheln 72, 85, 246, 465, 513,
Konus-Muscheln [246], 249, 387, [513],
Kauri-Muscheln 248, 250,
Elefantensohlenhorn 153, 520,
Elfenbein 153, 249,
Ton 72,
Gold 333 A, 553,
Silber 6, 333 A,
unedelem Metall 72, 73, 85, 86, 145, 153, 154, 249, 249 A, 383, 384, 385, 387, 420, 459, 461, 462, 512, 513, 514, 553, 554,
einheimischen Metallperlen 248, 249, 384, 513,
Metallschellen 145, 153, 165, 384, [553],
europäischen Glasperlen 6, 6 A, 85, 153, 154, 155, 247, 248, 248 A, 249, 384, 420, 461, 465, 512, 513, 514, 515, 553 ff.,
altertümlichen europäischen Glasperlen 420,
Papier 6.

Schmuckes, Bestandteile des:
Kopfschmuck (siehe auch Bekleidung des Kopfes unter Tracht, Bestandteile der) 144, 420, 513,
Haarschmuck (siehe auch unter Tracht der Haare) 85, 152 A, 153, 247, 384, 384 A, 387, 459, 462, 513, 515,
Haarkämme 84, 85, 153, 515,
Bartkämme 515,
Stirnschmuck (siehe auch Trauerbinden unter »Totenbestattung etc.«) 85, 144, 154, 384, 460 A, 465, 513, 554,
Ohrenschmuck 6, 46 A, 74, 154, 155, 461, 513 ff., 554,
Nasenschmuck 6,
Oberlippenschmuck 71, 72, 73, 73 A, 420, 554,
Unterlippenschmuck 72, 73, 514,

Schmuckes, Bestandteile des:
[symbolische Verwendung des Unterlippenstabes 72],
Kinnschmuck 145 A, 154,
Halsschmuck 85, 153 A, 154, 246, 249, 250, 313 A, 384, 459, 461, 465, 513, 554,
Lendenschmuck 6 A, 85, 145, 248, 249 A, 383 ff., 385, 459, 461, 512, 513, 554,
Armschmuck 85, 153, 249, 250, 313 A, 384, 459, 461, 520,
Körperschmuck 85, 384,
Bein- resp. Knöchelschmuck 85, 145, 153, 249, 384.

Schnaps 117.
Schnepfen 406, 486.
Schnitzerei siehe Holzschnitzerei.
Schnupfen von Tabak 154, 155, 253, 375.
Schnupfens von Tabak, Art des 155.
Schnupftabak als Beigabe 66.
Schnupftabaksbereitung 156, 484.
Schnupftabaksdosen 154 ff., 506, 514, 552.
Schöpfkellen aus Ton (siehe auch unter Hausrat) 414.
Schöpfvorrichtungen an Flüssen 185, 541.
Schornstein 92.
Schotomarula, Bild des Elefantenjägers 245.
Schotten, die, in Karonga 286 ff.
Schottische Mission 286.
Schröpfen 78, 219, 312.
Schröpfköpfe 219.
Schröpfnarben 78, 82.
Schuguli-Fälle 177.
Schulen 10 A.
Schurze siehe unter Tracht, Bestandteile der.
Schutz gegen Wildschaden siehe unter Felderbestellung.
Schutzpockenimpfung 30, 219, 219 A.
Schwangerschaft siehe unter Weiber, Sexualleben der.
Schwankungen:
des Njassasees 401 ff., 480,
des Rukwasees 480 ff.,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Schwankungen:
des Wentzelsees 279.
Schweine 162, 295, 369, 523.
Schweine, wilde, Fang derselben 523, 526.
Schweissschaber 153, 154.
Schwiegereltern, Verhältnis zu den, siehe unter »Eheschliessung etc.«
Schwimmbassin 12.
Schwirrinstrumente 237.
Schwur 309, 151, 214.
Seba Hadschi-Hospital 8.
Seelenwanderung (siehe auch Mfitiglaube und Barossiglaube) 67, 151, 499 A.
Seeschreiadler 283, 406, 486.
Sektion der Leichen 313, 314, 325.
Selbstmord 301, 346, 371, 441.
Selbstschussfallen 525.
Senf 250.
Sesam 3, 4, 42, 100, 164.
Seuchen siehe Pest, Pocken, Texasfieber Tsetsekrankheit.
Seuchen, Löschen der Feuer bei Ausbruch von 223 A.
Sichelmesser (siehe auch Haumesser) 306, 383.
Siebe 414:
Sieblöffel für Fischbrühe 420.
Trichtersiebe für Pombe 117.
Trichtersiebe zum Salzauslaugen 115.
Siedelungsfrage siehe Besiedelung.
Siegeszeichen 231, 232.
Signalhörner 242, 305, 338, 555.
Signalpfeifen 154, 240, 369, 451, 459, 520.
Sijawa (Häuptling) 211 A.
Singimba (Fürstin) 208, 230.
Singimba, Grab der 224 A.
Sippennamen siehe Familiennamen.
Sippenverbände siehe Familienverbände.
Sitzgeräte siehe unter Häuser-Inneneinrichtung.
Sklaven 214, 228, 252, 299, 499:
-Dörfer 141,
-Export 7.
Sklaven:
-Gabel 7 A.
-Handel und -Händler 4, 7, 44, 130, 136, 286 ff., 289 A, 489, 540.
-Jagd 7, 43, 44, 145, 286, 489, 492.
-Pflichten 6 ff., 141, 146, 229.
Stellung der, rechtliche 6 ff., 141.
-Zeichen 74 A, 146, 464.
Sklaverei als Strafe 61.
Sokile als Gruss der Kondeleute 341.
Sokiri (= Sokile) als Name der Kondeleute 301 A, 341, 408.
Soldatenmaterial 8.
Soldaten, schwarze 9.
Somatische Eigenschaften siehe Körperbeschaffenheit.
Songessi (Fluss) 493.
Sonne, Vorstellung von der 332.
Sonnenfinsternis, Vorstellung von der 332.
Sorghum (= Matama = Mtama) 2, 3, 4, 43, 100, 103 A, 112, 130, 164, 184, 191, 250, 361, 396, 397, 411, 448, 479, 508.
Sorghum zur Pombebereitung 43, 116.
Sorghumkrankheit siehe Asalikrankheit.
Sorghumverarbeitung und Zubereitung 112 ff.
Sowe (Sultan) 194.
Skorpione 196.
Spazierstöcke 6, 155 A, 250, 384, 458, 459.
Speere siehe unter Waffen.
Speicher siehe unter Felderbestellung.
Speisenbereitung siehe unter Nahrung der Eingeborenen.
Speiseverbote siehe unter Nahrung der Eingeborenen.
Spielbretter 507.
Spielzeug 237, 249, 355, 414.
Spinat, einheimischer 25 A.
Spindeln 511.
Spinnen 511.
Spinnen (Tiere) 278.
Spitznamen der Europäer 20.
Sprache der:
Kondeleute 288, 301, 410.
Manganja-Gruppe 301.
Ulanga-Bewohner 202.
Wabena 202.
Wahehe 201, 202.
Wahjao 50, 51, 52.
Wakinga 442, 443 A.
Wakissi 409.
Wamahassi 443.
Wamakonde 47 A.
Wamakua 52.
Wamatambwe 47 A.
Wamatengo 142.
Wampungu 409, 410.
Wangindo 50.
Wangoni 142.
Wanjakjussa 288, 301, 410.
Wanjika 494.
Wantali 301.
Warambia 301.
Wassafua 492.
Wassangu 202.
Wassutu 142.
Sprachunterricht 10 A.
Spritzmalerei 503.
Sprudellöcher 475.
Sprungkörbe 528.
Sprungschicht der Njassatemperatur 405.
Spuckschlangen [siehe die Berichtigung beim Druckfehlerverzeichnis] 24 A.
Ssaissi-Fluss 471, 478.
Ssassawara-Mündung 15, 36 A, 37, 51, 127.
Ssassawuino (Berg) 432.
Ssengwa-Berg 14, 171 A.
Ssiga-Mbili (Spitze des Rungwe) 275, 276.
Ssongea (Häuptling) 136, 137, 138.
Ssongea (Station), Quellen des Ruwuma bei 125.
Ssongea-Bezirk (siehe auch Ungoni) 16, 129 ff.
Ssongwe = Mirambo's (Station) 17, 293, 411.
Ssongwe (deutsch-englischer Grenzfluss, in den Njassa mündend) 268, 270, 271, 394, 409 A, 471.
Ssongwe-Mündung, Wamambwekolonie an d. 301 A, 499 A, 509.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ssongwe-Njambana (in den Rukwa-See mündend) 471, 480, 492.
Ssongwe-Tal, Tuffe im 473 A.
Ssotu-Bach 259.
Stäbe, siehe Tanzstäbe u. Spazierstöcke.
Ställe siehe Rinder-, Vieh- usw. Ställe.
Stämme des Livingstone-Gebirges usw. siehe unter Livingstone-Gebirge, Stämme bzw. Bewohner usw.
Stammesabzeichen 74, 75 ff., 463.
Stammesnamen, Entstehung von 200, 408.
Stammesursprungssagen sieh. Ursprungssagen.
Stampfmörser siehe unt. Hausrat.
Staubhosen 484.
Steinkohlen 41, 126, 269, 296, 396, 437, 473, 558.
Steinringe, prähistorische 497.
Stellnetze 121, 529.
Stellung der Frau siehe Weiber, soziale und rechtliche Stellung der.
Stellung der Kinder, siehe unter Kinder.
Steppenbrand 23.
Steppensalz siehe Salz.
Steppenschiefer 487.
Steppenzone des Ruwuma-Gebiets 34.
Sterculien 38.
Sternen. Vorstellung von den 332, 444.
Sternschnuppen. Vorstellung von den 444.
Stevenson-Road 18 A, 286, 289 A, 297, 536.
Stiere siehe auch Rinder.
Stiere, Kastration der 368.
Stillen der Kinder 61, 355.
Stirnschmuck (vrgl. Trauerbinden unter »Totenbestattung etc.«):
der Kondeleute 384,
in Port Herald 554,
der Wahjao 85,
der Wakissi 422,
der Wangoni 144, 154,
der Wanjika 513,
der Wapangwa 465,
der Wassangu 234.
Stirnschmuck (vergl. Trauerbinden unter »Totenbestattung etc.«) aus:
Antilopenhörnern 384,
Baststoff 384,
europäischem Stoff 422,
Federbällen 144,
Muscheln 465,
Perlen 85, 154, 465, 513, 554,
Zebramähnen 234.
Störche 196, 486.
Stossspeere siehe unter Waffen.
Strafen siehe unter Rechtsgewohnheiten der Eingeborenen und Rechtspflege der Beamten in Deutsch-Ostafrika.
Strandläufer 196.
Strandterrassen am Njassa-See 403.
Strassen (vergl. auch Njassa-Tanganjika-Strasse und Stevenson-Road) 17.
Strausse 196, 370, 486.
Streitäxte siehe Waffen.
Stromschnellen siehe Kataraktstrecken.
Strychnos Goetzei 127 A.
Strychnos pungens 127 A.
Stühle siehe unter Häuser-Inneneinrichtung.
Suaheli 5.
Suaheli:
Rattenfallen der 523,
Schutzmittel gegen Elefanten bei den 520.
Suahelihändler 130, 136, 207, 230, 411.
Suala (= Swala, Antilope) 196, 486.
Süsskartoffeln (siehe auch Bataten) 25 A, 164, 250, 273, 508.
Sultane siehe Häuptlinge.
Sultaninnen siehe Häuptlinge, Frauen als, und Häuptlingsfrauen.
Sulu (= Suru, Sultan) 133 A.
Sulu-Abstammung:
der Wahehe 201,
der Wahjao 49, 50,
der Wangoni 132.
Suluaffen 54, 119 A.
Suludialekt 142.
Suluschilde 119 A, 144, [233], [306], 306 A.
Sumba (Ort) 426.
Sumpfgase 542.
Sumpfhuhn 279.
Sunda (Häuptling) 211, 494.
Sunda (Ort) 410.
Sunda-Fälle 36, 51.
Sungandaba (Häuptling) 132, 133.
Suru (= Sulu, Häuptling) 133 A, 133 ff.
Swalas (= Suala, Antilope) 196, 486.
Symbole des Reichtums 216, 316 A.
Szepter 214.

Tabak 26.
Tabak, Qualität des 26, 156, 294.
Tabak als Beigabe 66, 331.
Tabakkultur 100, 129, 156, 164, 253, 294, 362, 436, 448, 508.
Tabakexport 3, 4, 156.
Tabakhandel 42, 156, 448.
Tabakkauen 118, 156.
Tabakpfeifen (siehe auch Zigarren) 157 ff., 253, 383, 458, 507 A.
Tabakpfeifen als Beigabe 326, 331.
Tabakpfeifenköpfe 157, 507, 552.
Tabakpfeifenköpfe, Herstellung der tönernen, durch Männer 414.
Tabakrauchen 118, 156 ff., 253, 375, 448, 507.
Tabakrauchens, Art des 157.
Tabakrauchens, Folgen des 157.
Tabakschnupfen 154, 155 ff., 253, 375.
Tabakschnupfens, Art des 155.
Tabakzubereitung 156 ff., 484.
Tabora-Weizen 192.
Taenia africana v. Linst 365 A.
Tänze siehe Tanz.
Tätowierung siehe unter Verunstaltungen, künstl., des Körpers.
Tagata (Ort) 194, 206 A.
Taktik 145, 231.
Talerkürbis siehe Telfairia.
Tamarinden 38.
Tandala 429.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Tandala:
Erdbeben 432 A.
Missionsstation 437.
Zauberei 445.
Tanga:
Druckerei 11 A.
Hafen 1.
Handwerkerschule 10 A.
Kaffeeplantagen 1.
Tanganjika-Plateau siehe Njassa-Tanganjika-Plateau.
Tanganjika-See 33, 289, 406.
Tanz 165, 234 ff., 330, 338, 339, 554, 555.
Tanzklappern 165, 237, 555.
Tanzmusik 165, 236, 338, 340, 554 ff.
Tanzschmuck:
im Lindihinterland 85,
in Port Herald 555,
der Wabena 234,
der Wahehe 234,
der Wangoni 165,
der Wassangu 234, 235.
Tanzschmuck:
Bananenkerne 165,
Beinklappern 165, 555,
Federn 85,
Felle 555,
Glöckchen, europäische 553,
Kopfschmuck 165,
Schellen 165,
Schwänze 85,
Tücher 234.
Tanzstäbe 235, 340, 385.
Taschen 154 A.
Taschenersatz 154.
Taschenkrebse 11, 406.
Taschenkrebsgenuss 112.
Tatjimba (Sultan) 493.
Tauben 100, 163, 251, 363, 370, 373, 509.
Tauben, wilde 284, 486.
Taubenfallen 523.
Taubenschläge 90, 163, 257, 509 ff., 552.
Tee 130, 294, 436.
Tektonik siehe Geologie und Gräben, tektonische.
Telfairia pedata 100, 361 A.
Temben siehe unter Häuserarten.
Temben, Herkunft der 181, 254.
Tembo (Palmwein) 12.
Temperatur siehe Klima.
Tennen 108, 250.
Tephrosia Vogelii 129.
Terrassierungen der Aecker 103, 448.
Termitenbauten 22.
Tete, Kohlenlager bei 558.
Teufelshaus in Port Herald 556.
Texasfieber 364 ff.
Thalinga siehe Kalinga.
Therapie siehe Medizin.
Thermen 281, 473 ff.
Thermalbäder 281, 474.
Thronbesteigung, Muavi dabei 310 A.
Thronfolge 54, 60, 143, 305, 444.
Thronsessel 214.
Tiefe des:
Itende-Sees 281,
Malombe-Sees 542,
Njassa-Sees 400,
Rukwa-Sees 483,
Tschungruru-Sees 280,
Wentzel-Heckmannsees 279.
Tierfabeln 246, 335, 520.
Tierfallen 518, 521 ff.
Tiere, gezähmte 12, 370.
Tierkrankheiten (siehe auch Tsetse) 364 ff., 436 A.
Tierkrankheiten, Kenntnisse der Kondeleute von 372.
Tische 92 A, 550.
Tiwiri (Ort) 493.
Todesstrafe 61, 70, 143, 218, 229, 307, 317.
Töpfe 96, 98 A, 162, 263, 315, 320, 321, 382, 413, 414, 415, 457, 507.
Töpfe, altertümliche 315, 320, 414.
Töpfe, Färben der 416.
Töpferei (siehe auch Töpfe) 96, 98, 263, 413 ff., 457, 507.
[Zusammenfassung über Töpferei 413 ff.].
Töpferei, Ursprung der 415.
Töpferinnen (siehe auch Lehmarbeit als Weiberbeschäftigung unter Lehm) 413.
Töten der Kinder 62, 345 A, 349, 352, 447, 496 A.
Töten des Viehes siehe Schlachten der Rinder, Schafe, Ziegen.
Togua (unvergorene Pombe) 116.
Tongefässe siehe Töpfe.
Tonnenhütten 454, 455.
Topfscherben am Wege siehe Asche und Topfscherben am Wege unter »Totenbestattung etc.«
Topfständer 91, 94, 96, 161.
Topfuntersätze 96, 553.
Tosamaganga (= Totsamaganga, Missionsstation) 213, 330.
Totenbestattung, Trauergebräuche usw.:
bei den Kondeleuten 65 A, 315, 324 ff., 390.
im Lindihinterland 66 ff.,
am oberen Schire 548,
bei den Wabena 65 A, 183, 223, 224 ff.,
bei den Wabuanji 445,
bei den Wabungu 149 A, 497,
bei den Wahehe 149 A, 222 ff., 227 ff.,
bei den Wahjao 65,
bei den Wakinga 445, 448,
bei den Wakissi 149 A, 422,
bei den Wamakonde 64, 65, 65 A,
bei den Wamakua 53, 65,
bei den Wamanganja 65 A,
bei den Wangoni 65 A, 147 ff.,
bei den Waniamanga 498,
bei den Wantali 329 ff.,
bei den Wapangwa 465,
bei den Warambia 329 A, 498,
bei den Wassangu 224, 228.

Totentoilette 66, 148, 222, 224, 225, 325, 330.
Verstümmeln der Leichen 149.
Obduktion der Leichen 313, 314, 325.
Totengräber 326, 331.
Bettung der Leiche im Grabe 49, 65, 66, 66 A, 148, 148 A, 149, 224, 225, 303 A, 325 A, 326, 331, 445, 497.
Beigaben 65, 66, 67, 149, 183, 225, 324, 326, 327, 331, 497.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Totenbestattung, Trauergebräuche usw.:
Gräberform usw. 65, 148, 149, 183, 223, 224, 224 A, 314, 314 A, 326, 329, 331, 422, 445, 465, 497, 498.
Grabhütten 65, 67, 149, 183, 224, 327 A, 329, 329 A, 422, 497, 498.
Begräbnishaine 329, 330, 331, 445, 498.
Viehkraal als Begräbnisstätte 149.
Felsengräber 53, 66.
»Lupembe«-Gräber 313 ff.
Steine auf Gräbern 65, 65 A, 67, 314, 327 A, 329.
Bäume und Pflanzen auf Gräbern 183, 223, 327 A.
Aussetzen der Leichen 222.
Beisetzung auf Bäumen 67.
Exhumierung der Leichen 330.

Häuptlingsgräber 65, 65 A, 66, 422 A, 497, 498.
Grab:
des Hatia I. 53,
des Hatia III. 53,
der Kwawafamilie 224,
des Makassissi 327 A,
des Mharuli 149,
des Merere II. 224,
des Muakunohidja 224,
des Njugumba 224,
des Nyondo 498,
des Saggamaganga 183, 224,
der Sigimba 224.
Kriegerbestattung 222.
Bestattung der an Lupembe-ZauberGestorbenen 313 ff.

Sterbehütte 64, 65, 65 A, 66, 150, 223, 327, 327 A, 445, 548.
Asche und Topfscherben am Wege 65 A, 67, 150, 223, 225, 315.
Reinigungszeremonien nach Bestattung und am Ende der Trauerzeit 67, 149, 222, 225, 328.

Totenbestattung, Trauergebräuche usw.:
Totenschmaus 67, 148, 328.
Gebräuche beim Tode eines Häuptlings 147 ff., 227, 329, 445.
Totenklage 66, 148, 222, 227, 325, 330, 448, 465.
Trauerzeichen 66, 67, 223, 226, 328, 329.
Trauerbinden 85 A, 149, 149 A, 150, 223, 328, 422, 497.
Trauerbemalung 328, 329 A, 330, 390, 422.
Trauerzeit 67, 149, 149 A, 222, 223, 328, 497.
Totenkult siehe unter »Religion und Ahnenkult«.
Totenopfer siehe unter »Religion und Ahnenkult«.
Towero (Ort) 473 A.
Tracht:
zwischen Kondeland und Rukwa-See 510 ff., 513,
der Kondeleute und Wantali 309, 355, 383 ff.
im Lindihinterland 62, 63, 83 ff.,
der Mawia 84,
der Njassaanwohner (Nordostufer) 420,
in der Port-Herald-Gegend 554,
der Suaheli 5 ff., 85,
der Wabuanji 459, 460 A, 461,
der Wabungu siehe zwisch. Kondeland u. Rukwa-See,
der Waganda 84,
der Wahehe Burtons 249 A, 384 A,
der Wahehe, Wabena, Wassangu 234, 246, 247 ff., 248 A,
der Wakinga 459, 460.
der Wamahassi 459, 460.
der Wamakonde 84,
derWamawemba 459, 461 A,
der Wangoni 144 ff., 151 ff.,
der Wanjika (siehe auch zwischen Kondeland und Rukwa-See) 346 A, 512,

Tracht:
der Wantali (siehe auch Kondeleute) 384,
der Wapangwa 465,
der Wassafua (siehe auch zwischen Kondeland und Rukwa-See) 461, 511, 512.

Tracht der Männer 5, 83 ff., 144, 151, 152, 234, 247 ff., 249, 249 A, 383 ff., 420, 459, 460 A, 465, 510 ff., 511, 554.
Tracht der Häuptlinge (siehe auch Häuptlinge, Schmuck der) 85, 249.
Kriegstracht und -schmuck 85, 144 ff., 145 A, 234, 384.
Tracht der Weiber 6, 83 ff., 152, 248, 248 A, 249, 385, 420, 460, 461, 461 A, 465, 512 ff., 554.
Tracht der Häuptlingsfrauen (siehe auch Häuptlingsfrauen, Schmuck der) 248 A, 249, 460, 512.
Tracht der Kinder 151, 248, 355.
Tracht der Kinder bei der Maturitätsfeier 62, 63, 84 A.
Tracht bei der Muavi-Zeremonie 309.
Trauertracht siehe Trauerzeichen und Trauerbinden unter »Totenbestattung etc.«
Vorschriften für Tracht und Schmuck 85 A ff., 153, 153 A.
Tracht aus:
[nackt gehen 84, 84 A, 234, 247, 248, 355, 383 A],
frischen, unverarbeiteten Blättern usw. 84, 309, 383, 383 A, 459, 460,
Tierfellen 84, 85, 144, 145, 151, 152, 234, 247, 248, 384, 459, 460, 461, 465, 513,
[Verarbeitung der Tierfelle 151],
[Färben der Tierfelle 385],

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Tracht aus:
Baststoffen 62, 63, 84, 152, 355, 384, 385, 420, 420A, 512,
[Baststoffbäume 129, 363],
[Bereitung des Baststoffes 84, 129, 363],
[natürliche Farbe des Baststoffes 84, 363, 385],
[Färben des Baststoffes 84, 384, 385, 420A],
verarbeiteten Blättern, gedrehtem Bast, Grasgeflecht und ähnlichem Material 84, 152, 248, 384, 459, 460, 461, 511, 512,
einheimischen gewebten Baumwollstoffen 247, 511, 512, 512A,
[Spinnen und Weben 511 ff.],
[Färben der Baumwolle 511],
europäischen gewebten Stoffen 5, 6, 83 ff., 151, 234, 246, 247, 248, 249, 383, 420, 459, 465, 511, 512, 554,
Metall (als Leibringe) 249A, 383, 385, 459,
europäischen Perlen (siehe auch Schmuck aus Perlen) 248, 248A, 512, 513, 554,
Insektenkokons und Früchten (als Nutschi) 152.

Tracht, Bestandteile der:
Bekleidung des Kopfes (siehe auch Kopfschmuck):
Kopftücher 6, 63, 85, 246, 248, 248A, 346A, 459, 513.
Stirnbinden siehe unter Stirnschmuck.
Mützen 5.
Bekleidung des Rumpfes 5, 6, 84, 151, 247, 248, 459, 461, 511, 512:
Mäntel und Mantillen 84, 144, 459.
Kindertragschurze sieh. weiter unten.

Tracht, Bestandteile der:
Bekleidung der Lendengegend:
Lendentücher und Schamschurze 5, 63, 84, 145, 151, 152, 247, 383, 384, 420, 460, 461, 465, 511, 512, 554.
Gürtel 84, 152, 248, 248A, 459, 460, 512, 513, 554.
Lendenringe 249A, 383, 384, 459.
Bekleidung der Füsse 5, 247.
Bekleidung des Glans penis 151 ff.
Kindertragschurze 152, 248, 385, 461, 513.

Tracht und Behandlung d. Haare:
zwischen Kondeland und Rukwasee 506A, 515,
bei den Kondeleuten 325, 328, 347, 350, 353, 354, 384, 387, 388, 389, 390,
im Lindihinterland 63, 67, 84 ff.,
im Livingstonegebirge 461,
am Nordost-Ufer des Njassa 420 ff.,
bei den Suaheli 5, 6,
bei den Wabena 226, 247, 389,
bei den Wabungu 515,
bei den Wabuanji 462,
bei den Wahehe 247,
bei den Wahjao 85,
bei den Wakinga 421A, 461 ff.,
bei den Wakukwe 387, 389,
bei den Wamakonde 56A, 84,
bei den Wamuera 85,
bei den Wangindo 85,
bei den Wanjika 488A, 513, 515,
bei den Wantali 387,
bei den Wapangwa 465,
bei den Warambia 488A, 506A,
bei den Wassafua 421A, 462,
bei den Wassangu 247.

Tracht und Behandlung d. Haare:
Haartracht der Männer 5, 84, 85, 152, 152A, 247, 387 ff., 389, 421, 421A, 460, 461, 462, 488A, 506A, 515.
Haartracht der Sulu-Krieger 152A.
Haartracht der Weiber 6, 84, 85, 152, 247, 387 ff., 461, 513, 515.
Haartracht der Kinder 247, 513, 515.
Haartracht bei besonderen Gelegenheiten usw.:
bei Festen 347, 390, [423],
bei Leichen 325,
bei Maturitätsfeier 63,
bei Neugeborenen 353,
bei Trauer 67, 226, 328, 387,
bei Wöchnerinnen 353,
bei Zanksucht-Sühne 350,
bei Zwillingsgeburt-Sühne 353.
Absengen des Haares als Strafe 307.
Verbot, über Körperhaar zu sprechen 351.
Behaarung als anthropologisches Merkmal 56A, 488A.

Kopfhaar:
Langwachsenlassen 56A, 152, 461 ff., 506A, 515.
Flechten 6, 387, 461, 515.
Hochfrisieren 152, 387.
Abrasieren 5, 6, 67, 226, 247, 328, 347, 387, 390, 461.
Ausrasieren von Mustern usw. 152, 247, 387, 388, 389, 420, 461, 515.
Einpudern 153.
Einfetten 67, 152, 247.
Auftragen öligen Farbbreies auf den Schädel 247, 347, 390, [423].

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Tracht und Behandlung d. Haare:
Kopfhaar:
Lehmauftragen 247, 420, 461 ff.
»Lehmklösschenhaartracht« der Wakinga 461 ff.
Haarschmuck (siehe auch Kopfschmuck 85, 152 A, 153, 247, 384 A, 387, 459, 462, 513, 515.
Haarkämme 84, 85, 153, 515.
Haarnadeln und Haarpfeile 153, 384, 387.
Schweissschaber im Haar 153, 154.
Baststreifen im Haar 387.
Sulukrieger-Haarring 152 A.
Perücken 420, 421 A, 462 ff., 465.
Barthaar:
Stehenlassen des Bartes 56 A, 152, 387, 488 A, 515.
Flechten des Bartes 515.
Epilieren des Bartes 247.
Bartschmuck 515.
Augenbrauenhaar:
Abrasieren des 387, 461.
Augenwimpern:
Epilieren der 387, 461.
Sonstigen Körperhaars.
Behandlung des 247, 387.
Träger 19 ff.
Trägergesänge 20.
Trägerlast 19.
Trägerverkehr 140, 295 ff., 297, 543.
Tragschurz für Kinder siehe Kindertragschurze unt. Kinder.
Tragnetze 458.
Transport des Getreides 109.
Transport-Gesellschaften in Britisch-Zentralafrika 538.
Trappen 486.
Trauergebräuche usw. siehe unter »Totenbestattung, Trauergebräuche usw.«
Treibjagden 119, 450, 451, 521.
Trichterhütten siehe unt. Hüttenarten.
Trichtersiebe siehe Siebe.
Trinken siehe Bambuswein, Pombe usw. und Trinksitten.
Trinkgefässe siehe unter Hausrat und Trinkkörbchen.
Trinkhallen 252, 262.
Trinkkörbchen 96, 117, 263.
Trinklager 116.
Trinksitten der Europäer 12 ff., 13 A.
Trinksitten der Wangoni 165.
Trinkwasserversorgung 23, 23 A, 38, 193, 484.
Trocknen des Getreides siehe unter Felderbestellung der Eingeborenen.
Trophäen 231, 232, 500.
Trommeln 97 A, 165, 236, 338, 458, 504, 554.
Trommlerchor des Merere 236.
Trompete (siehe auch Signalhörner) 555.
Trypanosomen-Erkrankungen (siehe auch Tsetse) 364 ff.
Tschaka (Sultan) 132.
Tschambua-Fluss 485 A.
Tschapanja (Häuptling) 139.
Tschela (= Rukwasee) 468 A.
Tschemtschai (Häuptling) 137, 140.
Tschidiasee 35.
Tschikusse (Häuptling) 138.
Tschikusses-Wangoni 133.
Tschingas, Schwefelquellen bei 475.
Tschipeta (Sultan) 134, 206.
Tschitete, Wildreichtum bei 487 A.
Tschitscha (einheimischer Spinat) 25 A.
Tschivata (Missionsstation) 42.
Tschiwuë-Naturbrücke 282.
Tschungruru-See 279, 280, 282, 336.
Tsetse 45 A, 99, 99 A, 297, 364 ff.
Tshinyenye-Fischgiftbaum 531.
Tshisi (= Chisi, Teil des Rukwa-Sees) 468 A.
Türen siehe unter Häuserbau.
Türverschluss siehe unter Häuserbau.
Tupi (= Sippenverbände) 63 A, 548.
Turaco Livingstonii 284, 436.
Turmalin 41.
Tusu, Küssen bei den 71 A.
Typenaufnahmen 535.

Uanda 472, 493.
Uanda:
Bevölkerungsziffer 488.
Weberei 512.
Uapaca Kirkiana 127 A, 192, 250.
Ubena:
Begrenzung 188, 194.
Bevölkerungsziffer 195, 195 A, 197 A.
Bewohner siehe Wabena.
Besiedelungsfähigkeit 195.
Fauna 196.
Flüsse 189.
Geographische Lage 188, 194, 429.
Idunda, befestigtes Lager in 15.
Klima 195.
Meteorologie 195.
Mission 288.
Oberflächenbeschaffenheit 188.
Salz 115.
Viehbestand 195.
Ubena-Bruch 190, 426, 429.
Ubungu:
Bevölkerung 488.
Bewohner siehe Wabungu.
Sultan 492.
Sultansresidenz, Name der 492.
Uchungu der Thomsonschen Karte 303 A.
Udinde, Wabungu-Ansiedlung bei 492.
Ueberschwemmungen 37, 175, 271, 403, 483.
Ufer des Njassasees siehe Njassagestade.
Ufer des Rukwasees siehe Rukwasee.
Uhanga-Rupira's, Lage von 427 A.
Uhehe:
Arbeiterfrage 198.
Baumwolle 198.
Besiedelungsfähigkeit 192, 197 ff., 297, 477.
Bevölkerungsziffer 197 A.
Bewässerung 190 ff., 193.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Uhehe:
Bewohner siehe Wahehe.
Bodenqualität 191 ff.
Elefanten 199.
Elfenbein 199.
Entwässerungsgräben 103.
Erdpyramiden 189.
Erosionsabstürze 189.
Fauna 194, 196.
Feldfrüchte 191, 193, 250.
Flüsse 189.
Gemüse, europäisches 192, 197 ff.
Geologie 189 ff.
Gummi 191, 198, [199].
Kaffee 198.
Kartoffeln 192, 198.
Klauenseuche 365 A.
Klima 191, 192, 193, 195, 198.
Malaria 198.
Manihot Glazovii 198.
Missionen 288.
Oberflächenbeschaffenheit 188 ff.
Pest 221.
Pocken 30.
Salz 135, 253.
Sandflohplage 221.
Tabak 253.
Taboraweizen 192.
Vegetation 191, 192, 193.
Viehbestand 196 ff.
Viehzucht 191, 192, 193, 198, 251.
Waldbestand 191.
Weideland 191, 192, 198.
Wein 198.
Weizen 192, 198.
Wild 194, 196.
Zoneneinteilung 190.
Uhenge (Ort) 194, 254.
Ukia (Ort) 470.
Ukimbu, warme Quelle in 475 A.
Ukimbuhochland, Schmelzöfen im 168 A.
Ukimbuplateau 188, 190, 469, 470.
Ukinga (siehe auch Livingstonegebirge):
Bambusanpflanzungen 448.
Bananenbau 448.
Bataten 448.
Ukinga (siehe auch Livingstonegebirge):
Bevölkerungsziffer 290 A, 437 A.
Bewohner siehe Wakinga.
Bohnen 448.
Eisenlager 296.
Eleusine 448.
Erbsen 361.
Feldfrüchte 361, 448.
Gummilianen 294 A.
Klima 448.
Kürbis 448.
Mais 448.
Missionen 288.
Sorghum 448.
Ricinus 448.
Tabak 448.
Viehkrankheiten 365 A, 436 A.
Viehzucht 436 A, 450, 451.
Waldbestand 435 A.
Wild 451.
Ukonongo-Plateau 469, 470.
Ukupogola (Gottesurteil) 446.
Ukutike (Sultan) 203.
Ulangafluss 188:
Schiffbarkeit 177.
Ueberschwemmungszone 37, 175.
Wasserstrasse 178.
Ulangaebene:
Ackerbau 184.
Ahnenheiligtümer 499 A.
Bananen 176.
Bewässerungsanlagen 103.
Bewohner (siehe auch Wabena, Wabunga und Wandamba) 177, 178.
Fallgruben 525.
Fauna 176.
Fischfang 529 ff.
Fischspeere 531.
Flora 176.
Geologie 176.
Harpunenjagd 528.
Hütten 180, 183.
Jagdzauber 499 A.
Kätscherfischerei 529.
Kleinvieh 184.
Klima 176.
Malaria 176.
Nackenstütze 262.
Reis 176.
Ulangaebene:
Rinder 184, 364.
Rohrhütten 183.
Scheunenhäuser 183 ff.
Sprache 202.
Tsetse 366.
Ueberschwemmungen 37, 175.
Urbevölkerung 178.
Viehzucht 184, 364.
Wirtschaftliche Aussichten 176.
Zuckerrohr 176.
Ulesi (siehe auch Eleusine) 164, 191.
Ulubumbu (Häuptling) 442.
Umhugilo (Häuptling) 442.
Umputi (= Priester) 316 A.
Unango, Wahjaobevölkerung in 50.
Undi (Häuptling) 15, 51, 93.
Undi's 37, 48.
Ungeziefer des Hauses 370.
Ungoni:
Arabernicderlassungen 130.
Arbeiterfrage 132.
Besiedelungsfähigkeit 130.
Bevölkerungsziffer 132.
Bewohner siehe Wangoni.
Bodenqualität 130.
Bohnen 130, 164.
Büffel 127.
Colocasia 164.
Curcuma 164.
Elefanten 127.
Eleusine 130, 164.
Erbsen 130, 164.
Erdnüsse 130.
Fauna 127.
Ficus chlamyodora 129.
Flora 126.
Flüsse 125.
Geologie 126.
Geschichte 132.
Grenzen 125.
Grossvieh 162.
Gummi 132.
Gurken 164.
Hanf 164.
Honig 166.
Hühner 163.
Hunde 163.
Ingwer 164.
Jahrestemperatur 126.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Ungoni:
Kaffee 130.
Kigonsera (Missionsstation) 130.
Klima 126, 130.
Kürbisse 164.
Landschaftscharakter 125.
Leoparden 127.
Löwen 127.
Löwenplage 181.
Mafuta-Krankheit 164.
Mais 130, 164.
Manihot Glazovii 130.
Maniok 164.
Matengo-Hochland 128.
Matogoroberge 35.
Meteorologie 126.
Milow (Missionsstation) 130.
Mischkulturen 103 A.
Mission 129, 130, 140.
Myombo-Wald 126, 127.
Peramiho (Missionsstat.) 130.
Quelle des Ruwuma 35.
Regenmenge 126.
Reiskulturen 130, 164.
Ricinus 164.
Rindenstoffbäume 129.
Ruwuma-Quelle 35.
Ruwuma-Lauf 37.
Salzhandel 115.
Schafe 162.
Schweine 162.
Sesam 164.
Sorghum 130, 164.
Spindeln 511.
Sprache 142.
Steinkohlenlager 126, 396.
Suahelihändler 136.
Süsskartoffeln 164.
Sultansresidenz, Name der 143 A.
Tabakbau 164.
Tauben 163.
Tee 130.
Ulesihirse (siehe auch Eleusine) 164.
Ureinwohner 140.
Vegetation 126.
Verkehrsverhältnisse 131.
Viehzucht 131, 162 ff.
Voandzeia 130, 164.
Wachs 132, 166.
Weiden 368.
Ziegen 162.
Ungulueberg, Grab Hatias III. auf dem 53 ff., 66.
Ungulueberg, Kupfer auf dem 41.
Uniamanga:
Baumwolle 508.
Bevölkerungsziffer 488.
Bewohner sieh. Waniamanga.
Burgen 502.
Fauna 478.
Flüsse 478.
Häuptlingsgrab 498.
Landschaftscharakter 477.
Mkoma, Sultan in 477, 493.
Nonda, Sultansresidenz 493.
Vegetation 477.
Viehbestand 509.
Uniamanga-Graben 469 ff.
Uniamanga-Steppe 472, 477.
Universities-Mission 42, 536.
Unjamwesi, Wangonikolonie in 133.
Unjika:
Bataten 508.
Baumwolle 294.
Besiedelungsfähigkeit 477.
Bevölkerungsziffer 294, 488.
Bohnen 508.
Bewohner siehe Wanjika.
Burgen 502.
Chinarinde 294.
Eisenlager 296, 472.
Ertragsfähigkeit 477.
Feldfrüchte 508.
Gemüse 477.
Geologie 269 ff., 469.
Geschichte 494.
Getreide 477.
Gummilianen 294 A.
Kaffeebau 294, 477.
Kartoffeln 508.
Klima 477.
Malezi (= Eleusine) 508.
Mission 288.
Numbo-Knolle 508.
Rinderbestand 364, 509.
Sprache 494.
Tauben 370.
Tee 294.
Vegetation 477.
Wahrzeichen der Dörfer 501.
Wildreichtum 487.
Viehbestand 364, 509.
Viehställe 509.
Unjika-Hochland 269, 492.
Unjika-Horst 469, 470, 471.
Unjikastock siehe Unjikahorst.
unkota (Zaubermedizin) 315.
Unkuama (Häuptling) 442.
Unlupila (=Rupira, Häuptling) 442.
Unsterblichkeitsglauben vergl. »Religion und Ahnenkult«.
Untali:
Bevölkerungsziffer 290 A 298.
Bewohner siehe Wantali.
Geologie 269, 472.
Höhe von 274.
Kaffeebau 274.
Klima 478.
Mission 288.
Sprache 301, 302, 443.
Vegetation 274, 478.
Viehbestand 274.
Weide 274.
Untandala (Häuptling) 443.
Unterirdische Wohnungen 454.
Unterlippenverunstaltung siehe unter Körperverunstaltungen.
Unterwelt, Vorstellung von der, siehe unter »Religion und Ahnenkult«.
Unyambuta-Zauber 445.
Unyago (siehe auch Maturitätsfeier unter Kinder) 62 ff.
Upangwa (im südlichen Livingstonegebirge):
Begrenzung 439 A.
Besiedelungsfähigkeit 198.
Bevölkerungsziffer 437 A.
Bewohner siehe Wapangwa.
Eisenlager 296.
Häuptlinge 463.
Milow (Missionsstation) 437, 463.
Viehbestand 162.
Waldbestand 435, 464.
Waldvernichtung 464.
Upangwa Thomsons 438.
Upindefälle (siehe Petersfälle) 36.
Urambia:
Bevölkerungsziffer 488.
Bewohner siehe Warambia.
Höhenzahlen 472.
Klima 478.
Landschaftscharakter 472, 478.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Urambia:
Missionsstationen 288.
Sprache 301, 494.
Tauben 370.
Vegetation 478.
Viehzucht 478, 509.
Urbevölkerung:
Kondeland 302.
Lindihinterland 55.
Madjedjegegend 56.
Makondeplateau 48.
Mbaraligegend 205.
Ulangaebene 178.
Ungoni 140.
Ussangu 201.
Wahjaogebiet 49.
Ursprungssage der:
Kondeleute siehe Wanjakjussa.
Wahehe 203.
Wahjao 50.
Wakonde 302 ff.
Wakinga 442.
Wantali 443.
Wamahassi 443.
Wamakonde 48.
Wamakua 52.
Wamuera 47.
Wanjakjussa (Kondeleute) 302, 303 A.
Wassako 302 ff.
Ussafua:
Baumwolle 294, 508.
Bevölkerungsziffer 488.
Bewohner siehe Wassafua.
Büffel 432.
Feldfrüchte, angebaute 508.
Klima 478.
Landschaftscharakter 431, 432, 470.
Mission 288.
Sprache 492.
Vegetation 431, 432.
Viehbestand 509.
Ussafuaebene siehe Ussafua.
Ussafua-Rukwaebene, Bevölkerungsziffer 290 A.
Ussafua-Ubungu-Graben 469 ff.
Ussagara 188 A.
Ussagara, Stammland der Wahehe 203.
Ussangire (Ort) 174.
Ussangu:
Begrenzung 188.
Bevölkerungsziffer 193. 197 A.
Bewohner siehe Wassangu.
Fauna 193 ff., 196.
Feldfrüchte, angebaute 193, 250.
Flora 193.
Flüsse 189, 193.
Geologie 189.
Grenzen 188.
Klima 193.
Krebse 406 A.
Landschaftscharakter 193.
Oberflächenbeschaffenheit 188, 193.
Rinderbestand siehe Viehbestand.
Sprache 202.
Steppensalz 253.
Sultansresidenz 205, 259.
Viehbestand 193, 205, 251, 364, 509.
Wild 193 ff.
Ussipa-Fische 112, 405, 529.
Utemikwira, Stammland der Wabena 178, 201, 203.
Utemikwira, Zugehörigkeit zu Ubena 194.
Utengule als Städtename 205 A ff.
Utengule am Bejaberg:
Abtritte 182.
Befestigungen 259.
Bienenzucht 252.
Burg 260.
Einwohnerzahl 261.
Fensteröffnungen in den Temben 257.
Getreidereichtum 479.
Höhe der Rukwagrabensohle bei Utengule 470.
Kornbehälter 250.
Krüge 415.
Löschen der Feuer bei Seuchenausbruch 223 A.
Residenz des Maliego bei Utengule 491.
Sklaventransporte über Utengule 479, 489.
Speicher 250.
Ställe 257, 260.
Stampfmörser 505 A.
Temben 261.
Tonkrüge 415.
Utengule am Bejaberg:
Türen 256.
Wamakuaviertel 52, 259, 261.
Utengule am Mambifluss 206 A.
Utengule am Mpangali 206 A.
Utengule am Ruahabach 206 A.
Utengule-Ebene:
Ertragsfähigkeit 479.
Vegetationsbild 478.
Utenguline 206 A.
Utschungwe-Gebirge:
Bevölkerung 191, 197 A.
Geologie 189.
Höhe des 188.
Hütten 180, 253.
Klima 190.
Landschaftscharakter 190.
Scheunenhäuser 253.
Vegetation 190.
Uwambo, Wangonikolonie bei 133.
Uwandia 472.

Vegetation 22, 37 ff., 126 ff., 176, 190 ff., 273 ff., 284, 395, 396, 399, 428 ff., 431 ff., 434 ff., 464, 474, 476 ff., 484 ff., 544.
Veranden siehe unter Häuserarten.
Verbände, chirurgische 220.
Verbotene Speisen siehe unter Nahrung der Eingeborenen.
Verhältnis der Kinder zu den Eltern siehe unter Kinder.
Verhältnis der Gatten zueinander siehe unter »Eheschliessung etc.«
Verhältnis zu den Schwiegereltern siehe unter »Eheschliessung etc.«
Verhexen siehe unter Zauberei.
Verkehrsverhältnisse:
des Kondelandes 297, 298, 537,
des Lindihinterlandes 36, 42,
des Njassa-Tanganjika-Plateaus 297, 298,
des Schire-Sambesi-Gebietes 403, 537, 538, 543,
von Uhehe 177, 198, 199,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verkehrsverhältnisse:
von Ungoni 131, 396, 537,
der Wiedhafengegend 396, 537.
Verproviantierung der Karawanen 20.
Versammlungshäuser siehe unter Häuserarten.
Versammlungsplätze vor den Orten 258, 456.
Verstümmelungen des Körpers:
als Strafe 61, 74A, 134, 229, 307,
als Sklavenzeichen 74, 74A, 146,
gefallener Feinde als Siegestrophäe 231, 500,
zur Zierde siehe Verunstaltungen, künstliche, des Körpers.
Versuchsstationen resp. Plantagen 129, 197.
Verwertung des Rindermistes siehe Kuhmistes, Verwertung des.
Verzierungen siehe Geometrische Muster, Reliefverzierungen, Tätowierungsmuster unter Verunstaltungen, künstliche, des Körpers.
Verunstaltung, künstliche, des Körpers (siehe auch Körperbemalung und Verstümmelungen des Körpers).
[Zusammenfassung über Verunstaltung, künstliche, des Körpers 71 ff.]
Verunstaltung, künstliche, des Körpers:
bei den Atonga vom Westufer des Njassa 76, 420,
bei den Kondeleuten 74, 75, 76, 385 ff.,
zwischen Kondeland und Rukwasee 513 ff.,
im Lindihinterland 71 ff., 74, 75, 79,
bei den Machinga (Wahjao-Stamm) 75A,
bei den Mawia 71, 72, 72A, 73, 80,
am Njassa-Ostufer 73, 79, 420 ff.,
Verunstaltung, künstliche, des Körpers:
in der Port Herald-Gegend 554,
am oberen Ruwuma 73, 74, 77A,
bei den Suaheli 6, 74,
bei den Wabena 74, 75, 79, 246 ff.,
bei den Wabuanji 463,
bei den Wabungu 74, 76, 514,
bei den Wagogo (nördliche Nachbarn der Wahehe) 74,
bei den Wahehe 74, 75, 78, 79, 246,
bei den Wahjao 72, 73, 73A, 74, 75A, 76, 78, 82, 83, 547,
bei den Wakinga 74, 76, 79, 461, 463,
bei den Wakissi 76, 420, 421,
bei den Wakukwe 386,
bei den Wamahassi 463,
bei den Wamakonde 71, 72, 72A, 73, 74, 78A, 79, 80, 80A, 81,
bei den Wamakua 72, 72A, 73, 73A, 74, 78, 82, 82A, 83,
bei den Wamambwe 74,
bei den Wamanganja 73A, 76, 547,
bei den Wamatschinga (angebliche Ureinwohner der Lukuledi-Senke) 46A, 74,
bei den Wamatambwe 74, 79, 80, 80A,
bei den Wamatumbi 183,
bei den Wampoto 76, 421,
bei den Wamuera 72, 72A, 74, 76, 79, 81,
bei den Wandamba 183 ff.,
bei den Wandonde 80, 81,
bei den Wanena 463,
bei den Wangindo 74A, 81,
bei den Wangoni 74, 75, 79, 151, 154,
bei den Waniamanga 76, 79, 514,
bei den Wanjakjussa 78,
bei den Wanjika 74, 75, 76, 515,
Verunstaltung, künstliche, des Körpers:
bei den Warambia 74, 76, 79, 514, 515,
bei den Wassafua 74, 76, 514, 515,
bei den Wassangu 74, 75, 79, 246 ff.,
bei den Wiedhafen-Leuten 79, 421.

Lippenverunstaltung:
Oberlippendurchbohrung (Pelele, Ndonya) 71 ff., 151, 420, 547, 554.
Ausführung der Oberlippendurchbohrung 71.
Folgen des Pelele-Tragens 71, 71A.
Verwendung der Oberlippendurchbohrung zum Pfeifen 72.
Unterlippendurchbohrung 72, 73, 514.
Symbolische Verwendung des Unterlippenstabes 72.

Nasenverunstaltung:
Nasenflügeldurchbohrung 6, 73.

Ohrverunstaltung:
Durchbohrung des Ohrläppchens 46A, 74, 151, 154, 420, 461, 513 ff., 554.
Durchbohrung des Ohrläppchens als Wangoni-Zeichen 74, 151.
Herstellung der Ohrläppchendurchbohrung 513.
Durchbohrung der Ohrmuschel 6, 74, 74A.

Tätowierung 75 ff., 151, 183, 246, 385 ff., 421, 463, 514, 515, 547, 554:
Zweck der Tätowierung:
Verschönerung 75.
Unterscheidungsmerkmal 77, 83.
Sexuelle Rücksichten 78.
Jagdzauber 78.
Heilmittel 78 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verunstaltung, künstliche, des Körpers:
Ausführung der Tätowierung 78, 79, 386, 421.
Tätowierungsmuster 80, 81, 83, 83 A, 386, 421, 514, 547:
Chikorombue-Zeichen 81.
Chitopole-Zeichen 82.
Jagdtätowierung 78.
Kondezeichen 82, 547.
Stirnbandtätowierung 463, 515.

Zahnverunstaltung usw. 74 ff., 75 A, 76, 151, 183 ff., 247, 385, 420, 463, 514, 547:
Ausführung der Zahnverunstaltung 75, 463.
Vieh siehe auch Hühner, Rinder, Schafe, Tauben, Schweine usw. [Zusammenfassung über Vieh usw. 363 ff.]
Viehbestand im Bezirk:
Iringa 197.
Langenburg 295.
Lindi 99.
Ssongea 131 A, 162.
Viehdiebstahl 307, 308.
Viehglocken 242, 251, 372.
Viehkraale 162.
Viehkrankheiten (siehe auch Tsetse) 364 ff., 436 A.
Viehkrankheiten, Kenntnisse der Eingeborenen von 372.
Viehställe 90, [97], [162 ff.], 257, 261, 358 A, 368, 371, 372, 451, 455, 509 ff., 552.
Viehzucht 99, 131, 162 ff., 184, 191, 192, 193, 195, 196 ff., 198, 251, 274, 295, 343, 363 ff., 370 ff., 412, 436, 450 ff., 477, 478, 509, 552.
Vigna sinensis 100 A.
Viktoriasee, Lubari, Gottheit am 321 A.
Voandzeia (siehe auch Erderbsen) 130, 164.
Vögel siehe Fauna.
Vögel, wahrsagende 217.
Vogelfallen 523.
Vogelleim 451, 527.
Vogelnetze 521.
Vogelpfeile 120.
Vogelschlingen 521.
Vogelscheuche 104 ff., 552.
Volkssänger 235.
Volkszahl siehe Bevölkerungsziffer.
Vorderlader siehe unter Waffen.
Vorrechte der Häuptlinge siehe unter Häuptlinge.
Vorstellungen, abergläubische, und ähnliches (siehe auch Zauberei, Amulette, verbotene Speisen unter Nahrung der Eingeborenen, »Gottesurteile, Wahrsagen und ähnliches«, »Religion und Ahnenkult«, »Totenbestattung, Trauergebräuche usw.«):
Ausspeien als Versöhnungszeichen (siehe auch Speichel) 342.
Bambusfällen, Aberglaube beim 315.
Barossi-Glaube 311, 313 A.
Chamäleon 316.
Mfiti-Glaube 67, 70, 151 A, 311, 311 A, 313 A, 445, 445 A, 497.
Eisenschmelzen und Schmieden, Aberglaube beim 169 ff.
Embuta-Glaube 106, 445.
Erdbeben, Vorstellung vom 333, 444.
Feuerlöschen bei Seuchenausbruch 223 A.
Furcht, abergläubische, der Häuptlinge, Europäern von Angesicht zu Angesicht zu begegnen 208, 304 A.
Furcht, abergläubische, der Wangoni, Gewässer zu überschreiten 150.
Furcht, abergläubische, mit einem Totschläger zu essen 308.
Glückshügel 315.
Hineinblasen in eine Flasche, Aberglaube beim 339 A.
Hinfallen von Speisen 332.
Hühner- und Taubenzucht, Aberglaube bei 315, 509, 509 A.
Vorstellungen, abergläubische, und ähnliches (Fortsetzung):
Jägeraberglaube 78, 217, 520.
Kindermord aus Aberglauben 62, 352, 496 A.
Der Kreuzweg 65 A, 223, 225, 227, 228.
Medizin gegen Schlangengift, Erkennen von 312.
Menstruation, Aberglaube bei 352.
Schattens bei Toten, Fehlen des 323.
Speichels, Zauberkraft des 228 A, 315.
Sternschnuppen 444.
Symbolische Bedeutung der Farben 227, 228, 321, 326.
Wehrwolfsglauben siehe Mfiti-Glaube.
Zwillingsgeburt, Aberglaube bei 228, 353 ff., 353 A.
Vorstellungen, kosmische 332 ff., 444.
Vorstellungen, mythologische, der Kondeleute 333.
Vorstellungen, religiöse, siehe unter »Religion und Ahnenkult.«
Vulkane siehe Geologie und Kiejo, Ngosi, Rungwe usw.

Wabena:
Ackerbau 250.
Asche am Wege 225.
Bambusweinkonsum 252.
Bauform 253.
Bewaffnung 233.
Brautpreis 229.
Charakter 203.
Ehebruch 229.
Eigennamen 374.
Elefantenjäger 520.
Feuerstellen 262.
Fleischverbot für Elefantenjäger 520.
Flintenzauber 520.
Freskenmalerei 244.
Geschichte 177 ff., 204.
Gräber 224.
Haartracht 247, 389.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Wabena:
Hanfrauchen 253.
Hundefleischgenuss 369, 520.
Jagd 230.
Kinderkrankheiten 355.
Korbformen der Wabena 263, 458:
in Matumbi 177, 180,
im Schabrumagebiet 125 A, 180,
in der Ulangaebene 177, 180.
Körperbeschaffenheit 202 A.
Körperverunstaltungen 246.
Kornbehälter 250.
Kriegstänze 234.
Leichenbestattung 224 ff.
Mi-dzilio 374 A.
Milchgenuss 252, 368.
Milchverwertung 252.
Musikinstrumente 235.
Perlenschmuck 249.
Pflichten der Frau 229.
Polygamie 229.
Rauchen 253.
Rechte der Frau 229.
ReligiöseVorstellungen 217.
Reusenfallen 526.
Rohrflöten 239.
Salzgewinnung 115, 253.
Salzhandel 253, 450.
Speisevorschriften 252, 374 A.
Sprache 202.
Stammland 178, 201, 203.
Sultansgräber 183, 224.
Tabak 253.
Tabakspfeifen 158.
Temben 253 ff., 258.
Totengebräuche 224 ff.
Trommeln 236.
Verfassung 213.
Verstümmelungen 307.
Viehzucht 251, 364.
Vogelscheuchen 105.
Zigarren 253.
Wabuanda (Stamm) 301, 489.
Wabuanji:
Ackerbau 105, 106, 488.
Begräbnishaine 445.
Bauweise 454.
Bienenkorbhütten 454,
Charakter 441.
Embuta-Glauben 106, 445.
Wabuanji:
Feuerstelle 457.
Feuertransport 91.
Geschichte 443.
Grasschurze 460 A.
Haartracht 462.
Hausrat 457.
Hüttenform 454.
Inneneinrichtung der Hütten 457.
Kasinos 456.
Körperbeschaffenheit 440.
Kopfputz 459.
Kopftuch 459.
Lagerstellen 457.
Mi-dzilio 374 A.
Milchverwertung 450.
Perücken 468.
Rasenhütten 455.
Rauchen 448.
Speisevorschriften 374 A.
Sprache 443.
Stampfmörser 449.
Stellung der Kinder 447.
Tabakspfeifen 158.
Töpfe 457.
Tonnenhütten 454.
Trunksucht 441, 448.
Verhältnis des Vaters zu den Kindern 447.
Verhältnis zu den Schwiegereltern 447.
Versammlungshäuser 456.
Viehställe 451, 455.
Viehzucht 450.
Wehrwolfsglaube 311 A.
Weibertracht 461.
Windschirme 456.
Zahndeformation 463.
Zauberei zur Fruchtbarmachung der Felder 105, 106.
Wabundugulu (Stamm der Kondeleute), Ursprungssage der 302.
Wabunga:
Ansiedlungen in Kissaki 135 A.
Ansiedlungen in Mahenge 135 A.
Ansiedlungen in Matumbi 180.
Ansiedlungen in Massagati 180 A.
Wabungu:
Ansiedlungen bei Udinde 492.
Bauart 503.
Behälter zum Getreidestampfen 505.
Bogenspannen 514.
Burgen 505.
Dachkonstruktion 503.
Doppelkörbchen 506.
Farben 511.
Fallgruben 525.
Geschichte 492.
Haarkämme 515.
Häuptlingsgrab 498.
Hausrat 506.
Jagdliebe 510, 519.
Jagdwaffen 518.
Messergriffe 506.
Ohrdurchbohrung 74, [513].
Ohrschmuck 74, [513].
Pfeile 514.
Rindenschachteln 95, 506.
Schnupftabaksdosen 155.
Spielbretter 507 A.
Sultan 492.
Tätowierung 514.
Totenkultus 497.
Tracht der Häuptlingsfrauen 512.
Trauergebräuche 149 A, 497.
Türschnitzereien 503 A.
Vogelschlingen 521.
Waffen 510.
Zählen 301.
Zahndeformation 75, 76, [514].
Wacholderbaum 435.
Wachs (siehe auch Bienenzucht) 3, 40, 132, 166.
Wachtsystem 231, 444.
Wachungu von Elton u. Cotteril und Thomson 303.
Wadonguë (Stamm) 204.
Wässerungsanlagen siehe unter Felderbestellung der Eingeborenen.
Waffen für Jagd und Krieg:
der Araber 4.
der Kondeleute 172 ff., 230 A, 233 A, 305 ff., 306 A, 333, 385, 458, 531.
im Lindihinterland 119 ff.,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Waffen für Jagd und Krieg:
des nordöstlichen Njassa-Ufers 420,
in Port Herald 552, 553,
am Sambesi 519,
in der Ulanga-Ebene 531,
der Wabena 233, 458, 459,
der Wabungu 506, 510, 519,
der Wahehe 214, 232 ff., 232 A, 510.
der Wahjao 119 A, 120, 233 A,
der Wakinga 232 A, 306 A, [356], 458 ff.,
der Wakissi 519, 519 A,
der Wamahassi 459,
der Wamakonde 120, 120 A,
der Wamakua 120, 519,
der Wampoto 420,
der Wamuera 120,
der Wandamba 519 A,
der Wangoni 119, 144, 145 A, 166, 232 ff., 306, [356],
der Waniamanga 506,
der Wanjika 510, 519,
der Wapangwa 464,
der Warambia 510,
der Wassafua 510,
der Wassagara 232 A,
der Wassangu 230 A, 232, 233, 459, 510.

Jagdwaffen 119 ff., 166, 510, 519, 519 A, 531.
Kriegswaffen 119 ff., 144, 232 ff., 233 A, 305 ff., 306 A, 510.

Speere 119, 120, 145 A, 166, 214, 230 A, 232, 233, 305, 306, 385, 458, 519, 553:
Stossspeere 144, 232, 233, 305, 519.
Stossspeere, deren Gebrauch 233.
Wurfspeere 119, 119 A, 120, 144, 144 A, 232, 305.
Wurfspeere, deren Gebrauch und Treffsicherheit 120, 232 ff., 233 A.

Waffen für Jagd und Krieg:
Speere:
[Fallspeere, vergiftete 524]
Fischspeere 531.
Speere, Herstellung und Bestandteile der:
Klingenschmieden 172, 305.
Klingenschäftung 144, 232, 233, 305.
Holzspitzen 120, 306, 385.
Speerbeschäftung 144, 232, 305, 306, 385.
Speere, symbolische Bedeutung der:
Speersenden bei Friedens- und Kriegserklärung 145 A, 230 A, 305.
Speer im Hofzeremoniell 214.
Speer mit Kuhmist als Trophäe 232.
Harpunen 519, 519 A.
Bogen 119, 120, 306, 420, 459, 510, 519, 553:
Schnurbefestigung 459.
Bogenspannen 120 A, 510.
Pfeile 119 ff., 166, 166 A, 306, 420, 459, 510, 519, 553:
Pfeile zur Vogeljagd 120.
Vergiften der Pfeile 120, 510.
Holzspitzen an Pfeilen 120, 420.
Köcher 459.
Keulenstöcke resp. Wurfkeulen 144, 166, 306, 458, 459, 519.
Wurfsteine 120.
Aexte (Streitäxte, Schlachtbeile usw.; siehe auch unter Aexte) 144, 306 A, 553.
Haumesser (Sichelmesser, Bananenmesser, Buschmesser usw.) 102, 232 A, 306 A, 333, 385, 458, 464.

Waffen für Jagd und Krieg:
Messer 120, 506:
Tragen der Messer 506.
Dolche 4.
Schilde 119, 119 A, 120 A, 144, 232, 232 A, 233, 306, 459:
Schilde als Häuptlingseigentum 144 A.
Schild-Verlust als Schmach 232.
Vorderlader [14], 119, 120 A, 144, 166, 233, 510, 519, 553:
Geschosse und Schrot 119.
Pulverbehälter 98, 119, 552.
Patronentaschen 119.
Mausergewehre [14], 233.
[Spielzeug-Waffen 356.]
Wafipa:
Drahtverzierungen 173.
Seelenwanderung 499 A.
Weberei 512.
Wohnsitz 493.
Waganda, Bastmäntel der 84.
Wagogo d. Livingstonegebirges:
Ansiedlungen in Lupingo 410.
Wohnsitz 439.
Wagogo, die nördlichen Nachbarn der Wahehe:
Kämpfe gegen Kwawa 209.
Ohrschmuck 74, 200.
Sprachverwandtschaft mit den Wahehe 201.
Wahehe:
Ackerbau 104, 250.
Ahnenkult 222.
Amulette 250.
Armbänder 249.
Bauform 253.
Beulenpest 199.
Bewaffnung 232.
Bestattung 222 ff.
Bettstellen 262.
Bewässerungsanlagen 103.
Bienenzucht 252.
Blutgenuss 111, 251.
Brautpreis 229.
Charakter 202, 231.
Dichtkunst 246.
Ehebruch 229.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Wahehe:
Elfenbeinanrecht d. Sultans 230.
Elfenbeinringe 153, 249.
Elefantenjäger, Fleischverbot für 520.
Erdmieten 109.
Feldschutz 104 A.
Feuerstelle 91, 262.
Fleischnahrung 252.
Fleischverbot für Elefantenjäger 520.
Flintenzauber 78.
Fürstengräber 224, 228.
Geburtsgebräuche 353.
Geschichte 134 ff., 203 ff.
Getreidestampfmörser 263.
Glückshügel 315.
Gräber 222 ff.
Grüssen 216.
Haartracht 247.
Handwerker 263.
Hausgerät 263.
Hofzeremoniell 214.
Hunde 251.
Hundefleischkonsum 251, 369, 520.
Jagd 230.
Körbe 263, 458.
Körperbemalung 234, 247.
Körperbeschaffenheit 202.
Körperverunstaltung 246.
Krieg 230.
Kriegsbemalung 234.
Kriegserklärung 230.
Kriegsputz 233.
Kriegsruf 231.
Kriegstänze 234.
Küssen 71 A, 214.
Kuhglocken 173, 251.
Lehmbänke 263.
Mädchenkleidung 248.
Märchen 246.
Mahlstein 263.
Malerei 242.
Melken 367.
Metallringe 249.
Mi-dzilio 374 A.
Milchgenuss 252, 367, 368.
Milchwirtschaft 367.
Musikinstrumente 235.
Nackenstützen 262.
Nahrung 252.
Namensursprung 200, 408.
Wahehe:
Perlenschmuck 249.
Pest 199.
Pflichten der Frauen 229.
Polygamie 229.
Pombe 252.
Rauchen 253.
Rechtsprechung 213.
Rechte der Frau 229.
Religiöse Vorstellungen 218.
Rinderbestand 364.
Rindenschachteln 95.
Sänger 246.
Salzgewinnung 135, 253.
Sandalen 247.
Schemel 263.
»Scheunenhäuser« 253.
Schlafstätten 262.
Schmuck 249.
Schnupfen 253.
Schnupftabaksdosen 155.
Schornsteine 92 A.
Selbstmord 301.
Somatische Eigenschaften 202.
Spazierstäbe 250.
Speicher 250.
Speisevorschriften 352, 374 A, 520.
Spielzeug 249, 356 A.
Sprache 201, 202.
Spritzmalerei 503.
Ställe 257, 368.
Tabak 253.
Tabakspfeifen 158.
Tänze 234.
Tätowierung 78, 246.
Taktik 231.
Temben 254.
Tierfabeln 246.
Töpfe 263.
Totenopfer 227.
Tracht 247.
Trauergebräuche 149 A, 222 ff.
Trinkhallen 252, 262.
Trocknen des Getreides 250.
Trommeln 236.
Verfassung 213.
Viehglocken 173, 251.
Viehställe 257, 368.
Viehzucht 251, 364, 368.
Volksnahrung 252.
Weibertracht 248.
Wahehe:
Zauberei 217.
Zauber gegen Heuschrecken 106.
Zigarren 158, 253.
Zwillingsgeburt, Gebräuche bei 353.
Wahenga 286, 408.
Wahjao:
Beschneidung 63.
Bestattung 65 ff., 66, 66 A.
Charakter 57.
Eigennamen 47, 63.
Geschichte 49 ff.
Gottesurteile 70.
Haarkämme 85.
Häuptlingsgrab 65 A, 66.
Häuserbau 86 ff., 547 ff.
Hautfarbe 57.
Herkunft 50.
Körperbeschaffenheit 57.
Kunstfertigkeit 98.
Lendenperlschurz 85.
Matten, Flechten der 92 A.
Milchgenuss 368.
Mutterrecht 60.
Nasenpflock 73.
Pelele 72, 73.
Perlarbeiten 85.
Perlstirnbänder 85.
Saiteninstrumente 238.
Schiesspulverbehälter 98.
Seelenzahl 51.
Sippenverbände (Tupi) 63 A, 548.
Tabakkauen 66 A.
Tätowierung 77, 78, 82, 83, 547.
Totenbestattung 65 ff., 66, 66 A.
Tupi 63 A, 548.
Ursprungssage 50.
Zahndeformationen 75, 76.
Zauberglauben 70, 313.
Wahjaozeichen 82 ff., 547.
Wahrsagen siehe unter »Gottesurteile etc.«
Wahrzeichen der Dörfer 363, 501.
Wahuma, Küssen bei den 71 A.
Wainga (siehe Machinga) 204.
Wajinga (siehe Machinga) 200.
Wajoja (—Wangoni) 140.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Wakimbu, Schmieden von Pfeilspitzen 510.
Wakinga:
Ackerbau 448.
Ackergesänge 448.
Anzahl siehe Seelenzahl.
Bambusweinkonsum 252, 450.
Bauweise 451 ff.
Begräbnishaine 445.
Begrüssung 447.
Bestattung 327, 445.
Biertrinken 117, 450.
Bogen 459.
Charakter 440.
Dorfanlagen 451.
Drahtziehen 173.
Eisenindustrie 166 ff., 441, 458.
Eisenofen 170.
Embutaglauben 106, 445.
Epilieren der Augenbrauen 461.
Erdwohnungen 454.
Essen und Trinken 450.
Feldhacken 458.
Feuerstellen 457.
Fleischverbot 450.
Geburtsgebräuche 447.
Geburtshütten 447.
Geschichte 441 ff.
Gestielte Trommeln 338.
Gottesurteile 446.
Gürtel 460.
Haartracht 421 A, 461, 462.
Häuptlinge 444.
Häuptlinge, Vorrechte der 444, 448.
Häuptlingsfrauen, Vorrechte der 447.
Häuser siehe Hütten.
Halsschmuck 451, 459.
Haumesser 458.
Hausrat 457.
Hecken 449.
Heilige Haine 444.
Heirat 447.
Holzgerät 97, 458.
Hütten 160 A, 452 ff.
Hundefleischkonsum 450.
Inneneinrichtung der Hütten 457.
Jagd 451.
Kasinos 456.
Wakinga:
Kegelhütten 454.
Köcher 459.
Körperbemalung 463.
Kochtöpfe 457.
Kopfputz 459.
Kosmische Vorstellungen 444.
Lagula 446.
Lagerstellen 457.
Lieder 448.
Malaria-Immunität, Fehlen der 436 A.
Mehlbereitung 449.
Menschenopfer 322, 327, 445.
Mi-dzilio 374 A.
Milchverwertung 450.
Muavi 446.
Musikinstrumente 458.
Nachrichtendienst 444.
Nahrung 450.
Namens, Bedeutung des 442.
Namensentstehung 408.
Nationalwaffen 458.
Pendeltür 452.
Pfeifen 158.
Pfeile 459.
Pombetrinkgefässe 458.
Priesterlegende 317.
Rasieren der Augenbrauen 461.
Rasselstäbe 237.
Rauchtabaksbereitung 156.
Rohrflöten 239.
Rattenfallen 451.
Religiöse Vorstellungen 444.
Rinder siehe Viehzucht.
Rundhütten 454.
Salztausch 253.
Schlachtfest 450 A.
Schmiedezangen 172.
Schmuck 459, 461.
Schnitzerei 458.
Selbstmord 301, 441.
Seelenzahl 290 A, 437 A, 438.
Sichelmesser 458.
Signalpfeifen 240.
Sitten und Gebräuche 444 ff.
Sitzgeräte 458.
Speere 458.
Speicher 449.
Speisevorschriften 374 A, 450.
Wakinga:
Spielzeug 356.
Stampfmörser 441.
Stellung der Frau 447.
Stellung der Kinder 447.
Tabakspfeifen 458.
Tätowierungen 79, 463.
Tanzmusik 237.
Töpfe 457.
Totengebräuche 327, 445.
Totenkult 445.
Trachten 459.
Tragnetze 458.
Trichterhütten 452, 453.
Trinkgefässe 458.
Trinksitten 117.
Trommeln 236.
Trunksucht 441, 448.
Türen 452.
Ukupogola 446.
Verhältnis zu den Schwiegereltern 447.
Versammlungshäuser 456.
Verzierungen der Hütten 160 A, 453.
Viehställe 451.
Viehzucht 364, 436 A, 450.
Vogelleim 451.
Wachtsystem 444.
Weibertracht 460.
Wildfallen 451, 523.
Wühlmäusefang 523.
Wühlmäusekonsum 444, 523.
Zahndeformation 76, 463.
Zahnheilkunde 312 A.
Zauberei 445.
Ziegenzucht 451.
Wakissi:
Ansiedlungen 410.
Begräbniszeremonien 327 A.
Beschäftigung 412 ff.
Brennöfen für Töpfe 416.
Bootbau 413.
Erde essende Schwangere 115.
Erstgeburt, Zeremonie dabei 352.
Fischfang 528.
Fischhandel 450.
Flusspferdjagd 519.
Gefässe 414.
Gesang 236, 413.
Gräber 327 A, 422.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Wakissi:
Grasdächer über Gräbern 327 A.
Harpunenjagd 519.
Hausgerät 420.
Hüttenform 417.
Inneneinrichtung der Hütten 420.
Kätscher 529.
Körperbemalung 422.
Korbreusen 528.
Musikbogen 238.
Namensbedeutung 408, 409.
Namenswechsel 358.
Pelele 420.
Rudergesänge 236, 413.
Schleppangeln 528.
Schwangerschaft, erste 352.
Schwirrinstrumente 237.
Sieblöffel 420.
Signalhörner 242.
Speisevorschriften 374 A.
Spielzeug 356.
Spindel 511 A.
Sprache 409.
Tätowierung 421.
Töpferei 413 ff.
Tonsiebe 96, 414.
Topfbrennofen 416.
Totengebräuche 327 A, 422.
Trauerbemalung 422.
Trauergebräuche 149 A, 223, 422.
Trommeln 236.
Weiberarbeit 413.
Wohnsitz 407, 409.
Zahl der Mahlzeiten 113.
Zahndeformation 76.
Zahnheilkunde 312 A.
Wakjanja (= Wandamba, Stamm) 178.
Wakonde am Njassa (die Bewohner des deutschen Kondelandes siehe unter Kondeleute) 268, 302, 303.
Wakonde des Lindihinterlandes siehe unter Wamakonde.
Wakotisamba (Stamm) 201 A.
Wakukwe:
Haartracht 387, 389.
Wohnsitz 302.
Tätowierung 386.
Wakuruë (Stamm) 489.
Wakwa (Bewohner der Rukwasteppe) 493.
Waldfrüchte siehe Früchte, wilde.
Waldschutzverordnung 294 A.
Waldvernichtung 101, 126, 128, 435, 464, 508.
Walihuhu (= Wangoni) 140, 178.
Walihuhu, Namensentstehung 408.
»Walissera« 302.
Waluguli (Stamm der Kondeleute) 302.
Wamahassi:
Ansiedlung in Untali 443.
Anzahl siehe Seelenzahl.
Begrüssungszeremonien 447 A.
Bogen 459.
Geschichte 443.
Gürtel 460.
Hüttenform 454 A.
Körperbeschaffenheit 440.
Seelenzahl 438.
Sprache 433.
Viehställe 451.
Weibertracht 460.
Zahndeformation 463.
Wamakonde (= Makonde des Lindihinterlandes, auch Wakonde genannt):
Ahnenfiguren 68.
Anzahl siehe Seelenzahl.
Armringe 520.
Bastschurze 84.
Beratungshütten 86.
Bestattung 65.
Beten zu den Müttern 60, 68.
Dorfanlage 86.
Felderbestellung 101, 102, 103, 103 A.
Geschichte 48.
Geschlechtsverkehr 61.
Haarkämme 84.
Häuptlingsgräber 65.
Hautfarbe 56.
Hochzeitszeremonien 64.
Holzsessel 92 A.
Körperbehaarung 56.
Körperbeschaffenheit 56.
Masken 64.
Matten, geflochtene 93 A.
Nasenpflock 73.
Ohrdurchbohrung 74.
Wamakonde (= Makonde des Lindihinterlandes, auch Wakonde genannt):
Pelele 71, 72.
Polygamie 61.
Pubertätsfeier 63.
Religiöse Vorstellungen 67 ff.
Schnitzerei 98.
Seelenzahl 48.
Sprache 47 A.
Tätowierung 78 A, 80 ff.
Totenbestattung 65.
Totenopfer 66.
Ursprungssage 48.
Waffen 120.
Weiberarbeit 102.
Zahndeformation 74.
Wamakua (= Makua):
Amulette 85.
Ansiedlungen im Kondoadistrikt 52.
Ansiedlungen in Utengule unterm Beja 52, 259, 261.
Beschneidung 63.
Bettstellen 93.
Charakter 58.
Eisenöfen 170.
Elefantenjäger 118, 166.
Gebetsbaum 68.
Geschichte 51 ff.
Geschlechtsverkehr 61.
Geisterfurcht 53.
Graphitverwendung bei der Töpferei 416.
Häuptlingsrechte 85 A.
Hütten 86.
Hüttenbemalung 87, [241], [245].
Hundehütten 91.
Jäger 52, 118, 166, 259.
Jagdleidenschaft 118, 519.
Jagdwaffen 519.
Körperbeschaffenheit 57.
Maturitätsfeier der Mädchen 64 A.
Mutterrecht 60.
Nackenstützen 93.
Nasenpflöcke 73.
Netzjagd 119.
Pelele 72, 73.
Pfeile 120.
Polygamie 61.
Rattenfallen 525.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Wamakua (= Makua):
Salzgewinnung 115.
Schmiedetechnik 121, 170.
Schmuck 85 A.
Sprache 52.
Stellung der Frau 61.
Tätowierung 78, 82, 83.
Töpferei 415, 416.
Thronfolge 54, 60.
Totengebräuche 65, 66, 67.
Trommel 97 A.
Ursprungssage 52.
Waffen 120, 519.
Wohnsitz 51, 52.
Zahndeformation 74, 76.
Zauberei 69.
Ziegenstall 91.
Wamakua (= Makua), portugiesische:
Beschneidung 63.
Maturitätsfeier der Mädchen 64 A.
Pelele 72.
Tätowierung 82 A.
Wamambwe:
Ahnenheiligtümer 499 A.
Fortleben der Seele 499 A.
Geburtssitten 496 A.
Hühnerställe 509.
Jagdzauber 499 A.
Kolonie an der Ssongwemündung 301 A, 499, 509.
Seelenwanderung 499 A.
Wamañanja (siehe auch Wamanganja) 407.
Wamanganja (= Wamañanja = Amañanja, siehe auch Port Herald):
Ansiedlung in Mpimbi's 547.
Ansiedlung in Port Herald 549.
Ansiedlung im Ruwumagebiet 55.
Blasebalg 171.
Hütten 548.
Hütten für Ahnenverehrung 498.
Namensentstehung 406 ff.
Pelele 73 A, 547.
Schmiedewerkzeug 170 A, 172.
Tätowierung 79, 547.
Trauergebräuche 65, 548.
Wamanganja (= Wamañanja = Amañanja, siehe auch Port Herald):
Urbevölkerung, als, des jetzigen Wahjaogebietes 49.
Zahndeformation 547.
Wamatambwe:
Ansiedlung auf dem Makondeplateau 48.
Ansiedlung auf Marumba 48.
Ansiedlung am oberen Ruwuma 51.
Ansiedlung in Undi's 48.
Geschichte 47 ff.
Hautfarbe 56.
Körperbeschaffenheit 56.
Ohrdurchbohrung 74.
Ohrschmuck 74.
Religiöse Vorstellungen 68.
Tätowierung 79, 80, 80 A,
Urbevölkerung, als, des Lindibezirks 46.
Vernichtung durch die Wangoni 44 A.
Zahndeformationen 74.
Wamatanda (Stamm) 48.
Wamatengo:
Ackerbau 103, 128, 163.
Bewässerungsanlagen 103, 128.
Dorfanlagen 129.
Fortleben der Seelen 151 A.
Lochkulturen 163.
Rindenstoffhandel 420 A.
Schnupftabaksbereitung 156.
Sprache 142.
Stammesverwandtschaft mit den
Njassaleuten 409, 409 A,
Wanindi 40.
Wamatschinga (siehe auch Matschinga und Mchinga, Yao-Stamm) 46, 47.
Wamatschinga (angebliche Ureinwohner der Lukuledisenke):
Ohrpflöcke 46 A, 74.
Wohnsitz 46 A.
Wamatumbi (Stamm) 180 A.
Wamaúkutu (Stamm) 46 A.
Wamawemba (Stamm im Livingstonegebirge):
Ackerbau 448.
Wamawemba (Stamm im Livingstonegebirge):
Bettgestelle 457.
Geschichte 443.
Grashütten 457.
Hecken 456.
Hütten 456, 457.
Inneneinrichtung der Hütten 457.
Jagd 451.
Knabenhütten 457.
Kopftücher 459.
Netzjagd 521.
Pendeltüren 456.
Rauchen 448.
Rundhütten 457.
»Scheunenhäuser« 181, 429, 456.
Stampfmörser 449.
Töpfe 457.
Versammlungshäuser 456.
Viehställe 451.
Wildnetze 451.
Wohnsitz 438.
Wamessuko (Stamm) 298 A.
Wampoto:
Bauform 418.
Holzharmonika 238.
Inneneinrichtung der Hütten 410.
Marimba 238.
Namen 407.
Ohrschlitz 420.
Ohrschmuck 420.
Rindenschurz 420 A,
Signalpfeifen 240.
Tätowierung 421.
Tragen der Kinder 152 A.
Wohnsitz 411.
Zahndeformation 76, 420.
Wampungu (Stamm) 409, 410.
Wamuamba (Stamm), Namensentstehung 408.
Wamuera (= Wamwera):
Bienenstöcke 40.
Charakter 59.
Familientradition 47.
Freien 64.
Geschichte 46 ff.
Geschlechtsverkehr 61.
Haarkämme 85.
Heimat 47.
Jagd 119.
Jagdzauber 520.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wamuera (= Wamwera):
Körperbeschaffenheit 57.
Metallspiralen 86 A.
Pelele 72.
Polygamie 61.
Rattenjagd 119.
Religiöse Vorstellungen 67.
Schmuck 86 A.
Tätowierung 76, 79, 81.
Waffen 120.
Wohnsitz 54.
Zahndeformation 74, 76
Wamwera (siehe Wamuera) 47.
Wandamba:
Einbäume 185.
Fischfang 184.
Fischereigeräte 184.
Geschichte 178.
Harpunenjagd 519, 519 A.
Kätscher 529.
Pfahlbauten 183.
Rohrhütten 183.
Sprache 180 A.
Urbevölkerung, als, der Ulangaebene 178, 180.
Zahndeformation 76.
Wandbretter siehe unter Häuser-Inneneinrichtung.
Wandendauri (=Wandendëuli, Stamm) 128, 140.
Wandendëuli (=Wandendauri, Stamm) 140.
Wanderheuschrecken siehe Heuschrecken.
Wanderstäbe siehe Spazierstöcke.
Wandmalerei 87, 242 ff., 340, 378 A, 503.
Wandonde:
Geschichte 54.
Niederlassungen in Massassi- und Madjedjegegend 55.
Sklavenraub 44.
Tätowierung 80, 81.
Wohnsitz, 46, 51, 55, 128, 140.
Wandverzierungen siehe Reliefverzierungen und Wandmalerei
Wanena:
Herkunft 443.
Hütten 455.
Körperbeschaffenheit 440.
Sprache 443.
Wohnsitz 438.
Zahndeformation 463.
Wangermannshöhe (siehe auch Alt- und Neu-Wangermannshöhe):
Klima in 285.
Wangindo:
Geschichte 47, 54.
Haarkämme 85.
Niederlassung in der Massassi-Madjedjegegend 55.
Ohrdurchlochung 74 A.
Schnitzerei 98.
Schnupftabaksdosen 155 A.
Sklavenraub 44.
Tätowierung 81.
Wohnsitz 46, 51, 55, 140.
Wanginga des nördlich. Buanji-Kessels 438.
Wangoni:
Aberglauben beim Gewässerüberschreiten 150.
Abtrittseinrichtungen 182.
Ackerbau 103, 128, 163 ff.
Aeolsharfen 237.
Ahnenkult 151.
Armschmuck 153.
Asche am Wege 150.
Bambus 128, 164.
Barttracht 152.
Bastsäcke 109.
Bauart 159 ff.
Beinschmuck 153.
Bekleidungsvorschriften 153.
Bestattung 147 ff.
Bettstellen 161.
Bewaffnung 144.
Bienenkörbe 166.
Bier 165.
Blutgenuss 111.
Bohnen, Aufbewahrung der 164.
Brandmalerei 162.
Charakter 142.
Dorfanlagen 158.
Drahtspiralen 153.
Ehebruch 143.
Ehrenzeichen 153.
Eisenindustrie 166.
Englische Wangoni 71 A, 144, 147, 151 A, 153, 162, 368.
Epilierpinzette 154.
Fallgruben 525.
Wangoni:
Feldbestellung 103, 128, 163 ff.
Feldzauber 150.
Friedenszeremonie 145 A.
Frisur 152, 389.
Gehöfte 158.
Gesänge 165, 236.
Geschichte 43 ff., 132 ff., 489.
Getreidespeicher 164.
Gräber 148 ff.
Haarkämme 153.
Haarpflege 152, 153.
Haartracht 152, 389.
Hausgerät 161.
Heeresorganisation 143.
Hochöfen 169.
Hochzeitszeremonien 146.
Hütten 159.
Iduna 142.
Inneneinrichtung der Hütten 161.
Jagd 166, 518, 521.
Kastration 163, 368.
Kinderzahl 147.
Körbe 162.
Körperbeschaffenheit 141.
Kriegsgeschrei 145.
Kriegsschmuck 144.
Küssen 71 A.
Mahlsteine 95.
Mahlzeiten, Zahl der 113.
Mais, Aufbewahren von 164.
Mapozeni 143.
Marschordnung 145.
Maturitätszeremonien 147.
Melken 367.
Metallguss 174.
Metallschmuck 174.
Milchgenuss 162, 368.
Mlungu 151.
Muavi 150.
Musikbogen 166, 238.
Nackenstützen 93, 161.
Nahrung 164.
Namen der Wangoni 140, 408.
Nutschi 151.
Orden 153.
Ohrschlitz 74, 146, 151, 154.
Ohrschmuck 74, 154.
Penishütchen 151.
Pfeile 166.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Wangoni:
Pinzette 154.
Polygamie 147.
Pombe 164.
Rauchen 155.
Religiöse Vorstellungen 151.
Rinder siehe Viehzucht.
Salben 152, 368.
Salzhandel 115.
Schafe siehe Viehzucht.
Schilde (siehe auch Suluschilde) 144.
Schmelzofen 168.
Schmiedeblasebalg 171.
Schmuck 85, 153 ff., 513 A.
Schnupfen 154.
Schnupftabaksdosen 154, 155.
Schweissschaber 153.
Seelenwanderung 151 A.
Signalpfeifen 154, 240.
Sklaven 141.
Sklavenzeichen 146, 151, 420, 464.
Speicher 164.
Spindeln 511.
Spielzeug 356.
Sprache 142.
Stellung der Frau 147.
Stirnbänder 149, 154.
Sultans, Stellung des 142 ff.
Tabakbau 164.
Tabakschnupfen 154.
Taktik 145.
Tanz 165.
Tanzmusik 165.
Taubenschläge 163.
Thronfolge 143.
Töpfe 162.
Topfscherben am Wege 150.
Totenfeierlichkeiten 147.
Totenklagen 148.
Tracht 151, 152, 513 A.
Trauerstirnbinde 149.
Trinksitten 165.
Trommeln 236.
Unsterblichkeit der Seele 151.
Verfassung 142, 143.
Viehkraale 162.
Viehweiden 368.
Viehzucht 162, 364.
Vogelnetze 521.
Vogelleim 527.
Wangoni:
Wahrsager 150.
Wirtschaftsschuppen 95, 161.
Witwenzeichen 149.
Zauberei 69, 150, 169.
Wangoniansiedlung bei Uwambo 133.
Wangoni, englische 71 A, 144, 147, 151 A, 153, 162, 368.
Wangoniexpedition vom Jahre 1897 43, 138 ff.
Wangonigefahr 43 ff.
Waniamanga (= [Awa]nyamwanga):
Anthropologische Zugehörigkeit 488.
Begräbnishain 498.
Burgen 502.
Eisenindustrie 507.
Holzschnitzereien 506.
Kugelflöten 329.
Messergriffe, geschnitzte 506.
Messerscheiden, geschnitzte 506.
Sprache 301.
Schnupftabaksdosen 155, 506, 514 A.
Sultan 489.
Sultansgrab 498.
Tätowierung 514.
Viehzucht 509.
Zahndeformation 76, 514.
Wanindi:
Geschichte 54.
Sklavenraub 44.
Wohnsitz 46, 51, 140.
Wanjaka-njaka (= Wahehe) 135.
Wanjakihawa (Stamm der Kondeleute) 302.
Wanjakiwinga (Stamm der Kondeleute) 302.
Wanjakjussa (Stamm der Kondeleute, siehe auch diese):
Aufstand 292, 305.
Bündnis mit den Schotten 286.
Dorfanlagen 376.
Geschichte siehe unter Kondeleute.
Gebetsbaum 68.
Herkunftssage 303 A.
Kirassozauber 78.
Musik 338.
Wanjakjussa (Stamm der Kondeleute, siehe auch diese):
Namensentstehung 258, 408.
(Pa)-mpugusso-Baum 303 A, 326, 373.
Schlachten der Rinder 373.
Sprache 288, 301.
Tätowierung 78.
Totengebräuche 303 A, 326.
Zauberei 78.
Wanjamwesi:
Gesang 236.
Kinderernährung 355 A.
Namensentstehung 408 A.
Sprachverwandtschaft mit den Wahehe 201.
Wanjassa (siehe auch Njassaanwohner, Njassaleute usw.):
Name 406, 407.
Namensentstehung 408.
Wohnsitz 411.
Wanjika:
Ackerbau 100, 508.
Anthropologische Zugehörigkeit 488.
Barttracht 488 A, 515.
Bastsäcke 505 A.
Behälter zum Getreidestampfen 505, 505 A.
Beratungslauben 504, 505.
Bewaffnung 510.
Burgen 501 ff.
Charakter 494.
Eisenindustrie 167, 507.
Feldbestellung 100, 508.
Festschmuck 513.
Geburtsgebräuche 515.
Gefässtrommeln 236.
Gesang 236.
Geschichte 493 ff.
Getreidestampfmulde 505, 505 A.
Haartracht 488 A, 515.
Hausrat 505.
Hochzeitsgebräuche 494.
Jagdliebe 510, 518.
Jagdwaffen 519.
Jünglingshäuser 504.
Körperbemalung 515.
Körperbeschaffenheit 488 A.
Mfiti-Glaube 311 A, 497.
Musikbogen 238.
Ohrdurchbohrung 74, [513 ff.]

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wanjika:
Ohrschmuck 74, [513 ff.].
Pendeltüren 452.
Perlenschmuck 513.
Polygamie 436.
Rechtsgewohnheiten 498.
Reusenfallen 526.
Rindenschachteln 506.
Rinder siehe Vieh.
Rohrflöten 239.
Rohrrattenfang 526.
Sage von den Wanjika am Kivira-Fall 282.
Schemel 506.
Schlagbaumfallen 524.
Schmuck 513.
Schnitzerei 506.
Schwirrinstrumente 237.
Sprache 494.
Stampfmörser und Mulden 505, 505 A.
Stellung der Frau 495.
Stirnbandtätowierung 463.
Stühle 382, 458.
Tätowierung 463, 515.
Tracht 512.
Trommeln 504.
Verlobungszeichen 346 A.
Viehställe 509.
Viehzucht 364, 509.
Waffen 510.
Wahrzeichen der Dörfer 501.
Weberei 512.
Wehrwolfglaube 311 A, 497.
Weibergürtel 513.
Zahndeformation 75, 76.
Wantali (= [Awa]ndali, siehe auch unter Kondeleute):
Dorfanlagen 376.
Eckbretter siehe Wandbretter.
Exhumierung 330.
Feldzauber 315.
Gestielte Trommeln 338.
Haartracht 387.
Herkunft 302, 443.
Kopfputz 384.
Lagerstellen 389.
Leitern 381.
Lendenringe 384.
Lianenhängebrücke 18 A.
Priester 322.
Propheten 322.
Sprache 301, 302, 443.
Wantali (= [Awa]ndali, siehe auch unter Kondeleute):
Töpfe 382.
Totengebräuche 329.
Trommeln 236.
Verwandtschaft mit den Livingstonegebirgsbewohnern 302, 443.
Viehweiden 274.
Viehzucht 274.
Wandbretter 94, 382.
Zauberglauben 313.
Wantapo (Stamm) 50.
Wapangwa auf der Südhälfte des Livingstonegebirges:
Aberglauben 446 A.
Ackerbau 464.
Ackergruss 464.
Amulette 464.
Bambusbier 464.
Bestattung 465.
Charakter 441, 464.
Dorfanlagen 464.
Geschichte 441.
Gräber 465.
Haumesser 464.
Mi-dzilo 374 A.
Muavi 446 A, 464.
Name 438.
Religiöse Vorstellungen 465.
Sagen 465.
Sklavenzeichen 464.
Speisevorschriften 374 A.
Trunksucht 441, 464.
Viehzucht 162.
Wehrwolfglauben 445 A.
Wohnsitz 140, 439.
Zugang zu den Wohnsitzen 396.
Wapangwa Thomsons 438, 440, 443.
Wapogoro (Stamm) 179.
Wapoma (= Wangoni) 135, 140, 201.
Waputi (= Priester) 322.
Warambia:
Anthropologische Zugehörigkeit 488 A.
Barttracht 448 A, 515.
Bauart 502.
Behälter zum Getreidestampfen 505.
Beratungslauben 504.
Bogen 510.
Warambia:
Burgen 501, 502.
Eisenindustrie 168 A, 507.
Feuerstelle 91.
Flöten 240.
Geschichte 489.
Grasdächer über Grabhügeln 329 A, 98.
Grussformen 499.
Haartracht 506 A.
Häuptlingsgrab 498.
Hühnerställe 509.
Jünglingshäuser 504.
Nackenstützen 506.
Netzjagd 521.
Ohrdurchbohrung 74, 514.
Ohrschmuck 74, 514.
Pfeile 510.
Schlagbaumfallen 524.
Schmelzöfen 168 A, 507.
Schnupftabaksdosen 155.
Signalhörner 242.
Sprache 301, 494.
Tätowierung 79, 515.
Totengebräuche 329 A, 498.
Trommeln 504.
Türen 503.
Viehzucht 478, 509.
Waffen 510.
Zahndeformation 76.
Waromwe (Sulu-Stamm) 53.
Warope (Name für Wamakua) 53.
Warori (siehe Wassangu):
Hundefleischgenuss 251 A.
Namen 201.
Namenentstehung 408.
Wasiwakaberg 432.
Wassafua:
Abtrittsanlagen 182.
Ansiedlungen
am Bejaberg 492,
am Mbaralifluss 247 A, 492,
in der Muakaleli- (=Muakareri)gegend 492, 301 A,
im Ngosigebirge 492.
Anthropologische Zugehörigkeit 488 A.
Aufhängevorrichtungen 94.
Bastsäcke 109, 505 A.
Baumwolltücher 247, 511.
Behälter zum Getreidestampfen 505, 505 A.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Wassafua:
Bewaffnung 510.
Bodenräume 94, 502, 504.
Burgen 502.
Doppelkörbchen 506.
Drahtringe in der Oberlippe 73, 514.
Eckbretter siehe Wandbretter.
Feldfrüchte, angebaute 508.
Flöten 504.
Geschichte 490 ff.
Haartracht 421 A, 462.
Hausrat 505, 506.
Holzpfeifen 507 A.
Jünglingshäuser und Beratungslauben 456, 504.
Körbe 95, 506.
Körperbemalung 515.
Kochtöpfe 507.
Lippenschmuck 73, 514.
Mahlsteine 95.
Mi-dzilo 374 A.
Ohrdurchbohrung 74, [513].
Ohrschmuck 74, [515].
Pendeltüren 452, 457, 501
Rauchen 507 A.
Rindenschachteln 506.
Rohrflöten 239.
Saiteninstrumente 238.
Schemel 506.
Schnitzerei 506.
Speisevorschriften 374 A.
Sprache 492.
Stampfmörser 505, 505 A.
Stühle 458.
Tabakspfeifen 158, 507 A.
Tätowierung 514, 515.
Taubenschläge 510.
Töpfe 507.
Tracht 511, 461.
Unterlippenring 73, 514.
Versammlungshäuser 456.
Verbreitung 492.
Waffen 510.
Wandbretter 94, 504 A.
Weberei 247, 511.
Zahndeformation 76, 514.
Wassagirastäbe 250 A.
Wassako (Stamm) 302.
Wassangu (= Warori):
Ackerbau 250.
Amulette 217, 250.
Wassangu:
Ansiedlung in der Muakaleli- (= Muakareri)gegend 301 A.
Aufbewahren des Getreides 250.
Bauform 253 ff., 254 A.
Befestigungen 259 ff.
Begrüssung 214 A, 216.
Beratungshallen 262.
Bettstellen 262.
Bewaffnung 232.
Bienenzucht 252.
Charakter 203.
Drahtverzierungen 173.
Elefantenjägeraberglaube 520.
Feuerstellen 91, 262.
Fischereigerät 528.
Fleischverbot für Elefantenjäger 520
Geschichte 133, 204 ff., 490 ff.
Getreide, Aufbewahren des 250.
Getreidestampfmörser 263, 505 A.
Glaube an Geisterspuk 217.
Grüssen 214 A, 216.
Handwerker 263.
Hanfrauchen 253
Hausgerät 263
Heimat 201.
Heeresmacht 212.
Hütten 253, 254 ff.
Hofzeremoniell 214.
Hoheitszeichen des Sultans 214.
Hundefleischgenuss 251, 366, 520.
Kegelhütten 254.
Körbe 263.
Körperbeschaffenheit 202 A.
Körperverunstaltungen 246.
Kornbehälter 250.
Kriegsbemalung 234.
Kriegsputz 234.
Kriegstänze 234.
Küssen 214 A.
Lehmbänke 263.
Männerarbeit 230
Mahlsteine 263.
Maturitätsfeier 229.
Medizin 248.
Wassangu:
Mi-dzilo 374 A.
Musikinstrumente 235
Nackenstützen 262.
Perlschmuck 249.
Rauchen 253.
Rechtsprechung 215.
Regenzauber 218.
Religiöse Vorstellungen 216 ff.
Residenz des Sultans 133, 205 205 A, 259.
Rohrflöten 239.
Rundhütten 253.
Salzgewinnung 253.
Schemel 214, 263.
Schlafstätten 262.
Schmiedeblasebalg 171.
Schmiedetechnik 170.
Siegeszeichen 232.
Speicher 250
Speisevorschrift 374 A, 520.
Sprache 202.
Stampfmörser 505 A.
Szepter des Sultans 214.
Tänze 235.
Temben 253 ff.
Tennen 250 A.
Töpfe 263.
Tracht 247, 248.
Trinkhallen 262.
Thronsessel 214.
Trommeln 236.
Verfassung 214 ff.
Viehzucht 205 A, 251, 479, 509.
Vorstellungen, religiöse 216 ff.
Weberei 247 A.
Weibergürtel 248 A, 249.
Zauberei 217, 218.
Zeremonien:
beim Grüssen 216,
bei Hof 214, 215,
bei Versammlungen 215,
Zigarren 158, 253,
Wasser siehe auch Trinkwasser.
Wasserhosen 405.
Wasserhühner 196.
Wasserpfeifen 157, 375.
Wasserpfeifenköpfe, geschnitzte, aus Holz 552.
Wasserschöpfen in krokodilreichen Flüssen 185, 541.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Wasserspiegel, Wassertemperatur usw. siehe Njassa-, Rukwa-, Wentzel-Heckmann- usw. See.
Wasserstrasse siehe Schiffbarkeit.
Wassutu (= Hörige) 142.
Watemikwira (Stamm) 179, 201.
Watussi (Stamm) 488.
Watuta (= Wangoni) 140.
Wawemba, am Südende des Tanganjika wohnender Stamm:
Geschichte 489.
Sklavenhandel 480.
Verstümmelungen als Strafe 307.
Feindesköpfe auf Pallisaden 500.
Wazungwa (Bezeichnung für die Bewohner der Utschungwe-Berge) 191 A.
Weberei 247 A, 511 ff.
Webstühle 511 ff.
Wegebau 17, 297, 298, 545.
Wehrwolfglaube s. Mfitiglaube.
Weiber, Arbeiten der (siehe auch Weiber, soziale und rechtliche Stellung der) 102, 102A, 113, 116, 146, 163, 229, 252, 263, 300, 334A, 343, 371, 378, 413ff., 447, 464, 465, 495ff., 495A.
Weiber, Sexualleben der (siehe auch unter »Eheschliessung etc.«):
Geschlechtsreife 63, 346A, 348, 495, 550.
Geschlechtsverkehr 61, 170, 345, 346, 346A, 352, 359, 496, 496A, 552A.
Geschlechtsverkehr mit den Verwandten des Gatten (siehe auch Leviratsehe unter »Eheschliessung etc.«) 496.
Zwangsweises Preisgeben von Weibern als Strafe 311A, 350.
Menstruation 352.
Menstruation, erste 359.
Virginität 359, 552.
Schwangerschaft 61, 62, 64, 352.
Schwangerschaft, erste 352.
Erdessen bei Schwangeren 114.
Weiber, Sexualleben der:
Geburt 61, 228, 352ff., 447, 496, 554.
Geburtshilfe 352.
Zaubermedizin zur Erleichterung der Geburt 62.
Geburtshütten [61], 447, 447A.
Erstgeburt 496A.
Zwillingsgeburt 62, 228, 353ff., 496.
[Abnabelung 353.]
[Behandlung der Nachgeburt 353, 496A.]
[Zauberei mit Nachgeburt beim Eisenschmelzen 170.]
Reinigungszeremonien nach der Geburt 353.
Laktation 61, 355.
Ekel vor Muttermilch 373A.
Kinderzahl 147.
Abtreibung 352.
Unfruchtbarkeit 350, 351, 447.
Weiber, soziale und rechtliche Stellung der:
bei den Kondeleuten 300, 307, 308, 309, 342, 343, 344, 346, 347, 348, 349,
bei den Njassaleuten vom oberen Ruwuma 60,
in der Rukwagegend 493,
bei den Wabena 229,
bei den Wahehe 214, 228, 229, 230,
bei den Wahjao 60,
bei den Wakinga 441, 443, 447,
bei den Wakissi 413,
bei den Wamakonde 60,
bei den Wamakua 60, 61,
bei den Wangoni 137, 146, 147, 149, 149A,
bei den Wanjika 495ff.,
bei den Wapangwa 464,
bei den Wassangu 214, 229, 230.
Weiberschmuck inklusive Bemalung (siehe auch unter Schmuck) 6, 6A, 46A, 67, 71, 72, 73, 74, 84, 85, 85A, 149, 150, 153, 153A, 154, 155, 165, 223, 232, 234, 235, 249, 328, 329A, 340, 347, 383, 384, 384A, 385, 387, 390, 420, 422, 423, 459, 461, 465, 513, 514, 515, 547, 553, 554.
Weibersprache 351.
Weiberstöcke 385, 459.
Weibertracht 6, 83ff., 152, 248, 248A, 249, 385, 420, 460, 461, 461A, 465, 512ff., 554.
Wein siehe Bambuswein und Palmwein.
Weinbau in Uhehe 198.
»Weisse Väter« 493.
Weizenkultur 192, 197, 198, 294A, 479.
Welse 30.
Welsfleisch 374.
Wentzel-Heckmannsee:
Entdecker 277.
Farbe des Wassers 279.
Fauna der Ufer 278.
Fauna des Wassers 279.
Grösse 277.
Höhenschwankungen 279.
Plankton 279.
Sagen 278, 279.
Vegetationsbild d Ufer 270.
Vögel 279.
Werbung siehe unter »Eheschliessung etc.«
Wiedhafen:
Ankerplatz 397.
Feuerholzstation 293.
Klima 396.
Njassabahn (siehe auch diese) 396.
Stationsgebäude 396.
Vegetation 396, 397.
Zugang zum Njassasee 396.
Wiedhafengegend (= Manda):
Bevölkerungsdichtigkeit 410.
Bevölkerungsziffer 290A.
Bewässerungsanlagen 103, 411.
Hütten 417.
Maturitätsfeier 360.
Rasselstäbe 237.
Salzgewinnung 296A, 386.
Tätowierung 79, 421.
Tanzmusik 237.
Wild (siehe auch Fauna und Jagd) 12, 39, 193ff., 282, 451, 486.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Wild, relative Immunität gegen Tsetseerkrankung 365 A.
Wildfallen 451, 521 ff.
Wildkatzen 196.
Wildkatzen, Zauber gegen 69.
Wildkatzen, gezähmte 370.
Wildscheuchen 90 A, 104.
Wildschlingen 521 ff.
Wildschweine 196, 282, 487.
Wildschweine, Schutz gegen 103 ff., 362, 526.
Wildschweinfang 362, 526.
Wildschweinefleisch 374.
Wildseuchen (siehe auch Rinderpest) 39.
Wildzäune usw. 103, 104 A, 362, 449, 508.
Winde siehe Klima.
Windschirme 258, 456.
Wissmannsbai 394.
Witwen, Wiederverheiratung von (siehe auch Leviratsehe unter »Eheschliessung etc.«) 67, 149, 223.
Wühlmäuse als Nahrung 110, 444, 450, 523.
Wühlmäuse in der kosmischen Vorstellung 444.
Wühlmäusefang 451, 523.
Wundbehandlung 220.
Wundheilung 220, 464.
Wurfkeulen siehe unter Waffen.
Wurfspeere siehe unter Waffen.
Wurfsteine 120.
Yams 191, 361.
Yulmasse (Sultan) 493.
Yumbuknollen (= Numboknollen) 448, 508.
Zäune (siehe auch Hecken) 3, 103, 149, 158, 158 A, 159, 223, 417, 449, 451, 502, 508, 549
Zahlworte 301.
Zahnbürste 390.
Zahndeformation siehe unter Verunstaltungen, künstliche, des Körpers.
Zahnheilkunde 312 A.
Zahnpflege 390.
Zambezi siehe Sambesi.
Zambesia, Companhia da 543.
Zauberei (siehe auch Amulette und Gottesurteile):
bei den Atonga vom West-Ufer des Njassa 170,
Zauberei:
in Britisch-Zentral-Afrika 311, 520,
im Britischen Njassa-Gebiet 70,
bei den Kondeleuten 219, 310 ff., 320, 325, 353, 359,
in der Lukuledi-Gegend 69 ff., 106,
auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau 170, 315,
am oberen Ruwuma 69,
bei den Wabena 218, 250, 520,
bei den Wabuanji 106, 445,
bei den Wafipa 497,
bei den Wahehe 78, 208, 217 ff., 228,
bei den portugiesischen Wahjao 70, 313,
bei den Wakinga 170, 317, 445,
bei den Wakissi 70,
bei den Wamakonde 69,
bei den Wamakua 69,
bei den Wangoni 69, 107, 150, 169, 219,
bei den britischen Wangoni 70, 150 A,
bei den Wanjika 497,
bei den Wantali 313,
bei den Wapangwa 464,
bei den Wassafua 218,
bei den Wassangu 217, 218.

Regenzauber 69, 218, 277, 315, 320, 414, 497.
Zauber z. Fruchtbarmachen der Felder 70, 106.
Zauber gegen Felddiebe 105, 150, 217, 315.
Zauber gegen Heuschrecken 106, 107.
Zaubermedizin beim Bambusschlagen 315.
Zauber beim Eisenschmelzen und Schmieden 169 ff.
Zauber, um Verborgenes zu erkennen, siehe »Gottesurteile etc.«
Zauber als Heilmittel gegen Krankheiten 69, 150 A, 217, 219, 312, 314.
Zauberei:
Medizin zur Anregung der Laktation 355.
Medizin geg. Giftschlangenbiss 312.
Zauber zum Schutz der Frucht im Mutterleib und zur Erleichterung der Geburt 62.
Zaubermedizin b. Zwillingsgeburten 228, 353.
Zaubermedizin bei der Maturitätsfeier der Mädchen 359.
Liebeszauber 217.
Glückszauber 70.
Zauber zum sich Unsichtbarmachen [70?], 217 A.
Zauberei zur Abhaltung böser Geister 69.
Zauber gegen Landesfeinde 464.
Kriegsmedizin 208, 217 A, 230.
Zauber gegen wilde Tiere 69, 464.
Jagdzauber 78, 217, 520.
Zauberverdacht bei Todesfällen 69, 325.
Zauber, um Menschen zu verderben 69, 70, 217, 218, 311, 313, 314, 325.
Lupembe-Zauber 313 ff.
Kirasso-Zauber 314.
Zauber des bösen Blicks 70.
Hervorzaubern wilder Tiere 313, 317.
Bienenzauber 313 A.
Sich verwandeln in wilde Tiere siehe Mfiti- und Barossi-Glaube.
Verschwinden von Menschen durch Zauberei 445.
Viehverhexen 311, 314,
Zauber, um Vieh zu schützen 314.
Zauber bei Hühner- und Taubenzucht 315, 509, 509 A,

Zauberapotheke usw. 69, 250, 313, 314, 315.
Bereitung v. Zaubermedizin 314.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Zauberei:
Furcht vor als Zaubermedizin erkannten Pflanzen 314.
Zauber mit Leichenteilen 69, 70, 106, 150, 217 A, [330].
Zauber mit Menschenblut 106.
Zauber mit Hühnerblut 313, 313 A.
Zauber mit Schildkrötenblut 315.
Zauber mit dem Blute von erlegten Tieren 520.
Zauber mit Nachgeburt 170.
Zauberkraft des Speichels 228 A, 315.
Lebendigbegraben von Menschen zu Zauberzwecken 106.
Lebendigbegraben von Hühnern zu Zauberzwecken 313.
Zauberhügel 497.
Zauberpfähle 497.

Zauberer 62, 69, 70, 217, [311], 312, 313, 314, 315, 317, 330, 445, 446.
Zauberinnen 69, 70, 217, 310 A, 497.
Zauberkraft der Häuptlinge 69, 208, 217,
Hexenprozesse und Strafe für Zauberei 70, 218, 310, 310 A, 311, 317
Zebra 194, 196, 282, 487, 526.
Zebra als Reittier 365.
Zebra, Immunität gegen Tsetse 365 A.
Zebrafang 526.
Zebramähnen als Kriegsschmuck 234.
Zeichnungen der Eingeborenen siehe Malerei.
Zeitungen in Blantyre 544.
Zelte 21, 23.
Zelteinrichtung 24.
Zentralafrika, Britisch- siehe Britisch-Z.-A.
Zeremonien siehe auch Reinigungszeremonien und unter »Eheschliessung etc.«, »Religion und Ahnenkult«, Maturitätsfeier unt. Kinder usw. usw.
Zeremonien bei der Begrüssung sowie andere Höflichkeitsformen:
zwischen Kondeland und Rukwa-See 495.
bei den Konde-Leuten 341 ff., 350, 351, 353, 354
bei den Wabena 216.
bei den Wahehe 214, 214 A, 216.
bei den Wanjika 495.
bei den Wakinga resp. Wamahassi 447 A.
bei den Wangoni 142, 142 A.
bei den Wassangu 214 A, 216.

Grüsse von seiten der Weiber 142, 214, 214 A, 216, 342
Grüsse von seiten der Kinder 341, 342.
Grussverbot bei Zwillingseltern 353, 354.
Gruss vor Häuptlingen 142, 214, 214 A, 216, 342, 499.
Zeremoniell den Schwiegereltern gegenüber 350, 350 A, 351, 495.
Ackergruss 464.
Anreden in der Pluralform 341.
Anreden mit Ehrentiteln 214 216, 342 A.
Abschiednehmen 341.
Gratulation und Kondolenz 342.
Dankesbezeugung 214, 342, 342 A.

Gesten b. Gruss, Dank usw.:
Händegeben 216, 341.
Umarmen 447 A.
Küssen 214, 214 A.
Hände aufs Haupt legen 342.
Händeklatschen 142 A, 216, 342, 494.
Sich auf die Hinterbacken schlagen 342 A.

Zeremonien bei der Begrüssung sowie andere Höflichkeitsformen:
Gesten b. Gruss, Dank usw.:
Niederknien 214, 342.
Niederhocken, Niederfallen, sich auf den Boden legen, sich im Staubewälzen 142, 216, 342, 350, 499.
Ausspeien 342.
Zibethkatzen, Bearbeitung der Felle von 151.
Ziegen 99, 162, 163, 251, 295, 363, 369, 373, 412, 451, 509.
Ziegenbestand siehe Viehbestand.
Ziegenfleisch 110, 251, 369, 373.
Ziegenkastration 163, 368.
Ziegenkrankheiten [99 A], 436 A.
Ziegenmilch 396.
Ziegenställe siehe Viehställe.
Zierbäume 363.
Zigarren resp. Zigaretten der Eingeborenen 158, 253, 458.
Zithern 238, 338, 458.
Zolleinnahmen 4.
Zollstationen 293, 539.
Zomba (Ort) 538, 539, 544.
Zoologie siehe Fauna.
Zoologisches Sammeln 30, 31, 277, 534, 534 A.
Zubereitung der Speisen siehe unter Nahrung der Eingeborenen und Kochen.
Zuckerexport 557.
Zuckerfabrik 557.
Zuckerrohr 176, 184, 294, 361, 557.
Zuflüsse des Njassasees 400.
Zugang zum Njassasee 396.
Zugnetze 528.
Zwangsarbeit als Strafe 10 A.
Zwergantilopen 196, 435, 486.
Zwergantilopenhörner, Verwendung der 240, 384, 451, 459.
Zwiebeln 361, 508.
Zwillinge, Töten der 62, 496.
Zwillingsgeburt 62, 228, 353 ff., 496.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Druckfehler und Berichtigungen.

Seite 4 Zeile 8 statt »verschiffte: so exportierte« ist zu setzen »exportierte: so verschiffte«.

Seite 4 Zitatenzeile statt »[1]) **17** Anl.« ist zu setzen »[1]) **16** Anl.«

Seite 13 Anm. *) Zeile 6 statt »gegelligem« ist zu setzen »geselligem«.

Seite 14 Zeile 9 statt »Präparaten, Gläsern« ist zu setzen »Präparatengläsern«.

Seite 14 Zeile 17 statt »Tastezirkel« ist zu setzen »Tasterzirkel«.

Seite 19 Zeile 34 statt »weilend« ist zu setzen »weiland«.

Seite 24 Anm. Zeile 2 hinter »Brillenschlangen« einzuschalten »(es handelt sich nach neueren Untersuchungen nicht, wie früher angenommen wurde, um Naja haje, die ägyptische Brillenschlange, sondern um eine äusserlich ähnliche Art, Sepedon hämachates)«.

Seite 30 Zeile 48 statt »Quentoleen ist zu setzen »Guendolen«.

Seite 32 Zeile 6 statt »Götze« ist zu setzen »Goetze«.

Seite 32 Zeile 14 statt »Danz« ist zu setzen »Dantz«.

Seite 32 Marginalienzeile 4 statt »Götze« ist zu setzen »Goetze«.

Seite 35 Zeile 6 statt »Danz« ist zu setzen »Dantz«.

Seite 37 Zeile 12 statt »über dem« ist zu setzen »über den«.

Seite 41 Zeile 33 statt »Linder« ist zu setzen »Lieder«.

Seite 44 Anm. *) Zeile 3 statt »Wamatambue« ist zu setzen »Wamatambwe«.

Seite 50 Anm. **) Zeile 2 statt »Tage« ist zu setzen »Tagereisen«.

Seite 52 Zeile 14 statt »Wamakue« ist zu setzen »Wamakua«.

Seite 56 Anm. *) Zeile 1 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 59 Zeile 37 statt »Rüdels« ist zu setzen »Ruedels«.

Seite 60 Anm. **) Zeile 4 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 61 Zeile 36 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 61 Zitatenzeile 4 statt »[16]) **28**a« ist zu setzen »[16]) **18**a«.

Seite 62 Zeile 20 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 64 Zeile 18 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 64 Zitatenzeile 2 statt »[9]) **28**a bezw. [11]) **28**a« ist zu setzen »[9]) **18**a bezw. [11]) **18**a«.

Seite 65 Zitatenzeile 1 statt »[4]) **28**a« ist zu setzen »[4]) **18**a«.

Seite 66 Zeile 15 statt »Njangao« ist zu setzen »Niangao«.

Seite 66 Zeile 28 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 66 Zeile 31 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 67 Zeile 35 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 68 Zeile 4 statt »Wajakjussa« ist zu setzen »Wanjakjussa«.

Seite 68 Anm. ***) Zeile 1 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 68 Zitatenzeile 1 statt »[3]) **28**a« ist zu setzen »[3]) **18**a«.

Seite 69 Zeile 3 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 69 Zeile 37 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 69 Zitatenzeile 1 statt »[1]) **28**a« ist zu setzen »[1]) **18**a«.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Seite 69 Zitatenzeile 2 statt »[9]) **28**a« ist zu setzen »[9]) **18**a«.

Seite 72 Anm. ††) Zeile 2 statt »meu« ist zu setzen »men«.

Seite 73 Marginalienzeile 2 statt »Oberlippe« ist zu setzen »Unterlippe«.

Seite 74 Zeile 15 statt »Wamatambue« ist zu setzen »Wamatambwe«.

Seite 74 Zeile 16 statt »Tangjanika« ist zu setzen »Tanganjika«.

Seite 74 Anm. **) Zeile 1 statt »Hattia« ist zu setzen »Hatia«.

Seite 76 Zeile 2 von unten statt »Waniamanga« ist zu setzen »Wamanganja«.

Seite 77 Zeile 2 statt »Atongo« ist zu setzen »Atonga«.

Seite 78 Zeile 31 statt »Waniakjussa« ist zu setzen »Wanjakjussa«.

Seite 78 Anm. **) Zeile 4 statt »prüfen« ist zu setzen »preisen«.

Seite 79 Zeile 22 statt »Kohe« ist zu setzen »Kohle«.

Seite 81 Zeile 18 statt »Fig. 19 und 26« ist zu setzen »Fig. 22 und 24«.

Seite 84 Anm. ***) Zeile 1 statt »Kant« ist zu setzen »Kandt«.

Seite 85 Zeile 13 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 85 Zeile 34 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 92 Anm. **) Zeile 1 statt »Ruvuma« ist zu setzen »Ruwuma«.

Seite 92 Anm. **) Zeile 2 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 97 Zeile 18 statt »Mehlreis« ist zu setzen »Mehlbreis«.

Seite 103 Zeile 24 statt »v. Scheele« ist zu setzen »v. Schele«.

Seite 105 Zeile 4 statt »Kiugala« ist zu setzen »Kidugala«.

Seite 105 vorletzte Zeile statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 106 Zeile 1 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 107 Zeile 23 statt »Atongo-Jungen« ist zu setzen »Atonga Jungen«.

Seite 114 Zeile 32 statt »Priese« ist zu setzen »Prise«.

Seite 121 Zeile 10 statt »Lidedisee« ist zu setzen »Lidedesee«.

Seite 122 Zeile 43 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 123 Zeile 5 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 123 Zeile 11 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 123 Zeile 27 statt »Henle« ist zu setzen »Hendle«.

Seite 123 Zeile 51 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 123 vorletzte Zeile statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 127 Zeile 27 statt »auf der zitierten« ist zu setzen »auf die zitierten«.

Seite 134 Zeile 29 statt »Njungumba« ist zu setzen »Njugumba«.

Seite 135 Anm. *) Zeile 2 statt »Mputa Namens, Lupangala« ist zu setzen »Mputa, namens Lupanga«.

Seite 135 Anm. *) Zeile 11 statt »unterworfenen» ist zu setzen »unterworfene«.

Seite 138 Zeile 7, 12, 19, 31 statt »v. Scheele« ist zu setzen »v. Schele«.

Seite 142 Zeile 13 statt »Spiess« ist zu setzen »Spiss«.

Seite 144 Zeile 3 statt »Groses« ist zu setzen »Grosse«.

Seite 147 Zeile 11 statt »regierende« ist zu setzen »regierender«.

Seite 155 Zeile 32 statt »Analoge« ist zu setzen »Analoga«.

Seite 156 Zeile 4 statt »Wamantengo« ist zu setzen »Wamatengo«.

Seite 164 Zeile 5 statt »Acharis« ist zu setzen »Arachis«.

Seite 177 Zeile 37 statt »Njungumba« ist zu setzen »Njugumba«.

Seite 178 Zeile 24 statt »Schuhmann« ist zu setzen »Schumann«.

Seite 178 Zeile 34 statt »Kiwangas« ist zu setzen »Kiwanga«.

Seite 178 Anm. **) statt »Schuhmann« ist zu setzen »Schumann«.

Seite 180 Zeile 14 statt »der Uhehes« ist zu setzen »Uhehes«.

Seite 180 Anm. ***) statt »Kitugula« ist zu setzen »Kidugala«.

Seite 183 Zeile 12 statt »Schuhmann« ist zu setzen »Schumann«.

Seite 183 Zitatenzeile statt »[2]) **40**« ist zu setzen »[2]) **42**«.

Seite 187 Zeile 33 statt »v. Scheele« ist zu setzen »v. Schele«.

Seite 189 Zitatenzeile 1 statt »[1]) **51**« ist zu setzen »[1]) **52**«.

Seite 191 Anm. *) Zeile 2 statt »Engler-Götze« ist zu setzen »Engler-Goetze«.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite 194 Zeile 27 statt »Kitugala« ist zu setzen »Kidugala«.

Seite 200 Zeile 24 statt »Njugumba-Kwawa-Haufe« ist zu setzen »Njugumba-Kwawa-Hause«.

Seite 210 Zeile 16 hat zu lauten »Prince am 31 August 1896 mit nur 118 Mann das mit mindestens 6000 Mann besetzte Kriegs-«

Seite 212 Zeile 22 statt »Beteiligte« ist zu setzen »Beteiligten«.

Seite 212 Anm. ***) Zeile 1 statt »Stirling« ist zu setzen »Stierling«.

Seite 220 Zeile 28 statt »gegenwärtige« ist zu setzen »gegenwärtigen«.

Seite 221 Zeile 10 statt »Nation« ist zu setzen »Station«.

Seite 223 Zeile 2 statt »Kondeleute« ist zu setzen »Kondeleuten«.

Seite 224 Anm. *) Zeile 1 statt »Sigimba« ist zu setzen »Singimba«.

Seite 236 Zeile 7 statt »Wakisi« ist zu setzen »Wakissi«.

Seite 247 Zeile 3 statt »Kitugala« ist zu setzen »Kidugala«.

Seite 250 Zeile 34 statt »Ggawiro« ist zu setzen »Gawiro«.

Seite 255 Unterschrift zu Fig. 125 Zeile 2 statt »Uhehe« ist zu setzen »Ubena«.

Seite 256 Anm. **) statt »af« ist zu setzen »of«.

Seite 265 Zeile 1 und Zeile 3 statt »Dabagga« ist zu setzen »Dabaga«.

Seite 266 Zeile 16 statt »Gröstel« ist zu setzen »Gröschel«.

Seite 268 Zeile 10 statt »das Schema Fig. 131« ist zu setzen »die nebenstehende Skizze«.

Seite 268 Zeile 15 statt »785« ist zu setzen »786«.

Seite 279 Zeile 28 statt »Tb. 54c« ist zu setzen »Tb. 54d«.

Seite 280 Zeile 21 statt »Schuhmann« ist zu setzen »Schumann«.

Seite 301 Anm. **) Zeile 4 statt »Wawemba-Kolonie« ist zu setzen »Wamambwe-Kolonie«.

Seite 303 Zeile 12 statt »Cotterill« ist zu setzen »Cotteril«.

Seite 304 Zeile 12 statt »Koronga's« ist zu setzen »Karonga's«.

Seite 307 Zeile 1 statt »Bezirksamtssekretärs« ist zu setzen »Bezirksamtssekretär«.

Seite 326 Zeile 36 statt »321« ist zu setzen »331«.

Seite 334 Zeile 42 statt »Menschenfesser« ist zu setzen »Menschenfresser«.

Seite 344 Zeile 11 statt »Herren« ist zu setzen »Herrn«.

Seite 348 Zeile 28 statt »528« ist zu setzen »328«.

Seite 350 Zeile 4 statt »zuriichgesandt« ist zu setzen »zurückgesandt«.

Seite 354 Zeile 36 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 355 Zeile 4 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 355 Zeile 11 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 355 Seite 23 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 357 Zeile 3 statt »Rüdel« ist zu setzen »Ruedel«.

Seite 362 Zitatenzeile statt »[5]) **22**« ist zu setzen »[5]) **25**«.

Seite 363 Zeile 1 statt »ist« ist zu setzen »ich«.

Seite 375 Anm. *) Zeile 1 statt »Hanfrauchens« ist zu setzen »Hanfrauchen«.

Seite 380 Zeile 10 statt »Hütten« ist zu setzen »Hütte«.

Seite 384 Zeile 14 statt »Thomsen« ist zu setzen »Thomson«.

Seite 390 Zeile 29 statt »en« ist zu setzen »on«.

Seite 393 Zeile 2 statt »März 1902« ist zu setzen »März 1903«.

Seite 393 Zeile 19 statt »Kamerum« ist zu setzen »Kamerun«.

Seite 393 Zeile 29 statt »constructer« ist zu setzen »constructed«.

Seite 397 Zeile 15 statt »Gingima« ist zu setzen »Gingama«.

Seite 418 Zeile 11 statt »Bamba« ist zu setzen »Mbamba«.

Seite 420 Zeile 14 statt »Bastschürzen« ist zu setzen »Bastschurze«.

Seite 424 Zeile 2 statt »Bd.« ist zu setzen »Cd.«

Seite 435 Zeile 20 statt »Götze« ist zu setzen »Goetze«.

Seite 435 Anm. **) statt »Engler-Götze« ist zu setzen »Engler-Goetze«.

Seite 440 Zeile 7 statt »Merenski« ist zu setzen »Merensky«.

Seite 458 Zeile 30, 31 statt »Rasselbretter« ist zu setzen »Klappern«.

Seite 458 Marginalienzeile 11 statt »Hausmesser« ist zu setzen »Haumesser«.

Seite 479 Zeile 8 statt »Pennisetum« ist zu setzen »Eleusine«.

Seite 486 Zeile 7 statt »Repenpfeifer« ist zu setzen »Regenpfeifer«.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Seite 486 Zeile 40 statt »Ademta« ist zu setzen »Adenota«.

Seite 489 Zeile 21 statt »wurde« ist zu setzen »wurden«.

Seite 489 Anm. *) Zeile 4 statt »Ortspräfexe« ist zu setzen »Ortspräfixe«.

Seite 491 Zeile 14 statt »Wassangu-Häuptlinge« ist zu setzen »Wassafua-Häuptlinge«.

Seite 492 Zeile 10 statt »Muakareri« ist zu setzen »Muakaleli«.

Seite 496 Anm. *) Zeile 6 statt »erwiesen« ist zu setzen »erwähnt«.

Seite 504 Zeile 2 statt »Ussangu« ist zu setzen »Ussafua«.

Seite 530 Zeile 10 statt »Ruhu-Kaskaden« ist zu setzen »Ruhuhu-Kaskaden«.

Seite 544 Zeile 3 statt »Mpimbue« ist zu setzen »Mpimbi«.

Seite 559 vorletzte Zeile statt »Britsh« ist zu setzen »British«.

Seite 560 Zeile 19 statt »Ambrosios« ist zu setzen »Ambrosius«.

Seite 567 Zeile 22 statt »[V, 24]« ist zu setzen »[IV, 24]«.

DF. 1792

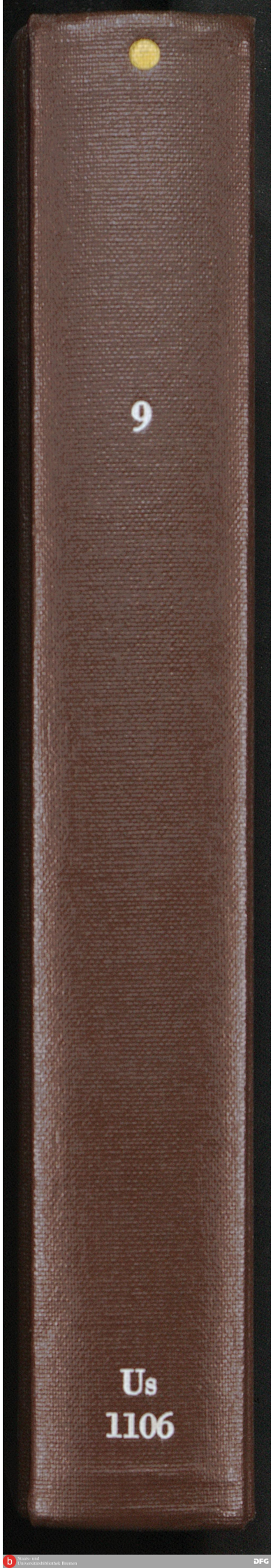
Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

SBB
N12<130084884010
Kopp OKT. 1985

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG